Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 1. Freitag, 3. Januar 1862.

Prost Neujahr!

Theilweise auf das Land verlaufen hat sich aus der Stadt die moderne Begrüßung: „Prost Neujahr!" — „Ein glückseliges neues Jahr!" lautete der Wunsch sonst, und es war ächte, praktische Volkspoesie, wenn im Dorfe die Gratulantenbuben von Haus zu Haus gingen und sangen:

»Glückseliges Neujohr,
Ein Stück vom Säuohr!
Freudenreich,
Friedensreich,
Gebt mir's gleich,
So eß ich's gleich!«

Die Erinnerung daran haucht denn auch mich noch immer so poetisch an, daß ich ihr in folgenden Versen gerecht werde:

Ein glücksel'ges neues Jahr!

Nicht in schön gefügten Phrasen,
Aber aus des Herzens Grund
Grüßt, wenn Zwölf die Wächter blasen,
Schlicht noch heut des Volkes Mund,
Wie es Brauch der Väter war:
»Ein glücksel'ges neues Jahr!«

Sinnig liebe, traute Worte,
Die mich immerdar entzückt,
Wenn sich froh im Heimathorte
Freund und Nachbar ausgedrückt
Durch des alten Spruches Wahl
Ihrer Wünsche ganze Zahl!

Wenn der Bursche leis dem Mädchen,
Ward es seiner nicht gewahr,
Klopfte an dem Fensterlädchen:
»Ein glücksel'ges neues Jahr!«
Und durch dieses Grußes Bann
Ihr das Neujahr abgewann.

Sinnig liebe, traute Worte,
Die mein Ohr so gern vernahm,
Wenn der Arme zu der Pforte
Meines Vaterhauses kam,
Und dazu sein »Freudenreich«
Wünschte und sein »Gebt mir's gleich!«

Wenn den Pathen und den Gothen
Von der kleinen Pathenschaar
Ward der fromme Gruß entboten:
»Ein glücksel'ges neues Jahr!«
Und das Völkchen froh als Lohn
Seine Wecke trug davon.

Ob ein Herz in Lust geschlagen
Durch des alten Jahres Gang,
Oder blutend Leid getragen,
Hat kein Wunsch so süßen Klang,
Als der alte Spruch, fürwahr:
»Ein glücksel'ges neues Jahr!«

Und so sey denn auch gesungen
Dir zum Gruß, mein Vaterland,
Wenn die Glocke Zwölf geklungen,
Freudig an des Volkes Hand,
Wie es Brauch der Väter war,
»Ein glücksel'ges neues Jahr!«

Die Kokette.

Novelle von Emmy von Roden.

Frau Hilbert war eine durchaus rechtschaffene Frau. Schaffen und Wirken von früh bis in die Nacht war ihre Losung. Nie war sie müßig. Nicht einmal Zeit nahm sie sich, ein gutes Buch zu lesen, „denn," sagte sie, „abgesehen davon, daß uns die Bücher den Kopf verdrehen, rauben sie uns auch noch das kostbare Gut — Zeit, und verlorene Zeit kann nichts wieder einbringen."

Diesen höchst praktischen Sinn mochte ihr wohl erst die bittere Schule des Lebens gegeben haben, denn früh, in ihrer ersten Blüthezeit, hatte sie auch so etwas von Poesie empfunden, davon gab auch noch das alte Album mit den vergilbten Blättern Zeugniß. Wie schöne schwärmerische Gedichte hatte sie nicht da hinein geschrieben, und zwischen den Blättern lag auch noch hier und da ein verwelktes Blatt oder eine Blume, Andenken aus alter, alter Zeit. Und wenn Frau Hilbert einmal wieder zufällig unter „alten Scharteken", wie sie es nannte, herumkramte und ihr Blick auf diese Reliquien fiel, lächelte sie mitleidig und murmelte so etwas von „dummes Zeug", „Kindereien", aber sie hatte doch nicht das Herz, das dumme Zeug zu vernichten, es wurde immer wieder in das verborgene Fach im Sekretär gesteckt. —

So alte Erinnerungen bleiben stets ein kleines Heiligthum; wenn auch Schicksale das Herz verhärtet haben, — eine weiche Stelle bleibt, und das ist der Rückblick auf die Jugendzeit.

Verhärtet war nun freilich Frau Hilbert's Herz nicht. Ein mühevoller Lebensweg hatte ihr einen festen, fast männlichen Charakter gegeben, aber unter dieser rauhen Schaale schlug das beste Herz. Früh hatte sie ihren Mann verloren. Er war Beamter gewesen und sie hatte ihn innig geliebt. Nun stand sie verlassen da, die kleine Pension bot ihr nur eine geringe Unterstützung, und die große Verpflichtung, eine Familie zu versorgen, ruhte allein auf ihren Schultern. Fünf Kinder wollten versorgt seyn. Ihr starker Geist, ihre rastlose Thätigkeit halfen ihr über den entsetzlichen Schmerz hinweg und Gott gab ihr Kraft und Segen zu ihrem großen Werke. Die Kinder wuchsen heran. Die beiden ältesten Knaben wurden tüchtige Kaufleute, zwei Töchter waren glücklich verheirathet, nun war ihr nur noch die Jüngste geblieben, ihr Liebling, weil sie das „Nestküken" war.

Die beiden ältern Schwestern hatten der Mutter oft schon Vorwürfe gemacht, daß sie der Johanna viel mehr nachsähe, als ihnen, aber sie hatten immer dieselbe Antwort bekommen, „lasset mich, ich weiß, was ich thue. Die Johanna ist aus anderem Guß als Ihr. Sie darf nicht angestrengt werden. Sie soll lange schlafen und spazieren gehen, hat der Arzt gesagt, und so wird's gehalten, damit Punktum! Das Mädchen wird schon eine Partie danach machen, daß sie's haben kann." Sie sagte diese Worte mit solcher Sicherheit, als wenn das schon eine abgemachte Sache wäre.

Es war ihr gelungen, die beiden ältesten Töchter anzubringen, da konnte es Johanna nicht fehlen, die war ja schön wie keines ihrer Kinder. Und darin hatte Frau Hilbert Recht.

Diese schlanke Gestalt mit dem hellblonden zurückgescheitelten Haare, die tiefblauen Augen, die sie so eigenthümlich langsam aufzuschlagen wußte, der kleine, reizende Mund, um den fortwährend ein kokettes Lächeln zuckte, um eine Reihe blendendweißer Zähne zu zeigen, bildeten ein so harmonisches Ganze, daß Jeder, selbst ihre Neiderinnen — und sie hatte deren viel — zugestehen mußte: Johanna ist ein überaus liebliches Geschöpf.

In allen Gesellschaften war sie die Gefeiertste, nicht allein ihrer Schönheit willen, — nein, es lag ein Zauber in ihrem Wesen, der die Männer besonders an sie fesselte. Die kalte Freundlichkeit, mit der sie Alle ohne Ausnahme behandelte, stieß ab und zog an zu gleicher Zeit. Jeder wollte gern dies kalte Herz ergründen, sie einmal nur aus ihrer ewiggleichen Ruhe herausreißen, aber vergebens, bis jetzt hatte sich Niemand solcher Gunst zu rühmen gewußt, sie blieb wie sie war, freundlich, aber unbeweglich.

In der ganzen Stadt wußte man, daß der junge Assessor Schütz Johanna vor allen jungen Mädchen auszeichnete und diese konnten nicht begreifen, wie es möglich sey, daß Johanna die Huldigungen eines so liebenswürdigen Mannes mit solcher Ruhe annehmen könne. Schütz vereinigte Alles in sich, was den kühnen Träumen eines Mädchenherzens entsprach. Mit einem männlich schönen Aeußern verband er die liebenswürdigsten Eigenschaften. So manche Mutter wünschte im Stillen solch einen Mann für ihre Tochter, und manches Mädchenauge ruhte mit Interesse auf ihm.

Frau Hilbert sah mit innerlichem Wohlbehagen die Huldigungen des Assessors mit an und ärgerlich schüttelte sie schweigend den Kopf, wenn sie sah, wie kalt und abweisend das Mädchen sich betragen konnte.

In diesem Augenblicke saßen Mutter und Tochter in dem Wohnzimmer und arbeiteten. Das Zimmerchen machte einen überaus gemüthlichen Eindruck. Ohne elegant zu seyn, war Alles mit Geschmack und einer gewissen Koketterie geordnet. Die Blumen sahen frisch und staublos aus, das gelbe Vogelbauer glänzte beim Schein der Lampe wie helles Gold. Stickereien und Decken erhöhten noch die Behaglichkeit des kleinen Gemaches.

Eine Zeitlang arbeiteten Beide schweigend neben einander und man hörte nur das leise Summen der Theemaschine, das so geheimnißvolle, traulich liebe Bilder in uns wach zu rufen weiß. Endlich erhob sich Johanna, bereitete den Thee und indem

sie ihrer Mutter eine Tasse reichte, legte sie den Arm schmeichelnd um ihren Hals: „Du bist so still, Mütterchen, fehlt Dir etwas?“

Die Frau legte die Nadel nieder, schob die dunkle Hornbrille in die Höhe und sah ihrer Tochter einen Augenblick fest und ernst in das Auge. „Ja, Kind,“ entgegnete sie, „Du hast Recht, mir fehlt etwas, Du gefällst mir nicht.“

„Das kann Dein Ernst nicht seyn, Mutter, ich bin mir keines Unrechtes bewußt.“

„Nicht? Dann sage mir, wie ich Dein Benehmen dem Assessor gegenüber deuten soll. Heute bevorzugst Du ihn auffallend und morgen stößt Du ihn mit schroffer Kälte zurück und doch weiß ich, daß er Dir nicht gleichgiltig ist. Das ist mir eine sonderbare Art, seine Liebe zu beweisen.“

„Liebe?“ rief Johanna erstaunt und eine leise Röthe überflog ihr Gesicht. „Mein Herz fühlt sich frei davon, Mutter; noch habe ich nicht daran gedacht, Schütz an mich zu fesseln.“

(Fortsetzung folgt.)

Die mitternächtige Beichte.

Von Eduard Kauffer *).

Tiefe Nacht bedeckte die Erde. Des Himmels brennende Blumenkelche, die Sterne, traten nur zuweilen, sobald der mächtig daherbrausende Sturm die Wolken zertheilte, mit ungewissem Schein aus dem gespenstigen Dunkel. Der zweigehörnte Mond — ein einsames Segel auf dem unermeßlichen Meere — glitt durch die Nacht und sandte matte Strahlen zur schlafenden Flur, zu den noch immer dunkelgrünen Wiesen, zur herbstlichen Oede der Felder und des Waldes. Ueber die gelben Stoppeln rollten kalte Luftströme, bald anschwellend bis zur Gewalt des Sturmes, bald in sich selbst zusammensinkend zum kaum vernehmbar leisen Geflüster.

In jenen dichten Wäldern, welche den Herzschlag Sachsens und Böhmens zugleich belauschen, auf dem Gebirgskamm, der edles Erz in seinem Schooße trägt, liegt auf sächsischer Seite ein Dorf, abgeschieden von der Welt, eine Insel im grünen Meere von Tannen und Kiefern. Der Mittelpunkt des Dorfes wird von der Kirche und von der Pfarrwohnung gebildet. Letztere ist ein altes, düsteres Gebäude, dessen erster Stock die Aussicht auf die stillen Wohnungen der Heimgegangenen gewährt.

In der Nacht, von welcher die Rede ist, schritt langsam ein Wanderer den Weg entlang, der aus dem Walde zum Dorfe führt.

Die Glocke schlug elf. Des Nachtwächters Horn ertönte zwischen den Häusergruppen, eine schnarrende Stimme wurde laut, welche die Stunde absang ... „lobet Gott den Herrn!“ ... und Alles wurde still wie zuvor. Nur hin und wieder schlugen, einander antwortend, halbwilde Kettenhunde an, wüthend nach dem eigenen Schatten beißend.

Als der Wanderer das erste Haus, wo noch durch eine Spalte der geschlossenen Läden Licht schimmerte, erreicht hatte, klopfte er. Einen Augenblick später wurde die mit Eisen beschlagene Thüre geöffnet, eine bejahrte Frau, einen brennenden Kienspan in der Hand, erschien auf der Schwelle. Ein wolfähnlicher Kettenhund sprang mit heulendem Gebell an der Umzäunung des Hauses in die Höhe, die funkelnden Augen auf die unbekannte nächtige Gestalt gerichtet.

Der Fremde grüßte und erkundigte sich nach dem Wege zur Pfarrwohnung, der ihm bereitwillig angegeben wurde. Aber noch zögerte er zu gehen. Langsam, wie zu sich selbst, sprach er: „Ich habe mit dem Pfarrer zu reden, doch es ist schon spät.“

Die Greisin streckte den Kienspan weiter hinaus und betrachtete bei seinem Fackelschein das kummervolle Gesicht des Wanderers.

„Ihr habt ein Anliegen an den Pfarrer?“

„Ein dringendes, unaufschiebbares —“

„So geht immerhin zu ihm! Der gute alte Herr weist Niemanden von sich, der seines Rathes oder seines Trostes bedarf. Er ist der Vater des Dorfes.“

Der Nachtgänger dankte und setzte seinen Weg nach dem Dorfe fort, die alte Erzgebirgerin aber schloß kopfschüttelnd die schwere Thüre, die sie zum Ueberfluß noch mit einem breiten Riegel verwahrte.

Der Reisende — so viel hatte sich bei dem rothen Schein des Kienspans erkennen lassen — war hoch und schlank gewachsen, nicht mehr jung oder früh gealtert. Ein schwarzer Bart umrahmte Wangen und Lippen, die Augen waren von dunkeln Brauen beschattet. Auf dem Gesichte hatte tiefer Kummer sein Schmerzenlager aufgeschlagen, die Augen irrten umher, an den Mundwinkeln zuckte es zuweilen krampfhaft. Der Mann war offenbar stark und kräftig

*) Eduard Kauffer hat bei H. Hübner in Leipzig unter dem Titel „Am heimischen Heerd“ zwei Bände volksthümlicher Erzählungen, Novellen, Bilder ꝛc. herausgegeben. Namentlich der erste Band führt uns manchen historischen, aber auch düstern und blutigen oder sagenhaften Stoff aus dem engeren Vaterlande vor, der die Aufmerksamkeit der Leser gewinnen und die Anschauungen aus früherer Zeit lohnen wird. Von einigen der kürzeren Erzählungen, welche in ihrer einfachen und lebendigen Behandlung besonders gelungen sind, ist die hier abgedruckte eine Probe.

gewesen; aber jetzt lag in seinem ganzen Wesen so viel Schlaffes, Hinsterbendes, daß sein Anblick unwillkürlich an hoffnungslose Kranke erinnerte.

Bald war der Reisende an dem Steinviereck angekommen, welches die Kirchhofsmauern bildete. Die Wetterfahne auf dem Kirchthurme schrillte und schickte seufzende Klagen nieder zu dem Rosen- und Fliederstrauchwerk auf den Gräbern. Hart neben der Kirche lag das alte, von Stein aufgeführte, schmucklose Pfarrhaus.

Der Wanderer pochte, alle Kraft aufbietend, an die Thüre. Ein Fenster im oberen Stockwerk wurde geöffnet.

„Was gibt es?" rief eine milde männliche Stimme. „Wer verlangt nach mir?" Es war der Pfarrer.

„Wenn Sie der Seelenhirt dieser Gemeinde sind," sagte bittend der Fremde, „so weisen Sie einen Unglücklichen, der Ihre Schwelle sucht, nicht zurück. Es ist ein armer, lebensmüder Wanderer, der vor Ihnen steht und nach Ihrem geistlichen Troste verlangt. Ich wünsche zu beichten, Herr Pfarrer."

„Aber diese ungewöhnliche Zeit — — Mitternacht ist nahe!"

„O seyen Sie großmüthig!" flehte der Fremde. „Nicht lange werde ich Sie in Anspruch nehmen. Der Himmel wird Ihnen vergelten, was Sie an einem gebrochenen Herzen thun. Ich fühle, daß ich sterbe."

Der Pfarrer, durch diese Worte erschüttert, öffnete dem geheimnißvollen Kommunikanten und führte ihn in seine Studirstube, wo er den Wankenden einlud, sich zu setzen. Dieser sank auf einen Stuhl.

Des Pfarrers klares Auge haftete mild forschend auf seinem Gaste. . . .

„Ich sagte Ihnen schon, daß ich bald sterben werde. Wollen Sie die Beichte eines Verzweifelnden hören?"

„Beichten Sie! Der Herr ist nahe Allen, die ihn anrufen, Allen, die ihn mit Ernst anrufen."

„Ich habe schwere Schuld auf mich geladen."

„Und wenn Euere Sünden blutroth sind, sollen sie doch schneeweiß werden."

„Ich wage nichts mehr zu hoffen —"

„In der Schrift heißt es: Siehe um Trost war mir sehr bange. Du aber hast dich meiner Seele herzlich angenommen, daß sie nicht verdürbe; denn du wirfst alle meine Sünden hinter dich zurück."

„Wohlan, so hören Sie mein Bekenntniß, Herr Pfarrer!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Eduard Devrient theilt im vierten Bande der „Geschichte der deutschen Schauspielkunst", in dem Kapitel, „die künstlerische Demoralisation", folgende charakteristische und unterhaltende Anekdoten von dem Bildungsgrade mancher Intendanten mit: So heißt es z. B. auf S. 192—193 wörtlich: „Der Intendant eines königlichen Hoftheaters nannte während seiner langjährigen Amtsführung die Spontinische Oper (Vestalin) nie anders als die „Westphalin". Er wollte „Ferdinand Cortez" nicht zum Geburtstag des Landesherrn aufführen lassen, weil er besorgte, die Bärenmützen würden dazu nicht eintreffen, die er in einem Nachbarstaate von einem aufgelösten Grenadierbataillon hatte ankaufen lassen. Ob er die Mexikaner oder Spanier mit diesen Bärenmützen bedacht hatte, ist unentschieden. Ein anderer wies den Pauker mit seiner Bitte um Gehaltszulage zurück: er solle erst fleißiger werden; er beobachte ihn aus seiner Loge fortwährend und sehe, wie selten er zuschlüge. Ein dritter, den die Darstellerin der Orsina um ein neues Kleid dazu ansprach, zeigte ihr den Anschlagzettel, wie weit unten sie im Personalverzeichnisse stehe. Erst wenn sie weiter oben stände, könne sie um ein neues Kleid ansprechen. Ein vierter vermißte bei einer Balletvorstellung, daß der Apollo kein Kasket trüge. Der Balletmeister erklärte, warum er eine Sonne an der Stirne und kein Kasket habe. „Er soll ein Kaschket aufsetzen," war die Erwiederung, und als der Balletmeister seine Vorstellung erneute, weil man die Veränderung des Attributs ihm für einen Fehler anrechnen werde, lautete der Entscheid: „der Apollo soll ein Kaschket aufsetzen, oder ich schick' ihn auf die Wacht und den Balletmeister dazu," worauf denn Appollo mit dem Kasket tanzte.

Eine dem Haberfeldtreiben ähnliche Volksjustiz hat sich in der Gegend von Göppingen erhalten. Wird in einem Dorfe kund, daß eine Ehefrau von ihrem Manne thätlich mißhandelt worden, so verbreitet sich alsbald die Kunde: Heute Nacht wird dem N. N. geknällt. Gegen 11 Uhr Nachts vernimmt man einzelnes Peitschengeknall, bis das Knallen zu einer Stärke anwächst, wie von einem militärischen Rottenfeuer. Wieder lautlose Stille, eine Stimme ahmt das Jammern der mißhandelten Frau, eine andere Rumoren des zornigen Gatten nach. Wagt dieser aber sich in den tobenden Haufen, so empfindet er die Peitschen auf seinem Rücken.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 2. Sonntag, 5. Januar 1862.

Die Kokette.

(Fortsetzung.)

„Wo hinaus soll denn dies Spiel gehen? Solltest Du allein blind für die Vorzüge dieses Mannes seyn? Siehst Du nicht ein, daß jedes Mädchen mit Vergnügen eine Partie machen würde, die Du vielleicht leichtsinnig verscherzen wirst?“

„Gute Mutter, quäle mich nicht mit Heiraths-plänen, Du weißt, daß es für mich kein langweiligeres Kapitel geben kann. Bedenke, ich bin erst achtzehn Jahr.“

Frau Hilbert zog die Stirn in Falten. Es war ihr höchst verdrießlich, mit ihrer Lieblingsidee auf so harten Wiederstand zu stoßen. Heirathsprojekte waren von jeher ihre schwache Seite gewesen. „Denn,“ sagte sie, „wahres Glück kann ein Mädchen nur in der Ehe finden.“ Dies mochte wohl daher kommen, daß sie den Maßstab an ihre eigene höchst glückliche Ehe legte.

„Du sprichst wie ein Kind, Mädchen,“ sagte sie, „ich hätte Dir mehr Klugheit zugetraut. Die paar Jugendjahre gehen hin und dann ist's aus mit der Schönheit; Vermögen hast Du nicht, was willst Du beginnen, wenn ich todt bin? In meiner Jugend dachte man anders, da galt noch der Wunsch der Eltern etwas; aber das war auch die gute alte Zeit, seitdem hat sich Vieles verändert, das Ei will jetzt klüger seyn als die Henne, und woher kommt das? weil die unglückseligen Romanideen Euch den Kopf verwirren. Ging's nach mir, so würde der ganze unnütze Kram verbrannt.“

Sie erhob sich bei diesen letzten Worten ärgerlich und verließ das Zimmer. Johanna ging an's Fenster und schaute träumend zu den Sternen auf. Und wie die kleinen Lichter unruhig flimmernd zu ihr niederschauten, so gaben sie ein Bild von ihrem eigenen Herzen. Tausend wiederstreitende Gefühle waren in ihr wachgerufen und eine helle Röthe flammte über ihr Gesicht, wenn sie daran dachte, daß die Mutter mit unzarter Hand in die Tiefe ihres Herzens gegriffen hatte.

Das erste Aufblühen einer Liebe ist wie eine Sinnpflanze, die sich bei der leisesten Berührung zusammen zieht.

Johanna fühlte wohl, daß ihr Schütz mehr Interesse eingeflößt hatte, als je ein anderer Mann, aber es empörte ihren Stolz, zu denken, daß dieses eben erst im Entstehen begriffene Verhältniß schon beobachtet werde.

Sie war ein schwer zu ergründender Charakter. Von einem seltenen Wiederspruchgeist beseelt, konnte sie, wenn sie am tiefsten fühlte, den Anschein der größten Kälte haben. Leichten Sinn und Tändelei hatte sie oft den ernsthaftesten Gefühlen entgegengesetzt, oder sie war mit überlegter Koketterie ganz und gar darüber hinweggegangen. Auch Schütz gegenüber konnte sie sich von diesem Vorwurf nicht freisprechen. Deßhalb hatten auch die ernsten Worte sie um so härter getroffen.

In tiefem Nachdenken stand sie da und wie sie den Blick unverwandt nach oben gerichtet hatte, glich sie einem Marmorbilde.

Leise hatte es angepocht, — sie hörte es nicht. Es öffnete sich die Thür, — sie wandte sich nicht um. Plötzlich erbebte sie leise, denn es stand ein Mann vor ihr. — Und dieser Mann war Schütz. — Aber es war nur ein Moment, dann fand sie sich wieder. Wie er ihr die Hand zum Gruße bot, da legte sie ruhig die ihrige hinein.

„Sie haben mich überrascht, wo kommen Sie her?“ sagte sie mit leise bebender Stimme, so leise, daß nur ein genauer Beobachter dasselbe herausfühlen konnte.

Heinrich Schütz fühlte es und der Instinkt der Liebe sagte ihm, daß dieses Beben ihm gelte. Noch hielt er ihre Hand fest in der seinen und ehe sie dieselbe ihm entziehen konnte, hatte er einen Kuß darauf gehaucht.

„Wo weilten Ihre Gedanken, Johanna?" — zum ersten Male nannte er sie bei ihrem Taufnamen, — „daß Sie Alles um sich her vergessen konnten? Glücklich der Gegenstand, der Sie so zu fesseln vermochte."

In diesem Augenblicke wußte Johanna, daß sie Schütz liebe. Der Kuß hatte sie leise durchzuckt, allein um nichts in der Welt wollte sie diese Bewegung, die sie zum ersten Male einem Manne gegenüber empfand, verrathen. Mit scherzendem Tone antwortete sie:

„Mädchen haben Träume, Herr Assessor, und die sind für den kalt berechnenden Mann unergründlich, weil er sie nicht begreifen kann."

„Sie haben Recht, Johanna, Mädchen haben Träume. Doch, lassen Sie mich offen zu Ihnen sprechen; bis jetzt hatte ich Ihr Herz von dieser Schwärmerei frei geglaubt. Nur gefühlvolle Wesen können träumen, aber Sie — Sie" — der Assessor hielt zögernd inne. — —

„Nun ich — sprechen Sie aus," rief Johanna erwartungsvoll. —

„Darf ich volle Wahrheit sprechen, selbst auf die Gefahr hin, daß dieselbe bitter ist?"

„Ja, ja, Sie dürfen, — ich ertheile Ihnen im Voraus Absolution," und Johanna sah mit dem alten bezaubernden Lächeln zu Schütz auf. Jetzt war keine Spur mehr von innerer Aufregung zu entdecken. —

„Wohlan denn, Sie können nur berechnen!" —

Johanna biß die Lippen fest auf einander, das hatte sie nicht erwartet. Und doppelt schwer traf dieses Wort ihr Herz, weil sie die volle Wahrheit desselben fühlte. Das Lächeln schwand aus ihrem Gesichte und mit einem Anfluge von Bitterkeit sagte sie:

„Also eine Kokette ohne Herz."

„Nicht ganz so hart, Johanna, als dieses Wort klingt. Ich glaube eher, Sie zeigen oft eine Kälte, wo Sie ebenso warm und tief empfinden, als irgend eine Ihrer Schwestern."

Johanna zuckte leicht zusammen. Es that ihr weh und wohl zugleich, sich von diesem Manne ganz erkannt zu sehen. Sie lehnte ihre heiße Stirn gegen die kalte Scheibe des Fensters. Draußen schien der Mond klar und hell auf den flimmernden Schnee im Garten, und doch blieb dieser starr und kalt.

In Johanna's Herz war ein Strahl wahrer Liebe gedrungen, aber der Dämon in ihrer Brust hatte noch zu viel Macht über sie, als daß sie so schnell sich diesem neuen Eindrucke hätte hingeben können.

Schütz schien zu ahnen, was in ihr vorging. Er trat zu ihr.

„Johanna," sprach er mit ruhiger und doch weicher Stimme, „kann es Sie verletzen, wenn ich Ihnen wahr und offen gestehe, welchen Eindruck Sie auf mich machen. Fühlen Sie nicht, daß nur die innigste Theilnahme mich hierzu treibt? Empfinden Sie nicht, daß ein Mann nur gegen das Mädchen ganz — ganz wahr seyn kann, das er achtet, — das er —", er vollendete seine Worte nicht. Ob Johanna ihn verstand? Er sah, wie ihr Busen sich rasch hob und senkte, er bemerkte ihre Aufregung — aber sie schwieg. —

(Fortsetzung folgt.)

Die mitternächtige Beichte.

(Fortsetzung.)

Der Fremde stand in tiefster Bewegung auf, öffnete sein Reisebündel und langte ein Kästchen von Ebenholz hervor. Er schloß es auf und schlug den Deckel zurück: „Sehen Sie, Herr Pfarrer!" Der Pfarrer blickte hin und schauderte: denn in dem Kästchen lag, von Spezereien umgeben, eine zarte, weibliche Hand, und wohlerhalten, als wäre sie eben erst vom Arm gelöst worden. . . .

„Hören Sie mich jetzt, Hochwürden!" sagte der Fremde, vor dem Pfarrer niederknieend, der ihn schmerzlich bewegt betrachtete. „Was und wer ich bin, bleibe für immer ein Geheimniß. Ich übergehe meine glückliche Jugend, um sogleich die Ereignisse zu berühren, die mich so namenlos elend gemacht haben. — Es mag zehn Jahre her seyn, als ich in der Residenz, wo ich mich damals aufhielt, die Bekanntschaft eines vortrefflichen jungen Mannes machte. Anton war jung, reich, liebenswürdig, aber häßlich wie die Nacht. Das war sein Kummer. Sein Haar war roth und struppig, sein Mund breit, seine Nase plattgedrückt. Aber welch' schöne Seele wohnte in dieser unscheinbaren Hülle, die Vielen lächerlich erschien! Anton glänzte durch einen Verein der vorzüglichsten Eigenschaften: er war redlich, mildthätig, gefällig, bescheiden, sein Ruf tadellos wie seine Aufführung, seine Talente nicht minder groß als sein Eifer, sie auszubilden. Vernehmen Sie, wie ich Anton kennen lernte! Ich badete eines Tages im Strom, als ich von einem Krampf befallen wurde, der mich gänzlich lähmte. Die Willenskraft machte erfolglose Anstrengungen, die Erstarrung zu besiegen: ich fing an zu sinken und war nicht einmal im Stande, nach Hilfe zu rufen. In diesem fürchterlichen Augenblicke, als ich mich schon für verloren gab und meine Lebensgeister entflohen, fühlte ich mich von starker Hand gepackt

und ans Land gezogen. Hier wurde ich ohnmächtig. Als ich wieder zu mir kam, sah ich einen jungen Mann über mich gebeugt, der mich mit theilnehmenden Augen betrachtete. „Gott sey Dank, er lebt!" rief er, als ich die Augen aufschlug. Ich wollte sprechen, aber er wehrte mir. Ich bemerkte jetzt, daß sich eine Menge Neugieriger um uns versammelt hatten, und wurde unruhig. Da rief der junge Mann seinen in der Nähe haltenden Wagen herbei, trug mich mit Hilfe seines Bedienten in denselben, brachte mich nach Hause und verließ mich nicht eher, bis der herbeigerufene Arzt ihn über meinen Zustand beruhigt hatte. Der junge Mann war Anton: er hatte mich den todtbringenden Wellen entrissen. Am andern Morgen erschien er wieder bei mir und erkundigte sich nach meinem Befinden. Ich dankte ihm mit freundlichen Worten für seine kühne That; denn Anton war, wie ich erfuhr, im Schwimmen sehr wenig erfahren, und mehr seine Verwegenheit rettete mein Leben. Der Häßliche that, als hörte er mich nicht.

„Ich betrachte Sie als mein Eigenthum," sprach er ausweichend mit gutmüthigem Lächeln. „Wenigstens habe ich, wie Sie sagten, durch den Vorfall von gestern einigen Anspruch auf Ihr Leben. Meinen Sie dies im Ernst, so würde ich auf der Stelle von meiner Obergewalt über Sie Gebrauch machen und Sie bitten, den heutigen Tag mit mir zu verleben." — „Der heutige Tag, mein ganzes Leben gehört Ihnen." — „Das ist ein zu kostbares Geschenk. Sie sind nicht älter als ich und haben noch lange zu leben." — „Ich bin vierundzwanzig Jahre." — „Und ich zähle ein Jahr mehr. Seyen wir Freunde und gute Kameraden!" Wir schlossen den Bund der Freundschaft mit deutschem Händedruck, frühstückten zusammen und fuhren nach ein Uhr auf Antons eine Meile von der Hauptstadt gelegenes Landgut. „**Eh bien!**" sagte der Häßliche unterwegs zu mir, „ich habe vergessen Ihnen zu sagen, daß ich verheirathet bin. Ich habe meiner Livia von Ihnen erzählt. Es wird ihr Freude machen, von Ihnen selbst zu erfahren, daß das gestrige Abenteuer ohne nachtheilige Folgen für Sie geblieben ist. Sie ist so gut, über alle Beschreibung gut." Anton plauderte in dieser Weise fort und entwarf ein reizendes Bild von seiner angebeteten Frau und dem Glück, das er an ihrer Seite gefunden. Sie war sein Stolz, seine Freude, sein ganzes Glück, sein Leben selbst. Er liebte sie grenzenlos, das ging aus allen seinen Worten hervor. Daß sie ihm, dem Häßlichen, ihre Hand gereicht, darin sah er nicht sowohl einen einfachen Beweis ihrer Liebe, als vielmehr ein Opfer, das ihm ihre Liebe gebracht, eine heroische That.... Unter solchem Geplauder kamen wir auf Antons Landhause an. Mein Freund hatte nur die Wahrheit gesagt, wenn er seine Frau liebenswürdig und schön nannte. Livia, der er mich vorstellte, war reizend wie Byron's Julia, ihr Auge groß und schwarz, und wenn sie sprach, rollte daraus ein halberstícktes Feuer. Dunkle Haarwellen umzogen eine von Geist belebte Stirn. Die von leisem Roth angehauchte Wange bebte oft röther auf, durchsichtig und gluthenklar, als ob Licht und Sonnenschein in ihren Adern flössen. Ihr rosiger Mund verschloß zwei Reihen kleiner Elfenbeinzähne, die blüthenrein sichtbar wurden, wenn sie lächelte. Ein Meisterwerk der Schöpfung aber war ihre Hand, diese kleine lilienweiße Hand aus Schneeflocken und Rosenduft. Man konnte diese verführerischen Grübchen, diese atlasweichen Finger, diese morgenroth schimmernden Nägel nicht sehen, ohne von ihrer märchenhaften Schönheit entzückt zu werden. Es lag etwas wunderbar Fesselndes und Verlockendes in dieser kleinen Hand. Sie fesselte und verlockte auch mich. Ich sah Livia und liebte sie von dem Augenblick an, wo ich sie sah.

„Ich will Sie, hochwürdiger Vater, nicht ermüden mit der Beschreibung der unseligen Leidenschaft, die mich ergriff. Erfahren Sie nur, in welchen Abgrund von Elend und Sünde sie mich stürzte. War es Verhängniß, war es Sinnlichkeit, Livia theilte bald die Empfindungen, denen ich mich rücksichtslos hingab. Ich besuchte Antons Landhaus öfter, ich verweilte Tage lang bei meinem Freunde, das Verständniß mit Livia kam von selbst, wir sündigten. . . . Der arglose, keines Betrugs fähige Anton wurde lange von uns getäuscht und erst nach Verlauf eines Jahres entdeckte ihm ein Zufall die Schuld, die mich und Livia befleckte. Unsere Leidenschaft war in diesem Zeitraum wo möglich noch gewachsen, ja sie verblendete uns dergestalt, daß wir im Ernst daran dachten, Anton zu beseitigen, um unserer Liebe ohne Hinderniß leben zu können.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Wien. Eine originelle Bettlergeschichte wird von der Riedl'schen Korrespondenz mitgetheilt. Bei einer am Heumarktglacis Nro. 496 wohnhaften Frau, der Gattin eines Amtsdieners, erschien seit mehreren Jahren wöchentlich einmal ein Mann, der um Almosen bat und regelmäßig einen Kreuzer erhielt. Vor Kurzem kam nur die Frau mit ihrem

Manne in Neuling's Brauhaus in der Untergasse, woselbst sich ein Militär-Musikkorps produzirte. Die Beiden nahmen an einem Tische Platz, und bald darauf erblickte die Amtsdienersgattin an einem andern, von ihr wenig entfernten Tische den ihr wohlbekannten Bettler, der sich's bei Braten und Bier ganz besonders wohl seyn ließ. Er war nicht nur selbst gut und anständig gekleidet, sondern hatte auch noch ein Frauenzimmer bei sich, welche unter fröhlichem Lachen die Freuden des Mahles mit ihm theilte. Endlich bemerkte auch der Bettler seine Wohlthäterin, und war artig genug, dieser, welche nur äußerst selten ein Gasthaus zu besuchen pflegt, freundlich zuzunicken. Nichtsdestoweniger nahm die Letztere sich im Stillen vor, künftig den Kreuzer einem Bedürftigeren zuzuwenden. Nicht wenig erstaunt war sie, als am folgenden Morgen ein Mann im Auftrage des Bettlers ihr ein Säckchen überbrachte, in welchem sich ungefähr so viel Kupferkreuzer befanden, als sie durch mehrere Jahre Almosen dem Betreffenden gegeben hatte. An dem Säckchen war ein Zettel befestigt, auf welchem ihr der Bettler seinen verbindlichsten Dank für die empfangenen milden Gaben aussprach. Ob der Letztere durch einen Glücksfall eine Wendung seines Geschickes erfuhr, oder Bettler aus Spekulation war, ist unbekannt.

Die Frauen im Mittelalter finden sich, wie zu allen Zeiten, von der männlichen Kraft besonders angezogen. Damals war jedoch die Kraft von etwas derber Aeußerung derselben nicht zu trennen. Bekannt ist's, daß Kriemhilde offen gesteht, wie Siegfried sie weidlich gebläut habe; ein ähnliches Beispiel hat die Geschichte von Mathilde, der Gemahlin Wilhelm des Eroberers, aufbewahrt. Als sie noch sehr jung war, warb Wilhelm um ihre Hand. Sie erklärte kurz, sie würde einen Bastard nicht heirathen. Wilhelm, auf das Empfindlichste beleidigt, jung und unternehmend wie er war, lauerte ihr auf, da sie aus der Kirche kam, zerrte sie an ihren langen Zöpfen, gab ihr Faustschläge und Fußtritte und ritt dann eilig davon. Mathilde kam beschämt und weinend zu ihrem Vater und erklärte demselben, sie wolle nie einen andern Mann heirathen, als eben den Wilhelm, der sie so wacker durchgebläut hatte.

(Claque und Jury.) Bei der Eröffnung der jüngsten Session der Geschworenen zu Paris ereignete sich folgendes Intermezzo: Bei der Loosung der Geschworenen traf das Loos auch einen Herrn Dacosta, der auf der Liste als Rentier figurirt. Dieser Herr bat nun, man möge ihn von seiner Funktion während dieser Session dispensiren. „Welches sind die Motive," fragte ihn der Generaladvokat, „die Sie hiefür geltend machen können?" — Dacosta: „Ich bin Chef der Claque im Theater Ambigu: es wäre mir unmöglich, die hieraus entspringenden Funktionen mit denen eines Geschworenen zu vereinigen; eine solche Häufung von Aemtern könnte ich nicht aushalten." — Generaladvokat: „Aber Ihr Amt erheischt nur, daß Sie Abends im Theater anwesend sind?" — Dacosta: „Das ist wohl wahr, aber ich halte bei Tage Proben, da es nöthig ist, daß sich meine Leute mit dem Stücke bekannt machen." — Der Gerichtshof entband hierauf Herrn Dacosta seiner Bürgerpflicht in Gemäßheit jenes Artikels, wonach Alle, „die von ihrer Hände Arbeit leben," zu dispensiren sind.

Unter der Ueberschrift: „Blondin übertroffen" meldet ein Birminghamer Blatt, daß am 4. Dez. Nachmittags ein fünfzehnjähriges Mädchen, Namens Sarah Abbott, auf einem 100 Ellen langen und 15 bis 20 Fuß hoch gespannten Seil über den Fluß Severn ging. Gegen 12,000 Neugierige sahen das Schauspiel mit an. Worin die junge Akrobatin den weltberühmten Blondin überbot, das ist der Umstand, daß ihr Seil 4 Zoll dick war, während das des Amerikaners 7 Zoll dick zu seyn pflegt.

Charade.

Was auf der ersten Silbe steht,
Ist schön und häßlich, wie sich's schickt,
Bald klug gleich einer Universität,
Bald wie ein Bedlam auch verrückt;
Die Silbe selbst thut nichts dabei,
So unentbehrlich sie auch sey.
Zwei neue Silben schließen sich
An jene von ganz andrer Art,
Sie dienen zwar zu Hieb und Stich,
Doch wird man auch durch sie bewahrt;
Sie kommen aus der Erde Schooß
Und dringen wieder auch hinein,
Es ist des jetz'gen Säckels Loos,
Durch sie gar streng regiert zu seyn.
Das Ganze ziert den Ehrenmann,
Der sein Organ nicht bänd'gen kann,
Und wenn sich's hinterm Ohr erhebt,
Nach fremder Leute Gütern strebt.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 3. Dienstag, 7. Januar 1862.

Die Kokette.

(Fortsetzung.)

„Sehen Sie," fuhr er fort, „ich würde glücklich seyn, wenn Sie mir mit solcher Offenheit entgegentrâten, wenn Sie nur einmal — Johanna, nur einmal ganz — ganz wahr seyn wollten. Glauben Sie, es thut dem Herzen des Mannes nichts weher, als wenn ihm in Augenblicken, wo es von den ernstesten und heiligsten Gefühlen erfüllt ist, mit abweisender Kälte, oder einem erzwungenen Lächeln begegnet wird. Auch Sie, Johanna, können anders seyn und anders fühlen, — ich weiß es!"

Johanna stand noch immer regungslos da. Die verschiedenartigsten Gefühle durchstürmten sie. Noch nie hatte Schütz so ernst und offen gegen sie gesprochen.

Sie konnte nicht mehr über ihn in Zweifel seyn, sie war es auch nicht mehr. Ihr eigenes Herz schlug laut und heftig und sie wußte, daß es für ihn schlug.

Vielleicht wäre dieser Augenblick entscheidend für ihr ganzes Leben geworden, — hätte sie nicht gerade jetzt draußen den Schritt ihrer Mutter vernommen. Augenblicklich war ihre Stimmung umgewandelt. Der Ernst war verschwunden und lachend wandte sie sich zu Schütz:

„Sie sind ein kostbarer Moralprediger, Herr Assessor. Hatten Sie mich doch wahrhaftig so ernst gemacht, daß ich auf dem besten Wege war, sentimental zu werden. Fort mit den Grillen!"

Verwundert sah Schütz Johanna an. Ein so schnelles Uebergehen vom tiefsten Ernst zur Heiterkeit konnte sein gerader Sinn nicht fassen. Er schüttelte den Kopf und sagte:

„Sie sind ein unergründliches Räthsel."

Das geräuschvolle Eintreten der Frau Hilbert machte dem Gespräch ein Ende.

„Ei, ei, mein lieber Assessor, Sie sind da," rief sie mit erkünstelter Ueberraschung, denn sie hatte ihn wohl hinauf gehen sehen, — das ist ja hübsch, daß Sie Ihren Thee heute Abend hier einnehmen wollen."

Wir müssen der Frau Hilbert diese kleine Verstellung wohl verzeihen, sie kam aus dem besten mütterlichen Herzen. Vielleicht kommt es endlich zu einer Erklärung heute, hatte sie zu sich gesagt, an mir soll die Schuld wenigstens nicht liegen. Und nun ging es ihr wie jenem Mädchen mit dem Milchtopf, ihre Phantasie ging mit ihr durch. Ein Ereigniß, was bei dieser praktischen Frau gewiß sehr selten vorkam. Sie träumte von Verlobung und Hochzeit, ja sie hatte schon im Stillen überrechnet, welche Gäste alle geladen werden müßten. —

Ein prüfender Blick, den sie forschend auf ihre Tochter warf, stürzte indessen bald ihre luftigen Schlösser zusammen. Da war keine Spur von Verlobung und Hochzeit zu lesen, sie lächelte so unbefangen wie je und den ganzen Abend über war sie in der heitersten Laune. Indessen gelang es ihr nicht mit allen Zauberkünsten, Schütz aus seiner ernsten Stimmung herauszureißen. Er blieb im innersten Herzen verstimmt. Er hatte sich seinem Ziele so nahe geglaubt, da hatte ihn Johanna wieder durch ihre gewöhnliche Koketterie zurückgestoßen. Und trotz dieses Wiederstandes wurde seine Liebe zu immer helleren Flammen angefacht.

Kokette Frauen fesseln ja die Männer augenblicklich weit mehr, als gefühlvolle anschmiegende Wesen. Wiederstand kann die ruhigsten Menschen zur größten Leidenschaft treiben. —

Jetzt suchten seine Augen forschend bis in die Tiefe ihres Herzens zu dringen, aber Johanna's Augen strahlten ihm nur Heiterkeit und Uebermuth zurück. — Der Abend verging; als Schütz schied, begleitete sie ihn hinaus.

„Johanna," sagte er leise und innig, „ich war heute mit der Absicht gekommen, Ihnen eine Lebensfrage vorzulegen, — nun gehe ich heim, ohne einen Schritt näher gekommen zu seyn."

„Doch nicht durch meine Schuld?"

„Doch, doch, Johanna! In wenigen Tagen ist Sylvesterball, dann will ich Ihnen diese Frage, die das Glück meines Lebens entscheiden wird, vorlegen. Kann ich hoffen, daß Sie dann wahr sind?"

„Sie können es," hauchte sie kaum hörbar. Auf diese ernsten Worte hatte sie keinen Scherz bereit, sie hatten sie mit Wonne und Beben erfüllt, und leise, leise erwiederte sie seinen innigen Händedruck. Schütz war außer sich vor Entzücken, aber Johanna, gleichsam als hätte sie zu viel gethan, eilte schnell fort. Sie war in einer nie gefühlten Aufregung, die sie mühsam vor der Mutter zu verbergen suchte. Frau Hilbert fragte hin und her, aber vergebens. Johanna blieb einsilbig und wich jeder noch so schlau angelegten Frage aus. Dafür mußte sie auch noch eine lange Strafpredigt über seltsame Verschlossenheit u. s. w. anhören. Aber sie hörte nichts. All' ihre Gedanken waren auf den nahen Ball gerichtet und mit Seligkeit und doch zugleich mit Bangen sah sie ihm entgegen.

Mitternacht war längst vorüber und immer noch blickte der Mond in ein offenes Augenpaar. Und als endlich der Schlummer sich auf die müden Augenlider senkte, — gaukelte ihr der Traum nur Glück und Liebe vor.

* * *

Es war am Vorabend des Sylvesterballes. Heinrich Schütz saß allein in seiner Stube in tiefem Nachdenken da. Mancherlei mochte er wohl zum Zeitvertreib begonnen haben, denn auf dem Tische vor ihm lagen Zeitungen, Bücher, Schreibmaterialien im bunten Wirrwarr durch einander, indessen nichts hatte ihn länger als eine Viertelstunde zu fesseln vermocht. Endlich warf er Alles bei Seite. Jetzt saß er und träumte von ihr, die er über Alles liebte und die er hoffentlich nun bald sein eigen nennen durfte. Ein glückliches Lächeln überflog bei diesem Gedanken sein schönes Gesicht, er wagte diese Wonne sich kaum auszudenken.

Da wurde plötzlich die Thür ungestüm aufgerissen. Eine beschneite Pelzmütze flog in die eine Ecke des Zimmers, eine leichte Reisetasche in die andere, und eine tiefe Stimme rief: „Guten Abend, Herzjunge!"

Im nächsten Augenblicke lag Schütz an der Brust seines besten Freundes, des Malers Huber, der aus der Residenz gekommen war, um ihn zu besuchen.

„Da siehst Du nun meine Freundschaft für Dich, durch Sturm und Regen komme ich Dir entgegen, aber eigentlich müßte es heute heißen: Schnee, es reimt sich nur nicht. Du schreibst, ich solle kommen, Du hättest mir etwas Wichtiges anzuvertrauen, und aus Liebe zu Dir lasse ich alles Andere im Stich, um nur Deinen Wünschen nachzukommen. Nun, beichte los!"

„Immer noch der Alte," lachte Schütz, „wärst Du es nicht, ich könnte Dich um Deinen ewig frischen Humor beneiden. Laß Dir nur erst Deinen Pelz abnehmen und stärke Dich, dann sollst Du meine Beichte hören."

(Fortsetzung folgt.)

Die mitternächtige Beichte.

(Schluß.)

„So saßen wir an einem schönen Sommerabende in einer Gartenlaube. Ich hielt Livia's Hand in der meinen und sprach den Wunsch aus, sie für immer zu besitzen. Der Häßliche war vor einigen Stunden nach der Hauptstadt geritten und, wie wir glaubten, noch nicht zurückgekehrt. „Macht Sie der Besitz dieser Hand wirklich glücklich?" — „Wie können Sie fragen! Wäre nicht dieser arme Tropf von Anton. . ." — „Und wäre er uns nicht mehr im Wege, wollen Sie sagen, was dann?" Unsere Augen begegneten sich, als wollte Eines in der Seele des Andern lesen. „Sprechen wir bestimmter," sagte Livia nach einigen Augenblicken tiefer Stille. „Haben Sie Muth?" — „Stellen Sie mich auf die Probe, Livia!" — „Oder würde Ihr Muth nicht groß genug seyn, mich zur betrübten Wittwe zu machen, wenn ich es so haben wollte?" — „Sie?" — „Mich selbst!" — Ein entsetzlicher Gedanke stieg dämonisch in mir auf. „Verstehe ich recht," sagte ich, „so meinen Sie, wenn Anton todt wäre . . ." — „Oder getödtet!" — „Livia!" — „Thun Sie, was Ihnen beliebt. Ich liebe nur Sie. Der Rothkopf ist ein recht braver Bursche, aber entsetzlich langweilig, entsetzlich tugendhaft, entsetzlich einfältig, entsetzlich häßlich. Ich verabscheue ihn."

In diesem Augenblick unterbrach ein schmerzliches Seufzen in unserer Nähe unser verbrecherisches Gespräch, es raschelte in den Zweigen, und Antons todtenbleiches Gesicht wurde sichtbar: er hatte, durch Zufall in unsere Nähe gekommen, jedes Wort vernommen. Livia schrie laut auf und entfloh ins Landhaus, ich machte mich durch ein Pförtchen ins Freie, tief beschämt, mich selbst verachtend. Meinen Lebensretter hatte ich um sein häusliches Glück bestohlen, ja ich war so tief gefallen, daß ich daran gedacht hatte, ihn zu ermorden. Was darauf in jener Nacht in Antons Landhause geschah, ist mir in seiner ganzen Wahrheit nicht bekannt. Als ich nach einer schlaflosen Nacht kaum aufgestanden war, erhielt ich ein Kästchen zugeschickt. Es ist dasselbe, das Sie hier vor sich

sehen. Ein beiliegender Brief enthielt den Schlüssel dazu und folgende Zeilen von der Hand meines Freundes:

„Liebster Freund! Sie haben gestern den Wunsch geäußert, eine gewisse Hand für immer zu besitzen. Ich war in Ihrer Nähe und vernahm alles, ich weiß alles. Hiermit empfangen Sie, was Sie so sehnlich begehrten. Es ist der letzte Liebesdienst, den Ihnen erweist

Ihr unglücklicher Anton."

Das Blatt entfiel meiner Hand, es wurde Nacht vor meinen Augen . . . Als ich meine Besinnung wieder erhielt, öffnete ich, von finsteren Ahnungen bestürmt, das Kästchen. Entsetzen ohne Ende! Livia's blutige rechte Hand lag darin, der Ring, den sie gewöhnlich trug, leuchtete mir entgegen. Ich erstarrte. Was war ihr widerfahren?

Meiner Sinne kaum mächtig eilte ich nach meines Freundes Landhaus. Ich traf die Dienerschaft in höchster Bestürzung. Niemand achtete auf mich, Niemand antwortete auf meine Fragen, Niemand wehrte mir, als ich in das erste Stockwerk hinauf und nach Livia's Zimmer ging. Ich trat ein. Himmel, welcher Anblick bot sich meinen Augen! Livia lag todt auf ihrem Ruhebett, ihr rechter Arm war ein *blutender* Stummel, denn es fehlte die Hand daran. Neben ihr auf dem Boden lag mit zerschmettertem Schädel der unglückliche Anton: er hatte sich mit einem Pistolenschuß das Leben genommen. Jetzt wußte ich alles!

Wie von den Furien gepeitscht entfloh ich dem Orte des Verbrechens, zu dem ich Tiefgesunkener Veranlassung gegeben. Mörder! Mörder! so hallte es in meinen Ohren. Mörder! flüsterten mir die Bäume zu. Mörder! rauschten die dunklen Wogen des Stromes, in die ich mich stürzte, um meinem elenden Daseyn ein Ende zu machen . . . Der Tod floh mich, als scheue er sich vor dem Pesthauch der Sünde, die mein Gewissen befleckte. Fischer, die in der Nähe waren, entrissen mich den Wellen, und als ich aus einer langen Ohnmacht erwachte, befand ich mich im Hospitale. Ich blieb lange krank an Körper und Geist. Den Freund verrathen, betrogen ihn um sein Liebstes auf der Welt, vergolten ihm mit schnödem Undank die Gefahr, in die er sich stürzte, mich zu retten! Eine Frau geführt auf die Bahn der Verirrung, sie getrieben in den Tod, zum Wahnsinn gebracht denjenigen, der sie so unaussprechlich liebte!

Hochwürdiger Vater! Neun Jahre sind seit jenem furchtbaren Ereigniß vorübergegangen, neun Jahre pilgere ich ohne Ruhe durch die Welt, die Hand des unglücklichen Weibes mit mir herumtragend. Seit neun Jahren verzehren mich ohne Aufhören die Qualen der Reue und der Furcht vor dem Ewigen, der da richtet über den Sternen. Meine Kraft ist gebrochen. Bald wird mich der Tod vor das Antlitz des Allheiligen rufen. Darf ich seine Vergebung hoffen?"

Der Beichtende heftete das geisterhaft schimmernde Auge starr auf das greise Antlitz des Geistlichen.

„Der Born der göttlichen Gnade ist unerschöpflich," sprach dieser erschüttert. „Wohl lastet schwere Schuld auf Deiner Seele, mein Sohn; aber ist die Reue, die Du zeigst, aufrichtig, so wird Dir Gott vergeben."

„Meine Reue ist aufrichtig, mein Vater! Die Sterbenden sprechen die Wahrheit."

Da ertheilte ihm der Priester die Absolution und ein Strahl freudiger Hoffnung überflog das Gesicht des Reuigen, eine Thräne perlte an seiner Wimper, als er sich erhob und dem Pfarrer ehrerbietig die Hand küßte.

„Dank, mein Vater, tausend Dank!"

Draußen schlug es Zwölf.

„Mein Sohn," sprach mit milder, theilnehmender Stimme der Pfarrer, „bleiben Sie diese Nacht bei mir! Sie sind erschöpft."

Der Fremde blickte den Priester traurig an.

„Lassen Sie mich gehen, mein Vater! Der Schlaf flieht die Augen der Sünder, und meine Seufzer würden Ihren Schlummer verscheuchen."

Mit diesen Worten schob er das Kästchen mit der blutigen Hand in sein Felleisen, ergriff seinen Wanderstab und wankte in die stürmische Nacht hinaus, nicht ohne dem ehrwürdigen Priester noch einmal mit rührenden Worten gedankt zu haben.

Am andern Morgen fand man den Fremden todt hinter der Kirchhofmauer. Sein Kopf ruhte auf dem Felleisen, das Kästchen von Ebenholz auf seinem Schooße. Er hatte ausgelitten. Ein Zug wehmüthiger Freude war mit den Lippen versteinert. Vielleicht war seine letzte Stunde keine schmerzliche gewesen und der Tod ihm nicht erschienen als verderbenbringender Herold des Gerichts und der Qualen ohne Ende, sondern als freundliche Lichtgestalt mit dem Lilienstabe der Hoffnung in der Hand.

Wer der Fremde gewesen, ist nicht bekannt geworden. Nach der ansehnlichen Summe, die man bei ihm fand, und den Mittheilungen, die er dem Pfarrer gemacht, schien er den höheren Ständen anzugehören. Papiere hatte er nicht bei sich: wahrscheinlich hatte er sie vor seinem Tode vernichtet. Er wurde auf dem Friedhofe des Dorfes beerdigt und die ihm so theure Hand mit in sein Grab gelegt.

Mannigfaltiges.

China ist so übervölkert, daß namentlich in der Nähe großer Städte, die stets an Flüssen erbaut sind, ein Theil der Bewohner seinen Wohnsitz auf dem Wasser aufschlagen muß, weil der ganze Grund und Boden dem Ackerbau nicht entzogen werden kann. Die Nothwendigkeit, die Bodenfläche für den Anbau zu sparen, hat in Canton eine förmliche Wasserstadt hervorgerufen, die nicht weniger als eine Viertelmillion Einwohner zählt. Die Boote, welche die Häuser solcher Wasserstädte bilden, heißen Tan-Lea oder Eierhäuschen und sehen sich im ganzen Reiche so ähnlich wie ein Ei dem anderen. Sie sind 12 bis 14 Fuß breit, sehr flach gehend und gegen Wind und Wetter in der Mitte durch ein halbrundes festes Dach von Bambusflechtwerk und vorn und hinten durch lose Dächer derselben Art geschützt, die sich nach Belieben hinsetzen und fortnehmen lassen. In diesem Raume, der kaum 50 Quadratfuß einschließt und dabei nicht höher als 4 Fuß ist, wohnt jahraus, jahrein eine ganze Familie von sechs, acht, ja zehn Personen und man vermag sich einen Begriff zu machen, mit wie wenig Platz Chinesen sich behelfen können. In diesen Booten wird gekocht, gegessen und geschlafen. Die Eltern verlassen selten, die Kinder oft jahrelang ihre enge Behausung nicht. Dabei aber ist diese Bevölkerung wohlauf, kräftig und guter Dinge. Die Boote zeichnen sich im Gegensatze zu den Wohnungen am Lande durch Reinlichkeit aus. Ihre Bewohner, obwohl sie von der Hand in den Mund leben und oft am Morgen nicht wissen, woher sie Speise nehmen sollen, sind fast immer gut gekleidet.

Der Kaiser des himmlischen Reiches — seinen chinesischen Namen haben wir vergessen — hat sich an der Chartreuse den Tod angetrunken. Der unter dem Namen Chartreuse bekannte Liqueur wird von den Mönchen der großen Karthause bei Grenoble zubereitet. Sie benutzen dazu wildwachsende Pflanzen, welche in dem Bereiche ihres hoch auf einem Felsen gelegenen Klosters vorkommen. Es gibt drei verschiedene Qualitäten Chartreuse, die gelbe, die grüne und die weiße; die weiße ist die stärkste und theuerste: die Flasche wird mit 10 Frs. bezahlt. Das herrliche Getränk hat ein Aroma, das man bei den feinsten Liqueuren von den Antillen vergebens suchen würde und ist, mäßig genossen, der Gesundheit zuträglich. Früher verkauften die Patres ihr duftendes Fabrikat, das wie flüssiger Sammt über die Zunge rieselt, nur an Reisende, die das Kloster besuchten. Er fand rasch Beifall und wurde bald allgemein gesucht, so daß er nunmehr in Paris öffentlich verkauft wird.

(Ein neu entdeckter Nutzen der marktschreierischen Anzeigen von medizinischen Geheimmitteln ꝛc.) (Posth.) Es war irgendwo in der Eidgenossenschaft Versammlung einer medizinischen Gesellschaft. Ein jüngeres Mitglied beantragte, jede Buchhandlung in Acht und Bann zu erklären, die solche marktschreierischen Anzeigen bringe. Allein die Mehrzahl beschloß: Sintemalen geizige und ungeduldige Patienten gewöhnlich solche Bücher kaufen, um die Hilfe des Arztes zu umgehen; sintemalen ferner sie durch den Gebrauch der in diesen Büchern enthaltenen Heilmittel ihre Gesundheit so ruiniren, daß sie später den Arzt doch brauchen müssen; sintemalen endlich der Arzt alsdann eine viel längere und einträglichere Kur zu leiten hat, als ohne den vorhergehenden Gebrauch jener Geheimmittel geschehen wäre — seyen solche marktschreierischen Anzeigen auch ferner in den Zeitungen zu dulden.

(Mittel gegen den Magenkrampf.) Als solches empfiehlt Dr. Gall in Trier aus eigener Erfahrung (nachdem er 36 Jahre lang von diesem Uebel ungemein viel gelitten und alle ärztliche Behandlung ohne Erfolg geblieben), bei jedem Krampfanfall eine Messerspitze bis einen Theelöffel voll gepulvertes doppelt kohlensaures Natron (einer der beiden Bestandtheile des bekannten Brausepulvers) mit Wasser zu verschlucken. Dr. Gall versichert, daß dieses Mittel, selbst im Uebermaß gebraucht, keine schädliche Wirkung hervorbringe, und wenn es auch das Leiden nicht für immer zu heilen vermöge, doch zeitig genommen, den Krampf nicht zum Ausbruch kommen lasse und den Schmerz augenblicklich lindere.

(Welke Blumen aufzufrischen.) Das Verfahren, Blumen, die lange in der Hand, im Haar oder am Kleide getragen worden sind, zu neuem Leben zu erwecken, besteht darin, daß man den Stengel der Blumen etwa um einen halben Zoll kürzet und dann sofort in ein ganz kochendes Wasser setzt, wodurch die Blumen in wenig Minuten ihren Glanz und ihre Schönheit wieder erhalten. Es gelingt dies meistentheils, nur werden weiße Blüthen oft gelb.

Auflösung der Charade in № 2:

Halseisen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 4. Freitag, 10. Januar 1862.

Die Kokette.

(Fortsetzung.)

Der Angeredete warf seinen Pelz auf den nächsten Stuhl und nun stand er da, eine mittelgroße, schlanke, geschmeidige Gestalt, und wir schauen in ein gebräuntes, etwas verlebtes Gesicht mit dunklem Haar, gebogener Nase und einem schönen glänzend schwarzen Bart, sein ganzer Stolz, wie er ihn scherzend selber nannte. Selbstbewußte elegante Manieren vollendeten das Bild eines echten Weltmannes.

Sein Glück bei den Damen war unbegrenzt. Nicht allein sein künstlerischer Ruf hatte ihm dies verschafft, sondern vorzugsweise seine reichen Erfahrungen in Betreff des weiblichen Geschlechts. Er kannte die Schwächen der Frauen und verstand es vortrefflich, diese zu benutzen. — Trotzdem war er ein aufopfernder Freund. Für Schütz hatte er sein bestes Eigenthum geopfert.

Nachläßig warf er sich in eine Sophaecke und schlürfte behaglich den dampfenden Grog.

„Jetzt rücke heraus mit Deiner wichtigen Mittheilung. Ich sage Dir, Bruderherz, ich bin gespannt darauf, wie ein junges Mädchen auf den ersten Ball.“

„Sie ist kurz, in wenigen Worten will ich sie Dir geben, ich bin verliebt.“

Huber sprang bei dieser Erklärung wie vom Blitz getroffen in die Höhe.

„Heinrich Schütz, Du bist verliebt!“ rief er aus. „Sieh mich an, Mensch, ob Du Wahrheit sagst. Machte ich Dir ein ähnliches Geständniß, so wäre das etwas anderes, bei mir wechseln die Gefühle, aber Du, — Du ernster Mann, der bis jetzt kalt jedem Angriff widerstanden hat, — Du hättest einen so tollen Streich gemacht! — Nein, sag', Du hast gescherzt!“

„Beruhige Dich, Huber, Du sollst sie sehen, dann wirst Du mich begreifen können.“

„Du dauerst mich, Heinrich, aus voller Seele.“

„Weßhalb?“

„Glaub' Deinem vielerfahrenen Freunde, die Weiber taugen alle nichts. Für den Augenblick umstricken sie uns mit ihren Reizen, jedoch bei näherer Betrachtung schwindet der Nimbus und der Zauber fällt zusammen. Die schönsten Weiber sind die gefährlichsten, weil sie gewöhnlich die kokettesten sind. Sie mögen allenfalls ein hübscher Zeitvertreib für uns seyn, aber die ernste Neigung eines Mannes zu fesseln, sind sie nicht geschaffen.“

„Deine Ansichten entsprechen ganz Deiner genialen Künstlernatur, doch Du weißt, daß wir in diesem Punkte, wie zwei Pole auseinandergehen. — Mein Herz hat gewählt und morgen steh' ich im Begriff, mich zu verloben.“

„Dann unterschreibe nur das Todesurtheil für Deine Freiheit und nimm von Deinem lustigen Leben Abschied. — Die Frauen haben schon manch ehrlichen Burschen unglücklich gemacht, glaub' meiner Freundschaft und Erfahrung. Hast Du einmal den unverzeihlichen Schritt gethan, so bist Du an das Ehejoch geschmiedet, wie Prometheus an den Felsen, gemartert wie Danaus, weil tausend und tausend Frauenlaunen Deine Geduld erschöpfen, — und wie Tantalus wirst Du Dich ewig nach der Freiheit zurücksehnen, die Du gern ergreifen möchtest und die doch ewig für Dich verloren ist! — Sey vernünftig, Mensch, und werde kein Philister!“

„Das sind Deine Anschauungen,“ erwiederte Heinrich, „ich —“

„Ja Du —! Du kennst die Frauen nicht,“ unterbrach ihn Huber lachend. „Du glaubst, ihre Herzen sind so schön und glänzend wie ihre Augen. Sieh, Freund, ein Frauenherz ist ein Unding. Ein Omnibus, in dem die Passagiere auf jeder Lebensstation ein- und aussteigen können. Ein Buch,

in dem man ewig blättert, ohne es zu verstehen, ein Stechapfel, ein Puppentheater, — oder eine Trauerweide, wenn es gerade seyn muß."

„Huber, Huber, wie kannst Du mit so heiligen Dingen scherzen! Müßte ich nur einmal eine so bittere Erfahrung machen, dann würde ich nie einen zweiten Versuch machen. Ich glaube, ich könnte ein Weiberfeind werden."

„Das fehlte noch! Freund, es blühen mehr Blumen in dem großen Garten. Wenn Dich die Rose stach, kann Dich der Duft des Veilchens darum weniger entzücken? Glaub' nur dem Dichter nicht, der singt: „Der Mensch liebt nur einmal und dann ist's vorbei." Das sind Mondscheinidyllen! Siehst Du, ich habe mir die Liebe in drei Sorten eingetheilt: Zuerst die Liebe aus Schwärmerei, dann die Liebe zum Vergnügen und drittens die Liebe aus Gewohnheit."

„Und in welchem Stadium stehest Du jetzt?" fragte Schütz lächelnd.

„Ich liebe aus Gewohnheit, Freund, aus Gewohnheit! Du aber stehst noch in dem ersten Stadium. Du bist noch ein Kind in der Liebe, das getäuscht wird und sich selber täuscht."

„So laß mir die Schwärmerei, ich bin wenigstens glücklich dabei."

„Fühlst Du Dich wirklich ganz glücklich?" fragte Huber, mit einem Male jeden Scherz bei Seite setzend, „es liegt etwas in Dir, was mir verräth, daß Du selbst noch an der Wahrheit Deines Glückes zweifelst, oder ich kenne Dich nicht mehr. Hast Du Deine Liebe schon erklärt?"

Schütz ging nachdenkend im Zimmer auf und ab.

„Sprich, sprich!" drängte Huber.

„Nein, noch nicht, ich wollte es morgen," warf Schütz ein.

„Und bist Du Deines Sieges ganz gewiß?" fragte Huber weiter. „Sey aufrichtig, Freund, denn Du siehst, jetzt scherze ich nicht mehr."

Schütz war in Aufregung, es drängte ihn, seinem Freunde Alles mitzutheilen, und doch hielt ihn die Befürchtung zurück, daß er ihn nicht verstehen werde.

„Sieh," sprach er endlich, „das ist es gerade, was mich oft noch peinigt. Bald bin ich der festen Ueberzeugung, daß sie mich aufrichtig liebt, und dann schreckt mich wieder ihre Kälte, ihr Lächeln, ihr eigenthümliches Wesen zurück. Ich vermag sie nicht recht zu begreifen, und doch kann mein Herz nicht von ihr lassen."

Huber wiegte sich auf dem Stuhle, er hatte auf den Lippen, zu erwiedern: es ist eine Kokette, die Dich gefesselt hält, aber er fühlte, daß diese Worte seinen Freund verletzen mußten. „Und wie heißt das Mädchen," warf er ein, „sie ist schön, nicht wahr? Blond, mit blauen Augen, schlank, mit kleinen Händen!"

Schütz mußte unwillkürlich lächeln. Diese Zeichnung paßte auf Johanna.

„Du sollst sie morgen kennen lernen, eher nicht."

„So komm', Freund," fiel Huber aufspringend ein, „dann wollen wir heute das Vorfest Deiner Verlobung feiern und auf Dein Mädchen anstoßen. Das ist das beste Omen!"

(Fortsetzung folgt.)

Die patagonischen Brüder.

Wir sind nicht verwandt mit einander, da sein Name John Griffith, und der meinige William Waldon ist, sondern nannten uns nur „die patagonischen Brüder", weil es sich auf den Anschlagezetteln gut ausnahm und dem Publikum gefiel. Vor ungefähr sechs Jahren führte uns der Zufall auf dem Wettrennen in Doncaster zusammen. Gefallen an einander findend, machten wir gemeinschaftlich eine Geschäftsreise durch die mittleren Grafschaften. Vorher hatten wir uns nie gesehen, und obgleich bald befreundet, herrschte doch nie eine große Innigkeit zwischen uns. Von seinem frühern Leben wußte ich nichts, und er eben so wenig von dem meinigen; auch befragte ich ihn nie darüber. Alles dieses schicke ich absichtlich voraus, denn ich bin ein schlichter, einfacher Mann und erzähle eine einfache Geschichte, bei der ich von Niemanden mißverstanden zu werden wünsche.

Wir hatten einigen Verdienst auf unserer Reise; zwar nicht viel, aber doch mehr, als einer von uns jemals vorher hatte erwerben können, und kamen deßhalb überein, beisammen zu bleiben und unser Glück in London zu versuchen. Für die Dauer des Winters gelang es uns auch, ein Engagement in Astley's Theater zu finden, und als der Sommer kam, schlossen wir uns einer wandernden Kunstreitergesellschaft an und durchstreiften das Land. Hier führten wir ein herrliches Leben, denn unsere Gesellschaft bildete eine Art kleiner Republik, in der Alle gleich waren. Wir hatten einen Geschäftsführer, der ein bestimmtes Gehalt bekam, und die übrigen Mitglieder nahmen gleichen Antheil am Gewinn. In manchen Orten konnten wir freilich kaum unsere Kosten decken, aber in anderen verdienten wir dagegen jeder zehn und fünfzehn Pfund an einem Abend, so daß wir im Ganzen gute Geschäfte machten.

Bei dieser Gesellschaft blieben wir zwei und ein halbes Jahr und gaben fast in jeder Stadt zwischen

London und York Vorstellungen. Während dieser Zeit fanden wir Muße, uns auszubilden. Wir kannten gegenseitig unsere Schwere und Kraft ganz genau, und wurden durch die Erfahrung immer dreister, so daß kein Kunststück aufgebracht werden konnte, das wir nicht auszuführen vermochten. Alles paßte bei uns vollkommen zu einander, was in einem solchen Berufe von großer Wichtigkeit ist. Unsere Größe war ganz gleich, und selbst unser Körperbau ziemlich ähnlich. Wenn Griffith etwas mehr Muskelkraft besaß als ich, so war meine Gewandtheit um so größer, — eine Verschiedenheit, welche uns nicht nachtheilig, sondern sogar nützlich war. In allen übrigen Beziehungen paßten wir eben so wohl zu einander, denn in den drei und ein halb Jahren, welche wir von unserer ersten Begegnung an gerechnet, bis zu dem Zeitpunkte mit einander verlebten, als wir uns von der Reitergesellschaft wieder trennten, wurde nie ein unfreundliches Wort zwischen uns gesprochen. Griffith war ein ordentlicher, sparsamer, stiller Mensch, mit kleinen, grauen Augen und dunklen, buschigen Braunen. Zuweilen, wenn ich ihn anblickte, stieg zwar der Gedanke in mir auf, daß ich ihn nicht zum Feinde haben möchte; allein dies war eine Idee, welche durch seine Handlungen in keiner Weise gerechtfertigt wurde. Was mich selbst betrifft, so kann ich mit Jedermann leben, der nicht ganz unverträglich ist, denn Ruhe und Friede gehen mir über Alles in der Welt.

Durch lange Uebung war unsere Geschicklichkeit und Sicherheit endlich so ausgebildet worden, daß wir beschlossen, unsere Lage zu verbessern und nach London zurückzukehren, was gegen Ende Februar oder Anfang März 1855 ausgeführt wurde. Wir stiegen in einem kleinen Gasthof ab und ehe acht Tage vergingen, hatten wir ein Engagement bei Mr. James Rice, dem Pächter des Belvedere, mit wöchentlich sieben Pfund Lohn, gefunden.

Zwischen dem Westende und der City belegen, umgeben von dicht bevölkerten Straßen, auf dem Wege, welchen die Miethswagen und Omnibusse unaufhörlich hin und her passirten, war dieses Lokal außerordentlich stark besucht. Es befand sich dort ein Theater, ein Concertsaal und ein großer Garten, wo im Sommer täglich von acht Uhr Abends bis nach Mitternacht getanzt, geraucht und gespeist wurde, was ihn zu einem Lieblingsaufenthalte der arbeitenden Klassen machte.

Hier wurden wir, — Griffith und ich, — also engagirt, und zwar mit dem Versprechen, daß unser Gehalt erhöht werden sollte, wenn wir Beifall fänden. Diese Erhöhung erfolgte sehr bald, denn wir füllten das Haus durch unsere Vorstellungen auf unglaubliche Weise. Große rothe Anschlagzettel verkündeten ganz London, wenn letztere stattfanden, und der Berichterstatter im Sonntagsblatt erklärte, daß es nichts Sehenswürdigeres gäbe, als die Vorstellungen der „patagonischen Brüder".

Wir wohnten in einer stillen Straße, nicht weit von Islington, bei einer Mrs. Morrison, einer achtbaren, fleißigen Frau, die ihren Mann, welcher Gasaufseher bei einem Londoner Theater gewesen war, seit einigen Monaten durch den Tod verloren hatte. Die Wittwe besaß nur ein Kind, — eine sehr hübsche und sehr gute Tochter. Sie hieß Alice, aber ihre Mutter nannte sie Ally, und wir nahmen auch sehr bald diese Gewohnheit an; denn es waren schlichte, gutherzige Leute, mit denen wir bald auf so freundschaftlichem Fuße standen, als wenn wir seit Jahren in dem Hause gewohnt hätten.

Ich bin kein geschickter Erzähler, — wie der Leser schon bemerkt haben wird, — und will deßhalb ohne weitere Umschweife gestehen, daß ich das Mädchen liebte. Schon nach einigen Monaten schien mir es auch, als wenn sie mir gleichfalls nicht abgeneigt wäre; denn, wenn ein Mann liebt, so sind alle seine Sinne schärfer als gewöhnlich, und er baut Hoffnungen auf jedes Erröthen, jeden Blick, jedes Wort. Eines Tages, als Griffith nicht zu Hause war, ging ich deßhalb hinunter in das Wohnzimmer, wo sie mit ihrer Näherei beschäftigt am Fenster saß und nahm auf einem Stuhle neben ihr Platz.

„Liebe Ally," sagte ich, ihre rechte Hand ergreifend und in der meinigen fest haltend, „ich muß mit Ihnen sprechen."

Sie wurde roth und blaß und wieder roth, und der Puls in ihrer kleinen weichen Hand schlug so heftig, wie das Herz eines geängstigten Vogels, aber sie antwortete keine Sylbe.

„Meine liebe Ally," fuhr ich fort, „ich bin ein schlichter, einfacher Mann, der es nicht versteht, viele Worte zu machen. Nächsten Monat werde ich zweiunddreißig Jahre alt. Schmeicheln, wie viele Andere, kann ich nicht und von Kenntnissen besitze ich auch nur sehr wenig, aber, — ich liebe Sie; und obgleich ich nicht sagen kann, daß Sie das erste Mädchen sind, in das ich verliebt bin, so kann ich das in Wahrheit versichern, daß Sie die Erste sind, die ich mir zur Frau gewünscht habe. Wollen Sie mich also nehmen, wie ich bin, so will ich Ihnen ein treuer Gatte mein ganzes Leben lang seyn."

Was sie antwortete und ob sie überhaupt sprach, vermag ich nicht zu sagen, denn ich befand mich

in einem Taumel und weiß nur, daß ich sie küßte und unaussprechlich glücklich war und daß ich, als Mrs. Morrison in das Zimmer trat, Alice in meinen Armen umschlungen hielt.

Nur dunkel erinnere ich mich, wann mir zuerst eine Veränderung an John Griffith auffiel, aber in dieser Zeit muß es gewesen seyn.

Es ist schwer, Blicke durch Worte auszudrücken und Kleinigkeiten zu schildern, die sich nur empfinden lassen; allein Anderen fiel die Veränderung an ihm eben so wohl auf, wie mir, und ein jeder sah, daß er täglich schweigsamer und ungeselliger wurde. Vom Hause hielt er sich so viel als möglich entfernt und Sonntags bekam man ihn gar nicht zu Gesicht, denn gleich nach dem Frühstück ging er aus und kam erst um Mitternacht wieder zurück. Selbst unsere freundschaftliche Gewohnheit, Abends nach beendigter Arbeit mit einander heim zu gehen, hörte auf, und er begab sich statt dessen mit einigen anderen liederlichen Schauspielern in ein Bierhaus. Mit mir sprach er von Morgen bis Abend kein Wort, selbst nicht während der Mahlzeit. Dagegen verfolgten mich seine Augen unaufhörlich, wie einen Dieb; und obgleich ich ihm wissentlich nie etwas zu Leide gethan hatte, sah ich ihn doch zuweilen unter den schwarzen, buschigen Augenbrauen hervor solche Blicke auf mich richten, als wenn er mich von Grund der Seele haßte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Unter unseren Lokalneuigkeiten, wird der „Allg. Z." von Panama geschrieben, interessirt vielleicht manche Ihrer Leser, daß während des verflossenen Monats im Golf von Panama die beiden größten und schönsten Perlen gefischt wurden, die man seit Menschengedenken gesehen hat. Eine derselben, 40 Karat schwer, gelangte in den Besitz eines hier ansässigen Kaufmanns aus Hamburg, Hrn. Steffens. Die andere, noch größere Perle, von birnartiger Form und schönster Farbe, wurde von einem Neger nach Panama gebracht und von dem Hause Miro u. Comp. akquirirt, welches sie mit dem nächsten Dampfer nach Europa schickt. Letztere Perle, von „unschätzbarem Werth" nach dem Urtheil der Kenner und an Größe und Schönheit vielleicht nur der berühmten Perle vergleichbar, welche Bosco Nunnez de Balboa, der Entdecker des stillen Ozeans, einst in die spanische Schatzkammer lieferte, soll zunächst der Königin von England zum Kauf angeboten werden, doch freilich zu einem fabelhaften Preis. An demselben Tage, wo die Perlmuschel mit diesem seltenen Schatze bei den Inseln gefischt wurde, trug sich dort ein schreckliches Ereigniß zu. Sennor Norriega, ein hier ansässiger reicher spanischer Kaufmann, wurde beim Baden von einem Haifisch gefaßt, und obgleich es ihm gelang, durch gewaltsame Anstrengung dem Rachen des Ungeheuers zu entkommen, so starb er doch nach wenigen Stunden an der furchtbaren Bißwunde.

New-Yorks Riesengarten, der Centralpark genannt, ist eine der größten Sehenswürdigkeiten der Welt. Er wurde 1858 in Angriff genommen, mißt 850 Acker, befindet sich im Herzen der Stadt und das für ihn bisher verausgabte Kapital verschlingt täglich 1800 Dollars Zinsen. Seit dem 1. Juni 1858 arbeiten täglich 500—3000 Arbeiter in New-Yorks Riesengarten; selbe werden beaufsichtigt von 32 Beamten und 50 Polizeidienern, die ihre eigenen Stationen im Parke haben. Im vierten Jahre wird die Anlage in Ordnung seyn. Die vom Staate bewilligte Summe, um den Garten in Ordnung zu halten, beträgt jährlich 150,000 Dollars. Der Schlittschuhteich ist im Winter täglich von circa 12,000 Menschen frequentirt. Die Fahrwege haben eine Gesammtlänge von 9 englischen Meilen (fast zwei Stunden), die Fußwege von 38 Meilen und sind mit einer so glücklichen Benutzung des Terrains, mit so vielem Geschmacke angelegt, daß man halbe Tage ihren Windungen folgen kann, ohne in Bewunderung der Anlagen zu ermüden.

Ein Seitenstück zu der Nachricht aus Paris, daß ein Deutscher sein Vermögen „Denjenigen, die ihm Vergnügen gemacht," testamentarisch hinterlassen, wird jetzt aus Wien gemeldet: Der Hofschauspieler Fichtner ist nämlich auf die Weise Hausbesitzer in Hietzing geworden, daß eine Dame diesem Künstler aus Dankbarkeit für die Freude, die ihr sein Spiel bereitet, ein Haus hinterlassen hat.

Der Ernst einer Sitzung hoher Beamten in Berlin wurde kürzlich durch kurze Heiterkeit unterbrochen. In der Berathung kam auch die Dappenthalbegebenheit zur Sprache, wobei des Kaisers Louis Napoleon Erwähnung geschah und den Versicherungen seiner Liebe zum Frieden. „Diese Liebe," sagte Graf X., „ist in der That da und sehr stark, sie kennt keine Grenzen."

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 3. Sonntag, 12. Januar 1862.

Die Kokette.

(Fortsetzung.)

Der Saal des alten Rathhauses war zum Sylvesterball glänzend erhellt, und lustige Tanzmusik schallte weit hinaus.

Das alte ehrwürdige Gebäude mochte wohl verwundert darein schauen, denn gewohnt, nur die ehrbaren Gesichter der Stadtbeamten zu sehen, blickte es heute in lauter glückliche, von Tanzlust strahlende Gesichter. Die Ironie will freilich wissen, daß diese strahlenden Gesichter nur Sonntagsmasken seyen, daß manches schöne Mädchen, im Häuslichen beobachtet, ein gar unliebenswürdiges Alltagsgesicht zeigen könne.

Aber solche Betrachtungen waren es nicht, die Schütz mit seinem Freunde anstellte. Unruhig hatten sie den Saal schon mehrmals durchstreift, oft schon den Blick dem Eingang zugewendet, und immer kam Johanna nicht. Schütz konnte sich ihr Zögern nicht erklären. Er dachte nicht daran, daß ihre alte Weise es immer war, die Letzte zu seyn. „Ich habe meine Gründe," gab sie der Mutter stets zur Antwort, wenn diese ungeduldig wurde. Aber diese Gründe entsprangen nur aus einem eitlen Herzen. Es lag ein Zauber für sie darin, daß Aller Blicke sich gleich zu ihr wendeten. Auch heute konnte sie sich nicht entschließen, ihren eitlen Stolz zu überwinden, obgleich es sie mit aller Macht hintrieb. Der Tanz hatte bereits begonnen, da erschien sie endlich. Und wenn auch Schütz ihrem langen Zögern etwas gegrollt hatte, jetzt war alles vergessen. Johanna war wunderbar schön. In ihrem duftigen rosa Kleide, den Kranz von rothen Rosen im blonden Haar, zwei weiße Rosen vor der Brust, glich sie einer ätherisch reizenden Erscheinung.

„Da ist sie," flüsterte Heinrich seinem Freunde zu.

„Beim Teufel, die ist schön!" rief er halblaut. „Du hast wenigstens Geschmack, Mensch!"

Jetzt stand Schütz vor ihr. Sie schlug das große blaue Auge langsam auf, und nicht das leiseste Zucken verrieth das Pochen ihres Herzens. Als Schütz ihr seinen Freund vorstellte, wandte sie erst jetzt ihren Blick auf ihn. Erröthend schlug sie die Augen nieder, denn sie war einem durchdringenden Augenpaar begegnet. Man sagt, der erste Eindruck ist der wahre. Auf Johanna machte Huber einen eigenthümlichen Eindruck. Fesselnd und abstoßend zugleich.

Es lag eine eigene Macht in seinem glühenden, stolzen und zugleich siegbewußten Blicke. Johanna fühlte sie nur zu sehr und doch mußte sie wieder zu ihm aufschauen. Es ging ihr wie den kleinen Vögeln, die durch den Blick der Klapperschlange angezogen werden, um ihren Tod zu finden.

Huber hatte Menschenkenntniß genug, um in Johanna's Inneren zu lesen, was in ihr vorging, und im Interesse seines Freundes beschloß er, sie genau zu prüfen.

In diesem Augenblicke begann ein neuer Tanz. Schütz nahm Johanna's Arm und führte sie in die Reihe der Tanzenden. Erst jetzt bemerkte er, daß die beiden Rosen, die er ihr heute sandte, ihre Brust schmückten. Er war glückselig über diesen Beweis ihrer Liebe, denn er wußte wohl, daß diese Blumen, ohne dies Gefühl, ihr stolzes Herz nicht geschmückt haben würden. Sein Herz schwoll von seligem Entzücken, er fühlte das innige Bedürfniß, sich ganz mitzutheilen, und doch fehlten ihm die Worte. Fast jeder Liebende spielt in dem Augenblicke einer offenen Erklärung eine sonderbare Rolle. Jede ruhige Besonnenheit wird durch die stürmischen Erregungen des Herzens überwältigt.

Auch Johanna war in einer nie gefühlten Stimmung und zerstreut gab sie auf des Assessors Fragen Antwort. Doch hatte ihre Zerstreutheit einen anderen Grund. An eine Säule gelehnt stand Huber.

Den Blick unverwandt auf Johanna gerichtet, beobachtete er jede ihrer Bewegungen. Sie fühlte

es, selbst wenn sie nicht hinsah. Dieser Mann mit dem bleichen Gesichte, dem dunklen Bart und den durchdringenden Augen, übte eine geheimnißvolle Macht auf sie aus, die sie sich nicht erklären konnte.

Der Tanz war zu Ende. Schütz führte sie auf ihren Platz zurück. Er verließ sie. Sein Herz schlug heftig, seine Stirn glühte, er wußte sich selbst erst beruhigen.

Langsam und mit einem sichern Lächeln nahte sich ihr Huber. Johanna sah es und fühlte das Blut in ihre Wangen schießen, als er neben ihr stand. Ihre stolze Ruhe verließ sie.

„Tanzen Sie immer so zerstreut?“ fragte er sie.

„Zerstreut? ich wüßte nicht,“ — antwortete Johanna mit etwas unsicherer Stimme.

„Gewiß, denn ich beobachtete Sie. Ihre schönen Augen schweiften unruhig umher. Sie waren nicht mit voller Seele beim Tanze und das ist bei einer jungen Dame eine so seltsame Naturerscheinung, daß Sie es mir nicht verargen dürfen, wenn ich frage, was Sie so zerstreuen konnte?“

Ein leicht ironisches Lächeln Huber's begleitete diese letzten Worte.

„Ich weiß nicht,“ antwortete Johanna, indem sie harmlos zu lachen versuchte, „mit welchem Rechte ich Sie zum Vertrauten meiner innersten Gedanken machen soll. Wir sehen uns heute zum ersten Male.“

„Und wenn ich sie nun wüßte?“ Huber fixirte bei diesen Worten Johanna scharf.

„Unmöglich!“ rief sie, durch diese kecke Dreistigkeit halb angezogen, halb erschreckt, „oder Sie vermöchten mehr als andere Menschen.“

„Das nicht. Erfahrungen im Leben schärfen den Blick und ich kann mich wohl rühmen, daß der meine selten trügt. Soll ich Ihnen sagen, was Sie dachten?“

Er sprach dies mit einer Mischung von Selbstgefühl und Bescheidenheit, um so gefährlicher bei Männern, die stets ihres Sieges gewiß sind.

„Das möchte ich hören, aber hüten Sie sich, wenn Ihr scharfer Blick Sie diesmal doch getäuscht hätte,“ und scherzend drohte sie mit dem Finger.

„Wollen Sie mir aufrichtig eine Frage beantworten?“

„Ha, ha, Herr Huber, Sie weichen mir aus, Sie fürchten meinen Zorn.“

„Sagen Sie mir, ob nicht das Herz an Ihrer Zerstreutheit schuld war?“

„Mein Herz?“ und Johanna lachte laut, „mein Herz? Da haben wir's, daß auch der tiefste Menschenkenner irren kann. Ich würde gar nicht wissen, daß ein so kleines Ding in meiner Brust schlägt, hätte nicht der Tanz dasselbe in Aufruhr gebracht.“

„Das sprach Ihr Herz nicht.“ Huber neigte sich zu ihr nieder und flüsterte ihr leise zu: „Denken Sie an Schütz, — ich bin sein Freund.“ Er betonte dies Wort scharf.

Johanna errieth, was er meinte. Sie warf den Kopf trotzig zurück, es empörte sie, das zarte Geheimniß ihrer Liebe verrathen zu wissen. Wie konnte auch Schütz so indiskret seyn. Eine eisige Hand legte sich auf ihr Herz und erstarrte für den Augenblick jedes bessere Gefühl. Schon hatte sie eine bittere Antwort auf den Lippen, als Schütz kam. Arglos trat er heran. Er ahnte nicht, welcher Dämon in ihrer Brust heraufbeschworen war. Huber entfernte sich still, er wollte seinem Freunde kein lästiger Störenfried seyn.

„Armer Freund,“ dachte er, „Du bist in das Netz einer Kokette gegangen.“

„Johanna,“ sagte Schütz innig, „Sie haben mich unaussprechlich glücklich gemacht. Sie haben meinen Blumen einen Platz gegeben, um den ich sie beneide.“

„Gönnen Sie Ihren Blumen diesen kurzen Traum,“ sagte Johanna kalt, „in wenig Stunden sind sie weiter nichts, als ein paar welke Blätter.“

Schütz war zu erregt, um die volle Ironie dieser Worte herauszufühlen.

„Mögen sie entblättern,“ rief er leidenschaftlich, „sie haben doch des Lebens höchstes Glück erfahren. — Ich denke es mir schön, so wie sie zu sterben.“

„Sind Sie so lebensmüde, Herr Assessor?“ rief Johanna leichthin fragend ein, indem sie sich erhob, um einem Herrn, der an sie herangetreten war, zum Tanz zu folgen.

Erregt blickte Schütz ihr nach. Die letzten Worte hatten ihn kalt berührt und die alten Zweifel wieder in ihm wachgerufen.

„Ich muß Gewißheit haben,“ sagte er sich leise, „dies ungewisse Schweben bringt mich zur Verzweiflung.“

Der Tanz war zu Ende. Johanna trat an ihren Platz zurück. Eine Rose hatte sich leise von ihrer Brust gelöst und fiel zur Erde nieder.

Gewandt trat Huber hervor und hob dieselbe auf. „Ich würde Sie bitten,“ sprach er, indem er ihr lächelnd die Blume überreichte, „mir diese Rose zu schenken, wenn ich nicht wüßte, daß sie ein Symbol für Sie ist.“

„Ein Symbol?“ fragte Johanna, scheinbar überrascht zu ihm aufschauend.

„Sie kennen doch die Bedeutung der Rose?“ erwiederte Huber, Johanna fest dabei ansehend.

„Wohl kenn' ich sie,“ sprach diese, indem sie ihrer Stimme Festigkeit zu geben suchte, „und um Ihnen

zu beweisen, wie wenig ich ihr diese Deutung beilege, — schenke ich sie Ihnen."

Er nahm die Blume an; als er aber unwillkürlich aufblickte und in das verstörte Antlitz seines Freundes, der Zeuge dieser Scene gewesen war, sah, reuete es ihn, sie genommen zu haben.

„Und unter welcher Bedeutung soll ich sie nehmen?" fragte er fast spottend.

„Malen Sie dieselbe."

„Ich würde es thun, wenn ich sie an Ihrem Busen malen dürfte."

Von jedem anderen Manne würde diese frivole Aeußerung sie empört haben. Huber sprach sie mit so sicherer Dreistigkeit, daß sie dadurch verwirrt ward. — —

(Fortsetzung folgt.)

Die patagonischen Brüder.

(Fortsetzung.)

Mehr als einmal legte ich meine Hand auf seinen Arm, wenn er Sonntags früh aus dem Hause eilte, oder Abends in das Bierhaus gehen wollte, und fragte ihn: „Griffith, hast Du etwas gegen mich?" — oder: „Griffith, willst Du heute Abend nicht mit mir zu Hause ein freundschaftliches Glas trinken?" — allein entweder machte er sich dann von mir los, ohne ein Wort zu erwiedern, oder er murmelte irgend eine grobe Weigerung, die mehr als eine Verwünschung, als wie eine freundliche Antwort klang, so daß ich endlich dieser Sühneversuche müde wurde und ihn nach Belieben seinen Weg gehen und seine Gesellschaft suchen ließ.

Der Sommer neigte sich dem Ende zu, und eben so unser Engagement in Belvedere, als ich Anstalt machte, das nöthige Mobiliar zu kaufen, und Alice an ihrer Ausstattung zu arbeiten begann. Das Verhältniß zwischen mir und John Griffith blieb inzwischen unverändert dasselbe; allein, als der Tag unserer Hochzeit bestimmt war, entschloß ich mich, noch einen Versuch zu machen und ihn zum Feste einzuladen. Ich erinnere mich aller näheren Umstände bei jener Einladung noch so deutlich, als wenn sie gestern erfolgt wäre.

Es war der 29. Juli, und wir hatten um ein Uhr Generalprobe. Das Wetter war trübe und heiß, und ich ging von Hause fort, um nicht zu spät oder ermüdet anzukommen, denn ich wußte, daß mir ein schweres Tagewerk bevorstand. In Folge dessen langte ich etwa zwanzig Minuten zu früh an. Der Garten sah bei Tage zwar öde aus, aber war doch immer noch ein angenehmerer Aufenthalt als das Theater.

Ich schlenderte deßhalb unter den von Lampenrauch geschwärzten Bäumen umher und sah den Kellnern zu, welche die Tische in den Lauben reinigten und dachte, wie armselig sich die Springbrunnen, wenn sie nicht spielten, und die künstlichen Höhlen und Grotten und alle die andern Anlagen ausnähmen, die beim Scheine des Feuerwerks und der farbigen Lampen einen so zauberischen Eindruck machten. Während ich, mit solchen Gedanken beschäftigt, umherging, entdeckte ich plötzlich John Griffith in einer Laube. Er lag, mit dem Kopfe in den Händen, auf einem Tische und schien fest zu schlafen. Dicht bei ihm stand eine leere Aleflasche und ein Glas, und sein Stock lag neben dem Stuhle auf der Erde. Täuschen konnte ich mich nicht, obgleich sein Gesicht verdeckt war, und ich berührte ihn deßhalb an der Schulter.

„Guten Morgen, John," sagte ich; „Du bist noch vor mir gekommen, obgleich ich der Erste hier zu seyn glaubte."

Beim Klang meiner Stimme sprang er auf, als wenn ihn ein Schlag getroffen hätte, und wandte sich dann verdrießlich ab.

„Warum hast Du mich geweckt?" erwiederte er mürrisch.

„Weil ich Dir etwas Neues mitzutheilen habe," lautete meine Antwort. „Du weißt, daß am sechsten August unsere Geschäfte hier zu Ende gehen; gut, am siebenten, — so Gott will, — findet meine Hochzeit statt, und —"

„Geh' zum Henker!" unterbrach er mich mit vor Wuth bleichem Gesichte und Tigerblicken. „Geh' zum Henker! — Weßhalb kömmst Du hierher, Du glattzüngiger Hund, gerade mir — mir Deine Geschichte zu erzählen?"

Ich war auf diesen leidenschaftlichen Ausbruch so wenig vorbereitet, daß ich nichts zu antworten vermochte, und er fuhr deßhalb fort:

„Kannst Du mich nicht allein lassen? Wozu mußt Du mich noch reizen? Bis jetzt bist Du von meiner Hand unberührt geblieben, aber —"

Er hielt inne und biß sich in die Lippen, während sein ganzer Körper zitterte. Ich bin kein Feigling, — denn das möchte sich schwerlich mit meiner Eigenschaft als „patagonischer Bruder" vertragen, — allein beim Anblicke dieses wüthenden Hasses ergriff mich fast ein Schwindel.

„Mein Gott!" sagte ich, mich an den Tisch stützend, „was meinst Du? Bist Du wahnsinnig?"

Er gab keine Antwort, aber sah mich starr an und ging dann fort. Von jenem Augenblicke an wußte ich Alles, es stand zu deutlich auf seinem Gesichte geschrieben.

„O meine theuere Alice," seufzte ich schwer und sank auf die nächste Bank, kaum wissend, wo ich war und was ich that.

„Erst eine Stunde später, als wir beide auf der Bühne erschienen, um die Hauptprobe unserer Kunststücke durchzumachen, sah ich ihn wieder. Ich hatte mich inzwischen erholt; aber er mußte getrunken haben, denn sein Gesicht war feuerroth und seine Haltung unsicher. Nach Beendigung der Probe rief uns Mr. Rice in sein Privatzimmer und brachte eine Flasche Sherry, womit er immer sehr freigebig gegen uns war. —

„Patagonier," sagte er mit dem ihm eigenen heiteren Tone, „ich hoffe, Ihr werdet nicht abgeneigt seyn, eine kleine Extraarbeit gegen Extrabezahlung zu übernehmen, — nur um die Saison mit etwas Ueberraschendem zu beschließen. Wie?"

„Gewiß nicht," erwiederte Griffith, „wir sind zu Allem bereit. Soll es vielleicht ein Flug durch die Luft seyn, wovon Sie neulich sprachen?"

„Etwas noch Besseres," versetzte der Direktor, unsere Gläser füllend. Es ist ein ganz neues französisches Kunststück, welches in diesem Lande noch nie ausgeführt worden ist. Man nennt es „das Trapez". Euere Gesundheit, Patagonier!"

„Wir tranken ihm zu, und Mr. Rice erklärte uns Alles. Es sollte eine Ausführung gewisser Stellungen seyn, in Verbindung mit dem Aufsteigen eines Ballons. In einiger Entfernung unter dem Schiff wollte er ein dreieckiges, hölzernes Gestell anbringen lassen, gewöhnlich das Trapez genannt. Von dem unteren Balken dieses Gestelles mußte einer von uns beiden kopflings hinabhängen, dessen Fuß, zur Verhütung jeden Unfalls, durch einen starken, ledernen Riemen daran befestigt war. Gerade in dem Augenblicke, wenn der Ballon zu steigen begann und der auf solche Weise Hängende mit empor gehoben wurde, sollte der Andere ihn bei den Händen erfassen und, nachdem er, der Sicherheit halber, auf irgend eine Weise an seinen Gefährten festgebunden worden war, mit aufsteigen. In dieser Lage hatten wir sodann unsere gewöhnlichen gymnastischen Uebungen durchzumachen und damit so lange fortzufahren, als der Ballon den Zuschauern sichtbar war.

„Alles dieses klingt viel gefährlicher, als es wirklich ist," bemerkte Mr. Rice schließlich. „Die Bewegung des Ballons durch die Luft ist so gleichmäßig und unbemerkbar, daß Ihr, wenn die Dächer und Thurmspitzen nicht unter Euch lägen, Euere Künste eben so ruhig ausführen würdet, wie in dem Garten. Ueberdies habe ich, wie mir bekannt ist, mit furchtlosen Männern zu thun, die ihr Geschäft verstehen und sich durch solche Kleinigkeiten nicht irre machen lassen. Nicht wahr, Patagonier?"

Griffith schlug mit der Faust auf den Tisch, daß alle Gläser bebten.

„Ich bin bereit," rief er, — „ich bin bereit, es allein zu thun, wenn ein gewisser Anderer sich fürchten sollte, mit mir zu gehen!"

Bei diesen Worten blickte er mich mit einem so höhnischen Lachen an, daß mir das Blut in das Gesicht stieg.

„Wenn Du mich meinst, John," erwiederte ich schnell, „so sey versichert, daß ich nicht mehr Furcht empfinde, als Du. Noch heute Abend würde ich mit aufsteigen, wenn es seyn müßte."

Unmöglich ist es, den entsetzlichen Ausdruck zu beschreiben, der sich, während ich dieses sagte, in seinem Gesichte zeigte; mein Blut erstarrte davor. Damals war er mir unerklärlich, aber später lernte ich ihn nur zu wohl verstehen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Der Hausthorkorporal, eine neue Volksfigur, ist in Wien aufgetaucht. Es bewegt sich nämlich in neuerer Zeit durch die Straßen der Vorstädte ein seltsamer Mensch, Privatmann, der sein gutes Auskommen hat und der von früh Morgens an sich die Mühe nimmt, an allen Orten, wo er geschriebene Zettel angeheftet sieht, dieselben zu lesen und, wenn er darin orthographische oder stylistische Fehler entdeckt, dieselben abzuschreiben. Zu Hause muß sie dann sein Bedienter, welcher eine schöne Lateinschrift hat, richtig schreiben, und am andern Tage begibt sich der Herr an die betreffenden Hausthore, Läden, Gewölbe ꝛc., und läßt, unter Beiziehung des Hausmeisters oder der Partei, seine schönen Zettel an die Stelle der fehlerhaften kleben. Man kann sich vorstellen, welches weite Feld der Thätigkeit diesem angewiesen ist, wenn man erfährt, daß der Bediente des Nachts oft 40—50 solcher Zettel rein und korrekt schreiben muß, die sein Herr (welcher sich Morgens 7 Uhr wecken läßt, um sehr zeitlich seine Verbesserungsgänge zu besorgen), auf die Reise durch die Stadt und Vorstädte mitnimmt und an den gehörigen Orten austauscht. Der Volkswitz hat ihm bereits den treffenden Beinamen: „Der Hausthorkorporal" gegeben.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 6. Dienstag, 14. Januar 1862.

Die Kokette.

(Fortsetzung.)

Die zwölfte Stunde hatte geschlagen. — Wer fühlt wohl nicht den tiefen Ernst dieser Stunde. Mit Wehmuth schauen wir auf das entschwundene Jahr, dessen wechselvolle Ereignisse unserem inneren Auge noch einmal wie eine Fata Morgana vorüber schweben. Was wird das kommende Jahr bringen? Gott weiß es. Die Jugend hüpft freudiger Hoffnungen voll, — ältere Leute gehen bedächtig, ohne Illusion hinein. Was auch das Jahr bringt, sie sehen es ruhig kommen. Sie sind schon längst ein blätterloser Baum und über den Schmerz, eine Blüthe nach der anderen fallen zu sehen, hinweg.

Alles war in Aufregung. Man umarmte sich, schüttelte sich die Hände und wünschte Glück in allen Ecken und Enden des Saales. Um diesem Wirrwarr zu entgehen, war Johanna in ein Nebenzimmer getreten. Sie sehnte sich nach Ruhe. Sie lehnte sich in eine Sophaecke und stützte gedankenvoll den Kopf. Im bunten Chaos schwirrten ihre Gedanken durcheinander und immer wieder kehrten sie zu Huber zurück. Was war es nur, das sie so mächtig zu diesem Manne hinzog, daß er ihren ganzen Sinn gefangen nehmen konnte? Sie bereute, ihm die Rose gegeben zu haben und doch würde sie ihm dieselbe, sobald er mit seiner ganzen einschmeichelnden Persönlichkeit vor ihr stände, zum zweiten Male geben. Wo war ihr Stolz geblieben? Sie fühlte nur zu sehr, daß dieser Mann sie ganz beherrschen konnte. Und Schütz?

In diesem Sinnestaumel gedachte sie seiner nicht. Da trat er zu ihr in's Zimmer. In seinen Mienen las sie die höchste Aufregung.

„Johanna," sprach er, indem er ihre Hand erfaßte, „Johanna," wiederholte er innig. „Ein neues Jahr beginnt mit dieser Minute, — darf ich einen Wunsch aussprechen, der zugleich auch mein Lebensglück entscheidet?"

Er blickte sie erwartungsvoll gespannt an.

„Und weßhalb nicht, Herr Assessor?" erwiederte sie, indem sie versuchte, ihre Hand zurückzuziehen.

„Nicht wieder diesen kalten Ton, Johanna, lassen Sie alle Verstellung mit dem alten Jahre begraben seyn," fuhr er erregter fort. „O, lassen Sie mir Ihre Hand, — die Hand, — die ich für's ganze Leben mir von Ihnen jetzt erflehen möchte."

Mit der höchsten Spannung blickte er auf Johanna, es war, als wolle er Tod oder Leben von ihren Lippen lesen. Wie ein eisiger Hauch durchwehte es ihn daher, als sie, gleichgiltig mit dem Fächer in ihrer Hand spielend, ruhig antwortete: „Sie sind sehr aufgeregt, Herr Assessor, Sie thäten gut, sich etwas abzukühlen."

„Johanna, Johanna! Sie wollten offen seyn. Haben Sie vergessen, was Sie vergangenen Abend mir versprochen haben?" rief Schütz außer sich vor Schmerz.

Johanna schien kalt wie Eis. Aber in ihrem Innern tobte und brauste es wild durcheinander. Gute und böse Gefühle stritten mächtig in ihrem Herzen. Eine Stimme rief ihr zu: Erhöre ihn, erhöre ihn, es ist Dein Glück. Die Reue kommt nach, — dann sah sie wieder das sardonische Lächeln Huber's — und der Dämon siegte. Sie blieb in ihrer gleichgiltigen Stellung und schwieg.

„Mädchen!" rief Schütz, seiner Sinne nicht mehr mächtig, indem er vor ihr niederkniete, „erhöre mich, oder willst Du mich wahnsinnig machen? — Hast Du kein Herz, daß Dich die Leiden eines Mannes nicht rühren. Hast Du für alle meine Liebe nichts weiter, als ein kaltes Lächeln!"

Er faßte krampfhaft ihre Hand und preßte sie heftig an sein lautklopfendes Herz.

Aber auf Johanna brachte diese stürmische Erregtheit gerade das Gegentheil hervor. Kalt sagte sie: „Stehen Sie auf, Herr Assessor, und machen Sie dieser Scene ein Ende, wir könnten leicht Zuschauer bekommen."

Dieser herzlose Ton brachte Schütz zum Bewußtseyn. Er erhob sich langsam. Alles Blut war aus seinem Gesichte gewichen. Seine Augen blickten starr.

„Sie haben Recht," sagte er tonlos, „ich hatte mich vergessen." —

Dieser unnatürliche ruhige Ton, dies bleiche schmerzvolle Gesicht bewirkten mehr als alle Leidenschaft es bei Johanna vermocht hätte. In diesem Augenblicke hätte sie Schütz an's Herz sinken mögen, ihn um Vergebung bitten für all' den Schmerz, den sie ihm bereitete. Aber, — jetzt war es zu spät. Still entfernte sich Schütz. Johanna sah ihn nicht wieder. Sie trat in den Saal zurück. All' ihre Nerven waren in fast fieberhafter Aufregung. Kaum vermochte sie ihr inneres Beben zu verbergen. Da begegnete ihr Blick Huber's Auge, das lächelnd forschend auf sie gerichtet war. Sollte er wissen, was eben vorgefallen war? Durfte er ahnen, was jetzt in ihr vorging? Er am wenigsten von Allen. Sie zwang sich zur Heiterkeit, stürzte sich ausgelassen in den Tanz, trank hastig einige Glas Champagner, nur um ihrer Stimmung Herr zu bleiben, die sie sich mit Gewalt auferlegt hatte und die Den täuschen sollte, der sie am meisten von allen Männern durchschaut hatte.

So blieb sie bis zu Ende des Balles. Noch mit lachendem Munde nahm sie von Huber Abschied, der sie bis an den Wagen begleitete. Als sie endlich daheim sich zur Ruhe begab, war sie noch in derselben inneren Aufregung. Kein Schlaf wollte mitleidig ihre Augen schließen, immer stand das kummervolle Antlitz Schütz's vor ihrer Seele.

Und doch hatte sie keine Ahnung davon, was Schütz in diesem Augenblicke empfand. Aufgeregt ging er in seinem Zimmer auf und ab. All' die Hoffnungen, die er an diesen Abend geknüpft hatte, waren vernichtet und mit ihnen auch die glücklichen Träume, die er auf ihnen aufgebaut hatte. Mehr als je war er über Johanna's Herz in Zweifel, nur das Eine wußte er, daß sie nie sein eigen werden könne. Das, was ihm das Heiligste war, hatte sie mit kaltem Lächeln zerrissen, und zerrissen lag sein ganzes Leben vor ihm.

Er trat an's Fenster, öffnete es. Die kalte Luft, welche ihm entgegenströmte, that seiner glühenden Stirn wohl. Er fühlte, wie sie sich eisig in sein Herz legte. Er ward ruhiger.

Das, was in diesem Augenblicke durch seine Seele hinzog, schreckte ihn unwillkürlich zurück, und doch mußte es geschehen.

Langsam trat er vom Fenster zurück, setzte sich an den Tisch und schrieb:

„Johanna!

„Sie haben mit den heiligsten Gefühlen eines „Mannes gespielt, das möge Ihnen Gott verzeihen. „Werden Sie glücklicher, als ich bin. Leben „Sie wohl.

Heinrich Schütz."

Er schloß diese Zeilen. In diesem Augenblicke trat Huber in das Zimmer. Das Antlitz seines Freundes verrieth ihm Alles. „Schütz," rief er, „Du hast mit Johanna gesprochen?"

„Schweig' davon für immer," sagte Schütz mit tiefem Ernst.

Bewegt trat Huber auf ihn zu und reichte ihm seine Hand. Diese stille Theilnahme bei einem Mann, der sonst nur Spott und losen Scherz auf seinen Lippen hatte, ergriff Schütz tief. Eine Thräne stahl sich aus seinem Auge und tropfte leise auf den Brief, der wie ein Leichenstein den glücklichen Traum seiner Liebe einschloß.

Huber verließ seinen Freund und trat in das für ihn bestimmte Zimmer. Er kannte ihn zu gut. Nur in ungestörter Einsamkeit konnte er Herr seines Schmerzes werden.

Der Neujahrsmorgen war angebrochen. Bleich und trübe sah er in's Fenster, denn die matte Wintersonne vermochte nicht den dicken Nebel zu durchdringen, und bleich und trübe sah es in Johanna's Herzen aus. Wie ein wirrer Traum erschien ihr der gestrige Abend. Sie hätte ihn am liebsten aus ihrem Gedächtniß verwischt. Aber dieser Traum nahm immer deutlichere Gestalten an und jetzt lag das Geschehene vor ihr klar und deutlich in seiner ganzen nackten Wirklichkeit. Zum ersten Male empfand sie bittere, wahre Reue über ihr Benehmen. Sie hatte ein hohes Spiel gewagt und sie konnte es sich nicht verhehlen, daß ein Mann wie Schütz, mit diesem ernsten, festen Sinn sich niemals wieder zu ihr wenden werde. Ein tiefer Schmerz durchzuckte sie bei dem Gedanken, und erst jetzt, da sie vielleicht auf dem Punkt stand, ihn für immer zu verlieren fühlte sie, wie theuer er ihr war.

Die Magd trat ein und brachte ihr einen Brief. — Kaum hatte sie einen Blick darauf geworfen, als sie Schütz's Handschrift erkannte. Sie zitterte heftig. Ihr ahnte, was dieser Brief enthielt. Zögernd hielt sie ihn noch einen Augenblick in der Hand. Sie hatte nicht den Muth, das Siegel zu erbrechen, den letzten Schimmer der Hoffnung sich zu rauben. Endlich war es geschehen.

Längst schon hatte sie die wenigen Zeilen zu Ende gelesen, immer noch starrte ihr Auge den todten Buchstaben an. Sie war auf das Schlimmste gefaßt gewesen, nun hatte sie es doch überwältigt. Alles

Blut war aus ihren Wangen gewichen, aber keine Thräne wollte mitleidig ihrem tiefen Kummer Erleichterung verschaffen.

„Es ist vorbei, —" sprach sie mit tonloser Stimme, „vorbei, durch meine Schuld!"

(Fortsetzung folgt.)

Die patagonischen Brüder.

(Fortsetzung.)

Mr. Rice war sehr erfreut, uns so bereitwillig zu finden, und mit wenigen Worten endete die Besprechung. Ein großer Ballon mußte zu diesem Zwecke gemiethet und zweitausend farbige Lampen sollten angeschafft werden, und wir beide, Griffith und ich, erhielten jeder, außer unserer gewöhnlichen Bezahlung, zwölf Pfund für die Arbeit dieses Abends.

Meine arme Alice! In der Aufregung hatte ich ihrer ganz vergessen, und erst auf dem Heimwege fiel mir ein, daß ich ihr das gegebene Versprechen nicht verschweigen durfte. Ich selbst glaubte zwar nicht, daß Gefahr irgend einer Art mit der Ausführung verbunden sey, allein ich wußte nur zu wohl, wie sehr ihre Furcht Alles vergrößern werde, und je näher ich deßhalb meiner Wohnung kam, desto unruhiger wurde ich. Es war mir nicht möglich, noch an demselben Tage mit ihr darüber zu sprechen; eben so wenig am folgenden, und erst am Sonntage, als wir nach dem Mittagessen bei einander saßen, fand ich den Muth, davon zu reden. Ich war auf eine schmerzliche Scene gefaßt, aber hatte keine Ahnung von der furchtbaren Aufregung, in die sie durch meine Mittheilung versetzt wurde; und wären nicht schon die Anschlagzettel ausgegeben und ich deßhalb verpflichtet gewesen, meinem Versprechen gemäß zu handeln, so würde ich ohne Zweifel zu Mr. Rice gegangen seyn und das ganze Geschäft abgelehnt haben. Das liebe, weichherzige Wesen!

Es war eine schwere Prüfung für sie und mich und unverzeihlich von mir, daß ich nicht im ersten Augenblicke, als Mr. Rice uns den Vorschlag machte, an Alice gedacht hatte. Allein jetzt war nichts mehr zu ändern, und die einzige Beruhigung, welche ich ihr gewähren konnte, bestand in dem Versprechen, daß ich Sorge tragen würde, mich zuerst an das Trapez befestigen zu lassen. Diese Stellung war natürlich sicherer, als die des Andern, und nach dieser Zusicherung legte sich ihre Seelenangst etwas. Ueber alle anderen Punkte schwieg ich natürlich, wie sich leicht denken läßt, und John Griffith bekam ich von nun an noch weniger zu sehen, als früher. Er genoß jetzt selbst seine Mahlzeiten in der City, und während der sechs Tage, vom neunundzwanzigsten Juli bis sechsten August, kam ich nie mit ihm zusammen, als auf der Bühne.

Recht schwer wurde es mir, am Nachmittage des sechsten August von Hause weg zu kommen. Meine Braut hing mir am Halse, als wenn ihr das Herz brechen wollte, und obgleich ich alles Mögliche that, um sie zu beruhigen und aufzuheitern, so rannen mir doch selbst die Thränen aus den Augen.

„Fasse Muth, liebe Alice," sagte ich lächelnd und sie noch einmal küssend, „und verdirb Deine Augen nicht; denn morgen, an unserem Hochzeitstage, mußt Du recht hübsch aussehen."

Die Menschenmenge im Garten des Belvedere war ungeheuer. Männer, Weiber und Kinder bedeckten die Balkone, die Treppen zum Orchester und jeden Fleck Grund und Boden; und in ihrer Mitte rollte und schwebte der Ballon wie ein schlummernder Riese. Um sechs Uhr sollte er aufsteigen, damit wir noch bei Tageslicht wieder herab kommen konnten.

Ich kleidete mich deßhalb schleunigst an und ging dann in das Garderobenzimmer, um noch einmal mit Mr. Rice zu sprechen.

Er befand sich dort, und bei ihm waren die Herren Obrist Steward, Kapitän Crawford und ein Mr. Sidney, — ein ausgezeichneter dramatischer Dichter, wie ich später erfuhr. Als ich die Gesellschaft mit Cigarren und Weingläsern in der Hand gewahrte, wollte ich zurücktreten, allein sie nöthigten mich hinein zu kommen und ein Glas Wein mit ihnen zu trinken, und schüttelten mir nach einander freundlich die Hand.

„Auf Ihre Gesundheit, mein braver, junger Mann!" sagte Obrist Steward, „und auf eine glückliche Fahrt für uns alle!" woraus ich entnahm, daß die Herren mit aufzusteigen beabsichtigten.

Ihr heiteres Gespräch, der genossene Wein und das Summen der Menschenmenge außerhalb, Alles vereinigte sich, mich in eine solche Aufregung zu versetzen, daß ich kaum die Zeit des Aufsteigens erwarten konnte. Endlich blickte einer der Herren nach der Uhr.

„Worauf warten wir noch?" sagte er; „es ist zehn Minuten nach sechs Uhr."

Das war es in der That. Zehn Minuten nach sechs Uhr, und Griffith ließ sich noch nicht sehen. Noch zehn Minuten verstrichen, und Mr. Rice begann unruhig zu werden, und die Zuschauer sehr ungeduldig. Endlich wurde beschlossen, ohne ihn aufzusteigen, und Mr. Rice richtete eine kurze Rede an das Volk, um diesen Umstand auseinander zu setzen. Ein lautes Hurrah und Beifallklatschen folgte, und die Herren nahmen ihre Sitze im Schiffe ein,

nachdem ein Korb mit Champagner und etwas kaltes Geflügel zum Gebrauche auf der Reise hineingestellt worden war. Ich wurde mit einem Beine an den untersten Balken des Trapezes befestigt, und eben sollte das Zeichen zum Abhauen der Stricke gegeben werden, als wir plötzlich Griffith gewahrten, der sich einen Weg durch die Menschenmenge bahnte.

Dieser Umstand hatte natürlich ein neues Beifallklatschen zur Folge und eine abermalige Verzögerung von beinahe zehn Minuten, deren er zum Ankleiden bedurfte. Endlich erschien er, und in demselben Augenblicke schlug es drei Viertel auf sieben Uhr. Als er sah, daß ihm die unterste Stellung zufiel, machte er ein finsteres Gesicht; allein es war keine Zeit mehr, eine Aenderung vorzunehmen, selbst wenn ich dazu bereit gewesen wäre. Sein linkes Handgelenk wurde deßhalb mit meinem rechten zusammen gebunden, das Zeichen ward gegeben, die Musiker spielten auf, die Volksmenge applaudirte wie wahnsinnig, und der Ballon erhob sich in schnurgerader Linie über die Häupter der Zuschauer.

Die Bäume versanken, und die Springbrunnen und die nach oben gerichteten, uns nachstarrenden Gesichter; und der Schall des Beifallgeschrei's und der Musik wurde schwächer und schwächer. Die Empfindung, welche sich meiner im ersten Augenblicke bemächtigte, war von der Art, daß ich unwillkürlich die Augen schloß und glaubte, ich müsse hinabstürzen und zerschmettert werden. Allein diese momentane Betäubung ging schnell vorüber, und als wir ungefähr die Höhe von dreitausend Fuß erreicht hatten, war ich wieder so ruhig und besonnen, als wenn ich mit nach unten hängendem Kopfe in der Luft geboren wäre.

Jetzt begannen unsere Kunststücke. Griffith war so ruhig und kaltblütig, wie ich ihn je gesehen hatte, und wir machten alle nur denkbaren Stellungen und Bewegungen durch, und schwangen uns bald bei den Händen, bald bei den Füßen, oder schlugen Purzelbäume über einander. Während dessen schienen die Straßen und Plätze Londons immer tiefer zu versinken, alle Laute des Lebens erstarben, und indem ich, mich drehend und wendend, jede Minute meine Stellung veränderte, konnte ich flüchtige Blicke auf den Untergang der Sonne, die Stadt, den Fluß, auf die zu Ameisen zusammenschrumpfenden Menschen unter uns und auf die Herren über uns werfen, welche von oben unseren Künsten zuschauten.

Letztere wurden jedoch des Zusehens müde und begannen mit einander zu sprechen, zu lachen und sich mit dem Inhalte des Korbes zu beschäftigen. Die Berge von Surrey kamen uns näher und näher, und die ungeheuere Stadt schwand immer weiter und weiter. Bald sahen wir nur noch grüne Felder, hier und dort von Eisenbahnen durchschnitten, und endlich wurde es feucht und nebelig um uns, und wir sahen nichts mehr.

„John," sagte ich, „unsere Geschäfte sind beendigt; ich dächte, wir könnten jetzt in das Schiff steigen. Was meinst Du?"

Als ich diese Worte sprach, hing er schon seit einer Minute ruhig und regungslos an meinen Händen nach unten hinab. Er schien mich nicht zu hören, und es war kein Wunder; denn die Wolken hatten sich so dicht um uns gesammelt, daß selbst die Stimmen der Herren über uns undeutlich wurden und ich in keiner Richtung auch nur einen Fuß weit sehen konnte. Ich rief ihm deßhalb noch einmal zu und wiederholte meine Frage.

Er gab keine Antwort, aber griff mit seinen Händen höher an meinen Arm hinauf und hob sich auf diese Weise, bis sein Gesicht dem meinigen beinahe gegenüber war. Dann hielt er inne, und ich fühlte seinen heißen Athem meine Wange berühren.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Allbekannt ist das Vernet'sche Bild, das Napoleon I. zu Pferde, umgeben von seinen Marschällen und Generalen, darstellt. In New-York sieht man nun häufig einen großen Kupferstich ausgehängt, auf dem General Scott zu Pferde, in der Mitte sämmtlicher Bundesgenerale und Obersten, erscheint. Betrachtet man das Bild näher, so sieht man, daß von dem Vernet'schen Bilde nur die Köpfe abgeschnitten und die Yankeehäupter auf die französischen Leiber aufgesetzt sind. Man hat sich nicht einmal bei allen Personen die Mühe gegeben, die Uniformen zu ändern. Am komischsten erscheint das runzelvolle Gesicht des greisen und über 6 Fuß hohen Generals Scott auf der untersetzten, strammen Figur Napoleons.

Ein Regierungs-Medicinalrath Eulenburg macht in der Monatsschrift des Gewerbevereins zu Köln darauf aufmerksam, daß die Nähseide in neuerer Zeit vielfach mit Bleisalzen getränkt wird, um sie schwerer zu machen, und warnt daher Schneider und Näherinnen, Seidenfäden in den Mund zu nehmen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 7. Freitag, 17. Januar 1862.

Die Kokette.

(Fortsetzung.)

Zwei Jahre sind verflossen. Zwei Jahre, — eine kurze Spanne Zeit für Den, der glücklich ist, — aber eine Ewigkeit für Den, der jeden Tag mit Schmerz durchlebt.

Es war ein Sonntag. Ein wonniger Frühlingstag. Der Himmel wölbte sich hoch und blau, Lerchen stiegen jubelnd auf und nieder. Ein tiefer Frieden lag über der Natur, die sich wie eine Braut mit Blumen und Blüthen geschmückt hatte. Leise spielte der Wind mit den weißen Blüthen und führte sie tändelnd in ein offenes Fenster, wo ein junges, schönes Mädchen im vollen Brautschmuck saß. Aber sie merkte nichts davon. Die Blüthen fielen unbeachtet zur Erde nieder. Bleich, ein Bild der tiefsten Trauer saß sie da. Die Hände krampfhaft gefaltet. Auf ihrem Schooße lag eine längst verwelkte weiße Rose, die wie ein Bild der Vergänglichkeit gegen die frische Blüthenpracht abstach.

Ein Seufzer rang sich aus des Mädchens Brust. Die Augen langsam, fast schwer niedersinkend auf die Blume in ihrem Schooße, erfaßte sie dieselbe und blickte sie lange gedankenvoll an. All' die schmerzlichen Erinnerungen, welche sich an diese eine kleine Blüthe knüpften, zogen in diesem Augenblicke an Johanna's Seele vorüber.

Diese Blume war es, die Schütz ihr vor länger denn zwei Jahren zu jenem Sylvesterballe geschenkt hatte, der für ihr ganzes Leben so verhängnißvoll geworden, sie hatte ihr einst so deutlich verkündet, wie warm und innig er sie liebte. Sie sprach auch in diesem Augenblicke zu ihr, aber trauernd, schmerzlich sie anklagend, daß sie ihr ganzes Lebensglück leichtsinnig vernichtet habe. Und sie hatte es gethan. —

Seit jenem Abende hatte sie Schütz nicht wiedergesehen. Wenige Wochen danach hatte er sich nach einer anderen Stadt versetzen lassen. Die Zeilen, die sie damals von seiner Hand empfangen, waren das letzte Andenken von ihm.

Unendlich viel hatte sie seit jener Zeit gelitten. Die Vorwürfe ihrer Mutter, die ihr nicht vergeben konnte, daß ganz allein durch ihre eigene Schuld ihr Lieblingsplan zerstört war, trafen sie um so bitterer, da sie einen steten Wiederhall in ihrem Herzen fanden. Du hast Dein Schicksal selber Dir bereitet. Diese Worte nagten wie ein Wurm an ihrem Innern. Keinen Trost, keine Hoffnung! Das war ein trauriges Leben für Johanna, und wenn sie auch äußerlich wieder eine erzwungene Heiterkeit zeigen konnte, innerlich war sie zerfallen und gleichgiltig gegen jede Wendung ihres Schicksals.

Ein wohlhabender Kaufmann aus der Residenz hatte sich um ihre Hand beworben. Das eifrige Zureden und Drängen ihrer Mutter, ihre eigene Zerrissenheit und die täuschende Hoffnung, daß sie in einer anderen Lebenslage ihre inneren Qualen, selbst ihre Liebe vergessen und endlich Ruhe finden werde, hatte sie bestimmt, ihr Jawort zu geben. Sie hoffte nicht mehr auf Glück, ihr ganzes Leben sah sie einmal als ein verfehltes, durch eigene Schuld verfehltes an.

Aber sie hatte nicht die volle Wichtigkeit dieses Schrittes von allen Seiten erwogen. Jetzt, — jetzt trat er in seiner ganzen Größe vor sie hin. Sie sollte einem Manne die Hand reichen, den sie nur zu achten vermochte; während ihr Herz noch mit ungetheilter Liebe an Schütz hing.

Im Brautkleid saß sie da. Kaum eine Stunde noch, und sie war für immer gebunden. Selbst die leiseste Hoffnung nach dem geliebten Manne mußte schwinden.

Krampfhaft umfaßte sie die Rose mit beiden Händen und preßte sie an das Herz, welches dem Schmerze fast zu erliegen drohte. Wie ein unglückliches Opfer erschien sie sich und sie war ein Opfer ihrer Ko-

ketterie, die sie schon unter zahllosen Thränen bereut hatte.

Angst und Verzweiflung erfaßte sie. Gewaltsam wollte sie die Bande, die sie zu erdrücken drohten, zerreißen. Mit ihrer Liebe wollte sie sich zu ihm flüchten und zu seinen Füßen um Erbarmen flehen, — aber wie ein Stein legte es sich auf ihr Herz: Er hat sich von Dir abgewandt, — er kann Dich nicht mehr lieben.

Da öffnete sich die Thür. Marie, ihre ältere Freundin, die einzige Vertraute ihrer innersten Gedanken, trat mit dem Brautkranze ein. Unbemerkt war sie zu Johanna getreten und jetzt drückte sie leise den Kranz auf deren Haupt. Kaum fühlte Johanna denselben, als sie emporsprang, mit wilder Verzweiflung ihn wieder vom Kopfe riß und weithin in die Ecke des Zimmers schleuderte. „Es ist zu viel," — zu viel!" rief sie leidenschaftlich, und laut schluchzend fiel sie der Freundin in den Arm.

Marie war tief bewegt. „Weine Dich aus, Johanna," sprach sie sanft, „Thränen erleichtern das Herz, sie werden die stürmisch aufgeregten Gefühle in Dir zur Ruhe bringen."

„Zur Ruhe bringen?" wiederholte Johanna außer sich, „Maria, Du weißt nicht, was es heißt, mit einer Lüge vor den Altar treten. Ich kann Berg nicht lieben, und werde es nie, — nie! —"

„Fasse Dich, bedenke, daß es jetzt zu spät ist, umzukehren. Berg liebt Dich wahr und innig, und wenn Du auch anfangs nicht diese Gefühle theilst, so kannst Du ihm doch Deine aufrichtige Achtung nicht versagen."

„Achtung ist ein Almosen gegen Liebe."

„Sag das nicht. Oft gerade sind die Ehen die glücklichsten, die gegenseitige Achtung knüpft. Ihnen ist der Schmerz der berauschenden Liebe erspart, sie brauchen keine Illusionen zu Grabe zu tragen."

„Wenn ich mit diesem Schritte jede Erinnerung aus meinem Herzen verwischen könnte, wenn ich, — wenn ich wüßte, ob — Schütz glücklich wäre, dann könnte auch ich vielleicht mich dieser Hoffnung hingeben. So aber ist es Thorheit, wenn ich mich damit täuschen wollte."

Sanft zog Marie Johanna neben sich auf das Sopha, schlang ihren Arm um sie und sah ihr liebevoll in das Auge. „Johanna," sagte sie fest und innig, „von heute an mußt Du mit der Vergangenheit abschließen."

„Das kann ich nicht. So lange noch ein fühlend Herz in meiner Brust schlägt, so lange ich noch zu denken vermag, wird auch mein einziger Trost darin bestehen, in der Vergangenheit zu leben. Nimmermehr kann ich mir diesen Trost versagen."

„Du kannst es wohl, sobald Du nur das eiserne Muß dahintersetzest. Ein fester Wille vermag viel. Welch ein Trost kann Dir auch darin liegen, immer wieder alte Wunden aufzureißen."

„Schon der Gedanke an Schütz," sprach Johanna in schwärmerischer Aufregung, „ist mir ein Trost, selbst wenn er auch mit Schmerz und bitteren Vorwürfen gemischt ist. Ach, könnte ich nur einmal ihn wiedersehen, ihn um Verzeihung bitten für all' das Leid, das ich ihm zufügte, — könnt' ich ihm sagen, wie ich ihn geliebt, — ihn immer, immer lieben werde, — daß nur wahnsinnige Verblendung mich jenen Abend bethören konnte, daß jener Huber wie ein Dämon meinen Sinn gefangen hielt, daß —"

„Halte ein, Johanna! Denk', eine höhere Macht hat Alles so gefügt, wie es gekommen ist."

„Keine höhere Macht, — durch meine eigene Schuld habe ich mir das höchste Glück verscherzt."

„Laß die Vergangenheit begraben seyn. Du hast es jetzt in Deiner Hand, Dir Deine Zukunft freundlich oder traurig zu gestalten."

„Ich habe keine Zukunft mehr," sprach Johanna düster vor sich hinblickend, „von heute schließ' ich mit dem Leben ab, ein liebeleeres Daseyn ist kein Leben."

„Nicht liebeleer, sobald Du willst. Bezwingst Du Deine schroffe Kälte und nahest Berg mit offenem Vertrauen, so hast Du schon den ersten Schritt zur Liebe gethan. Vertrauen ist ja die Grundlage der Liebe."

„Dazu fehlt mir die Kraft. Ich fühl' es deutlich, zwischen Berg und mir liegt eine tiefe Kluft, die kein Vertrauen ausgleichen kann. Unser Ideenkreis liegt sich zu fern. Seine Welt ist nicht die meine."

„Wenn Du ruhiger bist, wirst Du anders denken. Heute siehst Du Alles schwarz und düster an. Scheiden sich auch Euere Ideen anfangs, — die Zeit wird sie einigen. Eine kluge Frau vermag viel auf ihren Mann einzuwirken. Berg besitzt Eigenschaften, die Du jetzt noch nicht zu würdigen verstehst, die aber das Glück einer Ehe bedingen. Er hat ein gutes Herz. Und denkst Du gar nicht daran, daß Du durch ihn in ein angenehmes, ja sogar glänzendes Leben eingeführt wirst?" —

„Schweig' davon!" unterbrach sie unwillig Johanna. „Dieser Glanz verlockt mich nicht. Mit Freuden wollt' ich ihn opfern für ein stilles, einfaches Glück an — an Schütz's Seite."

„Du regst immer wieder alte Schmerzen auf, anstatt Dich in das Unvermeidliche zu finden. Denk' an Deine Mutter. Vielleicht kannst Du aus ihrem unendlichen Glücke Kraft und Trost für Dich schöpfen."

„Ja, meine Mutter, die ist glücklich, —" sagte Johanna mit Bitterkeit, „sie sieht nur die glänzende

Zukunft ihrer Tochter und denkt nicht daran, daß dieselbe auch ein Herz hat."

Marie schwieg. Sie fühlte wohl, daß es für heute eine Unmöglichkeit war, Johanna durch Vernunftgründe zu beruhigen. Mit tiefem Mitleiden blickte sie auf dieselbe, die so jung und schön, so ganz von Schmerz gebeugt, vor ihr saß. Sie glaubte selbst nicht recht, daß Johanna glücklich in ihrer Ehe seyn werde. Dazu bedurfte es eines sanften, anschmiegenden Charakters, der frei von allem Egoismus sich für das Wohl eines Anderen aufopfern könnte. Diese edle Selbstverleugnung fehlte ihr. Einem Manne, den sie liebte, würde sie jedes Opfer gebracht haben, aber dies gezwungene Verhältniß konnte sie nur bitter und verschlossen machen.

In diesen Betrachtungen wurde Marie plötzlich durch den Ruf „Hannchen! Hannchen!" geschreckt. Berg war es, der unten stand und dem die Zeit schon längst zur Ewigkeit geworden war, ehe er sein Hannchen, wie er seine Braut zu ihrem Widerwillen stets nannte, in die Arme schließen konnte. Marie, die befürchtete, er möchte herauf kommen und Johanna in ihrem trostlosen Zustande sehen, eilte schnell an die Thür und rief: „Gleich, gleich, sie wird im Augenblick kommen." Dann kehrte sie zu der Freundin zurück, die in dumpfer Resignation gleichgiltig bei Allem geblieben war. Willenlos ließ sie es auch jetzt geschehen, daß Marie ihr den Kranz auflegte und ihre verweinten Augen trocknete.

Unwillkürlich trat sie einen Schritt zurück und betrachtete mit entzückten Blicken die schöne Braut. „Wie schön Du bist," rief sie aus, „sieh' einmal selbst Dein Bild!"

(Fortsetzung folgt.)

Die patagonischen Brüder.

(Schluß.)

„William Waldon," sagte er mit heiserer Stimme, „sollte nicht morgen Dein Hochzeitstag seyn?"

In seinem Tone, in der Frage, in der düsteren, furchtbaren Einsamkeit lag Etwas, das mich mit Entsetzen erfüllte. Ich versuchte, mich von seinen Händen los zu machen, aber sein Griff war zu fest.

„Warum fragst Du?" antwortete ich nach einer Pause. „Du brauchst mich nicht so fest zu fassen. Greife nach dem Balken und lasse meine Arme los!"

Er ließ ein kurzes, heiseres Lachen hören, aber rührte sich nicht.

„Wir mögen jetzt ungefähr dreitausend Fuß hoch seyn," fuhr er fort, wobei es mir schien, als wenn er etwas zwischen den Zähnen hielte. „Sollte Einer von uns hinabstürzen, so wäre er todt, ehe er die Erde erreichen könnte."

Alles in der Welt hätte ich in jenem Augenblicke darum gegeben, sein Gesicht sehen zu können; allein da mein eigener Kopf nach unten hing und meine Arme seine ganze Last tragen mußten, so war ich so ohnmächtig wie ein Kind.

„John!" rief ich, „was soll das heißen? Greife nach dem Balken und laß mich dasselbe thun! Mein Kopf glüht wie Feuer!"

„Siehst Du dies?" sagte er, an meinen Armen höher greifend und mir gerade in's Gesicht blickend, — „siehst Du dies?"

Ich gewahrte ein großes, offenes Taschenmesser, welches er zwischen den Zähnen hielt und auf dessen kalter Klinge sein Athem zu zischen schien.

„Diesen Morgen habe ich es gekauft — und in meinem Gürtel verborgen — und gewartet, bis uns die Wolken umgeben und uns keine Seele sehen kann. Jetzt werde ich Dich vom Ballon abschneiden. Ich habe geschworen, daß Du sie nicht haben sollst, und will meinen Schwur halten!"

Es wurde mir schwarz vor den Augen und ein Gefühl ergriff mich, als müßte ich besinnungslos werden. Er glaubte, ich sey es schon, und machte deßhalb, meine Arme loslassend, einen Sprung nach dem Balken über seinem Kopfe.

Dieser Sprung rettete mich; denn da unsere Handgelenke zusammengebunden waren, so zog er mich mit sich hinauf, was mir, in meinem ohnmächtigen Zustande, durch eigene Anstrengung unmöglich gewesen seyn würde.

Ich sah ihn den Balken mit der linken Hand fassen und das Messer mit der rechten, fühlte den kalten Stahl zwischen seiner Hand und der meinigen, und dann —! Dann gab die Todesangst des Augenblicks mir die Kraft zurück, und als der lederne Riemen, der uns verbunden hatte, zerschnitten war, hielt ich mich an dem Holzgestell fest.

Wir standen jetzt getrennt einander gegenüber; aber mein Fuß war noch an den unteren Balken des Trapezes befestigt. Er hatte nichts als seine Arme und — sein Messer.

O der furchtbare Kampf, welcher jetzt folgte! Es schwindelt mir noch in diesem Augenblicke, wenn ich daran denke. Seine einzige Hoffnung lag in der furchtbaren Waffe; und indem er sich deßhalb mit der einen Hand an den Holzbalken klammerte, versuchte er mit der andern nach mir zu stoßen.

Es war ein Ringen auf Leben und Tod, und die Verzweiflung lieh mir Kraft. Den mörderischen Griff seiner Hand an meiner Kehle zu fühlen, und während dieses lautlosen, furchtbaren Kampfes das

Knallen der Champagnerflaschen, von fröhlichem Lachen begleitet, über unseren Köpfen zu hören, — es war eine gräßliche, nicht zu beschreibende Marter!

Wie lange wir uns auf diese Weise gegenseitig an den Kehlen gefaßt hielten, kann ich nicht sagen. Vielleicht waren es nur wenige Sekunden; mir aber schienen es eben so viele Stunden zu seyn. Die Frage war nur, wer zuerst erdrosselt seyn würde.

Allein plötzlich ließ sein Griff nach, seine Lippen wurden bleich, und ein Schauder durchlief seinen ganzen Körper. Der Schwindel hatte ihn ergriffen! — Er stieß einen gräßlichen Schrei aus; wollte sich am Trapez halten, aber griff fehl und verlor das Gleichgewicht. Gerade noch im rechten Augenblicke faßte ich ihn am Gürtel um seinen Leib und verhinderte den Sturz in die Tiefe.

„Es ist vorbei mit mir!" stöhnte er durch die krampfhaft geschlossenen Zähne, — „es ist vorbei mit mir! Nimm Deine Rache!"

Dann sank sein Kopf zurück, und er hing, eine leblose Last, in meinem Arme.

Ich nahm meine Rache, aber es war sauere Arbeit, und meine Kräfte ließen mich beinahe im Stiche. Wie es mir gelang, ihn zu halten, meinen Fuß zu befreien und, so beladen, an den Stricken empor zu klettern, kann ich nicht sagen; allein meine Geistesgegenwart verließ mich keinen Augenblick, und die furchtbare Aufregung lieh mir vielleicht momentan eine übernatürliche Kraft. Gewiß ist, daß ich es vollbrachte, obgleich mir jetzt nur noch dunkel erinnerlich ist, daß ich über den Rand des Schiffes kletterte und die verwunderten Blicke der darin sitzenden Herren sah, dann aber fast eben so leblos, wie die Last in meinen Armen, zu Boden sank.

Er hat bereut und ist jetzt ein Büßender in der australischen Kolonie, wo es ihm gut gehen soll, wie ich gehört habe.

Dies ist meine kurze Geschichte.

Mannigfaltiges.

Ueber Frauen-Arbeit schreibt der „Arbeitgeber" in seiner letzten Nummer manches Beherzigenswerthe. Er lobt, daß in Mädchenschulen das Zeichnen betrieben wird; er tadelt nur, daß es mit zu wenig Ernst geschehe. Auf Seite der Frauen sey der bessere Geschmack; sie könnten Muster schaffen, welche die französischen verdrängen könnten, ja sie überflügeln. Warum werden Mädchen nicht auch auf Musterzeichnenschulen ausgebildet? Warum bildet man sie nicht für die Arbeiten des Kupfer- und Stahlstechers, des Lithographen, des Holzschneiders, des Graveurs, bei denen Sauberkeit, Genauigkeit, Geschicklichkeit, Feinheit der Hand, lauter Fraueneigenschaften, zu den Haupterfordernissen gehören? Dazu seyen die Beschäftigungen zu zählen, bei denen es noch mehr auf bloße Sorgsamkeit im Beobachten und Abwarten ankommt, wie die Photographie und Galvanoplastik. „In allen diesen Zweigen könnte das weibliche Geschlecht sich Erwerbsquellen suchen, lohnender und gediegener, als das jetzige Feinsticheln mit der Sticknadel und Verwandtes, das doch zuletzt mit der Kunst im höheren Sinne herzlich wenig gemein hat und das eben darum, weil Alles sich darauf wirft, einen so äußerst kärglichen Lohn abwirft."

Ein deutscher Rechtsstreit. In der alten Reichsstadt Augsburg, wo in Folge des Religionsfriedens Protestanten und Katholiken gleiche Rechte hatten, machte der Jesuit Deininger im Jahre 1665 die Entdeckung, daß alle Stockknechte Protestanten seyen, und stellte bei dem damals so beliebten Prügelsystem die Forderung, daß die Hälfte entlassen und durch Katholiken ersetzt werden sollte. Die Behörde wollte nicht nachgeben. Es kam zum Prozeß, der bis ans Reichskammergericht ging, und nachdem er 32 Jahre gedauert und 36,278 fl. gekostet hatte, mit einem von benachbarten Reichsstädten vermittelten Vergleich endete, wonach die Hälfte der Prügel vom Jahr 1699 an von einem katholischen, die andere von einem protestantischen Stockknecht ertheilt werden sollte, und zwar gleichzeitig. Nun kam aber eine weitere Differenz zum Vorschein. Die beliebten „Fünfundzwanzig" waren auf diese Art nicht zu theilen, und keine Partei wollte der anderen das Vorrecht gönnen, den 25. Schlag allein geben zu dürfen. Die weisen Väter endeten den Streit damit, daß sie beschlossen, statt vorgeschriebener fünfundzwanzig in Zukunft stets 26 aufzählen zu lassen. Erst 23 Jahre später (1762), wurde diese Prügel-Glaubenseinheit aufgehoben, wegen der vielen Spötteleien, die sie erregte.

Räthsel.

Ohne Schiff und ohne Mast,
Ohne Segel, ohne Brücken,
Trag' ich deines Körpers Last
Schnell auf blauer Fluthen Rücken.
Nicht zum Sitzen, nein, zum Stehen
Ist mein Fahrzeug nur gemacht.
Du mußt stehen, schweben, gehen,
Sonst nimm deinen Kopf in Acht.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 8. Sonntag, 19. Januar 1862.

Die Kokette.

(Fortsetzung.)

Aber Johanna hatte keinen Blick für das entzückende Bild, das ihr der Spiegel zurückwarf. Sie seufzte tief auf und preßte die Hand gegen das laut pochende Herz. Marie erfaßte ihre Hand und zog die Widerstrebende mit hinab. Es war Johanna um's Herz wie einer Schuldigen, die zum Richtplatz geführt wird.

Einen Augenblick später und Berg hielt sie in seinem Arm, selig, wonneberauscht. Er sah nur die schöne Braut, was in ihrem Herzen vorging, davon hatte er in seinem harmlosen Gemüthe keine Ahnung. Ihre Zurückhaltung hielt er für mädchenhafte Scheu, die sich schon geben würde, wie er ihr lächelnd in das Ohr flüsterte. Johanna erbebte, und sie bedurfte ihrer ganzen Fassung, um Berg's Liebkosungen ruhig zu ertragen. Unwillkürlich mußte sie Vergleiche anstellen, und Berg und Schütz, welch' himmelweiter Unterschied!

Eine kaum mittelgroße, etwas korpulente Gestalt, mit hellblondem Haar, bartlosem Gesicht und ewig gerötheten glänzenden Wangen, mit Lippen, um die fortwährend ein häßliches Lächeln spielte, — das war Berg. Wenig dazu geeignet, durch seine äußere Erscheinung dem Ideal eines jungen Mädchens zu entsprechen.

Wenn Marie tröstend zu Johanna sagte, „er hat ein gutes Herz," so hatte sie nicht unrecht gesprochen. Sagt man indeß von einem Manne, „er ist gut," so will man oft seine Einfalt damit bemänteln. Berg hatte seinen Wirkungskreis, aus dem er nie heraustrat. Seine Interessen blieben stets an dem Materiellen haften und es wurde ihm herzlich schwer, sich über diese Sphäre zu erheben.

Mit seiner Schwiegermutter harmonirte er herrlich. Beide hatten ziemlich gleiche Grundsätze und einen gleich praktischen Sinn. Sie war auch heute im höchsten Glücke. Dieser Mann mit den beengten, stets praktischen Gesichtspunkten war vollkommen nach ihrem Sinne. Ein Blick auf ihre Tochter trübte freilich etwas ihre frohe Stimmung, denn sie wußte wohl, wie schwer derselben der heutige Schritt wurde, indeß tröstete sie sich gleich wieder mit dem Gedanken, daß Johanna in den glänzenden Verhältnissen, die ihrer warteten, bald alle Schwärmereien vergessen werde.

Die Trauung war vorüber. Kalt und bleich wie eine Todesbraut war Johanna vor den Altar getreten. Das Jawort war gesprochen, das sie unauflöslich mit einem ungeliebten Manne verband. Jetzt war keine Umkehr mehr möglich, sie mußte vorwärts, und wenn ihr auch das Herz darüber brechen sollte. Gewaltsam suchte sie die Verzweiflung in ihrer Brust zu unterdrücken und es gelang ihr. Ihre erkünstelte Ruhe täuschte die Anwesenden so gut, daß Einige sogar sie gefühllos nannten, da sie nicht eine Thräne bei dem wichtigsten Schritt ihres Lebens vergießen konnte. Nur Marie verstand den tiefen Seelenschmerz ihrer Freundin, sie wußte, welchen Kampf es sie kostete, ruhig zu scheinen. In dem Augenblicke, wo alle Freunde und Verwandte mit Glückwünschen das junge Paar begrüßten, trat auch sie hinzu. Sie umarmte die junge Frau innig und sagte leise: „habe Muth, Johanna, es wird schon Alles besser, als Du glaubst."

Johanna schüttelte den Kopf, und als sie noch etwas erwiedern wollte, trat Berg hinzu, der selig lächelnde Ehemann. Alle Anwesenden hatte er geküßt und an's Herz gedrückt, — ja, die ganze Welt hätte er in seinem unendlichen Glücke umarmen mögen.

„Nun, Hannchen," sagte er, „sind wir am Ziel. Noch wenige Stunden und wir sind in unserer Häuslichkeit." Er umarmte Johanna bei diesen Worten. Sie wollte sich von ihm abwenden, aber durch einen bittenden Blick Mariens aufgefordert, blieb sie und versuchte, Berg freundlich anzulächeln. Ein weniger

argloser Beobachter würde gleich gefühlt haben, wie gezwungen sie es that, doch er merkte nichts davon.

Die Stunde der Trennung hatte geschlagen. Johanna nahm Abschied von dem Ort ihrer Kindheit, von Allem, was ihr lieb und theuer war. An dem Herzen ihrer Mutter brach sie fast zusammen, sie mußte ja diesen ruhigen Hafen verlassen, um einem ungewissen Schicksal zuzusteuern. Krampfhaft schluchzend hielt sie dieselbe umfaßt, als ob sie sie nimmer lassen könne. Aber das Geschick kennt kein Erbarmen, rastlos treibt es weiter. Mit sanfter Gewalt trennte Berg Johanna von ihrer Mutter und nach wenigen Augenblicken flog sie in dem brausenden Dampfwagen dahin, einer trostlosen Zukunft entgegen.

„Zwischen Berg und mir liegt eine tiefe Kluft, die kein Vertrauen ausgleichen kann, —" hatte einst Johanna gesagt, und sie hatte wahr gesprochen. Dennoch würde sie vielleicht gelernt haben, die einstigen Hoffnungen zu vergessen, sie würde ruhig geworden seyn und sich an ein Geschick gewöhnt haben, dem sie nicht mehr zu entfliehen vermochte, hätte Berg sie verstanden und ihren Schmerz geachtet, wäre er nur ein wenig auf ihren Ideenkreis eingegangen.

Er vermochte es nicht. Er konnte sich nicht über seine Geschäftssphäre erheben, er hatte keine Ahnung von einem Zartsinn des Geistes gegen seine junge Frau. Häufig traf er Johanna in Thränen und begriff nicht, worüber sie weinte, sie war frei von häuslichen Sorgen, er beschränkte sie nicht in Vergnügungen. Thränen waren ihm verhaßt und um sie aus Johanna's Augen zu scheuchen, that er Alles, was er vermochte. Er kaufte ihr werthvolle Schmucksachen und kostbare Kleider, er beredete sie, das Theater zu besuchen, was konnte er mehr für sie thun!

Aber gerade durch diese äußerlichen Aufmerksamkeiten und Zeichen seiner Liebe steigerte sich Johanna's Unglück. Das, — das war der Mann, mit dem sie die Freuden und Schmerzen ihres ganzen Lebens vereint tragen sollte! Nur an dem Aeußerlichen, an dem Materiellen haftete sein Interesse. Hätte er nur einmal sich Mühe gegeben, sie zu verstehen, sie würde alle Kräfte aufgeboten haben, das Andenken an Schütz aus ihrem Herzen zu reißen, aber jede seiner Aufmerksamkeiten erinnerte sie auf's Neue daran, immer und immer mußte sie beide mit einander vergleichen.

Noch an ihrem Hochzeitstage hatte sie vor einer Verbindung mit Berg zurückgebebt; daß sie unglücklich werden könne, hatte sie nimmer geglaubt. Sie war eine Schwärmerin, und jetzt blieb ihr nichts, — nichts weiter, als an den Erinnerungen der Vergangenheit zu zehren, und welche Schmerzen, welche Selbstvorwürfe rief sie dadurch stets in sich wach.

So lebte sie von ihrem Manne unverstanden und ihn nicht beglückend, sich selbst aber zur Qual. Sie hatte nur den einen Wunsch, Schütz noch einmal in ihrem Leben zu sehen und zu sprechen. Sie mußte ihm sagen, wie frevelhaft sie mit seiner Liebe gespielt, obschon sie nur ihn liebte; einmal wenigstens, wenn auch ohne Hoffnung, mußte sie das Geständniß ihrer Liebe von ihrem Herzen wälzen, das unter ihr zu erliegen drohte.

(Fortsetzung folgt.)

Die atmosphärische Briefpost in London.

So viel wir wissen, ist bis zum gegenwärtigen Jahr 1861 noch kein menschliches Wesen je durch eine Röhre geblasen worden, obgleich gar manche ihren Weg durch Röhren auf viele andere Weisen bewirkt haben: der ältere Brunel z. B. durch seine dicke Röhre, den Themse-Tunnel, unter Umständen großer und mannichfaltiger Schwierigkeit, und sein Sohn, der Brunel des Broad Gauge und des Great Eastern, durch die Röhre, die den Namen Bor-Tunnel trägt. Robert Stephenson war einer der ersten, welche durch die mächtige Röhre der Britannia-Brücke über den Menai gingen; der Prinz von Wales ritt durch die noch mächtigere Röhre, welche die Viktoria-Brücke in Montreal bildet; Wasserwerkarbeiter und Gaswerkarbeiter müssen oft durch eiserne Röhren von genügendem Durchmesser hindurchkriechen; Sir William Herschels Familie ging durch die Röhre seines majestätischen, reflektirenden Teleskops in Slough. Diese und andere Beispiele sind uns allen mehr oder minder bekannt; allein durch eine Röhre geblasen zu werden, das ist etwas ganz anderes. Wir sprechen von der **„Pneumatic Dispatch Tube"**, einer Röhre, die vielleicht eines Tages unsere Briefe und Pakete und, so viel wir sagen können, alle anderen Waaren mit Ausnahme des Fleisches, das, wie bekannt, nicht „geblasen" werden darf, vom einen Ende der Hauptstadt zum andern befördert. Diejenigen, welche diesen Gegenstand als eine Sache mechanischer Wissenschaft betrachten, wissen, daß man mit komprimirter und expandirter Luft, als Bewegungskräften, in früheren Jahren vielfache Versuche angestellt hat. Der heutige Pneumatic Dispatch-Plan ist nicht neu; er ist nur eine Verbesserung dessen, was lange zuvor schon die spekulativen Fähigkeiten scharfsinniger Männer in Anspruch genommen hatte. In einem Bezirk, welcher dereinst einen Theil der Battersea Fields bildete,

jetzt aber ein neu angelegtes Werft und ein Kai ist und der Vaurhall Waterworks Company gehört, ist zeitweilig eine ungefähr eine Viertelmeile lange schlangenförmige Röhre gelegt. Sie befindet sich meistens an der Oberfläche des Bodens, aber in einigen Theilen entweder oberhalb derselben auf Stützen oder wenig unterhalb derselben eingegraben; es sind eine oder zwei scharfe Kurven in der Röhre, und fast eben so steile Steigungen wie die von Holborn Hill. An einem Ende ist ein kleiner Zug eiserner Wagen, am andern Ende ein Maschinenhaus mit einer Dampfmaschine und einer Luftpumpe. Die Röhre ist ungefähr 30 Zoll im innern Durchmesser und hat im Querschnitt eine einigermaßen einem Bienenkorb ähnliche Form. Sie besteht aus einzelnen Stücken, welche so zusammengenietet sind, daß sie von einem Ende bis zum andern luftdicht ist. So ist die Röhre beschaffen. Die Wagen haben einige Aehnlichkeit mit Wiegen, sie besitzen einen Querdurchschnitt genau wie der der Röhre, aber etwas kleiner, und sind oben offen, ausgenommen an und nahe den beiden Enden. Jeder Wagen ist ungefähr 7 Fuß lang und sehr stark aus Eisen gemacht; 4 Räder lassen ihn auf einer Miniatureisenbahn innerhalb der Röhre laufen. Hier haben wir also eine Eisenbahn innerhalb einer Röhre und einen Zug von 2 oder 3 Wagen, um sich darauf fortzubewegen. Am andern Ende der Röhre ist ein kleines zeitweiliges Maschinenhaus mit Maschinerie. Eine Dampfmaschine bringt eine sehr große, vertikale Scheibe, oder ein mehr als 20 Fuß im Durchmesser haltendes Rad in sehr schnelle Drehung. Die Scheibe ist aus Eisenblech gebildet und wie zwei riesenhafte Uhrgläser gestaltet, deren konkave Flächen nach innen gekehrt sind und welche an ihren Rädern bis auf etwa einen Zoll zusammentreffen; die hohle Achse dieser Scheibe steht mit dem einen Ende der Röhre in Verbindung. Wenn die Scheibe in ihrer reißend schnellen Umdrehung begriffen ist, wird die Luft mit Gewalt zwischen den beiden Oberflächen durch die Centrifugalkraft herausgetrieben, was eine Aufsaugung hervorbringt, durch welche eine große Luftmasse der Röhre entzogen wird. Wäre das entfernte Ende der Röhre ganz geschlossen, so würde diese Aufsaugung ihren Fortgang haben, bis fast ein Vacuum erzeugt wäre; wäre es aber nur durch einen eisernen Wagen geschlossen, der ringsherum einen kleinen Rand läßt, so würde das Vacuum ein sehr partielles seyn. So partiell es indessen ist, so ist das Vacuum doch hinreichend, um die allerschnellste Fortbewegung des Wagens durch die Röhre hindurch hervorzubringen. Da die verdünnte Luft vorn und die gewöhnliche Atmosphäre hinten ist, so wird der Wagen mit einer von der Differenz der beiden Luftarten abhängenden Kraft vorwärts getrieben, und diese Kraft ist weit beträchtlicher, als man vermuthen möchte. Ein Zug von 2 Wagen, deren jeder 700 oder 800 Pfd. wiegt, wird in 30 oder 40 Sekunden durch die eine Viertelmeile lange Röhre getrieben, eine Geschwindigkeit, welche gleich ist einer solchen von 20—30 (engl.) Meilen in der Stunde. Wer diese Versuchsstation in Augenschein nehmen will, dem zeigt man, wie diese mit mehreren Ctrn. in Säcke gefüllter Steine, welche Waaren oder Pakete vorstellen sollen, beladenen Wagen durch die Röhre geschossen werden, und immer und immer wieder kann man sehen, daß die furchtbare Masse eine Viertelmeile entlang in dem Bruchtheil einer Minute fortgetrieben wird. Sollte ein abenteuerlustiger Mann einen persönlicheren Versuch mit dieser außergewöhnlichen Reiseart machen wollen, so werden die HH. Latimer Clark und Rammill, die **Genii loci**, nichts dawider einzuwenden haben, sondern vielmehr Alles aufbieten, um es ihm so behaglich als möglich zu machen. Einer der Wagen wird seiner mit Steinen gefüllten Säcke entleert und eine saubere Matratze an deren Stelle gelegt. Der Reisende legt sich in seine eiserne Wiege und wird mit einem wollenen Tuche bedeckt, um seine Kleider vor Staub zu schützen. Man ertheilt ihm ernste Ermahnungen, seinen Kopf nicht in die Höhe zu heben, damit er keiner Gefahr ausgesetzt werde. Er harrt nun ruhig und voller Spannung auf die Bewegung, um zu sehen, welcher Art das Leben seyn müßte, wenn man durch eine eiserne Röhre reise, und ob er am andern Ende wie ein Schuß aus einer Armstrongkanone herauskommen werde. Der Wärter stößt den Wagen oder die Wiege in die Mündung der Röhre und dann ist alles Dunkelheit, und überdies, an einem Augusttag, alles sehr heiß. Sogleich, als ob eine unsichtbare Hand hinten stoße, fängt die Wiege an, sich zu bewegen, und dann folgt ein Brummen und Summen und Zischen und Rasseln und Rumpeln, das er nicht zu schildern vermöchte, selbst wenn er der Sprache noch so sehr Meister wäre. Ab fährt er nun, den Abhang hinunter, welcher Holborn Hill vorstellen, den Abhang hinauf, der ein Bild von Skinner Street geben soll, und um Winkel von verschiedenen Graden herum. Da er weiß, daß die Spitze seiner Nase nicht sehr fern ist von dem Obertheil der Röhre, so bleibt er ruhig und vorsichtig, das Beste hoffend und voller Zuversicht, daß seine dunkle Wanderung durch unendlichen Raum da und dort in Tageslicht und fester Erde endigen werde. Endlich hört er einen Schlag; er weiß noch nicht, was dies ist, allein es ist das

Aufspringen einer Klappe oder Thüre am ferneren Ende der Röhre — und er schießt hinaus in das Licht des Tages, gesund und wohlbehalten, obgleich ein wenig verwirrt über diese sehr sonderbare Reise. Die Anordnungen sind so genau gemacht, daß der Wagen nur sehr wenige Fuß von der Mündung der Röhre zum Stehen kommt; wäre dies nicht der Fall, so würde Wagen, Mann und Alles kopflings in die Themse geschleudert werden. — Diese große Röhre ist das Muster derjenigen, die man unterhalb einiger der Straßen Londons zu legen gedenkt. Wir haben die Postleute zur Ablieferung der Briefe, die Eisenbahnkarren und die Paketablieferungskarren zur Ablieferung der Pakete, und den Telegraphen zur Ablieferung der Botschaften; allein es scheint uns noch etwas zu fehlen, das mehr ist als alles dies. Eine schnelle Beförderung von Briefsäcken zwischen St. Martin's le Grand und den verschiedenen Centraldistriktsbureau's wird ebenso als ein großes Bedürfniß gefühlt, wie zwischen dem Hauptbureau und mehreren Eisenbahn-Endstationen. Allein dies ist nur ein Theil des Dienstes, den die Pneumatic Dispatch Company zu leisten gedenkt. Es sind jetzt mehrere Jahre, seit die Elektrische Telegraphenkompagnie eine Röhre legen ließ von ihren Stationen in Cornhill und an der Stockbörse nach der Station in Lothbury. Anstatt die Mühe zu haben, die Botschaften abzuschreiben und sie durch Menschenhand befördern zu lassen, wurden die Papierschnitzel selbst in die Röhre gelegt und in etwa 30 Sekunden hindurchgeblasen. Der Plan entsprach so gut, daß seitdem andere Röhren gelegt worden sind, und die 4 Stationen in Cornhill, Stockbörse, Mincing Lane und Lothbury stehen nun in Verbindung mit einer Centralstation in Moorgate Street, an welche Papierstreifen geblasen werden mit Botschaften, die nach allen Theilen der Welt versendet werden sollen. Es ist ein kleiner Anfang, aber er ist vielverheißend. Die Depeschen werden in einen kleinen, mit Filz umhüllten Cylinder gelegt, und dieser Cylinder stellt offenbar den eisernen Wagen des größeren Apparats dar. Die Röhren sind klein; allein die für die Brief- und Paketbeförderung nöthigen würden größer seyn. Außer der Versendung von Briefsäcken durch verschiedene Distrikte Londons, wie eben erwähnt, gedenkt die Kompagnie kleine Pakete nach und von verschiedenen Eisenbahnstationen anderer Eisenbahnkompagnien zu verbringen und gewerbliche, kommerzielle, amtliche und privatliche Urkunden und Papiere aller Art sowohl als Zeitungen und Bücher von Bureau zu Bureau zu befördern und sie von hier aus durch Diener an die Betreffenden abliefern zu lassen. Die Kompagnie ist auch der Ansicht, die Regierung sollte eine vollständige Reihe von Röhren zu speziellem und abgesondertem Gebrauche haben, um die fast zahllosen Botschaften und Papiere zu befördern, die tagtäglich zwischen den verschiedenen Regierungsbureau's in Whitehall, Somerset House, Pall Mall und Viktoria-Street hin und her wandern müssen. Die Admiralität allein würde alljährlich eine große Summe ersparen, wenn sie der Schwierigkeit los wäre, die dadurch entsteht, daß die Geschäfte an dem einen halben Tage in Whitehall, am andern halben Tage in Somerset House abgemacht werden müssen.

Louisens Wunsch.

Ich möchte hingeh'n wie das Abendroth,
Und wie der Tag mit seinen letzten Gluthen —
O, leichter, sanfter ungefühlter Tod! —
Mich in dem Schooß des Ewigen verbluten.

Ich möchte hingeh'n wie der heitre Stern
Im vollsten Glanz, in ungeschwächtem Blinken,
So stille und so schmerzlos möchte gern
Ich in des Himmels blaue Tiefen sinken.

Ich möchte hingeh'n wie der bange Ton,
Der aus den Saiten einer Harfe dringt
Und, kaum dem irdischen Metall entflohn,
Ein Wohllaut in des Schöpfers Luft verklingt.

Ich möchte hingeh'n wie der Thau im Thal,
Wenn durstig ihm des Morgens Feuer winken.
O wollte Gott, wie ihn der Sonne Strahl,
Auch meine lebensmüde Seele trinken.

Ich möchte hingeh'n wie der Blume Duft,
Der freudig sich dem schönen Kelch entringet
Und auf dem Fittig blüthenschwangrer Luft
Als Weihrauch auf des Herren Altar schwinget.

„Du wirst nicht hingeh'n wie das Abendroth,
Du wirst nicht stille wie der Stern versinken,
Du stirbst nicht einer Blume leichten Tod,
Kein Morgenstrahl wird deine Seele trinken; —

Wohl wirst du hingeh'n, hingeh'n ohne Spur,
Doch wird das Elend deine Kraft erst schwächen,
Sanft stirbt es einzig sich in der Natur, —
Das arme Menschenherz muß stückweis brechen!"

**

Auflösung des Räthsels in № 7:
Schlittschuhe.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 9. Dienstag, 21. Januar 1862.

Die Kokette.

(Fortsetzung.)

Fünf Jahre waren vergangen. — Fünf Jahre! Ein Pulsschlag für das Leben eines Volkes, eine Ewigkeit für ein Menschenherz. Fünf Jahre! Wie viel Tage und Nächte und bange Stunden können in ihnen enthalten seyn, wie viel Augenblicke des tiefsten Schmerzes und der Verzweiflung. Fünf Jahre! Sie sind ein Zeitraum, in dem ein Kind gehen, sprechen lernt und die größte Fülle der Anschauung sich erwirbt, in dem das Manneshaar erbleichen und alle Hoffnungen und Lebenskräfte eines Herzens ersterben können.

Johanna befand sich mit ihrem vier Jahre alten Knaben, ein sanftes, liebliches Kind, das mehr seiner Mutter, als seinem Vater ähnelte, im Bade. Sie bedurfte in der That einer solchen Erholung und Kräftigung. Welche Fülle von trüben Erfahrungen hatte ihr Herz in diesen fünf Jahren durchgemacht!

Berg war todt, bereits länger als ein Jahr. Er hatte Johanna ein hinreichendes Vermögen hinterlassen, um sorgenfrei leben zu können, ihr Herz fühlte sich frei, aber es vermochte sich derselben nicht mehr zu freuen, weil es die Freude längst verlernt hatte. Noch immer kleidete sie sich schwarz, nicht mehr aus Trauer um ihren Mann, nicht weil diese Farbe im Vereine mit ihren lichtblonden Locken und blauen Augen ihr einen fast wunderbaren Reiz verlieh, denn an ihrer Schönheit hatten all' die Schmerzen und Thränen nicht gezehrt, sondern weil diese düstere Kleidung am besten zu ihren trüben Empfindungen und Lebensanschauungen paßte. Sie vermochte sich nicht mehr in bunten Farben zu sehen, weil sie die Erinnerung an ihre heitere, glückliche Jugendzeit wachriefen.

Jede Spur von Koketterie war aus ihr geschwunden, sie dachte nicht mehr daran, nachdem sie ihr ganzes Lebensglück ihr zum Opfer gebracht. Ihre Wangen waren bleich, der Blick ihrer Augen ruhig, und zuckte bisweilen ein Lächeln um ihren feingeschnittenen Mund, so war es ein trauriges, wehmüthiges. Diese Ruhe und Trauer machte sie aber schöner, als sie in ihren blühendsten Mädchenjahren gewesen war.

Oft hatte sie an Schütz gedacht, ja an den Gedanken an ihn hatte sie eigentlich ihre Kräfte aufrecht erhalten. Sie hatte in ihren unglücklichsten Stunden sich gesehnt, ihn wieder zu sehen, aber nie hatte sie den Muth gehabt, nach ihm zu fragen. Sie wußte nichts von ihm, selbst nicht einmal ob er verheirathet war. Nur einmal hatte sie gehört, daß er auf längere Zeit in's Ausland verreist sey. Zuletzt hatte sie gefühlt, daß sie um so ruhiger würde, je weniger sie an ihn dächte und hatte beschlossen, ihn zu vergessen.

Sie lebte möglichst still und abgeschieden. Auch hier im Bade. Sie wünschte selbst kein Interesse einzuflößen, weil sie keines an den Menschen nahm. In einem der öffentlichen Gärten des Bades saß sie eines Tages allein, zurückgezogen unter dem Schatten einer Linde. Sie würde auf ihrem Zimmer geblieben seyn, hätte ihr nicht der Arzt geboten, so viel als möglich sich im Freien aufzuhalten, und hätte nicht auch ihr Kind es verlangt, das fern von ihr im Garten spielte.

Sie hörte auf die Unterhaltungsmusik, ohne sich dadurch in ihrer Stickerei und in ihren Gedanken stören zu lassen. Ruhig, um nach ihrem Knaben zu sehen, schlug sie die Augen auf. Ein Mann stand neben ihm und schaute still seinem Spiele zu. Ihr Auge zuckte. Eine dunkle Röthe schoß über ihre Wangen. Nein, — es konnte nicht seyn, — sie täuschte sich. Mit nach vorn gebeugtem Kopfe blickte sie schärfer, — ha, es war Schütz! Er mußte es seyn, obschon er sich in diesen Jahren so sehr verändert hatte. Er mußte es seyn, sie fühlte es an dem stürmischen Pochen ihres Herzens. Seine Wangen waren bleich, eingefallen, aber seine

Augen blickten noch mit derselben träumerischen Sinnigkeit wie einst.

Sie preßte ihre Rechte auf ihre Brust. Sie hätte laut aufschreien und dem Manne entgegeneilen mögen, um sich zu seinen Füßen zu werfen und ihn um Vergebung und einen versöhnenden Blick anflehen mögen. Wo war ihre Ruhe geblieben, die sie sich so mühsam errungen!

Da schlug auch er die Augen von dem Knaben auf und erblickte sie. Auch seine Wangen erröltheten. Er hatte geglaubt, die Liebe zu ihr überwunden zu haben und jetzt bei Johanna's unerwartetem Anblicke erwachte sie in ihrer ganzen Stärke. Mit hastigen Schritten eilte er ihr entgegen, und sie war kaum im Stande sich zu erheben.

„Johanna, Johanna! Sie hier!" rief er, indem er ihr die Hand zum Gruße entgegenstreckte.

Sie vermochte nicht zu antworten.

„Und das, — das ist Ihr Kind?" fuhr er fort, auf den Knaben zeigend, der sich an seine Mutter schmiegte, indem er ihre Hand fest in der seinigen hielt.

„Es ist mein Kind," brachte Johanna mühsam hervor.

„Mir fielen des Knaben Züge auf," fuhr Schütz fort, — „ich hatte keine Ahnung, daß es Ihr Kind sey, daß ich Sie, — Sie, Johanna, hier treffen würde. — Seit fünf Jahren habe ich Sie nicht gesehen, — viel, — viel hat sich in der Zeit geändert," und er strich mit der Hand über seine Stirne, als ob er Erinnerungen von dort verscheuchen wolle.

Er ließ sich Johanna gegenüber nieder und blickte sie forschend an. Sie zitterte.

„Führt Sie nur der Zufall hierher?" fragte sie endlich, und war sich selbst kaum bewußt, welche Bedeutung sie dieser Frage in ihrem Herzen gab.

„Ich reise nur hier durch," erwiederte Schütz. „Ich hatte keine Ahnung, Sie hier zu treffen. Schon in dieser Nacht muß ich weiter reisen."

Johanna schwieg, aber sie fühlte, daß ihre Wangen sich entfärbten. Wie oft hatte sie sich gesehnt, diesen Mann, den sie noch immer liebte, wieder zu sehen; um ihm zu gestehen, daß sie mit seiner Liebe gefrevelt hatte, und jetzt, jetzt vermochte sie kein Wort über ihre Lippen zu bringen. Sie fühlte sich schuldig, aber sie konnte sich nicht selbst anklagen.

„Ihr Mann ist todt, Johanna," sprach Schütz weiter, und sie erwiederte mit niedergeschlagenen Augen: „Bereits länger als ein Jahr."

„Und Sie haben glücklich mit ihm gelebt?" fragte Schütz.

Diese Frage machte Johanna erbeben. Sah er es ihr nicht an, welche Spuren fünf unglückliche, qualvolle Jahre in ihr zurückgelassen hatten? Konnte er sie so fragen, wenn er sie noch liebte? Klangen ihr diese Worte nicht wie ein Spott entgegen, ihr, für die es kein anderes Glück geben konnte, als an der Seite dieses Mannes zu leben!

Und als er noch einmal fragte: „Johanna, sagen Sie aufrichtig, sind Sie glücklich gewesen?" zuckte es in ihr auf wie der frühere Dämon und fest erwiederte sie: „Ja, ich bin es gewesen!"

(Schluß folgt.)

Der entlarvte Verbrecher.

Der stolze und reiche Johann Altmann, Sammt- und Seidenfabrikant, trat soeben in sein prachtvolles Geschäftslokal, als ihm einer der darin beschäftigten Kommis in den Weg trat und mit einem ehrerbietigen Gruße an ihm vorüber gehen wollte.

„Herr Klar, bitte, verlassen Sie das Geschäft jetzt nicht," rief der Prinzipal, „ich werde Ihrer wahrscheinlich sogleich in meinem Komptoir bedürfen."

Der Ton, in dem diese Worte ausgesprochen wurden, war von einem bedeutungsschweren Ernste, der dem feinen Ohr des jungen Mannes nicht entging, und sein Auge wandte sich von der stattlichen Gestalt seines Chefs, der mit einer ihm sonst ungewöhnlichen Hast seinem Privatzimmer zuschritt, unwillkürlich auf dessen Kassirer, Heinrich Mohr, dessen Blicke mit schlecht verhehlter Bosheit auf ihn gerichtet waren.

Theodor Klar war erst seit einigen Monaten aus dem südlichen Theile Deutschlands in jene Handelsstadt gekommen und hatte, als er sich bei Herrn Altmann um eine Stelle beworben, einen so vortheilhaften Eindruck auf denselben gemacht, daß er ihn sogleich in sein Komptoir aufnahm und ihm die Stelle eines zweiten Buchhalters übertrug.

Mit neidischen Augen sah der Kassirer diese Zuneigung, und je mehr sich dieselbe steigerte, je mehr wurde der Jüngling ein Gegenstand seines Hasses.

Nachdem Herr Altmann in sein Privatzimmer getreten und Theodor Klar seine Befehle erwartend stehen geblieben, erhob sich der Kassirer von seinem Sitze und folgte dem Prinzipal, vorsichtig die Thüre hinter sich schließend.

Es war ein seltsames Schauspiel, wie der stolze, vornehme Ausdruck in den Zügen des Kaufmanns sich plötzlich in Furcht und Abscheu verwandelte, als ihm der Kassirer guten Tag wünschte, ohne Umstände einen Stuhl herbeizog, sich zu ihm setzte und ihn scharf ins Auge faßte.

„Haben Sie über meinen Auftrag nachgedacht, Johann Altmann?" sagte er mit einer Stimme,

sanft und weich, wie die glatte, glänzende Haut der Schlange.

Johann Altmann bedeckte sein Gesicht einige Augenblicke mit beiden Händen und sagte dann, indem er sein schneeweißes Haar von der Stirne zurück strich, zögernd:

„Ich habe darüber nachgedacht, ich habe meiner Tochter meinen Auftrag mitgetheilt, und sie hat mir erwiedert, daß sie lieber ihr Brod auf den Straßen erbetteln, als Heinrich Mohr's Gattin werden wolle. Ich sagte ihr Alles," setzte der Kaufmann gleichsam als Antwort auf die drohenden Blicke des Kassirers hinzu, „sagte ihr, daß ihr Vater in Heinrich Mohr's Gewalt sey, daß ich, noch ehe sie geboren, ein Verbrechen begangen, das mich wie ein Schatten durch das Leben verfolgt und mein Haar gebleicht hat, ehe ich noch das fünfundfünfzigste Jahr erreicht."

„Und sie weigerte sich auch dann noch?"

„Sie forderte mich auf, ihr das Verbrechen zu nennen," erwiederte Altmann, indem er seine Augen voll und klar auf Heinrich Mohr richtete, „ich that es und sie behauptet, diese That sey kein Verbrechen, sondern ein Akt der Nothwehr, denn nur indem ich mich gegen Karl Harper's Angriffe vertheidigte, führte ich den Schlag, der ihn zu Boden streckte. Und so war es wirklich, Mohr, Sie wissen, daß es so war."

„Wären wir im Gerichtssaale, so würde ich, der einzige Zeuge des Vorfalls, schwören, daß es vorbedachter Mord gewesen!"

Johann Altmann schloß mit einem Schauder die Augen und bedeckte sie mit seinen zitternden Händen.

„Ich würde schwören," wiederholte der Kassirer, indem er seine falschen, weißen Zähne zeigte, „und die Jury würde jedes Wort glauben, daß ich vor ungefähr zwanzig Jahren an einem Sommerabend mit angesehen, wie Johann Altmann Karl Harper, mit dem im offenen, redlichen Zweikampf zu fechten er sich geweigert, im Gebüsche auflauerte und ihn durch einen Schlag zu Boden gestreckt habe. Ich würde schwören, daß Johann Altmann Karl Harper da und da ermordet und seinen Körper an einem Orte verscharrt habe, wo ich ganz allein noch die Gebeine und die Uhr auffinden könnte, welche die Identität des Leichnams bewiese."

„Alles gelogen," rief der Kaufherr, sich einen Augenblick aus seiner Lethargie aufraffend, „ich wurde von Karl Harper vom Pferde gerissen, und Heinrich Mohr war es, der den Mord angestiftet, weil er uns Beide mit tödtlichem Hasse verfolgte. Sie waren es, der uns, die wir zuvor Busenfreunde gewesen, zu bittern Feinden machte. Er griff mich an, ich wehrte mich; er zog sein Messer und stach nach mir, aber ehe ich besinnungslos zu Boden fiel, entriß ich ihm die Waffe und brachte ihm eine Wunde damit bei, welche ihn ebenfalls zu Boden streckte. Wir fielen zu gleicher Zeit, ich ohnmächtig, er todt nieder! Als ich wieder zu mir kam, fand ich mich in Ihrem Hause! Sie haben den Leichnam verscharrt, Sie nur können ihn finden, um mich dadurch zu überführen. Man glaubte, daß ein Mord an Karl Harper begangen, und wiederum waren Sie es, der diesen Glauben verbreitete; aber Sie trugen auch Sorge, daß sich nicht der leiseste Verdacht auf mich richte, damit Ihnen das Gesetz nicht die Gans tödte, welche goldene Eier für Sie legen sollte."

Während der unglückliche Mann dies Alles weit unzusammenhängender, als wir es beschrieben, hervorbrachte, saß sein Peiniger, ohne die leiseste Bewegung zu verrathen, ihm gegenüber und entwarf mit einigen schnellen Bleistiftstrichen die Zeichnung eines an dem Galgen hängenden Missethäters, die er mit einem bedeutungsvollen Blicke dem Kaufmanne zuschob.

„Das wird Ihr Loos seyn, wenn Therese Altmann sich weigert, meine Gattin zu werden," sagte er, indem er mit seinem langen, knöchernen Zeigefinger auf die Skizze deutete.

Wieder sank das Haupt des Kaufmannes unter der Last dieser entsetzlichen Drohung auf seinen Busen nieder.

„Rufen Sie jetzt sogleich Theodor Klar und entlassen Sie ihn auf der Stelle," sagte der Kassirer befehlend. „Er liebt Ihre Tochter — sie erwiedert vielleicht diese Neigung; haben Sie ihm doch thörichter Weise Ihr Haus zu besuchen gestattet. Es wird meine Sorge seyn, daß er keine andere Stelle in hiesiger Stadt findet."

„Ich bin in Ihren Händen," sagte der unglückliche Mann, indem er aufstand und der Thüre zuschritt. Als er dieselbe öffnete, trat ihm seine Tochter Therese entgegen, welche ganz in der Nähe im eifrigen Gespräch mit Theodor Klar gestanden, und rief, schnell an dem erstaunten Vater vorüberhuschend, demselben nur die Worte zu: „Ich muß sogleich mit Heinrich Mohr sprechen, lieber Vater."

Der Kaufmann schloß die Thüre und wandte sich dann dem Tische zu, wo sein Kind seinem Plaggeist gegenüber stand.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

(Die grüne Insel.) Unter diesem Namen existirt in Wien seit 1845 eine Gesellschaft von Dichtern,

bildenden Künstlern und Schauspielern, über die Castelli im dritten Bande seiner Memoiren (Wien, Markgraf und Comp.) Einiges mittheilt. Die Gesellschaft, und das ist ihre pikanteste Seite, hat zur Grundlage die alte Ritterzeit. Die damaligen Gebräuche werden nachgeahmt, und zwar mit einem Ernste, daß dieselben zu einer sehr ergötzlichen Parodie werden. Die grüne Insel hat ihre Troßbuben, Ritter, Würdenträger, ihren Großmeister, Großprior, Büttel und Narren, auch sogar Burgärzte und in dem Gesellschaftslokale auch ihr eigenes Burgverließ. Man kann nur durch die niederen Grade zu den höheren emporsteigen. Als Troßbube muß man zu unterst des Tisches sitzen, die Befehle der Ritter und Würdenträger befolgen und mit Hellebarden die Verbrecher in das Burgverließ eskortiren und in demselben bewachen. Als Knappe bekommt man als Abzeichen eine graue Schleife. Zum Ritter wird man von dem Großmeister im Namen der Brüderlichkeit, der Kunst und der Freundschaft mit dem großen Gesellschaftsschwerte, worin die Namen der Mitglieder eingravirt sind, geschlagen und erhält den kleinen Gesellschaftsorden, am grünen Bande im Knopfloche zu tragen, als Würdenträger den größeren Orden um den Hals zu hängen. Die Versammlungen finden jeden Dienstagabend statt. Um zehn Uhr schlingt der Großmeister das grüne breite Ordensband um die Brust, thut auf die feierlichste Art drei Schläge mit einem Hammer auf den Tisch, um das Kapitel zu eröffnen. Nun melden jene Mitglieder, welche Vorträge zu halten gesonnen sind, dieselben bei dem Großmeister an; dieser bestimmt, in welcher Ordnung sie zu halten sind, wobei er Rücksicht nimmt, daß immer literarische Vorträge mit musikalischen abwechseln. Es wird auf der grünen Insel sehr gut gesungen, denn mehrere Ritter sind Mitglieder des Hof-Operntheaters; es wird auch nicht minder gut gelesen, denn die vorzüglichsten Hofschauspieler übernehmen die literarischen Vorträge. Der größte Beifall wird durch ein dreimaliges „Hoch soll er leben!“, im Chor gesungen, ausgedrückt, das Mißfallen durch ein dumpfes „Wehe!“; ist ein Vortrag sogar langweilig, so gibt der Großmeister nur dem Büttel ein Zeichen, dieser unterbricht den Vortragenden und führt ihn mittelst zweier Troßbuben mit Hellebarden in das Burgverließ. Die Procedur, welche darauf folgt, wenn Einer ins Burgverließ kommt, ist das Spaßhafteste, was man nur hören kann. Der Verbrecher wird dann wieder vor den Großmeister geführt, und sowohl der Ankläger, als der Angeklagte, sowie sein Vertheidiger, den er sich wählen darf, eröffnen ein wahres Bombardement von Witzknallkugeln, so daß die ganze Verhandlung eine sehr ergötzliche Parodie einer Kriminaluntersuchung wird. Die Strafe wird immer nach der Schwere des Vergehens nach einer Anzahl von Humpen bemessen. Wenn zwei Ritter einander beleidigen, so findet zwischen ihnen ein Gottesgericht statt: sie kämpfen, und der, der den ersten Stich erhält, wird als todt angesehen und geht dann so lange als Geist in den Versammlungen herum, wobei ihn Niemand sieht und mit ihm spricht, bis er sich selbst oder ein Anderer durch eine hochherzige That, etwa durch Bezahlung einiger Humpen, wieder erlöst.

Es geht nichts über 'nen guten Lehrherrn, der in alle Geheimnisse der Kunst und Zunft gehörig einweiht, und der dicke Bäcker in Schwaben suchte Seinesgleichen. Trag's Brod in's Wirthshaus! rief er seinem Lehrjungen zu. Der trug's hin und konnte nichts dazu, daß ihn die Gäste fragten: nach welcher Tax ist's gebacken? — Was Tax, sagte der Junge, mein und des Gesellen Tax' ist unseres Meisters Gesicht! — Wie meinst Du's, Junge? — Na, wenn der Meister heimkommt mit rothem Kopf, dann war er im Wirthshaus und es hat aufgeschlagen und ich und der Gesell machen's Brod kleiner. — Kommt der Meister aber ohne rothen Kopf, dann hat's abgeschlagen! — Was macht Ihr denn dann? — Dann lassen wir's beim Alten!

Dem Journal des russischen Domänenministeriums zufolge besitzt die „russische Krone“ ein Ländergebiet von 43,900 Quadratmeilen an Domänen, ein Besitz, der $4^1/_2$ Mal größer als Frankreich und $3^1/_2$ Mal größer als ganz Oesterreich ist.

Landwirthschaftliches.

(Mittel, der Selbstentzündung des Heu's in Heuschobern vorzubeugen.) Man hat in neueren Zeiten die Selbstentzündung der Steinkohlen auf Schiffen zu verhüten gesucht, indem man mehrere, unten und oben offene Blechröhren auf dem Boden des Kohlenmagazins in der Art befestigt, daß eine Ventilation stattfinden kann und so die durch die Feuchtigkeit in der Kohle sich erzeugenden Gase, welche durch Wärme oder Reibung sich entzünden, entweichen können. Die Heuschober können auf dieselbe Weise gegen Selbstentzündung geschützt werden, indem man Röhren von Weidengeflecht mitten durch sie hindurchführt.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 10. Freitag, 24. Januar 1862.

Die Kokette.

(Schluß.)

Kaum hatte sie diese Worte ausgesprochen, als sie davor zurückbebte. Wie ein Schwindel erfaßte es sie, sie sah nicht, daß Schütz seine Lippen fest auf einander preßte, sie bemerkte nicht, daß er sich erhob und mit schmerzlich getäuschtem Ausdrucke zu ihr sprach: „Dann will ich nicht störend in die Trauer Ihres Herzens eingreifen, Johanna, dann darf ich nicht eine Vergangenheit wachrufen, die Hoffnungen für mich barg. Leben Sie wohl, leben Sie wohl und mögen Sie nie, — nie sich unglücklicher fühlen."

Hastig hatte er ihre Hand erfaßt und gedrückt, dann eilte er fort. Sie blickte ihm nach wie eine Träumende. Erst jetzt verstand sie seine Worte, erst jetzt wurde sie sich bewußt, was sie gethan hatte. Ha! nie unglücklicher sollte sie sich fühlen, als jetzt! Gab es denn ein größeres Unglück für sie, als das, welches sie bereits in ihrer Brust trug! Fühlte sie sich nicht unglücklich, elend bis zum Erbarmen! Hatte sie nicht zum zweiten Male den Mann von sich gestoßen, den sie liebte!

Sie hätte ihm nacheilen und ihn zurückrufen mögen, aber er hatte den Garten bereits verlassen. Noch in dieser Nacht reiste er fort, und nie sah sie ihn vielleicht wieder.

Gewaltsam raffte sie ihre Kräfte zusammen, faßte ihren Knaben an die Hand und eilte mit ihm heim. Auf ihrem Zimmer angekommen, warf sie sich mit ungestümem Schmerze, fast mit Verzweiflung auf das Sopha. Er mußte sie verachten, wie sie sich verachtete. Ihre Thränen flossen heftig, die Brust drohte ihr zu zerspringen.

Plötzlich sprang sie aufgeregt empor. Sie durfte ihn mit dieser Täuschung nicht fortreisen lassen, sie mußte ihm gestehen, was schon länger als fünf Jahre auf ihrem Herzen lastete. Es gab keine Sühne für sie, als wenn sie ihm Alles, Alles gestand, was sie für ihn empfand.

Sie setzte sich nieder, ihm zu schreiben, keinen Augenblick zögerte sie mehr, und als dieser Entschluß einmal in ihr fest stand, fühlte sie sich schon beruhigter und vollständig führte sie ihn aus. Sie schrieb Schütz Alles, was ihr auf dem Herzen lag, sie gestand ihm ihre Liebe, ihr Unglück, ihre Verzweiflung. Sie klagte sich selbst einer frevelhaften Koketterie an, die sie wie ein Dämon in den heiligsten Augenblicken ihres Lebens in unwiderstehlicher Macht ergriffen habe.

„Ich will es tragen das Unglück, das ich selbst verschuldet habe," schloß sie ihren Brief, „nur lassen Sie mir die Hoffnung zurück, daß Sie, — Sie, Schütz, mich nicht verachten. Sie können es nicht. Hätten Sie eine Ahnung davon, wie schwer ich dadurch gelitten, sähen Sie mich in dieser Stunde!"

Hastig faltete sie den Brief zusammen und sandte ihn sogleich fort, um nicht vielleicht bei ruhiger Ueberlegung ihren Entschluß zu ändern. Sie fühlte, wie viel sie gewagt hatte, sie hatte Schütz um ein Zeichen seiner Versöhnung, um ein Zeichen, daß er sie nicht verachte, gebeten, und mit größter Ungeduld, mit bange pochendem Herzen sah sie der Zurückkunft des Boten entgegen.

Wohl wollten sich Hoffnungen und verlockende Bilder in ihre bange Unruhe drängen, aber gewaltsam wies sie dieselben zurück. Sie fühlte, daß sie solch ein Glück nicht mehr verdiene, deßhalb wollte sie es auch nicht mehr hoffen.

Da wurde plötzlich die Thür heftig aufgerissen. Sie schaute auf, — Schütz trat ein. Schweigend stand er da, aber seine Augen ruhten mit Liebe und Versöhnung auf ihr. Jetzt, — jetzt vermochte sie sich nicht mehr zu fassen. Aufgeregt sprang sie empor, eilte ihm entgegen und warf sich laut schluchzend an seine Brust.

Er umfing sie fest, — fest. Seine Arme zitterten und er beugte sich nieder und küßte sie auf die Stirn.

„Johanna, Johanna!" rief er endlich, „ist es kein Wahn, kein Traum, was uns in diesem Augenblicke erfüllt. Soll es Wahrheit seyn und bleiben, was diese Stunde hervorgerufen? Wahrheit, Glück für immer, — für unser ganzes Leben?"

„Ich verdiene dies Glück nicht, — ich bin desselben nicht mehr würdig," — schluchzte Johanna, ohne den Kopf von seiner Brust emporzurichten.

Nur noch fester schloß sie Schütz bei diesen Worten in seine Arme. „Du hast gestanden, daß Du mich liebst, — Du hast Dich mir wahr und offen gegeben," rief er, „jetzt kannst Du mich nicht mehr zurückschrecken. Uns beide hast Du fünf Jahre lang unglücklich und elend gemacht, — Johanna, Johanna, jetzt mach' mich glücklich und mein Herz hat Alles, — Alles vergessen."

„Kann ich es noch? Kannst Du mir vergeben?" fragte sie schluchzend.

Er hob ihren Kopf empor, schaute ihr in die Augen und küßte sie leidenschaftlich, innig. „Jetzt bist Du mein, — mein Weib!" rief er glücklich, und sie blickte ihn an mit dem verklärten Lächeln eines Glückes, das zu groß ist, um daran zu glauben, zu heilig, um es auszusprechen, daß das Herz, — den ganzen Menschen erfüllt und durchbebt; ja, endlich, — endlich war sie sein! —

Der entlarvte Verbrecher.

(Schluß.)

Therese Altmann war eine hohe, königliche Gestalt, eine herrliche Brünette von achtzehn Jahren, deren dunkle Augen ihrer wohlwollenden, freundlichen Natur gemäß sich gewöhnlich mit dem Ausdrucke der Güte auf ihre Mitmenschen richteten, heute aber Blitze des Zornes auf Heinrich Mohr schleuderten, während ihre rothen Lippen sich verächtlich kräuselten und sie ihren Vater durch eine Bewegung der Hand bat, sie einen Augenblick nicht zu unterbrechen.

Der Kassirer schien sich unter dem Einflusse dieses ihn vom Kopfe bis zu den Füßen messenden Blickes keineswegs behaglich zu fühlen, er rang nach Fassung und erst nach mehreren Minuten gelang es ihm, mit seiner gewöhnlichen Kälte zu sagen:

„Ich schätze mich glücklich, daß Fräulein Therese Altmann eine so geringe Person eines so langen Blickes würdigt."

„Dies ist also das Geschöpf, welches wagt, mich Gattin nennen zu wollen!" sagte Therese, und obgleich die Worte schneidend waren, drangen sie doch durch den Ton und die Art, wie sie dieselben aussprach, dem Bösewicht noch weit tiefer und riefen die bittere Entgegnung auf seine weißen Lippen:

„Das Geschöpf fühlt sich durch diese Bezeichnung sehr geehrt, meine hochmüthige Dame. Sie sind jetzt stolz, Therese, aber es wird eine Zeit kommen, sage ich Ihnen, wo Sie mir gegenüber so demüthig sind, wie der zitternde Mann dort, Ihr Vater, ist."

„Wenn ich Sie verwerfe und verachte, wollen Sie das Leben und den Ruf meines Vaters antasten?" sagte Therese. „Sie müssen Ihrer Macht sehr gewiß seyn, um dem Mädchen, das Sie zur Gattin begehren, dergleichen sagen zu lassen."

„Ich kenne meine Stärke, wünschen Sie eine Probe davon zu sehen?" höhnte Mohr.

Therese wandte verächtlich das Haupt. Der Kassirer konnte sich den Grund dieses ihm sehr unerwarteten Benehmens nicht erklären; jedoch seines Bodens sicher, fuhr er fort: „Es befindet sich ein junger Mann in Ihres Vaters Geschäft, den er wie einen Sohn liebt, und ich bin überzeugt, daß er sich lieber die Hand abhauen, als jenem ein Haar krümmen ließe. Herr Altmann, rufen Sie Theodor Klar."

Jetzt hoffte er Theresen erbleichen und zittern zu sehen; zu seinem Erstaunen blieb sie ruhig und gefaßt.

Der furchtsame Vater, furchtsam vor dem Kassirer allein, gehorchte und Theodor Klar trat in das Zimmer. Seine blauen Augen richteten sich mit einem Ausdruck so tödtlicher, tiefer Drohung auf die heimtückisch funkelnden des Kassirers, daß Therese ihre Hand mit sanftem Drucke auf seinen Arm legte, als wolle sie ihn von einem kräftigen Schlage, zu dem sie ihn ausholen sah, zurückhalten, während sie ihm die Worte zuflüsterte:

„Warten Sie um meinetwillen."

„Herr Altmann," sagte Mohr, sich etwas aus dem Bereiche dieses Armes entfernend, „der junge Mann hat es gewagt, seine Augen zu einem so weit über ihm stehenden Mädchen, wie Ihre Tochter, zu erheben; sein längeres Verweilen in Ihrem Geschäfte ist daher eine Beleidigung für Sie, als Vater, für mich, als den ihr bestimmten Gatten. Entlassen Sie ihn sogleich."

Der unglückliche Kaufmann zögerte in namenloser Qual und begann endlich, nachdem der Kassirer wiederum auf die auf dem Tische liegende Zeichnung gedeutet hatte:

„Herr Theodor Klar —"

„Mein wahrer Name ist nicht Klar," unterbrach ihn der junge Mann in gerechtem Zorne, den Vater seiner Therese so gedemüthigt zu sehen. „Ich heiße Theodor Harper und bin der Sohn jenes Karl Harper, der den Namen Klar angenommen hat, weil er sich

in dem Glauben befand, er habe Johann Altmann erschlagen."

„Junger Mann!" stammelte Johann Altmann, „täuschen Sie einen unglücklichen Mann nicht; lebt Karl Harper, der meine Cousine, Helene Altmann, heirathete, wirklich — wurde er nicht getödtet?"

„Auf meine Ehre, Herr Altmann," sagte Theodor, „Karl Harper lebt und ist der Meinung, er habe Sie getödtet. Bis zu diesem Morgen theilte ich diesen Glauben, denn mein Vater, der sich seit jenem unglücklichen Kampf unter einem falschen Namen im südlichen Deutschland, wohin ihm meine Mutter gefolgt ist, verborgen gehalten, hat mir oft mit tiefem Kummer jenen Umstand dieses traurigen Ereignisses erzählt. Nur den Namen des Mannes verschwieg er, den er erschlagen zu haben glaubte, und ebenso wenig nannte er jemals Den, welcher an jenem unglücklichen Tage, auf den blutenden Körper seines Gegners deutend, ihm sagte, er sey todt, und ihn zur eiligsten Flucht trieb. Ihre Tochter erzählte mir vor ungefähr fünf Minuten, was Sie ihr gestern Abend mitgetheilt, und auf diese Weise ist denn die Wahrheit an den Tag gekommen."

„Aus meinen Augen, Heinrich Mohr!" rief der auf's Aeußerste gereizte Kaufmann. „Zweifacher Verräther, hebe Dich weg, oder ich möchte wirklich das werden, als was Du mich Jahre hindurch zu denken gezwungen hast — ein Mörder!"

Während Theodor's Erzählung war der verbrecherische Kassirer in einen Stuhl gesunken und bedeckte sein Gesicht mit den Händen, eine Stellung, in der sein Schlachtopfer vor sich zu sehen er seit Jahren ein grausames Vergnügen gehabt hatte. Als er sich jedoch von Altmann auf diese Weise anreden hörte, sprang er auf, stürzte nach der Thüre zu, taumelte durch den Laden nach seinem Pulte, wo er so lange durch die Zaubermacht des Goldes geherrscht hatte, drückte die Hand gegen die Stirne, stöhnte laut, richtete sich dann in die Höhe, öffnete ein geheimes Schubfach, ergriff ein Pistol, setzte es gegen seine Schläfe — und fiel, ehe noch seine Finger den Drücker berühren konnten, von der Hand Gottes gerichtet, todt zu Boden.

Mannigfaltiges.

(Ein Emporium der Mode.) Die bekannte Berliner Firma Gerson hat einen großen Verlust durch den plötzlichen, unerwarteten Tod des Begründers derselben erlitten. Mit geringen Mitteln schuf der intelligente Mann, ausgezeichnet durch rastlose Thätigkeit und begünstigt von seinem wohlverdienten Glücke, in der Residenz einen wahrhaften Palast des Luxus und der Mode, der mit den berühmtesten derartigen Bazars in Paris und London den Vergleich aushalten dürfte. Was das weibliche Herz sich nur wünschen kann, findet sich vereint in diesem Eldorado der Frauen, das in strahlender Gasbeleuchtung an die Wunder aus Tausend und einer Nacht, an Aladin's Zauberhöhle erinnert. In mehreren Etagen, die durch eine elegante Treppenflucht mit einander verbunden sind, sieht das geblendete Auge hier die Erzeugnisse des europäischen und selbst asiatischen und afrikanischen Kunstfleißes aufgehäuft; neben dem ostindischen Shawl, der mehrere tausend Thaler kostet, leicht wie ein Hauch der Luft, als wäre er von Elfenhand aus Morgenröthe und silbernem Mondenschein gewebt, liegt der weiße Burnus des Beduinen, die kleidsame, mit Gold gestickte Jacke des Zuaven, das rothe Garibaldi-Hemd und das Reitkleid der kühnen Amazone. Brüsseler Spitzenmantillen, kostbare Kanten, zur Ausstattung einer Fürstin bestimmt, erregen bei ihrem Anblicke mancher Frau Herzklopfen, manchem Manne Kopfschmerzen, wenn er die ungeheueren, dafür geforderten Preise hört und doch erscheint die Summe gering, wenn man an die arme Spitzenklöpplerin im Gebirge denkt, die bei der feinen Arbeit hungern und oft die zarten, von uns bewunderten Blümchen mit dem Verluste ihres Augenlichts bezahlen muß. Hunderte von gestickten Ballroben, Tausende von Mänteln, unzählige Dutzende von Tüchern und Teppichen liegen vor uns ausgebreitet und erschweren die Auswahl. Der theuerste und der billigste Stoff, von zwei Louisd'or bis zwei Silbergroschen die Elle wird hier geführt und mit derselben Höflichkeit und Bereitwilligkeit den Kunden vorgezeigt. Jeder Artikel bildet eine eigene Abtheilung für sich, und so zerfällt das Ganze wieder in eine Menge einzelner Lager, so daß das Modemagazin von Gerson einem Markt- und Sammelplatz aller nur denkbaren Gegenstände des Luxus gleicht. Eine Dame kann sich auch hier vom Kopf bis zu den Füßen, von dem neuesten Modehut und Blumengarnitur bis zu den durchbrochenen Seidenstrümpfen und den Pariser Schuhen bekleiden und in vollkommen frischer Toilette das Lokal verlassen. Gerade in dieser Universalität liegt zum Theil das Geheimniß des ungeheueren Erfolges der Gebrüder Gerson, obgleich sich nicht leugnen läßt, daß auch ihre Solidität und der richtige Takt in Behandlung des Publikums ihren Ruf begründet hat. — Ein solch riesiges Geschäft verlangt natürlich ein Heer von Kommis, Ladendienern, Verkäuferinnen und Hausknechten; mehrere hundert Personen bevölkern diese Handelskolonie und zwar in einer Weise, daß wie bei den Rittern auf Malta und der Propaganda

in Rom alle Zungen und Nationen, Russen, Franzosen, Polen, Engländer und Deutsche vertreten sind, um mit ihren respektiven Landsleuten in der betreffenden Sprache zu reden und diese zum Kaufen zu überreden. Man glaubt in der That zu gewissen Zeiten sich auf einer Weltmesse zu befinden, wenn man bei Gerson die verschiedenen Völkerschaften und ihre Dialekte hört. Den interessantesten Anblick jedoch gewährt das große Magazin zur Weihnachtszeit, wo halb Berlin und außerdem noch die Menge der Fremden zu Gerson wallfahrtet, um die nöthigen Einkäufe für die Festwoche zu besorgen. Das riesige Lokal faßt dann kaum die Zahl der Käufer und besonders der Käuferinnen; es ist ein ewiges Gehen und Kommen, Wogen und Rauschen, Schwirren und Strömen; Prinzessinnen und Damen der hohen Aristokratie drängen sich um die Wette mit reichen Schlachterfrauen und Bäckerstöchtern, und oft wählen und bezahlen die Letzteren den kostbaren Stoff, welchen die Gräfin zu theuer gefunden hat. Manches interessante Rendezvous findet in dem Gewühle statt, manche wunderbare Ueberraschung und manches Kapitel aus den Mysterien von Berlin spielt in dem Lager von Gerson.

Bei einer Berliner Behörde meldete sich vor einigen Tagen ein Dienstmann im Auftrage eines Mädchens, welches zu einer geringen Strafe verurtheilt war, mit der originellen Anfrage, ob er nicht für seine Auftraggeberin die Strafe absitzen könne. So sehr dies auch als ein Beweis der vielseitigen Verwendung dieser neuen Einrichtung gelten könnte, mußte derselbe doch abgewiesen und das persönliche Erscheinen seiner Auftraggeberin gefordert werden.

In Berlin ist eine sogenannte „Geleisevorschrifttafel“ erfunden, die den Zweck hat, den Unterricht im Schreiben bei Anfängern zu erleichtern. Die Buchstaben sind zu diesem Zweck vertieft auf der Tafelfläche hergestellt, so daß die Formen ein sicheres Geleise bilden, welches der Schüler mit dem Griffel oder Bleistift nachfahren soll. Außer anderen Vortheilen bietet diese Methode auch den, daß das Auge des Lernenden nicht mehr, wie bisher, durch die Zerrbilder der eigenen Hand irregeleitet wird. In sächsischen und würtembergischen Schulen, wo diese Tafeln auf Befehl der Regierung eingeführt sind, hat diese Methode die glänzendsten Resultate geliefert, die sehr zu einer immer weiteren Verbreitung beitragen werden.

Von dem gegenwärtig in Wien bei Verwandten weilenden Reisenden Fr. Gerstäcker erzählt ein dortiges Blatt folgende Anekdote. Im Eis und Schnee dahinziehend auf den ihm bekannten Pfaden über die Kordilleren, trifft Gerstäcker mit einem Reisenden zusammen. Sie begrüßen sich freudig bewegt, tauschen rasch Handschlag und freundliches Wort aus — welch ein Zusammentreffen: der Reisende ist ein Deutscher, ein Kaufmann Schwarz aus Bremen! Aber sein Gesicht zeigt die unzweideutigste, ungläubige Verwunderung, als Gerstäcker auch seinen Namen nennt. Sie sind Gerstäcker? Unmöglich! Gewiß und wahrhaftig, Friedrich Gerstäcker. Der Reisende Gerstäcker? Ganz gewiß, der Reisende Gerstäcker. Aber ich wiederhole es — das ist unmöglich. Und warum denn? Nun sehen Sie, als ich vor Jahren Ihre Beschreibung Ihrer Kordillerenreise las, ergriff mich die unwiderstehliche Lust, auch die Kordilleren zu sehen, zu übersteigen. Es war der Traum meines Lebens. Das Bild der Kordilleren stand bei Tag und Nacht vor meinem Geiste, immer verknüpft mit dem Namen Friedrich Gerstäcker. Nun frage ich kurz, ist es möglich, daß ich auf diesen Kordilleren, nachdem ich endlich dazu gelangt bin, sie zu besuchen, mit eben diesem Friedrich Gerstäcker zusammentreffe, ihn hier kennen lerne, ihm hier auf einsamem Wege ein Glückauf zurufe? Ist das möglich? — Es ist nur beizufügen, daß der ehrenwerthe Bremer Schwarz sich schließlich doch bequemen mußte, die Möglichkeit anzuerkennen, und daß er mit Thränen im Auge endlich denselben Gerstäcker auf den Kordilleren umarmte, der ihn vor Jahren zu dem hübschen Ausflug verführt hatte.

(Traurige Voreiligkeit.) In einer der reichsten und angesehensten Wiener Bürgerfamilien trat, wie die „Briefl. Mittheilungen“ berichten, am Neujahrstage Vormittags der Mann in das Boudoir seines jungen Weibchens und überreichte ihr mit einem zärtlichen Kusse ein Dutzend Handschuhe mit dem Bemerken, es sey dies ihr Neujahrsgeschenk, welches sie — wie er wisse — wohl brauche. Nach seiner schleunigen Entfernung hatte die über des reichen Mannes Geiz empörte Frau nichts Eiligeres zu thun, als voll Entrüstung das miserable Geschenk in den lodernden Kamin zu werfen. Beim Mittagtische kam es zur Erklärung und wer beschreibt das Entsetzen beider — um jeden Handschuh war eine Hundertguldennote gewickelt gewesen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter für Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 11. Sonntag, 26. Januar 1862.

Spätes Glück.

Wer nur einmal im Bade G. gewesen, so begann ein alter Bekannter seinen Reisebericht, kennt nebst der wundervollen Gegend, der Freude und das Entzücken aller Kranken und Gesunden, welche hier ihren Sommeraufenthalt nehmen, auch den großen Quartiermangel, welcher dort herrscht. Das enge Thal setzt dem etwaigen baulustigen Unternehmungsgeiste ein spöttisches „Bis hieher und nicht weiter" entgegen. Nebst dem Kurhause sind fast alle Wohnungen zur Beherbergung von Fremden eingerichtet, da aber der Raum beschränkt ist, so findet sich nur verhältnißmäßig Unterkunft für dieselben. So kommt es, daß Badegäste, welche in großen Bädern eine ganze Enfilade von Zimmern beanspruchen, sich hier mit wenigen begnügen müssen.

Durch Familienereignisse gezwungen, meine Badereise einige Tage früher anzutreten, kam ich in der festen Ueberzeugung nach G., dort, wenn auch nicht das bestellte Quartier, doch jedenfalls ein passendes Zimmer zu finden. Wie ward ich aber enttäuscht, als der Badeinspektor mich versicherte, sein Kurhaus und sonstige Lokalitäten seyen so überfüllt, daß jeden Tag neue Ankömmlinge abgewiesen würden.

Meine unangenehme Lage wird Jeder begreifen, wenn ich beifüge, daß mein Wohnsitz mehrere Tagereisen von Bad G. entfernt und das von mir bestellte Quartier in ungefähr einer Woche frei geworden wäre, es handelte sich also nur um eine Unterkunft von wenigen Tagen, und da ich fest entschlossen war, nicht wieder abzureisen, so bat ich, mich nur in die einfachste Bauernhütte zu führen, wo ich für Geld und gute Worte doch wohl aufgenommen würde.

Der Badeinspektor lächelte. „Sie sprechen wie ein Städter, der unsere ärmeren Bauernhäuser noch gar nicht kennt," entgegnete er, „diese haben gewöhnlich nur eine Stube, und es wäre ein schweres Stück Arbeit, darin mit der oft zahlreichen Familie und den vierfüßigen Hausfreunden auszuhalten, doch mir fällt eben noch eine Aushilfe bei, drüben jenseits des Gebirgsthales liegt das Schlößchen des Herrn Botz, ich kenne denselben zwar nicht, denn er lebt mit seiner Frau ziemlich abgeschlossen von der Welt, ich kann Ihnen also keine Empfehlung geben, allein seine Dienstleute rühmen, daß er ein braver und gütiger Herr sey und keinen wahrhaft Bedürftigen von seiner Schwelle weise. Gehen Sie zu ihm, der Sohn des Badewärters soll Sie führen und Ihr Handgepäck tragen; werden Sie aufgenommen, woran ich nicht zweifle, so sende ich Ihnen Morgen Ihren Koffer nach."

Da kein anderer Ausweg vorhanden, so willigte ich ein. Der kleine Führer wurde herbeigeholt, erhielt seine Instruktionen und bald schritten wir rüstig durch den Wald, dessen Tannen ihr heilendes Arom ausströmten, während die darunter befindlichen Buchen die Atmosphäre kühlten und dem Wanderer Schatten boten.

Hie und da zog ein sonniger Lichtstreif durch die Bäume und spielte in den Zweigen, Singvögel hörte ich zwar keine, aber es war auch Musik in dem Zuruf der Raubvögel, wie überhaupt in den Naturlauten der Waldesstimmen, meine Seele fühlte sich frischer und freier und mit rascheren Schritten, als ob die Kur schon vollendet, ging es vorwärts auf dem elastischen Boden. Mein Führer, wortlos nach der gewöhnlichen Art dieser Leute, trabte vor mir her, endlich brach ich das Schweigen durch die Frage, ob derselbe schon in dem sogenannten Schlößchen gewesen sey und den Besitzer kenne? Er blickte mich erstaunt an und entgegnete einfach, man sieht den Herrn sehr wenig, geht er spazieren, so geschieht dies in seinem Park, welcher einen ziemlich großen Umfang hat. Obgleich die Einfriedigung nicht sehr hoch ist, so würde doch Niemand so kühn seyn, denselben zu betreten, denn man sagt, Herr Botz

hege wilde Thiere darin. Mein ungläubiges Lächeln mußte den Knaben reizen, denn er wiederholte seine Aussage mehrmals.

„Und wer hat dieselben gesehen, wenn Niemand in den Garten darf?“ fragte ich dagegen.

„Gesehen mag sie wohl Niemand haben, aber man hört sie des Nachts schreien und heulen und Franz, der Diener, hat es mir oft bestätigt,“ war die Gegenrede. Ich schwieg, um den Nimbus der Unnahbarkeit, welcher meinen zu hoffenden künftigen Gastfreund umgab, nicht zu zerstören und fragte nur noch, ob derselbe verheirathet sey und Kinder habe.

Letztere nicht, sagte „Johannisle“, wie mein Führer genannt wurde, aber seine Frau könne man öfters sehen, sie sey sehr jung, schön und fröhlich. Bei der Einweihung des neuen Schulhauses, wozu Herr Botz auch eingeladen worden sey, sich aber durch Unwohlseyn entschuldigt habe, sey sie erschienen, gefolgt von dem Diener, der einen Handkarren geschoben, worauf nichts wie Früchte, Backwerk und süßer Wein und Semmel gewesen sey. Dieses habe die Frau nach genommener Rücksprache mit dem Herrn Pfarrer und Lehrer selbst unter die Kinder ausgetheilt, dabei im neuen Schulsaale mit denselben gespielt und gescherzt, als sey sie selbst noch ein Kind. Dann habe sie beim Fortgehen einen sehr schönen Diskurs, wie mein kleiner Führer sich ausdrückte, an den Herrn Pfarrer und Lehrer gehalten, diese gebeten, die Kinder gut zu unterrichten, sie würde jährlich um diese Zeit das Fest erneuern und sich bei Beiden erkundigen, welches die fleißigsten Kinder gewesen und diese mit einem Geschenke bedenken. Dies sey der Wunsch ihres Mannes, welcher von seinen naturhistorischen Studien so in Anspruch genommen sey, daß er wenig Umgang und Gesellschaft genießen könne.

Natürlich war die Erzählung des Jungen etwas weniger fließend, als ich es jetzt erzähle, und Vieles mußte ich aus später Gehörtem darin ergänzen. Während dieses Berichtes waren wir am Ausgange des Waldes angekommen, und sahen vor uns auf einem mäßig hohen Bergabhang ein zierliches Schlößchen stehen, dessen Mittelbau von zwei granelirten Thürmen rechts und links umgeben, die Miniaturausgabe einer Ritterburg genannt werden konnte. Ein breiter gut erhaltener Weg mit hochstämmigen Rosenbäumen besetzt, führte aufwärts, dann und wann durch dichtes Bosket unterbrochen, wo einladende Ruheplätze angebracht waren. Bald waren wir oben und während mein Führer an der Pforte läutete, bewunderte ich nochmals die Zierlichkeit des Gebäudes, an dessen Wänden sich buschigte Kletterrosen hinaufrankten. Der eine Thurm erschien mir als muthmaßliche Wohnung der Burgfrau, denn an einem der Fenster, von seltenen Blumen umgeben, wiegte sich ungefesselt ein blendend weißer Kakadu, den prächtigen rosenrothen Federbusch stolz ausbreitend und ein freilich ziemlich ungastliches „Niemand zu Hause“ uns zurufend. Mittlerweile wurde die Thüre geöffnet, der Diener, welchen mein kleiner Führer mit Herr Franz anredete, hatte mich neugierig gemustert, während Johannisle die vom Inspektor eingelernte kleine Anrede hielt. An der abweisenden Miene des Mannes ersah ich, daß es Zeit für mich wäre, selbstredend einzuschreiten, ich trat also vor und bat ihn, dem Herrn des Hauses den Fall selbst vortragen zu dürfen.

(Fortsetzung folgt.)

Der alte Kapitän.

In einem jener großen und häßlichen Häuser am Quai de la Megisserie zu Paris, welche den ganzen Tag verdrießlich in das Wasser der Seine niederschauen, wurde am 25. Dezember des Jahres 1835 dreimal rasch nach einander an einer Thür geklopft, welche zu einem Zimmer im vierten Stockwerk führte. Auf dieses Anklopfen fuhr ein junges Mädchen, welches allein im Zimmer saß, rasch empor; die Stickerei, womit sie beschäftigt gewesen, fiel auf den Fußboden; sie meinte freilich, sie habe dieselbe auf den neben ihr stehenden Stuhl gelegt.

Ob ihre Aufregung ihren Grund darin hatte, daß das Klopfen einen erwarteten oder unerwarteten Besuch ankündigte, das wird sich im Verlaufe der Erzählung zeigen. Zunächst müssen wir den Leser mit dieser jungen Dame bekannt machen; sonst würde er schwerlich sich so interessiren, wie wir wünschen müssen.

Pierre Bertrand, der Vater Mariens, war ein Prachtexemplar von einem alten pensionirten Kapitän aus der Kaiserzeit, wie man deren in den ersten Jahrzehnten nach dem Sturze Napoleons zu Paris noch manche fand. Er war barsch und ungebildet, hatte aber ein gutes Herz; wie den Schnurrbart, so hatte er auch die Gewohnheiten aus seinem frühern Leben beibehalten. Bier trinken und Rauchen verschlangen beinahe die Hälfte seiner Pension; er klagte und brummte beständig, war aber doch immer lustig. Sehr eitel war er auf seine Narben und Schmarren und auf gewisse Reliquien in Gestalt von Ehrenkreuzen, schartigen Säbeln und durchlöcherten Uniformen. Auch gefiel er sich außerordentlich im Erzählen von Kriegsabenteuern, und hiemit wurden so ziemlich alle Stunden des Tages ausgefüllt, in denen er nicht mit Trinken, Rauchen und Dominospielen beschäftigt war.

Die Familie des alten Kapitäns bestand aus zwei Kindern. Eigentlich war freilich nur eines sein Kind, das andere hatte er an Kindesstatt angenommen; und hätte der alte Soldat nicht dieses Kind gehabt, so würde er wohl nie eins bekommen haben. Auf dem Schlachtfelde hatte ihm nämlich einst ein sterbender Kamerad einen kleinen Knaben übergeben, und Pierre hatte dieses Vermächtniß mit so großer Bereitwilligkeit und Freude angenommen, als hätte er ein Legat von Tausenden von Franks erhalten. Der Wunsch, diesem Kinde eine Mutter zu geben, brachte ihn zuerst auf den Gedanken, sich zu verheirathen. Dieser Schritt sollte aber für ihn nur die Folge haben, daß er ein ähnliches Vermächtniß erhielt, wie einst von seinem sterbenden Freunde. Seine Frau starb nämlich bei der Geburt seiner kleinen Marie. Der Vater verlor bei diesem Mißgeschick den Muth nicht und erfüllte treu seine Pflichten gegen beide Kinder. Er bestimmte den kleinen Julius zum Studiren und sechs Monate vor dem Zeitpunkte, mit welchem unsere Erzählung beginnt, wurde Julius, der 23 Jahre zählte und seine Studien vollendet hatte, unter die Zahl der Advokaten des Königlichen Gerichtshofes zu Paris aufgenommen.

Für den alten Kapitän war es ein Freudentag, als Julius zuerst im Barett und Robe bekleidet erschien.

Marie hatte gerade ihren achtzehnten Geburtstag erlebt und war das hübscheste Mädchen, das man sich nur denken kann. Dabei war ihr Herz offen und rein wie der wolkenlose Himmel.

Pierre war schon lange mit sich darüber im Reinen, daß seine beiden Murmelthierchen, wie er sie nannte, ein Paar werden müßten; ihre Verlobung sollte an dem Tage stattfinden, da Julius seinen ersten Prozeß gewinnen würde. Ueber die Gefühle der zunächst Betheiligten hatte er nie nachgedacht; sie hatten ihm freilich auch nie Anlaß zu der Befürchtung gegeben, daß sie seine Wünsche durchkreuzen würden.

Eines Tages, bald nachdem Julius sein Examen bestanden hatte, saß der alte Bertrand in seiner hochgelegenen, doch angenehmen Wohnung und blies große Rauchwolken vor sich hin. Da wurde ihm ein Brief gebracht.

Briefe waren Seltenheiten für den Veteranen und lange betrachtete er deßhalb das Postzeichen. Es zeigte den Namen einer Ortschaft in der Provinz, aus der er gebürtig war. Endlich erbrach er das Siegel und las Folgendes:

Mein Herr!

Ich beeile mich, Ihnen das Ableben Ihres Vetters, des Herrn Joseph Bertrand, Besitzers der hiesigen Gießerei, anzuzeigen. Er hat ein Vermögen hinterlassen, welches auf eine Million Franks geschätzt wird. Da keine näheren Erben da sind, so werden Sie vermuthlich die Hälfte des Nachlasses, also 500,000 Franks, erhalten. Ich ersuche Sie deßhalb, die nöthigen Schritte zu thun, um zu ihrem Rechte zu gelangen.

Der Brief trug die Unterschrift des Friedensrichters und enthielt noch weitere Einzelheiten über die Sache.

Bertrand war für einige Minuten wie vom Schlage gerührt, dann aber machte er seiner Freude in den gewöhnlichen Redensarten Luft, welche aus drei bis vier Tausend Bomben, aus ein oder zwei Hundert Granaten und einer entsprechenden Anzahl Donnerwettern zusammengesetzt waren.

„Fünfmalhunderttausend Franks!" schrie er zuletzt, „Marie, Mädchen, lies! Lies, mein Schätzchen! Fünfhunderttausend Franks! Ja, Einer, Zehner, Hunderte, Tausende, Zehntausende, Hunderttausende! Ganz richtig! Hurrah, es lebe der Kaiser! Hurrah!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Aus der Gesellschaft. Zu einem Hamburger Advokaten kam kürzlich ein demselben persönlich befreundeter Klient und klagte ihm seine liebe Noth, die er mit seiner Frau auszustehen habe. Madame war launisch, zänkisch, eigensinnig, putzsüchtig, geizig, verschwenderisch, zu heftig, zu sanft, zu laut, zu still, — kurz, wie das gewöhnlich zu gehen pflegt, es wurde eine Legion Eigenschaften aufgezählt, von denen die eine oft der andern gerade widersprach. Der Jurist benutzte einen Augenblick, in dem der Freund sich verschnaufte und fragte: „Ist Deine Frau auch eifersüchtig?" — das „Nein" war heraus, ehe es die Eitelkeit verhindern konnte. „Dann mache sie eifersüchtig," war der juristische Rath. Gesagt, gethan. Der geplagte Ehemann besuchte Klubs und Gesellschaften, spielte Domino bis nach Mitternacht, ja er soll sogar Galleriebesucher der Verhandlungen der Hamburger Bürgerschaft gewesen seyn. — Aber es half ihm nichts. Madame keifte weidlich über spätes Nachhausekommen, über Geldausgeben außer dem Hause, aber von Eifersucht keine Spur. Endlich schrieb der Advokat einen fingirten Brief voll der tollsten Herzensergießungen, bezog sich in demselben auf frühere Briefe und gab der Korrespondenz den Anstrich, als habe er ein zärtliches Verhältniß schon seit langer Zeit. Einige juristische Stylwendungen abgerechnet, war das Billet-doux ein kleines Meisterstück. Der geplagte Ehemann ließ es unter andern Papieren liegen, wissend, daß seine Frau die Gewohnheit besaß, aus leidiger Neugier alles zu durchstöbern,

und waffnete sich bis an die Zähne gegen den unfehlbar drohenden Sturm. Madame fand den Brief, las ihn, sagte aber — Nichts. Aber Blicke erhielt der Mann, Blicke, welche medusenhaft waren. Endlich nach einigen Tagen begannen die Plänkeleien in scharf zugespitzten Stichelreden, denen die schweren Geschütze niederschmetternder Ausdrücke der Verachtung folgten. Der Mann lachte und kicherte, sie wurde wüthend, machte Toilette und eilte fort zu einem Advokaten, um einen Scheidungsprozeß gegen den ungetreuen Gemahl einzuleiten. Ach, sie hatte das **Corpus delicti**, den Brief vergessen, den der Mann seinerseits wieder wegeskamotirt hatte. Der Advokat zuckte die Achseln, begütigte die Dame und gab ihr den Rath, feurige Kohlen auf das Haupt des Treulosen zu sammeln und ihn durch Sanftmuth und Liebe erst moralisch zu vernichten, bis sie einen zweiten Liebesbrief erwischen und den Don Juan dann auch materiell todtschlagen könne. Madame befolgte den Rath und siehe da, der Herr Gemahl wurde wieder häuslich, es kamen keine **Billet-doux** mehr, und der Friede war hergestellt, ehe sich beide Theile es versahen, bis auf das störrische Schweigen, welches der Ehemann fortwährend über den bewußten Brief beobachtete. Kürzlich war nun der Geburtstag der Frau und sie erhielt von demselben Advokaten, an den sie sich gewandt und der zufällig kein anderer war, als der **spiritus familiaris** ihres Mannes, den Liebesbrief nebst einem gratulirenden Begleitschreiben von derselben Handschrift als „bestes Cadeau, welches er ihr machen zu können glaubte," zugestellt. Der „Freischütz" verbürgt die Wahrheit dieser Geschichte, die gar keinen üblen Stoff zu einem Lustspiel geben dürfte, und fügt hinzu, daß der häusliche Frieden seither ungestört geblieben.

(Ersatz des Gußeisens durch Papier.) Sicher ist seit längerer Zeit in Bezug auf Papier nichts so Sonderbares und doch für den Geschäftsverkehr so Praktisches und Nützliches erfunden, als die Röhren aus asphaltirtem Papier, mit denen Experimente unlängst in Berlin ausgeführt wurden. Die bereits in London und Paris gemachten Experimente haben zum Erstaunen bewiesen, daß das Material, während es die ganze Zähigkeit des Eisens und nur die Hälfte spezifischen Gewichts besitzt, die doppelte Festigkeit von irdenen Röhren hat, ohne daß es dem Zerbrechen unterworfen ist. Mit dieser Festigkeit vereinen die Vortheile der Dauerhaftigkeit, Unoxydirbarkeit, Leichtigkeit und Wohlfeilheit. Die Idee der Erfindung besteht in dem Uebereinanderrollen einer Anzahl Papierblätter, die aufeinander haften, weil sie vorher mit geschmolzenem Asphalt überzogen sind; diese homogene Masse macht die Röhren an und für sich vollständig luft- und wasserdicht. Die Röhren sind in der Regel 5 Fuß lang und können je nach Aufgabe und Zweck mit verschiedenen Wandstärken und mit Muffen aus demselben Stoffe hergestellt werden. Die Verbindung und Dichtung geschieht in sehr einfacher Weise dadurch, daß das Muffende inwendig mittelst eines heißen Eisens angewärmt, das einzuschiebende Rohrende dagegen in geschmolzenen Asphalt eingetaucht oder damit bestrichen und demnächst in die Muffe eingeschoben wird. Abzweigungen, Krümmungen und Kniee werden in ähnlicher Weise aus gleichen Stoffen gefertigt. Diese Art Röhren eignen sich zu Gas- und Wasserleitungen, zu Leitungen unreiner Flüssigkeiten, zu Wind- und Wetterleitungen in Bergwerken, so wie zu Leitungen einer Menge von chemischen Flüssigkeiten und Gasen, die bisher aus Röhren von anderen kostspieligen Substanzen hergestellt werden mußten.

Ein netter Witz wurde am 4. Januar in einer sächsischen Provinzialstadt losgelassen. Dort liegt nämlich Cavallerie und ein Soldat, der schon manchen Scherz ausgeübt, macht bekannt: in seinem Stall sey für heute ein rosenfarbenes Pferd zu sehen, das so viele Beine habe, als Tage im Jahre. Es kostete dieser Anblick nur einen Neugroschen. Natürlich fanden sich Viele, die das Wunder anschauen wollten. Sie wurden in den Stall eingelassen, und da stand — der Schimmel des Reiters, weiter nichts, ein Pferd wie andere Pferde. Aber man verlangt Erklärung. Der Reiter ist mit einer solchen zur Hand. Er sagt: ein rosenfarbiges Pferd, hier; es gibt auch weiße Rosen. So viele Beine als Tage im Jahr: vier, denn heute ist der vierte Januar. Die Angeführten lachten und schickten, als sie herauskamen, noch so manchen Anderen dahin, damit er auch einen Neugroschen zahle.

Räthsel.

Das erste Wort
Steht — am wievielten Ort
Im Einmaleins?
Das zweite findest du auf Flüssen,
Dort steht es fest auf langen Füßen.
Das Ganze deutet — Gott erhalt's! —
Dir eine Stadt an in der Pfalz.

Saalstadt. **A. K.**

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 12. Dienstag, 28. Januar 1862.

Spätes Glück.

(Fortsetzung.)

Ich sey kränklich, mit Geschäften überhäuft, nur auf die kurze Urlaubszeit angewiesen, hätte ich nicht geglaubt, um einige Tage meinen Reiseplan ändern zu müssen, sey also früher hieher gekommen, habe aber im Bade nicht die kleinste Unterkunft gefunden und müsse, wenn sein Herr mir nicht Gastfreundschaft gewähre, eine beschwerliche Rückreise antreten, um in einigen Tagen, wenn mein Zimmer im Bade frei sey, denselben Weg nochmals zu machen.

Daß dies sehr unangenehm seyn würde, gab der Mann mir durch seine theilnehmende Miene zu, allein Hoffnung konnte er mir ebensowenig geben, er wolle indessen schnell den Herrn aufsuchen, welcher im Parke sitze und lese.

Derselbe habe zwar noch nie einen Badegast bei sich aufgenommen, vielleicht daß dieser Fall eine Ausnahme gestatte. Mit einer einladenden Bewegung auf die Steinbank an der Hausthüre deutend, verschwand der Diener und zog das Thor wieder hinter sich zu, während der Papagei fortwährend seine spöttische Abweisung, von tollem Gelächter begleitet, hören ließ.

Meine Hoffnungen standen auf Null und ich betrachtete mit sehr gemischten Gefühlen diese Thüre, über welcher das bekannte Göthe'sche „Salve" nicht zu lesen war.

Mein Führer schlich sich, offenbar von der Umgebung imponirt, zu mir heran und deutete mit dem Finger auf die linke Seite des mit eisernen Gittern begrenzten Hofes, wo das seltenste, aus- und inländische Geflügel durch einander wogte und lärmte, während auf der rechten Seite zwei zahme Rehe ihre feuchten Schnauzen an die eisernen Stäbe drückten und mit den großen Augen mich fremden Eindringling befremdlich anstarrten. Wahrlich ein verwünschtes Schloß, sagte ich zu mir selbst, nichts wie Thiere, nun fehlt nur noch das schlafende Dornröschen! Und wie ich das dachte, erschien ein wachendes.

Ein wunderschöner Frauenkopf zeigte sich oben am Fenster und lockte den unbändigen Schreier herein auf den Finger, was derselbe sich auch nicht zweimal sagen ließ. Hier bekam er eine tüchtige Strafpredigt wegen seines ungastlichen Rufes, während das Johannisle mir zuflüsterte, dies sey die Frau, die gnädige Frau, wie es sich verbesserte.

Ich grüßte die Dame mit freundlichem Lächeln, mein Gruß ward erwiedert, dann verschwand die holde Erscheinung vom Fenster; in einigen Minuten jedoch wurde das Thor wieder geöffnet, der Bediente erschien auf's Neue, um mich zu bitten, ihm zu dem Herrn des Hauses zu folgen.

Wir schritten durch die gewölbte Halle, in deren Nischen mit Geschmack ausgewählte marmorne Statuen standen. Auf der in den Garten führenden Veranda saß der Herr des Hauses, ein großer, starkgebauter Mann, dessen wohlwollendes, intelligentes Gesicht beinahe jugendlich aussah und mir bekannt schien, während sein stark mit Grau vermischtes Haar ihm den Anschein des Alters gab. Neben ihm stand seine Gattin, eine Nimphengestalt, biegsam und schlank, wie ein Rohr, das edle Oval des Köpfchens von dichten, blonden Flechten umsäumt; stand sie da, eine Hand auf den Hals eines mächtigen Fanghundes gelegt, welcher mich anknurrte, als ein vollendetes Bild weiblicher, Alles bezwingender Anmuth.

Als mein Auge mit Blitzesschnelle diese Wahrnehmung gemacht hatte und dann eben so rasch wieder auf den Hausherrn zurückfiel, frappirte mich der freudig forschende Ausdruck in seinen Zügen, als er mich betrachtete, und da ich nun begann, meine auf dem Wege einstudirte Bitte um einige Tage Gastfreundschaft vorzubringen, faßte er nach den ersten Worten rasch meine Hand.

„Ist es möglich, Herr v. Frohberg, daß Sie mich nicht mehr kennen?" begann er mit bewegter Stimme. „Freilich," fügte er ernst hinzu, „bin ich ein alter Mann geworden, während Ihre Locken noch so kraus und dicht stehen, als wie Sie Referendarius waren und im Hause meiner Eltern wohnten."

„Fritz Botzfeld!" rief ich erfreut, denn mit einem Male war ich wieder in der Vergangenheit und mit diesem Manne heimisch und vertraut.

In dem Hause seiner Eltern hatte ich gewohnt, hatte Fritz als Schreinerlehrling gekannt und ihm manches Liebesbriefchen zur Besorgung übergeben, später war er als geschickter Arbeiter in das größte Möbelmagazin der Residenz gekommen, ich hatte ihn mehr und mehr aus den Augen verloren, da das entlegene Quartier seiner Eltern ihm den Scheingrund gab, eine andere Wohnung zu suchen, eigentlich waren es aber die häufigen häuslichen Zerwürfnisse der Beiden, welche ihn zu diesem Entschlusse brachten. Sein Vater, ein Lohnkutscher und bis jetzt ein braver, betriebsamer Mann, hatte in späteren Jahren, als sein Sohn schon ganz erwachsen, eine junge und äußerst hübsche Frau geheirathet, welche etwas putzliebend und vergnügungssüchtig dem älteren Manne viel Anlaß zur Unzufriedenheit gab. Daß sie ihm ernstlichen, oder vielmehr wahren Grund zur Eifersucht gegeben, will ich dahingestellt seyn lassen, ich glaube es nicht, denn ihr Benehmen gegen mich z. B., der ich ein lustiger unternehmender Bursche und absonderlicher Freund hübscher Frauen war, zeigte zwar etwas Koketterie, doch alle ernstlichen Versuche, mich bei ihr in Gunst zu setzen, wies sie entschieden und beinahe barsch zurück.

Da ich auch von keinem Andern hörte, welcher glücklicher als ich gewesen seyn sollte, so verwies ich dem Manne seine beständigen hypochondrischen Klagen über das Benehmen seines Weibes auf das Gründlichste, allein es wollte nichts helfen. Wer die krankhaften Aeußerungen dieser Leidenschaft aus Erfahrung kennt, weiß, daß es dafür kein Mittel gibt, und daß diese Art von Selbstquälerei peinlich für den Gegenstand derselben und entsetzensvoll für den Unglücklichen ist, welcher sie fühlt.

Der Mann dauerte mich im Grunde der Seele; wer seine düsteren, unheimlichen Blicke sah, den überschlich es wie ein leises Grauen, was Wunder also, daß seine Frau sich denselben so viel als möglich entzog. Ihr leichter, lebensfroher Sinn konnte die Tyrannei einer solchen Liebe nicht ertragen, sie sprach schon davon, sich ihrer zu entziehen, auf Scheidung zu klagen und zu ihren Eltern zurückzukehren.

Fritz, welcher es hörte, hatte nicht den Muth, mit seinem Vater davon zu sprechen, weil dieser in seinem krankhaften Irrwahne ihn schon einmal beschuldigt hatte, sich für die Stiefmutter lebhafter zu interessiren, als es mit den Pflichten des Sohnes verträglich sey.

Fritz beschwor mich also, mit seinem Vater, welcher viel auf mich halte, vernünftig zu sprechen. Das Geschäft käme in's Stocken, weil der eifersüchtige Mann sich um nichts mehr kümmere, er nähme lauter alte und faule Kutscher in Dienst, aus Furcht, junge Männer in's Haus zu bekommen und vielleicht in ein näheres Verhältniß mit seinem Weibe zu bringen. Auch der Sohn hielt seine Stiefmutter für gänzlich unschuldig an dem verkehrten Benehmen seines Vaters und sprach mit Anerkennung von ihrer Gutmüthigkeit, welche sie auf mein Zureden wohl bewegen werde, den Skandal zu vermeiden und bei seinem Vater zu bleiben.

Auf dieses Gespräch ersuchte ich den Hausherrn noch denselben Abend, wegen einer nothwendigen Reparatur meines Zimmers in dasselbe zu kommen, und als wir unser Geschäft besprochen hatten, wies ich auf eine auf dem Tische stehende Flasche Wein und bat ihn, ein Glas mit mir zu leeren. Er that's, wie er Alles that, was sich nicht direkt auf seinen unglücklichen Gemüthszustand bezog, apathisch und zerstreut, doch nach dem ersten Glase begann ich meine Predigt, zu welcher ich als Ohrenzeuge mancher Scene vollkommen berechtigt war, stellte dem Manne das Widersinnige seiner Handlungsweise vor, mit welcher er sich die Zuneigung seiner Frau immer mehr entfremde, und bat ihn, vernünftig zu werden und seine Gattin ferner besser zu behandeln. Er widersprach mit keinem Worte, saß mit herabgebeugtem Kopfe still da, allein die mißtrauischen Blicke, welche er zuweilen auf mich warf, zeigten mir deutlich, daß ich in den Wind gesprochen und der Seelenzustand des Armen unrettbar sey. Er verließ mich nach einiger Zeit, sein Abschied war nicht unfreundlich, aber trocken und kurz, indessen hoffte ich, wie es bei den Bädern zu geschehen pflegt, auf Nachwirkung und vertröstete damit auch den Sohn, welcher mir am Abende auf dem Gang nach der Ressource aufgelauert hatte, um die Wirkung meiner Rede auf seinen Vater zu erfahren.

Am nächsten Morgen hatte ich eine langwierige Untersuchungssache auf dem Stadtgericht. Es waren Nachforschungen in älteren Akten zu machen, welche mich bis zur Mittagszeit dort hielten, so daß ich direkt von da in mein Speisehotel ging und erst nach Tische wieder nach Hause kam.

(Fortsetzung folgt.)

Telegraphische Abendunterhaltung zwischen London, Leipzig und Smyrna.

Zu der bisher großartigsten Leistung der elektromagnetischen Telegraphie, einer direkten Unterhaltung zwischen Algier und St. Petersburg, vom fernen Süden, den Gestaden Afrika's, herauf bis zum hohen Norden Europa's hin, hat das neue Jahr ein würdiges Seitenstück geliefert: es hat nun auch ein direkter telegraphischer Verkehr des Orients mit dem Occident stattgefunden, von Asiens entlegener Küste, dem fernen Morgenlande herüber, durch das griechische Inselmeer und mitten durch Europa hindurch, bis beinahe zu dessen westlichstem Endpunkte, ein telegraphisches Nachtgespräch zwischen Smyrna und London. Veranlaßt wurde dasselbe durch das königlich sächsische Staatstelegraphenbureau zu Leipzig, welches vor Jahresfrist auch schon die ersterwähnte direkte Verbindung zwischen Algier und St. Petersburg zu Stande gebracht hatte. In der Voraussetzung des allgemeinsten Interesse's an einer so erstaunlichen Thatsache soll der Hergang derselben nur in Kürze mitgetheilt werden.

In der Nacht des 6. Januar machte das sächsische Staatstelegraphenbureau Leipzig, das eben über Dresden, Prag, Pardubitz, Krakau und Lemberg mit Suczawa, der österreichischen Grenzstation nach der Moldau hin, in Depeschenverkehr gestanden hatte, von dort aus den Versuch zu einer weiteren Korrespondenz nach der Türkei hin. Die Linien waren ausnahmsweise offen, und so drang denn Leipzig in Zeit von wenigen Minuten von Suczawa aus über Jassy und Bucharest durch die Moldau und Walachei, bei Giurgewo über die türkische Grenze und auf der Linie über Schumla und Adrianopel glücklich bis Konstantinopel, von da längs der Küste des Marmorameeres hin über Kap Hellas nach der Insel Chios und bis zur Küste Kleinasiens, bis Smyrna vor. Noch nie vorher standen Asien und Europa so nahe und freundnachbarlich bei einander, noch nie vorher waren der ferne Orient und das kleine Sachsenland so eng mit einander verkettet, wie in dieser stillen Mitternachtsstunde. Es erfolgte zunächst eine freudige Begrüßung zwischen den beiderseitigen Beamten, Asiat und Sachse, wenn auch getrennt durch Meer und weite Länderstrecken, drückten sich im Geiste die Freundeshand; man wechselte sodann gegenseitig die Namen und erkundigte sich nach den beiderseitigen Witterungsverhältnissen. In dieser Beziehung ergab sich denn, wie zu erwarten, ein ziemlich greller Gegensatz zwischen hier und dort: denn während die sächsische Erde bei etwa 8 Kältegraden von Schnee und Eis bedeckt war, gab es in Smyrna 6° Wärme und seit drei Tagen Regen.

Das hierauf folgende Anerbieten Leipzigs an den Asiaten, ihn weiter nach London hin zu verbinden, nahm derselbe mit großer Freude auf. Leipzig öffnete somit für Smyrna die Linie, und alsbald sprach London, welches, durch Leipzigs Vermittelung inzwischen auf den fernen Besuch vorbereitet, bereits desselben harrte, direkt mit Smyrna, so daß nun das beginnende Gespräch zwischen beiden Stationen über das mitteleuropäische Festland in seiner ganzen Länge und auf beiden Seiten noch über dieses hinaus, dabei dreimal unter dem Meere hinweg (zwischen England und Haag, sodann auf der griechischen Archipellinie zwischen Kap Hellas und Chios und zwischen Chios und Asien), im Ganzen also über volle 30 Längegrade sich erstreckte. Zieht man hierbei noch die vielfachen, oft sehr beträchtlichen Windungen und Umwege der ganzen ungeheuren Linie, auf welcher gesprochen wurde (von England durch die Nordsee nach Holland, über Amsterdam nach Hannover, durch Preußen, Sachsen, Böhmen, Mähren, Galizien, die Moldau und Walachei, europäische Türkei und den griechischen Archipel), in Betracht, so läßt sich die ganze Strecke recht wohl auf 600 geograph. Meilen veranschlagen. Und zwischen den Endpunkten dieser ganzen Linie erfolgte, vermöge der außerordentlichen Geschwindigkeit der Elektrizität, für welche bekanntlich auch die größten Längenentfernungen unserer Erde keinen merkbaren Zeitaufwand verursachen, der Austausch der Gedanken mit gleicher Schnelligkeit wie zwischen zwei ganz nahen Stationen, und Frage und Antwort wechselten in gleicher Zeitfolge wie bei zwei in mündlichem Gespräch sich Gegenüberstehenden. Den Hauptgegenstand der Unterhaltung bildeten auch hier wieder die Unterschiede der Zeit und der Witterung; in London war, nach den Worten des Engländers, schönes, in Smyrna dagegen, wie bereits erwähnt, schlechtes Wetter, und während dort am Westende Europa's bei mittlerer Abendzeit (in London war es etwa 9 Uhr) noch der Riesenverkehr der Weltstadt durch die Straßen tobte, lag im fernen Südosten Smyrna, diese verkehrsreiche Handelsstadt, bereits in mitternächtlicher Ruhe; und doch waren beide Städte, so weit getrennt nach Zeit und Raum, jetzt einander sehr nahe gerückt durch das geheimnißvolle Band des Elektromagnetismus.

Die ganze Zeitdauer, während welcher erst Smyrna und Leipzig, dann London und Smyrna mit einander sprachen, betrug zusammen etwa eine halbe Stunde. Zur Verständigung mit dem Smyrnaer Beamten, der seinem Namen nach ein Franzose war, hatte durchweg die französische Sprache dienen müssen;

die Unterredung selbst verlief über alles Erwarten regelmäßig und ohne jede Störung. Das Staunen über diese selbst für den Fachmann überraschende und bis jetzt noch unübertroffene Leistung des elektromagnetischen Telegraphen wird indessen noch gesteigert, wenn man erwägt, wie in dem angegebenen Zeitraume von etwa einer halben Stunde nach überschläglicher Berechnung ungefähr 3000 Zeichen zur Ausdrückung der nöthigen Buchstaben und Worte zwischen Leipzig und Smyrna, sowie zwischen Smyrna und London gewechselt wurden, und wie jedes einzelne dieser Zeichen die ganze Hunderte von Meilen lange Drahtleitung in einer etwa zwanzigfachen Verkettung einander auswechselnder galvanischer Ströme mit Blitzesschnelle durchzucken mußte, um die erforderliche Wirkung hervorzubringen.

Mannigfaltiges.

Admiral Fitzroy hat das System der telegraphischen Korrespondenz behufs Vorausbestimmung des Wetters, welche in England seit September vorigen Jahres in Thätigkeit ist, durch die Signale, mittelst welcher das Publikum von herannahenden Stürmen benachrichtigt wird, sehr wesentlich vervollkommnet. Dort werden täglich zwischen 8 und 9 Uhr Morgens von einer bestimmten Anzahl Stationen nach dem Centralbureau in London telegraphische Mittheilungen über den Stand des Barometers, des trockenen und befeuchteten Thermometers, über die Richtung und Stärke des Windes, die Bewölkung und das Aussehen des Himmels gesendet. Die Mittheilungen von fünf der wichtigsten Hafenplätze, nämlich Hull, Penzance, Portsmouth, Cork und Galway werden sofort nach Paris telegraphirt und durch ähnliche Mittheilungen aus den französischen Hafenstädten erwiedert man von Kopenhagen, den holländischen Stationen und Lissabon. Diese Nachrichten kommen gewöhnlich zwischen zwei und drei Uhr Nachmittags in London an. Die Barometerbeobachtungen werden sofort auf die Seehöhe und den Nullpunkt des Thermometers reducirt und die sämmtlichen Beobachtungen in der vorgeschriebenen Form registrirt. Steht kein schlechtes Wetter zu befürchten, so ist die Arbeit des Londoner Bureaus damit geschlossen. Sobald aber irgend woher Sturm oder Anzeichen desselben gemeldet werden, so wird dieses sofort nach den einzelnen Stationen der Seeküste telegraphirt, welche nun die betreffenden Signale aufzuhissen haben. Diese sind möglichst einfach und bestehen aus einem Kegel und einem Cylinder, der aus Segeltuch gefertigt, über leichte Federn gespannt und schwarz gefirnißt sind. Sie sind etwa 3½ Fuß im Durchmesser, und bieten, was sehr wichtig ist, von allen Punkten des Horizontes ein gleiches Ansehen. An der Spitze der Flaggenstangen kommt der Kegel zu stehen, darunter der Cylinder und bei sehr heftigen Stürmen wird noch ein Kegel unterhalb des Cylinders zugefügt. Nur zwei Windesrichtungen als die hauptsächlichsten werden signalisirt, nämlich von Nordost mit der Spitze des Kegels nach oben und von Südwest mit der Spitze nach unten. Einerseits verhindern diese Signale das Auslaufen der Schiffe bei drohendem Sturm, andererseits geben sie den ankommenden Schiffen das Zeichen, entweder einen Nothhafen aufzusuchen, oder sich wieder möglichst auf die hohe See zu legen, ehe der Sturm sie erreicht. Jede Telegraphenstation sendet die Botschaft per Stafette zu den nächsten Küstenwachen, die diese Signale ebenfalls aufhissen. Es ist zu erwarten, daß durch diese Vorsichtsmaßregeln die Zahl der Schiffbrüche wesentlich vermindert werden wird, die an der englischen Küste alljährlich weit über 1000 beträgt.

Einem Jagdpächter wurde hinterbracht, daß ein Bauer auf seinem Krautacker Hasen in Schlingen fange und verkaufe. Der Pächter stellte sich auf die Lauer, um den Bauer auf der That zu ertappen, um klagbar auftreten zu können. Einmal kam endlich der Bauer auf seinen Krautacker, ging direkt auf eine Schlinge zu, um einen Hasen, welcher in derselben zappelte, zu holen. Der Pächter sprang schnell aus seinem Versteck hervor und rief dem Bauern zu: „Was macht Ihr da?" Der Bauer, erschrocken, sammelte sich sogleich wieder und sagte ganz ruhig: „Der Herr will wissen, was ich da mache? nun, das kann der Herr gleich sehen." Mit diesen Worten packte er den Hasen bei den Löffeln, beutelte ihn tüchtig und gab ihm ein paar Hiebe auf's Fell und sprach zum Hasen: „Siehst Du, Du Krautdieb, das geschieht Dir das nächste Mal wieder, wenn Du kommst, mir mein Kraut abzufressen" — und ließ den Hasen laufen. Zum Pächter gewendet, welcher verwundert dastand, sagte nun der Bauer: „So mache ich es jedem Hasen, den ich auf meinem Feld ertappe, damit sie gewitziget werden, sonst fresset mir das vierbeinige Diebsvolk all mein Kraut ab" und ging seiner Wege. Der Pächter war verblüfft und wußte nicht, sollte er lachen oder sich ärgern.

Auflösung des Räthsels in № 11:

Zweibrücken.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter für Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 13. Freitag, 31. Januar 1862.

Spätes Glück.

(Fortsetzung.)

Schon von Weitem sah ich ein Gedränge von Menschen an der Hausthüre, sah die Polizei, welche davor stand und Niemand einließ und blitzesschnell ging mir der Gedanke durch den Kopf, daß der Alte wieder einmal Skandal gemacht, und die Frau die Polizei zu Hilfe gerufen habe.

Der Wachtmeister, welcher unter der Thüre stand und den ich beim Eintreten befragte, sagte mit einer Erschütterung, die ich dem alten Soldaten gar nicht zugetraut hatte, „gehen Sie nur hinein, Herr Referendarius. Da hat einmal der liebe Gott wieder selbst zu Gericht gesessen, schneller als die weltliche Justiz es konnte.“

Ich trat rasch hinein in die untere Stube, und welcher Anblick bot sich meinen Blicken dar! Auf dem Bette lag ausgestreckt mit dunkelblauen Lippen und vom Schmerz verzogenen Zügen der alte Botsfeld, der Physikus und ein Assistenzarzt suchten ihm Arznei einzuflößen, jedoch vergeblich; denn er hatte die Zähne fest geschlossen.

Vor dem Bette kniete weinend der Sohn, welchen man herbeigeholt hatte; er versuchte des Vaters kalte steife Hände in den seinigen zu erwärmen. Abseits in der entferntesten Ecke saß die Frau, kreideweiß mit verstörten Blicken. Sie gab auf meine Fragen, was geschehen sey, keine Antwort. Der Arzt war mittlerweile an den Schreibtisch gegangen, um seinen Bericht an das Amt zu machen; ich wandte mich also an den Assistenten mit der Frage, was vorgefallen sey? Er wußte nur von einer Vergiftung.

Mein entsetzter Blick flog auf die todtenbleiche Frau; doch sah ich im ersten Moment, daß sie nicht die Schuldige sey, denn sie hatte die Hände gefaltet und murmelte ein Gebet, während große Thränen über ihre Wangen rollten. Die Frau sah wohl furchtbar geängstigt, aber nicht schuldig aus. In diesem Augenblick trat der Polizeiamtmann ein, die Sache zu Protokoll zu nehmen, und aus eben diesem Verhör will ich in Kürze das Geschehene berichten.

Die Frau, welche sich auf unser Zureden endlich gefaßt hatte, erzählte, daß ihr Mann den ganzen Morgen auffallend ruhig und freundlich gewesen sey, er wäre ausgegangen, wieder nach Hause gekommen und hatte sie sehr beschäftigt in der Küche gefunden.

Vor einigen Tagen nun habe ein Verwandter aus Holland ein kleines Fäßchen mit Häringen geschickt und ihr Mann gesagt, sie wollten von denselben heute zu den Kartoffeln essen, sie solle das Fäßchen öffnen und einige herausnehmen. Dies hatte sie vergessen und als sie die zwei Teller Suppe für sich und ihren Mann hereingetragen, (denn das Ehepaar aß der häufig vorkommenden Scenen wegen schon längere Zeit abgesondert von den Kutschern und Dienstboten) hatte sie beide Teller an ihre Plätze gestellt und war nochmals in die Küche gegangen, um die Kartoffeln und das Fleisch anzurichten und gerade als sie den Löffel ergreifen wollte, fiel ihr das Geschenk des Vetters ein.

„Ach, die Häringe habe ich vergessen,“ rief sie, und wollte vom Stuhle aufspringen, jedoch ihr Mann, welcher abgewendet am Fenster gestanden, kam ihr mit einem „laß nur, ich hole sie,“ zuvor. Er ging in die Küche an den Speiseschrank, sie hörte durch die geöffnete Thüre, wie er das Fäßchen aufbrach, und ergriff nun wieder den Löffel, um ihre Suppe zu essen, da fiel ihr Blick auf eine Fliege, welche zappelnd darin herum schwamm. Da sie seit ihrer Kindheit einen grenzenlosen Widerwillen gegen dieses Thier hatte, so schleuderte sie es fort, konnte sich aber nicht entschließen, von der Suppe zu essen.

Mit dem Gedanken „was man nicht weiß, macht uns nicht heiß,“ vertauschte sie ihren Suppenteller mit dem ihres Mannes, welcher nun im nächsten Augenblicke mit den Häringen hereintrat, sich gleichfalls an den Tisch setzte und seine Suppe aß.

Er sah seine Frau dabei nicht an, sondern aß ununterbrochen, wie in tiefen Gedanken den Teller leer, sie rückte die Kartoffeln näher, zeigte mit dem Finger auf eine schön aufgesprungene, um sie ihrem Manne zu reichen, als dieser mit einem Schreckensschrei vom Tische aufsprang und wie unsinnig im Zimmer auf und nieder lief.

Die Frau sah ihn einige Momente erstaunt an und glaubte, daß ein gewöhnliches Uebelbefinden ihn ergriffen habe, als sie aber sein blaulichtes verstörtes Gesicht, seine zitternden Glieder und Lippen sah, wurde ihr Angst, sie stand auf und näherte sich ihrem Manne, der ihr entsetzt zurief, was in der Suppe gewesen sey?

Nichts in der Welt als Brod, Fleischbrühe und Eier, entgegnete sie, er aber war schon an seinen leeren Teller gestürzt und starrte mit verglasten Augen einige Reste feinen grauen Staubes an, welche noch darin lagen.

Die arme Frau begriff noch immer nicht, was vorgefallen, und als er bebend fragte: „Was war in dem Teller?“ sagte sie weinend: „Nur eine Fliege war hineingefallen und da mich diese angeekelt hatte, vertauschte ich die Suppe und nahm die Deine!“

Der Mann schrie laut auf. „Dann bin ich vergiftet,“ rief er aus, „und Du kannst den Pfarrer holen; was ich Dir thun wollte, ist mir geschehen!“

Darauf wurde er bei den stets mehrenden Schmerzen beinahe besinnungslos, die Frau schleppte den von innern Krämpfen Geschüttelten auf das nahe Bett und holte, da sie oft gehört, daß dies gegen Vergiftung gut sey, einige Tropfen Milch herbei, von welcher sie ihm einzuflößen versucht.

Auf ihr beständiges Rufen erschienen die Leute, man holte den Sohn, den Arzt, die Polizei, Alles lief wirr durch einander, bis der Arzt kam, welcher zuerst den Bodensatz des Tellers untersuchte und dem Kranken denn gleich ein heftiges Brechmittel verschrieb. Doch äußerte er gleich die Befürchtung, daß hier menschliche Hilfe zu spät käme, das Gift war in zu starker Dosis zugemessen gewesen.

(Fortsetzung folgt.)

Der alte Kapitän.

(Fortsetzung.)

Es war richtig und doch am Ende nicht ganz richtig. Bertrand reiste gleich nach dem Empfange dieses Briefes nach seinem Geburtsorte. Er meinte, er brauche sich dort nur zu zeigen, um sein Erbtheil in Besitz zu nehmen. Aber die Seitenverwandten des Verstorbenen hatten die Abwesenheit Bertrands benutzt und ihm unerwartete Hindernisse bereitet. Sie hatten sehr fleißig gearbeitet und intriguirt und mit einigen Tausend Franks mehrere Personen bestochen. Kurz, es stellte sich heraus, daß Bertrand seine Verwandtschaft mit dem Erblasser nicht nachweisen konnte.

Sein Taufschein und andere nothwendigen Papiere waren nicht beizubringen, trotz allen Bemühungen des alten Civilstandsbeamten, dem Pierre 5000 Franks dafür gab. Da der alte Fuchs von der Gegenpartei 20,000 Franks erhalten hatte, so machte er bei dieser Gelegenheit ein sehr vortheilhaftes Geschäft.

Nach langen vergeblichen Bemühungen kehrte Pierre sehr mißmuthig und fürchterlich rauchend nach Paris zurück. Hier schüttete er bei Julius sein Herz aus. Der junge Advokat merkte gleich, daß hier Betrug im Spiel seyn müsse und rieth dem Kapitän, den Rechtsweg einzuschlagen.

Einige Monate später kam der Prozeß bei dem Provinzialgerichtshof zu B. zur Verhandlung. Julius erschien zum ersten Male als Sachwalter. Marie Bertrand, welche wußte, daß am 24. Dezember die Sache entschieden werden sollte, war in fieberhafter Ungeduld. Als sie deßhalb das Klopfen an der Thüre hörte, fuhr sie von ihrem Stuhle auf und eilte zu öffnen. Julius trat ein. Er sah so niedergeschlagen aus, daß Marie keine Frage wagte, sondern sich schweigend auf ihren Stuhl setzte. Endlich sagte sie:

„Du hast also den Prozeß verloren, Julius?“

„Nein, Marie, er ist gewonnen: Du bist reich,“ war seine Antwort.

Das Mädchen sah ihn verwundert an und rief aus: „Gewonnen! Aber was bedeutet denn dies — dies —?“

Julius unterbrach sie:

„Marie, ich verlasse Paris noch diesen Abend und bin nur gekommen, um Dir Lebewohl zu sagen. Du wirst reich und glücklich werden. Ja ich muß fort: aber Du wirst zuweilen an mich denken, nicht wahr?“

Das junge Mädchen würde geglaubt haben, er scherze, aber sie sah, daß ihm Thränen in den Augen standen. In diesem Augenblick trat Bertrand ein. Julius ging auf ihn zu und sagte, indem er eine Brieftasche in seine Hand legte:

„Mein theurer Vater, das Urtheil ist zu Ihren Gunsten ausgefallen. Hier sind 500 Banknoten, jede zu 1000 Franks; es ist der Antheil, welcher Ihnen zukam. Als Ihr Bevollmächtigter habe ich die Summe in Empfang genommen.“

Bertrand sah erst auf die Papiere, welche ihm Julius überreichte, dann blickte er Marie an, die

bemüht war, ihre Thränen zurückzuhalten; endlich sah er in das bleiche Gesicht des jungen Mannes.

„Was soll das heißen? Marie, warum weinst Du? Kannst Du Dich nicht freuen in einem solch glücklichen Augenblicke? Julius, was hast Du ihr gesagt? Wollt Ihr nicht antworten? Marie! Julius! Donnerwetter, was ist hier vorgefallen? Marie, Mädchen, — ich will wissen, warum Du weinst!"

Marie machte einen verzweifelten Versuch, sich zu fassen.

„Er will fort, Vater," sagte sie, „er reist heute Abend noch ab; er verläßt uns wahrscheinlich aus Stolz. Er liebte uns, so lange wir arm waren; nun soll es anders werden, weil wir reich sind."

Marie konnte nicht weiter sprechen, sie legte ihren Kopf auf ihres Vaters Schulter und weinte bitterlich.

„Ich hoffe, Julius," sagte Bertrand, „daß Du mir dieses erklären wirst. Du kannst mich todtschießen, wenn ich von diesem Gewimmer ein Wort verstanden habe."

„Vater," sagte Julius, „ich reise in dieser Nacht ab!"

„Abreisen? Nun, wie lange willst Du denn ausbleiben?"

„Sehr lange, Vater," sagte der junge Mann; „sehr lange, vielleicht für immer. Sie haben mich erzogen und es mir möglich gemacht, eine Stellung in der Welt zu erlangen. Ich darf Ihnen nicht länger zur Last fallen. Ich gehe von Paris weg."

„Julius, bist Du toll?" rief der alte Soldat, „Paris verlassen! Und dazu in dem Augenblicke, wo Du einen Prozeß so geschickt geführt, daß alle Juristen davon sprechen werden! Es ist eine närrische Geschichte; ich begreife Dich nicht. Uebrigens ist es unmöglich, daß Du gehest, denn ich habe etwas Anderes mit Dir vor." —

Marie erhob das Köpfchen und warf ihrem Vater einen so süßen Blick zu, daß Julius anfing, den Muth sinken zu lassen.

„Ja," fuhr Bertrand fort, „ich habe meine Pläne schon längst gemacht; ich glaubte bis jetzt, ich könnte Dir nur die Perle geben, nun sollst Du aber auch eine Einfassung dazu haben, mein Junge. Es wird Euch nicht schaden, wenn Ihr 25,000 Fr. Renten habt. Komm, es ist abgemacht. Marie, umarme ihn und dann laßt uns direkt nach dem Notar gehen."

„Vater, es ist unmöglich," rief der junge Mann in einem Tone aus, der genugsam seinen innern Kampf bekundete. „Es ist unmöglich. Meine Freunde, der Gerichtshof, ja ganz Paris würde sagen: meine Arbeiten, meine Nachforschungen, meine Reisen — Alles sey nur um dieses Geldes willen geschehen. O Marie, vergib mir! Ich liebe Dich mehr, als ich es sagen kann. — Aber würdest Du jetzt meine Frau, so würden Alle mit Fingern auf mich zeigen und sagen: Als sie noch ein armes Mädchen war, hat er sie nicht gewollt; nun sie aber reich geworden ist, hat er sie schnell genommen, ehe andere vornehme Bewerber kommen und sie ihm streitig machen konnten. O, hätte ich diesen Prozeß nicht gewonnen!"

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

(Naivetät oder Unverstand.) Es ist schon häufig bemerkt worden, daß sehr verdiente höhere Offiziere mit der Musik im Allgemeinen, besonders aber mit ihrer Regimentsmusik fortwährend auf gespanntem Fuße leben. Wenn sie überhaupt kein musikalisches Ohr, keinen Sinn für Musik haben, so ist dagegen nichts zu sagen, denn nicht Jeder kann begabt seyn wie der Andere. Wenn die Herren aber trotzdem sich ein Urtheil über musikalische Leistungen oder Handgriffe zutrauen oder anmaßen, so werden oft höchst komische Anekdoten fertig. Die Zahl derselben hat auch Ed. Hoefer in seinem „Deutschen Herzen", wie er eine Sammlung von Skizzen, Sagen und Geschichten benennt, um einige vermehrt. Es muß hierbei bemerkt werden, daß solche Anekdoten fast sämmtlich aus einer vergangenen Zeit herrühren, wo man eben eine allgemeine Bildung noch nicht für nothwendig für Offizier-Aspiranten hielt. General G., ein wunderlicher Kauz, der die höchste Gutmüthigkeit mit der derbsten Grobheit und selbst mit der heitersten Tyrannei verband, in dem sich überhaupt die seltsamsten Gegensätze vereinigten, hatte als Major sein Bataillon für eine bevorstehende Musterung einzuüben. Trotz aller Mühe kam er nicht damit zu Stande, denn die Soldaten machten Fehler über Fehler. Der Major war außer sich vor Wuth und donnerte und fluchte auf die entsetzlichste Weise. Plötzlich schwieg er und fixirte nun das ihm gegenüberstehende Musikcorps mit seinen scharfen blauen Augen. Als die Reihen vorüber waren, kommandirte er ein barsches Halt! wendete sich an seine Adjutanten und sprach mit finsterer Miene: „Ich sehe schon, woran das liegt. Die Musik ist Schuld, daß heute nichts gehen will; sie hat weder Takt noch Ordnung im Leibe. Bestellen Sie mir die Kerls zu heute Nachmittag 4 Uhr, daß sie allein bei mir nachexerziren. Kreuzdonner, ich will es ihnen beibringen!" Und Nachmittags, als er die armen Musiker unzählige Male zurückgejagt und aufs Neue hatte beginnen lassen, stürzte er plötzlich auf den Kapellmeister los und schrie: „Herr, zum Donnerwetter, wie soll das

auch gehen? Halt Er Seine Leute in Takt und Ordnung. Das geht ja auf das Allerliederlichste. Da fährt der Eine mit der Posaune heraus, der Andere hinein, Einer setzt das Horn ab, der Andere setzt es erst ans Maul. Donnerwetter, Herr, ich will mir ausgebeten haben, daß es damit anders wird. Rechter Fuß vor — Posaunen heraus! Linker Fuß vor — Posaunen hinein! **A tempo**, Herr, so ists und so solls seyn. Könnt nach Hause gehen und Euch bessern!"

Ein ander Mal wurde ihm mitgetheilt, daß sein Musikcorps bei mehreren Nachtmusiken mitgewirkt und unter andern Stücken auch die Marseillaise gespielt habe. Man darf hierbei nicht vergessen, daß diese Begebenheiten sich etwa im Jahre 1811, also zur Zeit des Franzosenhasses zutrugen. Man machte den Kommandeur darauf aufmerksam, daß dieses Musikstück für einen Militärmusiker nicht sehr passend sey und ihm am Ende Unannehmlichkeiten daraus entspringen könnten. G., ein Patriot vom reinsten Wasser, ließ sofort den Kapellmeister zu sich citiren und warf ihm mit Millionen Flüchen seine Unthat vor. Der Mann entschuldigte sich damit: er habe die Erlaubniß, mit seinem Musikcorps erforderlichen Falls zur Verstärkung der Stadtkapelle mitzuwirken, sey dann aber dem städtischen Kapellmeister untergeordnet und habe so gut wie jeder andere Musiker nichts anderes zu thun, als seine Stimme zu blasen. Es könne möglich seyn, daß er auch zur Aufführung der Marseillaise mitgewirkt habe, doch wisse er es nicht gewiß, denn auf seinem Notenblatte sey nichts davon bemerkt gewesen, und übrigens habe er sich nur um die ihm vorgeschriebenen Noten zu kümmern. „Herr," fuhr der Major heraus und schlug mit der geballten Faust auf den Tisch; „ich will Ihm nur so viel sagen, laß Er mich das nie wieder hören. Als braver Soldat und in solcher Zeit darf er nicht einmal f r a n z ö s i s c h e N o t e n blasen! Vergeß Er das in Zukunft nicht!" Und damit entließ er den Betroffenen.

In Köln wird ein Dienstmannshistörchen erzählt, auf welches sich vielleicht, wie die „Köln. Ztg." sagt, das „**si non e vero ben trovato**" anwenden läßt. Auf St. Katharinentag war dort ein solennes Namenstags-Diner veranstaltet, wozu u. a. auch ein Gast von auswärts kommen sollte. Nach langem Warten auf diesen ausstädtischen Gast hieß es endlich: „O, der bleibt aus, der Bahnzug ist längst da und wenn er mitgekommen wäre, müsse er jedenfalls schon hier seyn." Also zu Tische. Da merkt auf einmal eine Tante des Hauses, daß die ominöse Zahl Dreizehn vorhanden ist. Das gab große Unruhe, ja die Tante, die steif und fest auf den bekannten Volksglauben schwört, will sich gar nicht in die Reihe setzen. Während ein unter der Gesellschaft befindlicher starker Geist der erfahrungsreichen Frau Tante vergeblich den Ungrund ihres Aberglaubens vordemonstrirt, sieht der Hausherr an der Thür gegenüber einen ganz manierlich aussehenden Dienstmann stehen. Den ruft er herein und sagt ihm: „Setzt Uech; eßt 'ne Teller Zupp met." Der Dienstmann, überrascht zwar, aber folgsam, setzt sich. Nun war die Gefahr entfernt und das Mahl begann. Schon hatte man den Braten angeschnitten, da kam der erwartete Gast, den Zufälligkeiten aufgehalten hatten. Man entschuldigte sich gegenseitig. Zum Dienstmann aber sprach der Hausherr: „Nun künnt ehr gehn." Derselbe erhob sich, wischt sich den Mund und erwiederte trocken: „Nu kriggen ich noch 6 Groschen." Das war richtig, denn jeder „Gang" macht tarifmäßig 18 Pfennige.

Die „Money-Market-Review" berechnet, daß die Staaten Europas zur Zeit nicht weniger als 3,771,760 Mann in Waffen haben; davon treffen auf Oesterreich 738,344, Preußen 719,092, Rußland 850,000, Frankreich 626,000, Großbritannien (mit Einschluß von Indien) 534,827, Dänemark, Schweden, Spanien, Portugal und Italien 303,497 Mann. (Die letztere Kollektivziffer ist zu klein, hingegen einige der ersten Angaben offenbar zu hoch gegriffen.) Unterhalt, Bekleidung und Sold dieser bewaffneten Massen kosten, den Kopf zu 40 Pfund Sterling gerechnet, 150 Millionen jährlich; das, was so viele kräftige Menschen durch Arbeit schaffen könnten und jetzt nicht schaffen, schlägt die „Review" zu 120 Millionen an und schätzt hiernach den ganzen Geldschaden des bewaffneten Friedens auf wenigstens 270 Mill. Pfd. St. jährlich.

Am 24. November dieses Jahres erschienen im äußeren Theile der Kieler Bucht, in der Nähe eines Segelbootes, an 30 Delphine. Einer fiel unter den Beilhieben eines Kieler Bootsmannes. Es ist ein Weibchen des Butzkopfes, hat 15 Fuß 11 Zoll Länge und 8 Fuß 3 Zoll Umfang. Der Rachen trägt gewaltige Zähne, mit denen der Butzkopf Seehunde, große Fische und selbst kleine Wallfische anfällt. In der Ostsee sind solche Thiere, so weit schriftliche Aufzeichnungen über ihr Vorkommen vorhanden sind, noch nicht gesehen worden. In der Nordsee erscheinen sie zuweilen; häufiger im nordatlantischen Ocean.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 14. Sonntag, 2. Februar 1862.

Spätes Glück.

(Fortsetzung.)

Endlich erschien Fritz, stumm und starr vor Entsetzen warf er sich vor dem Bette seines Vaters auf die Kniee, dessen schmerzliches Aufschreien ihn jedesmal im Fieberfroste erzittern machte.

In diesem Moment trat ich ein, bald folgte der Geistliche, welcher dem Kranken die letzte Wegzehrung reichte und die entsetzte Frau dazu brachte, an des Sterbenden Bette zu treten und ihm die Hand zur Verzeihung zu reichen.

Der starre Bau war gebrochen, und ihre Thränen flossen reichlich, als sie nach ihres Gatten vergeblichen Versuchen, zu sprechen, ihren Mund an sein Ohr hielt und das geflüsterte Wort „Vergib,“ von ihm vernahm. Wie so oft auch den oberflächlichsten Menschen innere Seelenerleichterung überkommt, so kam auch ihr mit einem Male der Gedanke, ihre Pflicht zwar nicht verletzt, aber auch nicht in gehörigem Maße durch Fügsamkeit und guten Willen erfüllt zu haben, sie schlang ihre Arme um den Sterbenden, legte seine eisigen Hände in die seines Sohnes und so athmete der Unglückliche den letzten Seufzer aus.

Bald nach seinem Tode zog ich aus dem Hause, welches verkauft werden sollte, und sah Fritz, dessen träumerisches Wesen durch die letzten traurigen Ereignisse zugenommen hatte, nur noch selten.

Von der Frau hörte ich, daß sie still und einsam bei ihren Eltern lebe. Die grausige Tragödie, in welcher sie, ohne zu wollen, eine so bedeutende Rolle gespielt, hatte zwar ihren frischen Jugendmuth gebeugt, sie jedoch zu innerer Einkehr veranlaßt.

Später, als ich zu einer andern Stadt versetzt wurde, traten die erlebten Scenen und Personen in den Hintergrund meines Gedächtnisses und nun fand ich auf einmal den armen Tischlergesellen als wohlhabenden Gutsbesitzer wieder.

Also Fritz Botzfeld und der Schloßeigenthümer sind eine Person? sagte ich freudig erstaunt, als die erste Rührung des Wiedersehens vorüber war, und welcher stattliche Mann Sie geworden sind, lieber Fritz, denn so muß ich Sie nennen, bis Sie mir sagen, welcher von beiden Namen, die Sie führen, der rechte ist.

Nennen Sie mich immerhin Fritz, lieber Herr v. Frohberg, entgegnete er herzlich, ich will nicht die erste Freude des Wiedersehens durch die Erzählung einer Vergangenheit trüben, welche nichts weniger als heiter war. Desto schöner aber ist die Gegenwart, ich lebe nach so vielen Stürmen unendlich glücklich mit meiner theueren Marie und was Sie auch von dem Einsiedlerleben, das ich führe, gehört haben mögen, so kann ich Sie nur versichern, daß dasselbe nicht aus Kummer, sondern weil ich mein stilles Glück nicht durch die Berührung mit der Außenwelt trüben möchte, geschieht. Wenn Sie erfahren haben werden, welche Gefühlsstürme mir das Leben noch gebracht hat, bis zu der Zeit, wo ich meine theuere Marie und dies friedliche Asyl fand, werden Sie mir Recht geben. Den Namen Botzfeld habe ich übrigens gleich nach des Vaters Tode in Botz vereinfacht, der Sohn des Verbrechers wußte kein anderes Mittel, um die Erinnerung an die unselige That nicht in dem Andenken der Menschen zu erneuern!

Ein andermal in ruhiger Stunde werde ich Ihnen meine Vergangenheit erzählen, denn nicht wahr, Herr v. Frohberg, Sie bleiben für die ganze Dauer Ihrer Kurzeit mein Gast? Mein Wagen kann Sie jeden Morgen rasch zum Brunnen bringen, Sie brauchen Ihre Kur, sprechen mit dem Arzte und in einigen Stunden sind Sie wieder bei uns.

Der herzliche gemüthliche Ton ließ keine Widerrede zu, und mein Einwand, daß ich in einigen Tagen mein gemiethetes Quartier beziehen müsse, wurde durch den Ausspruch entkräftet, daß zwanzig

Personen schon darauf harren und sich um dasselbe reißen würden.

So blieb also nichts übrig, als dem freundlichen Drängen meines alten Bekannten, welchem sich seine Frau auf das Anmuthigste und Bescheidenste anschloß, nachzugeben und zu bleiben.

Ich beorderte meinen kleinen Führer, welcher sehr erstaunt war, mich so im Einverständnisse mit dem Schloßherrn zu sehen, mit dem Auftrage, dem Wirthe zu sagen, daß ich am nächsten Morgen meinen Koffer bei ihm abholen würde, dann wurde ich von dem Herrn des Hauses in ein allerliebstes Zimmer geführt, wo ich es mir bequem machte und meine etwas derangirte Reisetoilette ordnete.

Als ich nach einiger Zeit hinunter kam, saßen meine Gastfreunde, mich erwartend, auf der Veranda, wo später auch das Nachtessen aufgetragen wurde. Nach vergnügten Plaudereien über meine Vergangenheit, von welcher ich den Beiden Bruchstücke zum Besten gab, verging der Abend, inzwischen war ich in wenigen Stunden vollkommen eingewöhnt und heimisch in dem Hause geworden und das Ehepaar hatte bald mein ganzes Herz gewonnen.

Ihr inniges Zusammenleben, denn man konnte wirklich von ihnen sagen, daß sie ein Herz und eine Seele waren, die wahrhaft anbetende Liebe, welche die kindliche junge Frau dem so viel älteren Manne bewies, boten eine unendlich rührende Einsicht in dies Familienleben.

Drei Tage verflossen so anregend und doch wieder so linde beruhigend für meinen vom Ueberarbeiten gereizten Nervenzustand, daß ich auf einmal zu meinem Schrecken bemerkte, wie schon zehn Tage an meinem dreiwöchentlichen Urlaub verstrichen waren.

Die Umschau in der paradiesisch schönen Gegend hatte mich jeden Mittag und Abend in Anspruch genommen, die Vormittage waren meiner Badekur gewidmet.

(Fortsetzung folgt.)

Der alte Kapitän.

(Schluß.)

Julius wollte in seiner Aufregung noch mehr sagen; da unterbrach ihn der alte Bertrand, welcher unterdessen die Brieftasche in der Hand gehalten hatte, mit den Worten: „Also dieses Päckchen Papier ist es, was Dich so skrupulös macht, mein Junge? Dieses lumpige Ding,“ fuhr er fort, indem er die Brieftasche in die Höhe hielt, „verhindert Deine Hochzeit, mein Mädchen? Nun, junger Herr, ich bewundere Dein Zartgefühl, aber ich will mich nicht von Dir übertreffen lassen.“

Indem er dieses sagte, trat er an das Fenster, öffnete es, — ein starker Wurf seines kräftigen Armes — und die kostbare Brieftasche lag in den Fluthen der Seine.

Bertrand kehrte vom Fenster zurück und zeigte dem jungen Manne, der wie vom Blitz gerührt war, eine einzige Banknote, indem er gleichgiltig zu ihm sagte:

„Diese 1000 Fr. habe ich behalten, um die Hochzeitskosten zu bezahlen; denn hoffentlich wirst Du jetzt keine Einreden mehr haben.“

Dann fuhr er in ernstem Tone fort: „Vor wenigen Augenblicken war meine Tochter reich, sehr reich und Du weigertest Dich deßhalb, sie zu heirathen; das war ein Narrenstreich, das muß ich sagen. Sie ist nun so arm wie Du selbst, denn ich wußte, daß sie bei allem Reichthum unglücklich seyn würde, wenn sie ihn nicht mit Dir theilen dürfte. Jetzt wirst Du sie also heirathen, wenn Du ein Mann von Ehre bist; wenn nicht, so — — doch will ich Euch allein lassen. Marie wird mir Deinen Entschluß mittheilen.“

Bertrand verließ das Zimmer und schlug die Thüre mit einer Heftigkeit hinter sich zu, die genugsam seinen Aerger bekundete. Aber der Verlust des Vermögens schien den Veteranen nicht lange zu betrüben; er setzte sich mit einem Freunde zum Dominospiel nieder und dieser erzählte nachher, er habe Pierre nie so lustig gesehen; bei jeder Gelegenheit sey er in ein schreckliches Gelächter ausgebrochen.

Julius war wie versteinert, als er sah, was Bertrand gethan hatte; jedoch kam er bald wieder zu sich, als er sich mit Marie allein befand. Sein Zartgefühl war eben so wenig erheuchelt, wie seine Liebe zu Marie und das junge Paar versprach sich bald Hand und Herz. Sie saßen noch lange zusammen; der alte Bertrand kehrte aber erst absichtlich spät zurück; als er kam, hatte Julius das Haus bereits verlassen.

Es würde vielleicht neugierig seyn, wollten wir fragen, ob nicht Julius, als er an diesem Abende auf seinem Heimwege über die Seinebrücke ging, beim Anblicke des Wassers sich selbst Vorwürfe gemacht habe. Wir müssen ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen: wenn er den Verlust des Geldes bedauerte, so that er das nur in Rücksicht auf Marie und ihren Vater, nicht in Rücksicht auf sich selbst. Aber die Sache war einmal nicht zu ändern. Man hätte hundert Jahre suchen können, ehe man die Brieftasche in dem tiefen schmutzigen Wasser gefunden hätte.

Kurze Zeit nach diesem Ereigniß wurde die Hochzeit gefeiert. Bertrand übernahm es, die Festlichkeiten zu arrangiren, und richtete diese so glänzend

ein, daß von der Tausend-Franks-Note nicht viel übrig blieb.

Alle Freunde und Veteranen waren eingeladen. Die Mehrzahl bestand aus alten Invaliden, die entweder mit Narben bedeckt waren, oder denen ein Glied des Körpers fehlte. Die Mängel wurden aber durch Medaillen, Ehrenzeichen und andere Auszeichnungen aufgewogen. Nach dem Mittagessen wurde mit dem Dessert eine ungeheuer große Torte aufgesetzt. Der alte Kapitän erklärte wohlgefällig, sie sey nach seinem Rezept zubereitet. Die Braut wurde gebeten, den Kuchen zu zertheilen. Erröthend begann sie damit; gleich bei dem ersten Schnitt kam sie aber auf etwas so Hartes, daß sie erklärte, des Vaters schönes Gericht sey ganz ungenießbar, jedenfalls unverdaulich.

„Ei was," rief Pierre aus, „zieh' das Harte 'mal heraus."

Marie that dieses und die Gesellschaft sah eine neue rothe Brieftasche, welche in goldenen Buchstaben die Aufschrift trug: „499,000 Franks." Pierre lachte, so laut er konnte. Er hatte nichts in die Seine geworfen, als die werthlose Brieftasche, nachdem er die Banknoten vorerst herausgenommen. Julius brauchte seinen Schwiegervater nicht zu fragen, was dies bedeute; als er die goldenen Ziffern sah, begriff er den Zusammenhang gleich. Er bezieht seine 25,000 Franks Renten und liebt seine Frau eben so sehr, als wenn sie ihm nur ihr Herz als Aussteuer gebracht hätte. Und was seine früheren Bedenklichkeiten betrifft, so sagt er jetzt, er hätte damals mit Freuden Marie zur Frau nehmen müssen, sogar wenn sie eine Königin gewesen wäre.

Mannigfaltiges.

Der Briefpostverkehr zeigt bei allen civilisirten Völkern eine sehr bedeutende Zunahme und ist die Statistik der Posten ein sehr zuverlässiger Maßstab zur Beurtheilung der Fortschritte in der wirthschaftlichen Entwickelung einer Nation. Durchschnittlich treffen auf einen Kopf der Bevölkerung Großbritanniens und Englands etwa 18 bis 19 Briefe. In den folgenden Staaten ergibt sich folgendes Verhältniß: In Preußen kommen auf einen Einwohner 7,[illegible]; in Frankreich und Nordamerika je 7; in der Schweiz 6,9; in Dänemark 5,[illegible]; in den Niederlanden 5,[illegible]; in den meisten Zollvereinsstaaten 5 bis 6 Briefe. Geringer stellt sich das Verhältniß in Oesterreich, wo erst 2,[illegible] Briefe auf den Kopf treffen; in Spanien fallen 2, in Rußland nur 0,[illegible] Stück auf den Einwohner.

Die schönste Frau auf Erden, behaupten französische und italienische Schriftsteller, war Paula de Vignier, eine Zeitgenossin Petrarca's. Man schildert sie als eines der Meisterwerke der Natur. Sie konnte sich in ihrer Vaterstadt Toulouse nicht sehen lassen, ohne daß sie von ganzen Schaaren von Männern und Frauen, Jünglingen und Mädchen verfolgt wurde, denn man konnte sich nicht satt an ihr sehen. Das Parlament in Toulouse befürchtete Unruhen und wußte kein anderes Mittel, dem zu wehren, als Fräulein Paula zu ersuchen, sie möchte nie unverschleiert ausgehen. Darüber waren die Leute jedoch sehr ungehalten, weil man ihnen den Anblick des schönsten Weibes auf Erden entzog, und sie drohten deßhalb mit Gewalt. Darauf stellte das Parlament die Ordre aus, Paula sollte sich zweimal in der Woche unverschleiert am Fenster zeigen. Paula beklagte sich über diesen Zwang; man beantwortete ihre Klage sehr freundlich, ohne weitere Notiz davon zu nehmen. Sie behielt ihr anmuthiges Gesicht und ihre grazienhafte Gestalt beinahe bis zum 80. Jahre.

Bonn. Eine halbe Stunde von hier liegt auf einer Anhöhe die herrliche Rosenburg, ein paradiesischer Sommeraufenthalt, dem nichts fehlt, außer: Wasser. Vielfach angestellte Versuche zur Auffindung von Quellen waren bisher vergeblich gewesen. Und so wollte man denn auch noch den Rath des quellenkundigen Abbé Richard hören. Einer Einladung seitens des jetzigen Besitzers, Hrn. G. Schlieper von Elberfeld, Folge leistend, traf Hr. Richard am 26. Sept. v. J. auf der Rosenburg ein und zeigte, nachdem er die waldige Höhe des Berges bestiegen, oben auf dem Plateau eine Stelle an, wo in einer Tiefe von 30 Fuß eine Quelle fließe, reichlich genug, um Menschen und Vieh eines Bauernhofes mit gutem Trinkwasser zu versehen. Die genau markirte Stelle bot selbst dem Auge des kundigen Gärtners gar nichts Auffälliges dar, so daß alle über die Bestimmtheit erstaunten, womit der Herr Abbé seine Angabe begleitete. Kürzlich nun fangen die Arbeiter zu graben an und gelangen endlich bis zur vorherbestimmten Tiefe von 30 Fuß. Da mit einem Male sehen sie den Boden sich feuchten; das Wasser quillt aus einer bestimmten Richtung her und wächst bald so mächtig an, daß sie sich beeilen müssen, nach oben wieder auf's Trockene zu gelangen. Jetzt stürmt das ganze Dorf den Berg hinauf, das Wunder anzuschauen. Das trübe Wasser wird ausgeschöpft, die Grube gereinigt und eine klarfließende Quelle ist aufgefunden. Da möchte nun Jeder, der eine Parzelle auf jenem Plateau sein eigen nennt, auch einen Brunnen graben, um so den Werth seines Grund-

stücks um das 3—4fache zu erhöhen. Aber der Wasserseher ist weit weg und Niemand vermag den Punkt zu bezeichnen, wo Du graben mußt, um des Erfolges sicher zu seyn. Geht das nun mit rechten Dingen zu? Allerdings. Abbé Richard ist weder Moses, der mit seinem Stabe Wasser aus dem Felsen fließen ließ, noch Jemand, der bei der Nähe verborgener Quellen in konvulsivische Verzuckungen geräth, und am allerwenigsten ein ungebildeter Empiriker. Er betreibt seine Forschungen nach streng wissenschaftlichen Grundsätzen der Geognosie und Hydrodynamik, deren Schlüssel er jedoch vor der Hand aus gewissen Gründen geheim halten zu müssen glaubt.

(Wozu die Photographie nicht alles gut ist!) In Köln hatte ein Mädchen mit einem Kommis ein zartes Verhältniß, das ihm aber nach einiger Zeit, wie dies jetzt öfters und in aller Güte zu geschehen pflegt, mit Einhaltung des üblichen Kündigungstermins aufgesagt wird. Mehrere Versuche zur Wiedereinfädelung von Seiten des jungen Mannes blieben erfolglos. Beim letzten Versuche rächt sich der Verschmähte und Unedle dadurch, daß er der Geliebten, die ihm das Herz verbrannt, zur Revanche nun mit einer ätzenden Flüssigkeit heimlich beim Weggehen Mantel und Kleid verbrennt. Nachdem er sich schon entfernt hat, wird seine Brandstiftung erst bemerkt. Mit einem in seinem Besitz verbliebenen photographischen Porträt desselben in der Hand, stellt das Mädchen Nachforschungen an und siehe da, der Hausknecht einer Apotheke erkennt in dem Bilde einen jungen Mann, der unmittelbar vor dem verübten Streiche für einen Silbergroschen Schwefelsäure geholt hatte. Der Fall kam an das Zuchtpolizeigericht, vor welchem der Zeuge aus der Apotheke die Identität des Käufers jener ätzenden Flüssigkeit mit dem Beschuldigten eidlich wahr hielt. Letzterer wurde für überführt erklärt und wegen Beschädigung fremden Eigenthums zu 3 Monaten Gefängniß verurtheilt.

Ein Deutscher, der seine letzten Lebensjahre in Paris zugebracht, hat sein Vermögen „denjenigen, die ihm Vergnügen gemacht", testamentarisch hinterlassen. Zu den so Beschenkten gehören einige Romanschriftsteller, Feuilletonisten, dramatische Autoren und Komponisten. Der Fall ist gewiß selten, daß der Schöpfer eines geistigen Genusses dafür einen wirksamen Dank von dem Genießenden empfängt, und wir theilen das Beispiel mit, auf daß es vielleicht in Deutschland einmal Nachahmung finde.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 15. Dienstag, 4. Februar 1862.

Spätes Glück.

(Fortsetzung.)

Eines Morgens, als ich des herrlichen Wetters wegen den Wagen fortgeschickt hatte und den Heimweg zu Fuße antrat, traf ich gerade an dem Abhange des Berges mit meinem Gastfreunde zusammen, welcher von einem Förster begleitet, daherkam.

„Ich wählte absichtlich diesen Weg, weil ich hoffte, Sie noch zu begegnen, Herr v. Frohberg," sagte er, „und Ihnen meine Entschuldigung zu machen, daß ich diesen Mittag den Pflichten des Hausherrn nicht genügen kann, allein einige dreißig bis vierzig Morgen Wald, welche mir zufielen, müssen in Augenschein genommen werden. Ich habe mit diesem sachverständigen Herrn früher zu Mittag gegessen, und werde erst gegen Abend wiederkommen, meiner Frau liegt es heute ob, den lieben Gast zu unterhalten; hoffentlich muß ich dieselbe heute Abend nicht zanken, daß sie ihrer Pflicht nicht genügte, es wäre der erste Streit in unserer Ehe."

Ich versicherte scherzend, daß mir vor einem solchen Zusammenseyn nicht im Mindesten bange und fügte bezüglich bei, daß ich die Unterhaltungsgabe seiner Frau schon in Anspruch zu nehmen gedenke.

Sein freundliches Lächeln wurde wehmüthig, als er meine Anspielung verstanden hatte.

„Ach ja," sagte er, „es ist besser, wenn meine Frau es Ihnen erzählt, mich ergreift die Erinnerung an die Vergangenheit stets auf's Neue. Jedoch glauben Sie ihr nicht Alles auf's Wort," fügte er hinzu und erröthete dabei wie ein junges Mädchen, „meine gute Marie wird in ihrer Schwärmerei für mich ganz gehörig übertreiben."

Wir drückten uns die Hände und ich dachte auf dem Rückwege, welche zartfühlende Seele diesen rüstigen Körper bewohne und wie dieser Mann sich einer Herzensbildung rühmen könne, um welche ihn manche Höhergeborne beneiden dürften.

Die freundliche Hausfrau empfing mich schon an der Thüre, um, wie sie sagte, mich auf die Schreckenskunde vorzubereiten, einen Nachmittag mit ihr allein verbringen zu müssen. „Aber ich habe mir schon einen wundervollen Spaziergang ausgedacht," tröstete sie, wie um mich schadlos zu halten, „welchen Sie noch nicht kennen und der Ihnen gewiß gefällt."

„Den Spaziergang in Ehren," entgegnete ich, „er läuft uns nicht davon; heute möchte ich aber einen Ruhetag halten. Auch ich habe meinen Plan. Diesen Nachmittag bleiben wir hübsch auf der Veranda sitzen, Sie mit Ihrer Arbeit, ich mit der einen Cigarre beschäftigt, welche mir der Arzt erlaubt hatte, und dabei erzählen Sie mir die Vergangenheit Ihres Mannes. Er hat Sie eben dazu autorisirt, und ich bin überzeugt, daß uns bei so anregendem Gespräche die Stunden wie Minuten verfliegen."

Frau Marie ergriff die Idee mit Freuden. „Es ist auch viel besser, wenn ich es erzähle," sagte sie naiv, „ich wollte nur meinem Manne nicht vorgreifen, darum drang ich noch nicht darauf, allein ich kenne ihn viel zu gut, um nicht zu wissen, daß er Vieles verschweigen würde, nicht aus Mangel an Vertrauen, sondern weil es ihm schwer fällt, seine edlen Handlungen selbst zu erzählen."

Am Nachmittage also, als wir nach der Siesta gemüthlich beisammen saßen, begann Frau Marie ihre Erzählung, welche ich getreulich und ungeschminkt wiedergebe.

„Sie kennen schon eine der traurigsten Lebensepisoden meines guten Mannes, Herr v. Frohberg," begann die liebliche Scheherezade, „und werden begreifen, daß er lange Zeit brauchte, um sich von diesem Schlage zu erholen. Seines Vaters schreckliches Ende war ihm stets im Gedächtnisse, die Straße, wo sein väterliches Haus stand, vermochte er gar nicht mehr zu betreten und die Furcht, alle Menschen könnten in ihm den Sohn eines Verbrechers

sehen, bildete sich bei ihm zur krankhaften Idee aus. Auf den Rath seines Meisters, der den tüchtigen Arbeiter zwar ungern vermißte, denselben aber doch nicht so geistig darniedergedrückt wissen wollte, verließ er endlich die Residenz, um in eine nördliche Stadt des Landes, in K., wo der Bruder seines Lehrherrn ein ähnliches fabrikartiges Geschäft betrieb, überzusiedeln.

Dort, wo Niemand ihn und seiner Eltern Vergangenheit kannte, athmete er freier auf und wurde nach und nach heiterer und lebensfroher. Er war dabei ein so tüchtiger und gewissenhafter Arbeiter, daß sein neuer Meister, seinen Werth erkennend, ihm einen Theil der Aufsicht übertrug und ihm unter anderen pekuniären Vortheilen auch Kost und Wohnung in seinem Hause anbot.

So kam es, daß er plötzlich aus der verlassenen und einsamen Lage, in welcher er sich befunden, eine Familie fand und bald wie ein Mitglied derselben betrachtet wurde.

Der Meister war Wittwer und hatte nebst seinen drei eigenen, noch unerwachsenen Kindern, eine erwachsene Schwesterstochter, ein heiteres lebhaftes Mädchen im Hause, welches stets zu Scherz und Heiterkeit aufgelegt, die etwa noch trüben Gedanken des neuen Ankömmlings durch seine gute Laune bald verscheuchte. Was Wunder, daß auf dieses kranke, verletzte Gemüth die frische liebenswürdige Art des Mädchens anziehend wirkte.

Nach einigen Monaten steten Zusammenlebens war Fritz bis über die Ohren in die hübsche Marie verliebt. Zu seinem Leidwesen mußte er aber sehen, daß diese, obgleich immer gut und freundlich, doch seine Gefühle nicht in gleichem Maße theilte, ja es wollte ihm oftmals bedünken, als ob er Blicke des Einverständnisses zwischen seiner Angebeteten und dem ersten Arbeiter wahrgenommen hätte.

Dieser, Georg Brand mit Namen, war ein hübscher, aber etwas leichtsinniger junger Mann, der von dem Meister eigentlich nur geduldet wurde, weil er der Sohn eines Mannes war, welchem er von früheren Zeiten her großen Dank schuldete. Auch war er weder ungeschickt noch saumselig, wenn er einmal an der Arbeit saß, allein nach einigen mit angestrengtem Fleiße zugebrachten Tagen wollte er sich wieder von den Strapatzen, wie er es nannte, ausruhen. Dieses Ausruhen bestand aber in einer Kette von Vergnügungen, welche seine Gesundheit und seinen Geldbeutel gleich stark in Anspruch nahmen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Liebesbrief.

Ein junges Ehepaar kam vom Kasinoballe in Frankfurt an der Oder zurück, und Adalbert hob die schöne Malvine, seine Gattin seit drei Monaten, in den Wagen. Hinter ihnen schallte noch die Tanzmusik, der Ball war nicht zu Ende, aber die junge Frau hatte nicht länger bleiben wollen. Sie drückte sich in die Ecke des Wagens und hüllte sich frostig in ihren Pelzmantel.

Adalbert nahm neben ihr Platz, nachdem er sich überzeugt hatte, daß der Wagen geschlossen war. Er wollte ihre Hand fassen, um sie zu küssen, aber er konnte keine finden. Die beiden Hände waren in dem Mantel verborgen.

„Du warst heute wunderschön, Malvine," sagte er. „Der blaue Silberflor stand herrlich zu Deinem Silberdiadem. Wie freue ich mich, daß ich Dir das Kleid ausgesucht habe."

Sie antwortete nicht. Nach einer Weile fragte er: „Schläfst Du?"

„Nein," ertönte ihre süße Stimme.

Adalbert schwieg wieder eine Weile, dann sagte er: „Du hast Dich heute recht angenehm unterhalten mit dem Professor aus Berlin und wenig getanzt. Wie heißt er doch?"

„Faust," entgegnete sie.

„Faust? Das ist ein ominöser Name, da ist auch Mephistopheles nicht weit. Er sieht aus, als wäre er Beides in einer Person, so lauernd auf eine arme Seele, und als ob er Gretchen durch die Lüfte entführen wollte. — Du siehst, ich kann auch von der Literatur reden. Schiller und Göthe kenne ich schon, aber nicht Deine Engländer, deren Byron, den Dickens und wie sie alle heißen. Ich lese nur die Titelblätter, weil ich kein Englisch kann, und auch mein Französisch habe ich auch schon wieder vergessen."

Malvine antwortete wieder nicht; unterdessen rollte der Wagen über die lange Oderbrücke.

Adalbert sah, wie seine Frau in den herrlichen mondbeglänzten Himmel schaute, an dessen Horizont weiße Segel wie Lufterscheinungen schwebten; es wäre ihm aber lieber gewesen, wenn sie ihm geantwortet hätte.

Endlich hielt der Wagen vor einem der schönsten Häuser der Dammvorstadt, dessen Balkon die herrlichste Aussicht über den Strom und die ihn umgebenden bewaldeten Hügel gewährte und vergessen ließ, daß hier die sandige Mark Brandenburg ist.

Adalbert sprang aus dem Wagen, um Malvine herauszuheben, aber sie war früher herunter, als

er kam, und eilte schnell die Treppe hinauf. Als sie die Thüre ihres Zimmers öffnete, rief sie unwillkürlich aus:

„Ach, wie schön ist es hier!"

Sie hatte Recht dazu, denn ein kleines Paradies lag vor ihr. In der Epheulaube am Fenster standen blühende tropische Gewächse, ein Orangenbaum hauchte süßen Duft aus, und die beiden hohen Gummibäume an Malvinens Schreibtisch schienen sich in ihrem südlichen Vaterlande zu befinden, so grün und kräftig waren ihre Blätter in dieser künstlich erwärmten Atmosphäre, wo Mondlicht und Lampenschimmer eine zauberische Helle verbreiteten.

Die Zofe brachte die summende Theemaschine, Malvine setzte sich an den kleinen runden Tisch vor dem Divan, um den Thee zu bereiten. „Willst Du eine Tasse, Adalbert?" fragte sie.

„Danke," versetzte er; „ich will jetzt zu Bett gehen; willst Du dies nicht auch?"

„Ach, ich habe heute Abend so viel gehört, gedacht und muß noch aufbleiben, um mein Gemüth zu beruhigen, sonst kann ich nicht schlafen. Lass' Du Dich aber nicht vom Schlafe abhalten; ich komme bald, mein Mädchen soll zu Bette gehen, ich kleide mich selbst aus."

„Nun, gute Nacht," sagte der junge Gatte und ging in das anstoßende Schlafzimmer, aber nicht um zu schlafen. Es quälten ihn furchtbare Gedanken. Warum war Malvine so kalt, so gleichgiltig gegen ihn, so in sich versunken? Warum tanzte sie nicht und unterhielt sich immer mit jenem Professor? Er war es ja, dachte der Selbstquäler, der vor sechs Monaten auf der Simonsmühle Malvinen nicht von der Seite ging und immer von dem duftigen Blättergewölbe, dem Walhallatempel redete. Warum geht nun Malvine nicht zu Bett; was macht sie.

Leise stand der Ehemann auf und schlich zu der großen Bogenglasthür, die das Speisezimmer mit dem Wohnzimmer in Verbindung setzte. Er erhob ein wenig die schwere Sammtgardine, die sie verhüllte.

„Da sitzt sie," dachte er, „und schreibt, schreibt immerfort und denkt gewiß nicht an ihren Mann!"

Er räusperte sich, aber sie rührte sich nicht.

Das ist zu arg, wahrlich zu arg! grollte es in ihm. Sollte sie gar an den Professor schreiben?

Nun wurde die Erinnerung an Adalberts Mutter in ihm lebendig:

„Bertus, Bertus," hatte sie zu ihm gesagt. „Wähle Dir zur Gattin eine einfache Hausfrau, die kocht und flickt und Mutter ist; die ist mehr werth, als eine hohe Dame. Du bist einmal der Sohn eines Landwirthes und in bürgerlichen Gewohnheiten aufgewachsen. Du kannst Dich mit einer hohen Dame nicht glücklich fühlen, wenn Du auch Regierungsrath wärst. Und Geld, unmenschlich viel Geld wird sie Dich kosten, da reicht Dein Regierungsgehalt und die Sparpfennige Deiner Eltern nicht hin. — Ja, so sagte die gute Mutter," seufzte Adalbert, „und mir geschieht recht. Ach, die ganze Nacht wird sie nun schreiben, und ich wage es nicht, sie zu stören."

Wieder warf er sich auf sein Lager und begann abermals sein Selbstgespräch.

„Ich kann es ihr wahrlich nicht verdenken," sagte er, „daß sie mich nicht liebt. Sie war zu einem idealen Leben bestimmt, und was bin ich anders als die leibhafte Prosa! Wie konnte ich mich vermessen, eine so schöne geistreiche Frau, die Tochter eines General-Lieutenants, heirathen zu wollen."

Er warf sich ruhelos umher, und seine Pulse klopften heftig. Voll Sehnsucht sah er dem kommenden Tag entgegen und schmiedete Pläne, wie er erfahren wolle, was Malvine geschrieben.

Noch hatte sich weder Diener noch Magd gerührt, das Zimmer war eiskalt, als Adalbert sich nach kurzem, unruhigen Schlummer von seinem Lager erhob. Er schlich auf den Zehen, als thue er etwas Böses, nach dem Schreibtisch seiner Frau und flüsterte dabei vor sich hin:

„Ich bin ein Narr, ein armer, eingebildeter, einfältiger Mensch; wie konnte ich glauben, daß meine reine heilige Frau . . .?"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Ein Spanferkel als Kind.) Ein Brünner Blatt erzählt folgende Humoreske: In den jüngst verflossenen Tagen ging ein Ehepaar zum Heurigen auf's Land. Beim Bauern, welcher den jungen 1861er ausschenkte, liefen mehrere Spanferkel im Hofe herum. „Was meinst Du?" fragte sie. „Ich mein' halt immer was Du meinst," erwiederte er. Nun wurde auch der Bauer um seine Meinung befragt, nämlich darüber, ob er dem Ehepaar einen dieser grunzenden Vierfüßler um angemessenen Preis ablassen wolle, und der Bauer meinte, daß 2 fl. dafür gerade recht wären. Der Handel wurde geschlossen; aber der Import in die Stadt, die Verzehrungssteuer! „Was meinst Du?" fragte sie wieder. „Ich mein' halt immer was Du meinst," antwortete er wieder. Das Resultat dieser übereinstimmenden Meinung war, dem Finanzwächter ein X für ein U vorzumachen und den jugendlichen Borstenträger unversteuert über die Linie zu schwärzen und zwar in der Art, daß die

Frau, ehe man zur Linie gelangte, den Bakonyer-sprossen in ihr Umhängtuch einhüllte und, als trüge sie ein kleines schlafendes Kind, auf den Arm nehme. Der Plan, — eine Erfindung der Frau, — war so übel nicht. Gedacht, gesagt, gethan! Ehe man dem verhängnißvollen Punkt nahe kommt, emballirt die Frau den geduldigen Vierfüßler in der geschicktesten Weise und legt noch zum Ueberflusse, damit dem schlummernden Kleinen die kühle Abendluft nicht schade, ihr gesticktes Sacktuch über das schweinerne Antlitz. Man ist bei der Linie angelangt, man passirt sie hochklopfenden Herzens, nur der Kleine im Mutterarme theilte wahrscheinlich die Herzensangst seiner Stadtwärtsbeförderer nicht. Der Finanzwächter stand auf seinem Posten; er läßt das Ehepaar, da Alles seinen natürlichen Anstrich hat, anstandlos passiren. Mit etwas beschleunigten Schritten passirten sie und er den gefürchteten Wächter. Doch Alles geht gut; schon ist man einige Schritte weit vorwärts gekommen, man athmet auf, im nächsten Augenblick ist man der Gefahr der Entdeckung entgangen: da, o Entsetzen! beginnt der bisher so ruhige Kleine mit einigen jener unharmonischen Töne zu extemporiren, welche jedermänniglich auf den ersten Augenblick seine — Nationalität verrathen! Der Finanzwächter horcht auf, im nächsten Momente weiß er sich das Räthsel dieses so überraschenden Spanferkelsolo's zu erklären; mit ein paar Sätzen hat er das Ehepaar eingeholt, das vergebens sämmtliche vier ihm zu Gebote stehende Hände in Thätigkeit gesetzt hat, um den borstigen Schreihals zum Schweigen zu bringen. „Aha!“ herrscht der Finanzwächter die Beiden an, „ist's um diese Stunde! Rechts um, kehrt Euch! Marsch!“ Mit hängenden Köpfen und insgeheim den verrätherischen Vierfüßler in's Pfefferland wünschend, muß das Ehepaar zum Linienamte zurücktreten und dort, tief beschämt, Steuer und Strafe (wegen versuchter Gefällsdefraudation) entrichten.

Landwirthschaftliches.

(Ein Mittel, um den Mastschweinen den Appetit zu erhalten.) Wenn man den Mastschweinen eine saftige Nahrung reicht, welche aus gekochten Kartoffeln, Wurzeln, Molken, Gersten- und Hafermehl zusammengesetzt ist, so fressen sie gewöhnlich im Anfang mit großer Gier und nehmen schnell an Umfang zu. Aber nach Verlauf einer gewissen Zeit verlieren sie den Appetit, verweigern die beste Nahrung und bleiben in einiger Hinsicht auf demselben Standpunkte. Um sie nun ganz fett zu machen, muß man viel Geld ausgeben und viel Zeit opfern. Diese Unbequemlichkeit kann man sich nun durch das folgende Verfahren, welches fast immer mit Erfolg gekrönt worden ist, ersparen. Man gebe den Mastschweinen jeden Tag zwei Hände voll Hafer, der in folgender Art gesalzen worden ist: Man thut in ein Gefäß den für 2 Tage nothwendigen Hafer, den man lagenweise mit Salz bedeckt und dann über das Ganze ein wenig Wasser gießt. Weil der Hafer von der Nässe quillt, so darf das Gefäß nicht ganz voll seyn. Die Schweine, denen man regelmäßig täglich von dieser Mischung gibt, behalten ihren Appetit beständig bei und fressen Alles, was man ihnen reicht.

In einer Sitzung des landwirthschaftlichen Vereins in Frankfurt sprach Dr. Birnbaum aus Gießen über die Geschichte und die Ursache der Kartoffelkrankheit. Als diese Ursache nimmt man, nach den Angaben des Redners, jetzt allgemein einen Pilz an, der nur auf Kartoffeln vorkommt und auf andere Pflanzen nicht übergehen kann. Es ist einer jener, dem gewöhnlichen Auge unsichtbaren Naturkörper, die sich in der Luft befinden und erst bei ihnen günstigen Umständen lebendig werden und wachsen. Eine Ansteckung der Knollen aus den Blättern ist nicht nachgewiesen, sondern die Samen dieser Pilze dringen durch ziemlich lange Keimfäden in die Knollen ein, sterben aber ab, wenn sie dieselben nicht erreichen. Ebenso vertrocknen die Pilze, wenn der Boden nicht zu viel gedüngt und mehr trocken als feucht ist. Nimmt man daher Saatkartoffeln von möglichst dicker rauher Schale, legt sie unzerschnitten in einen schwach gedüngten Boden ziemlich weit auseinander, häufelt sie gehörig und entfernt im Juli oder August das von den Pilzen befallene Kraut, so hat man nach der Ansicht des Redners Alles gethan, womit man der Ausbreitung der Krankheit wenigstens begegnen kann.

Für Bienenfreunde möge die Anzeige von Nutzen seyn, daß nach gemachter Beobachtung die Bienen den Abgang der geschabten Gelbrüben begierig aufsuchten; man ließ daher solche Rüben auf einem Reibeisen reiben, setzte sie vor den Bienenstand, wo sich dann die Bienen sehr daran weideten. Auch an in Wasser zu Brei gekochten Gelbrüben sogen die Bienen die Süßigkeit emsig heraus.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 16. Freitag, 7. Februar 1862.

Spätes Glück.

(Fortsetzung.)

Herr Dorheim, sein Meister, warnte und warnte, Marie redete ihm freundlich zu, vernünftig zu werden, er versprach es, um in einigen Wochen wieder in den alten Fehler zu verfallen.

Gegen Fritz hatte er, sobald dieser die Schwelle des Hauses betreten, einen stillen, aber heftigen Widerwillen gefaßt, gleich als ahne ihm, daß aus dieser stillen und anspruchlosen Persönlichkeit ein Nebenbuhler ihm erwachsen könne.

Mariens Benehmen zwar ließ bald keinen Zweifel über ihre Gefühle aufkommen, denn, wenn sie auch freundlich gegen Fritz war und bei allen Gelegenheiten zeigte, wie hoch derselbe in Achtung stand, so war doch ihre Art, mit Brand zu reden, ihn anzublicken, oder ihn anzuhören, eine so ganz verschiedene, daß Fritz, welcher nicht im Geringsten eitel war, gar bald die wahre Sachlage errieth. Auch dem Onkel mochte sie nicht länger verborgen geblieben seyn, das bewiesen die finsteren Blicke, mit welchen er bei Tische das verliebte Paar betrachtete, während seine Augen und Stimme unwillkürlich freundlich wurden, wenn er Fritz anredete, oder sich von ihm über irgend ein im Geschäft vorkommendes Ereigniß Auskunft erbat.

Georg kümmerte sich wenig um des Brodherrn Unzufriedenheit, er liebte Marien mit Leidenschaft und wußte, daß sie ihn wieder liebte, aber die Freundlichkeit, mit welcher sie seinen Nebenbuhler behandelte, ärgerte ihn. Er legte die achtungsvolle Güte Mariens als weibliche Koketterie aus, welche, obwohl schon ihre Wahl getroffen, sich doch diesen Verehrer nicht entgehen lassen wollte; er gab sich daher nur wenig Mühe, seine Abneigung gegen Fritz zu verbergen.

Da Marie einmal unbesonnen genug war, ihrem Bräutigam, als sie ihm sein Benehmen gegen Botzfeld vorwarf, dabei zu sagen, gegen Unglückliche müsse man doppelt schonend seyn und Fritz sey unglücklich, hatte Georg keine Ruhe, bis er die ganze Geschichte herausgebracht hatte, und als er dann nach einigen locker verlebten Tagen wieder bei Tisch erschien und der Meister ihm eine ernste Zurechtweisung über seinen Lebenswandel gab, ging Georg im Zorne so weit, heftig zu entgegnen, er wolle das Leben genießen und brauche sich dergleichen Vorwürfe nicht gefallen zu lassen, da er aus keiner Verbrecherfamilie stamme, welche mit Gift und Mord umgegangen sey und deßhalb die Augen niederschlagen müsse. Was er thue, das könne er auch verantworten.

Botzfeld, welcher die mannigfachen Kränkungen seines Feindes geduldet hatte, schnellte bei dieser Beleidigung wie ein Pfeil in die Höhe und war im Begriffe, mit bebenden Lippen und rollenden Augen auf Georg los zu stürzen, als des Meisters herkulischer Arm sich fest auf des jungen Mannes Schulter legte.

Ruhig sitzen geblieben, befahl er mit harter Stimme und seine Hand ließ den Arm des Wiederstrebenden noch immer nicht los, hier bin ich Herr und werde mein Hausrecht üben. Georg Brand, fuhr er fort, und die grauen Augen blitzten unter den buschigen Brauen und der Ton seiner Stimme klang rauh und hart: Wir sind jetzt quitt, die Dankbarkeit, welche ich Ihrem Vater schuldete, habe ich dadurch abgetragen, daß ich Sie so lange in meinem Hause duldete. Die Beleidigungen gegen ein Mitglied desselben nehme ich als mich betreffend, wir sind geschiedene Leute und das von Morgen an.

Marie schrie laut weinend auf und warf sich in Georgs Arme, welchen sie bat und beschwor, den Onkel um Verzeihung zu bitten.

„Und wenn er drei Tage lang vor mir auf den Knieen läge," rief der alte Mann, durch den Anblick ganz wüthend gemacht, aus, „es würde ihm doch nichts helfen, Du aber laß ab von dem Menschen, der Dich nur unglücklich machen kann."

Georg stand noch zweifelnd da, ob er das Zimmer verlassen solle.

Marie warf sich jammernd zu des Onkels Füßen und beschwor ihn, seinen Ausspruch zurückzunehmen, da sie jetzt fühle, wie sie ohne Georg nicht leben könne, als Fritz vortrat und bat, ihn aus dem Dienste zu entlassen und Brand zu behalten. Es ist keine falsche Großmuth, die ich ausübe, sagte er ehrlich, denn ich hasse Georg nach dieser Beleidigung wohl eben so sehr, als er mich, aber es ist die innigste Theilnahme für Ihre Nichte, welche ich nicht unglücklich wissen kann, weil ich sie liebe, hoffnungslos liebe, wie ich jetzt erkenne, deren Thränen zu sehen ich aber nicht im Stande bin.

Für einige Zeit werden wir uns schon an den Anblick gewöhnen müssen, sagte der Meister erbittert, denn bei meinem Entschlusse bleibt es, Georg verläßt morgen früh mein Haus.

Noch diesen Abend! rief dieser heftig und verließ das Zimmer, Marie wollte ihm nacheilen, doch des Onkels barsches „Du bleibst," hielt sie auf der Schwelle zurück.

Bald darauf hörte man Georg in seinem Zimmer rumoren, dann das Haus verlassen.

Marie schloß sich in ihre Kammer ein und Fritz blieb in der peinlichsten Stimmung bei dem Alten zurück, doch dieser hatte sich mittlerweile gefaßt an den Schreibtisch gesetzt und einige Zeilen geschrieben, darauf trug er, als ob nichts vorgefallen, Botzfeld auf, den bald abgehenden Bahnzug zu benutzen und den Brief, welcher inzwischen vollendet, in der benachbarten Stadt an die Adresse abzugeben und auf die Antwort zu warten. Da die Sache die größte Eile hatte, denn der Zug ging in einer halben Stunde ab, so blieb Fritz nichts übrig, als sich so schnell wie möglich anzukleiden und an den Bahnhof zu eilen. Im Vorübergehen klopfte er an Mariens Thüre, einige Worte des Trostes ihr zurufend, doch er erhielt keine Antwort, nur ein leises Schluchzen verrieth, daß sie im Zimmer war.

Es wurde beinahe Abend, als Fritz in der Nachbarstadt ankam, er mußte den Mann, an welchen der Brief adressirt war, erst an mehreren Orten aufsuchen, bis er ihn fand, und sah nun seine Ahnung bestätigt, daß dieser bestimmt sey, Brand's Nachfolger zu werden. Doch mußte derselbe wegen seines baldigen Eintritts noch Rücksprache mit seinem jetzigen Prinzipal nehmen, und bat also Fritz, bei ihm zu übernachten und des andern Morgens mit dem Frühzuge seine Antwort zu überbringen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Liebesbrief.

(Fortsetzung.)

Mit einem lauten Schrei fuhr er zurück. Auf dem polirten Schreibtisch lag ein zierliches rosenfarbenes Briefchen mit der Adresse: „An Professor Faust."

„O mein Gott, mein Gott!" rief Adalbert, beide Hände vor das Gesicht haltend, indem er in heiße Thränen ausbrach, „das habe ich nicht um Dich verdient, Malvine. Ich gab Dir Alles, was ich hatte, mein Herz, mein Vertrauen, mein Vermögen. Was konnte Dein Vater, der pensionirte, verschuldete General-Lieutenant für Dich thun? Die hundert Louisd'or, die ich an Deinem Geburtstage in Dein Arbeitskörbchen legte, sollten Dir die Freude gewähren, einzukaufen, was Dein Herz begehrte, denn meine Wohnung war ausgestattet, wie Du es nur wünschen konntest."

Er erschrack vor dem Ton seiner eigenen Stimme und fuhr leise fort:

„Malvine, Malvine, habe ich Dir je ein Wort gesagt, wenn der Braten verbrannt, wenn meine Wäsche nicht fein gefaltet war? Habe ich Dir nicht immer das Schönste und Beste gebracht, was ich finden konnte; und Du verräthst mich an einen Abenteurer, der vielleicht noch etwas Schlimmeres ist."

Ein grenzenloses Verlangen, den Inhalt des Briefes zu wissen, ergriff ihn, und doch hielt ihn eine innere Stimme lange zurück. Endlich siegte das Erstere, und er löste mit zitternder Hand das Couvert. Darin lag ein rosenfarbenes Blättchen, beschrieben mit folgenden Versen:

Ein zart' Geheimniß muß die Seele tragen,
Einsam und ewig, nur im Augenblick,
Wo uns're Herzen aneinander schlagen,
Bricht es hervor und bebt in Nacht zurück.

Die Grabeslampe brennt mit düsterm Schimmer
So in der Tiefe, einsam, ungeseh'n,
Das Dunkel der Verzweiflung löscht sie nimmer,
Wird auch ihr Strahl, als war er nie, vergeh'n!

Hör' meine letzten schwachen Liebestöne,
Die Tugend stört den Schmerz um Todte nicht,
Gewähr' die letzte Bitte — eine Thräne —
Die einz'ge Frucht, die meine Liebe bricht.

Gedenke mein, o geh' nicht kalt vorüber,
Wo meines heißen Herzens Asche ruht.
Von dir vergessen, o, du ewig Lieber,
Nicht den Gedanken trägt der Seele Muth.

Adalbert sank auf den Sessel zurück, Verzweiflung im Herzen.

„Das ist zu viel," grollte er, „welche Leidenschaft! Wäre sie nicht meine Frau, ich könnte Mitleid mit ihr haben. Sterben will sie und sieht so blühend aus? Ach, sie ist bezaubert! — Der Professor ist ein Zauberer, kam er mir doch schon ganz unheimlich vor in den dichten Schatten auf der Simonsmühle. Aber ich will dahinter kommen; ich will ihn strafen, und sollte es mein Leben kosten."

Mit zitternden Händen machte Adalbert das Couvert wieder zu, ging in sein Arbeitszimmer und klingelte. Der Diener kam und sagte theilnehmend:

„Sind der Herr Assessor nicht wohl, standen so früh auf?"

„Ich habe wichtige Geschäfte, muß nach der Regierung, sage meiner Frau, ich komme nicht zum Frühstück, schwerlich zum Mittagstisch."

Damit nahm Adalbert Hut und Stock und ging nach dem Regierungsgebäude, wo auch sein Präsident wohnte. Er hoffte durch Arbeit Fassung zu gewinnen, aber die Buchstaben tanzten vor seinen Augen, das Herz klopfte ihm, als wollte es zerspringen. Als er eine Weile da gesessen hatte, trat der Präsident herein.

„Mein Gott, Herr Assessor," sagte er, „Sie sind so früh schon hier und haben die Nacht auf dem Casinoball geschwärmt? Als ich diesen Morgen aufstand, wollte ich's gar nicht glauben, als mir der Bote sagte: Sie wären schon hier."

„Es scheint mir auch nicht wohl zu bekommen," stotterte Adalbert, „ich konnte die Nacht nicht schlafen und habe Herzklopfen."

„Ei, da hätten Sie diesen Morgen zu Bett bleiben sollen, unter der Pflege Ihrer lieben Frau. Sie sehen auch ganz angegriffen aus. Wissen Sie was, gehen Sie wieder fort und legen sich zu Bett. Machen Sie nur, daß Sie fortkommen, legen Sie sich gleich nieder und trinken Sie Fliederthee."

Adalbert beurlaubte sich und ging nach Hause, unentschlossen und unglücklich. Vor seinem Hause begegnete ihm der Diener.

„Wo willst Du hin, Johann?" fuhr er ihn an. Erschrocken über die ungewöhnliche Heftigkeit seines sanften Herrn, entgegnete er:

„Ich soll einen Brief für die gnädige Frau bestellen."

„Das geht durchaus nicht an. Du mußt gleich für mich nach Tschetschenow und dort im neuen Wirthshause Mittagessen für mich und einen Freund bestellen. Gib mir den Brief, ich werde ihn selbst besorgen."

Verwirrt reichte der Diener ihn hin und vor Adalbert's Augen wurde es dunkel, als er wieder die Adresse erkannte.

„Schon gut," sagte er, „den überbringe ich selbst, mache nur, daß Du fortkommst."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Ein Ball in der Sahara.) Max Hirsch schildert in seiner „Reise in Algerien" einen Sylvesterabend, den er in der Oase Bu Sjada verlebte. Die französischen Offiziere der Garnison hatten ihn und seine Reisegefährten mit einem Abendessen bewirthet. „Nach aufgehobener Tafel überraschten uns die Militärs mit dem Vorschlag, in ihrer Gesellschaft das **Café Maure** am anderen Ende des großen Platzes zu besuchen. Ich hatte dort schon am Tage eine Tasse Kaffee getrunken und nichts besonderes Merkwürdiges darin entdeckt. Jetzt wurden wir an der Seite eine Treppe hinaufgeführt und traten auf einen geräumigen Balkon, roh von Holz erbaut und mit Stühlen versehen. Von hier überblicken wir bequem den ganzen Raum des großen Saales; oder vielmehr, wir hätten ihn überblickt, wenn nicht die dicke Tabaksqualm-Atmosphäre einen wahren Nebelvorhang über ihn ausgebreitet und zugleich unsere Augen förmlich gebeizt hätte. Trotz der geringen Höhe und meiner scharfen Brille erkannte ich keine Gestalt deutlich; ich erkannte nur, daß viel zu sehen war, ging daher ins Wirthshaus zurück und holte die Operngucker. Nun machte sich's besser. Die Decke des viereckigen Saales wurde von mehreren sehr dicken Pfeilern getragen; der Anstrich des Ganzen war weiß, der Boden von Gyps, die Beleuchtung spärlich. Hunderte von Eingeborenen in weißlichen Burnus kauerten die Wände entlang und um die Pfeiler in stummen Gruppen, ihr schwarzes Lieblingsgetränk in kleinen Tassen schlürfend. Noch in keiner Stadt Algeriens, selbst in der volkreichen Hauptstadt, hatte ich auch nur annähernd einen so mächtigen Saal, eine so gedrängte Versammlung gesehen. Bu-Sjada zählt etwa 3000 Seelen; selbst die Fremden eingerechnet, konnten von der waffenfähigen Mannschaft des Orts nicht viele abwesend seyn. Und noch immer drangen neue Gestalten herein, die Diener des Kaffee's waren in fieberhafter Thätigkeit. Sollte es wirklich nur das schwarze Getränk seyn, das die ganze männliche Bevölkerung hier versammelte? Plötzlich erschallt, aus der dunkeln Ecke uns schräg gegenüber, eine grelle, seltsame

Musik von Tambourin und Pfeifen, und zwei geschminkte Tänzerinnen, in weiten gestreiften Gewändern, Arme und Beine mit dreifachen silbernen Spangen belastet, silberne Dolche im Gürtel und silberne Ketten um die Brust, bewegen sich schwebend und gemessen vorwärts und beginnen eine seltsame, fremdartige Pantomime, mit Tücherwinden und Armenschwenken, mit Niederbeugen und im Kreise Drehen. Ihnen folgt eine Solotänzerin in weißem Gewande, dann wieder zwei und so fort, und die Musik betäubt mit dem ewigen Einerlei ihrer grellen, melodielosen Klänge. Die Tänzerinnen saßen alle auf einer Erhöhung der uns gegenüberstehenden Wand; zum Tanzen hatten sie aber nicht etwa eine Art Bühne, oder wenigstens einen abgesonderten Platz des Saales, sondern sie bewegten sich tanzend in dem ganzen Raume, zwischen den kauernden Männern herum, die also den Genuß hatten, die üppigen Frauen ganz in der Nähe zu studiren. Uebrigens ließ sich aus der großen Versammlung kein Ruf, kein Klatschen des Beifalls hören, ja man bemerkte kaum eine gesteigerte Aufmerksamkeit. Nachdem Hirsch mit seiner Gesellschaft den Saal verlassen hatte, hörte er, daß die Einrichtung öffentlicher Tänze eine Finanzspekulation sey. Die Oase wird so stark besteuert, als es geschehen kann, ohne die Unzufriedenheit ihrer Bewohner zu stark zu erregen. Die eingeführten Abgaben bringen aber nicht Geld genug ein, und so hat man sich damit geholfen, Tänzerinnen zu verschreiben. Das Kaffeehaus, in dem sie tanzen, wird von der Regierung verpachtet und bringt ihr jährlich 2400 Francs ein.

(Eine rasche Heirath.) Hauptmann Uhde erzählt in seinem neuen Werke „Die Länder am untern Rio Bravo del Norte" von einem Abenteuer, das er auf einem Dampfschiffe zwischen Neuorleans und Matamoros erlebte. Unter den Passagieren befand sich ein junger Landwirth aus dem Hannoverischen, der sich mit Frau und Schwägerin in Texas niederlassen wollte. Die Schwägerin, ein frisches Mädchen mit rothen Wangen, war so in das Lesen eines Romans vertieft, daß sie von Niemand Notiz nahm. Am Bord befand sich auch ein Pflanzer aus Texas, ein Mann von fünfundvierzig Jahren. Nachdem er die Romanleserin einige Sekunden beobachtet hatte, trat er an Uhde heran und bat diesen, daß er ihn mit dem Schwager bekannt machen möge. „Oder," setzte er hinzu, „fragen Sie lieber die Dame dort gleich selbst, ob sie mich heirathen will." Uhde's Erstaunen über diese Aufforderung legte er als Mißtrauen aus und fuhr sogleich fort: „Ich bin Pflanzer, habe vor sechs Monaten die Frau verloren, besitze zwölf Neger, von denen jeder mindestens zwölfhundert Dollars werth ist, mache so und so viel Ballen Baumwolle und wohne in der Nähe von Austin." Zur Bestätigung seiner Worte holte er zwei Zeugen herbei, die denn auch erklärten, daß er die Wahrheit gesagt habe und ein ehrenwerther Mann sey. Die Sache wurde dem Landwirth mitgetheilt und auch die junge Dame in Kenntniß gesetzt. Sie spielte eine Zeit lang die Spröde, gab aber dann ihre Einwilligung. Auch die Bedingung des Pflanzers, daß die Ehe bei der Ankunft in Galveston sofort abgeschlossen werde, fand Annahme. Wenige Stunden später waren die beiden Leute Mann und Frau und machten sich ohne Verzug zu der Pflanzung des ersteren auf den Weg.

Ein ungarisches Blatt erzählt, daß man in Szegedin jetzt Damen sieht mit einem schottischen Hut, einer ungarischen „Buda", darunter eine serbische Jacke und unter dieser wieder ein ungarisches Leibchen und hiezu einen französischen Rock. Was ist das nun für ein Anzug? fragt das genannte Blatt — ein kosmopolitischer.

Klage.

O wüßt' ich nichts vom Lieben,
Wie glücklich wollt' ich seyn;
Das Lieben, ach das Lieben
Bringt mir die größte Pein.

O wüßt' ich vom sich Laben
An Lüsten dieser Welt
Auch nicht ein Sterbenswörtchen,
Dann dünkt' ich mir ein Held.

O wüßt' ich nichts vom Loben,
Mein Innres tadelt mich,
Und Gott im Himmel droben,
Der straft und züchtigt mich.

O wüßt' ich nichts vom Leben,
Es bringt mir ja nur Pein;
Wenn mich kein Herze liebet,
Da will ich nicht mehr seyn.

..sch..

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 17. Sonntag, 9. Februar 1862.

Spätes Glück.

(Fortsetzung.)

Daß sein Meister mit dieser Fahrt nichts Anderes bezwecken wollte, als ihn für diesen Tag zu entfernen, sah Fritz nun wohl ein und erkannte zwar dankbar dessen Anhänglichkeit, aber düster blieb es ihm im Kopf und Herzen, als er sich an diesem Abende zur Ruhe begab, die er nicht fand, düster war es in ihm, als er am andern Morgen mit der zustimmenden Antwort des Neugeworbenen, welcher in einigen Tagen nachzukommen versprach, zurückkehrte.

Georg war schon fort, er hatte noch am gestrigen Abend Marien Lebewohl gesagt und war mit dem Frühesten abgereist.

Das Mädchen erschien mit verweinten Augen und dies währte so viele Tage und Wochen, bis dem armen Fritz beinahe das Herz brach und er eines Tages, nach längerer Unterredung mit Marien, deren Onkel beschwor, wenn ihm das Glück und Leben seiner Nichte werth sey, Georg zurückzurufen und ihm dieselbe zur Frau zu geben.

Seinem Flehen gelang es endlich, den Onkel umzustimmen, es wurde an Georg geschrieben, welcher alsobald zurückkam, sich auch auf Mariens Bitten herabließ, Fritz eine Art Entschuldigung für sein eigenes und Dank für dessen edelmüthiges Betragen herzustammeln.

Marie aber wandelte wie auf Wolken, sie sah nur Licht, nur Sonnenschein und mit dem Egoismus der Liebe dachte sie mehr an ihr eigenes Glück, als an fremdes Leid, und war, wenn auch unendlich dankbar gegen Fritz, doch blind für dessen bewölkte Stirne und traurige Stimmung. Singend und heiter arbeitete sie rasch an ihrer Ausstattung, denn sie wollten bald heirathen.

Georg, welcher einige tausend Gulden Vermögen besaß, wollte sich selbständig etabliren, und da er ein geschickter Tischler war, so zweifelte er nicht, es bald zu einem glänzenden Geschäft zu bringen.

Fritz, welchen der Meister nun gar nicht lassen wollte, da er sich, nachdem Marie aus dem Hause geschieden, einsam fühlte, bat, als die Hochzeit heranrückte, um einige Tage Urlaub, die ihm Herr Dorheim, welcher seine Beweggründe errieth, auch willig gab. Als er aber nun wiederkehrte, schien ihm das Haus verwaist und öde und er vermochte nur mit unsäglicher Ueberwindung darin auszuharren. Die freundliche Theilnahme des Meisters, welcher ihn als Sohn behandelte, heilte nach und nach sein wundes Gemüth. Marien bekam er fast gar nicht zu sehen, der Onkel hatte zwar die Hochzeit ausgerüstet und der Tochter seiner Schwester ein kleines Heirathsgut gegeben, dann aber, da Brand ihm offen zuwieder, jeden Verkehr mit den jungen Leuten abgebrochen, und sich auch dann nicht erweichen lassen, als Marie ein Kind geboren und ihn bat, die Kleine über die Taufe zu heben.

Georg war beleidigt und that keinen weiteren Schritt zur Aussöhnung bei dem Onkel seiner Frau, so wie er auch derselben verbot, dessen Haus zu besuchen.

Eines Tages aber mußte sie doch kommen, Fritz hatte zu ihr gesandt, der Onkel ward in der Nacht plötzlich vom Schlage getroffen und gestorben, und als sie Beide weinend an der Leiche standen und Marie den Todten ihres Ungehorsams wegen um Verzeihung bat, da hörte er auch, wie sie, sich über den Entschlafenen beugend, leise flüsterte: Du hattest Recht, Du guter, lieber Mann, der es so herzlich mit mir gemeint, verzeihe mir, da ich nicht glücklich bin.

Ihr abgehärmtes Gesicht und die Wehmuth, welche sich in ihrem ganzen Wesen aussprach, bestätigte ihre Worte.

Nachdem der alte Herr begraben, welchen Fritz gleich einem Vater betrauerte, wurde eine Vormund-

schaft für die minorennen Kinder ernannt, welche Botzfeld ersuchte, das Geschäft in deren Namen fortzuführen, bis der älteste Sohn, welcher schon ziemlich groß war, in dasselbe eintreten könne.

Fritz, der dies als einen Akt der Pietät ansah, blieb; eine alte Verwandte, welche schon nach Mariens Entfernung in's Haus gekommen, führte die Wirthschaft fort und erzog die Kinder.

Alles ging bald wieder seinen früheren Gang, nur Fritz vermißte schmerzlich den freundlichen Meister, welcher ihn stets liebevoll behandelt hatte, und suchte durch treue Sorgfalt an den Kindern diese Liebe zu vergelten.

Marien sah er nur selten, sie war dann stets traurig und ernst, von den Leuten hörte er, daß sie auch Ursache dazu habe, ihr Mann sey leichtsinnig geworden, wozu er immer Anlage gehabt, und ihr wie sein Vermögen wäre durchgebracht; Marie nähe für die Leute und aus Rücksicht für die brave Frau habe der Mann noch hin und wieder Bestellungen.

Eines Tages, als Fritz irgend eines Geschäftes wegen frühzeitig ausging, sah er Marien hastig in ein Haus treten, in welchem, wie er wußte, ein Lotteriekollekteur wohnte, rasch ging er ihr nach und trat ungesehen von ihr in die Stube und hörte nun, wie Marie flehentlich bat, ihr die fünf Thaler, welche sie für ein Viertelsloos ausgelegt hatte, wiederzugeben und das Loos an Jemand Anders zu verkaufen.

Der Kollekteur stellte ihr vor, daß dies nicht anginge und wies sie zuletzt, als sie ihn stets auf's Neue bat, mit ziemlich barschen Worten zurecht.

Das arme Weib ging kummervoll zur Thüre hinaus, da faßte Fritz ihre Hand; „Marie, ist es so weit mit Ihnen gekommen?“ frug er heftig, sie aber brach im Uebermaß ihres Schmerzes in lautes Weinen aus und ihr Freund hatte Mühe, sie so weit zu beruhigen, um die traurige Erzählung von ihr vernehmen zu können. Ihr Mann, der, wie schon erzählt, in seinen Geschäften schon heruntergekommen war, hatte fünf Thaler Vorschuß von einem Frauenverein erhalten, um Holz ankaufen zu können. Ohne seiner Frau, die gerade nicht gegenwärtig war, etwas davon zu sagen, hatte er das Geld in die Kommode gethan; Marie, welche es fand und glaubte, dies sey der Ertrag irgend einer Arbeit, that es in die fast leere Kasse, gerade als eine Nachbarin mit einem Viertelsloos der Klassenlotterie eintrat und ihr zuredete, ja dasselbe zu nehmen, da in vierzehn Tagen Ziehung sey und sie gewiß Glück haben werde.

Zuerst wies die junge Frau den Antrag entschieden zurück, nach und nach wurde sie auf das eindringliche Zureden der Nachbarin nachgiebiger, denn sonderbarerweise hatte ihr, der etwas Abergläubischen, welche bald wieder ein Kind zu hoffen hatte, (das Erste war gleich nach der Geburt gestorben), die vorhergehende Nacht geträumt, sie habe ein Kind geboren und mit demselben sey auch großer Reichthum in ihr Haus gekommen, im Traume sah sie das Kind in reicher Kleidung auf prächtigen Decken liegen und mit goldenen Spielsachen spielen. Ihre aufgeregte Phantasie ließ sie einige Minuten lang diesen Traum und das zufällige Anerbieten der Nachbarin als einen Wink des Geschicks ansehen, und beinahe willenlos gab sie die Thalerscheine hin und nahm das Loos in Empfang, doch als sie wieder allein bei ihrer Arbeit saß, kam die Reue, diese wurde zur Verzweiflung, als ihr Mann nach Hause kam, das Geld suchte, und sie nun erfuhr, zu welchem Zweck er es erhalten hatte. Ihre einzige Hoffnung beruhte auf der Nachbarin, doch diese hatte selbst kein Geld und konnte das Loos nicht zurücknehmen, sie lief damit zum Kollekteur, welcher es auch verweigerte und da war es, wo Fritz sie traf und das eben Erzählte von ihr vernahm. Als sie geendet, reichte er ihr fünf Thaler aus seiner Brieftasche und bat sie dringend, dieselben von ihm anzunehmen.

Marie that es nur unter der Bedingung, daß er das Loos dagegen nähme, am Ende mußte er sich dazu entschließen, aber er verließ Marien erst, nachdem die junge Frau ihm versprochen hatte, sich in allen vorkommenden Fällen, wo sie Hilfe bedürfe, an ihn zu wenden.

Auf dem Heimwege überlegte die junge Frau, wie wenig rathsam es sey, ihrem Manne zu erzählen, daß Fritz es gewesen, der ihr geholfen habe, sie nahm also zu einer Lüge ihre Zuflucht und gab Brand das Geld als Ertrag einer Arbeit, welche sie eben abgeliefert.

Ihr Mann, beruhigt, das Anvertraute wieder zu haben und Holz für die bestellte Schreinerarbeit kaufen zu können, fragte nicht weiter, sondern ging an sein Geschäft.

Wenige Tage darauf genas Marie eines gesunden Mädchens und lag noch, es war der sechste Tag nach der Kleinen Geburt, zu Bette, als ihr Mann jubelnd hereinstürzte, er wäre soeben der Nachbarin begegnet, welche ihm schon von Weitem freudig entgegengewinkt und ihm nun zurief, sein Loos habe hunderttausend Gulden gewonnen. Der freudetrunkene Mann sah nicht, daß Marie in Ohnmacht lag, er sprang und tanzte im Zimmer umher und war in einem solchen Delirium von Glück, daß ihm erst nach einiger Zeit beifiel, wie stumm seine Frau in ihrer Freude sey. Als er an das Bett trat, lag sie weiß und starr, einer Todten gleich; erschrocken

wandte er alle Hilfsmittel an, sie in's Leben zurück zu bringen, doch als es ihm gelungen und die Arme die Augen aufschlug, war es nur, um in verzweifelte Klagen auszubrechen.

Mein Kind, mein armes Kind! jammerte sie, ja es hat mir Gold gebracht, gerade wie ich es geträumt, aber ich stieß sein Glück von mir, ich war eine schlechte Mutter, und nun erzählte sie mit bebenden Lippen ihrem Manne den ganzen Verlauf der Begebenheit. Ihre immer heißer werdenden Hände, mit welchen sie die seinigen umklammert hielt, ihre Augen, welche immer fieberhafter und glänzender leuchteten, hätten ihrem Manne, wenn er noch zurechnungsfähig gewesen wäre, zeigen müssen, wie dringend nöthig hier ärztliche Hilfe sey. Aber der jähe Sturz von der höchsten Freude zur tiefsten Verzweiflung, hatten die Gehirnnerven des ohnehin schon angegriffenen Mannes in ihren tiefsten Fasern erschüttert, und als Marie ihren Bericht geendet, sah sie mit Entsetzen an den erloschenen Blicken, an dem nichtssagenden unheimlichen Lächeln ihres Gatten, wie zermalmend dieser Schlag für seinen armen Kopf gewesen war. Er wurde nicht einmal aus seinem Zustande gerissen, als Fritz eintrat und mit vor Bewegung zitternder Stimme sagte: „Hier ist Euer Loos, Ihr habt das Geld gewonnen, nicht einen Kreuzer könnte ich mit gutem Gewissen davon behalten!"

Da endlich machte sich das Gefühl der in starrem Entsetzen gefesselten Frau Luft, sie brach bei den sanften ehrlichen Worten des Freundes in Thränen aus und deutete auf ihren Mann, welcher mit stupidem Lächeln den gütigen Feind anstarrte und stets das Wort „hunderttausend" vor sich hinmurmelte. Zu welchem Zwecke nun die traurigen Scenen wiedergeben, die jetzt erfolgten und welche meine liebliche Erzählerin mir unter strömenden Thränen mittheilte?

(Fortsetzung folgt.)

Der Liebesbrief.

(Fortsetzung.)

Adalbert ging in sein Haus und schloß sich in sein Arbeitszimmer ein. Kurz darauf vernahm er Malvinen's leichten Schritt. Sie klopfte an seine Thüre und fragte mit sanfter Stimme:

„Bist Du schon wieder zu Hause, Adalbert?"

„Es sind heute keine Sitzungen, ich will allein seyn, ich habe Geschäfte."

Sie entfernte sich mit raschen Schritten. Adalbert suchte in seiner Garderobe den ältesten Rock hervor und ein Paar Kanonenstiefel. Er entstellte sich durch Bart und Perrücke, die er einst bei einem Maskenscherz getragen hatte, setzte seinen alten Studentenhut auf und fühlte die alte Studentenrauflust in sich erwachen.

„Ich habe mir als Student nichts gefallen lassen," dachte er, „obgleich ich kein Schläger war, und auch jetzt will ich den bösen Zauberer wohl fassen."

Mit solchem Vorsatze wanderte er den langen Weg vom Dammthore bis zum Wilhelmsplatz, wo im „Kaiser von Rußland" der Professor Faust logirte, und ließ sich bei ihm melden.

Er empfing ihn in einem türkischen Schlafrock und einem Fez auf dem schwarzen Haar und fragte nach seinem Begehr.

Adalbert reichte ihm den Brief hin und warf sich auf einen Stuhl, fest den Professor ins Auge fassend, der ihm in seiner grünen Brille wieder wie ein Zauberer vorkam. Er öffnete den Brief schnell und las ihn. Seine Züge verklärten sich.

„Wie schön, wie herrlich," rief er aus. „Ja, die himmliche Frau ist zur Dichterin geboren."

„Wie meinen Sie das, mein Herr," fragte Adalbert trotzig.

„Warum fragen Sie, Herr Student," erwiederte der Professor eben so trotzig. „Stehen Sie ihr nah?"

„Ich bin der Bruder Ihres Mannes."

„So, ja Sie sehen ihm auch recht ähnlich, aber Sie können es doch unmöglich übel nehmen, wenn ich Ihre Schwägerin eine himmliche Frau nenne?"

„Das käme darauf an."

„Wie so denn, mein Herr? Ach, das kommt von Ihrem Bruder, der es auch nicht versteht, die Geistesrichtung seiner himmlischen Frau zu würdigen. Steht es so, dann glauben Sie ja nicht, daß ich die Geistestyrannei des Mannes begünstigen werde."

„Ich aber, Herr Professor, oder was Sie seyn mögen, ich werde Rechenschaft von Ihnen fordern, daß Sie eine Frau von ihrer Pflicht geführt, gleichviel durch welche Mittel."

„Ich begreife Ihre Reden nicht, mein Herr. Sie haben wohl zu stark gefrühstückt, und die Duelllust ist in Ihnen erwacht. Glauben Sie aber nicht, daß Sie in mir Ihren Mann finden. Ich habe selbst Vorlesungen über die Barbarei des Duells gehalten, und werde mich von einem jungen oder alten Studenten wahrlich nicht dazu verleiten lassen, auch muß ich in einigen Stunden mit der Eisenbahn fort und habe keine Zeit mehr, mich mit Ihnen zu unterhalten. Empfehlen Sie mich Ihrer Schwägerin, sagen Sie ihr, daß ihre Sendung mich entzückt habe, reden Sie mit ihr, so wird sich alles aufklären; somit Gott befohlen."

Damit stand der Professor auf, ging in sein Schlafzimmer und schloß sich ein. Adalbert mußte sich entfernen.

„Der Zauberer entgeht mir doch nicht," dachte er, „mag er auch mit der Eisenbahn fortreisen, ich reise ihm nach; er soll mir Rede stehen; er soll sich mit mir schlagen."

Er ging fort und bemerkte nun endlich, daß ihn die Leute ansahen und lachten.

„Der Student muß fort," dachte er, und eilte raschen Schrittes nach Hause. Unterwegs kamen ihm seltsame Gedanken. Der Professor sah doch gar nicht aus wie ein Herzenerob erer. Er schien nicht mehr jung zu seyn; durch seine schwarzen Locken drängte sich weißes Haar, und er hatte trotz seiner Barschheit so etwas Selbstbewußtes, Väterliches

(Schluß folgt.)

Augenmalerei,

ein Londoner Industriezweig.

In dem Lande, in dem Boxen und Fechten (**boxing and fighting**) fast zur Leidenschaft geworden ist, gibt es natürlich nicht selten „ein blaues Aug". Aber bei aller Anerkennung für die anglo-sächsischen blonden Haare und deren gewöhnliche Begleiter, die blauen Augen, und trotz aller Liebe fürs Boxen, haben es die Familienväter und Prinzipale nicht gern, wenn ihre Söhne und Clerks mit blau angelaufenen Augen nach Hause kommen — sie müssen also vertuscht werden, und das geschieht buchstäblich.

Es haben sich nämlich sogenannte Augenmaler in London etablirt; ihr Geschäft florirt besonders am frühen Morgen, denn um diese Zeit sprechen Alle, die sich Tags vorher geboxt haben, bei ihnen vor und lassen sich malen. Nicht auf Leinwand, sondern auf der eigenen, blau, grün oder gelb angelaufenen Haut. Die hierbei thätigen Künstler sollen eine wunderbare Geschicklichkeit besitzen und die Spuren des Boxens so geschmackvoll vertilgen, daß die Angemalten wirklich verschönert aus ihren Händen hervorgehen und nur mit Widerstreben die Pinselstriche des Augenmalers fortwaschen, wenn sie von den Folgen des Boxens ganz geheilt sind.

So sonderbar es klingen mag — es erinnert uns Obiges an einen kleinen Vorfall im Windsorschlosse; es handelte sich daselbst auch um ein „blaues Auge".

Königin Viktoria ladet den jungen Prinzen, ihren Söhnen, zuweilen Spielkameraden aus dem nahen Eaton ein. Man möchte meinen, daß die jungen Lords, denen diese Einladung zu Theil wird, sie mit großem Vergnügen empfangen. Dem ist aber nicht so. Die bekannte Blödigkeit der Engländer ist namentlich im Knaben- und Jünglingsalter sehr groß, und diese Eigenthümlichkeit macht, daß die Eatoner Schuljugend die Einladung in der Regel mit sehr gemischten Empfindungen in Empfang nimmt und auch in Windsor in den ersten Stunden nicht über die Verlegenheit fortkommt. Nach und nach hilft das glückliche Knabenalter die Blödigkeit überwinden und dann genießen sie den Festtag mit ganzem Herzen, springen und klettern, spielen Kriket, fechten und boxen, und ist der Tag zu Ende, so lebt er um so glänzender in ihrer Erinnerung fort.

Nach einem solchen fröhlich verlebten Tage kam der Prinz von Wales, damals ein Knabe von elf Jahren, mit einem sichtlich beim Spielen erhaltenen blauen Auge zu seiner Mutter. Die Königin, bekanntlich eine sehr aufmerksame Mutter, glaubte an der Stimmung ihres Sohnes zu bemerken, daß das blaue Auge nicht die einfache Folge einer Fechtübung sey, und fragte deßhalb nach der Ursache. Keine Antwort, und auf wiederholtes, ernstliches Fragen erklärte der Prinz, er wolle kein Angeber seyn. „Wohl, so müssen wir der Sache auf anderem Wege auf den Grund kommen," sagte die Königin und veranlaßte, daß an dem nächsten freien Nachmittage dieselben Knaben nach dem Schlosse eingeladen werden sollten. Dies geschah, und als die jugendlichen Herren beisammen waren, trat sie unerwartet unter sie und fragte:

„Wie ist der Prinz von Wales zu dem blauen Auge gekommen?"

Allgemeines Schweigen; der Thäter war starr vor Schrecken und die Anderen wollten auch nicht „Angeber" seyn.

Plötzlich ermannte sich der Schuldige, trat muthig hervor und sagte laut: „**He was so cheeky and I gave him a licking.**"

Dieses Schuljargon heißt ungefähr so: „Er that sich so groß und da gab ich ihm Eins" (oder vielleicht besser: wichste ihn durch).

Königin Viktoria lachte herzlich und sagte: „Das war recht; ich hoffe, daß, sollte er sich wieder so groß thun — Du ihm wieder Eins geben wirst."

Räthsel.

Willst du den im flachen Lande ziehen,
Mußt du das zu thun, dich ernst bemühen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 18. Dienstag, 11. Februar 1862.

Spätes Glück.

(Fortsetzung.)

Fritz sah bald, wie Alles stand. Rasch sandte er nach dem besten Arzte der Stadt; als dieser kam, fand er den Mann noch in demselben Zustande geistiger Erschlaffung und Betäubung und ordnete dessen schnelle Wegbringung in das Krankenhaus an, die Frau aber befand sich in so heftigem Kindbetterinnenfieber, daß der erfahrene Praktikus den Kopf schüttelte, eine Wärterin beorderte, und zugleich auch eine Amme für das Kind holen ließ, dessen Mutter nun unfähig war, es zu nähren. Das kleine Wesen, an dessen Daseyn man erst dachte, als es aufgewacht und vom Hunger gequält, heftig geschrieen hatte, lag indessen, all' des namenlosen Jammers unbewußt, in seiner Wiege, auf deren Decke ein weißes Papier gefaltet lag, das Loos, welches Fritz in dem Schrecken der letzten Stunden ganz vergessen hatte.

Er steckte es zu sich und indem er seine Hand auf das Köpfchen der Kleinen legte, schwor er bei sich einen heiligen Eid, daß das arme Wesen nicht schutzlos bleiben solle und er sich nur als den Verwalter ihres Eigenthums betrachte.

Nach drei Tagen stand er am Grabe der geliebten Frau, welche gleichsam vom Blitzstrahl des Glückes zu Tode getroffen war. Sie kam nicht mehr zur Besinnung und erkannte auch Fritz, welcher keine Stunde von ihr gewichen war, nicht mehr, aber nach ihrem Kinde rief sie unaufhörlich und bat so flehentlich, dasselbe nicht zu berauben, sondern dem armen Würmchen sein Geld zu lassen, daß es der Umgebung das Herz zerriß.

Nachdem das arme Weib begraben, dachte Fritz erst daran, seinen Gewinn einzuziehen, das Kind nahm er nebst der Amme zu sich, während das Gericht die Wohnung der Gestorbenen versiegelte, um ihrem Gatten dessen Habseligkeiten zu bewahren, falls er wieder genese. Doch auch diese Hoffnung war umsonst.

Als Fritz mit den Aerzten über die Uebersiedelung des Kranken in die Irrenanstalt des Landes sprach, sagten diese, daß dazu das Leben kaum ausreichen würde, der arme Georg nähere sich mit raschen Schritten seiner Auflösung. Der Schlag, welcher seine Seele durch die unheilvolle Nachricht getroffen, hatte auch seinen Körper zerstört.

Das Einzige, was für ihn geschehen konnte, wurde gethan, er bekam zwei schöne, freie Zimmer in dem Krankenhause und einen eigenen Wärter, welcher den armen Blödsinnigen sanft und gut behandelte.

Da Fritz es sich zur Aufgabe gestellt hatte, ihn täglich zu besuchen, so konnte er auch die Pflege des Kranken überwachen, was indessen in der vortrefflichen Anstalt kaum nöthig war.

Vier Monate nach Mariens Tode ward auch Georg zu Grabe getragen, und Fritz hatte nun ein vom Gericht ihm zugesprochenes unbestrittenes Recht auf das kleine Wesen, zu dessen Vater und Vormund er sich verpflichtet fühlte.

Bald darauf verließ er die Stadt und um seinen inneren Drang nach Wissen und Unterricht zu befriedigen, zog er in eine Universitätsstadt, um dort zu seiner Ausbildung Kollegien zu hören; das Kind und eine Verwandte, welche er zu dessen Pflege zu sich genommen, begleiteten ihn. Dort hörte er Alles, was seinem wißbegierigen Sinn zusagte und traf endlich die Wahl, die Naturwissenschaften zu seinem besonderen Studium zu machen.

Wir übergehen die nächsten vierzehn Jahre, wo Fritz mit seiner kleinen Familie meist in größeren Städten, nur den Studien und der Erziehung der Kleinen lebte.

Da starb plötzlich die Verwandte, welche er bei sich hatte, und eigene Ueberlegung sowohl, als der Rath einer erfahrenen Dame, bei welcher er Wohnung genommen, bewogen ihn, sich von seinem Kinde

zu trennen und dasselbe einem bekannten und mit Recht berühmten Institute anzuvertrauen. Er selbst schloß sich einer Gesellschaft Naturforscher an, welche eine Weltfahrt unternommen hatten, nachdem er vorher beim Gerichte sein Vermögen deponirt und seine letzten Verfügungen getroffen hatte.

Zum Glück waren dieselben nicht nöthig und als er nach zwei Jahren gesund an Leib und Seele zurückkehrte, fand er sein Töchterchen, welches er fast noch als Kind verlassen hatte, zur Jungfrau gereift und dem geliebten Pflegevater mit allen Kräften ihrer Seele zugethan.

Gerade so weit war meine liebenswürdige Erzählerin gekommen, als rasche Tritte sich näherten und der Hausherr etwas erhitzt von dem weiten Gange in den heißen Nachmittagsstunden auf die Veranda trat.

Seine Frau flog ihm gleichsam entgegen, sie hatte in den letzten Stunden, indem sie sein vergangenes Leben vor meinen Blicken entrollte, wieder auf's Neue die Ueberzeugung von ihres Gatten vortrefflichen Eigenschaften erhalten. Ihre feuchten Augen und die Bewegung, mit welcher ich ihm die Hand reichte, zeigten ihm, wovon wir gesprochen; er schüttelte lächelnd den Kopf. Die seltene Harmonie seiner ausdrucksvollen Züge, in welchen sich hohe Intelligenz mit der reinsten Gutmüthigkeit verbanden, fiel mir in diesem Moment wunderbar auf.

Nun, es mag schön über mich hergegangen seyn, sagte er scherzend zu uns Beiden, als wir ihm die Hände drückten. Etwas zu frühe sind Sie jedenfalls gekommen, mein lieber Freund, sagte ich, Ihre Frau ist mit ihrer Erzählung nicht zu Ende, ich aber muß Alles wissen.

Ich war gerade daran zu erzählen, wie Du von Deiner Reise zurückkehrtest, flüsterte die junge Frau, sich erröthend an ihn schmiegend.

Nun da müßte ich ja ohnedies fortfahren, entgegnete ihr Gatte schalkhaft, Du würdest doch nie getreulich schildern, wie ich Dich gefunden und wie ich vom ernsten Pflegevater in den glühendsten Liebhaber verwandelt wurde. Doch heute, meinte er ernsthaft, ist nun gerade genug erzählt, den Rest werde ich Morgen zu Ende bringen. Die Abendbeleuchtung muß heute vom Moosberge aus sehr schön werden, ich beeilte meine Geschäfte, um diesen Spaziergang noch mitmachen zu können, wenn anders Herr von Frohberg einwilligt und nicht zu müde ist.

Fröhlich stimmte ich zu, und wir genossen noch einen jener wunderbar schönen Abende, wo der tiefblaue Himmel, das röthliche Gelb der untergehenden Sonne und der violette Duft der Berge uns an eine italienische Landschaft erinnern.

Am andern Morgen, nachdem ich als redlicher Kurgast meiner Pflicht genügt, gebadet und getrunken hatte und mich gerade auf den Heimweg begeben wollte, begegnete ich im Walde meinem Gastfreund, welcher mir entgegen gegangen war und nun, während wir langsam vorwärtsschritten, den Rest der Begebenheiten erzählte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Liebesbrief.

(Schluß.)

Während dieser Betrachtung war Adalbert in seiner Wohnung angekommen und ganz davon erfüllt, vergaß er seine Arbeitsstube abzuschließen. Plötzlich ging die Thüre auf, und Malvine stürzte mit rothgeweinten Augen herein und warf sich in die Arme ihres Mannes.

„Adalbert, mein lieber, bester Adalbert!“ rief sie heftig. „Was hast Du, was ist Dir? Hast Du Kummer und verbirgst ihn mir? Wie siehst Du denn aus! Im Studentenrock, mein lieber, besonnener Mann! Was soll diese Maskerade? Wäre es möglich, daß Du auf verbotenen Wegen wandeln könntest? O, wirf den schwarzen Bart weg; ich kann Dir ja keinen Kuß geben. Sage mir alles, was Dich drückt. Du darfst ja kein Geheimniß vor mir haben. Früh bist Du ausgegangen, nach Hause gekommen, ohne mich zu grüßen, — wieder fortgegangen im Studentenrock. Was bedeutet das, was hast Du vor?“

„Hast Du kein Geheimniß vor mir?“ fragte er ernst.

Sie erröthete. „Vielleicht nur einige unschuldige,“ meinte sie.

Er hielt sich nicht länger und fuhr heraus:

„Wie stehst Du mit dem Professor Faust, dem Zauberer, dem Dämon?“

„Adalbert!“ sagte sie erbleichend. Im nächsten Augenblicke aber begann sie laut aufzulachen und rief:

„Ach, Du hast meinen Brief an den Professor gefunden und erbrochen?“

Adalbert nickte stumm und erröthete, als habe er großes Unrecht begangen.

„Ich sah es dem Couvert an, als ich den Brief diesen Morgen fortschickte,“ begann Malvine wieder, „doch glaubte ich zu irren. — Der Professor Faust war schon lange mein väterlicher Freund. Ich wurde zur Erzieherin gebildet und er unterrichtete mich in der Literatur. Gestern Abend traf ich ihn unverhofft auf dem Casinoballe, und seine Unterhaltung galt mir viel mehr als Tanz und Spiel und alles, was ich dort hätte finden können. Wir sprachen

über die deutsche Poesie, daß sie jetzt so kindisch werde, nur mit Blumen und Bändern und Lämmern tändle; es wäre gut, wenn wir wieder die ältern englischen Dichter übersetzten, um kräftige Gedanken zu wecken. Ich gab ihm recht, und wir kamen auf Lord Byrons „Korsar". Das Lied Medorens, meinte ich, sey der glühendste Ausdruck einer unglücklichen Leidenschaft. Ich habe oft versucht, es zu übersetzen. Er war erfreut darüber und bat mich um die Uebersetzung. Ich schrieb sie in dieser Nacht nieder und Du erbrachst unglücklicherweise den Brief. Was weiter daraus wurde, weiß ich nicht."

„O, Malvine, vergib. Ich liebe Dich so unaussprechlich, daß ich zum Narren geworden bin. Niemals wieder werde ich an Dir zweifeln."

Und er erzählte ihr alles, mit dem Nachsatze: „Ich war ein Narr, aber" —

„Was soll das Aber, mein Lieber?"

„Es hätte doch alles nicht so kommen können, beste Malvine, wenn Du diese Poesie nicht so sehr liebtest."

„O, bester Adalbert, auch nicht, wenn Du sie mehr liebtest. Eine geistig gebildete Frau ist weit weniger den Verirrungen des Herzens ausgesetzt, als eine Halbgebildete. Auch Du, Adalbert, würdest Dich zu Hause bei einer Frau, die nur kochen und stricken könnte, langweilen und in Gesellschaft Dich ihrer schämen."

„Das glaube ich selbst; ich bin stolz darauf, eine schöne geistreiche Frau zu haben, aber es bedrückt mich sehr, daß Du mir so überlegen bist, und ich denke, Du kannst mich nicht lieben. Daher kommen meine Grillen."

„Bester Adalbert, wenn ich nicht Dein Herz erkannt hätte und Deine Liebe, so hätte ich nie Deine Hand angenommen. Meine Mutter glaubte nicht, daß ich mich verheirathen würde. Ich wurde zur Erzieherin gebildet, war schon 26 Jahre alt und dachte nicht daran, mich zu verheirathen. Da kamst Du in unser Haus, und ich erkannte Dich bald als edelmüthig. Meine Mutter sagte, er ist wohlhabend und sparsam, er wird Dich auf den Händen tragen, Dich als den Stern seines Lebens betrachten. Adalbert, das thust Du, und ich sollte Dich nicht lieben? Ich möchte Dich aber auch glücklich machen, indem ich Deine Seele auf das Erhabene, das Ideale richte."

Indem trat Johann herein und sagte:

„Herr Assessor, in Tscheschenow ist nichts zu haben. Im neuen Wirthshause haben sie mich ausgelacht, weil ich im Winter ein Mittagessen haben wollte, da sie selbst im Sommer keines geben könnten, und daß ich in solchen Winterstürmen da hinaus kam."

„Schon gut, Johann," unterbrach ihn Malvine, — „decke im Eßzimmer. — Du wirst, lieber Mann, nur ein Gericht finden, denn ich bin sparsam, wenn Du nicht zu Hause speisest."

„Schön, Geliebte, und dann fahren wir nach Berlin. Es wird Othello von Shakespeare gegeben. Da will ich mir noch einmal einprägen, welch ein böser Dämon die Eifersucht ist."

Mannigfaltiges.

In London besteht seit einiger Zeit ein Stickverein von Damen, um die Kirchen Englands in ähnlicher Weise mit passenden (kunst- und stylgerechten) Stickereien zu versehen, wie dies in manchen katholischen Diöcesen Deutschlands schon seit längerer Zeit geschieht. Dieser Verein, der sein Vorbild in Deutschland genommen, beschäftigt sich gegenwärtig mit einer großartigen Arbeit, welche die nächstjährige Londoner Ausstellung zieren soll. Es wird nämlich an einem großen Teppiche gearbeitet, der ein Gegenstück zu den nach den Ramboux'schen Cartons für den Kölner Dom angefertigten Wandteppichen werden soll.

In Highwick in der Grafschaft Devonshire ist in diesen Tagen ein 66jähriger Mann mit einer 62jährigen Frau getraut worden; beide waren früher schon dreimal verheirathet; der Brautführer war 102, die Brautführerin 83 Jahre alt; auch sie waren früher schon zweimal verehelicht gewesen. Alle vier zusammen sind 313 Jahre alt und leben im selben Hause. Der Brautführer hatte im 91. Lebensjahre zum zweiten Male geheirathet.

In Boston hat ein Herr Felt eine neue Setzmaschine erfunden, die in verschiedenen Typen zwei Exemplare und zwar 15,000 Lettern in der Stunde setzt. Auch ordnet die Maschine die Lettern nach beendigtem Druck wieder und hat noch sonstige sinnreiche Vorrichtungen, um die zweite Auflage eines Werkes ganz auf dieselbe Weise wie die erste herzustellen. Die Maschine wird auf der Londoner Ausstellung in Thätigkeit gesetzt werden.

In **Leipzig** bekam ein Mitglied einer bisher geschlossenen Zunft, ein arger Widersacher der **Gewerbefreiheit**, in der ersten Stunde des neuen Jahres einen eigenthümlichen Neujahrsgruß. Er wurde nämlich mittelst seiner Nachtklingel aus tiefem Schlafe geweckt und als er aus dem geöffneten Fenster auf die Straße sah, von einer Anzahl ihm unbekannter Leute durch den Ruf: „Es lebe die Gewerbefreiheit" und mit der von zwei Violinisten auf nicht Cremoneser Geigen gekratzten Melodie „Nun danket Alle Gott" begrüßt.

Im Wirthshause eines Ortes bei Pilsen erschien kürzlich der Tod auf dem Tanzboden. In der Gaststube war Tanzmusik; da trat um Mitternacht unter die Tanzenden eine Gestalt in einem Männermantel und mit einem Weibertuche auf dem Kopfe. Die Gestalt begann sofort zu tanzen und tanzte unaufhörlich. Endlich blieb sie stehen und warf den Mantel ab. Es erhebt sich ein Geschrei: „Der Tod, der Tod!" Die Musikanten öffnen das Fenster und springen hinaus, die Gäste drängen sich zur Thüre; nur ein altes Weib bleibt zurück und beginnt den Tod zu beschwören. Die Gestalt steht unbeweglich. Das Weib reißt beherzt der vor ihr stehenden, nackten Gestalt das Tuch vom Kopfe und jetzt erst erkennt man in ihr — die irrsinnige Tochter eines Ortsinsassen.

Ein keckes Attentat wurde auf der Straffordshire-Eisenbahn begangen. Ein Beamter fand auf dem Damme ein unbekanntes Individuum wie leblos liegend, informirte die Polizei und rief einen Arzt. Als der Unbekannte zur Besinnung kam, erzählte er, daß er Brinley heiße, zu Tipton wohne und in einer Gießerei zu Darlaston arbeite. Er wollte nach Wallsall reisen und stieg in die zweite Wagenklasse ein, wo schon drei elegant gekleidete Herren saßen. Sobald der Zug sich in Bewegung setzte, war einer davon über ihn hergefallen und hatte ihn ausgeplündert. Sie nahmen ihm 9 Schillinge weg und warfen ihn dann durch die Thüre hinaus. Glücklicherweise erhielt er keinerlei Verletzungen, trotzdem er die Besinnung verloren hatte, bis ihn der Beamte noch rechtzeitig auffand.

(Eine seltsame Testamentsklausel.) Ein Berliner Rentier hat in eigenthümlicher Weise sich ein Denkmal für ewige Zeiten setzen wollen. Derselbe hat nämlich in seinem Testamente die Bestimmung getroffen, daß ein bedeutender Theil seines großen Vermögens für ewige Zeiten zinsbar untergebracht werden soll, um aus den Revenuen desselben ein Stipendium für zwei Jünger der Wissenschaft zu begründen. Dieselben müssen nach den testamentarischen Bestimmungen des Verstorbenen unbedingt der juristischen, resp. der theologischen Fakultät angehören, sich sittlich geführt haben und — eine angenehme äußere Erscheinung gewähren. Mit dieser letztern Bedingung wird dann die Vorschrift verbunden, daß die Stipendiaten bei Gelegenheit einer jeden akademischen Festlichkeit einen besondern Festanzug anlegen sollen, der ihnen alljährlich aus den Zinsen des Stiftungskapitals angeschafft werden soll. Dieser Anzug besteht aus kurzen Beinkleidern, Strümpfen, Schuhen und Knieschnallen, aus kurzem Waffenrock und Barret mit einer Straußfeder. Die Farbe des Waffenrocks und der Beinkleider soll für den Juristen r o t h, für den Theologen s c h w a r z seyn, übrigens aber beide Einkleidungen von den feinsten Stoffen gefertigt werden. Den Testamentsexekutoren, welche über die Verleihung des Stipendiums zu entscheiden haben, ist es letztwillig zur besonderen Pflicht gemacht worden, gerade auf die Befolgung der vorerwähnten Kleiderordnung mit Strenge zu halten.

Frau Kanapelle: Guten Morgen, Herr Apotheker. Apotheker: Guten Morgen, Frau Kanapelle, was bringen Sie Gutes? Frau Kanapelle: Hier bringe ich die Blutegel wieder; die kann ich nicht gebrauchen, denn sie haben bei mir gar nicht anbeißen wollen! Apotheker: Das kann ich ihnen gar nicht übel nehmen, Frauchen; ich hätte es auch nicht gethan!

G e m e i n n ü t z i g e s.

Der durchschnittliche Verbrauch von Kaffee beträgt in Europa jährlich 225 Millionen Pfund, wovon auf Deutschland über 45 Millionen kommen. Bei der ungeheuren Verbreitung, dessen sich hiernach das daraus abgeleitete Getränk erfreut, erscheint es befremdend, im Allgemeinen die Thatsache so wenig berücksichtigt zu sehen, daß durch den Aufguß mit heißem Wasser eben nur die in Wasser löslichen Bestandtheile des Kaffee's gewonnen werden können. Eine sehr schwache Auflösung von Soda in Wasser zieht hingegen auch den stickstoffhaltigen und deßhalb nahrungsreichen Kleber der Bohne aus. Hierin liegt der Grund, warum die Holländer ihren Kaffee aus Mineralwasser bereiten. Eine Messerspitze voll Soda dem Aufgußwasser zugesetzt, erfüllt denselben Zweck, und man erhält dadurch ein viel gehaltvolleres Getränke.

(Gegen Rheumatismus.) Wer an Rheumatismus (Fluß) leidet, dem rathen wir, beim Schlafengehen sich stets auf die Seite zu legen, auf der er von rheumatischen Schmerzen geplagt wird, und in dieser Lage möglichst die ganze Nacht über zu verbleiben, natürlich gehörig zugedeckt. Wer dieses einfache und gewiß billige Mittel unausgesetzt befolgt, dem können wir aus eigener Erfahrung versichern, daß er bald von diesem so schmerzlichen Uebel befreit seyn wird und nicht nöthig hat, weder Goldbergische Ketten zu tragen, noch Kostgänger in der lateinischen Küche (Apotheke) zu seyn.

Auflösung des Räthsels in No 17:
D e r G r a b e n — d a s G r a b e n.

Redaktion, Druck und Verlag von A. K r a n z b ü h l e r in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 19. Freitag, 14. Februar 1862.

Spätes Glück.

(Fortsetzung.)

Als ich mein Pflegetöchterchen aus dem Institut abholte, begann er seinen Bericht, ergriff mich bei ihrem Anblick die große Aehnlichkeit mit ihrer Mutter auf's Erschütterndste. Einen Moment konnte ich träumen, die letzten sechzehn Jahre nicht durchlebt zu haben und ich wäre wieder der schüchterne junge Mensch von damals, sie die freundliche Jungfrau mit dem lebensvollen Blicke; nur die kleine Stirnfalte, welche meine Marie oft so allerliebst runzelt, erinnerte an den Vater und dessen cholerisches Temperament.

Das junge Mädchen, mit dem vollen Vertrauen ihrer Kinderjahre, warf sich in meine Arme und war selig über meine Wiederkehr, während ich noch nach passenden Worten rang und der Name „Tochter" nicht über meine Lippen wollte. Endlich hatte ich mich so weit gefaßt, um meine Bewegung verbergen zu können.

Marie nahm Abschied von den Lehrerinnen und Freundinnen und folgte mir mit so heiterem Blicke und süßer Fröhlichkeit, daß auch ich unwillkürlich meine pedantische Hofmeistersmiene ablegte, mit dem lieben Kinde wieder jung wurde und die Reise auf die heiterste Art zurücklegte.

Zu Hause angekommen, wo uns eine ältere Dame, welche meinem Haushalt vorstand, erwartete, mußte ich freilich zu Mariens großem Erstaunen die abgelegte Würde wieder vornehmen und ging ernsthaft mit mir zu Rathe, wie ich in der Folge mein Benehmen gegen mein Pflegekind einzurichten habe.

Bis jetzt hatte ich noch keinen Moment an die Konflikte gedacht, welche das Zusammenleben mit einem so jungen Wesen mir, dem Vierzigjährigen, bringen könne, nun aber wurde plötzlich der Schleier vor meinen Augen weggezogen, ich fühlte, daß ich noch nicht so alt sey, als ein früh trauriges Leben und abstrakte Studien mich glauben gemacht hätten.

Mit dem jungen Geschöpfe zog ein frischer, lebensvoller Geist in mein Haus, war es ein Wunder, wenn ein Theil dieses Geistes auch mich zu beleben begann? Ich bin, besonders wenn von mir die Rede, ein schlechter Erzähler, Herr v. Frohberg, wie kann ich Ihnen also die inneren Kämpfe von Tagen, Wochen und Monaten schildern, welche ich auf diese Art verlebte!

Marie, in ihrer ahnungslosen Unschuld, wurde wohl nichts davon inne, allein mein ungleiches Betragen, was heute väterlich frostig, morgen glühend wie das eines Liebhabers war, machte sie zuerst erstaunt, dann traurig.

Endlich sah ich ein, daß dieses Leben nicht mehr zu ertragen war. Dieses beständige Schweben zwischen Himmel und Hölle, zwischen Seligkeit und Verzweiflung war gemacht, auch die stärksten Nerven zu unterminiren und so beschloß ich eines Morgens, die Sache rasch zu Ende zu bringen und, um mir jeden Rückschritt unmöglich zu machen, gleich Cortez, meine Schiffe hinter mir zu verbrennen.

Zuerst sprach ich mit Frau Fehrwald, welche meinen Hausstand beaufsichtigte und an Marien Mutterstelle vertrat und schloß ihr mein ganzes Herz auf. Die gute Frau, welche bis jetzt keine Ahnung meiner Empfindungen gehabt hatte und mich nur mit wissenschaftlichen Studien beschäftigt glaubte, war unendlich bestürzt, als sie mein Geständniß und meinen Entschluß vernahm, ihr Marien zu übergeben, ihr die Sorge für deren ferneres Wohl an's Herz zu legen. Die ruhige praktische Frau ließ mich nicht ausreden. „Warum heirathen Sie Marien denn nicht, wenn Sie das Mädchen so lieben?" frug sie mich halb mitleidig, halb lachend.

Es klingt kindisch genug, Herr v. Frohberg, unterbrach sich der Erzähler, aber ich sage Ihnen keine Unwahrheit, wenn ich Sie versichere, daß die Möglichkeit, Marien zu besitzen, mir noch niemals vor die Seele getreten war. Niemals noch hatte ich ge-

wagt, auf deren Gegenliebe zu hoffen, welche mich, nach meiner Meinung, nur als Vater kannte und liebte. Vom Glücke war ich nie verwöhnt worden, was Wunder also, wenn ich die gute Frau Fehrwald mit ungläubischem Gesichte anstarrte? Doch sie ließ sich nicht irre machen. Wir wollen die Sache bald in's Reine bringen, sagte sie eifrig, und zwar schon in der nächsten Stunde. Das Essen wird bald aufgetragen, versprechen Sie mir, bis dahin kein bezügliches Wort zu Marie zu reden.

Ich versprach es und um Herr meiner selbst zu werden, schloß ich mich in mein Zimmer ein und trat erst vor beide Frauen, als ich gerufen wurde; doch ich bin stets ein ungeschickter Schauspieler gewesen, und mein verstörtes Wesen mußte Marie wohl auffallen, denn sie sah mich einigemale prüfend und erstaunt an, allein da ich von gleichgiltigen Dingen sprach, sagte sie nichts.

Das Mittagessen war halb vorüber. Gott allein weiß, welche Folter ich ausstand, als Frau Fehrwald ihren Operationsplan begann.

Heute Morgen besuchte mich Herr Fielding, sagte sie ganz ruhig, er fragte mich, wenn er Sie sprechen könne, ich vermuthe, daß er in Angelegenheiten seines Sohnes kommt und um Mariens Hand werben will.

Ich sah rasch Marien an, welche erschrocken vom Tische aufsprang, gleichsam schon jetzt der Werbung entfliehend, und eine unendliche Wonne verbreitete sich über mein Herz, denn Henry Fielding, ein junger, sehr intelligenter Mann, Engländer von Geburt und Deutscher von Erziehung, war eine in jeder Hinsicht vorzügliche Partie, und daß er Marien auszeichnete, schon lange kein Geheimniß mehr.

Du brauchst nicht zu erschrecken, liebes Kind, fuhr die kluge Dame ruhig fort, an dem jungen Manne ist wahrlich nichts auszusetzen und Du besäßest dann eine Heimath, da Dein Pflegevater ja doch in Kurzem eine große wissenschaftliche Reise unternimmt und vielleicht mehrere Jahre ausbleibt.

Ich war wie aus den Wolken gefallen, so urplötzlich auf Reisen gesandt zu werden, was mir noch nicht in den Sinn gekommen, Marie aber, welche vorher purpurroth gewesen, wurde jetzt leichenblaß und die erlöschenden Augen vorwurfsvoll auf mich gerichtet, stammelte sie: „Du willst mich verlassen, Vater," und brach ohnmächtig zusammen.

Freude und Schrecken kämpften in diesem Augenblicke in meiner Seele, doch erstere siegte, als Marie nach unseren Bemühungen um sie wieder aus der Ohnmacht erwachte, die Augen aufschlug und, mich erblickend, in einen Thränenstrom ausbrach.

Ich war unvermögend, diesem stummen Vorwurf zu widerstehen, kniete vor ihr nieder, (Frau Fehrwald hatte eben das Zimmer verlassen, um, wie sie sagte, frisches Wasser zu holen,) und frug Marien zärtlich, warum sie weine?

Als sie nun entgegnete, weil ich fortgehen und sie verlassen wolle, da flüsterte ich ihr in's Ohr, daß ich nur ginge, weil ich sie liebe und das Leben, wie ich es bisher geführt, nicht mehr ertragen könne. Ich kann nur bleiben, wenn ich Dein Mann werde, Marie, setzte ich hinzu, liebst Du mich aber auch genug, um dies zu wollen?

Ich liebe Dich über Alles, war ihre Antwort, und der Bund war geschlossen und ich namenlos selig.

Ach, Herr v. Frohberg, fügte der wackere Mann tief ergriffen hinzu, indem er meine Hand erfaßte, ich war noch nie glücklich gewesen, begreifen Sie also, wie namenlos selig ich jetzt war?

Einige Wochen, bis alles Geschäftliche geordnet, mußte ich zwar noch verreisen. Ich kam auch hieher, sah dieses Schlößchen, was eben zum Verkaufe stand, ich kaufte es, brachte meine junge Frau hieher und verlebte, wir sind nun beinahe ein Jahr verheirathet, einen Zeitraum von ununterbrochener Glückseligkeit; ich frage mich oft, ob ich ein so hohes reines Glück auch verdiene? Ich halte Niemanden dessen würdiger, war meine Antwort und sie war aufrichtig. Meine Meinung war während dem Rest meines Aufenthaltes täglich bestätigt, die junge Frau erkannte vollkommen den Werth ihres Gatten und erwiederte seine glühende Neigung mit solch anbetender Liebe, daß mir einmal im Leben der Anblick zweier vollkommen glücklicher Menschen zu Theil wurde.

Als meine Zeit nun abgelaufen und ich das kleine Eden verlassen mußte, war ich der Freund dieses seltenen Paares geworden, das, ferne von dem rauschenden Getriebe der Welt, ein für sich und Andere so nützliches und segenreiches Leben führt, die Menschen zwar nicht flieht, sich selbst aber gegenseitig so genügt, daß es dieselben nicht braucht.

Ich hoffte und erwartete, daß mein Arzt mich auch dieses Jahr wieder in jenes Bad senden würde, aber noch ehe sein Ausspruch erfolgte, kam eine Einladung von Fritz Botz, bei dem Kinde, was ihm seine Frau geboren hatte, Gevatter zu stehen und meine Gerichtsferien dort zuzubringen.

Freilich soll mein Name, ich heiße Hubert, nicht auf die Kleine übergehen, welche, damit die Marien in der Familie nicht aussterben, gleich der Mutter und Großmutter so genannt werden soll, aber mein Pathchen wird es doch werden und ich freue mich herzlich, dadurch mit Menschen, welche ich so innig achte und verehre, wie Fritz Botz und seine kleine reizende Frau, in geistige Verwandtschaft zu kommen,

und wenn der Kleinen Mutter auch nicht wie die ihre geträumt, daß das Kind einst große Reichthümer besitzen würde, so ist doch für sie gesorgt, auch wenn sie noch ein dutzend Geschwister erhält, denn, wie könnte ein alter Hagestolz, wie ich, sein bischen Erspartes anwenden, als indem er sein Pathchen zur Erbin einsetzt und somit in der dankbaren Erinnerung dieser Familie fortlebt?

Zwar den größten Schatz, welchen Frau Marie besitzt, das treue edle Herz eines Mannes, wie ihr Gatte ist, kann ihr all mein Geld nicht erkaufen, da muß der liebe Gott, wie überall, das Beste dazu thun, aber die Augen wird der alte Frohberg einstmals weit offen halten, wenn es gilt, für sein Pathchen, welches er jetzt schon wie eine Tochter liebt, eine Wahl zu treffen.

Möge ihr Glück nicht so spät eintreffen, wie das ihres Vaters, sonst aber demselben gleichen und auch so wohl verdient seyn, dies ist mein inniger Wunsch, und nun meine Herrschaften, so schloß der Landgerichtsrath von Frohberg seine Erzählung, sind die Begebenheiten meiner Badereise zu Ende.

Londoner Originalitäten.

Aus dem Nachlaß von Johanna Kinkel ist „ein Familienbild aus dem Flüchtlingsleben Hans Ibeles in London erschienen, welches mit allgemeinem Interesse aufgenommen wurde.

Aus der gesammten Darstellung klingt der nationale Grundton um so charakteristischer hervor, da zu der in die Fremde mitgebrachten heimischen Weise das englische Wesen einen scharf kontrastirenden Hintergrund bildet. Die Eigenthümlichkeiten desselben haben zu manchen heiteren buntfarbigen Episoden, wie andererseits zu allerhand nachdenklichen Betrachtungen den Stoff gegeben.

Von den ersteren mag hier eine in aller Ausführlichkeit Platz finden; sie berührt eine sociale Frage, deren ungenügende Lösung bei uns wie anderwärts Jahr aus Jahr ein die Quelle unzähliger tragikomischer Verwickelungen im Innersten des Hauses und der Familie wird.

Es handelt sich im dem Folgenden um nichts mehr und nichts weniger, als um die Art, auf welche in London Dienstboten gemiethet werden. Frau Dorothea sah sich nämlich genöthigt, ein Hausmädchen zu suchen, und über die Erfahrungen, die sie dabei machte, soll die Verfasserin selbst berichten:

Flotow's Oper: Martha oder der Markt zu Richmond, schwebte unserer deutschen Hausfrau vor, als sie in aller Naivetät sich bei Mrs. Busy erkundigte, an welchem Wochentage man sich am Besten nach der eben genannten Stadt verfüge, um eine Magd zu miethen.

Die befragte Freundin lachte herzlich und sagte, daß dies eine verschollene Institution sey und daß man jetzt nur zu Picnics und dergleichen Amüsements nach Richmond gehe. Aber sie setzte hinzu, daß Bazars genug in London seyen, wo man Nähmädchen, Köchinnen, Kammerjungfern und was für Dienstboten man wolle, jedes Assortissement in großer Varietät in seiner bestimmten Abtheilung ausgestellt finde. Mrs. Busy erklärte diese Art Mägde zu miethen für praktischer, als jede andere, besonders als die durch Korrespondenz in der „Times“ vermittelte.

„Die Personen,“ sagte sie, „die sich in der Zeitung ankündigen, haben so sehr vornehme Ansprüche; unter zehn sind zuweilen neun, welche die Bedingung machen, nur in einem Hause zu wohnen, wo männliche Dienerschaft gehalten wird. Doch will ich Ihnen rathen, auch wenn Sie in den Bazar von Oxford Street gehen, sehr aufmerksame Toilette zu machen, denn eben so wie wir dort Mägde besichtigen, werden wir Ladies von diesen besichtigt, und oft machen wir die Erfahrung, daß nicht wir es sind, die dort eine gehorsame Köchin finden, sondern, daß die Köchinnen eine Dame suchen, die sich von ihnen befehlen läßt.“

Nach diesem einladenden Bazar verfügte sich nun Dorothea, und sah schon von weitem, wie eine Gruppe von Frauenzimmern in lila Kattunkleidern, dunklen Shawls und Strohhüten, der gewöhnlichen Morgentracht der Hausmädchen, sich aus- und eindrängten.

Die Thüre sah wie die Oeffnung an einem Bienenkorb aus, und man sollte glauben, bei einer solchen Ueberzahl von Arbeiterinnen müsse es nicht schwer seyn, binnen fünf Minuten eine Dienstwillige ausgefunden zu haben.

Dorothea sah, daß Alle vor einem Anschlagzettel mit kolossalen Buchstaben stehen blieben, der neben dem Eingang hing. Es war die Aufforderung zu freier Auswanderung nach Australien, Canada und andern Kolonieen, zu der die Regierung junge, arbeitslustige Frauenzimmer einlud, und Dorothea bemerkte im Vorbeigehen, wie eine unternehmende rothbäckige Dirne mit dem Sonnenschirm auf den Namen Melbourne deutete und ihrer Begleiterin zurief:

„Dort ist mein Vetter hingegangen, und find ich heute nicht eine ganz auserwählte Stelle, so laß ich mich diesen Abend auch nach Australien einschreiben!“

Im Vorhaus saß ein Herr in einem von Glasfenstern umgebenen Bureau, den Dorothea nach Verhaltungsregeln fragte.

Er gab ihr mit großer Höflichkeit die Statuten der Anstalt und erklärte, daß das Entrichten einer kleinen Summe sie berechtigte, vierzehn Tage lang, so oft sie wolle, die ausgestellten Mägde Morgens von zehn Uhr bis Abends fünf zu besehen. Habe sie während dieser Frist keine gefunden, die ihr gefallen, dann erst müsse sie ihre Eintrittskarte erneuern.

Dorothea war auf einen solchen Zeitaufwand nicht gefaßt gewesen und fragte kleinlaut, ob es denn vorkäme, daß Damen am ersten Tage ohne Magd heimgingen? Der Herr lächelte ein wenig und machte die ausländische Dame darauf aufmerksam, daß man für Entrichtung einer größeren Summe sich für das ganze Jahr auf diesen Bazar abonniren könne. Er erwähnte, daß solche Damen, die oft wechselten, wie auch Dienstboten, die die Veränderung liebten, diese Art der Zahlung profitabler fänden, als die Eintrittskarte für blos vierzehn Tage.

Dorothea schüttelte den Kopf, zahlte vorläufig ihr Entree und nahm sich vor, rascher und entschlossener zu verfahren, als die Londoner Damen.

Sie warf einen Blick umher und sah auf Holzbänken an den Wänden etwa zwanzig ältere und jüngere Personen, schlecht gekleidet und ohne Handschuhe, umhersitzen.

„Dieses sind die Mägde für alle Arbeit!" sagte der Herr. „Das ist nicht, was Sie verlangen; die Köchinnen stehen dort auf der mittleren Erhöhung, und oben sind die Hausmädchen und Kinderwärterinnen!"

Die Köchinnen schienen meist Personen zwischen dreißig und vierzig Jahren, und Alle hatten Hauben mit bunten, oft ziemlich zerknitterten Blumen unter dem Hut. Sie ging an diesem Departement vorüber, denn seit Konrädchen allein laufen konnte und ihr Mann meist außer dem Hause speiste, hatte sie Kathrinchen gelehrt, die einfachen Speisen zu bereiten, mit denen sie und die Kinder sich begnügten.

Was sie bedurfte, war eins der niedlichen Hausmädchen, die durch ihre bloße Erscheinung beim Oeffnen der Hausthüre als eine Bürgschaft für die Respektabilität der Familie gelten, bei der sie wohnen.

Kathrinchen hatte zwar kochen gelernt, aber der durch die Sitte gebotene Styl im Betragen gegen Fremde und zierliches Aufräumen und Nettigkeit im dekorativen Element konnten ihr nicht beigebracht werden.

Als Dorothea nun die Treppe des Bazars hinanstieg, ward sie von einer elegant gekleideten Direktrice in einen Saal geführt, vor dessen Eingang auf einer zum zweiten Stockwerk hinaufführenden Treppe amphitheatralisch geordnet die Hausmädchen standen: groß und klein, alte und junge, hübsche und häßliche, je nach den Wünschen und Interessen der verschiedensten Herrschaften.

Die Vorhänge der ganz aus Glasfenstern bestehenden Wand, welche den Saal der Damen von dem Mägdeplatz schied, ließen bequeme Spalten an den Ecken, um es zu ermöglichen, daß man die Ausgestellten vorher betrachten konnte, ehe man sich auf eine Verhandlung einließ.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Das Ceremoniell scheint am siamesischen Hofe etwas verschieden von dem zu seyn, welches an den europäischen Höfen vorherrscht. Als am 26. Nov. v. J. die Offiziere der preußischen Fregatte Thetis vom dortigen Könige empfangen wurden, empfing sie derselbe nicht allein sehr freundlich, sondern schenkte auch jedem von ihnen selbst ein Glas Wein und später ein Glas Cognac ein, setzte sich auch, um den Fremden zu zeigen, wie er sich auf dem Thron ausnehme, auf denselben und zog dabei ein sehr strenges Gesicht. Er ist ein kleiner, magerer Mann, hoch in den Fünfzigen.

Eine Pariser Korrespondenz bringt folgende interessante Mittheilung: Man spricht in Hof- und Damenkreisen viel von einer für die Kaiserin bestimmten „elektrischen Parüre", welche sie bei einem der nächsten Hoffeste tragen wird. Dieses Diadem besteht aus Glaskugeln, welche mittelst eines um den Kopf gehenden Konduktors durch elektrisches Licht erleuchtet sind. Die Vermischung dieser Glaskugeln mit Brillanten, Rubinen und Smaragden großer Dimensionen soll, wie versichert wird, ein so mächtiges Licht reflektiren, daß es genügen würde, einen Salon zu erleuchten und natürlich das Haupt der Schmucktragenden mit einem wahren Lichtschein zu umgeben.

Der von der Tabaksregie in Paris einzig zum Verkaufe von Luxuscigarren eröffnete Laden macht glänzende Geschäfte. Es wurden darin innerhalb der ersten dreizehn Tage 103,450 Cigarren im Werthe von 40,249 Fr. abgesetzt. Die Cigarren kommen aus den besten Fabriken der Havannah und werden in Kistchen das Stück von 30 Centimes bis zu 1 Fr. 50 C. verkauft.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 20. Sonntag, 16. Februar 1862.

Dienstmagds Leiden.

1. Beim Einheizen.

Feuerchen, Feuerchen, brenn', brenn', brenn'!
'S brennt was ärger, das ich kenn'!
Thät's die Herrschaft spüren,
Es würde sie nicht frieren.

Feuerchen, Feuerchen, brenne doch!
'S thut ein Name heißer noch
Mich im Herzen brennen —
Doch darf ich ihn nicht nennen.

Feuerchen, Feuerchen, willst du mir
Gar nicht brennen! Geht es dir
Auch, wie jenem Schlimmen?
Ei, nun beginnt's zu glimmen!

Sieh, nun brennt es lichterloh!
Ha, das macht mich wieder froh!
Denn sicher — das bedeutet —
Ach Gott! die Gnäd'ge läutet!

2. Beim Wasserholen.

Wie der Brunnen heute läuft,
Daß er immer überträuft,
Ganz so ist's im Herzen mir,
Ueberfließen möcht' es schier.

Nehm' den Kübel auf den Kopf,
Bin doch gar ein armer Tropf,
Der so schwer muß tragen
Und sich immer plagen.

Tragen wollt' ich gerne schwer,
Wenn das Herz nur leichter wär' —
Wollte keine Arbeit scheu'n,
Könnt' mich seine Lieb' erfreu'n!

Sieh, da schwimmt ein Rosenblatt,
Wer mir das in Kübel hat
Geworfen? — das bedeutet —
Ach Gott — die Gnäd'ge läutet.

3. Abends beim Ladenschließen.

Mir ist's doch heut' den ganzen Tag,
Was ich auch thun und treiben mag,
Als hätte ich ihn rufen hören!
Wie kann das Herz das Ohr bethören.

Da drüben unterm Lindenbaum,
Da sah ich ihn heut' Nacht im Traum'!
Ich meint', er müßte noch dastehen
Und still nach mir herübersehen.

Der Tag war drückend schwer und schwül,
Doch jetzo ist es herrlich kühl!
Wer warf mir zu die Lindenblüthen?
Wie schön! Die will ich treulich hüten!

Sie sind ja von der Linde da,
Wo ich im Traum ihn stehen sah;
Du güt'ger Himmel! Das bedeutet --
Ach Gott, wie oft die Gnäd'ge läutet!

4. Vor dem Schlafengehen.

Ich wäre faul, die Gnäd'ge spricht!
Ja, möglich ist's, ich weiß es nicht!
Ach, schaute sie mir in's Herz hinein,
Wie gerne würde sie mir verzeih'n!

Die Gnäd'ge, die hat Keinen gern,
Zankt immer mit unser'm gnäd'gen Herrn,
Hat Alles, was ihr Herz begehrt,
Weiß nicht, wie's ist, wenn man entbehrt.

Wenn einem fast das Herz zerspringt,
Dann freilich Nichts ihm recht gelingt.
Doch horch! Jetzt hat er wirklich gerufen —
Da drunten steht er auf den Stufen!

Er bittet mich um ein einzig Wort!
O das Glück! Zu ihm hinunter — fort!
Wenn das nicht, daß er mich liebt, bedeutet —
Ach, großer Gott! — die Gnäd'ge läutet!

Graf Berberitzheim.

Erzählung in E. T. A. Hoffmanns Manier, mitgetheilt von Gottfried Flohr.

Herr Archivrath Bonian wohnte auf der breiten und stillen Prinzenstraße in einem der hohen, palastähnlichen Häuser, von welchen sie eingefaßt ist. Es war da immer wie Sonntag, namentlich im Sommer, wo die Herrschaften meist auf die Landgüter ausflogen. Selten öffnete sich dann einmal eins der Gitterthore, selten hörte man die Klingel einer Hausthüre ziehen, und oft vergingen an warmen Sonntagnachmittagen Stunden, ohne daß ein Tritt über's Pflaster schallte.

Herr Archivrath Bonian hatte auch ein Landgut zehn Meilen von der Hauptstadt, allein er besuchte es nicht, sondern blieb Jahr aus Jahr ein in seinem Hause auf der Prinzenstraße, studirte in seinen Büchern und pflegte seine Blumen im Garten hinterm Hause. Seit Jahren war er nicht mehr im Dienste, und man erzählte sich sonderbare Dinge über seinen Abschied. Er war einmal Kustos der Landesbibliothek gewesen und hatte da unter halbverschimmelten Bänden, die in Körben und Kasten auf einem vergessenen Bodenverschlage moderten, Schriften alter Autoren über Magie und verwandte Künste entdeckt, deren Verständniß ihm nach langem und tiefem Forschen aufgegangen war.

Ein Kanzlist hatte ihn einst in dem Bretterverschlage belauscht, wie er mit einem Elementargeiste Unterredungen pflog, und war durch die Erscheinung eines schwarzen Hahnes, der aus der plötzlich geöffneten Thüre sich auf ihn stürzte, zur Flucht genöthigt worden. Bei einer späteren Sitzung des Kollegs hatte Herr Archivrath während des Vortrags einer Relation durch einen der Räthe einen Apfel aus der Tasche genommen und geschält. Da fing die abgelöste Schale an, sich hin und her zu bewegen, kroch über die Tafel und wand sich um die Feder, welche der Präsident in der Hand hielt, so daß dieser voll Schreck aufsprang und sich sehr unwillig gegen den Archivrath äußerte: „Ei, ei, Herr Rath, Sie treiben da unziemliche Allotria. Ich will mir das in Künften doch recht sehr verbeten haben.“

Nicht lange nachher fand eine andere Sitzung statt, in der Herr Archivrath Bonian wie gewöhnlich sehr zerstreut war. Er hatte gerade die silberne Dose des Präsidenten vor sich stehen, und nahm in der Zerstreuung ein Fläschchen aus der Tasche, aus dem er einige Tropfen auf den Tabak fallen ließ. Als nun sein Nachbar zur Linken eine Prise nehmen wollte, flog plötzlich der Deckel auf, der Schnupftabak fuhr mit einigem Getöse wie eine Wolke heraus und verfinsterte auf Sekunden die Luft, bis er zu Boden gefallen war. Das ganze Kolleg aber fing so heftig an zu niesen, daß Niemand die Zeit fand, dem Herrn Präsidenten, der am heftigsten prustete, zur Genesung zu wünschen. Die Sitzung mußte aufgehoben werden.

„Herr Rath Bonian,“ sprach der Präsident unter fortwährendem Niesen, „ich hatte geglaubt . . . . mich zu Ihnen . . . . eines . . . . angemesseneren . . . . Benehmens in . . . . der Sitzung . . . . versehen . . . . zu können. Ich . . . . werde von dieser . . . . neuen Unziemlichkeit . . . . allerhöchsten . . . Orts gebührend . . . . Meldung thun.“ Der Präsident that gebührend Meldung, und acht Tage später hatte Archivrath Bonian sein Entlassungsreskript.

Von da ab lebte der sonderbare Mann eingezogen. Zu seiner Bedienung hatte er einen Kammerdiener in lichtgrüner Livree mit außerordentlich langen dürren Beinen und spitzem Kopfe, den die Bedienten der Nachbarschaft unter dem Namen Hopfgraser kannten, und eine junge Wittwe.

Dieses Frauenzimmer zeigte sich niemals auf der Straße. Im Garten sah man sie manchmal unter den Spargeln oder dem Salat. Dann hatte sie ein stahlblaues Seidenkleid an mit weißem Gazerock darüber. Sie war überhaupt stets sehr geputzt und schien sich auf ihre schlanke Figur etwas einzubilden.

Eines Nachmittags gegen vier Uhr um Johanni bei großer Hitze kam ein junger Herr in Frack, Schnallenschuhen, kurzen seidenen Beinkleidern und atlassenem Gilet die Prinzenstraße herab und schaute sich links und rechts um, als suche er etwas.

Dies war der Studiosus Treumund Saueracher, eines Zollbereiters Sohn von der Grenze. Er hatte vernommen, daß auf einem Dorfe der Besitzungen des Herrn von Benimmerlein eine Pfarrerstelle vakant geworden sey, und wollte gnädiger Herrschaft seine unterthänige Aufwartung machen. Sey es nun, daß man den jungen Mann unrichtig beschieden, oder daß er sich selbst in der Hausnummer geirrt hatte: er zog an der Thüre des Archivraths angelangt, die Klingel und trat ein. Die Thür fiel hinter ihm ins Schloß, und da Niemand erschien, nach seinem Begehr zu fragen, fand er Gelegenheit, die Schuhe abzustäuben, Stirne und Gesicht zu kühlen und die Hemdkrause zurecht zu zupfen. Treumund sah sich

dabei schüchtern um, ob man ihn nicht beobachte; allein es ließ sich Niemand sehen noch hören.

Der Hausgang, auf dem er stand, war breit, mit gelb und weißen Steinen geplattet, und führte durch die ganze Tiefe des Gebäudes bis zu einer Glasthüre, hinter der man den Garten sah. Links und rechts standen Blumen und Gewächse der verschiedensten Arten; dazwischen öffneten sich Thüren zu allerhand Gemächern. Der Studiosus Saueracher hatte schon ein paar Mal gehustet, geräuspert, mit den Füßen gescharrt — aber es wollte Niemand kommen. Da entdeckte er links einige Schritt weit eine offene Zimmerthüre. Verzagten Herzens ging er darauf zu und warf einen Blick ins Innere. Das Zimmer war mit Büchern, Gläsern, Hohlspiegeln, Blumentöpfen, ausgestopften Thieren und Skeletten angefüllt. In der Mitte stand ein Schreibpult und ein Sessel davor; allein es war Niemand in der Stube. Treumund faßte sich ein Herz, klopfte zierlich an den Thürrahmen und trat ein. Als er bis zum Schreibpulte gelangt war, bemerkte er rechts eine andere Thüre mit einem runden Glase in der oberen Füllung, welche zum anstoßenden Zimmer führte. Durch das runde Glas gewahrte er einen ältlichen Herrn, der eine Art Pudermantel umgeworfen hatte und vor einem Spiegel hantirte, als ob er im Begriff sey, sich zu rasiren.

Im Augenblicke aber quoll ein dichter Dampf aus einem Gefäß, das der Herr in Händen hielt, und hüllte den Spiegel ein. Dann liefen leuchtende Streifen auf dem Glase hin und her, brachen durch den Nebel und zeigten auf der glatten Fläche in wunderbarer Klarheit eine Mädchengestalt, deren Liebreiz alles überstrahlte, was Treumund je gesehen hatte. Ein rosiges lächelndes Antlitz mit goldblondem Haare, ein Wuchs zum Umspannen, ein Arm, ein Nacken so schimmernd weiß, Lippen so frisch und roth, Augen so mild und innig . . .

Der Studiosus Saueracher ließ den Klapphut fallen und stieß ein lautes Ach! aus; da summte ihm etwas um den Kopf und rannte ihm ein paar Mal gegen die Nase. Es war eine Libelle oder Wasserjungfer mit stahlblauem Leib und weißen Florflügeln.

Erschrocken nahm Treumund seinen Hut auf und ging einige Schritte zurück; die Libelle aber rannte ihm ein übers andre Mal gegen den Kopf, bis er auf der Hausflur war. Hier sah er gerade eine große Heuschrecke durchs Schlüsselloch hereinspringen.

(Fortsetzung folgt.)

Londoner Originalitäten.

(Fortsetzung.)

Dorothea fühlte sich für die Mädchen auf der Treppe verlegen werden, denn die ganze Behandlung der Sache kam ihr entwürdigend für die Menschennatur vor.

Sie glaubte auf einem Sklavenmarkte zu seyn, als hinter ihr her eine dicke, reichgeputzte Dame mit vielen Garnituren die Treppe heraufkeuchte, sich ohne weiteres mit der Lorgnette vor das Amphitheater stellte und nach Inspizirung desselben hörbar zu der Direktrice sagte:

„Heut' ist keine Einzige da, die mir gefällt!"

Dann den Rücken wendend, verfügte sie sich wieder zu ihrer Equipage.

„Welches der Mädchen wünschen Sie zu sprechen?" fragte jetzt die Direktrice Dorothea, da sie sah, daß diese unschlüssig im Saale stand und nach einer Anknüpfung zu suchen schien.

„Die Große dort, wenn's gefällig ist, mit dem grünen Band auf dem Hut!" erwiederte sie, und das Mädchen kam.

Unsere Hausfrau bemerkte bald, daß zwischen diesem Bazar und einem Sklavenmarkte ein wesentlicher Unterschied bestand.

Nachdem sie der jungen Person die gewöhnlichen Fragen gestellt hatte, wie viel Lohn sie fordere, ob sie die übliche Hausarbeit verstehe und ein gutes Zeugniß aus ihrem letzten Dienst beibringen könne, und diese, wie alle kleineren Punkte genügend beantwortet waren, erklärte sie sich bereit, dieselbe zu miethen. Der Lohn war zwar exorbitant, doch darauf war sie gefaßt gewesen.

Nun aber fing die Magd an, ihrerseits der Hausfrau Fragen zu stellen und dieselbe einem scharfen Examen zu unterwerfen. Darunter waren die folgenden Punkte:

„Wie viel Guineen sind mir außer dem Lohn für meine eigene Wäsche zugesichert?"

Dorothea meinte, daß dem Hausmädchen Zeit genug bleiben würde, ihre eigenen Sachen selber zu waschen, doch diese erwiederte, dazu habe sie sich noch nie verstanden. Die Frage wegen des täglichen Genusses von gutem Ale war leichter geschlichtet, denn in Folge früherer häufiger Zwistigkeiten zwischen Herrschaften und Dienstboten deßhalb ist durch Parlamentsbeschluß die Portion Ale festgestellt, mit der alle Dienstmägde der vereinigten Königreiche von Großbritannien sich begnügen müssen.

Nun kam die Frage, ob außer der Küche die Dienstboten ein besonderes Wohnzimmer hätten und ob ihre Schlafstube mit einem ordentlichen Teppiche

und gutem Federbett versehen seyn? Endlich wünschte die Magd zu wissen, ob ihre künftige Herrschaft zur Hochkirche gehöre, da sie aus Prinzip nie bei Dissenters diene; welche letzteren gemeiniglich als geringere Leute angesehen würden.

Nun war Dorothea des ferneren Examens satt und sprach höflich ihr Bedauern aus, daß sie das Frauenzimmer vergebens bemüht habe; diese machte einen Knix und sagte:

„Danke Ihnen!" und kehrte wieder auf ihren Posten zurück. Die Gruppe der anderen Mägde sah die Kommende fragend an, und Dorothea glaubte ein leises Gemurmel zu hören, das wie ein Lauffeuer durch die Reihe ging und das ihrem scharfen Ohr klang wie die Worte: „Sie ist keine Lady!"

Die Memoiren der Meta Braun fielen ihr ein und sie besann sich, daß sie stehend mit der fremden Person geredet hatte. Erschrocken über das Vergessen der englischen Etiquette, nahm sie schnell den Eckplatz eines nahestehenden Sopha's ein und begann umherzuspähen, wie denn von den andern Anwesenden das Miethgeschäft betrieben wurde.

In dem Saale, der rundum mit bequemen Sitzen versehen war, hielten sich mehrere getrennte Gruppen auf. Einige Damen vertrieben sich die Zeit des Wartens, indem sie die Bilder an den Wänden betrachteten; andere saßen um die runden Tische, auf denen Zeitschriften und Bücher ausgelegt waren.

Von Zeit zu Zeit wurde von einer derselben mit der Direktrice ein Wink getauscht, ob noch keine neuen Mägde zu den schon besehenen hinzugekommen seyen, und war das geschehen, so wurde die frisch Eingetretene beordert, ihren Gang durch den Saal zu machen.

Die Damen saßen in ehrfurchtgebietender Haltung, rückgelehnt auf ihren Plätzen und die Zofe in spe ging in einem weiten Bogen vorüber. Kam sie an dem Platze derjenigen Dame vorbei, die ihre Vorführung verlangt hatte, so gab diese ihr ein Zeichen stillzustehen und die Verhandlungen begannen. Gefiel aber das Aeußere des Mädchens nicht, so ließ die Dame sich auch nicht in das kürzeste Gespräch ein.

Dorothea beobachtete, wie die Eine dem passirenden Mädchen nur kopfschüttelnd zuflüsterte: „Zu jung!" und ein anderes mit dem unverhohlenen Urtheil: „Zu alt!" entlassen wurde.

Sehr vornehm sich gebehrdende Damen sprachen nicht einmal so viel als ein Nein aus; sondern wenn eine Magd, die ihnen mißfiel, vorbeiging, senkten sie eben die Augenlider mit einer kaum bemerkbaren verneinenden Kopfbewegung.

Mrs. Busy und die Beak's hatten Dorotheen gesagt, daß man nur durch eine solche Miene englischen Mägden imponire, und sie strebte, sich den Widerspruch zu erklären, der in diesem Faktum neben dem starken Selbstgefühl der arbeitenden Klasse liege.

Sie dachte: „Wahrscheinlich fühlen sie sich gedemüthigt, wenn sie dem gehorchen sollen, der ihnen erscheint, wie ihres Gleichen, oder fühlt sich ihr eigener Stolz in dem Maße gehoben, wie das Ansehen ihrer Gebieterin steigt?"

Sie führte in Gedanken das Problem weiter aus und sann über das demokratische England nach, das als freieste Nation der Erde zugleich die tiefste Deferenz vor allem Aristokratischen hat. Endlich sagte sie lächelnd zu sich selbst:

„Und bei solchem Lauf der Welt soll man sich verwundern, daß ein demokratischer Ehemann, sobald er englische Luft athmet, ein Weib nicht mehr so höflich behandelt, als eine Gemahlin!"

Jetzt kam eine neue Gruppe von Personen in den Saal; voran eine ziemlich kurze Dame, in einem geblümten Atlaskleide, worüber eine violette Sammetmantille mit vielen Spitzen und Stickereien verziert lag.

Der Kopfputz war mit einem Uebermaß von Perlen, Federn und Blonden geschmückt, und ihr ganzes Auftreten verrieth eine reich gewordene Handelsfrau, die sich vom Geschäft zurückgezogen hat. An der Aussprache des h kennt man in England trotz allem Putz die unächten Ladies, denn sie setzen mit eiserner Konsequenz diesen Buchstaben immer dahin, wo er nicht hingehört, und lassen ihn aus, wo er stehen sollte. Hinter der kurzen Dame erschienen zwei ebenfalls sehr aufgeputzte kleine Mädchen und zuletzt der Ehemann mit einem Proviantkorb am Arm.

Die ganze Gesellschaft ließ sich auf einem der Sopha's häuslich nieder, und es schien, daß sie diesen Bazar als einen Vergnügungsort betrachteten, wo man Leute sah und gesehen wurde.

(Schluß folgt.)

Homonyme.

Thust du es, mit eignen Händen
Angenehmes mir zu spenden,
Nehm' ich gern Verdientes hin;
Aber thust du's mit dem Munde,
Dann gibst du mir schlimme Kunde,
Daß dir fehlet edler Sinn.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 21. Dienstag, 18. Februar 1862.

Graf Verberitzheim.

(Fortsetzung.)

Im Augenblick aber stand ein Mensch in lichtgrüner Livree vor ihm und schnarrte mit einer Stimme, die wie eine Kinderrassel klang: „Herr, warum dringen Sie daherein? Wer bringt Sie her? Wer reißt so ohne Weiteres Thüren und Thore auf? Ich frage Sie, was treibt Sie dazu?"

Da rauschte aber hinter dem Studenten, der sich bestürzt umdrehte, ein Weiberkleid und eine hübsche junge Frau mit etwas großem Kopfe, in blauem Leibchen und weißem Wollrocke sprach: „Ereifern Sie sich nicht so, Herr Hopfgraser; Sie haben es gar nicht Ursach'; denn wenn Sie nicht so lange ausgeblieben wären, konnte es gar nicht vorfallen, daß der junge Herr hereinkam. Ich habe ihm geöffnet, ohne nachzusehen, weil ich glaubte, Sie seyen es selbst."

Indessen hatte Studiosus Sauercher fortwährende Verbeugungen sowohl vor dem Herrn Hopfgraser wie vor der Dame gemacht, denn er wußte, daß man es in großen Häusern selbst mit dem Dienstpersonal nicht verderben dürfe.

„Ich bitte tausendmal um Entschuldigung," sagte er. „Ich wäre untröstlich, wenn ich Veranlassung zu einiger Störung abgäbe. Ich wollte nur meinem gnädigen Herrn und Gönner unterthänigst meinen Respekt bezeugen."

Der lichtgrüne Kammerdiener hatte sich knarrend und schnarrend hinter den nächsten Blumentöpfen verloren, während die Haushälterin mit in die Seite gestemmten Armen frug: „Welchen gnädigen Herrn meinen Sie denn eigentlich?"

Da schnitt jedoch eine neue Erscheinung dem Studenten die Antwort vom Munde weg. Hinter der Haushälterin wurde ein Herr in grauen Haaren mit hoher Stirne sichtbar. Er trug einen braunen Frack mit silberner Tresse, geblümte Atlasweste und schwarzseidene Beinkleider. Ein großer gestickter Stern prangte auf seiner Brust. Treumund Saueracher verbeugte sich bis zur Erde, denn er glaubte nicht anders, als Herrn Baron von Bemmerlein in eigner hoher Person vor sich zu haben.

„Treten Sie doch näher, junger Freund," sagte der Archivrath Bonian, denn er war es selbst, zu dem Studenten. Treumund trat ein.

„Habe ich die hohe Gnade, den Herrn Baron von Bemmerlein ..." sprach er lispelnd vor Wallung und Beklommenheit.

„Doch nicht, junger Herr," entgegnete der Archivrath lächelnd. „Ich bin paris quadrifolia, oder zu deutsch: die Einbeere, und gehöre zu den Pflanzen achter Klasse. Im Adreßkalender hiesiger Stadt finden Sie mich jedoch verzeichnet als Archivrath außer Diensten Fructuosus Bonian, Prinzenstraße Nr. 103. Das bleibt sich gleich."

Der Student war einigermaßen betroffen, als er den gesetzten alten Herrn so sonderbar reden hörte, ließ sich aber nichts vermerken und lächelte, als gehe er auf den Scherz ein.

„Sie brauchen darüber keineswegs zu lachen, einfältiger Tropf, der Sie sind. Herr von Bemmerlein wohnt nebenan Nr. 105, und somit scheeren Sie sich zum Henker!"

Der Archivrath sprach diese Worte mit einer Art wohlwollender Grobheit, allein auf den schüchternen Theologen machten sie einen so entsetzlichen Eindruck, daß er von der Gewalt desselben bis auf die Hausflur geschnellt wurde. Schon hatte er die Thürklinke ergriffen, um hinauszueilen, als der Archivrath ihn anrief: „Herr Studiosus Saueracher, was eilen Sie denn so? Ich dächte, wir plauderten ein wenig zusammen, denn zu einem Besuche bei Herrn von Bemmerlein ist es nun doch zu spät."

Damit hatte er Treumund bei der Hand gefaßt, führte ihn ans Fenster, öffnete es und zeigte ihm die vom Mondlicht beschienene Straße, darüber diesen

fast ein Grauen anwandelte, denn er glaubte kaum eine halbe Stunde im Hause gewesen zu seyn. Dazu war es im Zimmer taghell, ohne daß ein Licht brannte. Mechanisch nahm er Platz auf einem Stuhle, den der Archivrath ihm anwies, und sah, wie dieser einen Fuchsiastock schüttelte. Ein leises, aber durchdringendes Klingeln erscholl, worauf der lichtgrüne Kammerdiener ein Abendbrod und zwei Flaschen Wein servirte.

„Sehen Sie wohl, mein lieber Saueracher," belehrte Bonian seinen Gast während des Essens, „Sie dürfen mir meine Manieren nicht verüblen, denn, wenn Sie ein bischen Botaniker sind, so müssen Sie wissen, daß mein Pflanzensymbol, die Einbeere, etwas giftig ist."

„O bitte recht sehr," sagte Treumund, dem übern Essen und Trinken der Muth wuchs. „Sie sind sehr charmant gegen mich, Herr Archivrath, bei meiner armen Seele. Ich bin schon geschmeichelt, daß Sie meinen bescheidenen Namen kannten ohne ..."

„Kleinigkeit! Kleinigkeit!" fiel Bonian ein, „**berberis vulgaris**, sechste Klasse, aber es darf Sie nicht verdrießen, junger Mann. Nur ein Rindvieh kann Sie für **rumex acetosa** oder **rumex crispus** halten, am wenigsten für eine Sumpfscheuchzeria."

„Wollten der Herr Archivrath mir vielleicht zu erklären die Gewogenheit haben," frug Treumund, schon ganz herzhaft durch den genossenen Wein, „was Sie mit dieser Komparation abzuzielen belieben?"

„Wenn Sie mir versprechen, Ihr bischen Verstand anzustrengen, so will ich es versuchen, mich Ihnen deutlich zu machen," sagte der Archivrath, die Gläser füllend.

„O mit großem Vergnügen, Herr Archivrath! Mit größtem Vergnügen!" rief Treumund.

„Nun, so passen Sie auf!" begann Bonian. „Ich bin zu der Einsicht gelangt, daß die Erscheinungen der drei Reiche: Thierreich, Pflanzenreich und Mineralreich unter einander in gewisser Wechselbeziehung stehen, so zwar, daß jede Gattung in dem e i n e n ihre Vertretung auch in den beiden andern Reichen hat. Ich gebe Ihnen e i n Beispiel. Der Knoblauch, **allium sativum**, ist nach Geruch, schaliger Bildung und erregender Wirkung, was der Arsenik, **arsenicum nativum**, im Mineralreiche darstellt. Sie werden mir zwar sagen, daß der Arsenik eigentlich ein Gift sey, allein ich erwiedere Ihnen dann, daß Chausseesteine mit gleichem Rechte ein Gift genannt werden können, nämlich, wenn man sie ganz verschluckt. Im Thierreiche entspricht eine Gattung der Amphibien diesen Erscheinungen des Knoblauchs und Arseniks, das ist **rana bufo**, die Kröte. Reizen Sie ein solches Thier, so hat es denselben kennzeichnenden Knoblauchgeruch. Ich könnte Ihnen mit noch auffallenderen Verwandtschaften aufwarten, allein ich lasse es dabei bewenden. Sollten Sie diese Darstellung für müßige Spielerei halten, mein lieber **berberis vulgaris**, so wären Sie nicht klüger als jener Haufen strohköpfiger junger Leute, die aus Angst, leichtgläubig und blamabel zu erscheinen, alles Neue beschnüffelnd ..., bis es in einer approbirten Zeitschrift gestanden hat."

„O Herr Archivrath!" wehrte Treumund ab.

„Halten Sie gütigst das Maul, lieber Gast!" fuhr Bonian wüthend fort. „Ich sage Ihnen, die Menschheit wird alle Tage beschränkter und schablonenhafter, autoritätsnachbeterischer. Sie fürchten nichts m e h r, als originell zu erscheinen. O über dies Jammergeschlecht! — Doch trinken wir, Herr Studiosus! Sie sitzen ja da, wie ein Oelgötze." —

Die Gläser klangen gegen einander, wurden geleert und wieder gefüllt.

(Fortsetzung folgt.)

Londoner Originalitäten.

(S c h l u ß.)

Die Atlasgeblümte suchte eine Kinderfrau, es sollte aber eine seyn, die bei der Aristokratie gedient hätte, damit sie ihren Kindern Styl und Manier beibringen könnte. Dorothea saß so nah, daß sie das ganze Gespräch anhörte, das als ein Dokument menschlichen Schicksalstausches ihr merkwürdig schien.

Eine bleiche, gealterte Frau in Wittwentracht von hoher Gestalt ward vorgeführt, und da die kurze Dame natürlich sitzen blieb, mußte jene während der langen Verhandlung immer in gebückter Stellung bleiben.

Die Kurze war äußerst gesprächig und berichtete alle Fehler, die ihre bisherigen Kinderfrauen gehabt, um die Neue abzumahnen, in die nämlichen Sünden zu verfallen. Schon diese Plaudersucht, die bei einer englischen Dame einem fremden Dienstboten gegenüber etwas Unerhörtes ist, würde die Sprecherin als aus niederem Stande entsprossen bezeichnet haben, wenn nicht ihre Ausdrucksweise ohnehin das nämliche verrathen hätte.

Sie forschte zuletzt nach den Verhältnissen der vor ihr stehenden Kinderfrau, deren feine Züge und gewählte Aussprache ihrer Versicherung Glauben verschaffen konnten, daß sie noch nie gedient habe.

Sie sagte, daß sie dennoch alle Pflichten der Kinderstube verstünde, weil sie bei ihren eigenen Kindern ehemals Wärterinnen gehalten und selbst beaufsichtigt habe. Sie schien abgeneigt, über Dinge

Rede zu stehen, die nicht zur Sache gehörten, aber die kurze Dame ließ sie nicht los, bis sie ihr alles abgefragt hatte, was ihre Neugierde reizte.

Die ältliche Wittwe war an einen Kaufmann verheirathet gewesen, der Bankerott gemacht hatte und dann mit den Kindern nach Australien gegangen war. Sie hatte bei Verwandten abwarten sollen, bis die Ihrigen dort ein Geschäft gegründet, um dann nachzukommen. Statt dessen erhielt sie die Nachricht seines Todes.

Die Kinder waren erwachsen genug, um dort durch Arbeit ihr Brod zu verdienen und versprachen wiederzukommen, sobald sie sich ein Vermögen erworben. Die Mutter konnte sich den Verwandten nicht nützlich genug machen und sah sich genöthigt, in Dienst zu gehen.

Sie erwähnte, daß sie ihre Erziehung in einem Institute gehabt, und daß sie sogar Zeichnen und Klavierspielen gelernt habe; sie könne zwar nicht genug, um Gouvernante zu werden, doch hoffe sie kleinen Kindern mit ihrem Talent nützlich seyn zu können.

Die kurze Dame sagte, das Zeichnen wäre ihr schon ganz angenehm, aber die Musik sey nicht nöthig, denn dafür sey in ihrem Hause längst gesorgt. Sie hatte nämlich eine Drehorgel für die Kinderstube angeschafft, auf der die Wärterin Morgens und Nachmittags zwei Stunden spielen mußte. Sie erzählte, daß dies jetzt in den vornehmsten Kinderstuben Mode sey, weil es die beste und wohlfeilste Art sey, die Kinder von der Wiege an musikalisch zu machen. Endlich entließ sie die Wittwe mit der Bemerkung, sie wolle dennoch erst versuchen, ob sie eine Kinderfrau fände, die bei der Aristokratie gedient hätte.

Es schien ihr nach Allem heute mehr auf mannigfaltige Unterhaltung, als auf ihren Zweck anzukommen.

Dorothea hatte unterdeß ein Mädchen in's Auge gefaßt, welches zwei andere Damen vor ihr abgewiesen hatten. Mit diesem wechselte sie einige Fragen, und da ihr dessen offene Physiognomie gefiel, so versprach sie es zu engagiren, falls das Zeugniß der vorigen Herrschaft genüge. Ihre Freundinnen hatten ihr eingeschärft, daß sie sich nicht von ihrem Vertrauen hinreißen lassen sollte, anders als auf ein mündliches Zeugniß hin, ihr Haus einer oft fremden Person zu öffnen. Es kommt nämlich oft vor, daß sich Diebinnen, auf gefälschte Dienstzeugnisse hin, in arglose Familien einführen. Daß eine Dame der andern unter vier Augen nicht eine Warnung geben sollte, ist kaum denkbar, seit das Parlament durch ein Gesetz die zu große Gutmüthigkeit im Empfehlen untauglicher Dienstboten eingeschränkt hat.

Eine Dame nämlich, die durch eine bewußte Lüge einem unehrlichen Mädchen zu einer Stelle verhilft, kann bis zu 30 L. und mehr Schadenersatz angehalten werden. Wie man bei uns zu Lande sich hütet, Bürge für eines Menschen Zahlungsfähigkeit zu werden, ganz so kostspielig ist es, sich für „den guten Charakter“ einer Magd zu verbürgen. So nennt man nämlich das Zeugniß des Dienstboten, und je nachdem ein Mädchen länger oder kürzer im selben Hause gedient hat, kündigt sie sich in der „Times“ als eine Köchin von etwa dreijährigem oder neunmonatlichem gutem Charakter an u. s. w.

Das Mädchen, mit dem Dorothea sprach, hatte nur einen Charakter von einem Monat, und deßhalb mochte sie wohl Schwierigkeiten genug finden. Der Gebrauch fordert, daß das Mädchen die Dame, die sie entlassen hat, bittet, ihr einen Charakter zu geben, und diese bestimmt dann die Stunde, zu der die künftige Gebieterin sich bei ihr einfindet.

Nachdem diese Botschaft hin- und hergetragen ist, läßt die letztere Dame sich bei der andern melden und spricht die Formel aus:

„Ich komme, um den Charakter Ihres Hausmädchens zu erbitten!“ und dann beginnt die Konferenz, welche eine der seltenen Gelegenheiten gibt, in das Geheimniß eines fremden Hauswesens zu schauen.

Beim vorliegenden Falle erfuhr Dorothea, daß es nicht sowohl abstoßend, als eine Rücksicht für eine Dienstbotin ist, wenn man die mindeste Annäherung vermeidet, bis man den Willen hat, sie unter jeder Bedingung zu miethen.

Nämlich, keine Dame braucht einer entlassenen Magd mehr als Einmal einen Charakter zu geben, und hat man also diesen geholt und nimmt sie dann nicht, so hat sie ihren Charakter verloren und ist der entsetzlichsten Rathlosigkeit ausgesetzt.

So z. B. hatte jetzt die letzte Dame, bei der das Mädchen nur einen Monat gewohnt hatte, deren vorletzten, werthvollern, weil achtmonatlichen Charakter auch im Besitz.

Am folgenden Morgen erschien Dorothea bei der Charakterdame, deren Urtheil über das Mädchen dahin lautete, daß sie ehrlich und fleißig, aber sehr impertinent sey. Als ein Beispiel führte sie an, daß das Mädchen ihr schon am zweiten Tage einen Gutenmorgen gesagt habe, welches höchst respektwidrig sey.

Eine Hausmagd durfte ihrer Erläuterung gemäß nie eine Dame zuerst anreden, und da jene sich diese Unart nicht habe abgewöhnen können, so habe sie dieselbe nach dem ersten Monat entlassen.

Dorothea fragte nun, ob es sich mit dem vorletzten achtmonatlichen Charakter so verhalte, wie das Mädchen

ihr gesagt; die Dame bestätigte das, fügte aber hinzu:

„Ihre vorige Herrin war eine Amerikanerin, und das sind keine Ladies."

Trotz der Abmahnung engagirte die demokratische Hausfrau, die an dem vertraulichen Ton der dienenden Klasse keinen Anstoß nahm, das junge Mädchen und hatte keinen Grund, es zu bereuen.

Mannigfaltiges.

(Frauen und Glocken.) Sie sollen, wie behauptet wird, die größte Aehnlichkeit mit einander haben. Frauen und Glocken hört man oft so sehr weit; — Frauen und Glocken sind nicht vom härtesten Metalle; Frauen und Glocken geben den menschlichen Gedanken oft einen höheren Schwung; — Frauen und Glocken brummen oft lange nach.

Horch, welches Lärmen und Toben in jenem Hause! Die liebe Frau ist außer sich, der Zorn entstellt ihre schönen Züge, der Genius der holden Weiblichkeit flüchtet sich scheu und furchtsam und der Schooßhund verkriecht sich unter dem Sopha. Der Herr Gemahl hat ihr zu drei Ballkleidern das Geld versagt — nun stürmt sie im Hause umher und schüchtern schleicht der Ehemann durch das Hinterpförtchen in die „Eintracht", wo nach den strengen Statuten der Gesellschaft keine Weiber hinkommen dürfen. Der gute Mann hat eine Sturmglocke geheirathet.

Seht dort die fromme Frau — alle Sonntage früh um 9 Uhr und Nachmittags um 1 Uhr sitzt sie regelmäßig in der Kirche und singt, und alle Tage von 8 Uhr früh bis 10 Uhr Abends verleumdet sie ihre besten Freundinnen; aber doch gilt sie in der Welt für eine gar christliche Frau, ist aber nichts als eine kalte — Betglocke.

Kennst Du, lieber Leser, jene Frauen, die in Ohnmacht fallen, wenn sie bei einem starkduftenden Nelkenstock vorübergehen, und in Thränen zerfließen, wenn der Mann ihnen zumuthet, einmal durch die Küche zu gehen; welche erst den Endreim suchen, ehe sie das schreiende Kind befriedigen — und voll kranker Launen? Das sind zerbrechliche Geschöpfe — es sind — Glasglocken.

Wer mögen jene Damen seyn, welche so stolz daher rauschen in hochfahrendem Wesen, mit Nichtachtung herabschauen auf das gemeine Gesindel da unten, wie jener Thurm herabschaut auf die bescheidenen Wohnhäuser, die gebaut aus gleichem Stein und Holz, nur behaglicher, wärmer und nützlicher sind? Es sind Thurmglocken, die stets verlangen, daß man hinaufschauen und sich nach ihnen richten soll, hätte man auch den besten Chronometer in der Tasche.

Kennst Du jene entarteten Wesen, bei denen der Zauber weiblicher Schönheit nur die täuschende Hülle für das darunter verborgene Gerippe des Lasters ist, die ein frevelhaftes Spiel treiben mit den heiligsten Gefühlen — wehe dem, der in ihre Hände fällt, es sind — Armesünderglocken.

Aber siehe jene Frauen, sie blenden nicht — sie kokettiren nicht, sondern sind wirklich, was sie seyn sollen, sie lieben ihren Gatten, ihre Kinder und die Häuslichkeit, sie sind Schutzengel der Männer — das sind die Hausglocken.

„Beim Allah!" rief ein Mohammedaner in Algier, als er zum ersten Male einer Dame begegnete, welche eine Krinoline trug, „die europäischen Frauen tragen den Regenschirm unter ihren Kleidern."

Landwirthschaftliches.

Warnung für Thierzüchter, vom Bezirksthierarzt Triebig in Remlingen. Es kommt sehr häufig vor, daß Viehzüchter bei Rindern, welche mit Läusen behaftet sind, die Merkurial- oder auch die sogenannte Reutersalbe anwenden. Der Verfasser hat in seiner langjährigen Praxis die Wahrnehmung gemacht, daß die Anwendung dieser Mittel gegen die Läuse bei den damit behafteten Rindern die übelsten Folgen nach sich zog. Auch bei der geringsten Einreibung fraglicher Salben bekommen die Thiere die Merkurialkrankheit. Es tritt verminderte Freßlust ein; durch Einsaugen der Salbe mittelst der Hautgefäße erfolgen Anschwellungen aller lymphatischen Drüsen, schroffer Hautausschlag, Auflockerung des Zahnfleisches mit Speichelfluß, geschwollene Ohren und geschwollenes Maul, Afficirung der Lunge mit Husten, Anschwellen der Schamtheile beim weiblichen Geschlechte, und wenn diese Thiere nicht sogleich ärztlich behandelt werden, der Tod. — Nicht selten werden, ehe dieser eintritt, solche Thiere geschlachtet; der Genuß des Fleisches ist indeß sowohl für Menschen als Thiere höchst ungesund und von üblen Folgen. — Der Verfasser hält es daher im Interesse der Landwirthschaft für seine Pflicht, Oekonomen, sowie junge angehende Thierärzte, auf die Schädlichkeit dieser Mittel in vorkommenden Fällen besonders aufmerksam zu machen.

Auflösung der Homonyme in № 20:
Klatschen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 22. Freitag, 21. Februar 1862.

Graf Berberitzheim.

(Fortsetzung.)

„Dem Studenten schwebte schon lange eine Frage auf der Zunge, die nur der Respekt vor dem hohen Gastgeber bis jetzt gebunden hatte. Der Wein löste den Bann.

„Herr Archivrath, wenn ich nicht irrig bin," fing Treumund mit Ueberwindung der letzten Schüchternheit an, „wenn ich nicht irrig bin, so laborirten Sie grade daneben, als ich eintrat. Ich hoffte Jemanden zu finden, der mich zurechtwiese, und so sah ich durch diese Thüre. . . ."

„Ah so!" sagte Bonian vergnügt. „Ja, ja, ich habe einige Blumengeister rektifizirt und abgespiegelt. Doch davon verstehen Sie nichts, Saueracher, gar nichts."

„Eine junge Dame von entzückender Schönheit gewahrte ich im Spiegel," fuhr Treumund, der in Begeisterung gerieth, fort. „Ach, diese himmlische Anmuth! Herr Archivrath, ich kann das nicht mehr vergessen, ich fühle etwas in mir, was ich noch nie gefühlt habe."

„Berberitz, Berberitz, nehmt Euren armen Kopf in Acht! Ihr werdet mir hol's der Geier verrückt!" warnte Bonian lachend. „Euer Naturell ist ohnehin von Haus aus süß und hingebend. Mit Eurer Brühe lackirt man als unschädlichem Gelb das Kinderspielzeug."

„Herr Archivrath!" rief Treumund vom Weine erhitzt, die Hand auf's Herz legend, „Herr Archivrath, ich beschwöre Sie, haben Sie nicht Ihre Kurzweil mit meiner Unruhe, mit meiner Sehnsucht! Ich bitte Sie, zeigen Sie mir das Bild noch einmal!"

„Soll geschehen, ein andermal!" beschwichtigte Bonian. „Sey Er zufrieden, Saueracher!"

„Tausend Dank für Ihre Güte!" rief der Student. „Ha, ich werde sie wiedersehen, die holde Erscheinung! — Herr Archivrath, ich halte Sie beim Wort."

„Keine Angst, junger Freund," sagte der Archivrath. „Er ist mir stets ein angenehmer Besuch." Treumund verbeugte sich. „Und wenn ich also morgen oder übermorgen bei Herrn Baron von Bemmerlein . . ."

„Ei was, Baron von Bemmerlein!" fuhr Bonian dazwischen. „**Stachys palustris**, vierzehnte Klasse; bei uns Waldstocknessel. Nehme Er sich nur in Acht; für Ihn ist das keine Pflanze zum Gedeihen."

„Das wäre nicht gut," meinte Treumund plötzlich ganz kleinlaut. „Ich hoffte durch des Herrn Baron Gönnerschaft auf eine Pfarrerstelle, die er zu vergeben hat."

„Da hätte Er etwas Klügeres hoffen können," bemerkte der Archivrath. „Doch ich will Ihm kein schweres Herz machen. Packe Er sich also für heute nach Hause; hier ist ein Mantel; es ist kühl draußen. So, hänge Er ihn ordentlich um. Mache Ihm ein Präsent damit. Hopfgraser wird Ihm leuchten. Gute Nacht, und auf Wiedersehen!"

Der Student war über diesen kurzen Abschied nicht so sehr bestürzt, als darüber, daß Bonian wie ein Nebel vor seinen Augen verschwand. Hopfgraser, in einen dicken Pelz eingehüllt, leuchtete vor die Thüre.

„Herr, mein Gott, was ist denn das?" schrie Treumund, als die Thüre sich hinter ihm geschlossen hatte. Diese seine Verwunderung war allerdings wohlberechtigt, denn da er doch bei heißem Sommerwetter vor wenigen Stunden ins Haus getreten war, so wirbelten jetzt die Schneeflocken vom Winde hin und hergetrieben, und der nächtliche Himmel hing trüb und bleiern in die Straße herab.

„Wenn das mit richtigen Dingen zugeht!" seufzte Treumund und watete durch den Schnee dahin. Der Mantel des Archivraths that ihm jetzt gute Dienste, denn die Kälte war nicht gering. Er wickelte sich fest hinein und suchte in stummer Besorgniß seine Wohnung auf.

Es war ein zweistöckiges, schmales Haus in der Petersiliengasse, wo er bei einem Perrückenmacher seine Wohnung hatte. Das Stübchen lag zwei Treppen hoch zur Seite nach einem Winkel. Treumund stieg hinauf, öffnete und stand sprachlos auf der Thürschwelle.

Mit einem Blicke sah er die gänzlich veränderte Einrichtung des Stübchens, und einen neuen Bewohner, der im Schlafrocke vor dem Ofen stand.

Ein lästerlicher Fluch dieses Herrn mit der Aufforderung, entweder hinaus- oder hereinzugehen, bewog den unglücklichen Theologen, eilends der ersten Proposition zu entsprechen und die Treppe hinabzueilen. Im Hausgange stieß ihm der Perrückenmacher Herr Passepoil auf.

„Ei, Herr Studiosus Saueracher!“ rief der überraschte Hauswirth. „Da sind Sie ja wieder! Wo haben Sie denn ums Himmelswillen so lange gesteckt? Und kein Wort davon, daß Sie verreisen wollten?“

„Liebster Herr Passepoil,“ bat Treumund flehentlich, „ich ersuche dringend, mir zu erklären, wie das Alles zusammenhängt. Mein Zimmer ist besetzt . . .“

„Ei ich bitte Sie, Herr Studiosus,“ entgegnete der Perrückenmacher, „wie kann denn das anders seyn? Zu Johanni vorigen Jahres gingen Sie fort und jetzt im Januar kommen Sie zurück? Sollten wir wohl das Logis ewig leer stehen lassen? Das werden Sie doch gewiß nicht begehren; zudem Sie auch kein Sterbenswörtchen hinterließen. Ihre Sachen haben wir zu Ihrem Landsmann bei Kaufmann Bommelcamp bringen lassen.“

„O, du meine Güte, welch' eine schreckliche Verkettung von Umständen, der ich zum Opfer gefallen bin!“ rief Treumund, den Mantel auseinanderschlagend. „Sehen Sie doch nur, bester Herr Hauswirth, und erkennen Sie, daß dies der Anzug ist, in welchem ich vor höchstens fünf bis sechs Stunden bei Herrn Baron von Bemmerlein eine Visite zu machen beabsichtigte; und wenn, wie Sie sagen, jetzt Januar des folgenden Jahres geschrieben wird, so hat mich ein Herenspuck um die dazwischen liegende Zeit betrogen.“

Der Perrückenmacher sah den Studenten von oben bis unten sonderbar an, zuckte die Achseln und sagte: „Hm! hm! Ja so! ich empfehle mich gehorsamst.“

Damit ging er in seinen Laden und ließ Treumund stehen. Dieser lenkte seine Schritte in tiefster Betrübniß zum Hause des Herrn Bommelcamp, um nach seinem Landsmann, dem Studiosen der Medizin, Herrn Lechleitner, zu fragen. Derselbe war zu Hause und empfing seinen Freund mit derselben Ueberraschung wie der Perrückenmacher.

„Ich bitte Dich, lieber Saueracher,“ hob der Mediziner auf dessen getreue Darstellung seines Abenteuers an, „erzähle dies um Gotteswillen nicht weiter, Du würdest sonst zum Kinderspott. Du kannst Dir ohnehin gratuliren, daß ich Dich nicht für verrückt halte.“

„Dacht' ich's doch wohl!“ seufzte Treumund. „O, ich Unglückskind! Wer wird mir glauben, daß ich als **berberis vulgaris** mit **paris quadrifolia** soupirt habe und von einer Heuschrecke bedient worden bin? Wer hält für möglich, daß Herr Archivrath Bonian, um sich einen artigen Scherz mit mir zu erlauben, die Stunden unseres Zusammenseyns zu Monaten erstreckt haben könnte?“

Mit solchen Ausrufungen und Seufzern brachte Treumund die Nacht herbei und schlief in dem Stübchen, das ihm der Landsmann eingeräumt hatte, erst spät in schweren Sorgen ein.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Haus, worin es spuckte.

Von Paul Trede.

1.

„Das Alles war ganz räthselhaft und dunkel.
Wohl Mancher schüttelte den Kopf bedächtig
Und sagte bei sich selbst nicht ohne Grauen:
Gott steh' uns bei, — das Haus da ist behext!“
Hood.

„Ihr fragt, ob ich je einen Geist gesehen? — nun freilich; „Geist“ ist eigentlich nicht der moderne Name für solche Erscheinungen, man nennt sie jetzt Illusion, optische Täuschung, Phantasie oder Gott weiß, wie sonst noch. Das thut indeß nichts zur Sache. Eine Rose würde eben so süß duften, wenn sie auch einen weniger poetischen Namen hätte. Ja, gesehen habe ich allerdings einen solchen Geist, und, was noch mehr sagen will, ich habe ihn sogar zu fassen gehabt!“

„Einen wirklichen Geist, Tante?“

„Nun ja, was man damals so nannte; — ich kann Euch versichern, daß jener Geist, mit dem wir es heute Nacht vor dreißig Jahren zu thun hatten, keineswegs eine optische Täuschung war.“

„In der That? Und Du hast ihn mit eigenen Augen gesehen? Bitte, erzähle uns die Geschichte, liebe Tante, Du hast uns ganz neugierig gemacht.“

„Meinetwegen, wenn ihr sie hören wollt, ich habe nichts dagegen.“

Dieses Gespräch fand am Abend des 31. Oktobers statt, am Allerheiligenabend, einer Zeit, die, wie

jeder in Geistergeschichten Bewanderte weiß, ganz besonders geeignet ist zur Erzählung grauenhafter und wunderbarer Abenteuer. Draußen wehte ein heftiger Nordweststurm und schlug den Regen schauerweise prasselnd gegen die Fenster; aber im Kamine brannte ein lustiges Feuer und machte das Zimmer traulich und warm. Wir hatten noch kein Licht angezündet, weil der Vater noch nicht daheim war. Sein Amt als Prediger von Lindenheim hatte ihn noch spät an ein Krankenbett gerufen, von dem er noch nicht zurückgekehrt. So setzten wir uns denn Alle mit großer Neugier und Spannung um das Feuer, und Tante Lene mußte ihre Geistergeschichte erzählen.

„Es ist nun schön so lange her", begann sie, „daß ich mich der Jahreszahl kaum noch erinnern kann, als wir aus dem alten Landhause in die Stadt zogen. Unsere Familie bestand damals aus Eurer Großmutter, Eurer Mutter, meiner Wenigkeit und zwei alten Familiendienstboten.

Dieser Umzug war das erste große, denkwürdige Ereigniß in meinem Leben sowohl, als auch in dem meiner Schwester Louise, Euerer lieben Mutter. Wir hatten keine Idee von einer Stadt, da wir nie etwas Anders gesehen hatten, als das kleine Kirchdorf Tannberg, etwa zwei Meilen von unserm Wohnorte entfernt; — und wenn auch Ulmenau ohne Zweifel zu jenen altmodischen, geräuschlosen Städten gehört, die Jahrhunderte hindurch ohne merklichen Wechsel in eintöniger schläfriger Weise fortvegetiren, so erschien sie uns doch, die wir aus dem abgelegenen, einsamen Weiler kamen, als eine ganz neue Welt, als eine Art Paradies, voll Leben, Unterhaltung und Geschäftigkeit.

Wir erreichten unsere neue Wohnung in der Kirchenstraße, gerade am Abende des letzten Oktobers.

Zuerst, wie gesagt, war dieser Wechsel bezaubernd für uns. Wir wurden nie müde, die Straßen auf und ab zu gehen, die Firmen und Schilder zu lesen und, als wir nach und nach ein wenig dreister wurden, in den Läden die wunderbaren Schätze an Seidenwaaren, Bändern und Spitzen, an Gold- und sonstigen Schmucksachen, überhaupt alle Herrlichkeiten, welche die Schaufenster darboten, mit sehnsüchtigen und bewundernden Blicken zu betrachten. Ich glaube, es gibt nichts in der weiten Welt, was mir jetzt ein so reines inniges Vergnügen gewähren könnte, wie ich es damals während der ersten sechs Monate in Ulmenau empfand, als der Reiz der Neuheit noch mit seinem mächtigen Zauber auf uns wirkte. Louise ging es ebenso; wir hielten die Stadt für das neue Arkadien, wo Alles Poesie und Romantik war und verglichen sie nicht selten mit den Scenen aus „Tausend und eine Nacht", wovon uns die Mutter zuweilen erzählte. Fanden wir eine Straße, wo wir noch nicht gewesen, und mochte sie noch so schmal und unsauber seyn, sie wurde mit dem größten Interesse durchforscht. Oftmals schlenderten wir Stunden lang umher in der Nähe alter verfallener Baracken, deren Fenster mit Papier verklebt waren und lauschten auf das, was im Innern derselben vorging. Und zu all' diesem Wunderbaren kam noch die täglich wiederkehrende Erfahrung, wie bequem man es doch an einem solchen Orte habe. Wir konnten uns Anfangs kaum an die Idee gewöhnen, daß wir, wenn wir z. B. Stickwolle, Seide oder Nähnadeln brauchten, nur über die Straße oder eben um die Ecke zu gehen hatten, während früher bei den geringsten Bedürfnissen das Pferd angespannt werden mußte und wir, manchmal bei dem abscheulichsten Wege und Wetter, die zwei langen Meilen bis nach Tannenberg fahren mußten. Ebenso seltsam, obgleich nicht minder angenehm kam es uns vor, daß wir, wenn wir zum Thee aus waren, höchstens ein paar hundert Schritte zu gehen hatten, während früher nicht daran zu denken war, eine solche Visite überhaupt zu Fuß abzumachen; damals mußten schon vor Sonnenuntergang die Pferde angespannt werden zur Heimfahrt, wogegen wir jetzt öfters so lange blieben, bis es Zeit war, zu Bette zu gehen.

Und dann — wie nett war es, daß man auf dem sauberen Pflaster überall hin trockenen Fußes gehen konnte, statt daß wir früher auf dem Lande oft im Schmutz waten mußten und manchmal sogar vollständig von aller Welt abgeschnitten waren! Dann war es namentlich im Herbst gar nichts Seltenes, daß die Wege bei anhaltendem Regenwetter selbst für Fuhrwerk unpassirbar wurden.

In der That, wir Alle waren mit diesem angenehmen Wechsel dermaßen zufrieden, daß wir uns freuten, wie das Pferd hinten im Stall so blank und fett wurde, daß Niemand daran dachte, den altmodischen, bestaubten und verschimmelten Wagen wieder aus dem Schuppen hervorzuziehen. Aber wenn schon der Herbst uns ländlichen Strömern die Stadt in einem so bezaubernden Lichte erscheinen ließ, was sollten wir erst von dem Winter sagen, wo Bälle und Concerte und Abendpartieen mit einander abwechselten und es schien, als ob das Vergnügen kein Ende nehmen sollte.

Ich hätte schon erwähnen sollen, daß wir, als wir zuerst in die Stadt kamen, nur eine einzige bekannte Familie dort hatten, das war die unserer Tante Harring. Die Familie war allerdings nicht klein, es waren viele Kinder dort. Mehrere Söhne

und Töchter waren bereits erwachsen, und unter diesen war unser theurer Kousin Karl der älteste und hübscheste, der wildeste und zugleich der beliebteste. Ja, lacht nur nicht, Kinder, es ist die reine Wahrheit, Euer Papa war in jenen Tagen ein rechter Wildfang, und Niemand hatte wohl damals eine Ahnung davon, daß er je ein so braver, ehrbarer und respektabler Pfarrer werden sollte. Er war es ganz besonders, der all unsere unschuldigen Freuden und Amusements theilte, der uns überall hinführte, wo es vergnügt und heiter zuging, ausgenommen ins Theater — das litt die Großmutter nicht, weil es sich nach ihrer Ansicht für einen angehenden Geistlichen nicht schickte.

So verging der Winter in der angenehmsten Weise, — jener Winter, der, ohne daß wir es ahnten, so bedeutsame Folgen haben sollte. Denn ihr müßt wissen, Kinder, daß unser wilder Cousin Karl, der jetzige Pfarrer von Lindenheim, eben in jenem Winter ganz im Stillen das Herz meiner Schwester Louise, Eurer seligen unvergeßlichen Mutter, gewann.

Die Zeit verging und wie Alles, was man täglich vor den Augen hat, nach und nach seinen Reiz verliert, so ging es auch hier, und bevor noch der Winter vorüber war, hatten die Straßen, die Läden mit ihren Schaufenstern, kurz all' die Wunder und Sehenswürdigkeiten der Stadt mit dem Reiz der Neuheit auch ihren Zauber für uns verloren.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Die „Straits Times" von Singapore erzählt folgenden schrecklichen Vorfall. Drei Matrosen von einem amerikanischen Kauffahrer badeten sich an einem Sonntage an der Seite des Seeschiffs, als plötzlich einer von ihnen von einem Hai ergriffen wurde. Das Ungeheuer packte ihn zuerst an der Schulter, aber mit solchem Ungestüm, daß die Beute dem Rachen wieder entglitt und mehrere Fuß hoch aus dem Wasser geschleudert wurde. Dann ergriff der Hai den entsetzlich nach Hilfe Schreienden wieder am Rücken und zuletzt am Halse, und verschwand darauf mit ihm. Das Alles geschah vor den Augen der Kameraden an Bord, welche augenblicklich ein Boot herabließen und, nachdem sie die beiden andern Badenden aufgenommen hatten, nun nach dem Verunglückten suchten. Nach kurzer Zeit kam der Hai in einiger Entfernung vom Boot zum Vorschein, im Rachen den Körper, den er schüttelte wie ein Hund eine gefangene Ratte! Der Steuermann bewaffnete sich mit einem Enterhaken und ruderte auf den Hai zu, welcher so mit seinem Schlachtopfer beschäftigt war, daß er sich mehrere Male verwunden ließ, ehe er wieder untertauchte. In dem Glauben, ihn tödtlich getroffen zu haben, ruderten die Bootsleute nach dem Schiffe zurück, aber noch hatten sie es nicht erreicht, als der Hai sich wieder eben so wie vorher zeigte. Jetzt nahm man eine Harpune; wiederum ließ der Hai die Verfolger nahe herankommen, und erst, als die Harpune ihn getroffen hatte, tauchte er unter, während man die Leine ablaufen ließ. Das Boot wurde dadurch eine Strecke fortgezogen, bis ein zweites zu Hilfe kam und das Ungestüm endlich mit verschiedenen Lanzenstichen erlegt wurde. Während es darauf, noch zuckend, an Bord aufgewunden wurde, brach es den größten Theil dessen, was es verschlungen hatte, aus, und als man den Magen öffnete, fand man darin außer einigen unkenntlichen Resten eine ganz verschlungene achtpfündige Blechbüchse mit Fleischkonserven. Der Fisch war von der Gattung, die unter dem Namen Grundhai bekannt ist, und ungefähr 10 Fuß lang. Der Umfang seines Körpers war ungewöhnlich stark und ergab 8—9 Fuß.

Abermals ein **Perpetuum mobile!** Ein Erlauer Einwohner, D. Fischer, will eine Maschine erfunden haben, welche bis 24,000 Pferdekraft entwickeln, sich ununterbrochen über 5000 Jahre bewegen, um in Gang zu kommen nur der Kraft von vier Mann, welche überdies nur sechs Stunden thätig zu seyn brauchen, bedürfen und zu allem Erdenklichen anwendbar seyn soll. Der Erfinder hat bereits ein Modell dieser Maschine angefertigt, mit welchem er demnächst nach Wien zu kommen gedenkt.

Mehrere Blätter hatten kürzlich nach Eickemeyer, Vehse und Hormayr berichtet, den Räubern von Schiller liege insoweit ein geschichtlicher Stoff zu Grunde, als dieses Stück auf dem tragischen Geschick eines Herrn von Sickingen basire, der noch vor dem Einschreiten des zu Hilfe gezogenen Reichshofraths „in seinem finstern Thurme verblichen" sey. Nun ist aber der alte Sickingen um das Jahr 1786 gestorben, „die Räuber" dagegen waren bereits 1780 vollendet, ein Beweis, daß der Dichter dieser Katastrophe seinen Stoff nicht entnommen haben kann.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 23. Sonntag, 23. Februar 1862.

Graf Berberitzheim.

(Fortsetzung.)

Andern Tags wollte er seinen gewöhnlichen Platz am Freitische der Stipendiaten einnehmen; allein der Vogt wies ihn zurück mit der Eröffnung, daß er wegen ungeziemender unentschuldigter Unterbrechung seiner Studien und muthwilligen Entweichens von der Akademie des Benefiziums entkleidet worden sey.

Das war das härteste für den armen Theologen. Der Dekan der Fakultät, an welchen er sich sogleich wendete und dem er sein Abenteuer auch erzählte, hätte ihn beinahe vom Pedellen verhaften lassen, weil er glaubte, der Studiosus Saueracher habe es auf Spott und Hohn angelegt.

Im Hinterstübchen einer Garküche, wo er sich einen Teller Linsensuppe hatte reichen lassen, in die seine Thränen reichlich flossen, hatte Treumund seine Gedanken erst wieder zu sammeln vermocht.

„Ich gehe zum Archivrath, und das auf der Stelle. Er muß helfen — und ach! ich werde auch sie wiedersehen, die holde Schöne! . . .“

Dies war das Resultat seines Nachdenkens.

Eine halbe Stunde später klopfte er, da auf wiederholtes Klingeln Niemand kam, an einem Fensterladen der Bonian'schen Wohnung.

Der Laden öffnete sich und hinter den Fensterscheiben wurde der Archivrath sichtbar. Er nickte dem Studenten zu und kam selbst heraus, ihm die Thüre aufzuriegeln.

„Herr Archivrath! gütigster Gönner! verehrungswürdigster Herr!“ rief Treumund, als sie im Zimmer waren. „Sie sehen vor sich den unglücklichsten, geschlagensten Menschen auf der ganzen Erde. Ihr Scherz, den Sie mit mir beliebten, hat mich dazu qualifizirt. Ach! Sie haben mich der Ruhe meines Herzens und meines Stipendiums zu gleicher Zeit verlustig gemacht! Während ich Stunden bei Ihnen verweilt zu haben glaubte, waren es Monate, und so hat man meine Wohnung ausgeräumt, meine Benefizien eingezogen und meinen Platz am Freitische kassirt, vermeinend, ich sey muthwillig oder böslich davongelaufen. Während dies Alles auf mich einstürmt und ich beim Versuche der Entschuldigung obendrein in Gefahr komme, für närrisch gehalten zu werden, wühlt in meinem Busen die heftigste Sehnsucht nach dem Bilde, das Sie mir gestern, oder besser gesagt, bei meinem ersten Besuche zeigten. Sie haben mein friedliches, ruhiges Herz damit in eine Stätte der Leidenschaft verwandelt, und so stehe ich da, hin- und hergerissen von Angst und Pein, Kummer und Sehnsucht. Helfen Sie mir, Herr Archivrath! Sie können es allein!“

Erschöpft war der Student nach dieser Anrede auf einen Stuhl gesunken.

Der Archivrath schüttelte lächelnd den Kopf von vorn nach hinten und sprach mit ungemeinem Wohlwollen:

„Was kümmern mich, den Archivrath Fruktuosus Bonian, Seine dummen Streiche, Studiosus Saueracher? Ich hätte Lust, Ihn von Hopfgraser hinausprügeln zu lassen, wenn es dem bei der Kälte nicht so elend zu Muthe wäre; ich begnüge mich jedoch mit der Versicherung, daß mein Wunsch ist, Er säße auf dem Blocksberge.“

„Herr Archivrath!“ schrie Treumund verzweifelnd.

„Schrei Er nicht so ungehörig,“ fuhr Bonian, die Ausrufung Treumunds unterbrechend, fort: „Ich habe für Ihn keinen besseren Bescheid, und damit Basta! Doch würde mir sehr gedient seyn, wenn Er seinen Landsmann, Herrn Studiosus Lechleitner, den Dekan seiner Fakultät und den Professor der Physik, Herrn Grundmaus, auf morgen Nachmittag zu mir bescheiden wollte; den Ersteren könnte Er wohl ohne weiteres mitbringen; für die beiden Andern nehme Er diese Billette mit. Also morgen Nachmittag Punkt zwei Uhr. Wir werden einen Löffel Suppe nehmen; vergesse Er nicht, Seinen Landsmann davon

zu unterrichten. Die Sehnsuchtsgefühle schlage Er sich einstweilen aus dem Sinne. Vor den ersten sechs Wochen kann ich mit Blumen nicht experimentiren, Er einfältiger Mensch. So nehme Er doch nur Vernunft an, und nun Adieu."

Der Dekan der theologischen Fakultät erhielt desselben Abends folgendes Billet:

„Archivrath a. D. Bonian erbittet sich von Herrn **Professor theol.** N. N. die Ehre zum Mittagessen auf morgen Nachmittag zwei Uhr, und rechnet auf Zusage, indem ein höchst interessantes physikalisches Problem auf ergötzliche Weise zum Dessert gelöst werden wird."

Der Professor der Physik, Herr Grundmaus, sah sich auf gleiche Weise invitirt.

Andern Tags um halb drei Uhr dampfte in Bonian's Staatszimmer die Suppenschüssel auf dem Tische, der mit dem feinsten Linnen gedeckt, mit Silbergeschirr und Krystallvasen fast überladen war, und um den der Archivrath, der Dekan, der Physiker Grundmaus, sowie die Studiosen Lechleitner und Saueracher saßen.

„Sie haben," hob der Gastgeber nach dem ersten Anstoßen der Gläser an, „Sie haben, meine hochzuverehrenden Herrn, unsern lieben Saueracher des böslichen Entweichens seit Johanni vorigen Jahres geziehen; und ich kann heilig versichern, daß er blos mit mir zu Abend gegessen hat, wobei wir allerdings ein wenig lange sitzen blieben. Ich werde Ihnen durch ein Beispiel den Beweis der Wahrheit liefern. Fürchten Sie nicht, daß Sie beim Heimgehen etwa Sommerwetter draußen finden — ich würde mir nicht erlauben, Ihnen einige Monate Ihrer kostbaren Zeit zu stehlen, allein es gibt andere eben so augenscheinliche und schlagende Beweise. Ich werde sie führen, nur bitte ich jeden der Herren auf Parole um strenges Schweigen über das, was sich entwickeln wird. Ich versichere, daß alles zur vollständigsten Satisfaktion meiner verehrlichen Gäste ablaufen soll. Sie, Herr Professor Grundmaus, sind namentlich als Sachverständiger gebeten, recht streng zu prüfen."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Haus, worin es spuckte.

(Fortsetzung.)

Als der Frühling kam, waren wir des Stadtlebens beinahe ein wenig überdrüssig geworden. Mit dem April kam eine Art Frühlingsfieber über uns, eine Sucht zu säen und zu pflanzen und nirgends war nun ein Fleckchen Boden für uns, wo etwas wachsen konnte; es gab nichts für uns zu säen und zu pflanzen. Vier verkümmerte Bäume, deren Wurzeln unter dem harten Pflaster wohl nur spärliche Nahrung fanden, waren Alles, was von der Vegetation in unsere Nähe kam, und sie sahen ebenso verlassen und heimathskrank aus, als wir selbst. Unsere Mutter sehnte sich nach ihren Hühnern und Küchlein und wir Alle empfanden den Mangel unserer Küche schmerzlich.

„Könnten wir nur ein Haus in der Vorstadt bekommen," sagte seufzend die Mutter, „mit etwas Land und einem Garten, so daß wir ein paar Kühe und Hühner wieder halten könnten. Das wäre eine schöne Sache, wir könnten dann doch immer leicht in die Stadt kommen."

„Freilich, wenn sich das machen ließe," erwiederte ich. „Wir könnten dann Beides genießen, das Landleben wie das Stadtleben."

„O, das wäre lustig, lustig, lustig, lustig!" rief Louise, den Refrain eines bekannten Liedes citirend.

„Nun, wir müssen die Augen offen haben und sehen, was sich machen läßt," erwiederte die Mutter.

Die Straße, an welcher wir wohnten, war schmal und dicht bebaut, sie führte aber gerade durch den Hauptverkehrstheil der Stadt und war deßhalb sehr lebhaft, denn alle Landleute aus der Umgegend, welche ihre Produkte an den Markt brachten, mußten dieselbe passiren.

Unter Denen, welche tagtäglich zur Stadt kamen, war ein alter Mann, ein gar seltsamer, excentrischer Charakter, dessen sich die Einwohner von Ulmenau noch recht gut erinnern müssen.

Damals gab es wohl keine Seele in der ganzen Stadt, die nicht Dr. Horn gekannt hätte. Wer ihn einmal gesehen hatte, der vergaß ihn so leicht nicht wieder. Dr. Horn trug nämlich einen aufgekrämpten Hut, eine gepuderte Perücke, einen schwarzen Rock mit langen Schößen, eine sehr lange Weste mit zwei Reihen silberner Knöpfe, ein Vorhemd mit Krause, Kniehosen, lange Strümpfe und Schnallenschuhe; ein dünnes Rohrstöckchen mit vergoldetem Knopf vollendete seine Erscheinung. Er hatte in seinen alten Tagen vollständig das Kostüm beibehalten, das in seinen Jünglingsjahren Mode gewesen war.

Dieser Mann wurde jeden Morgen in einem kleinen zweiräderigen Fuhrwerk in die Stadt hereingefahren und zwar von einem alten Diener, der kaum weniger altmodisch aussah als er selbst, und regelmäßig jeden Abend fuhren sie wieder hinaus.

Natürlich war der Doktor ein fortwährender Gegenstand unserer Neugierde und das Wenige, was wir über seine Verhältnisse erfuhren, konnte nur unser Interesse an ihm vermehren.

Cousin Karl erzählte uns, daß er ganz allein in einem abgelegenen Landhause wohne, ohne Familie und ohne Gesellschaft, ausgenommen den alten Diener,

mit dem er immer gesehen wurde. Seine Wohnung habe den speziellen Namen „Weidenhof" und der Doktor stehe in dem Rufe großer Geschicklichkeit, obgleich seine Praxis als Arzt in der Stadt sich im Allgemeinen auf seine älteren Zeitgenossen beschränke.

Das war so ziemlich Alles, was wir mit Bestimmtheit über ihn erfahren konnten. Daneben waren allerdings noch verschiedene Gerüchte im Umlauf. So hieß es, daß er vor mehreren Jahren ein außerordentlich schönes junges Mädchen geheirathet, das dazu überredet oder wohl gar gezwungen worden sey, ihre Jugend und Schönheit sowohl, als auch eine frühere Neigung zu einem Andern dem Reichthum des alten Doktors zum Opfer zu bringen.

Das kurze Leben dieser schönen jungen Frau sey verbittert worden durch die grenzenlose Eifersucht des Herrn Gemahls und ihr plötzlicher Tod unter verdächtigen Umständen hätte keineswegs dazu beigetragen, den Unwillen und die Abneigung des Publikums gegen den Doktor zu überwinden; im Gegentheil, man flüsterte sich seitdem die ernstesten Vermuthungen hinsichtlich dieses Todesfalles zu.

Ihr könnt Euch denken, Kinder, daß durch solche Gerüchte unser Interesse an dem Doktor gewissermaßen einen etwas unheimlichen Charakter annahm. Unsere Blicke folgten ihm mit größerer Aufmerksamkeit. Seine harten, scharfen Züge, seine tief eingesunkenen Augen, sein dünner grauer Bart, überhaupt die ganze magere und etwas gebeugte Figur des Mannes in der seltsam altmodischen Tracht konnten allerdings bei denen, die ihn zum ersten Male sahen, ein gewisses unheimliches Gefühl, eine Art instinktmäßige Abneigung sehr wohl hervorrufen; wenigstens schien es uns damals so.

Mochte er nun damals seyn, was er wollte — so viel ist gewiß, wir waren nicht wenig erschrocken, als eines Tages die Neuigkeit erzählt wurde, daß man den Doktor bei Tagesanbruch todt in seinem Bette gefunden habe, mit zwei dunklen Flecken an seinem Halse, wie vom Druck eines Daumens und eines Fingers.

Fast mit der Schnelligkeit des Blitzes verbreitete sich die Schreckenskunde in der Stadt. Die lange geschlossenen Thüren des Weidenhofes öffneten sich auf einmal dem Publikum und seine dunklen Gemächer dem Sonnenlicht.

Schaarenweis zogen die Leute hinaus, um ihn zu sehen; der alte Diener wurde ins Verhör genommen und wieder entlassen, da kein Verdacht auf ihm ruhte, überhaupt konnten die Gerichte nach keiner Seite hin auch nur die geringste Spur eines Mörders entdecken, und man entschied sich endlich dahin, daß der alte Mann doch wohl an einem Schlagflusse in seinem Bette gestorben sey. Es gab indeß viele, die den Kopf schüttelten und nicht recht glaubten. Der alte Diener kam später ins Armenhaus und der Weidenhof ging an die nächsten Verwandten des Doktors über.

Dies Alles hat sich im Monat Mai zugetragen, und Anfangs Juni wurde das Wetter schon so heiß und die Straßen so dürr und staubig, daß das Stadtleben uns unerträglich wurde. Während des Winters hatte die Stadt uns einen angenehmen Kontrast gegen das Landleben geboten, — während des Sommers war aber gerade das Gegentheil der Fall, und wir wären Alle gern wieder in unsere alte Wohnung gezogen, wenn sich das nur hätte arrangiren lassen.

Da kam eines Morgens unser Cousin Karl herein mit der Nachricht:

„Der Weidenhof ist zu verpachten; wenn Ihr Lust habt, auf dem Lande zu wohnen, wäre dies eine gute Gelegenheit."

„Der Weidenhof!", riefen Louise und ich, „das wäre in der That nicht so übel; was meinst Du, Mama?"

„Wer besorgt die Verpachtung?" fragte Eure Großmutter.

„Nun," fuhr Karl Harring fort, „der Agent ist zwar augenblicklich verreist, aber ich habe den Schlüssel von seinem Schreiber bekommen, und wenn Ihr die faule Betty einmal anspannen wollt, so will ich Euch gern hinausfahren, damit Ihr Euch die Lokalitäten besehen könnt. Ich denke, sie werden es billig wegschlagen, denn die Erinnerungen, welche mit diesem Orte verknüpft sind, schrecken manchen Pächter ab. Etwas unheimlich und grausig ist es dort allerdings, aber eine beherzte und gesetzte Frau wie Du, liebe Tante —"

(Fortsetzung folgt.)

* Künstliche Fischzucht.

In der Graffschaft Perth in Schottland soll die künstliche Fischzucht, und zwar zur Erzeugung von Salmen, mit großem Erfolge betrieben werden. So hat unter Andern auch ein Herr Buist Fischereien in dem Taiflusse. Dieser ließ nun in einem zum Zwecke der künstlichen Fischzucht eingerichteten Teiche bei Stormontfield in der Zeit von zwei Jahren 300,000 Stück Salme künstlich erzeugen und in dem genannten Flusse aussetzen. Der Erfolg davon war, daß der Ertrag des Fischfanges auf dem Taiflusse sich auf jährlich 70,000 Stück Salme hob, während in allen übrigen schottischen Flüssen keine Zunahme

in der Anzahl der Fische bemerkbar war. Die jährliche Geldrente hieraus soll sich auf 10,000 Pfd. St. belaufen. Wie sehr die Vermehrung der Fische durch die künstliche Fischzucht im Gegensatze zur natürlichen gesteigert werden kann, geht uns aus den Beobachtungen eines Hrn. Stoddart hervor. Nach demselben zieht jedes Paar Salme, obgleich es im Durchschnitte 30,000 Eier erzeugt, nicht mehr als circa 5 Fische, während dieselbe Zahl von Eiern, in einem Zuchtteiche sorgfältig beschützt, ungefähr 800 erzeugen kann. Auch im jenseitigen Bayern bestehen schon seit mehreren Jahren Vereine zum Zwecke der künstlichen Fischerzeugung; die Fischerclubs in München, Reichenhall, Berchtesgaden, Burghausen, Waldsassen, Regen und der an der Pegnitz haben durch ihre Fischbauanstalten in wenigen Jahren solch vorzügliche Resultate erzielt, daß jetzt schon der Reichthum an Edelfischen in vielen Flüssen Ober- und Niederbayerns, der Oberpfalz und Mittelfrankens bemerkbar wird.

Mannigfaltiges.

Zur Zeit der Weltausstellung in London soll von einem internationalen volkswirthschaftlichen Kongreß die Frage über ein Weltmaß und vornehmlich über eine Weltmünze auf's Neue einer eingehenden Erörterung unterzogen und wo möglich ihrer Lösung nahe gebracht werden.

Die Seeschlange ist wieder da und zwar vor der Pariser Akademie. Die „Schlesische Zeitung" theilt den Bericht mit, welcher das Zusammentreffen des französischen Schiffes „L'Alecton" mit dem Seeungeheuer schildert und den Marschall Vaillant der Akademie vorgelegt hat. Die Akademie soll den Einzelheiten des Berichts große Aufmerksamkeit geschenkt haben.

In Wien werden jährlich 2600 Stück Klaviere im Werthe von 800,000 fl. erzeugt. Der Absatz derselben im Auslande hatte während der Kriegsjahre abgenommen, ist aber gegenwärtig wieder im Steigen begriffen. Die gesammte Klavierproduktion von Europa und Amerika repräsentirt jährlich einen Werth von 30 Mill. Gulden.

Ein Grazer Kaufmann kündigt Briefpapier zum Verkaufe an, auf welches das Bildniß des Bestellers, wenn dieser es wünscht, photographirt wird. Nach einigen Probeexemplaren zu schließen, nimmt sich solches Briefpapier mit Photographieen recht hübsch aus und dürfte sich bald weiterer Verbreitung erfreuen.

Mein Loos.

O gib dich nicht dem süßen Traume hin,
Du armes Herz, und fürchte seine Tücke!
Es schmeichelt dir mit unbekanntem Glücke,
Um ins Verderben dich hinabzuzieh'n.

Dir ist kein Glück auf dieser Welt beschieden!
In stummem Schmerze mußt du dich verzehren;
Und was die Hoffnung scheinet zu gewähren,
Das ist es, was dir raubet deinen Frieden.

Laß ab von diesem trügerischen Spiel,
In dem du immer Alles hast verloren;
Das Schicksal hat sich wider dich verschworen,
Und nachtumhüllt ist deiner Wünsche Ziel.

O hoffe Nichts mehr! Alles ist vorüber!
Das stolze Luftgebäude, das du trunken
Dir aufgeführt, ist hinabgesunken,
Und deiner Zukunft Himmel wird stets trüber.

Mich treibt, mit Gott zu hadern,
Verzweiflungsvolle Wuth,
In Hirn und allen Adern
Tobt mir der Hölle Gluth.
Ward mir zur Qual das Leben,
Dies flache Gaukelspiel;
Ward mir zum Fluch gegeben
Dies glühende Gefühl?

Du stößest mich zurücke
Und schützest vor die Pflicht,
Doch von dem süßen Glücke
Der Liebe sprichst du nicht.
Dahin ist all' mein Hoffen,
In Nacht gehüllt mein Lauf,
Ein Weg nur steht mir offen,
Er nimmt mich willig auf.

Daß ich mich dir ergeben
Im Leben und im Tod,
Daß ich mein junges Leben
Zum Eigenthum dir bot,
Das ist mein ganz Verbrechen,
Dem streng den Stab du brachst;
Willst du es damit rächen,
Daß du mich elend machst?

An Frl. M. K. in Z. von X.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 24. Dienstag, 25. Februar 1862.

Graf Berberitzheim.

(Fortsetzung.)

Die versammelten Gäste nahmen diese Einleitung in der angenehmsten Laune hin, was sich einem Manne gegenüber, der so gute Küche und so vortrefflichen Rüdesheimer führte, nicht wohl anders machen ließ.

„Ich besorge, Sie werden uns alle behexen," sagte Professor Grundmaus, sein Rindfleisch zerlegend, mit freundlichem Lachen.

In diesem Augenblick erhob sich — einem Echo gleich — ein tausendstimmiges Lachen, als ob tausend Professoren Grundmaus in der Nähe vergnügt seyen.

„Ei, ei, recht artig!" bemerkte der Studiosus Lechleitner, nachdem die erste Ueberraschung vorüber war. „Es dürfte nicht leicht seyn, den Mechanismus dieses akustischen Kunststückes ohne weiteres zu zergliedern."

Der Archivrath schenkte ein und lächelte dem Studiosus Lechleitner dabei zu. Der Dekan meinte, die Sorte des Weins und die Freigebigkeit des Wirthes seyen ihm zwei Vorbedeutungen für die Ungetrübtheit ihres Urtheils bei den zu erwartenden Produktionen, worauf man herzlich lachte. Das Gespräch dauerte von einem Gegenstand auf den andern springend bis zum fünften Gange: da nahm der Archivrath anscheinend ohne alle Absicht eine Glasglocke von der Art, wie man sie über den Käse stülpt, in die Hand, hielt sie oben am Knopfe fest, schnellte sie rundum und ließ sie dann gehen. Die Glaskuppel schwebte, in den wunderbarsten Akkorden schwingend, bis zur Decke empor und senkte sich allmälig wieder herab. Sobald Bonian danach faßte, hörten ihre Umdrehungen und ihre Musik auf. Die ganze Erscheinung hatte eine halbe Minute gedauert.

„Ich gratulire Ihnen, Herr Archivrath," sagte der Professor Grundmaus. „Sie sind meiner Treu stärker in Ihrem Fache als alle Bosco und Philadelphia der Welt."

„Ich schließe mich diesem Komplimente an," bestätigte der Dekan, welcher bis jetzt auf der magischen Glaskuppel herumgetastet und sie mit Aufmerksamkeit betrachtet hatte, ohne etwas Auffälliges daran entdecken zu können.

„Genehmigen Sie, Herr Archivrath," setzte Lechleitner hinzu, „den Ausdruck auch meiner Bewunderung. Im Besitze der Hälfte Ihrer Kenntnisse würde ich in unsern Theezirkeln das ungemessenste Staunen erregen. Versprechen Sie mir — ich bitte — versprechen Sie mir einigen Unterricht."

„Was mir meine verehrlichen und insonders achtbaren Herren Gäste da sagen, ist mir ganz vorzüglich schmeichelhaft," erwiederte der Archivrath mit einer Verbeugung nach allen Seiten. „Ich verhoffe Ihres gütigen Beifalls auch fernerhin nicht zu entrathen."

„Auf glückliches Gedeihen Ihrer Hexerei!" rief Grundmaus; und die Gläser trafen sich unter geräuschvollem Lachen.

„Hätte ich doch," wandte sich der Dekan gegen den Studiosus Sauerach[er], „hätte ich doch nicht geglaubt, mein Lieber, durch Ihre Veranlassung einen so vergnügten Nachmittag zu verleben."

Treumund erhob sich, legte mit tiefer Verneigung die Hand auf's Herz und erstarb in schuldiger Danksagung.

Der Nachtisch war aufgetragen; Herr Professor Grundmaus hatte bereits zum Cigarro gegriffen und der Dekan spieste ein Stückchen Schweizerkäs auf's Messer. Da stellte sich der Archivrath plötzlich auf den Stuhl, überschlug sich in freier Luft und fußte mit den Sohlen oben auf der Zimmerdecke. Ohne sichtliche Handhabe ging er an der Decke ein paar Schritte hin und her und bat dann um eine Flasche und ein Glas.

Lechleitner reichte ihm beides, worauf Bonian die Flasche entkorkte und sein Glas füllte, ohne daß ein

Tropfen herabfiel. Als er das Glas ausgetrunken hatte, that er einen Luftsprung, überschlug sich und stand wieder auf den Beinen vor dem Tische. Er stellte die Flasche und das Glas an ihren Ort, setzte sich und that gar nicht, als sey etwas Besonderes vorgefallen. Die Gäste athmeten schwer auf und Einer sah den Andern zweifelhaft an.

„Das wird mir zu hoch," sagte der Dekan zu Grundmaus gewendet. „Was halten Sie davon, Herr Professor?"

„Hm! ich gestehe," erwiederte dieser, „daß ich etwas Aehnliches bis jetzt nicht gesehen habe, zudem ich nirgends einen Apparat entdecken kann."

„Und doch scheint mir," warf der junge Mediziner zähnestochernd ein, „die ganze Darstellung höchst einfach, meine Herren. Peripherischer Druck und Hervorbringung eines luftleeren Raumes dadurch. Das Wie? ist natürlich Sache des Herrn Gastgebers."

„Nicht übel getroffen, Herr Studiosus," sagte Bonian freundlich nickend. „Sie gehen der Sache auf den Grund, merke ich."

Der Professor Grundmaus wiegte den Kopf mit einer Geberde, als wolle er ausdrücken, daß er die Sache viel eingehender zu beurtheilen im Stande sey, jedoch vorläufig an sich halte, um nichts zu übereilen.

Unterdessen kam der Kaffee. Hopfgraser brachte Licht, da es bereits dunkelte — man hatte ziemlich lange zu Tisch gesessen — und bediente den Herrn Dekan und die beiden Studiosen mit Pfeifen und Tabak. Bonian und Grundmaus blieben bei ihren Cigarros. Es trat unter der Tischgesellschaft jene behagliche Stimmung ein, die stets auf ein gutes, reichliches Mahl folgt, und der schwere Burgunder, welchen der Archivrath nun kreisen ließ, fand daher guten Zuspruch.

Immer lebhafter und geräuschvoller wurde die Unterhaltung, bis der Dekan mit einem Blicke auf die Uhr fand, daß es schon ziemlich spät sey und dem Archivrathe das Einschenken wehrte.

„Nun denn, meine Herren," sagte dieser leichthin, „so haben Sie die Gewogenheit, Ihre Gedanken auf jene Wand zu richten."

Die Gesellschaft wandte sich, dem Winke des Gastgebers folgend, gegen die hintere Seite des Zimmers, welche unverstellt von Möbeln eine mit brauner, goldbordirter Tapete überzogene Fläche darbot. Keine eingefügte Thüre, kein Wandschrank, kein darauf angebrachtes Bild unterbrach die Zeichnungen der Tapete, wovon sich Alle überzeugten.

Man rückte die Stühle in einen flachen Halbzirkel, daß man die Wand grade vor sich hatte. Der Archivrath trat etwas zur Seite und plötzlich erkrachte ein furchtbarer Donnerschlag; dichte Wolken eines graugrünen Nebels erfüllten das Zimmer, und als er sich verzogen hatte, sah man statt der verschwundenen Zimmerwand die Perspektive einer tropischen Gegend im glänzenden Sonnenschein.

Während Grundmaus, Lechleitner und der Dekan dieses Wunder anstaunten, trat Bonian rasch auf Saueracher zu und hielt ihm ein Fläschchen unter die Nase, worauf dieser wie aus einer tiefen Betäubung erwachte.

„Nun passen Sie wohl auf, mein Lieber," sagte Bonian leise. „Sehen Sie da vorn den Kreidestrich quer über die Dielen?"

Saueracher bejahte.

„Gut denn!" fuhr Bonian fort, „den dürfen Sie um Alles in der Welt nicht überschreiten. Rücken Sie außerdem Ihren Stuhl etwas mehr zur Seite und bleiben Sie ruhig sitzen, bis Sie mich wiedersehen."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Haus, worin es spuckte.

(Fortsetzung.)

„Du wolltest sagen: eine christliche Frau, nicht wahr, Karl?"

„Nun ja, freilich; — ich meine eben eine Frau, die an Geister oder dergleichen Alfanzereien nicht glaubt, wie Du, die wird sich natürlich auch nichts daraus machen, daß der alte Doktor, wie man sagt, in dem Hause ermordet wurde."

Eure Großmutter, Kinder, war in allen Dingen eine Frau von raschem Entschluß, und kaum hatte Karl noch ausgesprochen, so zog sie die Glocke und befahl Martin, den Wagen zu einer Ausfahrt in Stand zu setzen. Bald saßen wir Alle wohlbehalten darin, und eine halbstündige Fahrt brachte uns über die Brücke auf das jenseitige Ufer des Flusses, wo der Weidenhof lag.

Es wird, wie ich schon bemerkt habe, hinsichtlich der Benennung unserer Landhäuser manchmal auf gar seltsame Weise verfahren. Das war hier ganz besonders der Fall, denn in der ganzen Umgebung des Ortes war nicht ein einziger Weidenbaum zu entdecken.

Einige Schritte von dem Ende der Brücke und zwar von der Landstraße, lief ein wenig benutzter und fast überall mit Gras bewachsener Feldweg seitwärts ab, führte erst einige hundert Schritte durch ein Dickicht von vielleicht mehr als hundert Morgen Landes. Der Boden schien jedoch von geringer Güte zu seyn, denn auf der ganzen Ebene, die übrigens ringsum von Wald umgeben war, sah man

nicht eben viel, was das Auge erfreuen konnte; es war überall ziemlich kalt und öde.

Etwa in der Mitte dieses Platzes stand ein Haus aus rohem Backstein, das aus einem zwei Stockwerke hohen Mittelgebäude bestand mit einem einstöckigen Flügel auf beiden Seiten. Das Mittelgebäude hatte vorne einen hohen, oben spitz zulaufenden Giebel, in welchem sich ein einziges großes, fächerförmiges Fenster gerade über dem Haupteingang befand. Das Haus stand inmitten eines Gartens, der viele schöne Obstbäume, eine ganze Menge von Stauden und sonstigen Gewächsen enthielt, etwa einen Morgen groß und ringsum von einer ziemlich hohen steinernen Mauer eingeschlossen war, deren innere Seite an vielen Stellen mit Immergrün und wildem Wein dicht bewachsen war. Eine eiserne Pforte, sehr rostig und verkommen, führte auf den mit Gras überwachsenen Fußsteig, der zwischen zwei Reihen hoher düsterer Eichen hindurch nach der Frontthüre des Mittelgebäudes leitete.

Wir traten ein und befanden uns zunächst in einer nicht sehr geräumigen Vorhalle, hinter welcher ein großes, viereckiges Wohnzimmer und an dieses sich anschließend ein längliches Speisezimmer lag.

Die Flügel rechts und links enthielten jeder ein Schlafzimmer, in welche man unmittelbar von der Halle aus gelangte. Oben befand sich nur ein einziges großes Gemach, eine Art Kammer, die über dem Wohnzimmer lag und ihr Licht durch das große Giebelfenster erhielt.

Die Küche, das Waschhaus und die Dienstbotenzimmer befanden sich in einem Hintergebäude, welches sich nicht unmittelbar an das Vorhaus anschloß, sondern durch einen schmalen Gang von demselben getrennt war.

Die Gebäude waren im Uebrigen so, daß sie sich einander ihre Hinterfronte zukehrten, und die beiden Mauern, zwischen welche hindurch dieser enge, düstere Gang führte, hatten weder Thür noch Fenster.

Ihr wundert Euch wohl, daß ich so umständlich bin in der Beschreibung dieser Oertlichkeiten. Es geschieht nur deßhalb, damit Ihr die nachfolgende Geschichte besser versteht.

„Der Baumeister, welcher hierzu den Riß machte, muß nicht recht bei Sinnen gewesen seyn," sagte ich, als wir durch den Gang schritten. — „Seht einmal diese Mauern an; da kann weder Licht noch Luft hinein."

Karl lachte.

„Ich habe beobachtet, Kinder," versetzte Eure Großmama, „daß sich in der Bauart der Häuser eben so sehr der Charakter der Menschen verräth, als in dem Schnitt ihrer Gesichtszüge. Aber im Ganzen, — ich kann wohl sagen, es gefällt mir."

Und so sagte Jeder von uns.

Da war ein Stall, eine Wagenremise, ein Hühnerhaus, eine Rauchkammer, kurz, jede mögliche Bequemlichkeit für die Familie. Die Obstbäume und Weinreben hingen voll Frucht. Stachelbeeren, Johannisbeeren, Erdbeeren, alles war reichlich da, und die blühenden Rosen erfüllten die warme Sommerluft mit köstlichem Wohlgeruch.

Louise war ganz bezaubert, Karl ebenfalls und Eurer Großmutter ging es nicht viel anders, so selbstbewußt und würdevoll sie sich auch zu geben wußte. Was mich betraf, ich konnte die ganze Nacht nicht schlafen, denn ich dachte fortwährend daran, wie hübsch es doch wäre, wenn wir nach diesem allerliebsten Ort übersiedeln könnten.

Leider hatten wir diesmal die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Als wir am nächsten Tage bei dem Agenten vorfragen ließen, erfuhren wir zu unserm nicht geringen Verdruß, daß der Weidenhof bereits verpachtet sey, und zwar an einen Wirth, der das Haus als eine Art Sommervergnügungsort benutzen wollte, wozu es sich wegen seiner nicht allzu weiten Entfernung von der Stadt, sowie besonders wegen seiner angenehmen, kühlen und schattigen Lage sehr wohl eignete.

Unsere Hoffnung war also vereitelt; — doch wurde unser Bedauern etwas gemildert, als wir erfuhren, daß die Höhe der Pachtsumme unsere Erwartungen so sehr übertraf, daß eine vernünftige und sparsame Wirthschafterin, wie unsere Mutter, sie unter keinen Umständen würde gezahlt haben. So suchten wir uns zu trösten, und fügten uns in das Unvermeidliche.

Es mochten indeß wohl kaum 14 Tage vergangen seyn, als wir so glücklich waren, ein kleines, nettes Haus an der andern Seite der nach dem Weidenhof führenden Straße, und zwar näher nach der Straße hin, zu miethen. Da das Haus leer stand, so konnten wir gleich einziehen, was wir natürlich auch thaten. Martin wurde dann in die Umgegend ausgeschickt, um ein paar Kühe und Geflügel wieder einzukaufen; ein Geschäft, das er in drei Tagen zu unser Aller Zufriedenheit ausrichtete.

So kamen wir allmälig in unserer neuen Sommerresidenz zur Ruhe. Es ergab sich indeß bald, daß sie uns keineswegs vollständig befriedigte. Das Haus war nicht allein zu beschränkt für uns, es lag auch viel zu frei und war zu sehr den Sonnenstrahlen und dem Staube von der Landstraße ausgesetzt. Dann war es auch noch zu neu, die Bäume und Sträucher hatten noch nicht Zeit genug gehabt, zu wachsen. — Der Hauptgrund unserer Unzufriedenheit lag aber darin, daß uns der Plan mit dem Weidenhof nicht geglückt war und daß wir uns fort-

während enuyrten an der Menschenmenge, die täglich nach dem Weidenhof pilgerte, zu Pferde, zu Fuß und zu Wagen an unserm Hause vorbeizog und oft spät in der Nacht mit großem Geräusch zurück kehrte. Sonntags besonders war dies mitunter ganz unerträglich. Es schien, als ob zehnmal so viele als hinzogen, während der Nacht lärmend und skandalirend zurückzogen. — Unsere alte Köchin Hanna pflegte zu sagen, daß wir unsere frühere Landwohnung mit einer Stadtwohnung vertauscht hätten, das sey schon schlimm genug gewesen, — als wir aber die Stadtwohnung wieder verlassen, um auf's Neue das Landleben zu versuchen, seyen wir erst recht in die Traufe gekommen.

Wir waren indeß gar nicht lange dort, als sich auf dem Weidenhof ein schreckliches Ereigniß zutrug, das alle andern verdrängte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Was thut Mutterliebe nicht!) An dem Bahnhofe einer kleinen Stadt Kurhessens sah man seit länger als einem Decennium bei jedem ankommenden Zuge, welcher Fremde von den Seestädten Hamburg oder Bremen herbeiführen konnte, ein altes, nicht ganz ärmlich gekleidetes Mütterchen auf ein und derselben Stelle sitzen, ob es stürmte oder regnete, ob harter Frost oder Schneegestöber hereingebrochen war. Wohl nahe an siebenzig Jahre mochte sie auf dem gebeugten Rücken tragen, denn das Gesicht war von tiefen und dicht aneinander liegenden Furchen durchschnitten, die unter der Haube hervorblickenden Haare weiß, die Gestalt gebückt, aber das Auge lebendig und feurig, als ob es vom jugendlichsten Gefühle durchglüht würde. Diese Persönlichkeit fiel deßhalb den Reisenden auf, weil sie, sobald der Zug hielt, sich von ihrem Steinplatz rasch erhob, allen männlichen Passagieren scharf ins Gesicht blickte, jedes ihr dargereichte Almosen verschmähte und mit tiefem Seufzer, wenn alle männlichen Passagiere vorüber waren, entweder an ihren Steinsitz zurückging und den Kopf auf die Brust niedersenkte, als ob tiefe Trauer ihre Brust durchzöge, oder, wenn der nächste Zug mehrere Stunden später kam, mit schmerzlich gefalteten Händen und gesenkten Hauptes nach dem nahen Städtchen zurückschlich, um bald wieder zurückzukehren. Niemand wußte den eigentlichen Grund dieses Treibens, denn sie ließ sich mit Niemand in ein Gespräch ein. Seit einigen Monaten erschien sie nicht mehr, der Tod hatte ihre täglichen Spaziergänge zum Bahnhofe geendigt und sie dem ewigen Ruheporte zugeführt, aber kurz vor ihrem Tode enthüllte sie den Grund ihrer ununterbrochenen Wanderungen, deren Quell allein die Mutterliebe war. Sie hatte einen einzigen Sohn gehabt. Es wollte diesem nicht gelingen, das geträumte Glück im Vaterlande zu finden, er zog mit Andern fort, es jenseits des Ozeans zu suchen. Mehrere Briefe an seine Mutter, die diese bis zum Tode auf dem Herzen trug und auch bat, daß man sie hier mit ihr in die Gruft senken sollte, zeigten derselben an, daß es ihm gut gehe, er sich auch bereits ein beachtenswerthes Kapitälchen gesammelt habe und nicht abgeneigt sey, wenn sich dies noch etwas vergrößert hätte, in das Vaterland, an das Mutterherz zurückzukehren. Im letzten Briefe, welcher älter als zehn Jahre war, zeigte er ihr an, daß er demnächst seine Rückreise antreten und der geliebten Mutter dann ein sorgenfreies Alter bereiten wolle. Seitdem kam kein Brief mehr und das liebende Mutterherz, von dem festen Wahne befangen, der Sohn wolle und werde sie überraschen, ward nun angetrieben, den Heißgeliebten am Bahnhofe zu empfangen, um dann stolz auf den geliebten Sohn triumphirend mit ihm ins Städtchen zu ziehen. Ihre Hoffnung war in ihr zur festesten Ueberzeugung geworden, und ob auch Jahr auf Jahr verging, sie wankte nicht; Mutterliebe ist der stärksten Opfer fähig, ist das unzerreißbarste Liebesband, dessen geheimnißvolle Fäden mit dem Werden an das Kindesherz sich fest anknüpfen, es über Land und Meer unsichtbar umfangen halten, bis der kalte Tod es ablöst. Auch hier schied er es. Aber noch im Sterben bat sie eine Verwandte, für sie die Wanderungen fortzusetzen, obschon sich erwarten läßt, daß den heiß Erwarteten ebenfalls längst ein menschliches Schicksal ereilt und ihn vielleicht schnell und unerwartet zur Todesbeute machte, da er seitdem nichts mehr von sich hören ließ.

Schon seit längerer Zeit werden in belgischen großen Fabriken Kartoffelschalen angesammelt, um gehörig gedörrt und mit einer genügenden Portion Zucker, Hammelfett und einem Minimum Cacao vermischt, zu Chokolade verarbeitet zu werden, welches Produkt sodann in glänzender Umhüllung unverschämter Weise unter dem Namen „Gesundheitschokolade“ in den Handel gebracht wird.

Ein Solo-tout! In Osnabrück starb kürzlich ein Goldschmied bei dem Kartenspiel, als er eben im Begriffe war, ein Solo-tout aufzulegen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 25. Freitag, 28. Februar **1862.**

Graf Berberitzheim.

(Fortsetzung.)

Treumund schob seinen Stuhl seitwärts und erwartete gespannt, was es gebe. Zuerst sah er den Archivrath über den Kreidestrich in die tropische Landschaft eintreten, wo er alsbald wie ein sechs Zoll hoher Zwerg erschien, ein Pferd bestieg und rasch davon galoppirte. Dann erhoben sich die drei Gäste unverständlich murmelnd, nahmen Hüte und Mäntel und überschritten ebenwohl die magische Linie. Auch sie verkleinerten sich zu Däumlingen und verschwanden in der Ferne.

Einige Augenblicke nachher verblaßten die Farben des Bildes, die Sonnenstrahlen wurden schwächer und schwächer, und binnen wenigen Minuten war ein graues, verschwommenes Durcheinander an die Stelle der reizenden Landschaft getreten, derselbe graugrüne Nebel durchströmte das Zimmer, und als er verschwunden war, stand der Archivrath da. Die Wand zeigte keine Spur einer stattgehabten Verwandlung.

„Nun ist's gethan, lieber Freund," sagte Bonian ganz erhitzt. „Gehe Er in Gottesnamen nach Hause. Er wird bei Seinem Dekan morgen keinen Unglauben mehr finden; aber — schweige Er."

Treumund empfahl sich leichten Herzens.

Daheim beim Kaufmann Bommelcamp fand er seinen Freund Lechleitner, der in großer Aufregung auf und abging und den Eintretenden lebhaft an beiden Schultern faßte.

„Treumund, lieber, ehrlicher Landsmann," sprach er dabei halb wüthend, halb ängstlich, „welches Datum schreiben wir heute hier in der Hauptstadt?"

„Den siebenten Januar sollte ich meinen," antwortete Treumund.

„Bist Du Deiner Sache ganz gewiß?"

„Vollkommen! Heute ist doch Mittwoch, und vor zwanzig Minuten waren wir ja noch bei Archivrath Bonian zu Tisch."

„Vor zwanzig Minuten?" schrie Lechleitner wild. „Du bist verrückt!"

Treumund zuckte die Achseln.

„Höre," begann Lechleitner, der eine Zeit lang nachgesonnen hatte, auf's Neue, „war Bonian daheim, als Du fortgingst?"

„Gewiß, er leuchtete mir selbst die Treppe hinab."

„Es ist nicht wahr!" tobte Lechleitner.

„Geh', Du wirst recht unangenehm," schmollte Treumund, sein Licht anzündend.

„Halt, liebster, bester Treumund! Verlaß mich nicht. Ich muß Dir erstaunliche, unerhörte Dinge mittheilen, die mir das Herz abdrücken. Niemanden sonst darf ich es sagen. So haben wir ja Bonian geloben müssen, wie Du Dich erinnerst."

Die beiden Freunde nahmen auf dem Sopha Platz.

„Wisse denn, lieber Treumund, daß ich direkt aus Surabaya komme, wo ich ein Vierteljahr beim Gouverneur Oudermuylen-Heemskerke gewohnt habe. Doch Alles der Reihe nach."

Lechleitner hielt ein, um Athem zu schöpfen, während Treumund vor Verwunderung die Hände zusammenschlug.

„Der Archivrath hatte uns," fuhr Lechleitner fort, „kaum das Bild entrollt, als Grundmaus den Vorschlag machte, ganz nahe dabei zu gehen, um den Mechanismus zu entdecken. Ich war durchaus seiner Ansicht, allein der Dekan hielt uns zurück, indem er besorgte, unser Gastgeber möge es verübeln. Daraufhin sahen wir uns nach ihm um, konnten jedoch weder etwas von ihm noch von Dir entdecken. Ringsum herrschte dichte Finsterniß; nur v o r uns war es taghell. Wir erklärten uns das sehr einfach; alle Schaubühnen haben dieselbe Einrichtung der Beleuchtung. Grundmaus beherrschte sich nicht mehr länger. Kommen Sie, sagte er zu mir. Wir standen auf. Der Dekan folgte.

„Als wir einige Schritte gemacht hatten, gewahrten wir eine weiße Linie vor uns, die sich immer mehr

ausdehnte und immer weiter zurückwich. Wir achteten nicht auf das, was links und rechts unsern Weg begrenzte, sondern gingen immer strack vor uns hin. Plötzlich verschwand die weiße Linie, wir standen stille, sahen uns um und fanden uns zu unserer größten Bestürzung in einem Walde von Sagopalmen und ungeheuren Farrnkräutern. Wir drehten uns um, allein hinter uns war der Wald noch dichter und verworrener als vor uns; also setzten wir unsern Weg fort und gelangten glücklich aus dem Dickicht in ein Thal, das mit Baumwolle- und Kaffeepflanzungen bedeckt war. Links lag eine Stadt und dahinter glänzte das Meer. Du kannst Dir unsern Schreck, unsere Aufregung denken. Rathlos standen wir da, befühlten uns, kneipten und zupften uns, um gewiß zu seyn, daß wir nicht träumten; da kamen plötzlich mehrere Militärs in hellblauen Uniformen auf uns zu, ein Unteroffizier und neun Mann. Mein Herr, redete Grundmaus den Unteroffizier an, wo befinden wir uns hier?

„**Wat verstaat gij daarmede?** frug der Mann zurück. Zum Glücke verstand der Professor etwas holländisch.

„**Heb de goedheid my te zeggen, waar wy zyn?** frug er nochmals, und wir erfuhren, daß die vor uns liegende Stadt Surabaya sey. Wir waren also in holländisch Ostindien auf der Insel Java.

„Gerechter Gott! seufzte der Dekan. Grundmaus und ich waren niedergeschlagen; keiner wagte ein Wort zu sprechen. So gingen wir in stummer Verzweiflung weiter. Nach einer kleinen Stunde langten wir in Surabaya an und stellten uns dem Gouverneur vor. Dieser, ein menschenfreundlicher Mann, behielt uns zu Gaste und erleichterte unsere seltsame Verbannung durch tausend Aufmerksamkeiten, wogegen ich seine beiden Töchter im Zeichnen und der Dekan seinen Sohn im Lateinischen unterrichtete. Grundmaus sammelte Pflanzen und Mineralien mit ihm. Bei einem Familienfeste, wozu viele Gutsbesitzer der Nachbarschaft eingeladen waren, erschien auch ein Herr, dessen Aufzug uns höchlichst verwunderte.

„Ich stand grade mit dem Professor in der Hausflur, als er zum Hofe einritt. Er machte mit seinem Pferde vollkommen den Eindruck des bekannten Reiters auf dem rothen oder schwarzen **A-B**-Tabak, nicht etwa blos im Scherze, sondern im vollkommenen Ernste geredet. Als er vom Pferde stieg und sich uns näherte, riefen wir aus Einem Munde: Bonian! Archivrath! Betroffen blieb der Pflanzer stehen. Sein Wuchs, seine Haltung, seine Züge, seine Haare — es war und blieb unser herender Archivrath.

„**Wat belieft U?** sagte er auf holländisch, über unsere lebhaften Geberden anscheinend verwundert. Wir wurden stutzig und da nun der Gouverneur erschien, ihn als einen Herrn van den Kapellen-Müllenkuis zu bewillkommnen, so blieb uns nichts übrig, als ihn dafür zu nehmen und die haarsträubende Aehnlichkeit zu bewundern. Mit dem Dekan wiederholte sich oben im Saale fast dasselbe.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Haus, worin es spuckte.

(Fortsetzung.)

Es war in der Nacht des 20. Juli. Den ganzen Tag hindurch war ein Haufen nach dem andern an unserm Hause vorbeigezogen; es war nämlich irgend eine Festlichkeit auf dem Weidenhof arrangirt. Die vorüberfahrenden Wagen hatten unsere Wohnung jedesmal in eine dichte Staubwolke gehüllt und wir waren ordentlich froh, als das Gewoge endlich nachließ und es uns erlaubt war, zur Ruhe zu gehen. Wir zogen uns zurück, und erschöpft durch den steten uns widerlichen Anblick des lärmenden Treibens auf der Straße, schlief ich bald ein.

Ich weiß nicht, wie lange ich geschlafen hatte, als ich plötzlich wieder erwachte durch das Geräusch einer großen Menge Leute, welche im Trabe und anscheinend in großer Aufregung an unserm Hause vorbeirannten. Kaum war ich aus dem Bett, so bemerkte ich, daß die ganze Familie gleich mir wieder wach war. Alle kamen eiligst auf mein Zimmer gelaufen, um zu sehen, was es draußen gebe. Mein Schlafzimmer war nämlich ein Frontzimmer im zweiten Stock, von wo aus man die Straße ziemlich weit übersehen konnte. Wir traten an die beiden Fenster, ließen das Licht unangezündet und horchten in athemloser Spannung.

Es war heller Mondschein, der Himmel war mit einem Heer funkelnder Sterne bedeckt und wir sahen deutlich das Hin- und Herrennen der Menge unten auf der Straße. Ein Theil verfolgte die Richtung nach dem Weidenhof, Andere kamen eiligst daher. Bei der Bewegung wechselte man hastig ein paar Worte, die von lebhafter Gestikulation begleitet waren, und verfolgte dann wieder mit derselben, anscheinend ängstlichen Hast seinen Weg. Was da geschehen war, erfuhren wir erst, als gerade unter unserm Fenster zwei Männer gegen einander anrannten und der Eine mit lauter Stimme rief:

„Um des Himmels willen, was ist da los auf dem Weidenhof?"

„Lassen Sie mich los, ich habe keine Zeit," erwiederte der Andere. „Waldow, der Wirth, hat den jungen Keller beim Kegelspiel ermordet, den

einzigen Sohn des Obersten Keller! Ich muß eilen, um seinen Vater zu holen."

„Himmel und Hölle!" rief der Fragende mit unverkennbarem Entsetzen. „Also wieder ein Mord in jenem verfluchten Hause! Das ist nun schon der Dritte!"

Die beiden Männer trennten sich dann und verfolgten mit verdoppeltem Eifer ihren Weg weiter; der Eine rannte nach der Stadt, der Andere nach der Scene des Verbrechens. Aehnliche Fragen und Antworten hörten wir noch verschiedene Male äußern, wenn sich Bekannte begegneten, und die schreckliche Nachricht von einem Mord in unserer Nähe war also bestätigt.

Betroffen zogen wir uns vom Fenster zurück und blickten einander an, voll Angst und Bestürzung. Wir kannten den Wirth nur oberflächlich, den Ermordeten gar nicht, — dennoch war es uns nicht möglich, unsere Fassung in jener Nacht so weit zu gewinnen, daß wir wieder einschlafen konnten.

Der nächste Tag war ein schrecklicher, sowohl für die Freunde des Mörders, als des Ermordeten.

Wieder einmal, und zwar jetzt zum dritten Mal, erschienen die Männer vom Gericht, mit einem Arzt und dem Physikus auf dem Weidenhofe, um den Thatbestand eines verübten Verbrechens aufzunehmen, und diesmal lautete ihr Spruch verhängnißvoll. Das Gericht erkannte nämlich, daß der Verstorbene durch heftige Schläge auf den Kopf mit einem dicken Knüppel, und zwar durch die Hand des Wirthes Julius Waldow, seinen Tod gefunden habe.

Waldow war natürlich gleich festgenommen worden und wurde nun förmlich des Mordes angeklagt. Das Kriminalgericht nahm die weitere Untersuchung der Sache in die Hand.

Der Weidenhof hörte durch dieses Ereigniß auf, ein öffentliches Lokal zu seyn. Die Mobilien wurden verkauft, das Haus zugeschlossen und aufs Neue zum Vermiethen angezeigt. Aber Niemand wünschte es nun zu miethen; die Erinnerung an eine so schreckliche That, welche sich nun an den Namen dieses Ortes knüpfte, war noch zu frisch, und so blieb das Haus eine Zeitlang ein vollkommen nutzloses Gut der Eigenthümer.

Inzwischen ging die Kriminaluntersuchung gegen Julius Waldow ihren Gang. Er wurde überführt, für schuldig erklärt und verurtheilt in einer so merkwürdig kurzen Zeit, wie es wohl höchst selten in ähnlichen Fällen geschehen mag.

Die meisten Leute glaubten, daß die Ankläger in äußerst rachsüchtiger Weise gegen ihn verfuhren, und daß die Freunde des Ermordeten all ihren Einfluß aufboten und weder Mühe noch Kosten scheuten, um den unglücklichen Mann aufs Schaffot zu bringen. Sie hatten den berühmtesten Advokaten des Landes angenommen, während andererseits der arme Gefangene mit dem Anwalt sich begnügen mußte, den das Gericht ihm zuwies. Das mag nun seyn wie es will, — so viel steht fest, der arme Waldow, der, wie man behaupten wollte, ein Opfer seiner Eifersucht geworden, war innerhalb der kurzen Frist eines Monats zum Tode verurtheilt, und vierzehn Tage später wurde er hingerichtet.

Es war ungefähr Mitte September in jenem ereignißreichen Jahre, als ein Gerücht entstand — geheimnißvoll und dunkel, wie alle derartigen Gerüchte — daß es auf dem Weidenhof nicht mit rechten Dingen zugehe. Man wollte in der Nacht Licht im Hause gesehen haben und erzählte sich, daß böse Geister in der Mitternachtsstunde ihr Wesen trieben in den verödeten Gemächern, und daß der Mörder und der Ermordete dort jede Nacht denselben lärmenden Streit erhoben, denselben verhängnißvollen Kampf wieder fochten, wie damals in jener Unglücksnacht.

Natürlich fanden diese Gerüchte sehr bald den Weg auch in unser Haus; — unsere Mama indeß hörte kaum darauf, oder wenn sie gerade guter Laune war, so warf sie höchstens irgend einen sarkastischen Brocken dazwischen, wenn in ihrer Gegenwart darüber gesprochen wurde.

„Glaubt es mir nur, Kinder," sagte sie einst bei solcher Gelegenheit, „es ist das eigene Gehirn der Menschen, das sich diese Geister schafft. Die Welt will nun einmal etwas Grausiges haben."

„Ach meine beste Madame, sagen Sie d a s nicht," rief aber die Hanna. „Ich will gern das Beste hoffen; aber wenn ich nicht selbst einst mit eigenen Augen den — Gott sey bei uns gesehen, so will ich nicht gesund hier sitzen."

„Du bist eine Närrin, Hanna," erwiederte die Mutter mit überlegenem Lächeln. „Ich sage Dir nur so viel: Wenn kein Mensch vor der Hand den Weidenhof miethen will, so will ich es. Wir wollen warten, bis unser Termin hier abgelaufen ist, und will man mir ihn dann unter einigermaßen annehmbaren Bedingungen vermiethen, so werde ich nicht abgeneigt seyn, den Vertrag abzuschließen. Dann sollst Du einmal sehen, wie wir mit den Geistern umspringen wollen."

„Das ist schon wieder zu spät, Tante," versetzte unser wilder Cousin Karl, der eben jetzt eintrat. „Der Weidenhof ist vermiethet."

„Vermiethet? wirklich? — Nun, da läßt sich freilich nichts machen. Ich hoffe wenigstens, daß der neue Miethsmann keine Wirthschaft dort etablirt."

(Fortsetzung folgt.)

Das König-Ludwig-Denkmal.

München, 22. Februar.

Das König-Ludwig-Monument, eine kolossale Reiterstatue, welche unsere Stadt dem König Ludwig errichten läßt, wurde heute Vormittag in der königlichen Erzgießerei gegossen und der Guß ist glücklich gelungen. Es bedurfte eines ununterbrochenen vierundzwanzigstündigen höllischen Feuers, das nicht weniger als zehn Klafter Holz verzehrte, um die verwendete Metallmasse, 250 Centner, in Fluß zu bringen. Nachdem dies der Fall war, wurden die letzten Vorkehrungen in der Gießgrube, in welcher die Form festgemauert in der Erde stand, getroffen und erklärte Inspektor v. Miller den Anwesenden, unter welchen sich auch der Staatsminister v. Zwehl, der zweite Bürgermeister Herr v. Widder, mehrere Magistratsräthe und Mitglieder des Gemeindekollegiums befanden, daß man keinerlei Befürchtungen zu hegen brauche, denn es seyen alle Vorkehrungen getroffen, damit sich kein Unfall ereigne; sollte indessen dennoch etwas vorfallen, was nicht in der Ordnung wäre, so würde er es den Anwesenden sofort mittheilen und könnten sie sich dann immer noch rechtzeitig aus dem Gußhause entfernen. Nun, rief der Meister, wollen wir beginnen mit Gott! postirte seine mit glühenden Eisenstangen versehenen Gehilfen an die verschiedenen Gußkanäle und traf die noch weiteren letzten Anordnungen — während welcher uns die volle Bedeutung der Worte des Dichters:

Von der Stirne heiß
Rinnen muß der Schweiß,
Soll das Werk den Meister loben:
Doch der Segen kommt von oben ꝛc.

erst völlig klar wurde. Mit banger Erwartung harrte man des erfolgenden Gusses. Herr von Miller gab nun das Zeichen zum Einstoßen des Zapfens — und hervorquoll, gleich einem schäumenden Gebirgsstrome, die glühende Masse und füllte alsbald die Form, — ein großartiger, prachtvoller Anblick! Wenige Sekunden und das glühende Metall spritzte aus den hierzu bestimmten Oeffnungen der Gußform hervor, ein Zeichen, daß alles gut gegangen. Sofort rief denn auch Meister Miller mit freudiger Stimme: „der Guß ist gelungen!“ Ein allgemeines Bravo folgte diesem Ausruf. Der Erzgießmeister und mit ihm die Versammlung brachten hierauf dem König Ludwig ein dreifaches Hoch aus, ebenso dem Magistrat von München, der durch dieses Monument den kunstsinnigen König ehrt. Bürgermeister v. Widder brachte sodann dem Bildner des Monuments, Professor Widnmann, ein dreifaches Hoch aus, in welches die Versammlung freudig einstimmte.

So wäre denn ein neues großartiges Kunstwerk glücklich gelungen! Die feierliche Aufstellung und Enthüllung desselben auf unserem Odeonsplatze wird am 15. August dieses Jahres, dem Geburts- und Namensfeste dieses gefeierten Fürsten, vor sich gehen.

Mannigfaltiges.

Ein junger liebenswürdiger Engländer hat kürzlich die Erfahrung gemacht, daß es ebenso gefährlich ist, mit der Liebe der Amerikanerinnen, als mit der der Spanierinnen zu spielen. Während die Deutsche die Auszehrung bekommt, die Französin sich einen andern Galan sucht, haben jene Gift, Dolch oder Revolver in Bereitschaft. Jenem Engländer, mit Namen Johnston, gelang es, unter dem Versprechen der Ehe ein reizendes junges Mädchen von angesehener Familie, Miß O'Connor zu Stanford (Connecticut), zu verführen. Kaum hatte er seine Absicht erreicht, so suchte er Ausflüchte, um die schon beschlossene Heirath hinauszuziehen, bis sich endlich dem unglücklichen Mädchen die Ueberzeugung, schändlich betrogen zu seyn, aufdrängen mußte. Sie faßte ihren Entschluß. Eines Abends begab sie sich in seine Wohnung. Ein Nachbar hörte eine Frauenstimme das Wort „Elender“ rufen und gleich darauf einen Schuß fallen. Er eilte in das Haus und fand Johnston bereits im Todeskampf. Miß O'Connor hatte das Haus inzwischen verlassen. Zwei Tage später fanden Fischer ihre Leiche in den Fluthen des Sounds. Ein an ihren Vater gerichteter Brief, der sich bei ihr vorfand, sprach die Unmöglichkeit aus, ihr durch einen feigen Verführer beflecktes Daseyn zu ertragen, fand aber gleichzeitig eine Genugthuung in der genommenen Rache. — Die Bevölkerung sprach ihr Todtengericht aus, indem sie sich dem Begräbniß der Mörderin in Masse anschloß, während dem des Ermordeten keine Seele folgte.

(Zur Frauen-Emancipation.) In diesen Tagen trug sich in Bromberg der interessante Fall zu, daß eine Frau, die hier lebende Schriftstellerin Maria v. Roskowska, vor der Regierungs-Prüfungs-Kommission das Buchhändler-Examen ablegte, um auf Grund desselben hier ein Verlagsgeschäft zu errichten. Das ist ein thatsächlicher Beitrag zur Emancipation der weiblichen Arbeit.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 26. Sonntag, 2. März 1862.

Klagelied der Mädchen und Frauen.

Wir Frauen und wir Mägdelein,
Wir haben's gar zu schlecht;
Wir müssen stets im Nachtheil seyn
Im Leben und im Recht.
Wir müssen uns libriren
Und bald emancipiren;
Wir sind gar übel dran,
Viel besser hat's der Mann.

Ein Mann kann reisen, wie er will,
Er hat da keine Noth;
Die Frau bleibt stets zu Hause still
Und langweilt sich zu Tod.
Es muß zu allen Zeiten
Ein Mann auch sie begleiten;
Wir sind gar übel dran,
Viel besser hat's ein Mann.

Die Männer gehen immerfort
Zu Kaffee, Bier und Wein;
Und ladet nur an einem Ort
Zum Kaffee man uns ein,
So rümpfen sie die Nasen
Und rufen: Kaffeebasen!
Wir sind gar übel dran,
Viel besser hat's ein Mann.

Und gehen wir auf einen Ball,
Wo laut man musizirt,
So muß man warten, bis einmal
Ein Mann uns engagirt;
Und jeder dumme Lümmel
Der lacht ob unserm Schimmel;
Wir sind gar übel dran,
Viel besser hat's ein Mann.

Und kommt einmal ein Freiersmann,
Der grad uns wohlgefällt,
So müssen warten wir sodann,
Bis er von selbst uns wählt.
So muß man oft auf Erden
Noch alte Jungfer werden!
Wir sind gar übel dran,
Viel besser hat's ein Mann.

Bekommt man einen guten Mann,
Dann schreit die ganze Welt:
Wir hätten gleich die Hosen an,
Und er sey ein Pantoffelheld.
Und rümpfen wir die Lippen,
So nennt man uns Xantippen;
Wir sind gar übel dran,
Viel besser hat's ein Mann.

Und wenn in traulichem Verein
Wir jammern nun einmal
Ob unsrer argen Noth und Pein,
Dann schrei'n die Männer all:
Die Weiber müssen ratschen
Und Alles stets beklatschen.
Wir sind gar übel dran,
Viel besser hat's ein Mann.

Wir Frauen und wir Mägdelein,
Wir haben's gar zu schlecht;
Wir müssen stets im Nachtheil seyn
Im Leben und im Recht.
Wir müssen uns libriren
Und bald emancipiren;
Wir sind gar übel dran,
Viel besser hat's ein Mann.

Graf Berberitzheim.

(Fortsetzung.)

„Als das Fest vorüber war, hatte Grundmaus einen Herrn van Bokkeveld vor den Hof begleitet, als van der Capellen-Müllejans an ihm vorbeiritt

und ihm zurief: Dummes Zeug, ihr sitzt alle noch Prinzenstraße Nr. 103. — Damit sagte das Gespenst davon. Ich hörte den Zuruf, ohne die Worte genau zu verstehen. Wir entsetzten uns tief.

„Acht Tage später kam das Schiff an, welches nach Europa abgeht. Der Gouverneur verschaffte uns Plätze darauf mit freier Reise bis Amsterdam und gab uns Empfehlungen mit. Grade ein Vierteljahr waren wir dagewesen. Der Abschied that ihm leid, und so gerne wir gingen, schmerzte es uns doch, ihn zu verlassen und sein gastliches Haus. Nach einer glücklichen Fahrt von einigen Wochen legten wir beim Kap an und segelten nach mehreren Tagen Aufenthalt weiter. Der Kapitän des Schiffes Piter van Zuylen hatte sich bei der Mannschaft durch große Strenge verhaßt gemacht. Es entstand eine Verschwörung unter den Matrosen und in einer Nacht brach sie zur offenen Empörung aus. Die Aufrührer behielten die Oberhand, und man sperrte uns in den Schiffsraum. Gleich darauf erhob sich ein heftiger Sturm. Wir hielten uns für verloren. Die Planken krachten fürchterlich, die Wellen stürzten übers Verdeck — auf einmal saßen wir fest. Alles umher wurde grabesstille. Durch einen Ritz in den Planken fiel ein Lichtschimmer. Aufs höchste erstaunt tasteten wir uns dahin. Es ging etwas auf, wie eine Thüre, und wir standen an dem hell erleuchteten Korridor eines Hauses. Es war die Mazetti'sche Konditorei drüben am Paradeplatz, unser gewöhnlicher Versammlungsort für gewisse Abende in der Woche. . . . ."

Treumund war dieser Erzählung mit dem Ausdrucke unverkennbarer Spannung gefolgt.

„Nun, mein lieber Landsmann," rief er freudig erregt, „wirst Du mir nicht vorwerfen, daß ich verrückt war, wenn ich behauptete, ich habe in sechs Stunden bei dem Herrn Archivrath sechs Monate verlebt."

„Nein, wahrhaftig nicht," sagte Lechleitner ernsthaft. „Ich glaube nun Alles! Der Archivrath hat seinen Beweis für Dich glänzend geführt."

Am folgenden Tage, als die beiden Landsleute beim Frühstück saßen, erhielt Saueracher durch den Pedellen ein Billet vom Dekan folgenden Inhalts:

„Sie werden, mein sehr achtbarer Herr Studiosus, gleich von heute ab Ihren Platz am Freitische wieder einnehmen. Der Bezug des Stipendiums bleibt fortan unverkümmert, und habe ich Veranstaltung getroffen, daß man Ihnen den durch Ihre unverschuldete Entfernung erwachsenen Rückstand auszahle."

Treumund stieß einen Freudenschrei aus und entließ den Pedellen mit einem Geschenk von acht Groschen.

Kaum waren die Tritte dieses Universitätsdieners auf der Treppe verhallt, so klopfte es von Neuem. Der Perrückenmacher, Herr Passepoil, trat ein.

„Ich bitte sehr um Entschuldigung," sagte er mit einer galanten Verbeugung. „Herr Archivrath Bonian hatte mich gestern früh rufen lassen und mich aufgefordert, Ihnen, Herr Saueracher, das alte Logis wieder einzuräumen. Alsdann habe ich den Herrn Feldweibel Meinguth, der zu Michaeli vorigen Jahres einzog, zu meinem Schwiegervater quartiert, wo er um einen Thaler billiger wohnt, und komme nun Ihnen anzuzeigen, daß Sie gleich wieder einziehen können. Die Träger habe ich bei mir. Umzugskosten sowie auch ein Douceur für den Herrn Feldweibel, der ein gar zornmüthiger Mann ist und sonst gewiß mit Todtstechen gedroht hätte, haben der Herr Archivrath bestritten, mir auch die Miethe vom Michaeli an bis Petri dieses Jahres ersetzt, gestalten sich Herr Feldweibel Meinguth überdies vermessen, keinen Heller für das gehabte Logement zu leisten."

„Edler, gütiger Mann!" rief Treumund, sein Butterbrod gegen die Zimmerdecke erhebend. „Hier, Herr Passepoil, ist der Schlüssel. Die Sachen liegen drüben im Stübchen überm Gang."

„Kenn' es schon," sagte Passepoil und ging zierlich schleifend und scharrend ab.

Ehe die Freunde noch weitere Bemerkungen an diese Liberalität knüpfen konnten, pochte es zum dritten Male, und Herr Hopfgraser, von Kopf bis zu den Füßen in Pelz gehüllt, trat ein:

„Der Herr Archivrath verreisen bis Ende Februar, lassen besten Gruß vermelden und hoffen Herrn Saueracher am ersten März früh elf Uhr zum Frühstück bei sich zu sehen."

So lautete die schnarrende Botschaft des Dieners.

Treumund erschöpfte sich in Danksagungen und Glückwünschen; Hopfgraser ging.

Die inmitte liegenden Wochen des Januar und Februar hatte Studiosus Saueracher fleißig genützt, um in seinem wohnlichen warmen Stübchen bei Perrückenmacher Passepoil die starke Lücke von sechs Monaten in seinen Heften auszufüllen. Die vakante Stelle auf den Besitzungen des Herrn von Bemmerlein war unterdessen zwar besetzt worden, allein er schlug es nicht hoch an, und zweifelte nicht, daß sein Gönner, Herr Archivrath Bonian, auch dafür Ersatz finden werde. Er dachte an das Spiegelbild der Schönen. —

Am ersten März Punkt elf Uhr trat Treumund sorgfältig geputzt bei dem alten Herrn ein, der gerade im Begriffe stand, eine neue Weinsorte zu probiren.

„Setze Er sich, lieber Saueracher," rief Bonian schlürfend und schmatzend. „Ich suche grade den Frühstückstrunk aus. Setze Er sich, zum Schockschwerenoth, und lasse mir die albernen Komplimente bei Seite. . ."

Treumund hatte nämlich in wohlgesetzter und wohleinstudirter Rede seine Danksagung vorzutragen versucht.

„Ich gehorche, Herr Archivrath," sagte er abbrechend. Es that ihm sichtlich leid, seine schöne Rede so förmlich abgehackt zu sehen, daß sie sich wie eine Katze ohne Schwanz ausnahm.

„O Er Gutschwätzer!" schrie Bonjan, den Stöpsel auf die angebrochene Flasche schlagend. „Könnte Er denn nicht einmal grob werden? Grobheit ist die schönste Tugend des Jünglings; merke Er sich das, Sinerächer, und behandle Er mich en canaille. Wenn Er es einmal dahin brächte, daß ich Ihn müßte hinausschmeißen lassen, so böte ich Ihm Schmollis an; so aber Erze ich Ihn."

„Nicht doch, Herr Archivrath," wehrte Treumund ab. „Es ist mein Temperament nicht, und so gerne ich Ihnen diene, so würde doch. . ."

„Genug, genug!" fiel der Archivrath lachend ein. „Es ist Hopfen und Malz an Ihm verloren; und doch macht Er mir unendlich viel Spaß. Wohlan, frühstücken wir!"

(Fortsetzung folgt.)

Ein Haus, worin es spuckte.

(Fortsetzung.)

„Nein, das wird er nicht. Es ist ein gewisser Major von Mannsfeld, der im Begriffe steht, in die französische Armee einzutreten, um den Feldzug mitzumachen. Er suchte einen stillen, angenehmen Wohnsitz auf dem Lande für seine Familie, während seiner Abwesenheit, und da glaubte er, daß der Weidenhof —"

„Gerade für ihn paßte. Der Mann hat vollkommen Recht. Nun, ich gönne es ihm von Herzen. Wir werden dann wenigstens angenehme Nachbarschaft haben."

Einige Wochen nach dieser Unterredung zogen die neuen Bewohner des Weidenhofs schon ein, und gleich darauf reiste der Major nach Frankreich ab.

Ihr müßt nun wissen, Kinder, daß Euere Großmutter in allen Dingen, welche ihren gesellschaftlichen Umgang betrafen, ein wenig bedächtig und ceremoniös war. Deßhalb nahm sie auch erst gehörig Zeit, bevor sie der Frau Majorin von Mannsfeld eine Visite abstattete. Die Folge davon war, daß ihr an demselben Morgen, an welchem sie der besagten Dame ihre Aufwartung machen wollte, ein Wagen mit Mobilien unterwegs begegnete, der vom Weidenhof kam, und sie zu ihrem nicht geringen Erstaunen vernahm, daß die Familie wieder ausziehe.

„Sie ist ja kaum einen Monat hier," rief die auf's Höchste verwunderte Frau, einen Augenblick ihre gewohnte Höflichkeit vergessend.

Bedeutsame Blicke und geheimnißvolles Achselzucken waren die einzige Erwiederung, welche die Dienerschaft gab.

Natürlich hielt unsere Mama es für unpassend, weiter nachzuforschen. Sie ließ der Frau Majorin ihren Respekt vermelden und sich zugleich entschuldigen, bedauerte auch sehr, daß die Frau Majorin die Gegend schon wieder verlassen wolle und empfahl sich dann mit achtungsvollem Gruß und der Versicherung, daß sie unter keinen Umständen jetzt stören wolle, worauf sie ihren Wagen umwenden ließ und nach Hause fuhr.

Ihr könnt Euch unser Erstaunen denken, als wir diese Neuigkeit hörten. Indeß da die Mutter nicht weiter nachgefragt hatte, so konnte sie uns natürlich keine weitere Auskunft geben.

Andere jedoch waren nicht so diskret. Nachfragen wurden gehalten und beantwortet, und es dauerte nicht lange, so hatte sich die Neuigkeit über die ganze Umgegend verbreitet, daß die Frau Majorin von Mannsfeld wegen des geheimnißvollen ihr unerklärlichen Geräusches, das jede Nacht ihre Ruhe gestört, es unmöglich gefunden habe, in dem Hause zu leben.

Das Haus blieb nun wieder eine ganze Reihe von Wochen leer stehen, wurde dann jedoch nochmals an eine Familie vermiethet, die es aber nur zehn Tage aushielt. Was sie so schnell zum Ausziehen bewegte, war dasselbe, was auch ihre Vorgängerin vertrieben hatte, — das unerklärliche Geräusch.

Die Unruhe und Aufregung der Nachbarschaft war fortwährend im Steigen; es wurde fast von nichts Anderem gesprochen, als von dem nächtlichen Spuck auf dem Weidenhof.

(Fortsetzung folgt.)

* Künstliche Fischzucht.

Aus den Jahresberichten des „Münchener Fischclubs" ist unter Andern auch zu ersehen, daß schon im Jahre 1857 in Norwegen über 30 Etablissements zur Ausbrütung künstlich befruchteter Eier der Salmen mit so großem Erfolge bestanden, daß die Brut weit größer wurde, als die in den Flüssen ausgebrüteten Fische von gleichem Alter; auch machte man in Stockport (England) die Erfahrung, daß nach 1½ Jahren von bebruteten Seelachs-Eiern Fische von 8 bis 9 Pfund Gewicht gezogen wurden, denn nach Verlauf von ungefähr einem Jahre nach der Aus-

brütung wanderten die nur 4 Loth wiegenden Fische, jeder gekennzeichnet, in das Meer und kehrten nach 6 Monaten 64mal größer an ihren Brutplatz zurück. Welch ein außerordentlicher Wachsthum in Anbetracht der kurzen Zeit!

Doch nicht blos in den am Meere gelegenen Ländern erzielte man durch künstliche Fischzucht solche Erfolge; überall, wo solche betrieben wird, kann man im Verlaufe von einigen Jahren des Erfolges sicher seyn; in allen Fischbrutanstalten des jenseitigen Bayerns werden die schönsten Saiblinge, Huchen und Forellen gezogen, welche, wie der Erfolg lehrte, vollkommen fortpflanzungsfähig sind und vorzüglich gedeihen.

Wenn man nun bei der künstlichen Fischzucht den geringen Aufwand von Mitteln und Mühe in Vergleich zu jeder andern Gewinnung von Nährstoffen, namentlich der Bodenkultur, in Betracht zieht, so dürfte fast in einem Jeden der Wunsch entstehen, daß auch hier zu Lande, einer Gegend, welche sich ganz vorzüglich zur Erzeugung von Forellen eignen würde, ein Verein sich bilden möchte, um die Schleußen dieser hier gänzlich versiegten Nahrungsquelle zum allgemeinen Nutzen auf's Neue zu öffnen und unsere Bäche mit Bewohnern zu bevölkern.

Mannigfaltiges.

(Ein mechanisches Pferd.) Ein unter dem Titel: **Le cheval mécanique de M. de Hamel, Stuttgart, August Schaber,** 1862, erschienene Broschüre erörtert eine neue Erfindung, die in der That berufen seyn dürfte, in hippologischen Kreisen, wo sie wohl im Allgemeinen schon bekannt seyn mag, Aufsehen zu machen. Dem Herrn v. Hamel, Kavallerieoberst und Stallmeister des Königs von Würtemberg, soll nämlich nach fünfzehn Jahre langen Beobachtungen und Versuchen die Konstruktion eines künstlichen oder mechanischen Pferdes gelungen seyn, das, dem lebenden Pferde nachgebildet, aller Bewegungen desselben fähig ist. Leicht an Gewicht, elastisch und von der nämlichen Geschmeidigkeit, soll dieses künstliche Pferd ebenso empfindlich seyn für Zügel, Trense und Schenkel des Reiters und soll mit der nämlichen Leichtigkeit gelenkt werden können, wie das natürliche Pferd. Beim Reitunterricht, — die neue Erfindung wird namentlich für Reit- und gymnastische Schulen und zum Unterricht für Offiziere und Unteroffiziere empfohlen, — soll das künstliche Pferd je nach Wunsch des Stallmeisters jede Störrigkeit, jede beliebige Unart und Eigenheit des lebenden Pferdes annehmen; es soll alle wünschbaren Seitensprünge machen, kurbettiren, sich bäumen, setzen und nach Verlangen den Reiter abwerfen. Unter den zahlreichen Vortheilen, die das künstliche Pferd für den Reitunterricht vor dem lebenden voraus hat, wird namentlich der hervorgehoben, daß jenes jeden Augenblick auf den Willen des Reiters regungslos in der jeweiligen Stellung verharrt. Auch soll der Schüler nach dem System des Herrn v. Hamel in viel kürzerer Zeit, als bei Handhabung des lebenden Pferdes sich die für den Reiter wünschbare Geistesgegenwart, körperliche Gewandtheit, elegante und sichere Haltung, tadellosen Schluß und vor Allem eine ungewöhnliche Virtuosität in der Leitung auch des natürlichen Pferdes aneignen. Die Schrift beleuchtet am Schluß mit vieler Ausführlichkeit die Vorzüge dieser Erfindung zum Zweck einer möglichst gleichmäßigen Ausbildung der Kavallerie und berechnet die pekuniären Vortheile derselben mit Zahlen, die in's Fabelhafte gehen. Das künstliche Pferd des Herrn v. Hamel soll nicht sehr kostspielig, sein Mechanismus soll ziemlich einfach und äußerst solid seyn. Die Dienstfähigkeit desselben berechnet die Broschüre auf 40 Jahre. Sein Unterhalt, vorausgesetzt, daß es den ganzen Tag geritten wird, beträgt einige Löffel voll Oel und Fett per Woche. Es trägt mit Leichtigkeit und ohne den geringsten Schaden für die Maschine 250 Pfund.

Der Schmetterling, der in Europa das Symbol der Flatterhaftigkeit und Unbeständigkeit, aber auch das der Unsterblichkeit ist, gilt in Japan bei Hochzeiten als Bild der Beständigkeit und ehelichen Treue. Die eheliche Verbindung wird nämlich in Japan dadurch vollzogen, daß die Verlobten auf feierliche Weise Saki mit einander trinken. Der Saki wird von zwei Brautjungfern kredenzt, von denen die eine der männliche und die andere der weibliche Schmetterling genannt wird, weil ihre Sakiflaschen mit Schmetterlingen verziert sind. Da diese Insekten stets paarweise fliegen, sollen sie das neuvermählte Paar daran erinnern, wie jene stets zusammenzubleiben.

Laut der neuesten Schätzung bewegen sich in Wien täglich bei 7000 Fuhrwerke; davon entfallen 3000 auf Fiaker, Einspänner, Stellwagen und kleinere Fuhrwerke, 2000 auf Privatequipagen, der Rest auf kleineres Fuhrwerk.

In der Nähe von Hull hat man, bei Ausgrabung eines Rinnsals zwischen Springhead, in einer Tiefe von 10 Fuß ein altrömisches Boot von Eichenholz entdeckt, das wohl 1500 Jahre in der Erde gelegen haben mag.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 27. Dienstag, 4. März 1862.

Graf Berberitzheim.

(Fortsetzung.)

Es war das wohlbekannte Zimmer im Erdgeschoß, links vom Eingang, mit den Büchern, ausgestopften Thieren, Skeletten und dergleichen, wo das Frühstück aufgetragen wurde. Hopfgraser bediente.

Die Haushälterin ließ sich nur einige Mal an der Thüre sehen.

„Darf ich wohl bescheidentlich fragen, wohin Herr Archivrath verreist gewesen ist?“ bat Treumund, seine Bouillon umrührend.

„Das geht Ihn eigentlich den Teufel was an!“ schnaubte Bonian im Tone der wohlwollendsten Derbheit über den Tisch. „Uebrigens hatte ich einen kleinen Abstecher nach der Hauptstadt des Muata-ya-Nua in Innerafrika gemacht, wenn Ihm die Gegend bekannt ist. Ein charmanter Mann, der Muata-ya-Nua; es gibt wenige Monarchen so.“

„Ei da könnten Sie ja wohl manches Dunkle über die Beschaffenheit dieser Länder . . .“

„Nichts da!“ unterbrach Bonian seinen Gast. „Mögen selbst reisen. Ich behalte Alles für mich. Glaubt's doch kein Mensch!“

„Wie Sie darüber fühlen, Herr Archivrath,“ meinte Treumund. „Es ist mir lieb zu hören, daß Sie in diesem wilden Lande so gute Aufnahme fanden.“

„Das will ich meinen!“ bekräftigte Bonian, die Gabel schwingend. „Mein Freund, der Muata-ya-Nua, versteht zu leben. Zu Ehren meiner Ankunft ließ er sechzig seiner Leute spießen und ein Dutzend Weiber von seiner Leibwache stranguliren.“

„O nicht doch!“ sagte Treumund schaudernd.

„Pah! Das war blos getändelt,“ versicherte Bonian. „Ich hatte mir weiteres verbeten; doch konnte ich nicht verhindern, daß man Nachts vor meinem Absteigequartier bis zu Sonnenaufgang einen Scheiterhaufen unterhielt, in welchen man von Viertelstunde zu Viertelstunde einen Kriegsgefangenen stürzte. Diese Aufmerksamkeit meines Freundes, des Muata-ya-Nua, rührte mich fast.“

Treumund rang mit einer Uebelkeit.

„Zum Abschied!“ beschloß Bonian seine Darstellung, „zum Abschied gab mir der zartfühlende Monarch ein Bankett, das volle drei Stunden dauerte. Bei jedem neuen Becher, den ich mir füllen ließ, köpfte der Scharfrichter außen zwei junge Leute. Ueber die Leichen wurde nachher eine Decke gebreitet und darauf der Kaffee genommen. Nie hat ein König seinen Gast, einen einfachen Civilisten wie ich, so hoch geehrt. Doch brechen wir davon ab.“

Es war wohl Zeit, denn Treumund fühlte den Angstschweiß ausbrechen.

Das Gespräch wandte sich zu weniger aufregenden Dingen. Sauracher mußte dem Archivrath von seinem bisherigen Thun und Treiben erzählen und den Eindruck berichten, welchen Grundmaus, der Dekan und Lechleitner von jenem Zauberabend empfangen hatten. Es gelang dem Darstellenden mehrmals, seinen Hörer zum herzlichsten Lachen zu bringen.

Diese gute Laune Bonian's hielt Treumund für die geeignetste Gelegenheit, mit seiner langverhaltenen Bitte hervorzutreten.

Seitdem die Sorge um Unterhalt und akademische Existenz seinen Gefühlen wieder freiere Entfaltung gelassen hatte, war die Erinnerung an jene wundervolle Spiegelerscheinung mächtig über ihn gekommen; und je mehr er sie nährte, je heftiger sehnte er sich nach einem neuen Anschauen dieser Reize.

Er brachte seine Bitte nach vielen Umschreibungen glücklich vor.

„Also doch nicht vergessen?“ sagte der Archivrath freundlich. „Nun gut, lieber Studiosus; aber wahre Er seine fünf Sinne! Es könnte passiren, daß Er sich vollends hinreißen ließe.“

Treumund legte die Hand aufs Herz und sprach in feierlichem Tone: „Ich kann nicht mehr abstehen, und risse es mich auch dahin.“

„Alsdann, mein Freund,“ erwiederte Bonian aufstehend, „folge Er mir.“

Sie gingen in das anstoßende Zimmer, wo der Archivrath seinen Gast stumm zum Sitzen und Aufmerken anwies, während er selbst vor den magischen Spiegel trat und seine Operationen begann.

Nicht lange, so strahlte auf dem Glase ein Mädchenantlitz von wunderbarer Schönheit. Das feurige braune Auge richtete sich auf Treumund.

Bonian drehte geräuschlos den Kopf nach ihm um und machte eine fragende Geberde.

Treumund verstand sie und schüttelte verneinend das Haupt.

Alsbald verschwand das Bild; aber in wenigen Sekunden erschien ein zweites auf dem Glase, noch schöner als das erste, mit schwarzem glänzendem Haar, dunkelblauen Augen, ganz weißem Gesichte und blutrothen Lippen.

Treumund war tief ergriffen von der majestätischen Schönheit dieser Züge, aber doch war es die Rechte nicht.

Auf das Schütteln des Kopfes folgte ein drittes Bild. Kaum war es deutlich geworden, als Treumund einen Schrei der Ueberraschung ausstieß: „Sie ist es!“

Aber mit einem Male züngelten Blitze aus dem Bilde, ein ferner Donner grollte und Bonian riß heftig einen Vorhang über das Glas.

Treumund fühlte sich am Arme gepackt und fortgezogen.

„Wenn Er Galgenschwengel seine Kontenance so leicht verliert,“ flüsterte ihm der Archivrath beim Hinauseilen ins Ohr, „dann verlange Er auch keine Blumengeister zu sehen.“

Draußen im Zimmer standen Hopfgraser und die Haushälterin, in deren Arme Bonian halb ohnmächtig sank. Unter lautem Wehklagen trugen sie ihn fort; Treumund, halb betäubt, halb entsetzt über die Störung, die er angerichtet hatte, eilte aus dem Hause.

Es vergingen drei Wochen, ehe er aufs Neue den Muth hatte, das Haus des Archivraths aufzusuchen, und doch hätte er nach seinem Befinden sich erkundigen müssen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Haus, worin es spuckte.

(Fortsetzung.)

Zahlreiche Parthieen Neugieriger besuchten während des Tages den Platz und konnten bei der genauesten Nachforschung nichts Ungewöhnliches entdecken; aber kein Miethsmann wollte sich finden, der die Courage hatte, dort einzuziehen, und das Haus stand wieder längere Zeit leer.

Endlich fand sich denn doch noch eine Familie, die aus einem abgelegenen Dorfe näher nach der Stadt ziehen wollte und wahrscheinlich durch die billige Miethe angelockt war.

Entweder hielt er das Gerücht für müßiges Geschwätz, oder er hatte wirklich nichts davon gehört — Herr Braun zog ein, und die Leute waren wieder einmal in der größten Spannung, was nun wohl mit Dem geschehen werde.

Es dauerte nur wenige Tage, da packte Herr Braun seine Sachen wieder ein und verließ den Weidenhof eben so eilig, wie seine Vorgänger.

Die Aufregung der Nachbarschaft, ja der ganzen Umgegend war nun auf's Höchste gestiegen. Hatte man früher aus ungläubiger Neugierde das Haus besucht, so vermied man es jetzt gern, in seine Nähe zu kommen, und konnte es nicht ohne ein gewisses Grauen ansehen.

Man glaubte, ein bloser Besuch jenes Ortes müsse schon Unglück bringen, und der Aberglaube gewann täglich mehr Boden.

Die haarsträubendsten Dinge wurden von den früheren Besitzern erzählt und geglaubt.

Es hieß, daß ein Fluch auf diesem Hause ruhe, in dem nach einander die Treue, die Freundschaft und die Gesetze der Gastfreiheit gebrochen und verrathen seyen und das durch drei Mordthaten entweiht wäre.

Nur unsere Mutter blieb standhaft; sie kehrte sich an all' das Geschwätz nicht und vertheidigte den Weidenhof nach wie vor.

„Drei Mordthaten! Unsinn! Drei Mährchen!“ pflegte sie zu sagen. „Die junge Frau des Doktors hat sich zu Tode gegrämt, das arme Ding! Sie starb an einer Herzkrankheit. Der Doktor selbst hat ein hohes Alter erreicht, und ist am Schlagfluß gestorben. Wer kann behaupten, daß er ermordet ward? Ich denke doch, das Gericht wird es beurtheilen können. Und was den jungen Kellner betrifft, so verlor er sein Leben auf eine Weise, die so natürlich ist, wie nur irgend etwas. Sein Schicksal soll als eine Warnung hingestellt werden für alle jungen Leute, die nicht wissen, was sie aus purem Uebermuth treiben sollen. Was in aller Welt kann denn nun das unschuldige Haus dafür? Ich kann gar nicht begreifen, wie die Leute so ganz und gar ohne alle gesunde Logik in den Tag hineinschwätzen mögen; — ich würde mich schämen! — Wartet nur, bis unser Termin hier abgelaufen ist, dann wollen wir einmal sehen, ob ich am Ende nicht doch noch in den Weidenhof einziehen, und was mehr ist, auch darin bleiben werde.“

Diese energische Rede der Mutter, die sie so oft wiederholte, machte auf jedes einzelne Glied ihrer

Familie einen verschiedenen Eindruck. Ich für meinen Theil hatte eine natürliche Neigung für weibliches Heldenthum; ich bewunderte die Jungfrau von Orleans, Maria Stuart, Margaretha von Norwegen und all jene löwenherzigen, adleräugigen Heldinnen der Geschichte; und wünschte natürlich nichts sehnlicher, als mich ihnen beizählen zu können. Ich hatte einen aufstrebenden, muthigen Geist, leider aber dabei sehr schwache Nerven; und so wird man begreifen, daß ich kühn meiner Mutter beistimmte, den Weidenhof zu miethen, wenn auch im Stillen mein Herz zitterte bei dem Gedanken, allein in dem gespensterischen Hause zu leben.

Meine Schwester Louise setzte so vollkommenes Vertrauen in die Mutter, daß sie sich mit großer Ruhe ihrer Entscheidung unterwarf.

Anders war es mit den beiden alten Dienstboten. Diese waren voll düsterer Ahnungen und Vorgefühle; aber wohl wissend, daß es vergebens seyn würde, ihre Herrin von dem einmal gefaßten Entschluß abzubringen, begnügten sie sich damit, den Kopf zu schütteln und ihr Theil zu denken, — fest überzeugt, daß „die alte waghalsige Frau" auch noch einmal für ihren Muthwillen werde büßen müssen.

Unsere Mutter war indeß gut dafür, daß sie ihr Wort halten werde. Es dauerte gar nicht lange, so begann sie in emsiger, energischer Weise ihre Sachen zu ordnen und Alles, was nicht täglich gebraucht wurde, in die Koffer zu packen für den Umzug. Denn daß sie das Haus bekommen werde, daran zweifelte sie gar nicht.

Sie bekam es auch wirklich, und zwar, was in ihren Augen auch nicht zu verachten war, für die Hälfte der frühern Miethe.

So war es denn also gewiß, daß wir nach all dem Erlebten dennoch in das verrufene Haus einziehen sollten, in dem es nach dem einstimmigen Urtheil der ganzen Nachbarschaft nicht geheuer war.

2.

> **Schwarzkerlchen und weiß, Rothkerlchen und grau,**
> **Mischet, mischet, mischet, Alles mischt genau,**
> **Rundumher und rundherum.**
> **Grundböses werde laut, Grundgutes stumm.**
>
> Macbeth.

Es war am 31. Oktober, früh Morgens, als wir unsere Uebersiedlung nach dem verrufenen Weidenhof begannen. Das Wetter war trübe und unfreundlich, der Himmel grau und mit drohenden, schwer niederhängenden Wolken bedeckt.

Unsere Mutter, welche sich nie viel an das Wetter kehrte, war nur ängstlich, daß wir vor dem Regen mit den Sachen glücklich hinüber kämen. Sie fuhr deßhalb schon sehr früh am Morgen mit Louise und dem alten Martin hinüber nach dem Weidenhof, um die Sachen, sowie sie ankamen, dort in Empfang zu nehmen, besonders aber auch, um durch ein tüchtiges Feuer die dumpfe, feuchte Luft aus den Zimmern zu vertreiben. Ich und Cousin Karl, der uns für diesen Tag seine Dienste anbot, sowie die alte Köchin Hanna blieben in der alten Wohnung zurück, um die Sachen aufzupacken, Martin fuhr sie hinüber.

Es war ein schweres Tagewerk, das kann ich Euch versichern. Wir hatten den ganzen Tag vollauf zu thun und kamen keine Minute zu uns selbst.

Gegen Abend verfinsterte sich der Himmel mehr und mehr, die Luft wurde feuchter und kälter; schon breitete die Dämmerung ihren grauen Mantel über die Gefilde, und wir waren immer noch nicht zur Ruhe. Einen unfreundlicheren, düstereren Tag hätten wir gar nicht treffen können.

Es war beinahe vollständig Nacht geworden, als endlich die letzten Sachen an Ort und Stelle gebracht waren und der alte Familienwagen zum letzten Male zurückkehrte, um uns zu holen. — Wir schlossen das Haus zu und setzten uns hinein; Karl saß vorne bei dem alten Martin, und Hanna und ich saßen auf dem hinteren Stuhl, so fuhren wir davon.

Jetzt erst fing es an zu regnen, obgleich die Wolken uns den ganzen Tag schwer und drohend über dem Kopf gehangen hatten; — es war ein ganz feiner, dichter Staubregen. Ob es nun die düstere, drückende Athmosphäre war, oder die große Ermüdung und das Hereinbrechen der Nacht, was meine Lebensgeister so herunterstimmte, — ich weiß es nicht; nur das erinnere ich mich sehr wohl, daß ein Gefühl tiefer Melancholie und eine Art Schauer mich anwandelte, als wir die Landstraße kreuzten und in den dunklen, mit Gras bewachsenen Weg einbogen, der durch das Dickicht hindurch nach dem Weidenhof führte.

Es war eine sehr düstere, schweigende Scene, kein Stern war zu sehen, nichts als Busch und Gestrüpp um uns her, und kein Laut zu hören, als das eintönige Geknirsch der Räder und das Rauschen der welken Blätter.

„Ich kann wohl sagen, ich für meinen Theil möchte doch nicht auf dem Weidenhof wohnen," sagte Karl, indem er sich nach mir umsah; „findest Du nicht auch, daß dieser Weg so zu sagen ein rechter Geisterweg ist?"

Ich merkte wohl, daß er mich ängstigen wollte; aber die Strafe folgte ihm auf dem Fuß, denn kaum hatte er die ersten Worte gesprochen, als unser alter Kutscher aus purer Angst dermaßen seine Geistesgegenwart verlor, daß die Pferde mitten zwischen die Büsche geriethen. Zum Glück ergriff Karl noch

eben früh genug die Zügel, so daß noch Alles wieder ins rechte Geleise kam.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Musizirende Fische in Südamerika!) Aus einem Schreiben des M. de Thoron an die Akademie der Wissenschaften zu Paris entnehmen wir folgende interessante Beobachtung. Als derselbe in der Bai von Pailon (im Norden der Provinz Esmaraldas der Republik Ecuador) eines Tages gegen Sonnenuntergang in einem kleinen Nachen langsam an der Küste hinfuhr, hörte er plötzlich um sich einen ihm ganz neuen Ton, tief und lang aushaltend; er glaubte zuerst, daß der Ton von einer Brummfliege oder einem andern Insekt von ungewöhnlicher Größe herrühren müsse; da er aber kein Wesen der Art erblicken konnte, so befragte er den Ruderer darum. Dieser sagte, daß jene Töne von gewissen Fischen ausgestoßen würden, die den Namen „Syrenes" oder „Musikos" führten. Als Thoron auf seiner Fahrt noch ein wenig weiter vorgeschritten war, hörte er eine Menge solcher Stimmen, die zusammen ganz täuschend den Ton einer Orgel nachahmten. Einmal aufmerksam auf diesen Gegenstand, hörte er dieselben Töne nicht blos in der Bai von Pailon, sondern später auch an andern Stellen, besonders stark im Flusse Matajé, der eine Mündung nach der genannten Bai und noch zwei andere nach dem Stillen Ocean hat. Auch im Nebenfluß Molino des Matajé sollen sich die musizirenden Fische aufhalten. Es ist dies vielleicht nicht unwichtig, da daraus hervorginge, daß jene Fische sowohl im Salz-, als auch im Süßwasser zu leben vermögen. Uebrigens lassen sich diese in ihrer Musik durch die Nähe von Menschen wenig stören und fahren darin während mehrerer aufeinander folgenden Stunden fort, ohne sich aber an der Oberfläche des Wassers zu zeigen. Man ist gewiß erstaunt, zu erfahren, daß solche Töne von einem Thiere kommen können, das nicht mehr als zehn Zoll in der Länge mißt. Es ist ein Fisch, dessen Aeußeres nichts Besonderes bietet: seine Farbe ist weiß, mit einigen bläulichen Pünktchen nach dem Rücken zu. So wenigstens sehen die Fische aus, die man an dem Orte jener eigenthümlichen Musik fängt und die man als die Urheber derselben ansehen muß. Am gewöhnlichsten lassen sie sich gegen Sonnenuntergang hören bis spät in die Nacht hinein, und ihre Töne kommen, wie schon oben bemerkt wurde, denen einer Orgel, die man aus einiger Entfernung, wie vor der Thüre einer Kirche, hört, am nächsten.

Bekanntlich gehören die jungen Wienerinnen zu den rasenden Tänzerinnen. Sie bemerken nicht einmal, oder wollen es nicht bemerken, wenn ihnen im wirbelnden Wiegen und Dahinfliegen ein Ballschuh abhanden kommt. Rüstig wird auf dem dünnen Gewebe häuslichen Frauenfleißes, auf dem Strumpf fortgetanzt. „Das glaube ich nicht," denkt hier gewiß manche unserer jungen tanzlustigen Leserinnen, und doch ist es so. Am Tag nach dem heurigen Juristenball in Wien, der für einen sehr distinguirten gilt, wurden der Polizei jenes Bezirks, zu dem das Rayon des Sophienbades gehört, jene Gegenstände übergeben, die bei dem Juristenballe im Sophiensaal verloren gegangen und nachträglich aufgefunden worden sind. Unter diesen verlorenen Sachen befand sich natürlich kein einziges verlorenes Frauenherz — es ist ein Glück, daß die Polizei mit diesen nichts zu thun hat, — aber es fanden sich an zwölf Ballschuhe, von denen jeder, abseits von seinem Angehörigen, zu einem langweiligen Einzelleben verdammt war. Ob sich wohl die zu diesen Schuhen gehörigen jungen Tänzerinnen melden werden? Wenn die tanzlustigen jungen Damen am Ende des Faschings zu krönen wären, so ginge man nicht fehl, wenn man denen die ersten Preise im Karneval gäbe, die einen ihrer Ballschuhe auf dem Schlachtfelde gelassen haben.

Vor einiger Zeit erschien ein interessantes Kärtchen von Deutschland, auf dem die Grenzen nach den verschiedenen Getränken, je nach ihrem Vorherrschen, gezogen sind. Der Schnaps ist mit Blau bezeichnet und herrscht noch über die ganze norddeutsche Tiefebene, indem die Farbe nach Norden und Osten in ein immer tieferes Indigoblau übergeht. Das braune Bier hat seinen Hauptsitz in Bayern und Böhmen und seine Grenzen erstrecken sich von dort nach Mittel- und Westdeutschland. Der Wein endlich mit purpurrother Farbe florirt am Rhein, an Donau, Neckar, Main und Mosel, während Elbe, Oder und Saale nur ein schwaches Kontingent an Meißner, Grüneberger und Naumburger stellen.

„Kerl, wie soll ich Dich jetzt mit Prügeln abstrafen?" rief ein ergrimmter Schullehrer einem unartigen Schüler zu. — „Nach der italienischen Mode, wenn's gefällig ist, Herr Schulmeister", versetzte der kleine Schalk; „nämlich die schweren Striche aufwärts und die leichten abwärts."

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 28. Freitag, 7. März 1862.

Graf Verberitzheim.

(Fortsetzung.)

Endlich — es war gerade am 22. März und Frühlingsanfang, trieb es ihn unwiderstehlich hin. „Sie sehen und sterben!“ seufzte er beim Eintreten in die wohlbekannte Hausflur. Herr Hopfgraser stand da mit einer nagelneuen Livree und schnarrte sehr vergnügt.

Der Archivrath war wie gewöhnlich im Zimmer links.

„Gratulire Er sich, Saueracher,“ sagte der alte Herr, „daß Ihm das Datum so gut zutrifft. Jeden andern Tag hätte ich Ihn hinausschmeißen lassen.“

„Tausend Entschuldigungen, Herr Archivrath!“ erwiederte Treumund. „Ich habe bis heute keine ruhige Stunde darüber gehabt, glauben Sie mir!“

„Genug davon,“ wehrte Bonian ab. „Ich bin am Ende selbst Schuld, und hätte Ihn besser instruiren sollen.“

„Herr Archivrath!“ rief Treumund lebhaft, indem er fast Miene machte, auf ein Knie zu stürzen. „Herr Archivrath, ich war in diesem Augenblicke der glücklichste und unglücklichste Mensch zugleich. Ich sah sie wieder, die unbeschreiblich Schöne, die unbeschreiblich Geliebte — und im gleichen Athemzuge verschwand sie durch meine Unvorsichtigkeit vielleicht für immer. — Doch nein! noch steht meine Hoffnung fest, sie wiederzusehen. Herr Archivrath, gewähren Sie noch Einmal! Ich werde Alles thun, was Sie mir vorschreiben.“

Jetzt wäre der Studiosus Saueracher gewiß auf die Kniee gefallen, hätte der Archivrath nicht mit dem Finger gedroht:

„Ich will Ihn lehren, Narrenpossen treiben! Bleib' Er hübsch auf seinen Beinen stehen und rutsche Er mir nicht in der Stube herum. Probiren will ich's noch einmal mit den Blumengeistern, aber nehm' Er sich zusammen.“ —

Man begab sich in das magische Kabinet und nach wenigen Augenblicken strahlte das herrliche Antlitz, die reizende Gestalt der blonden Schönen auf dem Spiegelglase.

Ja, sie war es, die Treumunds Träume erfüllte seit jenem Nachmittage, wo der glückliche Zufall ihn das von Bemmerlein'sche Haus hatte verfehlen lassen. Sie war es mit ihren himmelblauen Augen, mit dem rosigen Antlitz und den goldblonden Haaren, in welchen ein Perlendiadem blitzte.

Je länger Treumund in den Spiegel sah, je deutlicher, je lebendiger erschien ihm das Bild. Die Schöne gewann Leben, sie bewegte Augen, Lippen, Hände. Sie saß in einem Zimmer, das mit Gold und Rosa austapeziert war. Dienerschaft umgab und bediente sie. — Und jetzt? — Wahrhaftig! Keine Täuschung! — Sie winkte ihm. Sie winkte mehrmals! Sie winkte zum dritten Male!

Da hielt sich Treumund nicht länger. Er trat leise hinter den Stuhl des Archivraths, nahm einen Anlauf und stürzte sich kopfüber in den Spiegel....

Das heftige Geprassel des zerschmetterten Glases tönte dem Stürzenden lange in den Ohren, und doch flog er noch sausend durch den leeren Raum dahin. Das Tönen nahm endlich einen rhythmischen Schwung an und schlug in abgemessenen Zwischenräumen an sein Ohr. Ein Wonnegefühl des sanften Fluges durch die Luft erfaßte ihn und so schwebte er auf ein Rasenrund herab, umgeben von den herrlichsten, duftendsten Blumen. Mit Erstaunen sah er sich um: da gewahrte er einen langen Zug festlich geputzter Leute mit Fahnen und Musik, von der er bis dahin nur den Schall der Pauken und Becken vernommen hatte. Das war dies rhythmische Tönen gewesen.

Er trat auf einen breiten, mit Mamorstatuen in gewissen Zwischenräumen besetzten Weg, auf dem die Prozession herkam.

Als man ihn erblickte, ertönte ein unendliches Jubelgeschrei aus der Menge und die Musik gab einen schmetternden Tusch.

„Heil Dir, den uns die Gottheit zum Könige bestimmte! Willkommen im Lande Blütiplanti!"

So schrie man und umringte den auf's Höchste überraschten Treumund.

Eine Krone wurde ihm überreicht und ein grüngoldner Königsmantel. Als er sich damit geschmückt hatte, hob man ihn auf ein silberfarbenes Pferd und kehrte unter Jubelgeschrei in die Hauptstadt des Landes Blütiplanti zurück.

Als man am Königspalaste angelangt war, trat die Prinzessin Rosenha, umgeben von ihrer Dienerschaft, hervor und empfing den einziehenden neuen Herrscher am Fuße der Treppe. Sie schlug den Schleier zurück, und im nächsten Augenblicke lag Treumund in ihren Armen. Es war sie, die der Spiegel des Archivraths ihm gezeigt hatte. Das Volk jubelte laut. Unter rauschender Musik führte Treumund seine Braut die Treppe hinauf in den Palast. Schon war das Hochzeitsmahl angerichtet. Man schritt unverzüglich zur Trauungsceremonie, die unter Glockenläuten und Böllerschüssen verlief; alsdann ließ man sich zum Tisch nieder. Abends war die ganze Stadt erleuchtet, und der junge überglückliche König, seine Gemahlin am Arme, schritt mit zahlreichem Gefolge durch die Hauptstraßen, um das herrliche Schauspiel zu genießen.

So verflossen dem Paare Tage der Wonne und des höchsten irdischen Glückes. Die Unterthanen fühlten sich unter Treumund's Scepter wohl, und kein Unfall trübte das öffentliche oder Privatleben. Durch die Länge der Zeit stumpft sich jedoch jeder Genuß ab, und das Herrlichste sinkt durch die Gewöhnung daran zur Alltäglichkeit herab.

Treumund fand nicht mehr sein einziges Vergnügen in der Bewunderung der Reize seiner Frau. Ihm war, als ob sie auf erschreckende Weise altere. Das machte ihn übellaunig, und um sich zu zerstreuen, ging er auf die Jagd.

Einstmals verfolgte er mit seinen Leuten ein Wild, als ein breiter Graben den Ritt hemmte. Er wollte einen Anlauf nehmen und mit dem Pferde darüber setzen, allein der Oberjägermeister fiel ihm fast erschrocken in die Zügel.

„Majestät," sagte er entschuldigend, „das ist die Grenze Ihres Reiches Blütiplanti."

„Hm!" machte der junge König nicht ohne Unmuth. „Warum erfuhr ich das nicht früher?"

„Es ist heute das erste Mal, daß Sie hier jagen, Majestät," versetzte der Oberjägermeister.

„Und wer ist mein Nachbar da drüben?" frug Treumund.

„Es ist Se. Majestät König Paluster."

Als der Oberjägermeister diese Auskunft gegeben hatte, vernahm man plötzlich aus dem jenseitigen Walde ein Getöse, wie von einer nahenden Jagd.

Nicht lange, so brach ein Hirsch durch das Niederholz, gefolgt von einer kläffenden Meute. Dahinter klapperte und stampfte es von Pferdehufen — es war König Paluster und sein Jagdgesinde. Voll Neubegier hatte Treumund sein Pferd bis an den Rand des Grabens gelenkt und schaute dem vorüber eilenden Jagen zu. Da rauschte das Laub einer Buche dicht vor ihm. Ein falbes Roß setzte in gewagtem Sprunge über einen Felsblock und nun erblickte Treumund, blos durch die Breite des Grabens geschieden, eine wunderschöne Dame mit wehendem Schleier, schneeweiß war ihr Antlitz, purpurroth waren ihre Lippen, ihr Haar schwarz und glänzend, ihre Augen dunkel und feurig, ihr Leib so schlank und schmiegsam.

Sie sah nach Treumund herüber und stieß einen Schrei aus — dann war sie verschwunden.

„Es ist die Prinzessin Atropa, die Tochter des Königs Paluster," belehrte der Oberjägermeister.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Haus, worin es spuckte.

(Fortsetzung.)

Endlich kamen wir aus dem Dickicht heraus und sahen nun in dunklen Umrissen eine Gruppe hoher Bäume vor uns, in deren Mitte das Gebäude lag, das nun so lange schon einen Gegenstand ungewöhnlichen Interesses bildete.

Wir verfolgten den Weg durch die Felder weiter und hielten in wenigen Minuten vor der verrosteten eisernen Pforte des Weidenhofes. Hier stiegen wir aus und überließen es Martin, Pferde und Wagen unter Dach zu bringen; wir schritten unterdeß die lange dunkle Eichenallee hinauf, die nach dem Hause führte.

Die Thüren und Fensterladen waren alle zu, und nur dann und wann schimmerte ein schwacher Lichtschein von Innen durch die Ritzen und Spalten des Holzwerks. Die Vorderthüre war nicht verschlossen, und wir traten durch sie direkt in die Halle ein, welche, parallel laufend mit der Fronte des Hauses, gewissermaßen eine Art Vorzimmer zu den dahinten liegenden Gemächern bildete. Von dieser Halle aus führten, wie ich vorhin schon bemerkte, zwei Thüren, eine rechts und eine links, nach den Schlafgemächern

in den beiden Seitenflügeln des Gebäudes, wogegen eine Thüre gerade aus in das große Wohnzimmer leitete. Neben der Schlafzimmerthüre rechts in der Halle befand sich die Treppe, vermittelst der man nach oben und in die dort befindliche große Kammer gelangte, welche, wie ich Euch bereits erzählte, durch ein fächerförmiges Giebelfenster ihr Licht erhielt.

Wir schritten durch die Halle, traten in das fast noch ganz leere Wohnzimmer und von hier in das anstoßende Speisezimmer.

Hier fanden wir die Mutter und Louise, auf einer Kiste sitzend und rings umgeben von bunt durcheinander aufgestapelten Mobilien.

„Du siehst sehr müde und erschöpft aus, Marie," sagte sie. „Ihr müßt härter gearbeitet haben als wir. Hier liegt es noch bunt durcheinander, wie Ihr seht."

„Was habt Ihr denn gemacht?" fragte ich.

„Nun, wir haben die Schlafzimmer und die Küche in Ordnung, das ist Alles. Das Wohnzimmer, sowie die Halle und das Speisezimmer lassen wir bis morgen. Vor allen Dingen wollen wir erst unser Abendbrod einnehmen. Es ist bereits fertig. Martin hat uns den Tisch in die Küche gestellt; laßt uns dort hingehen, es ist wärmer und gemüthlicher. — Kommt, Kinder, bringt Karl mit."

Wie ich vorhin schon sagte, Küche, Speisekammer und Waschhaus, sowie die Zimmer der Dienstboten, befanden sich in dem kleinen Nebenhause, welches hinter dem Hauptgebäude lag, jedoch mit demselben nicht unmittelbar in Verbindung stand: vielmehr kehrten sich die beiden Häuser ihre Hinterfronte zu und dazwischen befand sich ein drei Fuß breiter Gang. Wir mußten folglich aus einer Seitenthür gehen, um nach der Küche zu gelangen.

Ich erinnere mich noch jetzt der freudigen und angenehmen Ueberraschung, die mir bereitet wurde, als ich in diese freundliche, allerliebste Küche eintrat. Sie war mit Fliesen ausgelegt, hatte einen großen, sehr praktisch angelegten Feuerherd, auf dem ein helles Feuer lustig brannte, einen großen saubern Anrichtetisch, über welchem an der Wand ein Bord neben dem andern mit feinen Porzellansachen und blank gescheuertem Messingzeug sich befand. Alles war in der schönsten Ordnung und so sauber und nett, daß man sich unwillkürlich darin heimisch fühlen mußte. In der Mitte stand unser Speisetisch, auf dem ein einladendes Nachtessen dampfte.

„Ah!" rief Cousin Karl mit einem bezeichnenden Blick auf das Mahl, „auf diese Weise gestärkt, können wir den Feind ruhig erwarten."

„Kannst Du die Nacht bei uns bleiben, Karl?" fragte die Mutter.

„O, nein! das kann ich nicht, Tante," erwiederte der Jüngling. „Ich muß unbedingt nach der Stadt zurück. Mutter weiß ja gar nicht, wo ich bleibe."

Demgemäß schickte sich Karl, nachdem er das Nachtessen eingenommen hatte, zum Fortgehen an.

„Bevor Du gehst, Karl," fing die Mutter wieder an, „wäre es mir sehr lieb, wenn Du die Laterne nehmen und den ganzen Garten einmal genau untersuchen wolltest. Martin kann mit Dir gehen. Ich muß aber bitten, daß Ihr nicht oberflächlich zu Werke geht, sondern jeden Fußbreit Boden untersucht und besonders rings herum die Gartenmauer nachseht, ob sie überall sicher und dicht ist."

„Mit dem größten Vergnügen, edle Dame. Laß den Schloßvogt nur kommen mit der Laterne, und wir wollen die Festungswerke rekognosziren ganz nach Eurem Befehl," sagte Karl in scherzhaftem Tone, während er seinen Ueberrock zuknöpfte.

Als er gemüthlich seine Handschuhe angezogen und seinen Hut aufgesetzt hatte, erschien Martin auch schon an der Thür mit der Laterne und die Beiden gingen fort.

Ich setzte mich ans Fenster und fand eine Art Amüsement darin, die Bewegungen der Laterne durch die dunkeln, schattigen, vielfach verschlungenen Steige des Gartens zu verfolgen, bis sie endlich ringsherum an der steinernen Mauer entlang schwebte und sich dann dem Hause wieder näherte.

„Wohledle Burgfrau," rief Karl im Hereintreten, seinen scherzhaften, neckischen Ton beibehaltend, „wir haben die Vertheidigungswerke inspizirt und fanden sie in außerordentlich gutem Stande. Die Mauer ist stark, von beträchtlicher Höhe und oben scharf, so daß der Feind, sollte er allenfalls einen Sturm wagen, jedenfalls seine gesunden Knochen riskirt. Innerhalb der Festung ist alles ruhig und nirgends etwas Verdächtiges zu finden. Wenn Ew. Gnaden mir nur den Schloßvogt nachschicken wollten, um das Thor hinter mir zu verrammeln, so glaube ich, daß die Burg während der Nacht sicher und ohne Gefahr ist, überrumpelt zu werden."

Nach dieser Meldung verabschiedete sich der muthwillige Bursche, und Martin erhielt abermals den Befehl, ihm zu folgen und die Pforte zu verschließen.

Inzwischen hatte Hanna aufgewaschen und die Küche wieder in Ordnung gebracht, so daß, als Martin wieder zurückkehrte, den schweren Thorschlüssel in der Hand, nichts mehr zu thun übrig blieb, als die Fenster und Thüren nachzusehen, die Hausthür zuzuschließen und nach dem üblichen Abendgebet uns zur Ruhe zu begeben, was denn auch, da es schon spät und wir alle sehr müde waren, sofort beschlossen und ausgeführt wurde.

Nachdem wir jedes Zimmer nachgesehen und uns davon überzeugt hatten, daß alle Thüren und Fenster wohlverschlossen und verriegelt waren, begaben wir uns in das Speisezimmer, um dort unser Familienabendgebet zu verrichten. Nachdem dies geschehen war, ließen wir Martin und Hanna aus, gaben Ersterem den Schlüssel zu der Seitenthür des Hauses, damit sie am andern Morgen hineinkommen und Feuer machen konnten, ohne zu stören, verschlossen die Thür wieder aufs Sorgfältigste und gingen dann, um selbst unser Lager zu suchen.

„Ich halte die Schlafzimmer hier unten für noch nicht genug gelüftet, Kinder," sagte die Mutter, indem sie uns bei der Hand nahm und die Treppe hinaufführte, „so dachte ich, es sey das Beste, wenn wir diese erste Nacht Alle oben schliefen. Die Kammer ist groß und wohl gelüftet, und ich habe zwei Betten zurecht gemacht. Du, Louise, schläfst bei mir in dem großen, Marie nimmt das andere in Beschlag."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Ueber die berühmten Havannah-Cigarren von Cuba hat Jegor v. Sievers in seinem 1861 veröffentlichen Buche „Cuba" manche interessante Notiz mitgetheilt. Darnach verbrauchen die Einwohner dieser Insel jährlich 1825 Millionen Cigarren oder täglich 5 Millionen, folglich à Kopf 2000 per Jahr. Die Cigarren, welche meist von Sklaven gefertigt werden, die besten von Sklavinnen, welche dieselben auf ihren Schenkeln wickeln, theilen sich im Heimathlande nach verschiedenen Namen ein, je nachdem ihre Qualität beschaffen ist, wovon die feinsten die in Europa sogenannten „Naturales" oder „Pflanzer-Cigarren" sind, die in Cuba „Vegueros" heißen. Dieselben werden aus den vollkommensten Blättern ohne besondere Einlage und Puppe, folglich aus einem Stück gefertigt, und sind ursprünglich zu Geschenken für Plantagenbesitzer oder deren Kunden in der Stadt bestimmt. Die ächten „Vegueros" sind 7 Zoll lang. Zur zweiten Qualität gehören die „Regalia del duque." Die Preise sind sehr verschieden und schwanken zwischen $11^1/_2$ bis 200 Piastern pro Mille; indessen ist in der Regel der höchste Preis 80 Piaster = 113 Thaler, und dieser wird nur in seltenen und außerordentlichen Fällen überschritten. Im Jahre 1854 wurden nur 251,313,000 ächte Havannah-Cigarren und daneben 264 Millionen solcher ausgeführt, welche auf der Insel aus fremdem Tabak gesponnen waren. Die ganze Tabakernte von Cuba betrug 1850 50 Mill. Pfund, wovon 16 Mill. auf die Vuelta kamen, wo das beste Produkt wächst. Eine Caballeria (= $52^1/_2$ preußische Morgen) bringt unter mäßig guten Bedingungen beim Tabaksbau einen jährlichen Gewinn (Brutto? Netto?) von 3000 Piastern.

Im böhmischen Museum zu Prag sind jetzt altböhmische merkwürdige Musikinstrumente aufgestellt, welche der Kreishauptmann Freiherr v. Schrenck auf einem Kirchboden zu Neuhaus vorfand. Diese Instrumente bestehen aus einem Stimmwerk von Bombards oder sogenannten Pommern, einem Stimmwerk von sogenannten Sordunen oder Dulcianen und Basanellis, dann einem an den antiken Lituus erinnernden Krummhorn oder Storto. Ein ganz besonderes Schaustück ist der Kontrabaßpommer von der ganz ansehnlichen Länge von neun Fuß. Dieses Rieseninstrument gehört ganz gewiß dem Anfang des sechzehnten oder Ende des fünfzehnten Jahrhunderts an, denn im Jahre 1539 fing sich unser jetziges Fagott bereits zu verbreiten an, welches der Domherr Afranio zu Ferrara erfand, um dieses schwer praktikable Riesenbombardon entbehrlich zu machen. Es sollte die höchste Sorgfalt auf Erhaltung alter Instrumente, die sich noch irgendwo vorfinden, verwendet werden, denn leider hat die fahrlässige Zerstörung derselben bewirkt, daß wir von manchen Instrumenten, die noch im vorigen Jahrhundert gebräuchlich waren und z. B. noch von J. S. Bach angewendet wurden, kaum eine bestimmte Vorstellung und noch weniger ein Exemplar besitzen.

Die beiden Maurer- und Steinmetzmeister Stahlmann und Wölfel in Bayreuth sind auf ihr Anerbieten mit der Fertigung des granitnen Sockels für das Lutherdenkmal in Worms betraut worden. Zur mühsamen Bearbeitung und Polirung der von den Höhen des Fichtelgebirgs theilweise schon herabgeschafften kolossalen Granit- oder vielmehr Syenitfelsblöcke haben dieselben eine eigene Werkstätte eingerichtet, worin nun viele Hände angestrengt thätig sind, um bis zu dem festgesetzten Termine die große Arbeit zu bewältigen.

Als Churfürst Friedrich III. von der Pfalz gefragt wurde, warum er keine Festung baue? antwortete er: „Eine feste Burg ist unser Gott!"

Auf dem Programm des letzten Konservatoriumconcerts in Paris las man auch **„l'Ouverture de Jubel de Weber."**

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 29. Sonntag, 9. März 1862.

Graf Berberitzheim.

(Fortsetzung.)

In tiefem Sinnen kehrte Treumund heim. Die Begegnung hatte ihn heftig berührt. Die Züge dieses Gesichts, die majestätische Gestalt — kein Zweifel, es war jenes Bild, das ihm einst im Spiegel Bonian's Bewunderung abgenöthigt hatte.

Wie viel unglücklicher fühlte sich Treumund jetzt! Rosenha, dahinwelkend zum Gerippe, unerträglich durch zänkisches Wesen, war nun unwiderruflich fürs ganze Leben an ihn gekettet, jeder Gedanke an Atropa eine Sünde oder wenigstens eine Hoffnungslosigkeit!

Er war eines Tages wieder an jene Stelle gekommen, wo er die jagende Prinzessin gesehen hatte. Sein Herz war voll tiefen Kummers, denn erst am Morgen hatte er einen heftigen Auftritt mit Rosenha gehabt, dessen Einzelnheiten ihn trüb und beengend beschäftigten.

Da weckte ihn ein Geräusch aus diesem unerquicklichen Brüten. In den Lüften über ihm kämpfte ein Falke mit einem Reiher. Der Stoßvogel hatte eben den letzten Widerstand des Gegners besiegt und kam mit ihm herab.

Unweit des Grenzgrabens auf einer Lichtung fielen die beiden Vögel zu Boden. Da sprengte auf ihrem falben Rosse Prinzessin Atropa herzu, gefolgt von Waidgesellen ihres Vaters. Treumund hing mit unsäglichem Entzücken an ihrer schönen Gestalt. Einen Blick warf sie herüber — dann war sie verschwunden.

Daheim fand Treumund seine welkende Gattin in Thränen der Wuth. Er mied ihren Anblick, allein sie wünschte ihn zu sehen und zu sprechen. Er folgte also der Dienerin zu ihrem Zimmer.

„Schändlicher Verräther!“ rief sie zähneknirschend. „Du legst es darauf an, mich zu tödten!“

Treumund zuckte die Achseln.

„Leugne nur, Tyrann!“ schrie Rosenha noch wüthender. „Du läufst einer Andern nach! Du hast Zusammenkünfte!“

„Nicht doch, meine Liebe!“ beschwichtigte Treumund. „Man hat Dir die Unwahrheit berichtet.“

„Lüge! Heuchelei!“ schrie Rosenha überlaut. „Ich bin ein unglückliches, betrogenes Weib! O daß ich Deine Falschheit zu spät erkannte! Pfui! Schäme Dich! Du, ein König, gibst Deinem Volke solch schändliches, ruchloses Beispiel! Ueberall will ich es ausrufen lassen, wie Du an Deiner Gattin handelst; alle Welt soll es erfahren, daß König Treumund ein . . .“

Die Kraft versagte der Tobenden; sie fiel ohnmächtig aufs Sopha zurück.

Am andern Morgen hatte Treumund ein sonderbares Schauspiel. Die Dienerschaft schlich kraftlos und zitternd einher, an Zügen und Haltung greisenhaft gealtert. Die Hofdamen, welche gestern noch in den besten Jahren gestanden hatten, wankten an Krücken. Rosenha selbst sah zum Entsetzen aus, trotz aller Schminke und sonstiger Hilfsmittel.

Um Mittag stürzte die Hälfte der Wachtparade todt hin. Straßen und Plätze lagen voll Sterbender. Es war eine Epidemie, eine Pest. Treumund, bestürzt über diese schreckliche Erscheinung, ließ sein Roß satteln und trabte davon.

Nach einer guten Viertelstunde hörte er heftigen Lärm hinter sich. Man verfolgte ihn. Rosenha selbst in einem sechsspännigen Wagen, umgeben von dem noch rüstigen Theile der Hofdienerschaft, jagte nach.

Treumund gab seinem Pferde die Sporen und erreichte im Galopp den nächsten Wald, allein die Verfolgenden geriethen auf seine Spur. Eilends floh er weiter; er beschloß, das Gebiet des Königs Paluster aufzusuchen und Krone, Reich und alle die trübselige Herrlichkeit hinter sich zu lassen.

Schon sah er den wohlbekannten Grenzgraben vor sich, — da stürzte sein Pferd. Er machte

sich los und erhob sich. Da war ihm, als halte die Prinzessin Atropa auf ihrem Falben drüben am Graben und schaue nach Jemandem aus.

Er hatte nicht Zeit, die Erscheinung ins Auge zu fassen, denn aus allen Büschen brachen seine Verfolger, und Rosenha's Stimme rief: „Ergreift den Verräther! fangt ihn! haltet ihn auf! Todt oder lebendig! Er darf nicht entwischen!"

Eine Höhle zur Linken, rings von dichtem Buschwerk umgeben, war geeignet, ihn vor den Blicken seiner Verfolger zu verbergen.

Kaum war er hineingekrochen, so umringten die Leute Rosenha's den Busch.

In diesem Augenblicke brach ein heftiges Gewitter los und schwerer Regen strömte herab. Rosenha krümmte sich sterbend in den Armen zweier Kammerzofen. Einer nach dem andern von den suchenden Hofdienern und Jägern stürzte lautlos wie von einem unsichtbaren Geschosse getroffen zu Boden.

Urplötzlich erschütterte eine Art Erdbeben die ganze Scene. Treumund wurde aus seiner Höhle geschleudert und fiel dicht neben die todte Rosenha. Dienerschaft und Pferde wurden starr und leblos durch- und übereinander gewirbelt. . . .

Als sich Treumund nach der ersten Bestürzung die Sache bei klarer Vorstellung betrachtete, fand er sich als Goldkäfer auf dem Rücken liegend und mit sechs Beinen zappelnd in einer etwas düsteren Rumpelkammer.

Neben ihm lag eine entblätterte ganz verdorrte Rose; etwas weiter eine ausgehöhlte durchlöcherte Haselnuß; und rings umher todte Insekten jeder Art unter Blättern und Stengel verwelkter Blumen. Draußen regnete es heftig.

Ein Herr mit halbkahlem Kopfe und einer Brille hielt eine Pappschachtel in der Hand, aus welcher er alle vorbeschriebenen Dinge mitsammt dem zu einem Goldkäfer verwandelten Studenten Treumund Sauerachер geschüttelt hatte.

Ein andrer jüngerer Herr mit einem Gesichte, welches Hunger und Kummer ausdrückte, saß vor einem Protokolle am Tische.

„Schreiben Sie, Herr Praktikant," sagte der Herr mit der Brille: „mehrere Pappschachteln ohne Inhalt, werth fünf Groschen."

Treumund war es unterdeß gelungen, mit einem seiner sechs Beine die Rose zu erfassen und kam glücklich aus der Rückenlage hervor. Er flog auf und setzte sich von den beiden Herren unbehelligt aufs Fenstersims.

Von hier aus hörte er der weiteren Unterhaltung zu und entnahm zu seiner nicht geringen Bestürzung, daß Herr Archivrath Bonian gestorben und beide Herren beschäftigt seyen, das Inventar über seine Hinterlassenschaft aufzunehmen.

Bis dahin hatte er sich über seine Verwandlung nicht sonderlich erschreckt, allein nun, wo kein Bonian mehr lebte, schwand jede Hoffnung, zur Menschengestalt zurückzukehren. Wer sollte und konnte ihn entzaubern?

(Fortsetzung folgt.)

Ein Haus, worin es spuckte.

(Fortsetzung.)

Ich kann nicht sagen, daß mir dieses Arrangement besonders gefiel; aber ich kannte meine Mutter zu gut, um nur ein Wort zu sagen.

Das besagte Gemach war nun allerdings, trotzdem daß es eine Dachkammer war, hoch und geräumig genug, um als Schlafzimmer mit zwei Betten dienen zu können, ohne daß der Gesundheit deßhalb zu nahe geschah. Die Bettstellen standen einander parallel, jedoch nicht sehr dicht beisammen, mit dem Kopfende gegen Norden, oder vielmehr gegen die Hinterwand und mit dem Fußende gegen den Frontgiebel gerichtet, durch dessen fächerförmiges Fenster das Gemach, wie ich vorhin schon erwähnte, sein Licht erhielt.

Da es recht empfindlich kalt war und wir uns auch sehr erschöpft fühlten, so hielten wir uns nicht lange bei den Vorbereitungen auf, sondern machten, daß wir ins Bett kamen.

Mutter und Louise hatten sich kaum unter ihrer Decke zurechtgelegt und mir ein schwerfälliges „Gute Nacht" gewünscht, als sie auch schon sanft und süß ins Land der Träume hinübergelitten. Ich hörte das an ihrem Athem, der immer langsamer und regelmäßiger wurde. Ich selbst dagegen legte mich bald auf die eine, bald auf die andere Seite, konnte aber mit dem besten Willen nicht einschlafen. Es ging mir immer so, auch jetzt noch, wenn ich zum ersten Male in einem fremden Hause schlafe, und nun war es gar der Weidenhof, wo wir nach all den grauenhaften Dingen, die wir davon gehört, endlich dennoch hatten einziehen müssen. Ist das nicht seltsam? dachte ich. Und nun fühlte ich mich plötzlich so allein in dem weiten Gemach, — so allein und verlassen, sage ich Euch, als ob die beiden Schläfer in dem andern Bette Tausende von Meilen entfernt gewesen wären, wie sie es im Geist vielleicht auch waren. Ich dachte an die einsame Lage des Hauses, in welchem wir uns befanden; an die Verbrechen, welche seinen Herd entweiht hatten, mochten sie nun alle oder nur theilweise wahr seyn; an die

Thatsache, daß fast die ganze Umgegend diesen Platz als einen solchen betrachte, wo es nicht geheuer sey, und daß drei verschiedene Familien, die sicherlich, was ihre Kenntnisse und ihren Muth betraf, nicht hinter ihren Nachbarn zurückstanden, durch übernatürliche, noch jetzt unerklärliche Ruhestörungen von dem Orte vertrieben seyen. Und dann fiel mir das seltsame Zusammentreffen ein, daß gerade die erste Nacht in dem unheimlichen Hause Allerheiligennacht war, in welcher nach der Sage die Geister, wenn sie einer Person erscheinen wollen, alle andern in demselben Zimmer befindlichen Menschen in einen tiefen Schlaf zaubern können, aus welchem kein Sterblicher sie zu wecken die Macht hat, so daß ihr Opfer dadurch jedes natürlichen Beistandes, selbst ihrer eigenen Schlafkameraden beraubt sind. Das Alles fiel mir jetzt ein und so gesetzt und vernünftig ich auch schon war, — es beunruhigte mich doch in hohem Grade, und ich konnte mich des Gedankens nicht erwehren, daß es im Grunde doch Thorheit von unserer Mutter sey, nach all diesem Gerede noch den Weidenhof zu miethen, da wir uns ganz gut ohne ihn hätten helfen können.

Undurchdringliches Dunkel und das Schweigen des Grabes erfüllten das Zimmer und lagen wie ein Alp auf meiner Brust. Endlich, als die Sinne sich mehr an die Scene gewöhnt hatten, konnte ich am Fuße meines Bettes den schwachen Schatten jenes fächerförmigen Giebelfensters erkennen, und wenn ich mein Ohr recht anstrengte, so vernahm ich zuweilen das leise und sanfte Niedertröpfeln des Regens draußen. Aber dies war fast noch schlimmer, als die vollständige Dunkelheit und die ununterbrochene Stille, denn die Nerven meiner Sinne wurden dadurch in beständiger Spannung erhalten und an Schlaf war nun erst recht nicht zu denken.

Plötzlich war jedoch dies wieder vorbei: das leise Geräusch des niedertröpfelnden Regens hörte auf. Noch dichtere Wolken mußten den Himmel überzogen haben, denn auch der schwache Schatten an dem Fuße meines Bettes war nicht länger sichtbar. Alles war nun wieder todtenstill, und undurchdringliche Finsterniß erfüllte das Gemach.

Schwer, zentnerschwer lag es mir wieder auf der Brust; es war beinahe zum Ersticken, so daß ich jetzt froh gewesen wäre, hätte ich nur den Regen wieder hören und den Schatten wieder sehen können. Vergebens strengte ich meine Sinne an: kein Laut war vernehmbar und die Dunkelheit schien eine dicke schwere Mauer über meine Brust zu wölben.

Eine Weile hatte ich so gelegen, da plötzlich hörte ich ein Geräusch.

„Hoo—oo—o!“

Was kann das seyn? dachte ich, mich leise in die Höhe richtend.

„Hoo—oo—oo—o!“ tönte es wieder.

Ah es wird der Wind seyn, schloß ich.

„Whirr—rr—rr—r—r!“

Richtig, der Wind erhebt sich; aber wie geisterhaft das tönt in der Nacht!

„Urr—rr—rr—rr—r—r—r!“—

Das kann unmöglich der Wind seyn. Gott im Himmel, was — —

„Urr—rr—rr—rr—r—r—r!“

Ich saß aufrecht im Bett, horchend mit angehaltenem Athem; kalter Angstschweiß bedeckte meine Stirn und die Haare standen mir zu Berge.

„Urr—rr—rr—rr—r—r—r! — Ha, ha, ha, ha, ha, ha!“

Es war, als ob ein dämonisches Gelächter schauerlich die mitternächtige Stille durchdrang. So konnte ich es nicht länger aushalten; ich sprang auf meine Füße und rief:

„Mutter! Mutter!“

„Was ist los? Was hast Du, mein Kind,“ rief diese, noch halb im Schlaf.

„O, horch' nur, horch'!“

„Horchen? — auf was? — Du träumst wohl?

„Meinst Du das? — O, warte nur noch einen Augenblick! horch'!“

„Urr—rr—rr—rr—rr—r—r—r—r! Ha, ha, ha, ha, ha, ha!“

Es war so deutlich als ich es je hörte, das Geräusch einer rollenden Kugel auf der Kegelbahn, gefolgt von einem lauten Gelächter.

Zitternd und bestürzt blickte ich die Mutter an. Sie war verwundert, aber nicht aus der Fassung gebracht. Natürlich horchte auch sie mit Spannung und mit verdoppelter Aufmerksamkeit, aber ohne besondere Unruhe. Eben hatte sie sich halb im Bette aufgerichtet, da schallte es wieder von Neuem.

„Urr—rr—rr—r—r—r—rang—bang! Da liegen sie alle; — er ist ein Todtmacher! Ha, ha, ha!“

„Ein Todtmacher!“

„Ein Todtmacher!“ hallte es echoartig mehrmals in hohler Stimme nach.

Ruhig schlug die Mutter die Decke vollends zurück, sprang aus dem Bett und begann sich anzukleiden.

„Zünde ein Licht an, Marie!“ sagte sie.

„Was willst Du thun, Mama?“ rief ich.

„Mich anziehen und nachsehen, was da los ist.“

„Urr—urr—rr—rr—rr—r—r—r—r! Ha, ha, ha!“ tönte das dämonische Geräusch und Gelächter.

Die Zündhölzchendose fiel mir beinahe aus der Hand, doch gelang es mir endlich, Licht zu bekommen.

Bei dem plötzlichen Aufblitzen des Lichts erwachte auch Louise, als eben ein neues lautes Rollen der Kugel und Fallen der Kegel, gefolgt von demselben diabolischen Gelächter, dumpf und grauenvoll an unser Ohr schlug.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Die Freunde einer guten Manillacigarre wissen, daß die Insel Manilla zu den Philippinen und der Königin von Spanien gehört. Man sollte denken, daß die Spanier, die doch auch eine gute Cigarre lieben, alle Sorgfalt auf den Tabaksbau verwenden würden. Dem ist aber nicht so. Tabak wird nur für Rechnung der Regierung gebaut. Die größere Masse des Ertrags wird in den königlichen Fabriken zu Cigarren verarbeitet, die dann öffentlich versteigert werden und seit Jahren einen festen Preis haben. Der größte Theil der Cigarren wird auf den Philippinen selbst geraucht; von dem Blättertabak geht nur ein gewisses Quantum für Rechnung der Regierung nach Spanien, und nur sehr selten kommt ein Ueberschuß der Ernte in den Handel. Der Anbau der Tabakspflanze muß meistens erzwungen werden, denn die Arbeiter erhalten einen sehr schlechten Lohn. Da sich der Boden der ganzen Inselgruppe vortrefflich zum Anbau der Pflanze eignet, so begreift man kaum die Verblendung der spanischen Regierung, daß sie die Kultur dieser Pflanze nicht freigibt und den Tabak selbst mit einem mäßigen Zoll belegt. Diese Tabakssteuer würde die Einnahme aus dem Monopol sehr bald übersteigen. Wo man Tabaksfelder von Privaten angelegt findet, wird die Pflanzung niedergebrannt. Wie schwer es unter diesen Umständen ist, eine ächte Manilla zu erlangen, leuchtet von selbst ein, aber dennoch beträgt die jährliche Ausfuhr etwa 170 Millionen Stück.

(Die Erfinderin der Polka.) Das Generalkonsulat in London richtete in einer vom 24. Jänner 1862 datirten Zuschrift an die Behörden in Elbekostelez (Böhmen) das Ersuchen, die Erfinderin des Polkatanzes auszuforschen und ihren Namen und Wohnort anzugeben. In der Zuschrift heißt es unter anderm, daß das Mädchen in Elbeteinitz gedient habe und dem Vernehmen nach in dem Dorfe Konctopy wohnen solle. Obgleich sowohl die Geistlichkeit, als die Gemeindebehörde in Elbeteinitz sich alle mögliche Mühe gab, dieses Mädchen zu entdecken, kam man doch zu keinem Resultate, bis endlich dieser Tage vor dem Pfarrer daselbst eine sechzigjährige Frau erschien und behauptete, daß sie die Polka, und zwar in Kostelez erfunden habe. Die weiteren Erhebungen stellten heraus, daß dieselbe ungefähr im Jahre 1830 als Dienstmädchen an einem Sonntage nach dem Takte gesungen und getanzt, ein Unterlehrer hierauf diese Melodie zu Papier gebracht habe, und der neue Tanz bereits am nächsten Sonntage bei einer von Studenten veranstalteten Tanzunterhaltung getanzt wurde. Von da verbreitete sich die Kenntniß dieses nun allbeliebten Tanzes nach Prag, wo er Polka getauft wurde. Das ehemalige Dienstmädchen ist jetzt verheirathet, 60 Jahre alt, heißt Anna Slezak und hat vier Kinder. So erzählt der böhmische „Czas".

Ein Seitenstück zu der bekannten „Weibertreue von Weinsberg" bildet folgender Vorfall: Eine Bauersfrau aus Rothwester bei Kassel fuhr vor wenigen Tagen durch die Straße von Kassel ihren Mann auf einem Schiebkarren der Heimath zu. Sie hatte ihn aus dem Krankenhause abgeholt, weil er gewünscht, bei den Seinigen zu seyn; denn seine Heilung in der Anstalt hatte wenig Aussicht. Die Bevölkerung der Residenzstadt hat den edlen Zug durch reichliche Spenden und Eröffnung einer Subskription für das „Rothwester Weib" zu ehren gesucht.

Zu Köln erschoß sich ein Sergeant auf dem Walle mit einer 6pfündigen Kanone. Als Grund wird Liebesleid und eine Schuld von wenigen Thalern angegeben.

Sonnet
an Frl. X. in Z.

Wir sahen dich beim Feste lieblich prangen
Wie Rosen, die im holden Lenze blühen,
Und mußten vor Bewund'rung all erglühen
Und staunend an dem holden Bilde hangen.

Und wären alle Musen hingegangen,
Und wollte Venus selbst den Reigen ziehen,
Und Hebe selbst zu uns sich herbemühen,
Um unsre Herzen alle zu umfangen —

Und wären alle Götter hingezogen,
So wären doch beim Tanze voll Entzücken
Nur dir allein die Herzen zugeflogen.

Denn jeder Sieg muß deiner Anmuth glücken,
Dir sind die holden Grazien gewogen.
Mit ihrem Gürtel muß sich Venus schmücken.

K . . . . . .

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 30. Dienstag, 11. März 1862.

Graf Berberitzheim.

(Fortsetzung.)

Während Treumund Alles dies überlegte, hatte der Regen draußen nachgelassen und die Sonne brach aus den Wolken hervor.

Der ältere Herr mit der Brille hatte soeben ein Fenster geöffnet. Treumund ersah seine Gelegenheit, breitete die Flügel aus und flog davon.

Nachdem er eine Zeitlang um das archivräthliche Haus geschwebt war und sich überzeugt hatte, daß es öde und still darin sey, nahm er seine Richtung nach der Petersiliengasse, um zu sehen, was aus seiner Wohnung bei Herrn Passepoil geworden sey.

Plötzlich aber stieß er mit dem Kopfe heftig gegen das Glas einer Straßenlaterne und fiel betäubt herab.

Zum Glück für ihn fuhr gerade ein mit allerhand Waaren beladener Wagen unten vorüber, auf den er gerieth, sonst wäre er auf dem Pflaster gewiß umgekommen. Als Treumund aus seiner Betäubung erwachte, fand er sich in einem düstern Raume voll der widersprechendsten Gerüche.

Er versuchte mehrmals aus dem Labyrinth der zahllosen Ecken und Windungen herauszukriechen, allein die heftige Erschütterung des Fahrens erlaubte es nicht. Endlich hielt der Wagen still; es wurden mehrere Sachen abgeladen, und nun konnte sich der gefangene Goldkäfer-Treumund frei machen.

Eben war die Sonne am Untergehen; der Wagen hielt vor einem Dorfwirthshause anderthalb Stunden von der Hauptstadt. Eilends machte sich Treumund auf den Weg zurück. Unterdeß begann es dämmerig zu werden und hier und da fielen neue Regentropfen. Treumund achtete es nicht und flog weiter. Der Regen wurde stärker, der Wind erhob sich dazu, und so war Treumund genöthigt, mehrmals seinen Flug zu hemmen.

Er hatte bereits die Umgebungen der Stadt erreicht, als ihn ein Windstoß in ein Gebüsch warf, in welchem er ohne Schaden zu Boden glitt.

Um sich besser orientiren zu können, wo er sey, kletterte Treumund am Stengel einer Pflanze empor und gewahrte dicht vor sich ein Grabmal von schwarzem Marmor. Er befand sich demnach auf dem Todtenhofe.

Mit wehmüthiger Ueberraschung las er die Inschrift des Steins:

„Hier ruhet der königliche Archivrath Fruktuosus Bonian u. s. w."

Die Pflanze, auf welcher Treumund saß, war aus dem Grabe selbst emporgeschossen. Er erkannte sie als Einbeere, und gab sich, unter ihren Blättern und den überhängenden Cypressen vor der Nässe geschützt, den traurigsten Gedanken über den Tod seines Gönners hin.

Darüber kamen ihm Müdigkeit und Schlaf. Sey es nun im Halbschlummer, sey es im Traume — er hörte dicht neben sich Bonian's Stimme:

„Ha, sehr erfreut, Saueracher, daß Er da ist. Sey Er nur nicht morose; es macht sich Alles noch gut. Bin ja nicht todt, es ist ja bloser Aberglaube. Hatte allerhand Schererei und Plage am Ort und dazu noch Grenzstreitigkeiten mit dem Herrn von Bemmerlein. Das soll Er nun ausgleichen, Saueracher. Wird sich machen. Vielleicht sehen wir uns noch einmal. Wohne jetzt in Lucenda unweit des Njassisees. Laß Er's nur gut seyn, denn der Platz ist geographisch noch nicht ermittelt; kommt wahrscheinlich erst in Stielers Handatlas 36te Auflage vor. Gott befohlen denn und sey Er kein Esel, wenn's gilt."

Treumund fühlte sich hierauf umarmt und schlief weiter.

Ein Pochen weckte ihn. Er sah sich um und traute seinen Augen nicht. . . .

Es war sein wohlbekanntes Stübchen bei Herrn Passepoil, was er erblickte: die gewohnte graugelbe

Tapete, der Spiegel mit den Pfauenfedern und 6 alte Schattenrisse herum her. Er selbst lag im Bette.

Es klopfte nochmals; er rief nach einigem Besinnen: Herein. Herr Passepoil trat ein.

„Da Sie ganz unvermuthet von Ihrer Reise heimgekehrt sind, Herr Saueracher, so wünsche ich glücklichen Willkomm, und bitte um Verzeihung, wenn ich störe. Es ist da ein fremder Herr, der Sie sprechen will. Er läßt sich nicht abweisen. Daß Herr Archivrath Benian gestorben ist, werden Sie wohl auf Ihrer Reise schon in den Zeitungen gelesen haben. Ein braver, achtbarer Mann. Den Kaffee will ich gleich besorgen lassen."

Damit verschwand der Perrückenmacher und ließ einen Herrn ein, dessen Amtsmiene auf wichtige Dinge deutete.

Treumund, der sich indessen im Spiegel von seiner Menschengestalt überzeugt und ein wenig angekleidet hatte, erkannte ihn auf der Stelle als einen Advokaten aus der Nachbarschaft seines Heimathsortes.

„Sind Sie," frug er, als man sich gesetzt hatte, „sind Sie ein Sohn des verstorbenen Zollbereiters Thaddäus Saueracher und dessen gleichfalls verstorbener Ehefrau Sabine geborne Wurmnest aus Zirlitz?"

„Derselbe, zu dienen," sagte Treumund.

„Und heißen Treumund?" frug der Anwalt weiter, eine Brieftasche ziehend.

„Ganz recht, mein Herr!" bestätigte Treumund.

„Sind Sie sicher, daß vorbemeldete Personen Ihre leiblichen Eltern gewesen?"

„Ich habe nichts Gegentheiliges gehört, mein Herr; wie sollte ich also daran zweifeln?"

„Sehr wohl! Ich bin der Gerichtsanwalt Zedekias Sportelschinder von Langenstreitheim, und habe von hoher Seite Auftrag, Nachforschungen wegen eines Kindes anzustellen, das man vor gerade 24 Jahren in Ihrem Heimathsorte ausgesetzt oder vielmehr zur Pflege belassen hat. Das Zusammentreffen mehrerer hier nicht zu erörternder Umstände legt mit einiger Wahrscheinlichkeit zu Tag, daß Ihre vel quasi Eltern dies Kind an sich genommen und als ihr eigenes auferzogen haben. Zur vollkommenen Bestätigung dieser Thatsachen bedürfte man jedoch noch einiger Papiere, welche bis dato manquiren. Sie, Herr Studiosus, sollen unwissend in deren Besitz gelangt seyn."

Treumund, auf's Höchste überrascht von dieser Eröffnung, war keines Wortes mächtig.

Herr Sportelschinder hatte wiederholt in seiner Brieftasche gesucht und fuhr fort:

„Diese Papiere bestehen in verschiedenen Notizblättern, welche beim Ableben des Zollbereiters Saueracher wahrscheinlich in dem hohlen Rücken eines Pergamentbandes versteckt geblieben sind. Dieses Buch ist der zweite Band von Büschings Erdbeschreibung. Man weiß dies um deßwillen ganz gewiß, als bei dem leider so plötzlichen Hintritte der Saueracher'schen Eheleute an der vor fünf Jahren grassirenden Seuche in der Hand der Leichenfrau ein Zettelchen zurückblieb, worauf stand:

Notetur: tom. II. Büschg. in terg.

Diesen Zettel hatte Ihr präsumtiver Vater, Herr Zollbereiter Saueracher, vorgerichtet, um ihn vielleicht dem Geistlichen einzuhändigen, welchen er kurz vor seinem unvermutheten Ende hatte zu sich bitten lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Haus, worin es spuckte.

(Fortsetzung.)

„Himmel und Erde! was ist das?" rief Louise, im Bette in die Höhe fahrend.

„Für was hältst Du es?" fragte ich mit zitternder Stimme.

„O Gott! o Gott! — Es sind die Geister Waldau's und Keller's, die dazu verdammt sind, jede Nacht hier ihr letztes Kegelspiel zu wiederholen," schrie das Mädchen voll Angst und Entsetzen. „So ist es also doch wahr, was die Leute sich erzählen! Was fangen wir an? — o, Mutter, was fangen wir an?"

Gerade in diesem Moment vernahmen wir ein leises, aber deutliches Klopfen an der kleinen Thüre am Fuße der Treppe.

Louise fing an zu schreien, — ich hielt den Athem an, die Mutter stand ruhig und nachdenkend da.

Das Klopfen wurde wiederholt.

„Wer ist da?" rief Mama mit lauter Stimme, indem sie einige Stufen hinabschritt.

Keine Antwort, aber das Klopfen wurde wiederholt. Endlich ließ sich eine von Angst erstickte, aber trotzdem uns Allen wohlbekannte Stimme vernehmen:

„Madame! Madame! Um des Himmels Willen, lassen Sie mich ein, oder ich sterbe! Das ist eine schreckliche Nacht, — ich glaube, mein Haar ist grau geworden. Ich kann nicht mehr, ich — — —"

„Bist Du es, Hanna?" rief die Mutter.

„Ja, Madame, ja! Das heißt, was die Geister noch von mir übrig gelassen," erwiederte das arme Geschöpf mit fast sterbender Stimme.

Ohne weiter ein Wort zu sagen, schritt unsere Mama die Treppe hinunter, öffnete die Thüre und hereingestolpert kam, zitternd an allen Gliedern, leichenblaß und kaum fähig, sich aufrecht zu erhalten, unsere alte Hanna.

„O, meine beste Madame," sagte sie, als sie oben bei uns im Zimmer war, „haben Sie es gehört? All' die bösen Geister spielen hier Kegel mit einander in der Mitternachtsstund. Was sollen wir armen Menschen einmal anfangen? Das ist ein gräßliches Haus hier! Hörten Sie nicht das grauenvolle Lachen, das — — Gott sey uns armen Sündern gnädig! — da ist es wieder!" Erschöpft sank sie auf einen Sessel nieder.

Und gleichsam als Bestätigung ihrer Worte ließ sich aufs Neue das Rollen der Phantomkugeln mit unverminderter Stärke hören. Die Kegel stürzten mit donnerndem Gepolter, und dasselbe hohle, triumphirende Gelächter folgte.

Hanna fiel auf ihre Kniee und bekreuzte sich andächtig. Louise klammerte sich an die Mutter, keines Wortes mächtig.

Ich fühlte, daß die Zeit nun gekommen sey, die Heldin zu spielen, und gab mir die äußerste Mühe, ruhig und besonnen zu erscheinen.

„Nimm das Licht, Hanna, und leuchte uns voran, die Treppe hinab. Wir müssen das Haus durchsuchen und sehen, was da unten vorgeht," befahl die Mutter.

„O, thun Sie es nicht, um Gottes willen, thun Sie es nicht, meine beste, liebe Madame! Versuchen Sie die Vorsehung nicht! Lassen Sie uns hier bleiben und die Thüre verriegeln!"

„Ich will aber, daß das Haus durchsucht wird!" rief die Mutter in befehlendem Tone. — „Nimm das Licht, sag' ich, und geh'!"

„O, Madame, Madame, machen Sie uns doch nicht Alle unglücklich! Und wenn Sie denn durchaus gehen wollen, so gehen Sie voran! Bitte, bitte! Ich bin eine so große Sünderin, gewiß, Madame, ich bin es! Ich kann unmöglich vorangehen."

Es war rührend anzusehen, wie sie so dastand, verzweiflungsvoll die Hände ringend; sie fror und zitterte am ganzen Leibe.

„Urr—rr—rr—rr—r—r—r—rattel—de—bang—ang! —Ein famoser Wurf! Ha, ha, ha, ha, ha!" tönte es wieder.

„Heilige St. Brigitte, bitte für uns! Heilige Mutter Maria, Du Gnadenreiche, bitte für uns! — Gehen Sie nicht, beste Madame, o, bleiben Sie hier!" flehte die Alte knieend und mit gefalteten Händen.

„Unsinn! Halt! Deine Zunge! Wenn je eine Frau sich mit einer Heerde einfältiger Gänse herumplagen mußte, so bin ich es. Laß meine Röcke los, Louise, und das sogleich! Hab' ich je so was gesehen? — Seyd ruhig alle mit einander, und folgt mir so leise als möglich."

Mit diesen Worten, die in festem und bestimmtem Tone gesprochen wurden, nahm unsere Mama das Licht und schritt ruhig und selbstbewußt die Treppe hinab.

Wir folgten in dieser Ordnung: zunächst kam Hanna, sich an Mama's Rock festhaltend, dann Louise, welche Hanna's Rock anfaßte. Ich schloß den Zug, mit leiblichen Waffen in der einen und geistlichen in der andern Hand; ich trug nämlich einen schweren Knüppel und ein Gebetbuch.

Eine feuchte, dumpfe Luft kam uns am Fuße der Treppe entgegen, weiter aber auch nichts. — Die Fronthalle war dunkel und leer. Wir untersuchten die Thüre und fanden sie ebenso sicher und verschlossen, als wir sie verlassen hatten, mit Ausnahme der Thür des Wohnzimmers, durch welche Hanna gekommen und die nur angelehnt war. Mama stieß sie zu und verschloß sie wieder, indem sie uns mit leiser Stimme sagte, daß, während sie ein Zimmer nach dem andern durchsuchen wolle, die übrigen so lange verschlossen bleiben sollten, damit Niemand, der etwa darin verborgen sey, entwischen könne.

Zuerst gingen wir nach dem Schlafzimmer im rechten Flügel des Gebäudes; es war ruhig, leer und dunkel. Wir schlossen die Thüre wieder zu und zogen den Schlüssel ab. Dann schritten wir in das Schlafzimmer im linken Flügel; es war genau in demselben Zustand: wir verschlossen es in derselben Weise. Dann öffneten wir das Wohnzimmer wieder und traten hinein. Dies war das dunkelste Gemach von allen: groß, sehr hoch, vollkommen leer und feuchtkalt.

„Auch hier ist nichts," sagte unsere Mama, nach allen Seiten sich umsehend.

„Urr—rr—rr—r—r—lang—ang—ang!" rollte die Phantomkugel wieder, und alle neun Kegel stürzten.

„Ha, ha, ha, ha, ha!" schallte gleich darauf dasselbe hohle, geisterhafte Gelächter.

Es war, als ob es mit uns in demselben Zimmer wäre, als ob der Lachende dieselbe Luft mit uns athmete, so deutlich schallte es von allen vier Wänden und von der Decke nieder.

„Jesus Maria!" rief Hanna, auf die Kniee sinkend.

„Das ist mir ganz unbegreiflich," sagte die Mutter, sich nochmals im Zimmer umsehend, wo nichts als die kahlen Wände und der leere Fußboden uns anstarrte.

Wir sahen einander einige Minuten schweigend an, und dann rief Mama:

„Kommt, laßt uns auch einen Blick in's Speisezimmer werfen und dann Martin rufen, damit er uns den Garten durchsuchen hilft."

Und wir traten ins Speisezimmer, die Thür gleich hinter uns abschließend, wie wir es mit jedem Zimmer bei diesem nächtlichen Rundgang gemacht hatten.

Dieses Zimmer war, wie gesagt, dicht mit Möbeln und allerlei Sachen bepackt, über welche wir theilweise hinwegklettern mußten. Während wir dies thaten, wurde ein neuer Wurf gethan. Die Kugel rollte in derselben Weise, und das Gepolter der stürzenden Kegel, sowie das grauenhaft hohle Gelächter wiederhallte so deutlich von allen Wänden, daß es uns abermals schien, als wäre es in demselben Zimmer.

Louise klammerte sich aufs Neue an die Mutter. Hanna stolperte und fiel über einen Waschkübel und rief dann alle Heiligen zu ihrer Hilfe an.

Mama befahl Louise, ihren Rock loszulassen und Hanna, sofort den Mund zu halten; mir winkte sie, vorwärts zu kommen.

Ihre Befehle wurden befolgt. Sie war ein großer General, Eure Großmutter, das war sie, und wir hatten Alle Respekt vor ihr.

Wir verließen das Speisezimmer, auch die letzte Thüre hinter uns verschließend, tappten draußen vorsichtig durch den engen dunklen Gang, indem wir mit der flachen Hand die flackernde Kerze vor dem Erlöschen schirmten, und gingen herum nach der Küche, wo wir Martin riefen.

Der alte Mann antwortete und erschien gleich darauf blaß und zitternd auf der schmalen Treppe, die von seiner Schlafkammer herunterführte.

„Nun Martin, hast Du nichts von dem Lärm gehört?" fragte die Mutter.

„Gott sey uns gnädig, Madam. Ich habe Alles gehört."

„Und für was hältst Du es?"

Ein zweifelhaftes, ernstes Kopfschütteln war die einzige Erwiederung des alten Mannes.

„Kannst Du nicht sprechen, Martin? — Wofür hältst Du diesen Spektakel? Komm', keine Geheimnisse; — antworte, wenn Du kannst, — was ist es?"

„Ach Madame," stotterte Martin, dem vor Angst beinahe die Stimme versagte, „wenn ich Ihnen meine aufrichtige Meinung sagen soll, — ich glaube, es sind todte Menschen, die hier wirthschaften."

„Dummes Zeug!" rief die Mutter, „Ihr seyd ja wohl Alle des Teufels."

Aber ich konnte sehen, daß sogar sie blasser als gewöhnlich war.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Eine originelle Industrie betreibt seit längerer Zeit ein Hamburger Schneidergesell, der sich durch Bettelei ernährt. Derselbe pflegt bei sämmtlichen Cigarrenhändlern der Stadt die Runde zu machen; überall läßt er sich eine oder zwei Cigarren schenken und sortirt dieselben dann später, um sie möglich vortheilhaft zu verkaufen. Der Erlös, den er auf diese Weise erzielte, soll in manchem Monat bis zu 40 CM. betragen haben. Im vorigen Jahre deponirte der industriöse Bettler nicht weniger als 160 CM. bei der Sparkasse, auch hat er, wie man sagt, auf den Extrazügen zur Krönungsfeier in Berlin und zur 100jährigen Gründungsfeier der Stadt Braunschweig die Reisen mitgemacht, um in den genannten Städten ebenfalls sein Bettlergeschäft zu betreiben. Dieser Tage fiel er indeß, obdachlos und betrunken umherirrend, der Polizei in die Hände, die seiner ingeniosen Praxis wohl für einige Zeit ein Ende machen wird.

Vorige Woche — erzählt die „Oest. Ztg." in ihrem Sonntagsfeuilleton — wurde beim Staatsminister ein Schneider aus P. zur Audienz gemeldet. Da die Schneider kürzlich für Freigebung der Advokatie plaidirten, erwartete der Minister nichts Geringeres, als einen Vorschlag zur Versöhnung Ungarns, etwa durch einen die nationalen Zerklüftungen nivellirenden Frack-Attila. Der Kleiderkünstler wurde vorgelassen. Er erschien, auf dem Arme einen neuen Frack. Der Staatsminister athmete auf, er hatte offenbar einen Centralisten vor sich. In wohlgesetzter Rede ersuchte nun der Mann den Hrn. Staatsminister, er möge die Gewogenheit haben, sich den überbrachten Frack, ein Meisterstück der Schneiderkunst, dediziren zu lassen, da derselbe nach der Photographie Sr. Excellenz dieser auf den Leib verfaßt sey. Der Minister lächelte über die sonderbare Widmung, ließ sich den Frack anmessen und behauptete nachträglich, es hätte ihm noch nie ein Kleidungsstück so gut gepaßt. Der Frack wandert nun, begleitet von einem Zeugnisse des Ministers, daß er aus freier Hand gemacht ist, nach London zur Weltausstellung.

(Triftiger Grund.) Gast: „Seit wann ist die rothe Kathi, die gute Köchin, von Ihnen fort?" — Wirth: „Halten zu Gnaden, sie ist ja noch immer bei mir." — Gast: „Nicht möglich, sonst fand ich immer rothe Haare in der Suppe und heut schwarze."

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 31. Freitag, 14. März 1862.

Graf Berberitzheim.

(Fortsetzung.)

„Ehebevor jedoch der Geistliche kam, war der Herr Zollbereiter verblichen, und die Leichenfrau, vermeinend, dieser Zettel sey ein Amulet, entfremdete ihn. Erst jetzt, wo ich im Interesse meiner hohen Mandanten alle geeigneten Auskunftspersonen aufsuchte und vernahm, erlangte ich von ihr diese sehr wichtige Notiz zurück. Es fragt sich nun zuvörderst: Ob Sie, Herr Studiosus, annoch im Besitze der kleinen Bibliothek des Verblichenen, insonders aber des Büschingischen Werkes sind?"

„Da steht es," sagte Treumund mit vor Spannung und Wallung halberstickter Stimme. Er deutete zugleich nach dem untersten Brette des Büchergestells.

Der Advokat erhob sich und nahm an der bezeichneten Stelle einen in Pergament gebundenen Band aus der Reihe der Bücher.

„Richtig," sagte er. „Da steht deutlich **ex libris Thaddæi Saueracheri.**"

Alsdann wendete er sich zu Treumund, ohne weitere Untersuchungen anzustellen: „Sie gestatten mir dies Buch mitzunehmen. Binnen 4 Wochen erhalten Sie es unversehrt zurück, oder weitere Nachricht. Für's Erste muß ich den **statum quo** beibehalten, und bitte deßhalb um etwas Packpapier und Siegelwachs."

Treumund brachte beides und zündete ein Licht an, worauf der Anwalt das Buch einsiegelte. Als dies geschehen war, empfahl er sich mit der ganzen Ruhe eines Geschäftsmannes. Das Buch nahm er mit.

Tausend Gedanken gingen dem Studiosen Saueracher über diesen Besuch durch den Kopf, so daß ihm der Kaffee kalt wurde, den das Mädchen unterdeß gebracht hatte. Noch wußte er überhaupt ganz und gar nicht, wie er in der Welt lebe, und welche Zeit seit dem Antritte seiner Herrschaft im Reiche Blütiplanti verflossen sey.

Er eilte hinab zu Herrn Passepoil und frug anscheinend unbefangen nach dem Datum.

Man schrieb den 23. September desselben Jahres. Also war Treumund gerade ein halbes Jahr außer der Welt gewesen.

Mit dieser Auskunft sich bescheidend, wollte er eben auf sein Zimmer zurückkehren, als Passepoil die Hand vor den Kopf schlug und ausrief:

„O ich vergessener Mensch! Warten Sie doch einmal, Herr Studiosus. Hier, diese Schrift, — ich soll Sie Ihnen einhändigen und Ihnen sagen, daß Sie von heute an jeden Vormittag auf königlichem Stadtgericht damit auftreten könnten. Man hat sie vor etwa drei Wochen gebracht."

Mit diesen Worten behändigte der Perrückenmacher dem Studenten ein versiegeltes Amtsschreiben.

Treumund öffnete es, auf sein Zimmer zurückgekehrt, und machte sich sogleich auf den Weg zum Stadtgerichte.

In dem Schreiben wurde er nämlich benachrichtigt, daß Herr Archivrath Bonian letztwillig disponirt und weiter bestimmt habe, den Hinterlegungsschein über das Testament an Herrn Studiosus Saueracher zu expediren. Dieser Schein lag bei, und die Behörde that dem Adressaten zugleich kund, wie ihm zustehe, vom 23. September inklusive die Eröffnung des deponirten Instrumentes zu begehren.

Treumund fand im Sitzungszimmer des Stadtgerichts zu seiner neuen Ueberraschung beide Herren anwesend, welche gestern im Hause des Archivraths inventarisirt hatten, den Herrn mit der Brille sowohl als den mit dem hungerleiderischen Gesichte.

Er gab seinen Schein ab, worauf man das Testament unter vielen Förmlichkeiten öffnete und vortrug.

Der Archivrath setzte den Studiosen Treumund Saueracher demnach zu seinem einzigen Erben ein, und bestimmte nur nebenbei einige unbedeutende Legate für ganz entfernte Verwandte; nähere waren nicht da.

„Ich gratulire Ihnen," sagte der Herr mit der Brille. „Sie werden auf diese Weise Besitzer eines schönen Hauses mit Garten, des Landguts von 1500 Ackern zehn Meilen von hier und etwa 60,000 Thalern in Obligationen und baarem Gelde, das Mobiliar gar nicht zu rechnen."

„Es ist allerdings ein Gegenstand," meinte Treumund, den das Gefühl, reich zu seyn, bereits berauschte, „und immer besser als ein Königreich Blütiplanti, wo die Unterthanen wie die Mücken sterben und die Prinzessinnen so schnell abblühen."

Der Herr mit der Brille hielt das für einen guten Witz und lächelte. Er hätte lieber gelacht, allein eine Testamentseröffnung ist immerhin ein ernster Akt, und er wußte, was er der Würde des Gerichts, das er repräsentirte, schuldig war.

„Sie halten es vielleicht," fuhr Treumund im brüsken Tone des Geldthums fort, „nicht ganz für die geeignete Art, einem so edlen und wohlwollenden Gönner die schuldige Dankbarkeit angesichts solcher Gutthaten zu bethätigen, und erwarteten wohl eher Thränen und Trauer von mir; allein ich bin in der Lage, Sie versichern zu können, daß sich der Selige an den schönen Ufern des Njassisee's, welcher Gott sey Dank noch außerhalb unserer Geographie liegt, wohl seyn läßt."

Der Herr mit der Brille vermuthete nach dieser Aeußerung stark, daß Treumund ein Anhänger der Lehre von der Seelenwanderung sey, und zuckte die Achseln mit einer Geberde, welche außerordentlich natürlich den bekannten Satz ausdrückte: „Wer weiß, was nach dem Tode aus uns wird."

Treumund verließ den Gerichtssaal, sank draußen in dem leeren Vorzimmer tiefbewegt auf die Kniee und rief aus inniger, wonne- und dankglühender Brust den Namen seines Wohlthäters, bis ihm die Thränen kamen.

Drinnen hätte er's nicht gekonnt.

Dann sprang er auf, um hinauszueilen, allein der Gerichtsdiener rief ihn noch einmal zurück. Er folgte in den eben verlassenen Saal.

„Herr Saueracher, noch ein Wort," redete ihn der Herr mit der Brille an. „Ihr Erblasser hatte bei Lebzeiten einen Rechtsstreit mit Herrn von Bemmerlein, welcher Gutsnachbar ist. Die Sache schwebt noch. Hier ist sie: von Bemmerlein **contra** Bonian, **modo** dessen Erben **puncto finium regundorum.** Ihr Anwalt resp. der Anwalt Ihres Herrn Erblassers kann ohne **reassumtio litis** Ihrerseits nicht weiter handeln. Wollten Sie vielleicht das Mandat erneuern? Es könnte gleich geschehen."

„Keineswegs!" sagte Treumund bestimmt. „Ich wünsche, daß diese Sache beruhe, und werde mich mit Herrn von Bemmerlein persönlich vertragen. Mein Anwalt mag mir heute Nachmittag 3 Uhr Bericht erstatten."

„Und wo treffe ich Wohldieselben?" ließ sich die Stimme des Sachwalters vernehmen, der jetzt vortrat.

„Im Kronprinzen," antwortete Treumund kurz und war fort.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Haus, worin es spuckte.

(Fortsetzung.)

„Komm, Martin," fuhr die Mutter fort, „es ist Niemand im Hause, so viel ist gewiß; und es kann auch Niemand hinein, während wir fort sind, denn alle Thüren sind wohl verschlossen. Nun denke ich, wir wollen die Küche ebenfalls verschließen und dann den Garten durchsuchen, um, falls sich dort ungebetene Gäste verbergen sollten, dieselben zu verjagen."

Wir schlossen also die Küchenthüre und begannen unsere Tour durch den Garten.

Als wir aber die Thüre verlassen wollten, kam unser Pudel nachgesprungen, um uns zu begleiten.

Dieser Umstand, so sehr uns der Hund auch bei unserer Nachsuchung zu Statten kam, vermehrte dennoch nicht wenig unsere Bestürzung. Hatte der Hund das Geräusch gehört, das uns Alle in so große Angst versetzt, — wie kam es denn, daß er gar nicht gebellt hatte? Oder waren Hunde, vielleicht gar alle Thiere unempfindlich gegen solche übernatürliche Töne? — Wir wußten es nicht, aber wir waren wenigstens froh, daß Fido bei uns herumschnüffelte und vor uns hersprang, fest überzeugt, daß er, sollte sich ein menschliches Wesen irgendwo versteckt haben, es jedenfalls auswittern würde.

So wanderten wir auf und ab in den mit Gras bewachsenen Steigen, zwischen Stachelbeerbüschen, Johannisbeerbüschen und Himbeerbüschen, alle feucht und triefend vom Regen, durch lange Alleen zwerghafter Pflaumenbäume, kreuz und quer nach allen Richtungen hin, dann rings herum an der mit Epheu bewachsenen Mauer entlang, vorbei an der eisernen Pforte, welche noch eben so fest verschlossen war, als Martin sie verlassen hatte, und endlich herum nach dem Stall und dem Hühnerhause.

Alles war ruhig und wohl verschlossen, und wenn wir die Thüren öffneten, so kam uns wohl dumpfe, feuchte Luft entgegen, weiter aber auch nichts. Jede Ecke, jeden Schlupfwinkel, jeden Fuß breit Gartenland hatten wir untersucht, ohne das Geringste zu finden; Alles war ruhig und still, und als wir

endlich wieder bei der Thüre des Speisezimmers anlangten, waren wir ebenso klug wie vorher.

Wir traten Alle wieder ein, verschlossen die Thüre sorgfältig, kletterten über die aufgestapelten Sachen hinweg und gingen in's Wohnzimmer.

Dieses war, wie ich bereits erwähnte, noch ganz leer, und die Luft darin dumpf und kalt, mit einem Worte, im höchsten Grade ungemüthlich. Dennoch mußten wir hier einen Augenblick verweilen, um Athem zu schöpfen.

„Es ist nichts im Garten verborgen und nichts im Hause, so viel steht fest," sagte die Mutter. „Dieses seltsame Geräusch muß einen natürlichen Grund haben, das steht ebenfalls fest; — aber ich muß gestehen, daß ich fast an der Erklärung verzweifle. Ich weiß wirklich nicht, was ich daraus machen soll."

„O, Madame, theuerste Madame, gestehen Sie doch nur ein, daß es Geister sind; Niemand konnte ja in dem unglücklichen Hause leben!" rief Hanna.

„O ja, Mama, laßt uns hier die ganze Nacht aufsitzen und morgen in aller Frühe wieder ausziehen!" bat Louise.

„Was sagst Du, Marie?" fragte mich die Mutter.

„Ich meine, wir müssen es noch ansehen und wo möglich auch durchsetzen," erwiederte ich, wenn auch in etwas zaghaftem Tone.

„Recht so, mein Kind, das meine ich auch," sagte sie.

„O, um Gotteswillen, thun Sie es nicht!" rief Hanna; „versuchen Sie die Vorsehung nicht, meine beste, liebe Madame, es ist Sünde und wir machen uns Alle unglücklich."

„Meinst Du? Nun, wir wollen morgen sehen. Jetzt scheint ja Alles ruhig zu seyn; so kommt und laßt uns wieder zu Bett gehen, morgen früh wollen wir genauer nachsuchen."

„O, Madame, lassen Sie sich nicht täuschen; — in diesem Augenblicke ist zwar Alles still, aber — — — —"

„Ha, ha, ha, ha, ha, ha! — Ho, ho, ho, ho, ho, ho!" tönte es auf einmal wieder, und so schauerlich und laut, daß es aus unserer unmittelbaren Nähe zu kommen schien.

„Der Herr zwischen uns und Satan!" rief Hanna, der vor Schreck die Kerze aus der Hand fiel, welche sofort erlosch und uns im dichtesten Dunkel ließ. Unterdeß erhob sich das dämonische Gelächter von Neuem, und nun, da wir uns im Dunkeln befanden, recht unheimlich.

Hanna fiel auf ihre Kniee und begann zu beten: „Heilige Jungfrau Maria, bitte für uns! Heilige Martha, bitte für uns! Alle ihr guten Geister, bittet für uns arme Frauen! Sankt Petrus, bitte für uns! Sankt Petrus, bitte für uns! Sankt Paulus, bitte für uns! Alle heiligen Apostel und Evangelisten, bittet für uns arme Sünder!"

Und immer noch, während Hanna ihre wahnsinnigen Gebete herplapperte und das ganze Heiligenregister durchging, der alte Martin seine Knöpfe zählte, und Louise sich ängstlich an mich anklammerte, wiederholte sich das gräßliche Lachen und schien bald aus dieser, bald aus jener Ecke zu kommen. Die Dunkelheit war so undurchdringlich, daß Keiner von uns gesehen, wie die Mutter sich aus der Gruppe entfernt hatte und Niemand ihre Abwesenheit vermuthete, bis wir auf einmal ihre helle, feste Stimme außerhalb des Zimmers vernahmen:

„Was in aller Welt kann denn das eigentlich seyn?" rief sie. „Kommt her, Kinder — komm, Martin!"

Wir Alle begaben uns eiligst dahin und bereiteten uns auf irgend eine schreckliche Entdeckung vor.

Die Mutter flüsterte uns aber zu, leise ihr zu folgen und so ruhig als möglich zu seyn. Sie hatte indeß wieder Licht angezündet, es aber in die Laterne gestellt, und breitete ein Tuch davor, damit der Schein uns nicht verrathe. Mit angehaltenem Athem folgten wir ihr. Durch die Seitenthüre in's Freie gelangt, bog sie in jenen oft genannten schmalen Gang ein, der das Hintergebäude trennte. Ungefähr mittewegs in diesem Gange blieb sie stehen, bückte sich nieder und deutete schweigend mit dem Finger auf einen mit vielem Unkraut durchwachsenen Johannisbeerbusch, der hier dicht an der Mauer des Hauptgebäudes seinen allerdings nicht beneidenswerthen Standort hatte.

„Da, was sagt Ihr dazu?" fragte sie mit leiser Stimme.

Wir bückten uns nieder, konnten aber zuerst gar nichts sehen; bei genauerer Betrachtung indeß entdeckten auch wir etwas, das unsere Neugier rege machte, und zwar einen allerdings äußerst schwachen, jedoch unverkennbaren röthlichen Lichtschimmer, tief unter der Erde, wie es schien.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

(Eine Ballnacht in der Remise.) Die Pracht der Berliner Opernhausbälle war auch in den Provinzen nicht unbekannt geblieben. Als daher der zweite derartige Ball angekündigt war, machten sich viele reiche Leute auf nach Berlin, um diesem zweiten Subskriptionsball beizuwohnen. Unter diesen Ver-

gnüglingen befand sich auch ein Gutsbesitzer mit seiner Ehefrau. Beide Personen waren bereits bei Jahren, die Erzählungen von den Herrlichkeiten des Balles hatten aber doch das noch sonst ruhig rollende Blut in ihnen so in Aufregung zu setzen vermocht, daß auch diese alten Herrschaften lediglich dieses Vergnügens wegen nach Berlin gekommen waren. Sie waren im Hotel de France abgestiegen, hatten sich die nöthigen Billete besorgen lassen, den Wagen des Gasthofes zur richtigen Zeit bestellt und sich etwa gegen 6 Uhr Abends zu einem tüchtigen Diner gesetzt, weil ihnen gesagt worden war, daß es mit den Portionen im Opernhause nicht weit her sey, sie also gut thun würden, sich vor dem Balle ordentlich zu restauriren. Punkt 8 Uhr wurde gemeldet, daß der Wagen vorgefahren sey, und im Augenblicke darauf rollten die Herrschaften in großer Gala dem Opernhause zu. Sie kamen zur Zeit des größten Andranges der Wagen, und es währte daher wohl eine halbe Stunde, in welcher der Wagen theils langsam fahren, theils stillstehen mußte, bevor die Ballgäste vor die Thür des Opernhauses gelangten. Jetzt wurde schnell von einem der dort vorhandenen dienstbaren Geister die Wagenthür aufgerissen; dieser hatte aber keine Zeit, auch den Insassen noch aus dem Wagen zu helfen; er sprang vielmehr eiligst zu einem zweiten und dritten Wagen, die gleichfalls der Entleerung harrten, und kehrte zu dem ersten Wagen nach einiger Zeit zurück, die hingereicht hatte, um die Gäste daraus steigen zu lassen. Ohne sich weiter um den Inhalt des Wagens zu kümmern, warf der dienstbare Opernhausgeist die Wagenthür zu und der Kutscher rollte, zur Eile von den vorhandenen Schutzleuten gemahnt, von dannen und nach Hause. Dort brachte er den Wagen, wie gewöhnlich, in einen verschlossenen Schoppen, seine Pferde in den Stall und sich an den Ofen. Es mochte wohl gegen 1 Uhr Morgens seyn, Thiere und Menschen schliefen im Hotel de France fest, als sich in dem Schoppen, der den Wagen aufgenommen hatte, ein Skandal erhob, als ob mehrere Personen gemordet würden. Der Portier des Gasthofes weckte seinen Herrn, dieser rief mehrere seiner Leute herbei, man eilte nach dem Schoppen, aus dem das Geräusch kam, in der festen Ueberzeugung, daß entweder Diebe oder Gespenster dort ihr Wesen trieben. Aber noch mehr fast erschrack das ganze Haus, als beim Oeffnen der Thüre dasselbe Paar, das der Kutscher des Gasthofes um 8 Uhr in großer Toilette nach dem Opernhause gefahren hatte, in noch größerer Wuth vor dem Wirthe stand. Bald klärte sich natürlich das Erscheinen der Ballgäste an diesem Orte auf. Das Ehepaar ist in seiner Heimath gewöhnt, nach dem Essen etwas zu schlafen; das gute Diner im Gasthofe und das lange Halten in der Nähe des Opernhauses hatten nun den Schlaf, in den die Herrschaften bald nach dem Besteigen des Wagens gewiegt worden waren, so fest gemacht, daß sie das Oeffnen des Wagens nicht gehört, das Aussteigen versäumt, ja selbst keine Ahnung davon gehabt hatten, daß sie nun statt in das Opernhaus in den Schoppen geschoben worden waren. So geschehen am 15. Febr. 1862 vor dem Opernhause, respektive im Schoppen des Hotel de France in der Leipzigerstraße zu Berlin.

(Amerikanische Generale.) Der bei Somerset in Kentucky gefallene Sonderbundsgeneral Zollikofer war 1812 in Tennessee geboren, zuerst Setzer, dann Herausgeber einer Zeitung, dann Staatsbuchdrucker, dann erst „Politiker“, endlich Senator in seinem Staate. Als die Revolution ausbrach, wurde er General, ohne jemals Soldat gewesen zu seyn. Er war ein schwerfälliger Mann und ohne Talent. — General Schöpff, der ihn besiegte, ist ein Deutscher, war früher Hausknecht in einem New-Yorker Gasthof, dann erhielt er eine kleine Stelle in der Patentoffice und wurde endlich Brigadegeneral, als welcher er sich schon bei verschiedenen Gelegenheiten auszeichnete.

Ein Pariser junges Ehepaar aus den höchsten Klassen machte vor einigen Tagen seine Hochzeitsreise nach Brüssel. Die Dame hatte nicht unterlassen, ihren ganzen Demantschmuck mitzunehmen, der Gemahl aber seinen Reisepaß vergessen. An der belgischen Grenze war eben ein Telegramm eingetroffen, welches von einem bedeutenden Demantdiebstahl in Paris berichtet, als unser Ehepärchen auch ankam. Mit aller Strenge wird revidirt, man findet die Menge Etuis mit Demanten und Brillanten und hält es zugleich für der Sachlage angemessen, da sich das Pärchen nicht legitimiren kann, unsere Reisenden, des Diebstahls verdächtig, einzusperren. Sie feierten so die Brautnacht getrennt in der Einsamkeit einer Verbrecherzelle, aus der sie erst am andern Tage der Telegraph wieder befreite.

In einer Wiener Galanteriewaarenhandlung werden angeblich direkte aus Jerusalem eingesendete Faksimiles eines jener Silberlinge verkauft, für welche Christus verrathen wurde!!

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 32. Sonntag, 16. März 1862.

Graf Berberitzheim.

(Fortsetzung.)

Binnen drei Tagen hatte man den glücklichen Erben in Besitz seiner sämmtlichen Habe gesetzt; auch der Gutsverwalter war in die Stadt gekommen und hatte sich ihm vorgestellt.

Treumund schwamm in einem Meer vor Wonne. Fort waren Schüchternheit, blödes, linkisches Wesen und alle jene gesellschaftlichen Hauptfehler, welche armen Teufeln ankleben. Er hatte sein Haus in der Prinzenstraße bezogen und beschloß, unverzüglich seinem nunmehrigen Nachbar Herrn von Bemmerlein einen Besuch zu machen.

Er fand den gnädigen Herrn nicht sehr aufgeräumt.

„Herr Nachbar," hatte Treumund gesagt, „ich komme zugleich, um den Fortgang des Prozesses abzuschneiden, der wegen einiger Grenzirrungen schwebt. Ich biete Ihnen einen Vergleich an."

„Hm, das wäre?" frug Herr von Bemmerlein spitz.

„Ich überlasse Ihnen die strittige Waldwiese ganz und jeder Theil trägt seine Kosten," meinte Treumund.

„Eh," machte Bemmerlein. „Das ließe sich wohl hören; doch muß ich meinen Anwalt vorerst darüber konsultiren."

Dies war das Ende dieser Unterredung. Treumund, unmuthig über diese kalte Zurückweisung, schlug eine Einladung für den nächstfolgenden Tag aus und ritt auf sein Landgut.

Der Verwalter zeigte ihm Alles: Haus, Hof, Stallung, Scheunen, Wiesen, Aecker und Wald. Das dauerte lange. Am dritten Tage kam man an eine Stelle im Walde, welche für Treumund etwas außerordentlich Bekanntes hatte. Er ritt weiter, da hemmte ein Graben den Ritt. Kein Zweifel! Es war die Grenzlandschaft des Reiches Blütiplanti gegen Paluster's Jagdrevier.

„Was für ein Graben ist das?" frug er den Verwalter.

„Es ist die Grenze gegen die Besitzungen des Herrn Paul von Bemmerlein."

Kaum hatte der Oekonom dies gesagt, so kam eine schwarzgekleidete Reiterin mit grünem Schleier auf dem Hute rechts aus einer Schneiße des jenseitigen Waldes, setzte über die Lichtung und verschwand. Ein Diener folgte. Das Pferd der Dame war ein Falber gewesen.

„Atropa!" rief Treumund.

„Bitt' um Verzeihung!" sagte der Oekonom berichtigend: „Freifräulein Adolphine von Bemmerlein."

„Versuchen Sie nicht, mich eines Besseren zu belehren," erwiederte Treumund unwillig. „Es war Prinzessin Atropa, Tochter des Königs Paluster, meines Gebietsnachbarn zur Zeit, wo ich als Gemahl der schrecklichen Rosenha noch über Blütiplanti regierte. Es war das reizende Weiß des Gesichts, die purpurrothen Lippen, das dunkelblaue Auge, das dunkle schöne Haar, die schlanke hohe Gestalt."

„Ach, ich verstehe wohl," sagte der Verwalter schlau. „Sie zielen auf den Maskenscherz ab, wo die Damen und einige Herren Blumen vorstellten? Richtig, damals trat Fräulein Adolphine als **atropa bella donna** auf, weil, wie ihr Cousin, der Leutnant von Grimsengramsen bemerkte, ihre Augen doch die Ruhe jedes Herzens vergifteten. Herr von Bemmerlein figurirte als **stachys silvatica** oder **palustris**."

„Ei, ei," sprach Treumund ganz überrascht von dieser natürlichen Auflösung. „Wann hätte sich etwas dergleichen zugetragen?"

„Noch nicht lange," versetzte der Verwalter sich besinnend. „Etwa im Anfang Mai. Es war ein Familienfest drüben."

„Fräulein Adolphine ist wohl Braut?" frug Treumund zögernd und feuerroth werdend.

„Doch nicht," antwortete der Verwalter mit höchst erfreulicher Bestimmtheit. „Sie ist noch sehr jung; etwas über siebenzehn Jahre."

Treumund war in einem Taumel von Entzücken daheim angelangt. Andern Tags ließ er anspannen und fuhr hinüber auf das von Bemmerlein'sche Hofgut.

Eine Silberstimme rief Herein, als er im Schlosse eingetreten an der Thüre pochte. Sein Herz schlug heftig; er öffnete und stand vor der schönen Reiterin. Betroffen von ihrer blendenden Schönheit war er kaum eines Wortes mächtig. Auch das Freifräulein wurde betreten und ein leises Roth färbte ihre Wangen. Das Erscheinen ihrer Mutter brachte eine Unterhaltung in Gang. Das Gespräch kam auf die streitige Waldwiese. Treumund hatte sie noch nicht gesehen. Nach Adolphinens Beschreibung mußte sie nahe bei der Stelle seyn, wo sie sich getroffen hatten.

„Ich werde sie gleich morgen in Augenschein nehmen," sagte Treumund im Aufbrechen.

Voll hoffender Liebe machte er sich andern Tags um die Zeit auf den Weg, zu der er Adolphinen das vorige Mal getroffen hatte. Niemand begleitete ihn; sein Gefühl hätte ihn verrathen; er wollte keine Seele um sich haben.

Er umritt die Wiesenfläche zwei oder drei Mal, da galoppirte die schöne Nachbarin auf ihrem Falben daher. Treumund setzte über Sträuche und Wurzeln und war neben ihr, ehe man es sich versah. Sie stieß einen leichten Schrei aus, Treumund entschuldigte sein überraschendes Herzueilen. Er hätte es nicht bedurft. Die Augen Adolphinens sagten so viel, — ach, und Treumund, trotzdem er als König von Blütiplanti Erfahrung genug hätte haben sollen, verstand noch so wenig.

Man plauderte so angenehm, so angelegentlich, und der dumme Wald war so geschwind alle. Da lag schon das Schloß. Treumund kehrte um.

So sah man sich fast Tag für Tag. Eines Nachmittags endlich erhielt Treumund eine Einladung auf den Abend des folgenden Tags. Herr von Bemmerlein war aus der Stadt angekommen.

Als er aus dem Wagen stieg, empfing ihn Herr von Bemmerlein mit den tiefsten Bücklingen am Schlage. Adolphinens reizende schlanke Gestalt, in rauschende Seide gekleidet, das schöne Köpfchen herrlich frisirt, stand auf der Treppe. Sie erfaßte die Hand des Heraufkommenden und sprach mit hastiger, zitternder Stimme: „Sie sind Graf Berberitzheim. Ich weiß es, und wollte das Vergnügen haben, Sie zuerst zu begrüßen. Verrathen Sie mich nicht."

Treumund durchzuckte ein Freudenblitz. Er dachte an Büschings **tomus II.**, an den Herrn Sportelschinder und sein Geheimniß, dann flüsterte er, die Lippen an das hübsche Ohr und die Zöpfe Adolphinens legend und halb küssend: „Adolphine, ich danke Ihnen. Meine Grafschaft und Alles, was ich bin und habe, liegt zu Ihren Füßen. Ich liebe Sie."

Ein Druck der Hand, eine Freudenthräne antwortete ihm; zu Weiterem fehlten Raum und Zeit. Man trat ins Gesellschaftszimmer. Dort stellte Herr von Bemmerlein den neuen Nachbar unter allerhand pomphaften Redensarten der ganzen versammelten Noblesse als Graf Berberitzheim vor. Alles drängte sich um den Glücklichen und gratulirte ihm.

Alsdann trat ein älterer Herr mit ganz weißem Kopfe und einem großen gestickten Orden vor und umarmte ihn zum Schlusse als seinen wiedergefundenen Enkel.

„Ha, es sind die theuren Züge!" rief der alte Mann dabei schluchzend aus. Die Rührung war groß bei allen Anwesenden.

Es ging zur Tafel, bei welcher der alte und junge Graf Berberitzheim die Ehrenplätze einnahmen.

Hier erfuhr denn Treumund die Einzelnheiten des Geheimnisses seiner Geburt.

(Schluß folgt.)

Ein Haus, worin es spuckte.

(Schluß.)

Wir blickten die Mutter fragend an, und sie gab uns folgende Auskunft:

„Nachdem das Licht ausgegangen war, schlüpfte ich aus dem Zimmer, in der Absicht, es wieder anzuzünden. Es fiel mir ein, daß die Laterne in der Küche geblieben war, und um diese zu holen, mußte ich natürlich allein und im Dunkeln an diesem Gang vorbei. Da war es mir, als ob ich hier einen Lichtschimmer entdeckte. Sofort trat ich näher, um genauer nachzusehen, und richtig, ich hatte mich nicht geirrt! Ich bin nun vollkommen überzeugt, daß die Ruhestörer keine Geister, sondern menschliche Wesen sind, die da unten in dem alten, seit Jahren nicht mehr benutzten Keller ihr Wesen treiben, von dem man uns sagte, daß er ganz voll Wasser und deßhalb einstweilen zugemauert sey. Seyd nur nicht ängstlich, Kinder, nehmt es kaltblütig," setzte sie hinzu, indem sie sich bemühte, den Weidenbusch auf die Seite zu biegen. Gerade in diesem Moment und zwar, wie sich deutlich erkennen ließ, von unten herauf, aus dem Keller:

„Urr—urr—r—r—r—r—rattle—bang—ang—ang! Ha, ha, ha, ha, ha! Ein Todtmacher" schallte es ganz in der alten Weise.

„Zu spät, junge Herren, — Ihr seyd entdeckt! Kommt nur heraus, Eure Lustbarkeit ist vorüber, Euer Spiel ist aus!“ rief Mama nun mit lauter gebietender Stimme, indem sie sich auf die Kniee niederließ, die Büsche mit kräftiger Hand theils auf die Seite bog, theils mit der Wurzel aus der Erde zog, worauf unten in der Mauer ein rundes Loch zum Vorschein kam, das von Innen durch ein Fenster geschlossen, von Außen aber außer den Büschen auch noch durch eine Art hölzerne Lucke verdeckt war.

Da konnte man nun deutlich die ganze saubere Sippschaft beisammen sehen. Eine aus unbehobelten Brettern ziemlich roh hergestellte Kegelbahn nahm der Länge nach die eine Seite des sehr großen Raumes ein und etwa ein Dutzend junger Burschen standen rings umher und schienen ihr Spiel für den Augenblick ganz vergessen zu haben, denn in allen Mienen las man, wenn auch in verschiedenem Grade, Bestürzung, Verlegenheit, Angst und entdeckte Schuld.

„Nun, ists bald gefällig? Hervor mit Euch Galgenvögeln!“ kommandirte die Mutter.

Und sie kamen auch. Langsam schritten sie an der feuchten Mauer entlang, und der Erste, der seinen Kopf durch die runde Fensteröffnung steckte, war — unser Cousin Karl, Euer Vater!

„Karl, Karl!“ rief meine Schwester Louise, Eure selige Mutter, die dem Wildfang schon damals trotz seiner tollen Streiche recht herzlich gut war, „wie konntest Du das thun!“

„Ah; Du bist's also! Ei, ei, was man doch Alles erleben muß!“ sagte die zürnende Mutter in nicht geringem Erstaunen.

„Kennst Du mich? Ich bin der Geist Waldow's!“ rief der muthwillige Bursche mit hohler Stimme.

„Ein unverbesserlicher Galgenstrick bist Du!“ erwiederte die Mama, die keineswegs in der Stimmung war, das Ganze als einen Scherz zu nehmen.

„Nun, nun, Tante,“ bat Karl in gutmüthiger, naiver Weise, „es ist ja nichts Schlimmes; ich habe mir nur erlaubt, meine Freunde in Deinem Keller ein wenig zu unterhalten, das ist Alles. Laß es nur Papa nicht erfahren, und ich will Dir versprechen, Dich nie wieder zu ärgern.“

„Entlasse erst Deine Kameraden, unbesonnener Mensch, und dann Marsch! ins Haus hinein. — Morgen früh werde ich ein Wort mit Deinem Vater zu reden haben,“ setzte sie mit zürnender Stimme hinzu.

Karl hatte indeß nicht erst nöthig, seine Freunde förmlich zu entlassen; sie waren bereits Einer nach dem Andern in aller Stille durch die Maueröffnung geschlüpft und hatten sich mit abgewandtem Gesicht eiligst davongemacht. Als Alle fort waren, folgte Karl uns ins Haus.

„Nun denn, Du hoffnungsvolles Söhnlein,“ rief die Mutter etwas besänftigt, „so laß uns einmal hören, wie Du Dein sauberes Kunststück angefangen hast; — aber reine Wahrheit, das rathe ich Dir!“

Nachdem er wiederholt, in halb scherzhaftem Tone, flehentlich Abbitte gethan, erzählte Karl in seiner drolligen Weise Folgendes:

Er und verschiedene andere junge Leute, sämmtlich Söhne sehr strenger Eltern aus der nahen Stadt, welche alle Spiele in öffentlichen Wirthshäusern untersagten, hatten aus den Trümmern der alten Kegelbahn Waldow's, welche damals nach dem schrecklichen Vorfall aufgenommen worden war, in dem wenig oder fast gar nicht mehr benutzten Keller sich nothdürftig eine Kegelbahn wieder hergerichtet, wo sie heimlich, ohne daß ihre Eltern etwas bemerkten, ihr Spiel treiben konnten.

Der Sohn des Agenten, der nach dem Tode des alten Doktors mit der Vermiethung des Weidenhofes beauftragt wurde, war zuerst auf die Idee gekommen und hatte auch die Mittel zur Verheimlichung ihres Planes geboten.

Dieser junge Mann hatte mit Hilfe seiner Kameraden den eigentlichen Eingang zum Keller zugemauert, da das kleine Fenster vollkommen genügte, um hineinzukommen; er hatte auch den Johannisbeerbusch dorthin gepflanzt, um das Fenster möglichst zu verdecken, und dies Experiment war außerordentlich gut gelungen, viel besser als man erwartet hatte.

Kam ein neuer Miether, so mußte der junge Mann gewöhnlich das Grundstück zeigen. Dann sagte er ihnen wohl auch, daß sich dort ein Keller befinde, der aber voll Wasser stehe, seit langen Jahren nicht mehr benutzt werde und deßhalb zugemauert sey; das kleine Fenster bemerkte Niemand.

Sie hatten ihr Spiel dort fast regelmäßig jeden Abend oft bis spät in die Nacht hinein fortgesetzt, in keiner andern Absicht, als es vor ihren Eltern verborgen zu halten, bis sie endlich zu ihrem Erstaunen merkten, daß dieses nächtliche Treiben von der Nachbarschaft bösen Geistern zugeschrieben wurde und das Haus bereits in Verruf gebracht hatte.

Anfangs erschracken sie, bei näherer Betrachtung indeß kam ihnen die Sache doch zu spaßhaft vor, um sie nicht weiter zu verfolgen.

Jung, muthwillig und waghalsig, wie sie waren, dachten sie bald nicht mehr daran, daß Gefahr vorhanden sey, entdeckt zu werden.

Selbst als neue Miethsleute eingezogen waren, gaben sie ihr Spiel nicht ganz auf, wenn sie auch seltener kamen. Hatten die Bewohner die Gartenthür verschlossen, so war die Mauer ihnen nicht zu hoch, um hinüberzuklettern. So hatten sie dort

lange Zeit ungestört ihr Wesen getrieben, hatten einen Miether nach dem andern wieder fortziehen sehen, und wenn die Leute mit ernstem Kopfschütteln von den Geistern auf dem Weidenhof sprachen, so hatten sie ihre liebe Noth, daß sie nicht laut herausplatzten, bis sie denn am Ende doch ihren Meister fanden.

„Und das in unserer Großmutter!" riefen wir wie aus einem Munde, nachdem wir bis dahin ohne Unterbrechung unsere Tante hatten erzählen lassen.

„Ja, in Eurer Großmutter!" fuhr diese fort. „Ich kann Euch aber auch versichern, sie war stolz darauf. Sie liegt nun schon eine gute Reihe von Jahren in ihrem Grabe, und Eure selige Mutter neben ihr. Karl, Euer Vater, kam mit einer ernsten Lektion davon, welche, wie ich Grund habe zu glauben, ihm sehr gut gethan hat; denn trotz seiner tollen Jugendstreiche ist er ein gesetzter, braver Familienvater, ja, sogar ein ehrsamer und allgemein geachteter Pfarrer geworden. Eure Großmutter wurde ein neuntägiges Wunder der ganzen Nachbarschaft. Jedermann war neugierig zu erfahren, wie sie es angefangen habe, die Geister zu vertreiben, aber Niemand erfuhr es. — Es ist nun eine lange, lange Zeit her, Kinder, und wir haben nachher viele Jahre glücklich und zufrieden in dem alten Hause gewohnt; es hat nie wieder darin gespuckt und mit Wehmuth denke ich noch an die schönen Stunden, die wir dort miteinander verlebt haben. Lächeln muß ich aber auch noch immer, wenn ich an die wahrhaft komische Angst der alten Hanna denke, deren Glaube an Geistererscheinungen selbst durch die Erfahrungen jener denkwürdigen Nacht auf dem Weidenhof nicht im Geringsten erschüttert wurde.

Mannigfaltiges.

(Aus dem Leben.) Ein Bauer aus dem Hannover'schen kam zu einem hochgestellten Mitbürger und bat diesen um einen Rath, den dieser auch bereitwillig gab. Gewohnt, für solche Konsultationen eine Gebühr zu entrichten, zog er seinen Beutel mit der Frage: wat bün ick schuldig? — Nicks, myn Fründ! war die Antwort. — Dat geiht jo nech, meinte der Bauer frappirt; ick kann doch nech verlangen, dat He umsunst myn Narr wäsen schall!

In einer wohlhabenden Familie Berlins starb nach langen Leiden der Hausherr. Obgleich der eingetretene Tod von den Angehörigen schon lange vorausgesehen worden, so war doch große Trübsal und Verwirrung in dem bisher sehr geregelten Hausstand eingetreten. Der Tag der Beerdigung war hereingebrochen, das Leichengefolge versammelt, der die Leiche zur letzten Ruhestätte begleitende Prediger tritt an den offenen Sarg, um die großen Verdienste des Dahingeschiedenen als eine Nacheiferung für die Hinterbliebenen zu preisen, die Angehörigen zu trösten und die Leiche zu segnen. Bei den Worten: „Denn Du wirst das ewige Leben" — „So leben wir, so leben wir!" tönt es da mit greller, kreischender Stimme, die der im Zimmer befindliche Papagei in seiner gewohnten Weise so deutlich hervorbrachte, daß die gehobene trübe Stimmung bedeutend zu sinken begann.

(Giftige Briefoblaten.) Chemische Untersuchungen verschiedener Sorten gefärbter Oblaten haben erwiesen, daß zu deren Färbung giftige Farben, wie Bleiweiß, Menninge, Chromgelb 2c. verwendet werden. Vorzugsweise sind es die rothen Oblaten, deren Gebrauch mit Vorsicht zu geschehen hat, aber auch die grünen, gelben und blaßblauen sind giftig. Um jeder gesundheitlichen Benachtheiligung vorzubeugen, bedient man sich am besten der weißen Oblaten, die lediglich aus Mehlleig bestehen.

Die Nachbarin.

Als ich einst am Fenster stand
Und hinüber schaute,
Sah ich eine kleine Hand
Spielen auf der Laute.

Meine schöne Nachbarin
Sang zum Spiel der Saiten.
Meine Ruhe war dahin
Nun für alle Zeiten.

Wolken ziehen, Wolken gehen,
Steigen nie hernieder,
Kann sie täglich drüben sehen,
Hören ihre Lieder.

Nieder aus den Wolken oft
Strömt ein sanfter Regen,
Und ich habe lang gehofft,
Um sie zu bewegen.

Doch die stolze Nachbarin
Sang die stolzen Lieder,
Meine Ruhe ist dahin,
Kehrei nimmer wieder.

K . . . . . .

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 33. Dienstag, 18. März 1862.

Graf Berberitzheim.

(Schluß.)

„Die Comtesse Malvine von Pipau, Ihre verblichene Mutter, lieber Treumund," so erzählte der alte Graf, „hatte ein verschwiegenes Verhältniß mit meinem Sohne Graf Nikolaus, Ihrem verblichenen Vater.

Wir waren mit dem Hause Pipau dergestalt brouillirt, daß eine Einwilligung zu dieser Verbindung nicht abzusehen stand.

Die Verlobten, diese Schwierigkeiten erkennend, vermochten dennoch nicht zu entsagen, schlugen beiderseits alle angetragenen andern Partien aus und gewannen den Pfarrer von Zirlitz, einem Dorfe unsrer Besitzungen, der sie heimlich copulirte. Gleich nach der Copulation brach mein Sohn zur Armee auf und blieb vorm Feinde in einer blutigen Schlacht. Seine angetraute Frau wurde unterdeß Mutter eines Söhnchens. Das waren Sie, lieber Treumund. Ein ehemaliger Schullehrer, später Zollbereiter in königlichen Diensten, hatte die Wöchnerin aufgenommen und behielt das Kind in Pflege.

Die Mutter zahlte eine bedeutende Summe und reiste ab. Sie starb sehr bald an der Auszehrung. Der Krieg spielte sich in unsre Gegend, und in diesen Troubeln war es möglich, das Publikum über diesen ganzen Sachverhalt zu täuschen. Treumund, den der Pfarrer in Zirlitz heimlich taufte, galt als Sohn des Zollbereiters an der Stelle eines Knaben, der diesen Leuten ungefähr um die gleiche Zeit in zartester Jugend starb.

Der Pfarrer selbst wußte bis zum letzten Augenblicke nicht bestimmt, ob Sie, lieber Treumund, der Sohn des Zollbereiters oder der Graf Berberitzheim seyen.

Die beiden Eheleute Saueracher starben rasch hintereinander an der Seuche, welche nach dem Kriege das Land verheerte.

Der zuletzt sterbende Ehemann hatte sich dem Pfarrer entdecken wollen, allein der Tod raffte ihn vorher hinweg.

Endlich starb voriges Jahr der Pfarrer, und aus seinen hinterlassenen Papieren ergaben sich die ersten Andeutungen.

Herr Sportelschinder, der Konsulent unseres Hauses, nahm die Sache in die Hand und entdeckte Alles, so daß auch nicht der mindeste Zweifel blieb. Wer beschreibt meine Freude! Nikolaus war mein einziges Kind, und mit ihm glaubte ich das Haus Berberitzheim erloschen. Da schenkt mir das Walten eines gütigen Schicksals Sie, Treumund, als meinen Enkel, und ich lebe wieder auf. Sie sind Graf und Erbe auf Berberitzheim."

Die Gesellschaft erhob sich zu einem donnernden Hoch, in das die inzwischen angelangte Musik mit einem Tusch einfiel.

Auf Treumund stürmte alles dies wie Zauberei ein; er wußte nicht, lebte er oder war es ein Traum. Und wenn er gar in die dunkelblauen Augen der schönen Adolphine sah, die neben ihm saß . . .

Sein Großvater, der alte Graf Berberitzheim, hatte noch so viel zu fragen und mitzutheilen, und konnte es kaum satt werden, den hübschen jungen Enkel anzublicken. Endlich aber verwickelte ihn eine gegenübersitzende Dame ins Gespräch. Nun wandte sich Treumund zu Adolphinen, die seinen Blick mit ihren dunkeln Augen in sich sog.

„Adolphine," sprach er leise, „welche Hoffnung geben Sie mir? Ein wunderbarer Traum, eine Vision oder wie Sie es nennen wollen, hat mir, noch ehe ich Sie kannte, Ihr Bild tief in die Seele geprägt. Ich liebte Sie vor unserer ersten Begegnung."

„O Gott," antwortete sie ebenso leise. „Auch ich habe Sie in Träumen und Bildern vor mir gesehen, so deutlich, wie ich Sie jetzt sehe. Stets trieb es mich an die Stelle, wo wir uns zuerst fanden. Wie oft hielt ich da in Hoffen und Sehnen . . ."

„Adolphine," begann Treumund wieder, „ich beschwöre Sie, sprechen Sie es aus. Ich sagte es Ihnen; ich sage es wieder: ich liebe Sie von ganzem, vollem Herzen. Sagen Sie, ob Sie auch mich lieben!"

„Ich kann nicht, Herr Graf," lispelte die Schöne erglühend.

„So sprechen Sie nur ja," sagte Treumund dringend.

„Ja."

Als Treumund dieses Resultat erzielt hatte, fiel er aufs Neue unter die Botmäßigkeit des Großvaters, bis die Tafel aufgehoben wurde.

Nach Tisch zog er den alten Herrn in eine Ecke, der dort mehrmals sehr lebhaft mit dem Kopfe nickte und dem Enkel in die Wangen kneipte.

Alsdann hatte der alte Graf Berberitzheim angelegentlich mit der Frau und dem Herrn vom Hause zu sprechen, worüber das Tanzen anging.

Treumund und Adolphine walzten zum Entzücken.

Als sie pausirten und in einer Nische saßen, küßte er sie auf den blendenden Nacken.

„Gib acht, lieber Treumund," sagte darauf Adolphine, „man sieht uns."

Demnach mußten die Angelegenheiten des jungen Herrn Grafen einen vortrefflichen Fortgang genommen haben.

Eine halbe Stunde später verglichen sich unter den lauten Glückwünschen der Anwesenden die Häuser Berberitzheim und Bemmerlein dahin, daß der Waldwiesenprozeß durch die Verbindung der einzigen Erbin Bemmerlein fördersamst und gründlichst zu schlichten sey.

Das Brautpaar wußte sich auf Augenblicke wegzustehlen und tauschte im Garderobezimmer Küsse, deren Genuß und Innigkeit nur diejenigen begreifen, welche dergleichen aus Erfahrung kennen.

Die Hochzeit wurde Ende Oktober begangen.

Der junge Graf Berberitzheim, nachdem er erfahren, daß seine Güter nach Millionen geschätzt wurden, hatte dem verstorbenen Archivrath eine Bildsäule von karrarischem Marmor bestellt, welche im Garten aufgerichtet werden sollte. Herrn Passepoil hatte er mit 1200 Gulden und freier Station zum Hofcoiffeur, den Feldweibel Meinguth, welcher kam, um sich wegen seiner damaligen Ungebühr zu entschuldigen, als ihn Treumund in seinem Logis gefunden, zum Kastellan mit gleichem Gehalte bestellt. Den Mediciner Lechleitner nahm er als Hof- und Leibarzt mit 3000 Thalern zu sich und schenkte ihm eine prächtige Equipage. Der Kaufmann Bommelcamp wurde Hoflieferant. Dem Dekan schenkte er ein Silberservice. Der Professor Grundmaus, dem er mehrere sehr werthvolle Instrumente verehrt hatte, erzählte ihm während des Hochzeitsmahles mit staunender Freude, er sey auf Verwendung jenes Herrn Gouverneurs van der Oudermuylen-Heemskerke, der unlängst aus Batavia nach Holland zurückgekehrt sey, als Professor erster Klasse nach Utrecht berufen.

Noch mehr erstaunten aber die Eingeweihten, als beim Einbruche des Abends jener Herr van den Capellen-Müllejans in den Hochzeitssaal trat und sowohl das Brautpaar als auch den Professor, den Dekan und Lechleitner begrüßte. Mit starkem holländischem Accente erzählte er, daß er in Gesellschaft des Gouverneurs nach Europa gekommen sey und nun den Continent bereise.

Beim holländischen Gesandten habe er von der Hochzeit erfahren und zugleich die Mittheilung erhalten, daß seine Bekannten, die er auf Java gesprochen, hier zu finden seyen. Er gehe morgen gleich weiter und bitte somit wegen seiner Freiheit um Entschuldigung.

„Sie sind Bonian," flüsterte ihm Treumund ins Ohr, als er einen Augenblick allein mit ihm war. „Bitte, gestehen Sie es, edler Freund und Wohlthäter."

„**Het doet mij leed, dat ik U hierin niet kan dienen,**" erwiederte Herr van den Capellen-Müllejans befremdet. Den Andern machte er es nicht besser.

Als jedoch Treumund im Begriffe war, zu seiner schönen jungen Frau in den Reisewagen zu steigen, der unterm Portale hielt, legte ihm der Holländer die Hand auf die Schulter und sagte leise: „Schrei' nicht, Graf Berberitzheim. Ich will hier nicht mehr erkannt seyn."

Es war die Stimme des Archivraths.

Gerührt, stumm fiel ihm Treumund an die Brust. Der Holländer küßte ihn mit Freudenthränen auf beide Wangen, schob ihn in den Wagen, reichte der Frau Gräfin drinnen die Hand und wandte sich zurück. Die Bedienten schlossen den Schlag und sprangen hinten auf.

Während die Gäste weiter jubelten, tranken und tanzten, fuhr das junge Paar zum Thor hinaus. Und ich denke, wir überlassen sie sich selbst.

Auf dem Meere.

Nach dem Englischen von A. G.

Am 28. Fruktidor 1797, unter dem Direktorium der Schreckenszeit, erhielt Pierre Rigobert, Befehlshaber der Kriegsbrigg Marat, Ordre, mit seinem Schiffe nach Cayenne unter Segel zu gehen. Das Fahrzeug sollte 60 Soldaten dahin befördern und einen Deportirten, den einzigen übriggebliebenen von

hundert und dreiundneunzig Schicksalsgenossen, welche die Fregatte „Decade“ vor wenigen Tagen an Bord genommen hatte.

Pierre Rigobert war angewiesen, das Individuum gut zu behandeln. Das Schreiben, welches er in Bezug darauf vom Direktorium empfangen, enthielt jedoch noch ein anderes, das mit drei Siegeln, — das mittlere von ungewöhnlicher Größe; — verschlossen war und das er erst kurz vor dem Passiren der Aequatorlinie, unter dem ersten Grade nördlicher Breite, zwischen dem 27. und 28. westlicher Länge, öffnen sollte.

Dieser geheimnißvolle Befehl wollte dem alten Seemann, der ein gütigeres Herz in der Brust trug, als unter dem Direktorium am Platze war, nicht recht behagen.

Er war seinen Eltern als neunjähriger Knabe durchgegangen, um Schiffsjunge zu werden, weil er die See liebte; er liebte sie wegen ihrer Freiheit und der Kämpfe und Gefahren, die sie seinem jungen Ungestüm in Aussicht stellte; es war ihm nie eingefallen, daß man auch mitten auf fessellosen Wellen zu blindem Gehorsam gebunden werden könne. Aber er hatte des Glückes Begünstigung erfahren, war vom Schiffsjungen zum Kommandanten emporgestiegen, er mußte es sich jetzt auch gefallen lassen, zum Vollstrecker wichtiger Maßregeln ausersehen zu seyn. Dies Alles sagte er sich, während er den Brief betrachtete, dennoch wollte ihm dabei gar nicht wohl zu Muthe werden.

Der verhängnißvolle Brief war lang, dünn, in großen, eckigen, hartaussehenden Schriftzügen überschrieben und mit seinen 3 dunkelrothen Siegeln so hermetisch verschlossen, daß auch nicht der kleinste Blick auf den Inhalt geworfen werden konnte.

Pierre Rigobert wurde in seinen Empfindungen gewissermaßen abergläubisch, als er das stumme, unheimlich aussehende Ding von allen Seiten betrachtete, und um es nur bis zur bestimmten Zeit aus dem Wege zu schaffen, steckte er es hinter das Glas einer alten Uhr, die in seiner Kajüte über seinem Bette hing.

Der Anblick der Kajüte erheiterte ihn wieder. Nichts ist zierlicher und reinlicher als eine solche Seemannskajüte. Alles an seinem Platze und für Alles einen Platz, ein Haken oder Nagel für jeden Gegenstand, kein zollbreit Raum verloren. Das Bett ist, wenn geschlossen, eine Kiste und kann als Sopha dienen, ein Pfeifchen darauf zu rauchen, auch kann man es als Tisch behandeln, wenn man sich auf den kleinen niedrigen Stühlen, die dem übrigen Ameublement angehören, umhersetzt.

Pierre Rigobert ergötzte sich zum ungezählten Male am Anblick seiner schwimmenden Heimath, und meinte nach und nach bei sich, daß die Reise dennoch eine ganz angenehme werden könne.

Wind und Wetter ihrerseits machten gute Versprechungen, und um seine sich bessernde Laune möglichst zu wahren, nahm sich der Kommandant vor, den Brief nicht eher wieder anzusehen, als bis es Zeit zum Oeffnen seyn würde. Gerade als er diesen Entschluß faßte, trat der Deportirte bei ihm ein.

Es war ein junger Mann von kaum zweiundzwanzig Jahren, mit hübschen, fast nur zu bleichen Gesichtszügen, aus denen jedoch trotz ihrer Jugend männliche Festigkeit sprach. An seinem Arme lehnte ein junges, zierliches Wesen, schwerlich älter als sechzehn oder siebzehn Jahre, es war sein vor wenig Tagen ihm angetrautes Weib.

„So, Ihr jungen Leute,“ rief Rigobert ihnen zu, „Ihr kommt, dem alten Kapitän Eure Aufwartung zu machen? Das ist schön von Euch! Wir haben eine lange Reise vor uns und Zeit, Bekanntschaft zu machen. Desto besser. Es thut mir leid, daß in meiner Kajüte im Augenblick nicht Alles in schönster Ordnung ist, ich habe da gerade nach einem sichern Platz für einen verw— für einen Brief gesucht, — Pardon, Madame, — und“

In diesem Augenblicke schwankte das Schiff ungewöhnlich stark, das noch nicht gehörig wieder befestigte Glas der Uhr fiel zurück und der Brief zu Boden.

„Oho!“ rief der Kapitän, „ich glaube, wir müssen den Burschen da besser an die Kette legen; wollt Ihr mir helfen, junges Pärchen?“

Rigobert knüpfte eine Schnur um den Brief, zog eine Schlinge zusammen und suchte nach Hammer und Nägeln. Die beiden jungen Leute reichten ihm die Werkzeuge zu, wie er sie brauchte.

Er war auf einen Stuhl gestiegen, um den Brief in der Höhe anzunageln, aber da das Schiff schwankte, konnte er nicht sogleich mit seemännischer Pünktlichkeit damit fertig werden.

Die junge Frau lachte und neckte ihn:

„Ein wenig mehr rechts, Kapitän, — ein wenig höher, — um eine Linie weiter links —“

„Ah, kleiner Schelm,“ sagte Rigobert, „Ihr verspottet mich; ich werde Euch bei Euerem Manne verklagen und er soll Euch tüchtig schelten!“

Sie aber flog auf ihren jungen Gatten zu und warf ihre Arme um seinen Hals.

So fing die Bekanntschaft der Drei an, und bald waren sie zusammen die besten Freunde.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Von dem berühmten Gedächtnißkünstler und Physiker Herrn Professor **Rudigier** aus Innsbruck erzählt man sich in Augsburg folgende Anekdote:

Nachdem Herr Professor Rudigier in Zürich, Basel und Bern im vorigen Jahre Vorstellungen gegeben, machte er von Zürich aus nach W. einen Abstecher, um auch dort eine Vorstellung zu geben. Im Gasthof zum Löwen war gerade eine Schützenversammlung, als Herr Rudigier ankam. Er setzte sich abseits allein an einen Tisch. Da es bereits bekannt war, daß er auch nach W. kommen werde, so gab dies Veranlassung, daß mehrere Schwänke von Philadelphia, Bosco 2c. erzählt wurden. Herr Rudigier, den von den Anwesenden Niemand kannte, hörte sich diese Erzählungen und Anekdoten ruhig an. Als nach einer Weile einem anwesenden Gutsbesitzer der Umgebung gemeldet wurde, sein Wagen sey bereit und derselbe sich eben entfernen wollte, steckt Herr Rudigier den vor sich liegenden silbernen Löffel in die Tasche. Als ihn der Kellner, der es bemerkte, darüber zu Rede stellte, entgegnete Herr Rudigier ganz ruhig: „Ich dachte, es wäre das hier so Mode, indem der Herr, der eben abzureisen im Begriffe ist, die silbernen Löffel der ganzen Tischgesellschaft zu sich gesteckt hat.“ Da die silbernen Löffel wirklich verschwunden waren und Herr Rudigier auf seiner Behauptung bestand, so mußte sich der dicke Herr trotz alles Sträubens gefallen lassen, seine Taschen zu visitiren, und siehe da, es fanden sich in einer Serviette eingewickelt etwa ein Dutzend silberne Löffel. Das Erstaunen der Anwesenden sollte aber seinen Höhepunkt noch nicht erreicht haben; ein zufällig anwesender Landjäger, welcher glaubte, es sey dies Wasser auf seine Mühle, tritt mit ernsthafter Amtsmiene auf diesen Herrn zu und fragte ihn nach Name, Stand, Wohnung und Gewerbe und zeigte Lust, den Herrn festzuhalten. Herr Rudigier, der bis jetzt sich ganz ruhig verhielt, steht auf, nähert sich auf einige Schritte dem Landjäger und spricht: Wie, wie wollen Sie den Herrn anhalten wegen der Kleinigkeit von einem Dutzend silberner Löffel, nachdem Sie selbst dem Herrn seine goldene Uhr, silberne Tabaksdose und Börse in der Tasche haben? Das verblüffte Gesicht des Landjägers und die Ueberraschung sämmtlicher Anwesenden zu beschreiben, wäre unmöglich, als sich die genannten Gegenstände wirklich in der Patrontasche des Landjägers vorfanden. Es würde zu ernsthaften Scenen gekommen seyn, wenn nicht Herr Rudigier dadurch das Ende herbeigeführt hätte, daß er sich folgendermaßen an die Gesellschaft wendete: Meine Herren, Sie haben vorhin Anekdoten von Bosco 2c. erzählt, und da gerade der Herr mit den silbernen Löffeln in der Tasche die Behauptung aussprach: es würde Niemand im Stande seyn, ihm Etwas unbemerkt in die Tasche oder aus derselben zu praktiziren, so habe ich mir diesen Spaß erlaubt. Mein Name ist Rudigier. Dieser berühmte Name war hinreichend, das ganze Räthsel zu lösen; es entstand eine endlose Heiterkeit, der betreffende Herr ließ ausspannen und die ganze Gesellschaft blieb bis spät in die Nacht versammelt.

Der jüngst verstorbene spanische Staatsmann Martinez de la Rosa ist der Autor folgender schönen Anekdote: Eines Tages ließ sich der liebe Gott, in guter Laune und müde der ewigen Zänkereien unter den Völkern, von jeder Nation deren Wünsche durch die Gitterthüre des Himmels überreichen. Frankreich bittet ihn. . . . Nein, ich will nicht sagen, um was Frankreich bittet. England bittet um Baumwolle, Roastbeef, Steinkohlen, Matrosen, viele Guineen, unermeßliche Kolonieen, einen Hammerschmied in Schottland, und um das Recht, mit jeder Nummer der Times seine Politik zu verändern. Deutschland bittet um Universitäten, Sauerkraut, Lotterieen, Bratwürstel, große Fässer Bier, Rothkraut, Subjektivität, Wildpret **aux confitures**, das Ich und das Nichtich, und für seine Studenten um das Recht, breite Flaschenplatten auf den Kopf zu setzen, sich in aller Freiheit die Nase zu zerhacken und jeden Abend 77 Schoppen auszustechen. Als die Reihe an Spanien kam, sagte dieses: Ich bitte um einen schönen Himmel. — Du sollst ihn haben. — Um treffliche Weine. — Zugestanden. — Und um eine gute Regierung. . . . — Ach! das ist zu viel, sagte der liebe Gott unwillig werdend; Du treibst die Sache zu weit. Und er verschloß das Gitter.

Bei einer Gerichtsverhandlung in Wien stieß ein Zigeunerweib folgenden Fluch in ungarischer Sprache gegen einen Zeugen aus: „Der Wind möge Dir nachbrausen, wenn Du den Saal verläßt, und soll jedes Deiner Gebeine in eine andere Hölle tragen. Du sollst mit Blindheit und Wahnsinn geschlagen seyn, Du und Deine Kindeskinder, damit Du sie anders siehst und hörst, als sie sind, weil Du heute anders ausgesagt, als Du wirklich gehört und gesehen.“

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 34. Freitag, 21. März 1862.

Der Pater Kellermeister
vom Kloster Disibodenberg.

Es stand auf hohem Berge
Ein Kloster stolz und hehr,
Es kreist davon im Lande
Gar manche alte Mähr'.

Hier haben lang die Mönchlein
In altersgrauer Zeit
Gebetet und gefastet
Und ihren Leib kasteit.

Doch bei dem Beten und Fasten
Lag auch im Keller drein
Von allerbester Sorte
Gar manches Faß voll Wein.

Die guten Mönchlein zechten
Dort oft im Saus und Braus,
Biß einst ein Abt gar strenge
In Zucht behielt das Haus.

Der gab von allem Weine
Nicht einen Tropfen her,
Als wär der ganze Keller
Im Kloster plötzlich leer.

Nun lebt ein Kellermeister
Dort, stattlich von Gestalt,
Deß dicke rothe Nase
Hat wie Rubin gestrahlt.

Der liebte stets ein Gläschen
Von gutem edlen Wein,
Doch konnt' er in den Keller
Nicht allzu oft hinein.

Und that sich lang besinnen
Auf einen Plan gar schlau,
Daß unbemerkt er käme
Zum Wein im Kellerbau.

Er lief zur Geisterstunde,
Als Alles still und stumm,
Verhüllt mit Kettenklirren
Im Klostergang herum.

Und alle Mönchlein glaubten,
Die seinen Lärm gehört,
Gott sey bei uns! der Teufel
Sey oben eingekehrt.

Sie fingen an zu beten
Und dann sich zu kastei'n,
Indeß der Schalk im Keller
Dort trank vom besten Wein.

Er trank vom allerbesten
Dort unten fort so lang,
Bis von dem hohen Thurme
Die Glocke dumpf erklang.

Dann lief der edle Zecher
Vom Kellergrund herauf,
Und klirrte durchs ganze Kloster
Mit Ketten im Sturmeslauf.

So hat er's lang getrieben
In stiller Mitternacht,
Bis einst der Spuck am Keller
Beim Abt erregt' Verdacht.

Der schlich zum Keller leise,
Wo er den Störer fand,
Und so mit einemmale
War aller Spuck verbannt.

Doch hört man, daß die Beiden
Im Keller oft allein
In Kompagnie getrunken
Vom allerbesten Wein.

Das Kloster ist zerfallen,
Die Mönchlein sind nicht mehr,

Ich möchte gerne wissen,
Ob auch der Keller leer.

Dort wär' ein Schatz zu graben,
Mehr werth als Edelstein,
Wenn wir nach tausend Jahren
Noch fänden dort den Wein.

K . . . . . .

Eingesperrt.

Nach dem Englischen von C. Egert.

Es war an einem unfreundlichen Oktoberabend, im Jahre 1858, als der Dampfer „Conciliation" den Hafen von Holyhead verließ. Am Himmel zogen sich dunkle Wolken zusammen, die See peitschte die Planken des Schiffes in kurzen, schäumenden Wellen und der Rauch aus dem Schornstein trieb schwarz und schwerfällig dem Lande zu.

Diejenigen Passagiere, welche sich an Bord befanden, verließen des feinen, durchdringenden Regens wegen sehr bald das Deck, auf welchem nur ein einziger Herr zurückblieb, der fest in seinen Mantel gehüllt, gemüthlich den Dampf seiner Cigarre in die Luft blies.

Der Mann war hoch von Statur, hatte starkes, blondes Haar, ein schönes, sprechendes Auge, eine hübsch geformte Nase und trug einen ziemlich dünnen Schnurrbart.

Um den Mund spielte ein Zug von Gutmüthigkeit, doch verrieth zugleich die leichtbewegliche Oberlippe einen Hang zum Sarkasmus.

„Wenige Passagiere an Bord!" bemerkte unser neuer Freund gegen einen Kellner, der müßig in der Nähe stand.

„Sehr wenige," war die Antwort, „kein Kajütenpassagier außer Ihnen, mein Herr, eine Dame abgerechnet."

„Eine Dame, so, so! — Ich fürchte, wir werden eine schlechte Reise haben."

Der Kellner stimmte zu und zog sich zurück, um seinen Beschäftigungen nachzugehen.

Der Reisende brannte sich eine neue Cigarre an, warf die alte in's Meer und setzte seinen Spaziergang auf dem Decke fort.

Er war seiner Natur nach ein Freund von Geselligkeit, Unterhaltung und scharfer Disputation und hatte sich der Hoffnung hingegeben, auf dem Schiffe ähnlich gestimmte Gesellschaft zu finden.

Damit schien es für diesmal aber nichts zu seyn, und so wandten sich denn seine Gedanken wieder der Dame zu, dem einzigen Passagier, mit dem er die Kajüte theilen sollte. —

„Ich wollt', ich kennte sie," dachte er, „es ließen sich vielleicht ein paar Stunden ganz angenehm mit ihr verplaudern. Ja, ja, vor 24 Jahren wäre aus diesem Zusammentreffen vielleicht ein Abenteuer entstanden; junge Leute sind poetisch. Wahrscheinlich wäre ich auf den Einfall gerathen, das Schicksal habe uns zusammengeführt, weil es uns für einander bestimmt. Nun, am Ende ist sie verheirathet, oder alt, oder häßlich. Eine langweilige Reise das."

Er warf einen neugierigen Blick durch das Skylight und sah in der Kajüte eine Dame beim Thee sitzen.

„Seekrank scheint sie nicht zu seyn," dachte er, „weßhalb ihr denn nicht einen Besuch machen."

Er warf seine Cigarre fort und stieg die Kajütentreppe hinab.

Die Dame war etwas über 30 Jahre alt und, trotz ihrer bleichen Gesichtsfarbe und eines müden, traurigen Ausdrucks im Auge von großer Schönheit. Ihre Kleidung war geschmackvoll und elegant, jede ihrer leichten Bewegungen voll Anmuth und Grazie.

In dem Augenblicke, als unser Freund, Herr Tirlby, dessen Schritte der schwere Fußteppich unhörbar machte, die Kajüte betrat, senkte sie wie von wehmüthigen Gedanken übermannt, das Haupt in die Hand.

Herr Tirlby entledigte sich seines Mantels, so wie seiner Reisemütze, warf einen wohlgefälligen Blick in den in der Kajüte hängenden Spiegel und suchte seine Anwesenheit durch ein leises, verschämtes Hüsteln zu erkennen zu geben.

Die Dame saß unbeweglich, in sich selbst versunken, den Kopf in die linke Hand gestützt, während die Rechte mit dem Theelöffel spielte.

„Eine schwärmerische Schönheit, aber vielleicht eben deßhalb nur um so interessanter," dachte Herr Tirlby und ließ ein lauteres Hüsteln vernehmen.

In diesem Augenblicke machte das Schiff eine Schaukelbewegung nach der Seite, das Theegeschirr klirrte, die Dame sah in die Höhe, erblickte den Eindringling und begrüßte ihn mit einer leichten Kopfneigung.

„Ich fürchte, wir haben uns auf eine stürmische Reise gefaßt zu machen," beginnt unser Freund, — als die Dame plötzlich einen Schrei ausstößt und ohnmächtig in die Arme der zu ihrer Bedienung anwesenden Stewardeß sinkt.

Herr Tirlby wird inzwischen roth, — blaß, — blaß, — roth und zittert an allen Gliedern des Körpers.

„Bringen Sie Wasser, — Wasser!" ruft er im nächsten Augenblicke, „Wasser, erschrecken Sie nicht, es ist nur die Ueberraschung, — das plötzliche, — lassen Sie mich machen!"

Er feuchtet sein Taschentuch an und hält es ihr an die Stirne, während die Stewardeß nach ihrem Riechfläschchen läuft. Ihre gemeinsamen Bemühungen bringen endlich die Dame nach etwa 5 Minuten wieder in's Leben zurück. Sie blickt umher, wie aus schweren Träumen erwacht.

„Lassen Sie uns allein!" sagte unser Freund.

„Und — und kennen Sie denn die Dame?" fragt die Stewardeß und blickt die Letztere rathlos an.

„Lassen Sie uns nur allein, ich fühle mich jetzt ganz wieder hergestellt."

(Fortsetzung folgt.)

Auf dem Meere.

(Fortsetzung.)

Das Wetter war herrlich, die Reise ging rasch von Statten und Kapitän Rigobert glaubte niemals angenehmere Gesellschaft gehabt zu haben. Er hatte das junge Ehepaar jeden Tag in seiner Kajüte zum Mittagessen, und es belustigte ihn, es zu beobachten.

Wenn die Mahlzeit, die oft nur aus gedörrten Fischen und Schiffszwieback bestand, beendet war, pflegte das junge Paar dazusitzen, Eines in den Anblick des Andern vertieft, als ob sie sich zum ersten Male sähen.

Rigobert neckte sie dann und sie lachten zuletzt mit ihm. Sie waren gutes Muthes und mit Allem zufrieden; sie liebten sich so sehr. Sie hatten Nichts als die gewöhnliche Schiffskost, oft kärglich genug in jenen Tagen, höchstens zuweilen ein halbes Glas Wein, das der Kapitän ihnen reichte.

Hängematten dienten ihnen Nachts zur Lagerstätte; und ihre ganze Aussicht für die Zukunft war ein mühseliges Leben in der Verbannung, unter einem mörderischen Himmelsstrich.

Rigobert wußte nicht, warum der junge Mann zur Deportation verurtheilt worden, auch fragte er nicht. Es fiel ihm auch gar nicht ein, daß Adrien St. Aignan eine schwere Schuld haben könne, und ein Forschen darnach hätte den Anschein gehabt, als setze er eine solche bei ihm voraus.

Ehe ein Monat vergangen, betrachtete Rigobert die beiden jungen Leute als seine Kinder. Jeden Morgen rief er sie in seine Kajüte.

Adrien beschäftigte sich meistens mit Schreiben, auch half er dem Kapitän in dessen Rechnungen und verstand dies bald besser, als Jener. Die junge Frau saß auf einem der kleinen Stühle und nähte.

Eines Tages, als die drei so bei einander waren, sagte Rigobert:

„Wißt Ihr, Kinder, daß wir hier eine ganz hübsche Familiengruppe bilden? Und daß mir schon allerlei dabei eingefallen ist? Merkt's Euch, ein für allemal, ich will Nichts ausfragen, aber ich denke, es könnte wohl seyn, daß Ihr nicht überflüssig viel Geld habt, und gewiß ist es, daß Ihr Beide viel zu jung und fein seyd, um unter der brennenden Sonne von Cayenne zu graben und zu arbeiten, wie mancher arme Teufel von Deportirte vor Euch. Es ist ein böses Land, — ein böses Land, — mein Wort darauf. Ich, dem Wind und Wetter die Haut wie die eines Krokodils gehärtet haben, ich könnte dort schon leben, vergnügt wie ein Graf! Also, wenn Ihr denn zufällig ein bischen Freundschaft für den alten Kapitän hegen solltet, so will ich Euch sagen, was ich thun will. Ich will die alte Brigg da mir so schnell als möglich vom Halse schaffen und will mich dort bei Euch niederlassen, wenn's Euch recht ist. Ich habe keine lebende Seele auf der Welt, um die ich mich zu kümmern brauche, oder die sich um mich kümmert. Mir fehlen Verwandte, Heimath, Familie. Ich sehne mich darnach. Ich möchte in Euch eine Familie, eine Heimath finden. Ich könnte Euch in vieler Art nützlich seyn, — ich habe da in der alten Kiste ein ganz hübsches erspartes Sümmchen, damit könnten wir uns schon durchhelfen; und wenn der alte Bursche einmal unter dem Rasen wäre, so gehörte Euch Alles. Nun, was sagt Ihr?"

Die jungen Gatten schwiegen und sahen einander an, und dann den Kapitän und dann wieder einander, als ob sie zweifelten, recht gehört zu haben. Dann flog die junge Frau, wie sie es oft that, gleich einem zarten Vögelein auf ihren Mann zu, schlang ihre Arme um seinen Hals und setzte sich auf sein Knie, erröthend und stammelnd wie ein Kind.

Er umschloß sie fest; bleicher noch als gewöhnlich und mit Thränen in den Augen, reichte er stumm dem Kapitän die Hand hin.

Sie aber fuhr fort, ihm leise zuzuflüstern, während ihr blondes, weiches Haar, das nach der damaligen Mode in langen, losen Locken herabhing, ihm über Brust und Schultern fiel. Es war als ob eine Goldfluth ihn einhüllte.

So sprachen sie lange leise mit einander, er küßte sie auf die Stirn und sie fing zuletzt zu weinen an.

Rigobert wurde ungeduldig und rief dazwischen: „Nun, was bedeutet das Alles? Könnt Ihr mit Eurem Entschluß nicht fertig werden?"

„Aber, — aber, Kapitän," sagte Adrien endlich, „Sie sind zu gut, — Sie können sich doch nicht einem — Deportirten anschließen."

Und er blickte zu Boden.

„Kann nicht!“ rief der Kapitän, „und warum nicht? Ich weiß nicht, was Ihr begangen habt, um deportirt zu werden, und ich kümmere mich nicht darum. Ihr könnt es mir eines Tages sagen, oder auch nicht, gerade wie Ihr wollt. Ihr seht nicht aus wie Einer, der eine schwere Last auf dem Gewissen hat, — ich möchte, daß Jeder in der Welt so wenig zu verantworten hätte, als Ihr. Das ist es, was ich denke. Kommt, kommt, arme junge Geschöpfe, faßt Muth, und laßt uns einander recht verstehen. So lange Ihr meine Gefangenen seyd, dürft Ihr keine Begünstigung von mir erwarten, und wenn Ihr versuchen wolltet, mir davon zu fliegen, so würde ich Euch die Flügel stutzen wie zwei Turteltauben, die Ihr seyd. Aber laßt mich nur erst die Epauletten abgeworfen haben, dann kenne ich weder Admiral, noch Direktorium mehr, dann bin ich wieder ein Mensch und mein eigener Herr.“

„Aber,“ sagte der junge Mann, sein braunes, leichtgepudertes Haar schüttelnd, „ich fürchte, es möchte nachtheilig, sogar gefährlich für Sie seyn, Ihr Interesse an uns an den Tag zu legen. Wir Beide lachen, wir sind jung und sorglos, wir sehen glücklich aus, weil wir uns lieben; — aber ich gestehe, daß mir auch in manchen Augenblicken schwer zu Muthe ist, wenn ich an die Zukunft denke und was aus meiner armen Laura werden wird.“

Er drückte den Kopf der jungen Frau an seine Brust und fuhr fort:

„Das war es, was ich sagen sollte, mein liebes Kind, nicht wahr? Das hast Du auch sagen wollen?“

Rigobert empfand einen Druck in der Kehle und es flimmerte ihm vor den Augen. Er mußte zu der Pfeife die Zuflucht nehmen.

„Nun, nun,“ sagte er, „das werden wir Alles sehen. Und wenn die Pfeife Madame belästigt, so laßt sie für eine Weile sich entfernen.“

Sie stand auf, ihr hübsches Gesicht war vom Weinen geröthet; sie zwang sich jedoch ruhiger zu werden und sagte mit heiterem Tone:

„Wie ist es aber mit dem Briefe? Keines von uns scheint daran zu denken.“

Ein sonderbarer Schauer überlief den Kapitän, als er diese Worte hörte, er fühlte wie Schmerz in jedem Haar seines Hauptes.

„Wahrhaftig,“ sprach er, „das hätte ich beinahe vergessen; das wäre eine schöne Geschichte gewesen, wenn wir schon den ersten Grad passirt hätten. Es wäre mir keine Wahl geblieben, als mich über Bord zu stürzen: denn Dienstpflicht über Alles. Wenn mir die ganze Sache nicht so geheimnißvoll aussähe. Gehorsam, pünktlicher, unbedingter Gehorsam, ist etwas Herrliches, — aber blind gehorchen, Sakrament!! — Pardon, Madame; aber es ist ein wahres Glück, daß ich an das Ungeheuer von Brief erinnert wurde.“

Rigobert ging sogleich an seine Seekarte, um zu sehen, wo sie waren. Er fand, daß es bis zum Oeffnen des Briefes wenigstens noch eine Woche Zeit hatte. Das war ein Trost, doch blieb ihm das Herz schwer, er konnte nicht sagen warum.

„Das Direktorium versteht keinen Spaß,“ dachte er, „und wenn die junge Frau nicht daran gedacht hätte, so hätte ich am Ende Alles vergessen.“

Die Drei standen indeß und sahen zu dem Briefe auf, als ob er zu ihnen geredet hätte.

Die Sonne schien gerade voll auf die Stelle, wo er hing; und die drei großen rothen Siegel brannten wie Kohlen. Dem guten Kapitän schien es, als habe er ein Ungeheuer vor Augen, das ihn aus Flammen angrinzte; ihm sah das Ding gräßlich aus!

„Sollte man nicht meinen,“ sagte er und zwang sich zum Lachen, „daß die Siegel uns wie Augen aus einem Kopfe ansähen?“

„Ach, mein Adrien,“ fiel Laura ein, „mir sehen Sie wie Blut aus!“

„Kleine Thörin,“ schalt ihr Mann schmeichelnd, „mir erscheint das Ganze eher wie eine Einladung zur Hochzeit. Aber lassen wir jetzt den Brief in Ruhe, es ist Schlafenszeit.“

Und das junge Paar ging in seine Kajüte und ließ Rigobert mit dem Ungethüm von Brief allein.

Er rauchte seine Abendpfeife, konnte aber den Blick nicht von den Siegeln wenden; wie Schlangenaugen schienen sie ihn zu fesseln. Er konnte den Anblick nicht länger ertragen, fast zornig hing er seinen Ueberrock darauf und ging, ohne sich umzusehen, auf's Verdeck.

Der Marat befand sich in der Gegend der Inseln des grünen Vorgebirges, er segelte mit frischem Winde zehn Meilen die Stunde.

Es war eine herrliche, tropische Nacht. Hell und groß funkelten die Sterne, der Mond stieg wie eine silberne Sonne am Horizonte auf und warf einen langen, schimmernden Lichtstreif auf die Wellen, die wie mit Diamanten besät erschienen, und schweigend stahl sich der Schatten des Schiffes über die Wasserfläche.

(Fortsetzung folgt.)

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 35. Sonntag, 23. März **1862.**

Eingesperrt.

(Fortsetzung.)

Die Stewardeß verließ die Kajüte und die beiden Reisenden blickten einander in stummem Erstaunen an.

„Heiliger Gott, Marie, bist Du es wirklich?" ruft endlich Tirlby.

„Es ist nicht möglich, daß Du es bist," entgegnete sie mit leiser, bebender Stimme.

„Befindest Du Dich jetzt besser?" fragt er, „soll ich Dir noch irgend etwas holen?"

„Nichts, gar nichts! Ich danke Dir, wenn Du es bist." —

„Ist es nicht wie ein Traum, daß wir nach 10 Jahren auf diesem Schiffe zusammentreffen müssen! Welch' ein wunderbarer Zufall!"

„Zufall?" fragt die Dame mit einem langen Blicke.

„Zufall, natürlich, ein höchst wunderbarer Zufall, der —"

„Und Du hättest wirklich nicht gewußt, daß ich mit diesem Schiffe —?"

„Wie wäre das möglich gewesen, da ich erst vorige Woche in Southampton ankam. Ich traf keinen meiner Bekannten in London, und bin daher jetzt auf der Reise nach Dublin, um Vincey Maguire einen Besuch abzustatten. Wie mährchenhaft wunderbar, daß Mann und Frau sich nach zehnjähriger Trennung in der Kajüte eines — Willst Du fort, Marie?"

Die Dame hatte sich von ihrem Sitze erhoben.

„Ich sehe keine Veranlassung zum Bleiben," sagte sie ruhig.

„Wenn es Dir unangenehm ist, dieselbe Luft mit mir zu athmen, so ziehe ich mich zurück," erwiederte ihr Gemahl. „Meinetwegen sollst Du die Gemüthlichkeit dieser Kajüte nicht opfern. Ich gehe auf's Deck."

Die Dame blickte nach dem Skylight über ihr, auf welches der Regen in furchtbaren Strömen niederstürzte.

„Unmöglich, eine Nacht wie diese auf dem Deck zu verbringen," sagte sie in etwas theilnehmenderem Tone.

„Dank Dir für dies Wort, Marie!"

„Du mißverstehst mich," unterbricht sie ihn schnell, „ich —".

„Wie unfreundlich von Dir, mich über dies Mißverständniß aufklären zu wollen," fällt er ihr in's Wort. „Da wir aber einmal auf so wunderbare, unerwartete Weise zusammentreffen, so thun wir es doch hoffentlich wenigstens nicht als Feinde."

„Als Feinde? O nein!" lächelt die Dame.

„Nimm einmal einen Vorschlag, einen Rath von mir an. Du warst beim Thee, als ich hereintrat; laß Dich durch mich nicht stören. Es wird Dir wohlthun. Oder," — ihm kommt ein neuer glänzender Einfall, — „wie wär's, wenn wir zusammen Thee tränken?"

„Zusammen?" gibt die Dame erstaunt zurück.

„O, werde nur nicht gleich bange," sagt ihr Mann schnell. „Du bezahlst für Deine Portion und ich für die meinige, auch soll Jeder sein eigenes Theebrett haben. Wir richten uns das auf die allerplatonischste Weise von der Welt ein."

Wie ungestüm ihr Herz auch klopft, die Dame kann ein Lächeln nicht unterdrücken, welches ihr Gatte sich sofort dadurch zu Nutze macht, daß er sich Thee bestellt.

Dieser war gebracht, und Freund Tirlby postirt sich damit seiner Frau gegenüber an den Tisch.

Herr und Madame Tirlby haben sich im Jahre 1846 verheirathet.

Fräulein Harbronç war eine Schönheit von Ruf und Franz Tirlby ein lebenslustiger Junggeselle. Die Flitterwochen nebst den folgenden drei oder vier Monaten erster ehelicher Glückseligkeit verlebte man in der Fremde unter großartigen Ruinen und halb verfallenen Säulengängen, unter südlichem Himmel, und kehrte dann zu den stürmischen Sommern, den

milden, schmutzigen Wintern und den sorgfältig geheim gehaltenen häuslichen Donnerwettern von Altengland zurück.

Ein Jahr verging, und Herr Tirlby wurde, Dank dem Umgange seiner Freunde und dem Verkehr in altgewohnten Lokalitäten, ganz und gar ein Gatte nach dem gewöhnlichen Zuschnitt, interessirte sich vor Allem für seine Tischgesellschaften in Greenwich und die verschiedenen Clubbs, denen er angehörte, und benutzte nur die Gesellschaften, die er selbst dann und wann im eigenen Hause veranstaltete, durch seine Lebhaftigkeit und Witz zu glänzen, während er in häuslicher Einsamkeit seiner Frau gegenüber stets in tiefe Betrachtungen versunken schien.

Madame Tirlby wurde endlich unwillig über das kühle Benehmen ihres Gatten gegen sie, und er seinerseits wiederum ärgerlich über ihren Unwillen.

Beide waren die einzigen Kinder ihrer Eltern gewesen. Keines wollte nachgeben. Beide besaßen die Gabe des Sarkasmus im hohen Grade und benutzten sie rücksichtslos. Sie erdolchten gegenseitig ihr Glück mit Epigrammen und schossen ihre Häuslichkeit mit dem Geschütz bitterer Worte in den Grund.

Monate verstrichen unter fürchterlichen Stürmen und kurzen gewitterschwülen Pausen. Eine kleine unschuldige Courmacherei.

Madame Tirlby war eifersüchtig. Sie verließ das Haus und die beiden Gatten kamen bald darauf überein, sich zu trennen.

Herr Tirlby fand jetzt seine Häuslichkeit öde und einsam und beschloß, sich ein Feld der Thätigkeit zu suchen. Er trat in den Civildienst der ostindischen Kompagnie und verließ sein Vaterland.

Jahre waren inzwischen verstrichen und er zurückgekehrt, und als er jetzt auf das einst so geliebte Weib blickte, mit dem er so wunderbar wieder zusammengetroffen, da wurde es ihm, als müsse er die Liebesbewerbungen längst vergangener Jahre noch einmal beginnen.

Der lange Zeitraum ihrer Trennung war vergessen; denn sie saß vor ihm, und alle Reize ihres Wesens, die ihn einst so beglückt, waren ihr treu geblieben.

Es war, als wollte ihm das Herz zerschmelzen, wie sein Auge im flackernden Licht der von den starken Bewegungen des Schiffes unruhig schaukelnden Kajütenlampe die einzelnen, ihm so wohl bekannten Züge ihres schönen Gesichts verfolgte und wiederfand.

Madame Tirlby sitzt, die Augen auf die unruhig bewegte See geheftet, ruhig und groß, in stummer Majestät da. Ihr Gemahl lehnt den Arm auf den Tisch und läßt den Kopf in die Hand sinken.

„Auf mein Wort, Marie," sagt er endlich, „Du bist jetzt schöner wie jemals!"

Ein Strahl der Freude fliegt über ihr Antlitz. Zwar macht sie einen desperaten Versuch, den früheren marmorkalten Gesichtsausdruck wieder zu gewinnen, doch kann sie ein leichtes Lächeln nicht unterdrücken.

Sie weiß ja, daß sie schön ist und daß ihr Mann wirklich so gesprochen hat, wie er denkt.

(Fortsetzung folgt.)

Auf dem Meere.

(Fortsetzung.)

Rigobert liebte Ruhe und Ordnung. Die Lichter hätten zu dieser Stunde schon sämmtlich ausgelöscht seyn sollen. Als er das Verdeck entlang blickte, sah er einen schwachen, röthlichen Lichtschimmer gerade unter seinen Füßen.

Zu anderer Zeit und an anderm Orte würde ihn dies böse gemacht haben, da er aber wußte, daß die Helle aus der Kajüte seiner Deportirten kam, so blieb er ruhig und wollte doch sehen, was sie machten. Er brauchte nur hinunterzusehen. Die Glasbedachung der Kajüte war dicht vor ihm.

Laura lag auf den Knieen und betete. Eine von der Decke hängende Lampe beleuchtete den Raum. Das junge Mädchen, — Frau konnte man sie kaum nennen, — war in ein langes, weißes Nachtkleid gehüllt; ihr goldenschimmerndes Haar floß über ihre Schultern und berührte fast ihre zwei kleinen nackten Füße, die unter dem weißen Gewande hervorsahen. Sie war so schön, — fast schämte sich Rigobert, sie zu belauschen; aber, ein alter Soldat, was thats! Und so blieb er.

Adrien saß auf einem kleinen Koffer, den Kopf in die Hände gestützt, und blickte auf die Betende. Ihr Antlitz war aufwärts gerichtet und ihre großen blauen Augen schwammen in Thränen. Sie sah einer Magdalena gleich, aber einer Magdalena ohne Sünde. Er nahm das Ende ihres langen Haares und preßte es schweigend an die Lippen.

Als sie ihr Gebet beendet, machte sie das Zeichen des Kreuzes und lächelte so lieblich, wie ein Engel des Himmels. Auch er bekreuzte sich, aber halb beschämt, denn es war etwas Seltenes für einen Mann in jenen Tagen. Dann als sie aufgestanden war, küßte er sie, hob sie in seinen Armen auf und legte sie in ihre Hängematte, wie eine Wärterin ein kleines Kind in die Wiege legt.

Es war sehr heiß und die schaukelnde Bewegung der Hängematte schien ihr gut zu thun. Da lag sie eingewickelt in ihr langes Gewand, die kleinen Füße gekreuzt, hin- und hergeschaukelt und sich in den Schlaf lächelnd, wie ein rosiges, unschuldiges

Kind. Endlich schon mit halbgeschlossenen Augen sprach sie:

„Bist Du nicht schläfrig? An was denkst Du? Warum sitzest Du noch da, mein Adrien?“

Er aber regte sich nicht und antwortete nicht. Die kleine Frau schien unruhig darüber, sie streckte ihren hübschen Kopf aus der Hängematte, wie ein Vogel aus dem Nest, und blickte mit halbgeöffneten Lippen nach ihm hin, als ob sie noch mehr sagen wollte, aber ihn zu stören fürchtete.

Da sagte er endlich:

„Meine liebe, liebe Laura, je näher wir unserem Bestimmungsorte kommen, desto banger wird mir zu Muthe, — ich weiß nicht warum; es ist mir, als ob diese Reise der glücklichste Theil unseres Lebens wäre.“

„So scheint es mir auch,“ sagte sie, „und ich wünsche, sie könnte ewig dauern.“

Er blickte mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Liebe und Andacht zu ihr auf und rief:

„Und dennoch, mein Engel, mußt Du weinen, wenn Du Dein Abendgebet sagst, und das geht mir zu Herzen, — denn ich weiß, an was Du denkst, — und ich fürchte, Du mußt es bereuen, was Du gethan hast. —“

„Bereuen!“ fiel sie ihm in's Wort, „bereuen, Dich begleitet zu haben! Wie! Denkst Du, daß, weil ich Dir erst eine so kurze Zeit angehöre, ich Dich nicht liebte? Bin ich nicht Deine Frau? Und hat eine Frau keine Pflichten, weil sie erst siebzehn Jahre alt ist? Macht die Jugend einen Unterschied darin? Sagte nicht meine Mutter, sagten nicht meine Schwestern, daß ich Dich nach Guiana begleiten sollte? Und sahen sie etwas so Wunderbares darin? Ich wundere mich nur, daß Du so viel daran denkst, Adrien; es ist ja so natürlich, daß ich mit Dir gegangen bin. Wie kann es Dir leid thun, daß ich bei Dir bin, — mit Dir zu leben, wenn Du lebst, mit Dir zu sterben, wenn Du stirbst?“

Sie sagte dies so sanft, so innig und liebend, daß ihre Stimme wie die süßeste Musik erklang, die Rigobert in seinem Leben gehört zu haben glaubte. „Du gutes kleines Wesen,“ sprach er bei sich selbst.

Adrien seufzte und fing an, ungeduldig auf- und abzugehen. Dabei küßte er wiederholt die kleine Hand und den zarten Arm, die sich aus der Hängematte nach ihm hinstreckte.

„Ach, Laura, meine Laura! wenn ich denke, daß, wenn unsere Heirath nur vier Tage, — nur vier Tage lang aufgeschoben worden, — daß ich dann verhaftet und allein deportirt worden wäre, — ich kann es mir nicht vergeben!“

Als der junge Mann dies so verzweifelt sagte, lehnte Laura sich weiter hinaus, schlang beide Arme um seinen Kopf und drückte seine Stirne, sein Haar, seine Augen an ihre Lippen, lächelnd und süße Schmeichelworte flüsternd. Dann schloß sie ihm mit ihren zarten Fingern den Mund, trocknete mit ihrem langen Haar seine thränenfeuchten Augen und sprach tröstend:

„Ist es aber nicht viel besser, daß Du die kleine Frau bei Dir hast? Ich gehe auch sehr gerne nach Cayenne, ich freue mich, die Wilden zu sehen und Kokusnußbäume zu haben, wie Paul und Virginie. Jedes von uns soll einen pflegen, und ihn begießen, und sehen, welcher am schnellsten wächst. Und dann werden wir uns eine kleine Hütte bauen, und ich werde Tag und Nacht für Dich arbeiten, Du sollst es recht gut haben; Du weißt gar nicht, wie stark ich bin, ich könnte Dich fast mit meinen Armen vom Boden aufheben. Du mußt mich nicht auslachen. Ich bin geschickt in vielen Dingen, ich kann schön sticken, und es wird doch eine Stadt dort seyn, in der man Stickereien braucht; ich kann auch Musik- und Zeichenstunden geben, und wenn die Leute dort lesen können, so mußt Du Bücher schreiben.“

Bei diesen Worten fuhr es wie ein stechender Schmerz über des jungen Mannes Antlitz, und er rief in verzweifeltem Tone:

„Schreiben! Schreiben! Warum schrieb ich je? Was hatte ich mit Schreiben zu thun? Schreiben? Es ist der Beruf eines Thoren, — ich glaubte an die Freiheit der Presse, war ich wahnsinnig? Und weßhalb schrieb ich? Um ein halbdutzend Alltagsideen zu veröffentlichen, gelesen von denen, die gleich mir denken, — in's Feuer geworfen von den übrigen; — von keinem andern Zweck auf Erden, als mir zu schaden. — Mir! Das ist von wenig Bedeutung, — aber Du, mein Engel, meine süße, liebe, schöne Laura, mein Weib von vier Tagen, — was hast Du gethan? Sage mir, wie konnte ich den Muth haben, Dich mit mir gehen zu lassen! Wie konnte ich es dulden? Du weißt nicht einmal, armes Wesen, wohin wir gehen. Weißt Du, unglückliches Kind, daß Du sechzehnhundert Meilen von Deiner Mutter und Deinen Schwestern entfernt seyn wirst? Und Alles um meinetwillen, — um meinetwillen!“

Einen Augenblick lang barg sie ihren Kopf in das Kissen; sie mochte weinen und wollte es ihn nicht sehen lassen; dann aber blickte sie gleich auf und lächelte, um ihn aufzuheitern und sprach:

„Wir sind ja aber so reich! Sieh!“ und sie brach in Lachen aus, „sieh' meine Börse! Mein ganzer irdischer Reichthum, — ein Louisd'or, ein einziger, — welcher Schatz!“

Auch er fing an zu lachen.

„Wahrhaftig!“ sagte er, „und ich gab meinen letzten Thaler dem Burschen, der Dein Gepäck an Bord trug.“

„Immerhin!“ rief sie, mit ihren weißen Fingern, als wie mit Kastagnetten Schnippchen schlagend, „was thut's? Niemand ist so lustig, als die, welche Nichts besitzen. Ueberdies habe ich auch die zwei Diamantringe, die meine Mutter mir gab, sie sind überall Etwas werth und wir können sie in der ganzen Welt verkaufen. Ich bin auch überzeugt, daß der brave Kapitän es gut mit uns meint, ich vermuthe sogar, er weiß ganz gut, was in dem Briefe steht. Was gilt's, — es ist eine Empfehlung an den Gouverneur von Cayenne.“

„Vielleicht,“ sagte er, „wer weiß?“

„Ganz gewiß ist es so,“ fuhr die kleine Frau fort. „Du bist ja so gut, die Regierung hat Dich nur für eine kurze Zeit verbannt, sie können keinen andauernden Groll gegen Dich hegen.“

Der hoffnungsvolle Muth des jungen Wesens wirkte ansteckend. Dem Lauscher oben auf dem Verdeck schien die Sache auf einmal ganz wahrscheinlich, sie mußte Recht haben, sie hatte ihn ja den „braven“ Kapitän genannt! Aber es war denn jetzt doch Zeit, das Licht auszulöschen; er klopfte daher mit dem Fuße auf's Verdeck und rief:

„Holla! junges Volk! Feuer und Licht aus, — löscht die Lampe, wenn's beliebt!“

Sie gehorchten, fuhren aber fort zu plaudern und zu lachen, wie zwei Schulkameraden, während Rigobert noch auf dem Verdeck auf und ab ging. Alle Sterne der Tropen waren auf ihrem Posten, groß wie Monde der nördlichen Zonen funkelten sie herab, sanft wehte die Luft. Wie ruhig und schön war Alles in jener Nacht!

Rigobert bestärkte sich immer mehr in dem Glauben, daß die liebe, kleine Frau recht gerathen haben mochte. Es war so wahrscheinlich, daß Einer der Fünfe des Direktoriums sich die Sache zweimal überlegt und den jungen Burschen ihm empfohlen hatte, — er begriff zwar nicht recht warum, — aber er hatte ja nie über ihre Staatsaffairen nachgegrübelt; — kurz, der Kapitän war unsäglich froh bei dem Gedanken, daß Alles noch recht gut gehen könne.

Er ging demnach in seine Kajüte, hing den Ueberrock vom Nagel und sah sich den Brief wieder an. Er kam ihm jetzt ganz anders vor, die Schriftzüge schienen zu lächeln, die Siegel glichen Rosen; der Kapitän nickte ihm unwillkürlich freundlich zu.

Dennoch hing er wieder den Rock darüber. Die alte Furcht konnte ihm ja sonst wiederkehren.

So gingen einige Tage vorüber und scheinbar dachte Niemand an die Sache, die Drei waren heiter und hoffnungsvoll. Als aber die Brigg sich der Aequatorlinie näherte, fühlten die Betheiligten doch abermals einige Unruhe.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

In Genf hat sich eine Gesellschaft gebildet, um mittelst Lokomotiven auf gewöhnlichen Landstraßen den Transport von Wagen und Waaren zu übernehmen. Die Regierung hat die Erlaubniß zu einem Versuche gegeben und wird die erste Fahrt demnächst von Carouge nach Dhanoy stattfinden.

Während italienische oder französische Sänger, wenn sie in Deutschland auftreten, selten oder niemals ihre väterlichen Namen verstümmeln, bekunden deutsche im Auslande in diesem Punkte wenig Nationalgefühl. So sind denn auch jetzt in Paris die Wienerinnen Schmidl und Bärtl als Signora Fabrini und Signora Bertelli erschienen.

A—a!

Du freundlich klarer Stern des Lichts,
So unnahbar!
Und doch der Pol, nach dem ich steur'
Unwandelbar. —
O sag'! warum verbirgt sich mir
Dein klarer Schein?
„Ist doch für immer dir geweih't
Mein ganzes Seyn!
Vertrauend richt' ich meinen Lauf
Nach dir allein.“ —
Weh mir! wenn mich bisher betrog
Ein falscher Schein:
Zu weit schon folgte ich und kann
Nicht mehr zurück!
Verlor für immer meine Ruh',
Mein Lebensglück. —
Doch fest vertrau' ich dir: „Mich täuscht
Kein falscher Wahn!
Du! trauter Stern in dunkler Nacht,
Zeigst mir die Bahn!“ — —

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 36. Dienstag, 25. März 1862.

Eingesperrt.

(Fortsetzung.)

„Du hast natürlich eine Dienerin bei Dir, nicht wahr, Marie?" fragte der Gemahl nach einer kurzen Pause der Verlegenheit.

„Nein," entgegnete sie.

„Nein? wie kommt das?"

„Harriet hat das Meer niemals gesehen und wollte ihm daher ihre kostbare Person nicht anvertrauen. Sie behauptete, wir würden sicher ertrinken, und so mußte ich mich denn wohl allein auf die Reise machen."

„Wie wunderbar, daß nur wir Beide und gar keine fremden Kajütenpassagiere auf dem Schiffe seyn müssen," meint Herr Tirlby.

„Wir sind ja einander fremd," entgegnet seine Gattin, und wieder fliegt ein leichtes Lächeln über ihre Züge.

„Gewiß sind wir das, — das heißt, für den Augenblick noch."

„Und beabsichtigen, es zu bleiben!"

Madame Tirlby sieht die Augen ihres Mannes mit dem Ausdruck lebhafter Spannung auf die ihrigen geheftet.

Ihr Mann sieht seinen Blick bemerkt und trinkt in der Verlegenheit eine ganze Tasse heißen Thee auf einmal aus.

„Seit Jahren, ich kann wohl sagen, seit zehn Jahren hat mir kein Thee so schön geschmeckt, wie dieser," sagt er, indem er die leere Tasse niedersetzt: „Wirst Du es nicht unbescheiden finden, wenn ich Dich frage, welchen Zweck Deine Reise nach Irland hat?"

Madame Tirlby gießt sich gemächlich eine Tasse Thee ein. „Ich beabsichtige ein paar Monate bei — oh, oh weh!" Sie stößt einen Schmerzensschrei aus. Ihr Mann springt erschrocken in die Höhe.

„Um Gottes willen, was ist es?"

„Ich habe mir die Hand verbrannt," und sie preßt die Lippen auf die verwundete Stelle.

„Laß doch sehen," bittet unser Freund und streckt seine Hand nach der ihrigen aus.

„Danke, nein," erwiederte sie hastig und zieht ihre Hand zurück; „ich gab meine Hand schon einmal fort und mußte sie noch verletzter zurückziehen. Ein gebranntes Kind scheut das Feuer!"

Tirlby's Gesicht färbt sich hochroth und seine Gattin empfindet das traurige Vergnügen des Sieges.

„Versuch' es einmal mit etwas trockener Seife, das ist das allerbeste Mittel für Brandwunden," sagte er. „Ich habe davon in meinem Reisesack."

„Du bist sehr gütig," antwortete seine Gattin, durch die ihr bewiesene Theilnahme nicht ganz ungerührt.

„Keine Rede davon, Marie; ich bin auf der Reise mit dergleichen Dingen jederzeit gehörig versehen."

Er öffnet seinen Reisesack und reibt etwas Seife auf ein weißes Taschentuch, um mit dem letzteren dann die verletzte Hand zu umwinden.

Bei dieser Operation blitzt ihm vom schneeigen Finger seiner Frau der Trauring entgegen, und er knüpft den Knoten über dem feinen Handgelenk unter einem leisen, ganz leisen Seufzer.

„Arme kleine Hand," schmeichelte er und beugt sein Gesicht darauf nieder.

„Ich danke, das genügt," sagte Madame Tirlby und steckte besagte Hand unter den Tisch.

„Kein Mittel so gut wie ein wenig geriebene trockene Seife."

„Nein," entgegnet die Dame mit ruhiger Würde.

„Wie das Schiff stößt! Du bist verwundet, darf ich Dich bedienen," bittet er.

„Du bist sehr galant," antwortet sie.

„War ich das nicht von jeher?" Und er nimmt seinen Sitz wieder ein.

„Von jeher," gibt die Gattin zurück, „nur nicht gegen mich."

„Meine geliebte Marie!"

„Entschuldige, Du vergissest Dich!"

„Durchaus nicht," beginnt der Gatte entschlossen auf's Neue. „Sag', Marie, wie kam es nur, daß wir Beide so unglücklich mit einander lebten?"

Das Schiff schaukelt und stampft lebhaft, während er spricht, und man hört auf dem Deck laute und eilige Befehle ertheilen. Der Wind heult und Regenströme rauschen gegen das Kajütenfenster über ihnen.

„Es ist ein Sturm im Anzug," bemerkt Tirlby.

„Ich befürchte es," antwortet seine Gattin.

„Aber beantworte meine Frage."

„Welche Frage?"

„Ich fragte," entgegnete er gereizt, „woher kam es, daß wir stets so unglücklich mit einander lebten?"

„Ich könnte Dich eben so gut fragen, weßhalb Du Dich stets so unliebenswürdig gegen mich benahmst?"

„Das ist so Deine alte Manier. Du beantwortest jede Frage durch eine neue. Das war es hauptsächlich, was mich stets so verdroß."

„Es pflegte Dich stets Alles und Jedes zu verdrießen, was ich that und sagte," unterbrach Madame Tirlby ihren Gatten mit schnippischer Kaltblütigkeit.

„Wenn es wirklich etwas Aergerliches war," verbesserte ihr Gemahl sie.

„Wenn es das Deiner Meinung nach war," gab die Gattin im Tone weiblicher Ueberlegenheit zurück.

„O, natürlich, ich war an Allem Schuld. Ich war ein Hallunke, ein Ausbund von Schlechtigkeit. Das sind die Ehemänner ja Alle."

„O nein, Gott bewahre! Die Schuld lag an mir. Ich war ja stets ein Zankteufel, eine böse Sieben. Das sind die Frauen ja Alle."

Freund Tirlby's Liebe zum Sarkasmus lief mit seinem bessern Selbst davon.

„Ach, jawohl meine Liebe, Du warst stets so gut, so fromm und hattest in allen Dingen so ganz und gar Recht. Ach, es war rührend, einen wie zarten Sinn für das Schickliche Du hattest, wie Du so ganz selbstvergessene Nachgiebigkeit, Demuth und Milde warst. Wie eine verfolgte Unschuld pflegtest Du die Augen zu Boden zu schlagen, als wolltest Du der Welt sagen: Seht hier, mein Ungethüm von Mann bricht mir das Herz; aber ich klage nicht. O nein, ich bin zu gut und fromm dazu. Er bringt mich um, und ich freue mich darüber; denn ich bin für diese Erde zu gut. Ich bin so engelgleich und so ergeben." Madame Tirlby zog die Brauen zusammen. Einen Augenblick schwankte sie, ob sie die Kajüte verlassen oder antworten sollte. Ihr Temperament siegte.

(Fortsetzung folgt.)

Auf dem Meere.

(Fortsetzung.)

Eines Morgens erwachte Pierre Rigobert früher als gewöhnlich; es war eine Veränderung vorgegangen, nicht die kleinste Bewegung des Schiffes war bemerklich. Ueberrascht sprang er auf.

Ein Grad nördlicher Breite. Zwischen siebenundzwanzig und achtundzwanzig Grad westlicher Länge.

Er ging auf's Verdeck, das Meer war spiegelglatt, träge hingen die Segel an den Masten. Todtenstille. Der Kapitän dachte an den Brief.

„Es ist noch bis Abend Zeit, ihn zu öffnen," meinte er bei sich.

Er wartete bis Abend. Er wartete, bis die Sonne sich in die Wellen tauchte. Dann konnte er nicht länger zögern.

Mit ärgerlicher Hast nahm er das gefürchtete Ding von der Wand und riß die Siegel auf. Das mittlere große, das ihn am meisten verdrossen, ging dabei in hundert Stücke.

Er las den Brief; — er rieb sich die Augen, er konnte nicht glauben, was er sah. Er las wieder und wieder, vorwärts und rückwärts.

Er traute seinen Sinnen nicht, der Boden wankte unter ihm. Er mußte sich niedersetzen, kalte Fieberschauer schüttelten seine Glieder, er rieb sich Gesicht und Hände mit Rum, — er verachtete sich wegen seiner Schwäche.

„Ein alter Soldat, alle Wetter!"

Endlich wurde es ihm etwas besser, er wagte sich auf's Verdeck.

Laura stand dort und sah so hübsch aus, daß Rigobert sich ihr nicht zu nähern wagte. Sie trug ein einfaches Kleid, die Aermel waren nach damaliger Sitte in die Höhe gefältelt und ließen die zarten Arme frei. Lang und schimmernd fielen die lichten Locken über ihre Schultern. Sie unterhielt sich damit, daß sie ein Seil in's Meer tauchte und mit diesem Büschel jenes tropischen Seegrases aufzufischen suchte, das Traubenbüscheln so ähnlich sieht und auf der Oberfläche der Wellen schwimmt.

„Trauben! Wer will Trauben?" rief sie dabei.

Ihr Gatte lehnte neben ihr, — er sah nicht in das Wasser, er sah auf sie mit unbeschreiblicher Zärtlichkeit.

Rigobert winkte ihm, näher zu ihm zu kommen; aber sie sah sich um, ließ das Seil fallen und faßte hastig seinen Arm.

„Geh' nicht zu ihm, sieh' wie bleich er ist!"

Die Worte klangen wie ein leiser Schrei.

Wohl war der arme Kapitän blaß!

Der junge Mann ging dennoch zu ihm hin, und sie lehnte in der Entfernung am Mast und blickte auf die Beiden.

Adrien und Rigobert gingen eine Weile schweigend auf und ab. Der Letztere wollte sprechen, aber die Worte blieben in der Kehle stecken.

Endlich ergriff er des jungen Mannes Arm.

„Wollt Ihr mir denn nicht sagen, was Ihr begangen habt? Soll ich niemals erfahren, womit Ihr diese spitzbübischen Zungendrescher beleidigt habt, die sich wie fünf Schattenbilder von Königen im Staat geberden? Sie scheinen verteufelt aufgebracht! Das ist eine schöne Geschichte!"

Adrien St. Aignan zuckte die Achseln und schüttelte den Kopf, — armer Bursche, — dann entgegnete er:

„Nichts Besonderes, Kapitän. Drei Kouplets auf das Direktorium, — Vaudevillekouplets, — nichts mehr und nichts weniger."

„Unmöglich!" rief Rigobert.

„Nichts mehr und nichts weniger, die Verse waren zudem schlecht genug. Ich wurde am 21sten Fruktidor verhaftet, nach La Force transportirt, am folgenden Tage verhört, zum Tode verurtheilt, und dann die Strafe gnädig in Deportation gemildert."

„Das ist sonderbar," sagte der Kapitän mit gepreßter Stimme. „Das Direktorium muß aus sehr mißtrauischen Herren zusammengesetzt seyn. Denn, wollt Ihr es glauben, — die Ordre, die ich da in der Hand halte, ist — ist — ist ein Befehl, daß Ihr, — daß Ihr erschossen werden sollt!!"

Adrien antwortete nicht, ausgenommen durch ein schwaches Lächeln.

Für einen jungen Mann von nur zweiundzwanzig Jahren behielt er wunderbar seine Fassung. Dann aber blickte er auf sein junges Weib und seine Augen dunkelten, und er wischte sich ein paar große Tropfen von der Stirn.

„Es scheint," fuhr Rigobert nach einer angstvollen Pause fort, „daß die guten Bürgerherrscher das Geschäft nicht bei sich abgemacht haben wollten. Sie dachten ohne Zweifel, es sey besser, es einige Meilen weit weg in's Reine zu bringen, etwas außer Gesichtsweite. Aber es ist ein häßlicher Anblick für das junge Kind da. Dennoch sehe ich kein Mittel. Das ist das Todesurtheil, gezeichnet, gegengezeichnet, gesiegelt, Alles in der Ordnung, Nichts vergessen."

Adrien verneigte sich höflich, und entfärbte sich nur ein ganz klein wenig.

„Ich begehre Nichts, Kapitän," sagte er mit dem ihm eigenthümlichen sanften Stimmlaut, „von keinem Manne kann man erwarten, daß er von seiner Pflicht abweiche. Ich wünsche nur noch meiner Laura einige Worte zu sagen, und Sie zu bitten, für sie Sorge zu tragen, falls sie mich überleben sollte; — aber ich denke kaum, daß sie es wird."

„Das Alles ist nur gerecht," entgegnete der Kapitän. „Armer, junger Mann, — wenn Ihr es wünscht, will ich sie nach Frankreich zurückgeleiten zu ihrer Familie, und sie nicht eher verlassen, als bis sie mich loswerden will. Aber es ist unnütz, davon zu prechen, — sie wird das nicht überleben, armes, kleines Ding!"

Der junge Mann ergriff Rigobert's Hände und drückte sie dankbar.

„Mein vortrefflicher Freund," sprach er, „ich sehe, daß Sie bei der Sache mehr leiden, als ich, — aber da ist keine Hilfe. Ich verlasse mich darauf, daß Sie meine geringe Hinterlassenschaft für mein unglückliches Weib aufbewahren und dafür sorgen werden, daß ihr der rechtmäßige Antheil an dem Besitzthum ihrer Mutter einst nicht verloren geht. Ich weiß, Sie werden ihr Leben, — ihre Ehre behüten und auf ihre Gesundheit Acht haben; sie ist," und er dämpfte noch mehr die Stimme, „ein zartes, kleines Wesen, ihre Brust ist oft leidend, sie muß immer warm gehalten werden, gut bedacht, — immer. Kurz, — Sie werden ihr Vater, Mutter, Alles seyn, ich weiß es, — und wenn sie die Diamantringe ihrer Mutter behalten könnte, so wäre es mir lieb; natürlich, wenn es an Geld fehlte, müssen sie verkauft werden. Meine arme Laura, — wie hübsch sie aussieht!"

Fast war es zu viel für den Kapitän, er konnte es kaum ertragen. Er hatte so leicht als möglich gesprochen, um den eigenen Muth aufrecht zu erhalten, aber dieser sank ihm mehr und mehr.

„Ein Wort ist so gut, als tausend," sagte er. „Wir verstehen einander, — geht zu ihr."

Adrien drückte Rigobert's Hand und sah ihn bedeutungsvoll an, dann fügte der Letztere hinzu:

„Noch einen Augenblick, — laßt mich Euch noch einen Rath geben. Sagt Nichts von Allem zu ihr. Wir wollen es unter uns abmachen, seyd ganz ruhig, das ist meine Sache. Es soll Alles auf's Beste eingerichtet werden."

„Oh!" sagte der Verurtheilte, — „Sie haben Recht, — ich begreife, es ist so besser. Ueberdies, das Abschiednehmen, — das Abschiednehmen!"

„Ja, ja," bestätigte der Kapitän, „geberdet Euch nicht wie ein Kind. Viel besser, viel besser, kein Abschiednehmen, wenn's möglich ist, sonst seyd Ihr verloren."

Noch ein Händedruck und Adrien ging zu seiner Frau.

Er bewahrte das Geheimniß. Etwa eine Viertelstunde lang gingen sie Arm in Arm auf und ab, und dann blieben sie noch eine Weile auf der Stelle, wo das Seil lag, mit dem sie das Seegras aufgefangen hatte. Einer der Schiffsjungen hatte es wieder heraufgebracht.

Es war ganz Nacht geworden.

Diesen Augenblick hatte Rigobert ausersehen. Aber dieser Augenblick verfolgte ihn sein ganzes ferneres Leben hindurch, er trug ihn immer mit sich, wie eine Flintenkugel, die man nicht aus der Wunde hatte entfernen können.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

(Kaffee als Wetterprophet.) Ein Herr Sauvageon in Valenca hat die Erscheinungen, die in einer Tasse Kaffee vorkommen, nachdem man sie gezuckert hat, langjährigen Beobachtungen unterzogen, aus denen er folgende Schlüsse mit Sicherheit ziehen zu können glaubt: „Wenn man den Zucker, ohne die Flüssigkeit umzurühren, sich ruhig auflösen läßt, so steigen bekanntlich Luftblasen an die Oberfläche der Flüssigkeit. Bilden diese nun eine schaumige im Centrum der Tasse verweilende Masse, so kann man bestimmt auf dauernd schönes Wetter rechnen; setzt sich im Gegentheil der Schaum ringförmig an den Rand des Gefäßes an, so stehen starke Regengüsse bevor; bleibt der Schaum zwischen Raum und Centrum, so wird das Wetter veränderlich; fließt er, ohne sich zu zertheilen, nach einem einzigen Punkte des Tassenrandes, so steht mäßiger Regen bevor. Ich habe diese Anzeichen regelmäßig mit denen des Barometers und Thermometers verglichen und sie erst, als ich der genauen Uebereinstimmung sicher war, der Oeffentlichkeit übergeben."

Eine entsetzliche That wurde dieser Tage, wie das „Vaterland" erzählt, auf der Eisenbahnstrecke zwischen Göding und Hullein (Oesterreich) verübt. Ein Mann, der sich in einem Waggon befand, ward während der Fahrt von Mitreisenden überfallen und seiner Baarschaft von 300 fl. beraubt. Die Räuber warfen den Mann hierauf durch ein Fenster zum Waggon heraus. Der Arme fiel so unglücklich, daß ihm beide Beine von dem Waggon förmlich abgeschnitten wurden. Der Verstümmelte schleppte sich bis zum nächsten Wächterhäuschen und befindet sich noch am Leben.

Vorige Woche starb in Wien ein reicher Privatmann, der über sein Vermögen in folgender Weise letztwillig verfügt hatte: „Zu meinem Universalerben ernenne ich dreißig arme Wiener patriotisch gesinnte Bürger, welche die Stadthauptmannschaft auszuwählen berechtigt ist." Man ist sehr begierig, wie die Behörde diesen letzten Willen ausführen wird, da bekanntlich die Polizei mitunter ganz eigenthümliche Begriffe von „Patriotismus" hat.

(Ein salomonisches Urtheil.) In den „Pesti Lapot" lesen wir, daß ein dortiger (Fünfkirchner) Bursche zwei Mädchen zu gleicher Zeit die Heirath versprochen hatte. Eine jede nahm ihre Zuflucht zur Polizei, und eine jede bewies die rechtmäßigen Ansprüche auf ihren Gatten durch sehr triftige Gründe und forderte im schlimmsten Falle Schadenersatz. Der Bursche behauptet, daß er eine Jede von Herzen lieb habe und es ihm einerlei sey, welche er zur Frau nehmen müsse; er könne aber der andern keinen Schadenersatz geben, da er kein Vermögen besitze. Endlich ward die Sache dahin geschlichtet, daß das Eine der Mädchen, das reicher war, der Anderen 300 fl. zahlte und im ungetheilten Besitze des Burschen blieb.

(Die Uebertreibung.) Der Gatte (kahlköpfig): „Ich ersuche Dich, liebe Marie, im vollen Ernste, mir nicht vorwerfen zu wollen, daß ich übertreibe, Ueber solche Reden stehen mir jedesmal die Haare zu Berge." Die Gattin: „Aber Fritz, Du übertreibst ja schon wieder!"

Die Gerüchte „von einer entsetzlichen That" auf der Eisenbahnstrecke zwischen Göding und Hullein, wornach ein Mann während der Fahrt von Mitreisenden beraubt und von den Räubern zum Waggon hinausgeworfen wurde, wo ihm beide Beine von den Rädern abgeschnitten wurden, reduziren sich auf die einfache Thatsache, daß ein zu einem Militärtransporte gehöriger Soldat zwischen Göding und Hullein durch das Waggonfenster, als er seine Nothdurft verrichten wollte, auf die Bahn herausfiel, unter die Räder kam und beide Füße verloren hat.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 37. Freitag, 28. März 1862.

Eingesperrt.

—

(Fortsetzung.)

„Sehr wahr, ganz natürlich! Du aber benahmst Dich dagegen ganz anders. Du warst, — der Welt gegenüber, — ganz Lächeln, Offenheit, Frohsinn und gute Laune, als wolltest Du ihr verkünden: Seht doch, welch' ein edler, schöner, offener, liebenswürdiger Charakter ich bin, und doch, — denkt nur, denkt, — ist mein Weib, mein böses Weib unglücklich an meiner Seite! — O Gott, sey gelobt! daß ich jetzt Deine Frau nicht mehr bin."

Das Schiff machte eine starke Bewegung und Madame Tirlby's Theetasse wird vom Tisch auf den Boden geschleudert, ohne zu zerbrechen.

„Na, Du brauchst nicht gerade so ganz außer Dich zu gerathen und die Theetasse vom Tisch zu schlagen. Wir sind hier nicht in unserem Hause, weißt Du."

„Ich habe die Tasse nicht vom Tisch geworfen," entgegnet sie aufgebracht.

„Doch, Du hast es gethan!"

„Das ist nicht wahr!"

„Ist doch wahr!"

„Ich habe es nicht gethan," sagte die Dame mit Emphase, trommelt mit der unbeschädigten Hand aufgeregt auf dem Tische umher und streicht bei dieser Gelegenheit auch die andere Tasse hinunter, die glücklich zu Scherben fällt.

Ihr Herr Gemahl sammelt mit größter Sorgfalt und Ruhe diese Scherben vom Boden auf und arrangirt sie der Reihe nach auf dem Tische vor ihrem Sitze.

„Da! vielleicht hast Du diese Tasse ebenfalls nicht zerbrochen."

Madame Tirlby's Gesicht ist nicht zu beschreiben. Es ist das Bild eines furchtbar schönen Gewittersturmes. Das ist Juno, wie sie mit Jupiter zürnt.

Freund Tirlby versucht einen Gang auf dem schwankenden Fußboden der Kajüte.

„Also die Jahre haben Dein trauriges Temperament nicht bessern können," sagte er endlich.

„Eben so wenig wie sie mich Deine schlechte Behandlung vergessen lehrten. Wahrhaftig, das könnten weder zehn Jahre, noch tausend!"

„Tausend Jahre noch. Du wirst dann ein ziemlich bemoostes Haupt seyn!"

„Du wohl auch," gab Madame Tirlby höhnisch zurück, „Du bist ja bereits über Vierzig!"

„Und wenn ich es bin," sprudelt ihr Gatte hervor, „so bist Du Fünfunddreißig und längst kein Backfisch mehr."

Das Schlimmste bei ehelichen Zänkereien ist, daß die beiden streitenden Partheien ihre gegenseitigen Schwächen so genau kennen.

„Herr Gott!" beginnt Madame nach kurzer Pause auf's Neue, „Du bist ja schon ein Kahlkopf geworden. Ah, wie ehrwürdig Dich das läßt."

Ihr armer Mann wird leichenblaß vor Aerger; denn er war von jeher ziemlich eitel. Er geht auf sie zu, um sie durch eine recht beißende Antwort gänzlich zu Boden zu schmettern.

Unglücklicherweise sieht er indessen, daß ihr Haar so voll und glänzend schwarz ist, wie je zuvor.

Madame erräth seine Absicht. „Armer, alter Mann!" seufzt sie spöttisch.

„Du weißt, Du galtest stets für eine Schönheit," höhnt Tirlby.

Madame erhebt sich von ihrem Sitze und macht einen tiefen Knix, als wollte sie sagen: „Ich weiß es sehr wohl!"

„Und für eben so schön als unglücklich," fährt ihr Gatte fort.

„Jedenfalls," erwiedert sie, „ist jene Madame —"

„Schweigen Sie, Madame," donnert Tirlby, „Sie haben den Namen dieser Dame schon zu häufig gemißbraucht und jetzt verbiete ich —"

„Sie verbieten!“ ruft Madame Tirlby. „Und bitte, wer sind Sie denn, daß Sie sich herausnehmen, mir zu befehlen? Weßhalb soll ich den Namen jenes Frauenzimmers, — bitte um Entschuldigung, — jener Dame nicht erwähnen? Wer will mich daran hindern? Doch wohl nicht ihr Liebhaber, mein Herr,“ (ihre Aufregung hat den höchsten Grad erreicht) „nachdem er aufgehört, mein Gatte zu seyn?“

„Beim Jupiter,“ sagte Tirlby, „ganz so wie es zu seyn pflegte. Aber Du hast Recht, wir sind ja getrennt.“

Und er faltet die Hände, senkt die Augen, beugt das Haupt über den Tisch und murmelt:

„Für diese und andere Wohlthaten, Herr, lehre mich wahrhaft dankbar zu seyn.“

Madame Tirlby reißt das Taschentuch von der verwundeten Hand und wirft es über den Tisch, die Krumen der Seife fallen in die Zuckerdose.

„Welch' edle Rache,“ fährt ihr Gemahl im Tragödentone fort, „welche Größe, welche Erhabenheit der Seele und welche glänzende Entgegnung! Bei meiner Ehre, eine erquickliche Zusammenkunft nach zehnjähriger Trennung. Draußen der Sturm, drinnen das Donnerwetter. Wer sollte darauf schwören, wir seyen Mann und Frau.“

„Ich bin nicht mehr Ihre Frau!“

„Sie sind es nicht mehr, Madame. Wie ich schon vorhin betete: Für diese und andere Wohlthaten —“

Die Dame sprang in die Höhe.

„Keine Beleidigung, mein Herr! Ich habe zehn Jahre lang in Frieden gelebt. Regen Sie keine Gefühle auf, die — die —“

„Die was?“ fragt ihr Mann.

Es beginnen sich bei der armen Madame Tirlby Spuren von den Folgen der heftigen Bewegungen des Schiffes einzustellen.

„Mir, — mir wird unwohl!“ stöhnt sie.

„Kommt von der Aufregung,“ antwortet ihr Gemahl unbekümmert.

„Nein, mein Herr, es kommt von der See, ich meine vom Thee. Ich werde mich zur Ruhe begeben. Wenn wir in Kingstown ankommen, können Sie Franky besuchen, und —“

„Franky? Wer ist Franky?“ fragt ihr Gatte.

Madame Tirlby sieht ihm voll in's Gesicht. „Ihr Sohn, mein Herr!“

Ein plötzliches Schwanken des Schiffes wirft Tirlby rücklings in einen Sessel. „Mein Sohn!“ wiederholt er, wie aus den Wolken gefallen.

(Fortsetzung folgt.)

Auf dem Meere.

(Schluß.)

Er fühlte eine unbeschreibliche Wuth in sich, er hätte die fünf Blutmenschen, die von Paris ihm geboten, auf fernem Meer ein Mörder zu werden, erdrosseln mögen. Er sah, wie Adrien vor seinem jungen Weibe niederkniete, wie er ihre Hände, ihre Füße, den Saum ihres Kleides küßte! — oh, es war entsetzlich. Konnte er die Liebenden trennen, so fürchterlich, plötzlich trennen, — für immer? Er konnte den Fünfen Trotz bieten, die Strafe auf sich nehmen, was lag an seinem Leben?

Aber die Ehre, der Diensteid, — Pflicht, — Gehorsam! —

„Bemannt ein Boot,“ befahl er einem Untergebenen, „und da wir doch Mörder seyn müssen, so setzt das kleine Wesen da hinein und rudert sie in die See. Wenn Ihr die Flintenschüsse gehört habt, könnt Ihr wiederkommen.“

Dienstpflicht und Ehre, — die diamantene Kette, welche des Staates Ordnung zusammenhält; aber Menschen mit menschlichen Herzen müssen ihre Glieder schlingen, sonst wird sie zum Henkersstrick.

Am vordern Theile der Brigg sprang eine Art Terrasse vor in's Meer, wie dies bei bedeutenderen Schiffen meistens der Fall ist, von dort aus wird der Hauptanker geworfen.

Wenn ein Mann erschossen werden soll, so stellt man ihn dorthin, daß er gleich in's Wasser fällt.

Das Boot, in welchem Laura fortgerudert werden sollte, hielt die gebräuchliche Zahl von sechs Mann; sie wurde so schnell und leicht hineingehoben, daß sie nicht einmal Zeit zu einem Wort oder Ausruf hatte.

So weit ging Alles recht. Aber es gibt solche Dummköpfe in der Welt. Der befehligende Offizier im Boot ließ dasselbe um das Vordertheil der Brigg rudern. Und dann, — der Kapitän hatte auf die Dunkelheit gerechnet, das Höllenwerk zuzudecken, aber er hatte in seiner Herzensangst vergessen, daß das gleichzeitige Feuer von zwölf Musketen Tageshelle verbreitet!

Und so sah, — so sah das arme junge Weib vom Boot aus ihren Gatten in's Wasser fallen!

Im Augenblick, als die Schüsse knatterten, fuhr sie mit der Hand nach der Stirn, als ob eine Kugel sie getroffen hätte; dann sank sie zurück, fiel aber nicht in Ohnmacht, schrie auch nicht auf, sprach auch kein Wort.

Sie wurde in's Schiff zurückgebracht, wie und wann man wollte.

Rigobert ging zu ihr und sprach ihr so gut zu, als er konnte; sie schien auch zu hören, denn sie

sah ihm unverwandt in's Gesicht. Dabei rieb sie immer ihre Stirn; — sie verstand Nichts von dem, was er sagte.

Die Stirn war dunkelroth, der übrige Theil des Gesichts aber todtenblaß. Sie zitterte an allen Gliedern, als ob sie sich vor Jedermann fürchtete.

Aus diesem Zustande kam sie nie wieder heraus. Sie verblieb in harmlosem Irrsinne.

Nie hörte man ein Wort von ihr, ausgenommen wenn sie über ihren Kopf klagte und bat, man möchte ihr die Kugel herausnehmen.

Pierre Rigobert war gleichfalls ein verwandeltes Wesen, nur in anderer Art. Sein Lebensmuth war gebrochen. Dienst, Ehre, Pflicht, Alles war ihm gleichgiltig geworden. Aber Etwas in seinem Innern sprach zu ihm:

„Behalte sie bei Dir bis an's Ende Deiner Tage und sorge für sie."

Und so that er es.

Er brachte die arme Blödsinnige nach Frankreich zurück und trug darauf an, ohne Rangverlust zur Landarmee übergehen zu dürfen. Dies wurde ihm bewilligt.

Er verabscheute hinfort das Meer, auf dem er unschuldiges Blut vergossen, — er konnte den Anblick des Meeres nicht mehr ertragen.

Dann suchte er Laura's Familie auf.

Ihre Mutter war gestorben; die Schwestern, als sie ihren Zustand sahen, erboten sich, sie im Hospital von Charenton unterzubringen.

Rigobert wandte ihnen den Rücken und behielt seinen Pflegling bei sich.

Er verschaffte sich ein kleines Wägelchen mit drei Reifen, über die ein schwarzes Wachstuch als Dach gespannt und das von einem Maulthier gezogen wurde.

Im Innern war ein weicher niedriger Sitz angebracht und der Boden warm mit Stroh bedeckt. In diesem Gefährt folgte Laura ihrem Beschützer überall. Sie galt für seine Tochter, und ihr trauriger Geisteszustand sicherte ihr von allen Seiten achtungsvolle Behandlung. Sie war immer sanft und folgsam, zuweilen nähte sie ein wenig oder spielte auf ihren Knieen mit sich selbst Domino, wobei ihre rechte und linke Hand als Partner galten.

Wenn es regnete, schloß Rigobert das Gefährt von allen Seiten, nachdem er sie warm eingehüllt und mit einigen Leckerbissen versehen hatte. Es war rührend zu sehen, wie er sich solche immer inmitten aller Wechselfälle des Krieges für seinen Schützling zu verschaffen wußte.

Sie machte im Gefolge der Armee alle Feldzüge unter Napoleon I. mit. Sie war unempfindlich gegen Wind und Kälte und niemals krank. Man sagt, Blödsinnige bleiben stets gesund. Vor Entbehrungen bewahrte sie ihr Pflegevater; wie knapp es ihm auch manchmal erging, er dachte nie daran, ihre Diamantringe zu verkaufen; sie zierten ihre schmalen Finger bei allen Kreuz- und Querzügen, und in ihren tiefblauen Augen, die in dem abgemagerten, todtblassen Antlitz ungewöhnlich groß erschienen, zuckte es manchmal wie ein schwacher Freudenstrahl, wenn sie auf die funkelnden Steine blickten.

So behütete Pierre Rigobert das eltern- und gattenverwaiste hilflose Wesen achtzehn Jahre lang! Er bereute es nie. Ihre Nähe richtete ihn auf, er hatte einen Lebenszweck. Er gedachte des armen Geopferten, dem er gelobt, sie nie zu verlassen. Er hatte sein Wort gehalten, er hielt es, bis der Tod des Tapfern ihn ereilte.

Er fiel bei Waterloo. Seine Kameraden ehrten sein Andenken, indem sie, so gut sie konnten, für seine Pflegetochter sorgten. Sie verschafften ihr Aufnahme im Hospital von Amiens; aber ihr stiller Irrsinn wandelte sich in Raserei und sie starb nach drei Tagen.

Kein Wunder, — sie hatte ihren Pflegevater verloren!

Mannigfaltiges.

Die letzte Nummer des Londoner „Punch" enthält ein sehr komisches Bildchen, das den praktischen Nutzen der Photographie denjenigen Geschäftsleuten klar macht, die bei Ablieferung der Waare oder Arbeit baar zu bezahlen für nicht „gentlemanlike" gehalten werden. Im Atelier eines Schneiders sehen wir, dem Kunden, der sich eben Maß nehmen läßt, verborgen, eine photographische Maschine, mit welcher der Kompagnon des Schneiders den — nicht ganz verläßlichen — Kunden photographisch abnimmt. So ist leicht dessen Identität hergestellt und der Schneider erhält bald ein nettes Album seiner anhänglichsten Freunde.

(Diebshumor.) Aus dem n. w. Böhmen theilt man der „P. M. P." folgendes Geschichtchen mit. In einer unserer Städte werden häufig Schweine und Gänse gestohlen. Einem Bürger stahl man in einer Nacht sämmtliche Gänse. Am Morgen des nächsten Tages stand ein gestohlener Gänserich, der Federn beraubt, vor der Thüre eines Bürgers mit einem Zettel am Halse. Auf sein Geschrei ließ man ihn in's Haus, welches ein ihm wohlbekanntes

zu seyn schien. Auf dem Zettel stand: „Guten Morgen Herr Loos, — Ich komme nackt und bloß; — Meine Kameraden — Sind alle schon gebraten.“ — Diese Diebe sind bereits eingezogen. Man fand in ihrer Behausung mehr als hundert Gänseflügel.

Von einem allbekannten preußischen General, der nicht allein ein gefürchteter Gegner der Feinde ist, sondern auch der durch die Verhältnißwörter regierten richtigen Fälle, erzählt die Gerichtszeitung nachstehende Anekdote. Derselbe kommt vor Weihnacht in einen Juwelierladen und bestellt sich bei der dort befindlichen Dame einen Ring mit den Worten emaillirt: „Ich liebe Dir!“ Die Dame, in Verlegenheit darüber, ob dieser sonderbare Dativ ein Scherz oder ein Irrthum, ersucht den Militär, indem sie ihm ein Papier reicht, ihr diese Worte schriftlich zu geben. „Aha,“ sagte dieser, ihr schelmisch mit dem Finger drohend, „ich merke schon, Sie wollen einen Orthographen von mir haben!“ Wir können zu diesem Geschichtchen einen Pendant liefern. Der verstorbene König von Preußen war bekanntlich ein großer Freund von Impromptus. Einst befand er sich mit dem Prinzen Karl bei dem General zu Tische. Ueber Tafel äußerte der König: er habe so viel von dessen Papagei gehört und wünsche sich persönlich von dem Redetalent des Vogels zu überzeugen. Der Kaffee wird im Nebensalon servirt, wo sich das Bauer mit dem Papagei befand. Prinz Karl tritt zu diesem hin und fragt: Kennst du mich? Der Papagei schweigt. Die Frage wird mehrmals wiederholt, aber der Papagei verhält sich stumm. Mit Unwille blickt der alte General auf den renitenten Vogel, aber der König sagt lachend: „Du frägst falsch, Karl, laß mich einmal fragen;“ er tritt zum Bauer und ruft: „Kennst du mir?“ Kaum hörte der Papagei die gewohnten Klänge, so fängt er an zu schwätzen.

In einem Berliner Omnibuswagen befanden sich in diesen Tagen zwei Damen und zwei Herren. Alle waren einander unbekannt. Plötzlich wurde eine der Damen so unruhig, daß es den andern Fahrgästen auffiel. Sie wechselte mehrfach die Farbe, rückte hin und her, zuckte zusammen, als wenn ihr ein heftiger Schmerz zugefügt würde, genug, sie benahm sich in einer Weise, welche die Mitfahrenden endlich veranlaßte, sie zu fragen, ob ihr etwas fehle. Die unruhige Dame stotterte endlich unter Erröthen heraus, es fehle ihr nichts, aber es beiße sie etwas so heftig an den Füßen, daß sie vor Schmerz immer laut aufschreien möchte. Die zweite Dame erbot sich sofort, suchen zu helfen; die Herren drehten sich auf Bitten der Damen nach der andern Seite, mußten aber sehr schnell ihre Augen wieder auf die schmerzgeplagte Frau wenden, da nach wenigen Augenblicken der Ausruf ertönte: „Gott, zwei Blutegel.“ Es saugten, wie man sich jetzt zu Aller Schrecken überzeugte, an einem Fuße derselben zwei Blutegel, ohne daß irgend ein Arzt der unglücklichen Frau diese Blutentziehung angeordnet hätte. Alles sprang entsetzt im Wagen auf, der Conducteur ließ halten, es wurde ihm mitgetheilt, was sich ereignet hatte, und er erblaßte. Zugleich griff er nach einem unter eine Bank geschobenen Topf, und siehe da! es war der Deckel desselben ein wenig gelüftet und so zweien Blutegeln, die sich darin in Gesellschaft einer Menge Kollegen befunden hatten, Gelegenheit gegeben worden, nicht nur sich die Welt anzusehen, sondern auch ihre blutgierigen Neigungen an den unschuldigen Fahrgästen zu befriedigen. Die arme Vampyrisirte wird gewiß längere Zeit an das Abenteuer dieser Omnibusfahrt denken.

Räthsel.

Dreisilbig ist das Wort. —
Die beiden Ersten fließen
Vom Berg herab in's Thal,
Der Erd' sich anzuschließen.
Sind nach dem Gluthenlauf
Erkaltet sie, erstarrt,
So werden sie zu Stein
Verwandelt, dicht und hart.

Die beiden Letzten sind
Ein Name des Allweisen;
Doch läßt sich auch mit ihm
In Rom ein Priester heißen.
Ein jedes Menschenkind
Hat, was der Name sagt,
Und sein Verlust wird schwer
Vom guten Kind beklagt.

Das Ganze, fromm und gut,
War Dichter und Gelehrter,
Ein Menschenkenner war's,
Als Menschenfreund Verehrter;
Geboren wurde er
An einem Schweizerort.
Noch einmal sag' ich es:
Dreisilbig ist das Wort.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 38. Sonntag, 30. März 1862.

Der pfälzische Hausknecht auf dem Sterbebette.

Melodie: Als Noah aus dem Kasten war ꝛc.

Ein Hausknecht, von der Arbeit lahm,
Der von der Welt bald Abschied nahm,
Auf der er, wie er selbst gesagt,
Die fromme Einfalt nur gemacht,
Der wollt' vor seinem sel'gen End'
Empfangen noch das Sakrament.

Der Pfarrer kam nach kurzer Frist
Zu unserm Hanns, dem frommen Christ,
Der darob war nicht wenig froh
Auf einem Sack voll Haferstroh;
Nach kurzer Reu' und Sündenbeicht
Bekam er Brod und Wein gereicht.

Der Seelenhirt, ein weiser Mann,
Fing d'rauf den Hanns zu trösten an:
„Bald wird dir nun die Seligkeit,
Dort, jenseits, hast du nichts als Freud',
Zu Tisch bist du dem Heiland nah',
Bei Nektar und Ambrosia.

„Dort lebst du froh beim Ueberfluß;
Dein Weib macht nimmer dir Verdruß,
Du hast nicht Sorg und hast nicht Müh',
Denn Arbeit gibt's im Himmel nie!
Nur dort allein ist keine Noth,
D'rum, Hannes, fürchte nicht den Tod.

„Doch scheint's — du bist nicht sehr erfreut
Ob all' der künft'gen Herrlichkeit?“
Da sprach er: „„Ach ich armer Mann!
Dort, glaab ich, muß ich erscht recht dran;
Wuh werd e Hausknecht je geschont?
Dort haaßt's gewiß: Hanns, butz de Mond.

Unn laaf mit deine krumme Baah,
Steck all die Stern am Himmel ah,
Geb Acht, daß kaaner runner fallt,
Sunscht krischt de hinle druf geknällt!
Unn bis do jedes Sternche brennt,
Do hot der Hanns sich müd gerennt.

Dann, wann ich endlich schloofe will,
Werds haaße: Mach die Engel still!
Wanns schlooft, deß klah Gefliggelvolk,
Dann leh dich uff e Newelwolk;
Wanns Daack werd, schlubfscht de gleich eraus
Unn bloosch die Stern all wirrer aus.

Des Morjens frieh, ich waaß es schunn,
Werds haaße: Hannes, hol die Sunn,
Schitt nor viel Ohlich heit enei,
Sunscht gebts e triebe Sunneschei,
Unn zieh de Wiege weit eraus,
Sunscht geht se unnerwels uns aus.

Im Summer, bei de greschde Hitz,
Werds haaße: Hannes, werf de Blitz,
Geb Acht und treff kah Kerchedorn,
Unn treff kah Scheier sammt em Korn,
Gib iberhaapt uff Alles Acht,
Unn roll de Dunner, daß es kracht.

Unn kummen dann die Rejedaah,
So muß der Hannes Wasser drah;
Sell macht mer noch de greschte Spaß,
Die Schufte daaf ich all putschnaß,
Unn jedem misserawle Drobb
Dem werf ich Schlooße uff de Kobb.

Im Winder haaßts dann: Hannes, geh
Unn werf emol en dicke Schnee,
Unn loß im greschte Sauß unn Braus
Den Wind zum Himmelsdor enaus.““
Er seufzt ob dieser großen Noth,
Und ach! der arme Hanns war todt.

Eingesperrt.

(Fortsetzung.)

„Ihr Sohn und der meinige, mein Herr, mein lieber, lieber Frank!"

Unser Freund beginnt, vielleicht zum ersten Male in seinem Leben, sich etwas kurzathmig zu fühlen, und gleichzeitig fängt es an, ihm in den Augen auf ganz merkwürdige Weise zu prickeln.

„Er wurde drei Monate nach unserer Trennung geboren," berichtete Madame Tirlby weiter.

„Und ich erfuhr nichts davon?"

„Ich annoncirte es absichtlich nicht in den Blättern."

„Und Du gabst ihm den Namen Franz!" ruft der gründlich gedemüthigte Ehemann.

„Ja, den Namen seines Vaters."

„Ich danke Dir, Marie, das war hübsch von Dir!"

„Nichts wie meine Schuldigkeit," sagt die Dame.

„Wie alt ist er?"

„Am fünften August zehn Jahre."

„Möge Gott ihn segnen!" ruft der Vater aus. „Ist es ein hübscher Junge?"

„Ein sehr, sehr hübscher Knabe," antwortete die Mutter.

„O, wirklich! Sieht er mir ähnlich?"

„Sehr, — wie Du früher warst."

„Und sein Wesen?"

„Sehr lebhaft! Ganz Dein Temperament zu jenen Zeiten. Hier ist ein Brief, den ich am letzten Donnerstage von ihm erhielt. Er ist augenblicklich auf Besuch bei meiner Cousine, die sich vor drei Jahren mit Oberst O'Graty verheirathete."

Der Vater nimmt den Brief und eilt damit unter die hin- und herschaukelnde Kajütenlampe. Der Sturm ist inzwischen zu einem völligen Orkan geworden, und er kann sich kaum auf den Füßen halten, während er in den langen Buchstaben einer Schulknabenhand wie folgt liest:

„Meine liebe, liebe Mama!

Wie freue ich mich, daß Du schon sobald kommst. Ich habe Dir nichts Neues zu erzählen. Ich befinde mich ganz wohl. Freddy's kleines Pferd hat sich gestern am Knie gestoßen. Wir gehen jeden Tag spazieren. Taute und Freddy schicken Dir viele Grüße. Gott erhalte Dich mir.

Dein zärtlicher
Moryon Square, Dublin. Franky."
(Irland.)

Wieder und wieder durchliest Tirlby das Briefchen, bis die Buchstaben ihm vor den Augen schimmern. Dann entringt sich seiner Brust ein schwerer Seufzer; er streckt seiner Frau die Hand entgegen und ruft flehend: „Marie, vergib mir!"

Madame Tirlby schweigt und scheint ungerührt.

„Um des Knaben willen, um des Knaben willen, von dessen Daseyn ich nichts wußte, bis — bis —"

„Wünschest Du den Brief zu behalten?" fragt seine Gattin.

„Wenn Du mir ihn schenken willst, ja. Hast Du ihm jemals von mir erzählt?"

„Oft."

„O Marie, laß uns wieder Freunde seyn!"

Madame Tirlby spricht langsam und mit Ueberzeugung: „Nach einer Trennung von mehr denn zehn Jahren treffen wir auf so unerwartete Weise zusammen, — und Du kannst noch Dein heftiges Temperament, — Deinen Hang zum Sarkasmus nicht unterdrücken. Ich will nicht das Opfer Deiner Laune seyn. — Ich vergebe das Vergangene, — doch, — doch, wenn ich das Schiff verlasse, so haben wir uns zum letzten Male gesehen! —"

„Marie," — er versucht sich ihrer Hand zu bemächtigen. „Marie, willst Du, kannst Du mir nicht vergeben?"

„Die Vergangenheit, ja; die Zukunft mag ich Deinen Händen nicht anvertrauen. Wie gesagt, wenn wir dies Schiff verlassen —"

Die Thüre, welche auf's Deck führt, wird aufgerissen und die Stewardeß stürzt mit todtbleichem Antlitz in die Kajüte.

„Wollen Sie noch beten," ruft sie noch mit bebender Stimme, „so machen Sie schnell; das Schiff muß im Augenblicke sinken!"

Tirlby sieht sie einen Augenblick entsetzt an, dann umschlingt er seine Frau und stürzt mit ihr zur Kajütenthüre.

„Man hat die Lucke über uns geschlossen," sagt die Stewardeß mit schrecklicher Ruhe, „damit wir oben der Mannschaft nicht im Wege seyen. Ich will mein Ende in meiner Kajüte erwarten. Ist Ihnen das Heil Ihrer Seele lieb, so beten Sie, denn es gibt keine Rettung."

(Schluß folgt.)

Eine Schreckensnacht.

„O München! Hart war die erste Nacht,
Die ich verbracht in deinen Mauern,
Und wem ich es erzähle, der lacht,
Nicht Einer will mich auch bedauern!"

Um meine Studien fortzusetzen, kam ich nach München; eine Wohnung in einem Hause am Isarthore im ersten Stocke war mir schon von einem

meiner Verwandten besorgt worden; ich bezog sie sogleich, packte meine Sachen aus und richtete mich etwas ein, wozu ich noch Zeit hatte, da ich schon Vormittags in München per Dampf angekommen war.

Abends suchte ich nun einige Bekannte auf, frühere Schulgenossen, deren Adresse ich wußte und welche mich, nachdem ich sie aufgefunden, in ein wegen seines guten Stoffes vielbeliebtes Bräuhaus führten, wo ich sodann in Erzählung unserer früheren Erlebnisse an der Lateinschule und Gymnasium zu A., wie wir z. B. dem in seinem Garten an der Stadtmauer sitzenden und lesenden Herrn Rektor sein schmutziges, voll Fett angesogenes Käppchen, das uns schon lange in die Augen stach, von der Stadtmauer herab, innerhalb der der Seminargarten sich befand, mit einem großen Brennglas anbrannten und derlei weitere Geschichten, von dem starken ungewohnten Bier mehr trank, als ich vertragen konnte, und in Folge dieses, als wir zur späten Stunde aufbrachen und in's Freie kamen, die Häuser nicht genau mehr unterscheiden konnte.

In meinem Innern stieg nun die Frage auf: Wie finde ich jetzt in dem großen mir unbekannten München in solchem angeduselten Zustande meine Wohnung? Lavire ich lang in den Straßen herum, so komme ich wahrscheinlich mit einem der Sbirren der Residenzstadt, die nicht viel Federlesens mit Einem machen, wieder in unangenehme Berührung, denn gleich nach meiner Ankunft verschaffte mir eine ganz natürliche Sache die nicht gerade sehr ehrende Bekanntschaft eines solchen, dessen Komplimente nicht die höflichsten waren, und mich nur, da ich ganz passiv geblieben, dadurch von den Folgen der Uebertretung einer polizeilichen Anordnung rettete.

Dieses Bedenken äußerte ich auch gegen meine Freunde, und diese, kräftiger noch stehend als ich, brachten mich auch an das Haus, worin meine Wohnung sich befand und dessen Eigenthümer ich ihnen genannt hatte.

Meine Freunde hatten sich, nachdem sie gesehen, daß mein Hausschlüssel die Thüre öffnete, wieder entfernt, ich schloß im Innern die Thüre ab, wozu ich längere Zeit brauchte, suchte ein Stiegengeländer und fand ein solches, an dem ich mich bis in den ersten Stock emporarbeitete. Herumkrappelnd mit den Händen fühlte ich auch eine Thüre, die ich im Wahne, es sey die zu meiner Wohnung, zu öffnen versuchte; jedoch der Schlüssel hiezu wollte nicht passen; ich tappte also nach einer anderen Thüre herum, war aber keine zweite mehr zu finden, und so mußte die gefundene doch die rechte seyn; ich begann wieder die Sperre, doch welch schrecklicher Augenblick, die Thüre flog rasch, von innen geöffnet, auf, eine Gestalt von sieben bayerischen Schuh Höhe erschien, mit furchtbarem Schnurrbarte, in der Rechten einen blanken Degen, in der Linken ein Licht.

(Schluß folgt.)

Musikalisches.

Das am verflossenen Sonntage von dem Cäcilien-Verein gegebene Concert kann mit vollem Rechte als die beste und gelungenste unter den musikalischen Aufführungen des verflossenen Winters bezeichnet werden. Eine große Freude wurde uns durch das Auftreten des zwölfjährigen Klavier-Virtuosen **Karl Beck** (eines Schülers des Herrn Musikdirektors Hamma aus Neustadt) bereitet. Wenn wir auch nach dem, was wir in den verschiedenen pfälzischen Blättern über den kleinen Pianisten Rühmendes lasen, keine geringen Erwartungen hatten, so müssen wir doch bekennen, daß dieselben in jeder Beziehung übertroffen wurden. Der kleine Künstler leistet für sein Alter wirklich Ausgezeichnetes, was er besonders durch den schönen und feurigen Vortrag des Mendelssohn'schen Gmoll-Concertes bewies. Auch hatten verschiedene Musikfreunde noch Gelegenheit, den Kleinen in dem Vortrage moderner und klassischer Compositionen zu beobachten, und trifft deren Urtheil ganz mit dem unsern zusammen, daß wir es hier mit einem wirklichen Talente zu thun haben. Schade nur, daß dem armen Jungen alle Mittel zur weitern musikalischen Ausbildung fehlen.

Wäre es nicht Ehrensache der Pfälzer Musikfreunde, Mittel zu schaffen, mit denen der kleine Beck in einer großen Stadt allseitige musikalische Bildung erstreben könnte? Wir steuern in der Pfalz zu so mancherlei Zwecken, geben unser Geld zu so vielen Vereinen, aber für die Kunst, für Ausbildung junger musikalischer Talente haben wir noch nichts gethan. Wäre es denn nicht möglich, einen Verein zu gründen, der es sich zur Aufgabe setzte, jungen musikalischen Talenten die Mittel zur künstlerischen Ausbildung zu reichen? Wenn jeder Musikfreund und jede schwärmende Musikfreundin einen halben Gulden geben würden, so hätten wir bald ein Stipendium von 400 fl. — Möge das Vorstehende anregend wirken und die Sache durch den rechten Mann bald ins Leben gerufen werden.

Aber auch der trefflichen Leistungen des Cäcilienvereinschors müssen wir noch gedenken, da wir wirklich durch dieselben überrascht wurden. Die höchst gelungene und charakteristische Vorführung der gewaltigen Chöre aus Händels „Josua" und die poetische Auffassung der Mendelssohn'schen Lieder für gemischte

Stimmen haben wieder von Neuem gezeigt, was Herr Lützel zu leisten vermag und wie er die Mitwirkenden für die Kunst zu begeistern weiß.

Was uns weniger angenehm berührte, war die Wahrnehmung, daß viele Sänger und Sängerinnen unserer Stadt nicht im Chore standen. Während es in andern Städten jeder Gebildete sich zur Ehre anrechnet, in einem solchen Chore mitwirken zu dürfen, ziehen sich hier Viele zurück. Wir hoffen, daß dies bald anders werden wird und daß bei der Aufführung des „Josua" Alle, denen der liebe Gott die Gabe des Gesangs verliehen, dann an ihrem Platze stehen werden. r.

Mannigfaltiges.

(Die Damentoilette.) Der steigende Luxus in der Damenwelt hat in England ein allerliebstes Büchlein hervorgerufen, eine eben so witzige, als spottlustige Persiflage der schrankenlosen Anforderungen, welche die Frauen und Töchter heutzutage an die Geldbeutel ihrer Männer und Väter stellen. Das Büchlein trägt als Motto das Bild eines jungen Mannes, der sich behaglich in einem amerikanischen Wiegestuhl schaukelt, eine Cigarre raucht und dazu ausruft:

Wär' ich so reich auch wie der Zaar,
Es ist mir dennoch völlig klar,
Daß alles Geld nicht reichen würde,
Wenn ich mir nähm' als Ehstandsbürde
Ein Weibchen, das nichts anzuziehen hat.

Nichts anzuziehen! ist auch der eigentliche Titel der wohlbegründeten Satyre. Es ist dies ein Ausruf, den allerdings diejenigen Damen ausstoßen, die gerade am meisten anzuziehen haben, und es ist interessant zu bemerken, daß alle Sprachen denselben Ausdruck für dieselbe Sache besitzen. „Nothing to wear," ruft die eitle junge Engländerin, — „ich habe nichts anzuziehen," sagt die Deutsche, während Beide keine Wahl treffen können, weil die Zahl der Kleider zu groß ist. Sehr komisch wird dies im dritten Kapitel geschildert, wo eine junge Dame, zum Ball eingeladen, erklärt, sie könne nicht hingehen, denn sie hätte nichts anzuziehen. Man schlägt ihr vor, das dunkelrothe Damastkleid anzuziehen.

Das ist ein wenig zu dunkel.

Nun denn das himmelblauseidene —

Das ist zu hell.

Oder das rosenrothe —

Das ist zu schwer.

So nimm Tüll über Atlas —

Weiß kleidet zu schlecht.

Nun denn das perlgraue Moirékleid —

Dazu gehören ächte Spitzen, die fehlen mir gänzlich.

Oder das reizende lilaseidene —

Ja, das ginge am ersten, aber es ist beim Schneider, es muß geändert werden.

Nun denn das neue hellgelbe —

Das ist ganz unmöglich, die fatale Frau Müller trug neulich gerade ein solches, nun kann man es nicht mehr anziehen, wo sie ist.

Nun denn das köstliche Ballkleid vom letzten Hoffeste —

Behüte, das habe ich schon drei Mal angehabt.

Zu jedem Kapitel ist eine allerliebste Karrikatur gezeichnet, eine Dame nach der neuesten Mode gekleidet, die in Klagen ausbricht, daß sie nichts anzuziehen habe. Es fehlt gar nichts an dem hübschen Anzuge, die modernen bunten Unterröcke, über welche die Kleider à la Watteau in Festons gezogen sind, die zierlichen Hackenstiefel sehen lassend, die malerischen Burnusmäntel, die koketten Hütchen à la Mousquetaire, die getollten Garnirungen, von denen kürzlich eine Näherin sagte: „ich habe seit drei Tagen nur getollt"; kurz Alles ist so hübsch gezeichnet, daß unsere Damen das Büchlein als Modejournal benutzen könnten. Die Unterschriften der Bilder enthalten jedoch die bitterste Satyre; im Tone der Berichte, welche die Wohlthätigkeitsvereine in den Zeitungen annehmen, wird gesagt: „Bei näherer Untersuchung ergab sich, daß diese armen Geschöpfe schon seit längerer Zeit an gänzlichem Mangel ächter Spitzen litten," oder „trotz aller Bemühungen war es ihnen nicht gelungen, einen Caschemirshawl zu erlangen."

(Ein seelenstarker Spitzbube.) In der Bukowina sollte unlängst ein Dieb standrechtlich hingerichtet werden. Das Volk umstand bereits dicht die Schranken, als er mit der traurigen Begleitung hinaustrat. Schon befand er sich auf der letzten Stufe; die Hände sollten gebunden werden, da winkte er einem Bauernweibe, das aus erster Reihe ihn mit ruhig neugierigem Blicke betrachtete. Er band schnell die Opintschen (Bundschuhe) von seinen Füßen und warf sie dem Weibe mit den Worten zu: „Nimm, sie sind neu; es wäre schade, wenn der Henker sie bekommen sollte!" Die Angeredete war sein Eheweib.

Auflösung des Räthsels in № 37:
Lavater.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 39. Dienstag, 1. April 1862.

Eingesperrt.

(Schluß.)

Sie verschwindet durch eine Seitenthür, die sich schnell hinter ihr schließt.

Gatte und Gattin liegen einander in den Armen. O wie klein, wie erbärmlich erscheinen ihnen jetzt die kleinen Eifersüchteleien, ihre lieblos sarkastischen, beißenden Wortgefechte. Die Ewigkeit umschwebt sie; sie schüttelt das Schiff im wüthenden Geheule des Sturmes, und pocht im Gebraus der Wellen an seine Planken. Das Fahrzeug erzittert in allen Rippen wie ein gejagtes Wild, als spiee es nur zu gern seine menschliche Fracht aus, um damit die Wuth der Elemente zu befriedigen und sich selbst zu retten. Keiner der beiden Gatten sprach, aber ein langer zärtlicher Kuß verhieß gegenseitige Vergebung. Hand in Hand, die Finger in einander geflochten, knieten sie zum Gebet nieder.

Es hatte Tirlby in guten Tagen wohl nicht an Spottworten über Religion und sarkastischen Bemerkungen über die Gewissenhaftigkeit, mit welcher seine Frau ihren Satzungen nachlebte, gefehlt; jetzt fühlt er, daß sie Recht gehabt hatte. Wange an Wange, Lippe an Lippe mit ihr murmelte er heiße Gebete für sein Seelenheil und ihre Rettung.

Nur einmal während der Nacht kehrte ihm die Erinnerung an die äußere Welt zurück, und er seufzte: „Mein Knabe, mein armer Knabe, Dein Vater wird Dich nimmer sehen."

Minute verstrich auf Minute, jede langsamer wie die vorhergehende. Bei jedem Krachen der Planken, jedem Heben und Senken des Schiffes erwarteten sie den Boden unter den Füßen wegsinken und das Wasser in ihren lebendigen Sarg stürzen zu sehen.

Ein heftiger Stoß ließ jetzt das Schiff vom Spiegel bis zum Bug erbeben; die Kajütenlampe fiel klirrend zu Boden, und Alles war Dunkelheit. Sie umarmten sich fester, und glaubten ihre Zeit gekommen.

Die Nacht verstrich. Am Horizonte erhob sich ein graues Licht. Das Grau wurde weißer und glänzender! es war Morgen. Gatte und Gattin sahen sich in die geisterbleichen Gesichter. Es war mehr wie sie gehofft hatten.

Das Tageslicht brachte ihnen eine unaussprechliche Beruhigung; sie sollten wenigstens nicht im Dunkeln sterben. Aber in diesem Sonnenaufgang sprach der Himmel. Er hatte sie nicht vergessen.

„Glaubst Du, daß noch Hoffnung ist?" flüsterte die Gattin, die kaum dem Ton der eigenen Stimme zu lauschen wagte.

In diesem Augenblicke erhob sich auf dem Deck ein lautes verworrenes Geräusch vieler Stimmen; der Wind schien lebhafter, aber auch gleichmäßiger zu pfeifen, die Planken stärker zu krachen, und das Tauwerk klapperte lauter gegen die Masten.

Der Steward, wie ein Neptun vom Wasser triefend, das Gesicht mit Blut übergossen, sah durch die geöffnete Kajütenthür hinein.

„Gott im Himmel sey gelobt," rief er, „wir sind gerettet, — gerettet! Wo ist meine Frau? Jane, liebe Jane, öffne die Thür und komm hervor! Gerettet, sag' ich Dir, gerettet!"

Die Stewardeß trat schnell ein, und beide Ehepaare begaben sich auf's Deck.

„Gott im Himmel sey gelobt," sagte der weißhaarige Kapitän, „wir haben es durchgehalten! Wer hätte das vor sechs Stunden zu hoffen gewagt?"

„Marie!"

„Schweig, o schweig! Der Himmel hat uns schwer, aber gerecht für unsere Anmaßungen, unseren Uebermuth gestraft."

Gleich darauf kam dem Schiff ein Schleppdampfer zu Hilfe und brachte es wohlbehalten in den Hafen von Kingstown, wo unsere Reisenden alsbald von einer freundlich lächelnden Dame, einem schnurrbärtigen Herrn und einem hübschen blondhaarigen Knaben empfangen wurden.

„Franky, mein süßer Junge, das ist Dein Papa."

„Papa?" fragte der Knabe verwundert, „Papa aus Indien?"

„Ja, mein Kind. Herr Tirlby, Madame O'Grady!"

„Mama, warum ist Papa nicht schon früher zurückgekommen?"

„Stille, mein süßer Junge."

Herr und Madame Tirlby sind das Muster eines glücklichen Ehepaares, und außerordentlich generös, wo es gilt, auf Lebensböte oder irgend welchen Apparat zur Rettung Schiffbrüchiger zu subskribiren.

Eine Schreckensnacht.

(Schluß.)

Meine Haare sträubten sich nach oben, ich wurde vor Entsetzen starr; doch da donnerte mir schon entgegen: Warte, du Spitzbube, warte, Hallunke! ich will dir zur Nachtzeit einbrechen und stehlen!? O heiliger Martin, mein Namenspatron, was ist das für eine gigantische Gestalt! Der Schrecken fuhr mir in die Glieder und schon wollte ich zusammenbrechen, doch da hob sich der Arm mit dem blanken Stahl zum Streiche gegen mich; mein Leben wollte ich doch auf solche prosaische Weise nicht verlieren; meine Geistesgegenwart regte sich, gehoben durch die Lust zum Leben, in mir, in einem Nu blies ich das Licht des Schrecklichen aus, sprang auf die Seite, fiel jedoch die Stiege hinunter bis an die Hausthüre, raffte mich empor, öffnete schnell mit meinem Hausschlüssel und fort sprang ich, Gott dankend noch, daß er mich die Stiege hinunterfallen ließ und so schneller nach unten beförderte; demnach mein junges Leben, mit dem ich dem Staate einigen Nutzen noch bringen wollte, gerettet war; denn hätte mich der Streich getroffen, so wäre ich von der Hand eines solchen furchtbaren Mannes in zwei Theile getheilt gewesen, wie solches einmal vor Zeiten einem gewissen Türken geschehen. Hopp, hopp, fort ging's nun in sausendem Galopp über Stock und Stein; — doch als ich um eine Ecke sprang, da ereilte mich schon wieder mein Verhängniß dieser Nacht; zwei Hände packten mich am Kragen, und diese Hände, wie ich im Laternenscheine sah, gehörten Zweien in dunkelgrüner und rother Uniform. Halt! Wohin? — Gefaßt von Außen und im Innern antwortete ich: Ach meine Herren, lassen Sie mich doch! Meine Tante wurde auf Einmal so krank, ich muß schnell einen Doktor holen! — Wer ist Ihre Tante? — Meine Tante! — Himmel! ich hatte ja keine, aber halt! meine alte Hausfrau muß nun herhalten, — Zolleinnehmerswittwe — Schmidt! — So hieß sie zwar nicht, aber ich war einmal im Lügen und ihr Name fiel mir nicht gleich ein, so nannte ich den, der mir schnell ins Gedächtniß gekommen. Die mich haltenden Hände öffneten sich, es hieß: So gehen Sie! — Ja, meine Herren, wenn ich gehe, so könnte der Doktor zu spät kommen, sie müssen mir zu laufen erlauben? — In T. Namen, so laufen Sie! Und fort sprang ich wieder und weiter und weiter, so lange mein Athem hielt, denn wenn der Mann, der mich vernichten wollte, unterdessen Lärm gemacht hat, so wäre ich gewiß in Ketten und Banden gelegt worden, wenn mich diese Beiden nochmals erwischt hätten.

Wie weit ich lief, weiß ich nimmer, ich hörte erst auf, als mir meine Füße den Gehorsam versagen wollten. Aber jetzt wohin? — Einen abermaligen Versuch in meine Wohnung zu kommen! In dieser verhängnißvollen Nacht nun und nimmermehr; denn dort wird die ganze Nachbarschaft wachgerufen worden seyn, sich vor dem Diebe in Obacht zu nehmen und wenn er sich blicken läßt, ihn sogleich zu verfolgen und zu fassen. Zu einem meiner Freunde gehen! Ich finde keinen davon auf, obwohl ich nun völlig nüchtern geworden war; auch befand ich mich in einem mir völlig unbekannten Stadttheile; — ich ging also langsamer auf gut Glück fort, bis ich auf einen freien Platz vor einem Thore kam, wo mir die erhellten Fenster eines Gasthauses freundlich einladend entgegenleuchteten. Geld hatte ich noch bei mir und betrat deßhalb getrost die Hallen dieses Gasthauses, in dessen Mauern ich sodann den Rest der Nacht zubrachte. Anfänglich wollte freilich kein Schlaf sich einstellen, denn kaum, daß ich etwas eingeschlafen, so träumte mir schon wieder von Gendarmerie, Polizei, Ketten; doch später forderte die Natur ihre Rechte und ich schlief bis tief in den Vormittag hinein. Als ich erwachte, befand ich mich völlig wohl, nur wollten mir die Träume nicht behagen, denn sie waren die Träume der ersten Nacht in einem neuen Wohnorte, die nach einem alten Aberglauben in Erfüllung gehen sollen; dann war's mir doch auch wieder unheimlich zu Muthe, als ich den Weg in meine Wohnung antrat, und daß mir's Herz klopfte, als ich da angekommen im Hause die Stiege hinauf schlich, und mir heiß wurde, als ich den Schlüssel in das Schloß der verhängnißvollen Thüre steckte, und daß ich mich wieder um einen freien Rückzug umsah, wird mir wohl Niemand verdenken; aber leichter wurde mir die Brust, als ich merkte, daß der Schlüssel paßte und öffnete. Mein Zimmer fand ich so, wie ich es gestern verlassen hatte, und wie ich so Alles in der Ordnung sah

und mein Bett, in dem ich so gut zu schlafen wähnte, unberührt vor mir stand, da kamen mir so eigene Gedanken; es war kein Traum, es konnte kein Traum seyn, und doch kam mir aus dieser Wohnung die herkulische Gestalt entgegen, die, dem einfachen, nothwendigsten Kleidungsstück nach zu schließen, mit dem sie bekleidet war, aus einem Bette erst gestiegen seyn mußte. Mit diesen Gedanken, wie dieses Räthsel der Nacht sich lösen wird, setzte ich mich und sinnte fort, bis eine Stimme mich aufschreckte, die mir predigend entgegen kreischte: Sie junger Mensch, Sie müssen Ihnen schon merken, Sie fangen ein schönes Leben an, das thut bei mir kein gut, das müssen Sie schon merken, daß ich es Ihren — — Halt! rief ich und hielt ihr die Hand vor den Mund. Um Gottes willen halt, hören Sie mich nur vorerst an, ehe Sie verdammen, und erzählte ihr meine fürchterlichen Erlebnisse. Als ich damit zu Ende, fing sie, nachdem schon während der Erzählung ihr von Wolken des Zornes getrübtes Gesicht den reinen Horizont angenommen hatte, unter Lachen an: Na, das ist schön; dem Brummbären da unten geschah's ganz recht, daß er aufgeweckt wurde, aber wissen müssen Sie doch, daß ich nicht Schmidt heiße, daß ich niemals einen Schmidt geheirathet hätte, denn der Name ist mir zu gemein; dann müssen Sie wissen, daß Sie statt zur vorderen Thüre zur hinteren Thüre hereinkommen, wo man über eine Treppe in die Parterrewohnung nach vornen kömmt; vorne heraus wohnen Sie, müssen Sie wissen, über eine Stiege, und hinten hinaus über zwei, und dann müssen Sie wissen, daß Sie zum Hartschier kommen, der gerade unter Ihnen wohnt, dem ich doch jetzt gleich die Geschichte erzählen will, daß ich ihn, müssen Sie wissen, gleich recht auslachen kann, was er für ein Held ist, und daß, wenn er Sie sieht, Sie nicht zur Polizei schleppt! — Sie entfernte sich, ich setzte mich wieder und summte vor mir hin:

Schrecklich war's, den Leu zu wecken!
Schrecklich war der große Mann!
Doch das Schrecklichste der Schrecken, —
Der Mensch, der nichts vertragen kann!

Mannigfaltiges.

Die englische Porzellanmanufaktur beschäftigt sich jetzt vorzugsweise mit chinesischen Imitationen der mannigfachsten und reizendsten Art auf Theeservicen. Die Preise sind überraschend billig und gründet sich diese Wohlfeilheit auf die Erfindung eines Engländers, nämlich eine Art Farbendruck anstatt der Malerei. Auf und um die Gefäße, Tassen ꝛc. wird ein Papier mit dem vollen Farbenbilde befestigt. Die Farben schmelzen beim Brennen ein, das Papier flammt weg und die scheinbare, vielfarbige Malerei ist in höchster Korrektheit binnen wenigen Minuten fix und fertig. Es gleicht dieses technische Verfahren, um bei dieser Gelegenheit einen gewissen Wunderschleier zu lüften, dem bei Anfertigung der Jahrzehende und noch jetzt immer von den Unerfahrenen hochangestaunten Schleierbüsten und Schleierstatuetten angewandten Verfahren. Der Petinet wird nämlich in die nasse Porzellanmasse getaucht, über die Büste ꝛc. drapirt, das Ganze gebrannt, der Petinet verfliegt und die vielbewunderte, schwerbezahlte Schleierfigur steht vor uns. An neuesten Porzellanerfindungen sey noch des parischen, biscuitartigen Porzellans gedacht, ein englisches Fabrikat, welches in der Farbe den parischen Marmor nachahmt.

Ein Soldat der Sklavenarmee unter Oberst Browns Befehl im Lager zu Pensacola, erzählt die Tallahasee-Ztg. (Hauptstadt von Florida), fühlte die Vorboten des Wechselfiebers. Er bat dringend, man möge eine Flasche mit warmem Wasser gefüllt an seine Füße legen. Seine Kameraden suchten umsonst nach einer Flasche umher, als sie nicht weit von ihrem Zelte eine Bombe sahen. Die Bombe hatte keinen Zünder, war aber gefüllt. Die wenig kundigen Soldaten überlegten nicht, daß die Bombe, weil sie unversehrt war, nicht aufgeflogen war und hatten daher den sinnreichen Gedanken, sie auf ein Kohlenfeuer zu legen, wie sie es etwa mit einer einfachen eisernen Platte gethan haben würden. Natürlich platzte die Bombe. Das Zelt wurde in Stücke gerissen und 6 Mann verwundet. Die Andern, unter denselben der Kranke, ergriffen die Flucht. Die bei diesem letzteren hervorgebrachte Bluterschütterung heilte ihn vollständig von dem Fieber. Ob Fieberkranke zu diesem Mittel greifen werden?

In einem neuen Melodrama, das kürzlich im Theater zu Bowery in England zur Aufführung kam, wird ein Räuber von altem Schlag, der Held des Stückes, festgenommen und enthauptet; sein Kopf, der sich auf einem in der Mitte der Bühne stehenden Tisch befindet, wird plötzlich zur größten Freude aller Liebhaber starker Gemüthsbewegungen aufgedeckt. Die Täuschung ist vollständig. Der Schauspieler sitzt unter dem Tisch und steckt durch ein in der Mitte desselben befindliches Loch den Kopf heraus, der in einer Schüssel zu liegen und in Blut gebadet zu seyn scheint. Vor einigen Tagen gelang es dem Spaßmacher unter den Schauspielern, gerade in

dem Augenblick, als das Tuch von dem Kopf weggenommen wurde, eine starke Dosis Schnupftabak auf den Tisch zu streuen, und der Kopf kam dadurch so ins Niesen, daß es gar kein Ende nehmen wollte. Man denke sich nun die Wirkung, die ein so unerwartetes Ereigniß gerade im ergreifendsten Augenblick hervorbrachte. Der ganze Saal brach in ein homerisches Gelächter aus. Die Heiterkeit erstreckte sich auch auf die Schauspieler, und selbst der Kopf mußte unter beständigem Niesen mitlachen. Endlich fiel der Vorhang, und das Publikum, das herbeigekommen war, um Thränen zu vergießen, verließ in der heitersten Stimmung von der Welt das Haus.

In der „Posener Zeitung“ liest man: „Aus gewiß sehr triftigen Gründen, die jedoch nur den wenigen Eingeweihten, nicht aber dem gemeinen, einfachen Menschenverstande ersichtlich sind, darf Niemand, selbst nicht der zum Kranken eiligst berufene Arzt, oder wer sonst im Falle dringender eiliger Beförderung ist, auf einem der Güterzüge unserer Eisenbahnen befördert werden, und zwar selbst dann nicht, wenn in solchen sich zur Beförderung des Bahnpersonals oder aus was sonst für Veranlassung Personenwagen und in diesen leere Plätze befinden, es sey denn, daß der Bewerber darum hierauf als Begleiter eines Stück lieben Viehes Anspruch macht. Zu solchem Ende wird in Lissa (dem sogenannten „polnischen“ Lissa) von einem Industriellen ein Ziegenbock gehalten, den man als Vermittler eines Fahrbillets auf dem Güterzuge zu 5 Sgr. pro Station miethet. So fuhr jüngst einer unserer bekanntesten Magnaten, Graf P., als Begleiter dieses Ziegenbocks, und noch erst am 31. Jan. der Kaufmann A. in derselben Eigenschaft von Lissa nach Station Alt-Boyen.“

(Sicherheitszustände in Berlin.) Die Zahl der jährlich ermittelten Diebstähle in Berlin beläuft sich auf ungefähr 11,000 und Berlin zählt gegen 30,000 Personen, welche mehr oder minder die Aufmerksamkeit der Polizei in Anspruch nehmen, darunter allein 6000—7000 wegen Diebstahls und anderer entehrenden Verbrechen Bestrafte! Auch jugendliche Verbrecher sind nichts Seltenes. So verurtheilte das Berliner Kriminalgericht vor einigen Tagen zwei Knaben (der jüngste ist 10 Jahre alt) zu 6 und 4 Wochen Gefängniß. Sie hatten mehrere Gelddiebstähle gegen ihre Eltern und einen Miethsmann, das eine Mal unter Erbrechung einer verschlossenen Kommode, begangen. Die Eltern hatten sie selbst angezeigt. — Vier andere Knaben von 9 bis 18 Jahren standen wegen Schaufensterdiebstählen vor Gericht. Der älteste wurde zu 8, einer zu 4, zwei zu 2 Wochen Gefängniß verurtheilt. Ein 9jähriger Bursche wurde einer Besserungsanstalt überwiesen.

(Bauern-Praktika.) In Mannheim wurde dieser Tage ein artiges Schelmenstückchen entdeckt; ein Bauer hatte an einen hiesigen Gastwirth eine Fuhre Heu verkauft und wurde der Wagen sammt Inhalt auf der an der Rheinbrücke befindlichen großen Waage gewogen, um nach Entleerung seines Inhalts und Verwiegen des leeren Gefährts das Nettogewicht des Heues zu ermitteln. Da fällt es einem der Umstehenden ein, sich für den Duft des Gaulfutters zu interessiren, er machte einen Griff unter die Blahe, erfaßte aber statt Heu — einen Stiefel, der sich sammt lebendem Anhängsel schnell zurückzog. — Der gute Bauer hatte jenseits des Rheins vier Leute engagirt, die sich unter der Decke auf das Heu legen mußten und mitgewogen wurden; solche wären unterwegs verschwunden und der Empfänger um beiläufig sieben Zentner Heu geprellt worden, statt dessen nun der schlaue Verkäufer sammt Helfern gerichtlicher Belohnung ihres feinen Handwerksvortheils entgegensehen.

(Geheimmittel.) Die „Sächs. Industriezig.“ publizirt die Beschaffenheit einiger vielfach bekannter Geheimmittel. Anadoli oder orientalische Zahnreinigungsmasse von Kreller in Nürnberg ist Stärkemehl, Seifenwurzel, Seife und etwas ätherisches Oel, wird per Glas für 20 Gr. verkauft und ist $1\frac{1}{2}$ Gr. werth. Dr. Borchardt's Kräuterseife ist künstlich gefärbte und mit ein paar Tropfen ätherischem Oel wohlriechend gemachte Seife. Goldberger's Schweizer Kräutersaft gegen Lungensucht ist Zucker, Pomeranzenblüthenwasser und Pomeranzen- und Laktukabitter. Die Schweizer Firmen auf den Gläsern sind nur ideal. Rowland's Macassaröl für den Haarwuchs ist mit schleimigen Harzen verdicktes und mit Alkannawurzel roth gefärbtes Olivenöl. Der Haarbalsam von Dupuytren ist Ochsenmarkpomade mit etwas span. Fliegenextrakt und wohlriechendem Oel versetzt. Von Hösch in Köln rührt ein sogenanntes Mittel gegen die Epilepsie her, welches aus Baumöl und Zucker besteht, die Flasche zu 4 Thlrn., und höchstens 12 Gr. werth.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 40. Freitag, 4. April 1862.

Die Pächterin.

Novelle.

Man kann sich wohl nicht leicht ein reizenderes Stückchen Erde denken, als den Park zu Trianon im Spätsommer des Jahres 177*. Der klare, blaue Himmel, welcher sich über dieser lieblichen Gegend wölbte, die goldene Sonne, welche ihr Licht auf diese herrlichen Baumgruppen, die smaragdgrünen Rasenplätze und buntfarbigen Blumenbeete ausgoß, erschienen hier glänzender, reiner, ätherischer, als rings umher; die Luft lauer, schmeichelnder — selbst die Wellen des kleinen Baches hinter der niedlichen Meierei von Klein-Trianon murmelten freudiger und vergnügter zwischen ihren blumigten Ufern.

Es war einer jener sonnigen milden Tage des Monats Dezember, an welchem man mit jedem Athemzuge Glück, Lust und Freude einsaugt, wo man Aether, der das Blut noch einmal so schnell kreisen läßt, zu trinken wähnt und man erkennt, daß die Natur uns so unendlich viel zum Glück gegeben, daß der Mensch selbst nur noch wenig hinzuzufügen braucht.

Aber eben dieses Wenige, was der Mensch beimischt, ist Gift, ist bittere Galle — so scharf und bitter, daß der kleinste Tropfen den überschäumenden Freudenbecher vergällen kann.

Doch lassen wir diese traurigen Gedanken und erzählen wir weiter von dem grünen lustigen Park zu Trianon, seiner kleinen Meierei, dem blauen, spiegelhellen See, den duftenden Blumen und den schönen Schäferinnen, die zwischen diesen Blumen und grünen Bäumen fröhlich umherhüpften, den frischen Rasen mit ihren kleinen, niedlichen Atlasschuhen niedertraten und dann mit ihren porzellanenen Milcheimern in die mit Marmorplatten ausgelegten Ställe der Meierei gingen, die bunt gesprenkelten Schweizerkühe melkten und Biscuitbrod in die Milch brockten, um ein ländliches Abendessen davon zu bereiten.

Man wird leicht errathen, wer diese reizenden Schäferinnen in rosafarbigen, seidenen Reifröcken, weißen Atlasschuhen und runden Hüten waren, wenn wir bemerken, daß Trianon mit seinem Garten und seiner Meierei der Lieblingsaufenthalt der Königin von Frankreich, der liebenswürdigen Maria Antoinette, war und daß hier jene idyllische Poesie, welche wir in den Schäfergedichten Florians finden, zur schönen Wirklichkeit geworden war.

Es thut nichts zur Sache, daß jene reizenden Daphnen und Chloen des Parkes von Trianon nicht schlichte Hirtenkinder, sondern Herzoginnen, Prinzessinnen und Marquisinnen waren und die Schäfer, welche hier auf der Flöte des Pan die Nymphen und Schäferinnen lockten, sich mit derselben Leichtigkeit auf dem parquetirten Boden des Hofes zu Versailles, wie auf dem Rasen zu Trianon bewegten.

Es war um die neunte Morgenstunde.

In einem der schattigen Baumgänge dieses Parkes ging ein junger Mann von vielleicht zwanzig Jahren unruhig auf und ab; sein Anzug war zwar der glänzende und elegante der vornehmen Herren jener Zeit, allein man konnte leicht bemerken, wie sich ein gewisses Streben nach Einfachheit darin geltend machte.

Trotzdem kleidete der silberfarbige Rock, die weiße, goldgestickte Atlasweste und der an der Seite aufgeschlagene Hut den jungen Mann vortrefflich, zumal da unter dem Hut ein interessantes Gesicht mit großen blauen Augen und blonden Locken, die nur unwillig den Puder zu tragen schienen, hervorsah.

Von Zeit zu Zeit blieb der junge Mann stehen und warf einen flüchtigen Blick auf seine Uhr, dann murmelte er vor sich hin:

„Mein Gott! schon neun Uhr, und der Abbé läßt sich immer noch nicht blicken und in einer halben Stunde soll die Probe seyn — es ist mir unerklärlich.“

Er ging wieder einige Schritte vorwärts, bis an eine Biegung des Weges, wo er durch die gerad-laufenden Baumalleen hindurch die von Paris nach Trianon führende Landstraße erblicken konnte, aber kein Wagen ließ sich auf der Chaussee sehen, kein fernes Staubwölkchen verkündete seine Ankunft. Der junge Mann strich sich in seiner Verlegenheit durch das Haar und murmelte endlich zwischen den Zähnen:

„Wohlan! warten wir ab, was da kommen wird; ohne den Abbé gehe ich nicht einen Schritt von hier und möge meinetwegen darüber die ganze Oper zu Wasser werden. Sie mögen sehen, wie sie sich ohne Bräutigam behelfen können — es ist eine pikante Veränderung — und übrigens ist in diesem Frankreich ein Bräutigam oft die unbedeutendste Nebenperson. Dazu kenne ich mein holdes Bräutchen so wenig, daß ihre Reize mich durchaus nicht anziehen können, auch nur einen Abend Hymens Rosenfesseln zu tragen. Ja, wenn es Gabriele wäre — aber so" — und er seufzte bei diesen Worten.

Er ging noch einige Minuten auf und ab, dann setzte er sich auf eine Moosbank, legte den Kopf in die Hand und sprach, in die dunkle, grüne Waldesnacht hineinschauend:

„Versuchen wir ein wenig zu schlafen — ich habe ohnedies die ganze Nacht wegen des verwünschten Einstudirens kein Auge zugethan — und die Vögel singen so schön, daß man sich keine lieblicheren Schlummerlieder wünschen kann — ja, ich will schlafen und von meiner Dame aus dem Theatre français träumen."

Er schloß die Augen, wandte sich auf die andere Seite und schon nach wenigen Minuten verriethen die gleichmäßigen Athemzüge, daß er entschlummert war.

Die Jugend schläft immer gut und sanft, mag das Kissen nun ein Daunenbett oder ein Felsenblock oder eine Moosbank seyn, nur das Alter, welches schon so viel entbehren muß, hat nicht einmal die Entschädigung, alle diese Entbehrungen im süßen, festen Schlafe zu vergessen und in einem glücklichen Traum sich die heiteren Erinnerungen der Jugend zurückzurufen.

Wenige Minuten später wurden die Zweige der grünen Laubwand vorsichtig zurückgebogen und hinter der Moosbank hervor schlüpften zwei junge Frauen in jenem eben beschriebenen Schäferkostüm. Beide waren jedoch gegen die gewöhnliche Sitte der damaligen Zeit ohne Puder und üppig drängten sich dunkle und blonde Locken unter den kleinen Hütchen hervor.

Sie trugen weißseidene Unterröcke mit aufgestecktem, rosafarbenen Ueberwurf, um die Busen flatterten buntseidene Schleifen und der kleine, feingeformte Fuß war mit niedlichen rothen Atlasschuhen bekleidet.

„Still, Gabriele," flüsterte die ältere der beiden jungen Damen, eine reizende Blondine mit den schönsten blauen Augen, einem klaren Spiegel ihrer Seele, dem zartesten Teint, wunderschönen Armen und Händen und jenem graziösen, schwebenden Gang, der das Entzücken Aller war, die sie sahen — „still, meine kleine Freundin! der junge deutsche Bär schläft vielleicht nicht so fest, als wir glauben, und wenn er plötzlich erwachte, würden wir in sehr große Verlegenheit kommen."

Während die junge Dame so sprach, hatte sich die Andere vorsichtig über die Moosbank gebeugt, um das Gesicht des Schläfers zu betrachten, als sie plötzlich einen lauten Schrei ausstieß und, da der junge Mann in diesem Augenblick die Augen aufschlug, wie vom Sturmwind gejagt, davonlief und bald hinter den Bäumen verschwand.

(Fortsetzung folgt.)

Eine rührende Geschichte.

Mitgetheilt von Ch. H.

Vergangene Woche ereignete sich in Luzern ein rührender Vorfall, den ich Ihnen kurz und einfach, wie er sich zutrug, erzählen will. Ich wohne in einiger Entfernung von der Stadt dicht am See. Sehr ermüdet zu Bette gegangen, wurde ich Morgens gegen drei Uhr durch heftiges Schießen erweckt. Schuß auf Schuß folgte sich wie bei einer Kanonade. Unwillkürlich dachte ich an den Sonderbundskrieg und glaubte beinahe, die Stadt werde von feindlichen Truppen blokirt. Ich sprang aus dem Bette ans Fenster. Vor mir lag der See, dicht in Nebel gehüllt; die Bergriesen an seinen Ufern sahen nur schattenhaft, gespenstisch herab mit ihren weißen, schneebedeckten Kuppen, die wie ungeheure Nachtmützen, welche die Berge zum Schlummer sich über die Ohren gezogen hatten, erschienen. Da blitzte es auf einer Stelle im See, wo ich nur eine dunkle Masse unterscheiden konnte, und ein mächtiger Knall folgte. Kaum war er donnernd verhallt, als es an einer anderen Stelle im See wieder aufblitzte und wieder ein Knall ertönte, dem kurz darauf an einer dritten Stelle ein Knall mit vorausgehendem Feueraufblitzen folgte. Das waren Kanonenschüsse, ohne Frage. Jetzt begann es wieder an der ersten Stelle zu blitzen und zu donnern, darauf an der zweiten, sodann an der dritten. Verwundert sah ich dem Schauspiel zu, das sich immer wiederholte. Nach einiger Zeit erkannte ich die drei dunklen Punkte, von denen das Schießen, das nicht aufhören zu wollen schien, ausging, als drei in einiger Entfernung von einander

befindliche Schiffe mitten auf dem See: das eine ein Dampfschiff, die andern beiden große Segelschiffe. Das Feuern dauerte fort. Ich war noch etwas schlaftrunken: „Sollte eine Seeschlacht ....“ dachte ich. Das abwechselnde Schießen währte fort, bis es Morgen wurde. Da erfuhr ich von dem Mädchen, das mir den Kaffee brachte, auf meine Frage, was diese Kanonade bedeute: daß ein Dampfschiffskapitän heute Hochzeit halte, deren Feier das Schießen gelte. Die Trauungen finden hier in der Schweiz sehr früh am Morgen in der Kirche statt, im Winter um sieben Uhr, im Sommer oft schon um fünf Uhr. Meistens werden zwei oder mehrere Paare zu gleicher Zeit getraut, wie es sich eben trifft, selten findet eine einzelne Trauung statt. Es ist das so Sitte.

Gerne hätte ich die Trauungsfeierlichkeit mitangesehen; es war jedoch bereits zu spät, um rechtzeitig in die Kirche zu kommen, wenn ich mich auch noch so sehr beeilt hätte.

Ich hatte bereits die morgendliche Kanonade und ihren Grund vergessen, als ich Nachmittags bei einem Besuche in der Stadt folgendes rührende Intermezzo, das bei der Trauung am Morgen sich zugetragen, erfuhr.

Es hatten sich nämlich zwei Paare zur Trauung beim Geistlichen gemeldet: der erwähnte Dampfschiffskapitän mit seiner Braut, und ein Bürgerssohn aus der Nähe, dessen Braut eine Tochter aus einem entfernten Orte war. Der Dampfschiffskapitän mit seiner Braut und dem üblichen Geleite hatte sich zuerst in der Kirche eingefunden. Nach einiger Zeit erschien der andere Hochzeiter mit seiner Braut und Begleitung. Da stürzte die Braut des Letzteren, als sie in die Kirche trat und den Dampfschiffskapitän erblickte, mit einem lauten Ausruf auf diesen zu und umarmte und küßte ihn unter Weinen. Man denke sich das Erstaunen der Anwesenden, den Schrecken der Braut des Umarmten! Was lag näher als der Gedanke, daß die Umarmende eine frühere Liebe des Kapitäns sey, daß nun vielleicht Einsprache gegen die Hochzeit erfolgen, wenigstens Störungen und Schwierigkeiten mancher Art den Trauungsakt verzögern, wenn nicht unmöglich machen würden. Die Stimmung Aller war gewiß eine höchst eigenthümliche und peinliche. Niemand vermochte das Räthsel zu lösen, selbst der Kapitän nicht, denn ihm war die junge Braut, die ihn so innig umarmte und küßte, völlig unbekannt. Sprachlos stand er da, was nicht wenig dazu beitrug, ihn vielleicht in manchen Augen als schuldig erscheinen zu lassen.

Endlich machte die Urheberin dieses Vorfalls, nachdem sie sich wieder etwas erholt hatte und das Weinen sie nicht mehr am Sprechen verhinderte, der peinlichen Stimmung Aller ein Ende, indem sie ihre Aufregung und Freude beim Anblick des Kapitäns durch eine Erklärung, die natürlich keiner der Anwesenden voraus ahnen konnte, rechtfertigte. Sie machte folgende einfache Mittheilung, die Aller Herzen aufs tiefste rührte.

Im verflossenen Sommer hatte sie mit ihrem Bruder und einem Bekannten desselben eine Nachenfahrt über den See gemacht. Bei dieser Gelegenheit waren sie zu nahe an ein vorüberbrausendes Dampfboot gerudert, der starke Wellenschlag warf den Nachen um und die drei stürzten ins Wasser und versanken sofort. Schnell ließ der Kapitän des Dampfschiffes die auf jedem Dampfschiffe befindliche Gondel lösen und zwei Matrosen fuhren in derselben rasch an die Stelle, wo jene versunken waren. Glücklich erreichten sie auch noch die beiden Burschen, die aus dem Wasser eben wieder emportauchend mit den Wellen kämpften, und retteten dieselben in das Boot. Entweder vergaßen sie in der Eile, daß auch noch das junge Mädchen im See war, oder hatten sie dieselbe vom Dampfboot aus nicht bemerkt. Als aber nun die zwei halb bewußtlosen Männer auf das Schiff gebracht waren, dachten sie erst an das Mädchen und riefen jammernd nach ihr. Nur eine schnelle, kühne That konnte da noch Rettung bringen, jeder Moment der Zögerung brachte dem Mädchen sichern Tod. Alle standen sprachlos und unentschlossen. Da stürzte sich der edle, heldenmüthige Kapitän, sein eignes Leben wagend, raschen Sprunges vom Dampfschiff in den See, schwamm nach der Stelle, wo das Mädchen versunken, tauchte nieder und kam nach einer Weile glücklich wieder an die Oberfläche, die Halbtodte kräftig in den Armen haltend und dem Schiffe zuschwimmend. Auf das Verdeck gebracht, kam die Gerettete bald zu sich, sah ihren Retter hilfreich um sie beschäftigt und hörte durch ihren Bruder von seiner kühnen That. Man war eben an einer Station angekommen, dort setzte man die Geretteten aus, die auf anderen Wegen in ihr Heimathsdorf zurückkehrten. Leider hatten sie den Namen des Kapitäns in der Verwirrung zu erfragen vergessen und ihn auch seitdem nicht mehr gesehen. Als sie nun, indessen die Braut eines braven Mannes geworden, in die Kirche zur Trauung trat, sah sie zum ersten Male den Kapitän, ihren edelmüthigen Lebensretter, wieder. Ihre freudige Aufregung und tiefe Rührung bei seinem Anblicke ist leicht erklärlich. Daß sie diesem Gefühle heißen Dankes nachgab, indem sie ihn weinend umarmte und küßte, nicht minder. Der Kapitän erkannte in dem bräutlich geschmückten, blühenden Mädchen das todtbleiche, mit dem von den nassen Haaren umworrenen Gesichte nicht wieder. Daher sein sprachloses Erstaunen bei ihrem Gebahren.

Freudig und zugleich tiefe Rührung in Aller Herzen erregend, machte diese Erzählung der Braut, die oft von Thränen sowohl von ihr als einzelnen Anwesenden unterbrochen war, der peinlichen, beängstigenden Stimmung, die sich aller Betheiligten bei Beginn dieser seltsamen Scene bemächtigt hatte, ein Ende. Die Trauung ging hierauf vor sich und in den Kanonendonner, der noch immer von den Schiffen im See schallte, mischte sich bei dem darauffolgenden Festschmaus manches donnernde „Hoch" auf den heldenmüthigen, braven Dampfschiffskapitän.

Mannigfaltiges.

Daß sich amerikanische und englische Wettkämpfer aller Art diesseits oder jenseits des Oceans ein Rendezvous geben, ist nichts Seltenes mehr; daß aber englische Kricketspieler die 16,000 englische Meilen weite Reise nach Melbourne nicht scheuten, um mit australischen Rivalen sich zu messen, ist gewiß etwas Unerhörtes. Ende Dezember vorigen Jahres kamen dort mit dem „Great Britain" elf der besten Kricketspieler aus England an, welche der Einladung einiger Mitglieder des Melbourner Kricketclubs gefolgt waren, und hielten einen so festlichen Einzug in Melbourne, wie etwa früher ruhmgekrönte Feldherrn, die vom Schlachtfeld nach Rom zurückkehrten. Als die Ankunft des „Great Britain" gemeldet wurde, fuhren die vornehmsten Mitglieder des Melbourner Kricketclubs in der Nacht den angekommenen Rivalen nach Queenskliff entgegen und überreichten denselben eine auf Pergament geschriebene Adresse ihres Clubs. An Bord des „Great Britain" wurde alsdann ein Champagnerfrühstück eingenommen. Alle Schiffe in Hobsons Bai und viele Häuser am Ufer waren beflaggt. Ein Dampfer brachte die Gesellschaft alsdann nach Sandridge. In Gartens Hotel daselbst wurden die englischen Gäste mit moussirendem Moselwein bewirthet und mußten sich vom Balkon aus dem jubelnden Volke zeigen. Den Weg von dort nach Melbourne legten dieselben in einem mit acht Grauschimmeln bespannten Wagen zurück. In Melbourne wurden die englischen Kricketer von einer großen Volksmenge mit ungeheurem Jubel empfangen. Der erste Wettkampf fand am Neujahrstage in Melbourne statt, wobei die englischen Kämpfer Sieger blieben. Nachdem sie in Ballarat, Sandhurst, Castlemaine, Maryborough und Sydney mit dortigen Kricketspielern sich gemessen hatten, kehrten sie im März nach England zurück. Die englischen Gäste erhalten die Hin- und Rückreise vergütet, in Australien Alles frei und außerdem jeder ein Geschenk von 150 Pfd. Sterl.

(Sonst und Jetzt?) Vor Erfindung der Buchdruckerkunst schätzten selbst berühmte Gelehrte sich glücklich, wenn sie es zum Besitze von zehn bis zwanzig Büchern bringen konnten; eine Bibliothek von hundert Bänden war ein außerordentlicher Reichthum und „Gottes Wort" lag nicht, um es dem Auge des Laien zu entziehen, in vielen Kirchen an Ketten, sondern um das theure Gut vor Diebsfingern zu sichern, denn eine Bibel, die wir heute mit allem Schmuck von Stahlstichen, Holzschnitten und Buntdruckblättern um 5 Thlr. kaufen können, wurde damals oft mit 1000 Goldgulden bezahlt! Durch Geschenke von Manuskripten konnte Jeder ein Wohlthäter werden; Väter konnten damit ihre Töchter ausstatten, Verschuldete sich Gelder verschaffen und Sterbende trafen über ein Buch oft besondere testamentarische Bestimmungen. Nicht selten verlieh man Bücher auf Lebensdauer oder auf bestimmte Zeit gegen Renten oder hohe Zinsen. In Deutschland war damals der Bücherverkauf und die Ausleihung ein Nebengeschäft der Pergamenthändler, die auf Messen oder Märkten ihre Plätze im Innern der Kirchen hatten. — So war es mit dem Bücherwesen bis zum Auftreten Gutenberg's bestellt und wie dasselbe jetzt ist, weiß Jedermann.

An dieselbe.

Du Thal, mit deinen blumenreichen Auen,
Mit deinem üpp'gen Grün und deiner Sonne Gluth,
Dem Auge gibst du Köstliches zu schauen,
Wenn es mit trunk'nem Blick auf deinen Reizen ruht.

Der Wunder birgst so viele du im Schooße,
Doch ließest du erblüh'n in hoher, stolzer Pracht
Die schönste Blume, ja die schönste Rose,
Die je ein Frühlingshauch belebend angefacht.

Sie sah ich, sie, ihr himmlisch hohen Mächte,
Warum erschuft ihr dies bezaubernd Engelsbild.
In all' mein Denken, in den Traum der Nächte
Verwebt, erschau' ich sie, so hehr und doch so mild.

Du Thal mit deinen festgeschmückten Auen,
Mit deiner Blüthen Kranz auf üppig grüner Flur,
Das schönste Thal bleibst du in allen Gauen,
Und wär' dein einz'ger Schmuck auch diese Rose nur!

* *

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 41. Sonntag, 6. April 1862.

Die Pächterin.

(Fortsetzung.)

Noch halb im Schlaf sprang der junge Mann rasch von der Moosbank auf, und der Entflohenen nachblickend murmelte er:

„Mein Gott, was war das? war das nicht die Stimme, das Gesicht Gabrielens, meiner Dame aus dem Theater français?"

Jetzt erst bemerkte er die Begleiterin der Verschwundenen, die in einiger Befangenheit und Verlegenheit über das seltsame Benehmen ihrer Freundin einen Schritt zurückgetreten war.

„O! Sie verzeihen, mein Fräulein!" rief der junge Mann, indem er den Hut zog, „daß ich einen Augenblick Ihre Anwesenheit nicht bemerken konnte — aber ich war so überrascht, so . . . doch lassen wir das und sagen Sie mir um der Heiligen willen, war das nicht eine junge Dame, Gabriele ist ihr Vorname, aus der Faubourg St. Germain?"

Die junge Frau, noch mehr befremdet über diese seltsame verwirrte Anrede, konnte für den ersten Augenblick kein Wort der Erwiederung finden — endlich aber suchte sie eine gefaßte Miene anzunehmen und sprach in gemessenem Tone:

„Fürs Erste, mein Herr, muß ich Sie um eine Erklärung darüber bitten, wie Sie in diesen Park, der, wie Sie wissen werden, Privateigenthum der Königin ist, gekommen sind; ich bin die Pächterin der Meierei — mein Mann ist Wirthschaftsverwalter und hat die Aufsicht über den Park auszuüben. — Sie sehen also, ich habe ein Recht zu dieser Frage."

Ein unbefangener Beobachter hätte recht gut bemerken können, wie die junge Frau kaum das Lachen bei diesen Worten verbergen konnte, allein der junge Mann merkte in seiner Ueberraschung nichts davon.

„Pächterin — Wirthschaftsverwalter," murmelte er betroffen, indem er das elegante Kostüm der jungen, reizenden Frau betrachtete, „bei Gott, Madame, das ist sehr sonderbar, bei uns tragen die Pächterinnen und Frauen der Wirthschaftsverwalter keine seidenen Roben — Sie werden mir also erlauben, mich von meinem Erstaunen zu erholen, bevor ich Ihre Frage beantworte."

Die junge Frau konnte kaum das Lachen unterdrücken, doch suchte sie ihren Ernst zu behaupten und antwortete mit einem leisen Anflug von Spott:

„Lassen wir die Untersuchung hierüber, wie es bei Ihnen ist und ob Ihre Pächterinnen Unterröcke von Seide oder seidene Roben tragen, und antworten Sie auf meine Frage."

„Das ist eine sehr einfache Geschichte," murmelte der junge Mann, während er die junge Frau fortwährend mit lebhaften Blicken betrachtete, „und lange nicht so wunderbar, als daß es in Trianon so reizende Pächterinnen in seidenen Roben und rosafarbenen Atlasschuhen gibt" und bei diesen letzten Worten heftete er einen wirklich schmachtenden Blick auf den kleinen Fuß der jungen Dame, die nun ihrerseits immer mehr verlegen wurde, während der junge Herr allmälich seine Unbefangenheit wieder gewann.

Nach einer kleinen Pause begann der junge Mann wieder:

„Indessen, Sie haben Recht — darum habe ich mich nicht zu kümmern — so leid mir dies auch thut" — die junge Frau pflückte in ihrer Verlegenheit einen Baumzweig ab und drehte ihn zwischen den Fingern — „und da Sie nun einmal als Pächterin und Frau Wirthschaftsverwalterin von Trianon mich fragen, wie ich hieher gekommen, so will ich Ihnen das offenherzig erzählen. Doch setzen wir uns, das Stehen ermüdet Sie und die Erzählung ist nicht ganz so kurz."

Bei diesen Worten bot er als galanter Kavalier der jungen Frau den Arm und führte sie zur Moosbank.

„Glaubte ich doch niemals, daß die Pächterin einer Meierei solche schöne weiße Arme und so eine

kleine zarte Hand haben könnte," sprach der junge Mann halblaut vor sich hin, doch noch so deutlich, daß es die junge Frau hören konnte, die schnell dazwischen rief:

„Ihre Erzählung, mein Herr!" —

„Zuerst," begann, nachdem sie sich niedergelassen, der junge Mann, „zuerst, Madame, halte ich es für nöthig, Ihnen zu sagen, wer die Ehre und das Vergnügen hat, sich mit Ihnen zu unterhalten. Mein Name ist Franz Karl v. Trautenstein, zukünftiger Erb-Lehn- und Gerichtsherr auf und zu Trautenstein."

Die junge Frau machte eine scherzhafte Verbeugung und bemerkte lächelnd:

„Aber das erklärt mir immer noch nicht, wie Sie in den Park von Trianon gekommen sind."

„Sie werden es gleich hören," entgegnete der junge Mann, während er, wahrscheinlich aus Zerstreuung, die Hand der jungen Frau an die Lippen führte; aber ein leichter Schlag mit dem Stäbchen, welches sie in der Hand trug, machte ihn aufmerksam, daß er zu kühn gewesen.

„Vor einem halben Jahre," fuhr er, den Schlag geduldig hinnehmend, fort, „kam ich nach Paris, mit Empfehlungen an den Abbé Vermont versehen. Der Abbé, ein Vertrauter der Königin, wie Ihnen, Madame, bekannt seyn wird, nahm mich freundlich auf und wurde mir in diesem verführerischen Paris ein väterlicher Rathgeber. Nur Eins konnte ich nicht von ihm erlangen, mich bei Hof vorzustellen, alle meine Bitten über diesen Punkt waren vergeblich und er schloß seine Rede darüber stets mit den Worten: ich wäre noch zu ungeduldig, mich auf dem glatten Boden von Versailles zu bewegen. Da kömmt er plötzlich vor ungefähr acht Tagen in aller Eile zu mir gelaufen, und erzählte in voller Verlegenheit, er habe von der Königin den Auftrag erhalten, einen Darsteller für eine Rolle in einer neuen kleinen allerliebsten Oper ausfindig zu machen, der eine leidliche Tenorstimme habe und auch sonst fähig sey, in einem Hofkreis zu erscheinen. Der gute Abbé hatte mich nur einige Male am Klavier einige alte Lieder aus der Heimath klimpern hören, — und er hatte sich plötzlich erinnert, daß die Deutschen im Allgemeinen eine sehr musikalische Nation wären, daß ich insbesondere keine unangenehme Stimme hätte und daß ich am Ende auch meinen Namen neben denen der Vicomte's und Marquis am Hofe Sr. allerchristlichsten Majestät von Frankreich nennen lassen dürfte — kurz, er machte mir den Vorschlag, die Rolle in der Oper für das Privattheater Ihrer Majestät zu übernehmen. Sie können sich denken, Madame, daß mich der Antrag in einige Verlegenheit setzte, denn obgleich ich recht gut ein lustig' vaterländisch Trinklied singen kann, so wußte ich doch nicht, ob meine deutsche Kehle für die zarten Reime des Verfassers nicht etwa zu rauh und holperig wäre — indessen, der Abbé bat so dringend und ich ließ es auf einen Versuch ankommen . . . . Der Abbé brachte mir den Text meiner Rolle, ich studirte die Partheien am Klavier ein, und gestern bestellte mich der Abbé zur Generalprobe nach Trianon, wo auch zugleich meine Vorstellung vor Ihrer Majestät, die ich bis jetzt leider noch nicht gesehen, erfolgen soll. Der Wagen des Abbé brachte mich in aller Frühe nach Trianon, während mir ein von seinem Bedienten überreichtes Billet mittheilte, daß er, der Abbé, durch Geschäfte abgehalten werde, mit mir zusammen nach Trianon zu fahren, er würde mich jedoch in der großen Allee des Parks treffen und ich sollte ihn daselbst erwarten — und so, Madame, bin ich gekommen und warte nun schon seit einer Stunde auf meinen Abbé, der aber durchaus nicht kommen will."

(Fortsetzung folgt.)

Modernes Bündniß. *)

„Hat Sie Geld?" So fragt er und prüft, den Klemmer im Auge,
Blinzelnd, ob zu dem Geld Fülle sich paare und Reiz?
„Recht passabel, auf Ehr'! Pretentiös' süffisante Manieren,
Frische Toilett' — und im Tanz leidlich modern degagirt!
Ist Sie von hier? Vom Land?! Etwas dumm?! So so! — Mir Pommade!
Geld bereichert den Geist —: Paßt mir vortrefflich zur Frau!" —
„„Hat Er Geld?"" So fragt sie verstohlen, und tändelt am Armband,
Während hinauf vom Parket gleitet der prüfende Blick.
„„Arrogant, affektirt, wie alle die Herrn der Schablone,
Ganz unausstehlicher Geck — aber gewiß, er hat Geld!"" —
„Hat Er Geld?" So lispeln und flüstern die forschenden Eltern,
Wenn er des kommenden Tags seine Visite bestellt. —

*) Aus dem „Buch für Edelfrauen und edle Frauen", Dichtungen von Richard v. Meerheim (Dresden, Meinhold und Söhne).

„Hat Er Geld? — Hat Sie Geld?“ So schleudert die zischelnde Neugier
Ihre Raketen empor, Dunkel und Nacht zu enthüll'n.
Freunde, Gevattern und Basen, die nah' und entferntere Sippe,
Wie auch verschiedenen Sinn's, all' sind sie einig im Klatsch! —
Endlich leuchtet die Antwort, und sey sie auch falsch, wie der Phosphor,
Welcher, mit gleißendem Schein, fauligen Spänen entsteigt:
Ja, es ist glänzend entschieden! Das Geld ersetzte die Geltung —
Glückwunsch, huld'ge dem Paar: Wenn nicht verliebt, doch verlobt! —
Was denn, in unseren Tagen modern verklärtester Bildung,
Was nach häuslichem Sinn fragt der verfeinte Geschmack?!
Anmuth des Geistes, Verständniß des Schönen und weibliche Würde:
Sentimentales Geschwätz einer verwundenen Zeit!
Immer „**au dernier gout**“ zu schürzen Coiffur' und Toilette,
Das ist der Jungfrau Stolz — während die Suppe verbrennt!
Unorthographisches Deutsch schreibt sie, mit Kommas-Verbannung,
Aber Französisch frivol plappert geläufig der Mund,
Kinder-Soireen und Bälle erzieh'n medisante Koketten,
Leidlich geschult in „**dehors**“; — aber verarmt an Gefühl.
Teint und Händchen „soigniren“ und weiß „konserviren“ im Nichtsthun;
So lehrt Deutschland jetzt, künftige Mütter erzieh'n!
Undankbar und parteiisch wohl wär' es, zu schweigen vom Bess'ren —
Aber nur sparsam blüht edlere Mutternatur! —
Finden sich Mängel und Makel; Herbei mit deckendem Firniß;
Scheine — Du gilst, wie Du scheinst! — Trüge, denn Trug ist Triumph!
Flach hinstreichend am Ufer, vermeidend den bläulichen Tiefgrund,
Netze der Flügel sich leis, prahlend vom Lichte besonnt!
Hübsch von Allem Etwas! Nichts gründlich. An der Palette
Und am Klavier! die Natur wird, wie die Kunst karrikirt.
Beifallsklatschen belohnt von verhimmelten Jüngern das Kunststück,
Und im „Bravissimo!“ bläht, eitel, Frau Mutter sich auf.
Jammert und klagt nur, es schwinde die ritterlich adlige Sitte,
Welche die Männer von Sonst warf vor der Dame in's Knie!
Courtoisie, Schwärmerei und der Reichthum heil'ger Gefühle
Wird als „**Fadaise**“ verlacht — nehmt mit dem Klotz denn fürlieb!
Denn, wie das Scepter regieret der Frau'n — so gehorchen die Männer:
Weibliche Anmuth schreibt ewig das Sittengesetz! — —
Wohl denn! Auf, zum Altare! Ist Er doch selber kein Taucher:
Ueber den schilfigen Grund schwirrt der Libelle Gelüst!
Also wagt es das Paar, vor Gott hintretend als Lügner;
Leiskühl drückt sich die Hand, eisig, ach, athmet das Herz!
Feierlich tönt durch den Dom die Frage: „Liebt Ihr einander?“
„„Ja!““ antwortet's gedehnt, langhinschlummernden Hauchs.
Aber dies lügende Ja verschlingt sich zu rächender Fessel,
Klirrt durch den rauschenden Tag, höhnt durch die schweigende Nacht!
Mögen die Funken der Freud' auch der strahlende Lüstre herabstreu'n,
Einsam dunkelt's am Herd, löschet die Flamme des Scheins.
Einsam weinet im Herzen die schlummerentstiegene Sehnsucht,
Ringet die Arme: „Mein Gott, wärme mich, eh' ich erstarrt!“
Aber die Liebe bleibt fern; Unfrieden lagert, gelangweilt,
Gähnend sich in dem Fauteuil, starrt in den Marmorkamin;
Doch kein fröhliches Flackern entringt sich der sterbenden Asche;
Heißer nur drückt sich das Joch, welches den Nacken umschnürt!
Unglück, Noth und Entbehrung vereinigt nur fester die Seelen,
Welche die Liebe geküßt, welche die Treue verknüpft;
Aber, wenn schwer das Verhängniß tritt in die Hallen der Lüge,

Wenn, anklopfend, die Noth rächend als Gläubiger naht,
Dann entringt sich dem Herde die tausendzüngige Zwietracht,
Welche des Vorwurfs Qual schleudert vernichtend in's Herz.
Auf den Ruinen des Hauses hinirren die Granengespenster,
Die dem verhöhnten Altar, rächenden Fluches, entschwebt,
Furchtbar glüht aus der Asche verglimmenden Glückes die Mahnung:
Daß nur der inn're Gehalt adelt den äußeren Werth!

Mannigfaltiges.

Der amerikanische Bürgerkrieg hat schon zu manchen seltsamen Erfindungen Veranlassung gegeben, deren Werth noch nicht genugsam festgestellt zu seyn scheint, unter diesen auch zu Hörröhren aus vulkanisirtem Kautschuck, welche an die Mützen der Vorposten angeschnallt werden und diese in den Sand setzen sollen, das Heranschleichen feindlicher Abtheilungen, ferne Hufschläge u. dgl. rascher wahrzunehmen, als mit freiem Ohre möglich ist.

Eine andere, aber nicht aus Amerika stammende und nicht zu Kriegszwecken dienende Erfindung ist die Verwendung des Guano zum Poliren von Glas und Metallen. Das Rezept lautet: 100 Theile Guano, 25 feinen Tripolis, 10 gemeinen Seesalzes und 12 Theile Weizenmehls zu einem Pulver mengen, zu dessen Auftragung beim Poliren man sich verdünnten Alkohols bediene.

Eine Vergiftung, bei der ein Zigeuner verdächtig geworden ist, veranlaßt einen „Medikus" zur folgenden interessanten Mittheilung in der „Times" über das sogenannte Drei oder Dri — ein eigenthümliches Vergiftungsmittel, das ein Geheimniß der Zigeuner seyn soll: Es ist ein braunes Pulver, das aus einer Fungusart gewonnen wird und eine Unzahl von Sporen (Samen von gewissen Moosen, Flechten 2c.) enthält. Diese Sporen haben die Eigenthümlichkeit, daß sie sich in Berührung mit lebenden animalischen Substanzen (z. B. wenn sie verschluckt werden) weiter entwickeln und unzählige grünlich gelbe Fasern von 12 bis 18 Zoll Länge ansetzen. Das Pulver wird gewöhnlich in ein laues Getränk gemischt; die Sporen, mit diesem unbemerkt verschluckt, heften sich an den Schleimhäuten fest, keimen und treiben die erwähnten Filamente zu Millionen. Letztere wachsen furchtbar rasch, erzeugen zuerst Symptome von hektischem Fieber und nicht selten fortwährendes Blutspucken, bis nach 2 oder 3 Wochen Tod eintritt. Einen Fall dieser Art hatte ich vor zwei Jahren in Italien beobachtet. Erst bei der Leichenschau ward die Todesveranlassung ersichtlich. Die Fibern, deren Wachsthum durch den Tod des Individuums und den Mangel an nöthiger Wärme zum Stillstand gebracht worden war, befanden sich theilweise schon im Zustande der Zersetzung; zwei oder drei Tage später wäre keine Spur einer Vergiftung weiter nachweisbar gewesen.

(Der leichte Dukaten.) In einer kleinen Stadt lebte vor Zeiten ein Roßhändler, das Gottlobchen geheißen, der war, wie man dort sagt, mit allen Wassern gewaschen und mit allen Hunden gehetzt. Der hatte einem Bäuerlein ein Pferd abgekauft und es ihm in lauter schönen glänzenden Dukaten bezahlt. Nachdem er aus dem Gasthause, wo die Zahlung geschehen war, sich entfernt, hatte ein Gast dem Bauern gesagt, er solle die Dukaten wiegen lassen, ob sie auch richtig seyen. Der Bauer wußte nun erst nicht, was das zu bedeuten habe, aber als er hörte, daß es sich darum handele, ob die Dukaten so viel werth seyen, wie jener sie ihm angerechnet, begriff er es schnell. Er ging nun zu einem Kaufmanne und ließ die Dukaten aufziehen. Da waren alle zu leicht, an einem, dem leichtesten, fehlten zwölf Aß. Erzürnt ging er wieder in das Gasthaus; kaum war er dort angelangt, so trat das Gottlobchen wieder ein. „Ihr habt mich betrogen," schrie er ihn heftig an, „Euere Dukaten sind zu leicht!" — „Hoho," entgegnete Jener, „da wird viel daran fehlen, zeigt einmal den leichtesten her!" — Der Bauer gab ihn heraus und der Roßhändler wog ihn auf einer herbeigeholten Goldwaage. Der Dukaten schnellte hoch in die Höhe. „So," sagte das Gottlobchen, „der ist zu leicht, aber viel fehlt nicht." Er legte einen Silberkreuzer auf den Dukaten und schnell sank die Waagschaale mit demselben auf den Tisch herab. „Seht," sagte er zu dem Bauer, „das ist das Ganze, was fehlt, aber damit Ihr erkennt, wie redlich ich bin, will ich Euch auf jeden Dukaten, den Ihr von mir erhalten, noch einen Silberkreuzer legen!"

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 42. Dienstag, 8. April 1862.

Die Pächterin.

(Fortsetzung.)

Die junge Frau hatte der naiven Erzählung mit lächelnder Miene zugehört und als sie zu Ende, sprach sie in scherzendem Tone: „Wenn die Sache sich so verhält, dann sind Sie pardonnirt, Herr Trautenstein. . . . Indessen möchte ich eine Frage an Sie richten . . . . Sie wissen, wir Frauen sind neugierig und . . . .“

„O, bitte, bitte, Madame!“ rief galant der junge Mann, „keine Entschuldigung . . . aus so schönem Munde ist keine Frage unangenehm.“

Die junge Frau erröthete leicht über dieses Kompliment des jungen Deutschen und sprach dann:

„Sie sind sehr artig, mein junger Freund, aber vergessen wir jetzt diese Schmeicheleien und beantworten Sie mir die Frage: Kennen Sie das junge Mädchen, welches Sie in meiner Begleitung gesehen?“

„Ah! meiner Treue — die schöne Gabriele!“ entgegnete lebhaft der junge Herr von Trautenstein, „ich habe sie beinahe vergessen, seitdem ich Madame gesehen.“

„Mein Herr!“ unterbrach ihn die Pächterin, indem sie in der Verlegenheit mit der Hand die Falten ihrer seidenen Robe glatt strich.

„Gnade, Madame, daß ich mich wieder hinreißen ließ, aber ich weiß es nicht, wie es kömmt, in diesem Frankreich wird man ein ganz anderer Mensch, man bildet sich ein, jedes schöne Gesicht zu lieben, und hält es für eine Pflicht, jeder Dame Artigkeiten zu sagen.“ —

In diesem Augenblicke erschien am andern Ende der Allee ein Mann in halb weltlichem, halb geistlichem Gewand und blieb beim Anblick der beiden Personen auf der Moosbank erstaunt stehen, indem er murmelte:

„Mein Gott! . . . täuschen mich meine Augen nicht, . . . mein junger deutscher Freund unterhält sich mit . . . .“

In diesem Moment wendete die junge Frau ihr Gesicht zufällig nach der Gegend, wo der Abbé stand und kaum hatte sie ihn erblickt, so sprang sie auf und eilte ihm, dem jungen Manne ein flüchtiges „Adieu!“ zurufend, entgegen.

„Ich bin die Pächterin der Meierei von Trianon,“ flüsterte sie dem erstaunten und sich tief verbeugenden Abbé zu, „verstehen Sie?“ wiederholte sie, als sie die großen verwunderten Augen sah, mit welchen der Abbé sie betrachtete, „ich bin „„noch auf eine Stunde““ die Pächterin der Meierei von Trianon. Adieu! einstweilen, mein Herr Abbé,“ und mit diesen Worten hüpfte sie davon. —

2.

Eine Stunde später saß der junge Herr von Trautenstein mit dem Abbé Vermont bei einem auserwählten Frühstück in einem kleinen ovalen Kabinet des Landhauses zu Trianon. Die beiden Männer waren in einem lauten Gespräch begriffen, welches sich unstreitig um einen interessanten Gegenstand drehen mußte, denn des jungen Freiherrn Augen funkelten und seine Wangen waren lebhaft geröthet.

„Sie glauben es also nicht, Abbé,“ rief der junge Mann, „daß es die Dame aus dem Theater français gewesen, die ich heute Morgen, als ich auf der Moosbank schlief, in der Begleitung der liebenswürdigen Pächterin gesehen und die wie ein gescheuchtes Reh davon lief, als ich die Augen aufschlug und sie mich erkannte?“

„Aber mein Gott, Herr Baron,“ entgegnete der Abbé in etwas gereiztem Tone, „Sie schreien ja, als ob ich taub wäre und überdies, wie kann ich glauben oder nicht glauben, daß die Begleiterin von Madame“ — bei diesen Worten hielt er einen Augenblick inne, dann fuhr er, sich schnell verbessernd, fort,

„daß die Begleiterin der Pächterin von Trianon Ihre Schöne aus dem Theater français gewesen? Sie haben mir ja noch nicht ein Wörtchen von dieser neuen Eroberung gesagt — obgleich ich Sie in 5 Minuten dreimal darum gefragt habe."

„Neue Eroberung!" wiederholte in unwilligem Tone der junge Deutsche, indem er von dem Sessel emporsprang und dabei eine volle Flasche umwarf, deren Inhalt sich über die Weste des Abbé ergoß; „was glauben Sie von mir, mein Herr Abbé? halten Sie mich auch für so einen lustigen **petit maitre**, der mit seinen Eroberungen wechselt, wie mit seinen Handschuhen?"

„Mäßigen Sie sich, mein Freund," brummte der Abbé, indem er mit einer Serviette den Wein von seiner Weste und seinen Beinkleidern zu wischen suchte — „mäßigen Sie sich und erzählen Sie in aller Ruhe . . . Sie sehen ja das Unglück, das Ihre Hitze angerichtet."

„Also hören Sie," sprach in ruhigerem Tone der junge Mann, indem er sich wieder auf dem Sessel niederließ . . . „und dann urtheilen Sie, ob es nicht eine wahrhaft deutsch-romantische Begebenheit war, welche mich die Bekanntschaft der schönen Gabriele machen ließ."

„Ich bin ganz Ohr," entgegnete der Abbé, „allein ich möchte Sie bitten, sich etwas kurz zu fassen, denn in einer halben Stunde soll der Anfang der Probe seyn und vorher muß noch Ihre Vorstellung bei der Königin erfolgen."

(Fortsetzung folgt.)

Streichhölzchen.

Zu den mancherlei Erfindungen, die erst in den letzten Decennien gemacht, so allgemein und so verbreitet in den Gebrauch des täglichen Lebens übergegangen sind, daß man jetzt ihren Mangel stündlich fühlen würde, ja kaum ohne sie fertig zu werden vermöchte, gehören auch die Streichhölzchen. Dieselben haben alle andere Weisen Feuer anzumachen so gänzlich aus dem Felde geschlagen, daß sie höchstens noch als eine Art von Rarität angestaunt und im Falle der Noth benutzt werden — in den fernen Westen Amerika's, in das Innere Asiens und Afrika's, überallhin sind die Streichhölzchen zugleich mit den Pionieren der Civilisation vorgedrungen und gehören sie, wie die Erzählungen der Reisenden uns lehren, zu den Gegenständen, welche die Wilden und Eingeborenen mit Staunen, zugleich aber mit dem Wunsch erfüllen, dieselben zu besitzen.

Der Verbrauch von Streichhölzchen hat in den letzten Jahren einen wahrhaft kolossalen Aufschwung genommen, wie schon daraus hervorgeht, daß man in Frankreich daran denken konnte, durch eine geringe Besteuerung derselben, wenn auch nicht den Finanzen aufzuhelfen, so doch eine neue ergiebige Einnahmequelle zu öffnen. In demselben Maße hat denn auch die Fabrikation zugenommen, und wie über so manches Andere, verspricht auch hierüber der raisonnirende Katalog der bevorstehenden Londoner Weltausstellung Aufschluß und einen Anhaltspunkt für interessante Vergleiche zu geben. Obschon aus nahe liegenden Gründen fertige Streichhölzchen 1851 in dem Ausstellungsgebäude nicht zugelassen wurden, machte doch der Katalog das Publikum in weiteren Kreisen mit der ungeahnten Ausdehnung ihrer Fabrikation in Deutschland bekannt und die beigefügten Preise, welche einem Engländer lächerlich billig erscheinen mußten, dienten dazu, den bisher nur ihrer zierlicheren Form wegen beliebten „**German matches**" allgemeinen Eingang zu verschaffen. Nach den damals gegebenen Daten hat sich die Fabrikation von Streichhölzchen, die 1834 in Darmstadt begann, rasch über alle Theile Deutschlands verbreitet, und lieferten acht große Fabriken in Hessen-Darmstadt bereits im Jahre 1850 wöchentlich eine halbe Million solcher Schachteln, von denen jede 1000 bis 5000 Stück enthielt. Oesterreich und Bayern brachten ihr Fabrikat bei Hunderten von Zentnern in den Handel und die Preise waren so gering, daß sie jeder Konkurrenz Trotz boten. So verkauften nach dem beigefügten Preiskourant Peter Haraß leere Schachteln zu 2 d das Hundert, Fürth in Schüttenhofen gefüllte Schachteln zu 1 d das Dutzend; Bittner in Neudorf lieferte 9000 rohe Hölzer (ohne den chemischen Aufstrich) für einen Penny und Fürth deren sogar 15,000. Eine Zeitschrift für Chemie enthielt kürzlich die Angabe, daß Pollak in Wien und der eben genannte Fürth jetzt so viele Arbeiter beschäftigen, daß sie wöchentlich fast tausend Millionen Streichhölzchen liefern.

Auch in England hat die Fabrikation in diesem Zeitraume sowohl an Ausdehnung gewonnen, wie auch bedeutende Fortschritte gemacht. So gibt es in Lancashire eine Fabrik, die vierhundert Arbeiter beschäftigt, die einen Holzvorrath im Werth von 10,000 L. stets auf dem Lager hat, die wöchentlich eine Tonne Schwefel und eine Tonne Leim verbraucht und wöchentlich mehr als 40 Millionen Streichhölzchen liefert. Das dazu nöthige Material wird theils in bereits zerschnittenen Blöcken (**cubs**) importirt, wie allein Schweden deren 30,000 jährlich liefert, theils wird es im Lande selbst zugerichtet und zerschnitten. Man

verwendet zu diesem Zwecke nur das allerbeste Tannenholz, aus dem einfachen Grunde, weil schlechteres Holz mit Astlöchern und Unregelmäßigkeiten die Maschinen beschädigen würde. Die drei Zoll dicken Bohlen werden von kreisförmigen Sägen in etwa vier Zoll lange Blöcke zerschnitten; diese kommen dann in eine Maschine von besonderer Konstruktion.

Fünfzig bis sechzig sehr scharfe Messer stehen mit der Spitze in einer Reihe und zwar in einer Entfernung, welche der Dicke eines Streichhölzchens entspricht. In Folge einer kleinen Bewegung des Gestells, in dem sie sich befinden, machen sie gleichzeitig einen Einschnitt in die Oberfläche des Blocks, während ein langes Messer in der entgegengesetzten Richtung eine ganze Scheibe abschneidet: beide Bewegungen werden durch eine besondere Vorkehrung an dem Gestell unmittelbar nach einander ausgeführt. Fünf Blöcke liegen auf einer flachen eisernen Unterlage in einer Reihe, so daß die Fibern im Holze horizontal sind. Die Schnelligkeit, mit der sie zerschnitten werden, ist überraschend: die Messer machen hundert und zwanzig Bewegungen in der Minute; durch jede Bewegung werden zweihundert und fünfzig Splitter abgeschnitten und da jeder derselben die Länge von zwei Streichhölzchen hat, so werden sechzigtausend Streichhölzchen in der Minute gemacht. Die vierzölligen Stücke fallen sofort in einen Trog, aus dem sie in eine Trockenstube gebracht werden; sobald sie trocken sind, werden sie in Bündel verpackt und an die eigentlichen Fabrikanten verkauft, die jeden einzelnen Splitter noch einmal halbiren. Auf den Umfang einer solchen Fabrik kann man daraus schließen, daß täglich 60 bis 70 große Bohlen zerschnitten werden und dies Quantum Holz beim Trocknen eine ganze Tonne Feuchtigkeit ausgibt.

Der Prozeß ist mit geringen Abweichungen in allen Fabriken derselbe. Um den Streichhölzern eine runde Form zu geben, wird der Block aber nicht zerschnitten, sondern vermittelst eines Hebels auf eine Metallplatte gepreßt, die mit sehr dichten und runden Löchern versehen ist.

Die in Bündel zusammengebundenen Hölzchen werden dann mit beiden Enden in ein Gefäß eingetunkt, in dem sich geschmolzener Schwefel befindet; dann erst sind sie so weit fertig, daß sie mit einer chemischen Mischung bestrichen werden können. Diese enthält nun in den verschiedenen Fabriken mannigfach verschiedene Bestandtheile; die Art und Weise indessen, sie aufzutragen, ist dieselbe. Die mit Schwefel versehenen Hölzchen werden zu dem Ende von Kindern in eine Reihe eingekerbter Bretter so gelegt, daß sie fest liegen und ohne sich zu berühren, mit beiden Enden hervorragen. Rasch werden tausend so in eine Reihe gelegt, und nun wird das Gestell, in dem sie enthalten sind, auf einen erwärmten Stein hinabgesenkt, auf dem die betreffende Masse in flüssigem Zustande ausgegossen ist. Jedes Hölzchen kommt so damit in Berührung und wird dann getrocknet. Hierauf füllen kleine Mädchen die Streichhölzchen in die Schachteln ein; mit einer Handbewegung werden dieselben aus einem Gestell, das in der Regel fünfzig Vertiefungen enthält, herausgestrichen und ordentlich in die Büchse gepackt, von denen ein kleines Mädchen täglich drei bis viertausend zu füllen vermag.

Mannigfaltiges.

Die Abfassung der Kataloge der Londoner Ausstellung — gewiß eine der mühsamsten und undankbarsten Arbeiten — hat tüchtige Fortschritte gemacht, so daß nicht allein der Schillingkatalog, sondern auch das erste Heft des illustrirten Katalogs am 1. Mai sich in den Händen des Publikums befinden wird. Er wird drei starke Bände umfassen, die zusammen nur 13 Sh. kosten werden, da die Herstellungskosten durch die Anzeigen der Aussteller bestritten werden können. Betreffs des Schillingkatalogs ist jeder Aussteller ersucht worden, sich in der Angabe seiner Einsendungsartikel auf sechzehn Worte zu beschränken. Z. B.: „Müller u. Comp. gedruckte Musseline ꝛc.“ Doch ist diese Vorschrift, die unerläßlich ist, wenn der Katalog nicht zu einem schweren Folianten anschwellen soll, in den wenigsten Fällen genau befolgt worden. Italien allein hat eine ganze Encyklopädie in schlechtem Englisch eingesandt, und die meisten Angaben anderer Staaten bedürfen sachlicher und sprachlicher Korrektur. Der vom Zollverein eingesandte Katalog wird in jeder Beziehung als tadellos gerühmt. Im Ausstellungsgebäude selbst wird ein vom Generalinspektor der Briefposten organisirtes Bureau errichtet werden, um den Fremden jede erforderliche Auskunft über Brief-, Paket- und Reisepostverbindungen sowohl in London und Großbritannien, als auch von und nach allen Theilen des Festlandes zu ertheilen.

Bei einem vor Kurzem zu Cambridge gehaltenen Meeting der Bibelfreunde wurde Folgendes über die Königin Viktoria erzählt: Der Seelsorger von Osborne besuchte neulich einen alten kranken Mann im Kirchspiel. Als er ans Krankenbett trat, fand er an demselben eine Frau, die in tiefe Trauer gekleidet war und dem Kranken aus einem Buche vorlas. Schon wollte er sich zurückziehen, als die Frau ihm zurief: „Bitte, bleiben Sie, ich möchte den Kranken nicht des Trostes berauben, den ihm ein Diener

Gottes gewähren könnte." Mit diesen Worten verließ die Trauernde die Stube. Auf dem Bette fand der geistliche Herr ein Buch, darin Stellen aus der heiligen Schrift, die auf Kranke Bezug haben. Aus diesem Buche hatte die Dame dem alten Manne vorgelesen. Es war die Königin Viktoria.

Ueber den verstorbenen Pastor Noodt in Hamburg enthält ein norddeutsches Blatt folgende scherzhafte Charakteristik: Als Noodt studirte, war er ein wilder Bursche und hatte mehrere Duelle zu bestehen. Man sagte deßwegen von ihm: Noodt bricht Eisen! Nach bestandenem Examen war er eben auch kein Philister und kannte vielleicht beim Genuß der Freuden des Lebens keine ängstlichen Rücksichten. Die böse Welt flüsterte deßhalb hinter seinem Rücken: Noodt kennt kein Gebot! Dann aber wurde er bald ein tüchtiger Pastor, und jetzt sagte man zu seinem Lobe: Noodt lehrt beten!

So oft auch früher bereits von der Schillerlotterie die Rede gewesen ist, so dürfte doch nachträglich ein Gesammtüberblick über die Empfänger der Hauptgewinne ein gewisses Interesse gewähren. Zunächst verdient bemerkt zu werden, daß von allen größeren Gewinnen fast kein einziger „den reichen Leuten" — wie man zu sagen pflegt — zugefallen ist. So gewann den ersten Hauptgewinn, die Villa in Eisenach, ein armer Müller, Windel bei Herford in Westfalen; den zweiten, Schiller's Brief in Glas und Rahmen, ein Apotheker mit mehreren Freunden in Fürth, den dritten, emaillirter Goldring mit Schiller's Haaren, ein Kaufmann in der Stadt Posen, und den vierten, das Jah'usche Haus in Freiburg, ein praktischer Arzt in Grimma. Dieses schöne Haus ist dem Gewinner am 20. April 1861 mit der Bedingung gerichtlich übergeben worden, daß er und seine Nachbesitzer die bekannte Inschrift mit jenem vierfachen F (dem Turnerwahlspruch: frisch, fröhlich, frei, fromm!), so wie das Wappen des Turnvaters Jahn unterhalte, widrigenfalls 100 Thlr. an die Schiller- und Tiedgestiftung er zu zahlen habe. Das schöne, von Seiner Majestät dem Könige von Sachsen geschenkte Oelgemälde ist nach Wiesbaden, und die von Ihrer Majestät der Königin von Sachsen geschenkte Casette an die Gebrüder Kurze nach Groß-Glogau gekommen. Von den sieben Concertflügeln wurde einer das Eigenthum eines Dorfschneiders in Pillnitz, ein zweiter dasjenige eines Schornsteinfegers in Stettin, ein dritter dasjenige eines Postillons in Landeck in der Grafschaft Glatz in Schlesien, ein vierter fiel an eine Klavierlehrerin zu Loga bei Leer in Hannover, ein fünfter an die Tochter eines Dresdener Fischhändlers, ein sechster an die verwittwete Frau G. in Breslau und ein siebenter nach Dessau. Das für 1000 Thaler angekaufte große Oelgemälde von Theobald v. Oër hat die Tochter eines Bäckermeisters in Dahlen, die schöne Spieluhr mit 39 Walzen ein Schuhmacher bei Altenburg, die große silberne Urne (300 Loth schwer) H. Albrecht in Berlin, die Ritterstatue aus Bronce (Geschenk der Herzogin Friederike von Anhalt-Bernburg) der Administrator Guhde zu Golzow bei Soldin in der Neumark, den Malachitschmuck aus Rußland (Nr. 3408) ein Korporal der Artillerie auf dem Königstein, den Ring mit Körner's Haaren und Goethe's sämmtliche Werke, 30 Bände (Geschenk der Enkel von Goethe) haben zwei Soldaten aus der Dresdener Garnison gewonnen &c. Das Melophon ist nach Zwickau und der von den Frauen in Constanz gearbeitete schöne Teppich (Nr. 399,819) nach Burgstädt bei Chemnitz gekommen. Die Glücksgöttin hat ihre Launen.

In einem sächsischen Provinzialblatte las man neulich sich als ehelich Verbundene empfehlen: „Theodor Hunger und Emilie Satt." Hier hat also sie, die Satt ist, Hunger, und er, der Hunger, sie Satt gekriegt.

Des Lebens Lauf.

Es eilt des Bächleins Welle
In leichtem Lauf dahin;
Es flieht in wilder Eile
Der Ufer zartes Grün.

Es stürzt mit lautem Brausen
Vom Felsen sich herab,
Und brauset durch sein Bette
Bis an des Meeres Grab.

Auch unser Leben eilet
In schnellem Lauf dahin;
Wie Pfeile flieh'n die Jahre,
Wie wild die Wolken ziehn.

Wie über Unglücksdämme
Stürzt wild die Wog' herab,
So ziehen uns're Jahre
Bis an das stille Grab.

P.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 43. Freitag, 11. April 1862.

Die Pächterin.

(Fortsetzung.)

„Ich war," erzählte der junge Freiherr, „vielleicht erst vier Wochen in Paris und noch so unbekannt in der großen Stadt, daß ich mich kaum im Gewirr und Getümmel der Straßen orientiren konnte — als es mir eines Abends, gerade als ich am Theater français vorbeiging, einfiel, das Schauspiel zu besuchen. Man gab ein Schäferstück. Mademoiselle Doligny spielte die Hauptrolle und das Haus war zum Erdrücken voll. Ich war zum ersten Mal in der Komödie française . . . Sie können sich also vorstellen, Abbé, wie das Alles, was ich rings um mich sah, mich in Erstaunen und Aufregung setzte. Die funkelnden Kerzen, die strahlenden Vergoldungen, diese ungeheuere, geputzte und geschmückte Menschenmenge, die schimmernden und prächtigen Toiletten der schönen Damen, die ringsherum in den Logen saßen. Diese Diamanten, Blumen, Federn, diese blitzenden Augen, die reizenden Schäferinnen auf der Bühne, o! fast so schön als die zu Trianon, dazu die berauschenden Klänge der Musik und der Duft von tausend Wohlgerüchen und Parfüms, mit denen die Luft geschwängert war — Alles das betäubte mich so, daß ich beinahe vergaß, wo ich war und einen Traum aus Tausend und einer Nacht zu träumen glaubte, mich in ein Zauberreich versetzt glaubte und Mademoiselle Doligny für die Feenkönigin hielt. — Die Gardine fiel endlich und die Menschenmasse des Parterre drängte sich hinaus in die Foyers und Korridors des Theaters. Noch ganz berauscht von allem diesem folgte ich willenlos dem Menschenstrom und lasse mich von ihm fortreiben. Nach und nach wird das Gedränge weniger dicht und die Menschen verlieren sich, ich aber gehe noch immer von den gesehenen Herrlichkeiten träumend vorwärts. Plötzlich stoße ich mit der Stirne heftig gegen eine Thürpfoste — ich fahre aus meinen Träumen empor und bemerkte nun erst, daß ich mich in vollständiger Dunkelheit auf einem schmalen Gang befinde, der über einen kleinen Hof führte und das Hauptgebäude des Theaters mit einem alten, kleinen Hause verband, welches zur Aufbewahrung von Dekorationen, Garderobengegenständen ꝛc. diente. Ich habe dies zwar erst später erfahren, aber es ist nöthig, es hier zu erwähnen. Suchend tappte ich umher, um den Rückweg zu finden, aber anstatt in das Haus zurück zu kommen, verirre ich mich in dem Labyrinth von Gängen immer mehr und stehe plötzlich vor einem Kabinet, durch dessen schlecht geschlossene Thüre schwache Lichtstrahlen auf den Gang fielen und aus welcher ich lautes Lachen und Männerstimmen hörte. Ohne mich zu besinnen, drücke ich an dem Schloß und die Thüre springt auf; das Erste, das ich sah, als ich in das Zimmer trat, waren zwei reich gekleidete Männer, deren ganzes Aeußere verrieth, daß sie zum Hofe gehörten, beide mit schwarzen Halbmasken von Sammt vor dem Gesicht — und zwei Damen, eine ältere und eine jüngere, die sich furchtsam, zitternd und weinend in eine Ecke geflüchtet hatten. Anfänglich hielt ich das Ganze für eine Fortsetzung der Komödie, die ich soeben gesehen — für eine Art Intermezzo und es bedurfte erst einer Anrede von Seiten der Herren, mich aus meinem Irrthum zu reißen.

„Zum Teufel," rief der eine von ihnen, indem er mich durch die Maske mit blitzenden Augen betrachtete, „welcher Höllengeist führt Sie hierher — und was wollen Sie hier, wer sind Sie?"

Mit diesen Worten trat er, die Hand auf sein Degengefäß gestützt, auf mich zu und erwartete in herausfordernder Stellung meine Antwort. Sie müssen nun wissen, Abbé, und Ihr Nationalstolz wird es nicht übel nehmen, daß ich vor Niemand weniger Respekt habe, als vor so einem französischen Poltron, der bei jeder sauren Miene, die Einer schneidet, vom Leder zieht. Ich erwiederte daher mit vollkommener Gemüthsruhe: „Wahrscheinlich derselbe Diener Lu-

zifer's, der Ihnen den Weg gezeigt hat." — Nach dieser Antwort wurde keine Sylbe mehr zwischen uns gewechselt — der Fremde und sein bis dahin stumm gewesener Begleiter zogen die Degen und drangen auf mich ein. „Ist's so gemeint, Messieurs," rief ich, „so stehe ich zu Diensten" — und legte mich, meinen Degen ziehend, gleichfalls aus. Die Partie, Abbé, war ungleich; Zwei gegen Einen, das schien mir etwas unhöflich für Kavaliere der großen Nation. Ich besann mich daher auch nicht lange und ohne mich bei all' den Spitzfindigkeiten und Finten, in denen die Herren Meister sind, aufzuhalten, schlug ich dem Einen, der mich zuerst angeredet, die Parade durch und verwundete ihn stark in der Schulter. — Er sank zu Boden, der Andere warf den Degen weg und ich hielt es unter solchen Umständen für's Beste, den meinigen auch einzustecken. Was soll ich Ihnen nun weiter sagen, Abbé? Sie werden das Ende schon errathen haben. Die Damen waren während des kurzen Gefechts ohnmächtig geworden und mit Mühe und Noth brachte ich die ältere derselben zum Bewußtseyn. Mit ihrem Beistand gelang es mir nun auch, die junge Dame — ein Mädchen von höchstens 18 Jahren, aber von seltener Schönheit — in's Leben zurückzurufen und glücklich brachte ich Beide in's Freie. „Auf Wiedersehen," rief mir einer der Fremden nach — ich antwortete aber nicht, sondern beschäftigte mich blos mit der jungen schönen Dame, die schwach und angegriffen, nur durch meinen Arm aufrecht erhalten werden konnte. Dabei erfuhr ich den Zusammenhang des ganzen Vorfalls — aber Sie werden mir die Details desselben erlassen, denn erstens ist die Zeit schon zu weit vorgerückt und zweitens habe ich manche Einzelheit wieder vergessen. Nur noch soviel will ich bemerken, daß es eine Entführungsgeschichte war, wie sie mitunter von Ihren Hofherren beliebt wird, daß die junge Dame Gabriele von Polastron heißt, bei einer alten Tante, einer Marquise, in einem Hotel der Faubourg St. Germain wohnte — sehr schön war und ich mich sterblich in sie verliebte."

„Das war zu erwarten," bemerkte trocken der Abbé, indem er den Schenkel eines Fasans zerlegte, „indessen scheint die junge Pächterin auch einigen Eindruck auf Sie gemacht zu haben."

„Flüchtige Aufwallung des Augenblicks," entschuldigte sich der junge Mann.

„Nicht übel," brummte ironisch der Abbé, „doch sagen Sie mir, haben Sie Ihre Schöne aus dem Theater français wieder gesehen?"

„Ein einziges Mal, wenige Wochen darauf, als ich an einem sonnigen Frühlingsmorgen durch die Arkaden des Palais Royal ging — sie war in Begleitung mehrerer vornehmen Damen und es war mir nicht möglich, ein Wort mit ihr zu wechseln, aber ihr Blick und ihr Erröthen sagten mir, daß sie mich erkannt."

„Und Ihre beiden Duellanten," fragte der Abbé weiter, „sind sie Ihnen vielleicht auch bekannt geworden?"

„Die Namen nicht," antwortete der Herr von Trautenstein, „selbst ihre Gesichter, die durch die Masken halb verdeckt waren, konnte ich nicht genau unterscheiden, aber die Gestalt des Einen, der mich anredete, und seine Stimme würde ich unter Tausenden wieder erkennen."

„Und Sie glauben," sprach der Abbé, indem er aufstand und mit der Serviette sich den Mund wischte, „in der Begleiterin der Pächterin von Trianon Ihre Schöne aus dem Theater français wieder gefunden zu haben?"

„Ich möchte einen Eid darauf leisten."

Der Abbé zuckte wie im Zweifel mit den Achseln, dann ging er stillschweigend und wie nachdenkend einige Mal im Zimmer auf und ab; endlich blieb er stehen, warf einen Blick auf die Uhr und rief:

„Nehmen Sie Ihren Hut, Herr Baron, es ist hohe Zeit, daß wir der Königin unsere Aufwartung machen."

Der Abbé stieg mit seinem jungen Freund die Treppe hinab und schritt dann auf einen kleinen Pavillon, welcher mit dem Landhause durch einen bedeckten Säulengang verbunden war, zu.

(Fortsetzung folgt.)

Blind und doch sehend.

1.

Ein junger Arzt.

Hat so ein Jünger Aeskulap's seine Medizin „durchaus studirt mit heißem Bemühen" und zwar nicht blos als eine „melkende Kuh, die ihn mit Milch und Butter versorgt", sondern aus warmer Begeisterung für den ärztlichen Beruf, und tritt er nun in das Leben hinaus — mit welchen hochherzigen Träumen begrüßt er den Ort, den er sich zum Wirkungskreis erkor! Wie sieht er sich im Geiste schon als rettender Engel walten in den Häusern der Preßhaften und Elenden! Und sein Busen schwillt höher als je von Begeisterung für seinen edlen Beruf. Aber nur zu oft ist dieses Busenschwellen an der Schwelle seines Wirkungskreises sein letztes Glück, und eine fürchterliche Wirklichkeit voll Sorge, fruchtloser Mühe und fehlgeschlagener Hoffnungen läßt ihn ferner zu keinem freudigen Aufathmen kommen.

So erging es dem jungen Doktor Rudolf Grimm, der vor etwa zehn Jahren aus der lustigen Kaiserstadt an der Donau, wo er nach bereits bestandenem Staatsexamen noch einen praktischen Kursus in den dortigen berühmten klinischen Anstalten gemacht hatte, heimkehrte in seine Vaterstadt, einen großen nordostdeutschen See- und Handelsplatz, um da seine Laufbahn als praktizirender Arzt zu beginnen. Im Bewußtseyn seiner Tüchtigkeit fühlte er sich zu der Hoffnung berechtigt, bald eine Praxis zu gewinnen, die ihm wenigstens ein bescheidenes Auskommen gewährte. Ganz und gar an seine Wissenschaft hingegeben, war er der Welt fremd geblieben und wußte daher nicht, daß dem Arzte seine Tüchtigkeit allein noch nicht zu einer Praxis verhelfe, daß er dazu, namentlich in einer Großstadt, eben so sehr der Empfehlung als der äußern Repräsentation, oder doch einer besonderen Gunst der launenhaften Glücksgöttin bedürfe. Rudolf aber war arm und in seiner Vaterstadt unbekannt. Seine Eltern, „dunkle Ehrenleute“, waren längst todt, und seine einzige noch lebende Verwandte, seines Vaters Schwester, war zwar eine reiche, kinderlose Wittwe, aber gänzlich mit ihm entzweit, seit er wider ihren Willen von der Theologie sich der Medizin zugewendet hatte. Früher hatte sie den verwaisten Jüngling nothdürftig unterstützt, von jenem Wechsel an aber ihre Hand völlig von ihm abgezogen. Nur eine kleine Erbschaft, die ihm gerade zugefallen war, hatte es ihm möglich gemacht, seine Studien fortzusetzen; dieselbe war aber auch fast Null für Null dabei aufgegangen.

Daß in der Töpferstraße Nr. 8 ein neuer Doktor eingezogen, war zwar auf dem runden Messingtäfelchen zur Seite der Hausthüre unter dem Nachtklingelzuge zu lesen, und das Intelligenzblatt verkündete es auch männiglich im Weichbilde der Stadt. Aber wer nahm Notiz davon? Hätte Rudolf sich nur auf etwas Charlatanerie verstanden, hätte er z. B. auf sein ehrliches Gesicht und seinen Titel sich eine zierliche Equipage geborgt und wäre damit durch die Straßen gerasselt, als hinge das Leben von fünfzig Kranken an seinem Erscheinen, so würde er nicht lange auf gute Kundschaft zu warten gebraucht haben. Aber er war ein so grundehrliches Blut, daß er selbst vor der unschuldigsten Anwendung des „**mundus vult decipi**“ zurückbebte. So kam es, daß er ein halbes Jahr nach seiner Niederlassung außer einigen Armen, deren Honorar ein Vergelt's Gott war, nicht nur seine Kasse wie seinen Kredit erschöpft, sondern auch, um nur sein Leben zu fristen, ein Kleidungsstück nach dem andern versetzt, und zuletzt sogar seinen kostbaren Schatz, seine Instrumente, die ihm in Wien baare dreihundert Gulden gekostet, zum Leihjuden schaffen müssen, um seine Miethe bezahlen zu können.

Es war wenig Tage nach diesem für ihn so traurigen Akt, als er gegen Mittag hungrig vor seinem Koffer kniete und nach etwas Versetzbarem suchte, damit er nicht eines seiner theueren Bücher zum Antiquar tragen müßte, um sich eine Mahlzeit zu erzeugen. Da fiel ihm ein alter Schlüssel in die Hand. Obgleich dies kein Gegenstand war, der ihm helfen konnte, so behielt er ihn doch lange in der Hand und betrachtete ihn. Es war der Schlüssel zu seinem Vaterhause, das sich im Besitze seiner Tante befand und wo er ein Ausgestoßener war. Er hatte sich ihn als Gymnasiast, da er noch bei der Tante gewohnt, machen lassen, weil sie das Haus Tag und Nacht verschlossen hielt. Voll herber Erinnerungen wog er ihn noch in seiner Hand, als die Thüre aufgerissen wurde. Den Schlüssel in den Koffer werfend, sprang er auf, um in die ausgebreiteten Arme eines jungen Mannes zu fliegen, dessen ganze äußere Erscheinung einen Künstler verrieth.

„Adolf, Du hier?“ rief der Doktor.

„Freilich, mein Junge“ — war die Antwort — „freilich bin ich auch einmal in's heimathliche Nest geflogen. Donna Roma wollte mich lange nicht aus dem Garn lassen, aber endlich siegte Mutter Germania mit Hilfe einer blauäugigen Maid, die von der Berliner Schloßfreiheit aus das Zaubernetz der Tiber-Circe so lange bearbeitete, bis keine Masche daran mehr ganz war. Seit zwei Monaten hab' ich mich bei Sauerkraut und Pellkartoffeln wieder mit dem vaterländischen Fortschritte im Sande **au fait** gesetzt, und seit 14 Tagen tret' ich mit besonnenem Fortschritte das vaterländische Pflaster. Hatte keine Ahnung davon, daß Du hier wärest; ein Geschäft, das ich mit einem in der Nähe wohnenden krautschüssigen Sohne Albions habe, führte mich an diesem Hause vorüber, und ein Blick auf Dein blankes Schild sagte mir, daß Du hier wohntest. — Nun sag', wie geht es Dir?“

Rudolf erzählte dem Jugendfreunde Alles.

„Armer, armer Junge!“ rief Adolf, als der Erzähler schloß, „Du siehst wahrhaftig aus, wie das Hungerleiden von Irland. Das Versetzen oder Bücherverklopfen steck' einmal vor der Hand auf — mit Baarem kann ich Dir im Augenblicke zwar auch nicht helfen, aber glücklicherweise hab' ich unbeschränkten Kredit bei der Mutter Brummeisen an der Schifferallee. Dort kannst Du Dich mit mir atzen. Komm!“

Rudolf, schon zum Ausgehen fertig, folgte. Sein fadenscheiniger Anzug erregte Adolf's Bedauern von Neuem. „Ein so grundgescheidter Junge, wie Du,“ sagte er, „sollte ganz anders floriren. Sag' einmal

hast Du Dein Glück nicht bei denen Weiblein versucht? Hast nicht beherzigt, was Meister Mephisto Deiner Gilde empfiehlt? „Besonders lernt die Weiber führen!“ Hast nicht gelernt „das Pülslein wohl zu drücken“ **et cetera, et cetera?**

„Mir ist das Weib zu ehrwürdig für solch loses Spiel!“

„Ei! **volenti non fit injuria** — aber nun sage mir Einer, die Beschäftigung mit den **naturalibus** mache hartfühlig! Weiter als Du Naturalist kann ja eine jungromantische Nachdichterseele, die im gottseligen Abscheu vor Allem, was Fleisch heißt, allerzartest erstirbt, das Zartgefühl nicht treiben wie Du. **A propos** — hast Du noch kein Liebchen, keine Braut?“

Rudolf verneinte.

„Auch nicht gehabt?“

Rudolf verneinte wieder und fügte hinzu: „Bis jetzt hab' ich meine Liebe ganz meiner Wissenschaft gewidmet. Und in meiner Lage ist es auch ein Glück, daß ich kein anderes Wesen an mein Geschick gefesselt.“

„Wer weiß, ob das ein Glück ist,“ versetzte Adolf; „vielleicht hätte Dir so ein liebes, blondes oder braunes Lockenköpfchen längst auf die rechten Sprünge geholfen. Du bist — nimm mir's nicht übel — bei Deinem vielen Studiren ohne Wein und Mädchen doch ein wenig geworden, was man ein gelehrtes Rhinozeros nennt. Und darin liegt zum Theil Dein Unglück. Die Liebe würde Dich emanzipirt, ein feines Liebchen Dich aus der Pelle der Pedanterie herausgeschält und außerdem mit manchem Stück Societätsphilosophie ausgerüstet haben. Ein rechtes Weib geht und steht viel sicherer in der Gesellschaft als Unsereiner — ich wollt', ich könnte Dich heute noch verliebt machen.“

„Damit mein Elend vollends den Boden verlöre“ — sagte Rudolf — „nein, Freund, ich habe schon meinen Entschluß gefaßt, in Kurzem geht ein Wallfischfänger nach den arktischen Gewässern ab, da will ich als Schiffarzt mit.“

Adolf blieb stehen und sah den Freund mit großen Augen an. Dann sagte er: „Komm geschwind, daß Du eine Hammelkeule in den Magen bekommst, denn nur der Hunger konnte Dir einen solchen Seehundsgedanken eingeben!“

Damit zog er den Muthlosen rascher mit sich fort. Bald erreichten sie den Hafendamm, von welchem eine schattige Allee zu einem freundlichen Häuschen führte, das den Hungernden würzigen Speisenduft entgegen sandte. **(Fortsetzung folgt.)**

Mannigfaltiges.

In den Kohlenwerken von Newport hat man, wie die „Weserzeitung“ berichtet, bei der Eröffnung einer neuen Mine 300 Yards unter der Erde in einem Steinkohlenblocke einen lebendigen Frosch eingeschlossen gefunden, welcher sich in der freien Luft sofort bewegte. Die Höhlung, in der er sich befand, hatte 3½ Zoll im Durchmesser. Der Block, in welchem die Amphibie gefunden, wird in einer Größe von 7 Fuß Breite und 8 Fuß Höhe sorgfältig behauen zur Londoner Ausstellung gesandt werden.

In einer Berliner bekannten Pensionsanstalt für Töchter reiferen Alters war von der Vorsteherin vor nicht gar langer Zeit eine Lehrerin engagirt worden. Man hatte keinen Grund, mit diesem Engagement unzufrieden zu seyn, denn nicht nur gab die Lehrerin sich alle erdenkliche Mühe, den Pensionärinnen die Früchte ihres Wissens auf die liebenswürdigste Weise von der Welt beizubringen, sondern sie legte auch sonst gegen die ihrer Obhut anvertrauten Mädchen die größte Zärtlichkeit an den Tag; herzte und küßte sie, daß es eine wahre Freude war. — Da vor wenigen Tagen, o Entsetzen! gelangte man, wie der „Publ.“ schreibt, in Folge eines Briefes, der der vermeintlichen Lehrerin den Tod der Mutter anzeigte, zu der schrecklichen Ueberzeugung, daß Jene — ein Student sey, dem es bei seiner Bartlosigkeit gelungen war, sich in den Taubenschlag einzuschmuggeln.

Der „Warschauer Kurier“ erwähnt rühmend eines sonderbaren Gemäldes, welches von Warschau auf die Londoner Ausstellung geschickt werden soll. Dasselbe stellt eine Schweizerlandschaft vor und ist aus verschiedenfarbigen Schwefelhölzchenköpfchen zusammengesetzt. Das Werk stammt aus der dortigen chemischen Fabrik des Herrn Hirschfeld und ist von einem Herrn Anton Krafft verfertigt.

Als der König Louis Philipp im Jahre 1843 mit der Königin Viktoria im Schloßpark von Eu an den Oberspalieren spaziren ging und der Königin einen Pfirsich gebrochen hatte, zog er zugleich ein Messer aus der Tasche und setzte lächelnd hinzu: Wer wie ich armer Teufel mit 40 Sous im Tag hat leben müssen, der führt immer ein Messer in der Tasche.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 44. Sonntag, 13. April 1862.

Die Pächterin.

(Fortsetzung.)

3.

In einem kleinen, mit einfacher Eleganz ausgestatteten Pavillon, an dessen Wände Boucher's glücklicher Pinsel arkadische Schäferszenen und mythologische Schildereien aus Hella's Götterwelt hinzugezaubert, saß Marie Antoinette, Frankreichs liebenswürdige junge Königin, und blätterte in einem Buche.

Sie war in ein reizendes, weißes Morgennegligee gekleidet, denn hier in Trianon hatte man mit der steifen Etiquette von Versailles auch jene steifen, zeremoniösen Reifröcke abgelegt. Hier war Marie Antoinette nicht Königin von Frankreich, sondern eine junge, liebenswürdige Frau, die sich einmal in ländlicher Zurückgezogenheit von den rauschenden und ermüdenden Vergnügungen des Hoflebens erholen wollte und sich nach Blumen, grünen Bäumen und blauem Himmel sehnte; hier war sie nicht die Gemahlin Ludwigs XVI. von Frankreich, sondern die Frau Ludwig Capet's und oft konnte man das königliche Paar Arm in Arm, die Königin in der Tracht einer holländischen Müllerin, den König in der eines Müllers, die kleine holländische Windmühle besuchen sehen, die Marie Antoinette in Trianon hatte anlegen lassen.

Wir erwähnen dies, um zu zeigen, wie man aus Trianon die strenge Hofsitte verbannt und wie kein Zeremonienmeister hier herrschte, als das Vergnügen und der „Esprit“, wie man in Frankreich spricht. — Marie Antoinette war nicht allein; auf einem kleinen Sessel neben ihr saß eine junge Dame, die wirklich so reizend war, daß wir einige Augenblicke bei ihr verweilen müssen, um sie zu betrachten.

Eine liebenswürdigere, anmuthigere Erscheinung als die des Fräuleins Gabriele Jolante Martini von Polastron konnte man auch wohl kaum wiederfinden. — Denken Sie sich eine schlanke, zarte Gestalt, mit den weichsten Konturen, dazu ein Gesicht vom lieblichsten Oval, Augen so sanft und schön wie leuchtende Sterne, braune, glänzende Locken, welche um eine alabasterweiße Stirne fallen — eine melodische, süß in's Herz dringende Stimme, verbunden mit reichen Eigenschaften des Herzens und des Geistes, und Sie haben das Portrait des Fräuleins von Polastron.

Diese beiden jungen und so reizenden Frauen waren es also, denen der Abbé Vermont seinen Schützling vorstellen sollte.

Wenige Augenblicke zuvor hatte zwischen den beiden Frauen folgendes, kurzes Gespräch stattgefunden:

„Du liebst ihn also, meine kleine Freundin?“ sprach die Königin, indem sie das Buch, in dem sie gelesen, bei Seite legte und das junge Mädchen mit ihren großen, von Seelengüte und Liebe strahlenden Augen betrachtete, „Du liebst ihn, wie es auch nicht anders kommen konnte, denn er ist Dein Ritter geworden; wünschest Du nicht auch, daß Dich der junge Herr als Burgfrau in das Schloß seiner Väter an der schönen Donau heimführe?“

„O! meine königliche Freundin,“ lispelte erröthend und sich auf die Stickerei herabneigend, das junge Mädchen.

„Meine königliche Freundin?“ wiederholte in verweisendem Tone die Königin, „Du vergißt die Gesetze von Trianon, Gabriele!“

Es wird wohl den meisten unserer Leser bekannt seyn, daß in Trianon und in dem engern geselligen Zirkel der Königin zwischen ihr und den vertrauten Freundinnen immer das „Du“ gebraucht wurde.

„O! Verzeihung! Verzeihung! meine Marie,“ rief das junge Mädchen, indem sie ihre Arbeit bei Seite legte und sich in die Arme ihrer edlen Freundin warf, „aber Deine Frage hatte mich so verwirrt, daß ich wohl einen Augenblick vergessen konnte, daß es meine theure Marie Antoinette war, die mit mir sprach.“

Marie Antoinette hauchte einen Kuß auf die reine, weiße Stirn des jungen Mädchens und flüsterte:

„Aber nicht wahr, Du liebst ihn?"

„Marie!" bat Gabriele, indem sie ihr Gesicht in dem Busen der Freundin verbarg.

In diesem Augenblicke meldete ein Kammerdiener den Abbé Vermont und den Herrn von Trautenstein.

Die Königin befahl, sie eintreten zu lassen.

„Mein Gott, er kommt," murmelte Gabriele und richtete, die Locken zurückstreichend, sich empor, während die Königin einen lächelnden Blick auf ihre junge Freundin warf.

Der Abbé trat ein, gefolgt von dem jungen Manne, welcher die Blicke auf seinen Hut, den er in den Händen trug, geheftet hatte und in sichtbarer Verlegenheit war.

Zwei Schritte von der Königin entfernt blieb er stehen und schlug das Auge zu ihr auf.

Sein Blick traf Marie Antoinetten und Gabriele zugleich — aber als hätte eine mächtige Fee ihn bezaubert, so stumm und starr stand er vor den beiden Frauen, während sein Gesicht bald bleich, bald roth wurde.

Er hatte in Marie Antoinette die Pächterin von Trianon erkannt.

Die Königin weidete sich einen Augenblick an der Verlegenheit des jungen Mannes, während Gabriele die Blicke niedergeschlagen hatte.

Endlich kam wieder Leben in den jungen Mann, er sank auf ein Knie und murmelte mit zitternder Stimme:

„Madame, ich erwarte mein Urtheil."

„Ihr Urtheil, Herr Baron? — Wissen Sie denn, ob sich die Pächterin von Trianon bei der Königin von Frankreich über die Artigkeiten des jungen deutschen Herrn schon beklagt hat? Ich habe keine Klage vernommen, stehen Sie also auf, Herr Baron."

Diese mit dem den Frauen eigenen Takt gesprochenen Worte gaben dem jungen Mann seine Ruhe wieder, er erhob sich und sprach mit bewegter Stimme:

„Mein Leben gehört von diesem Augenblicke an Maria Theresias großmüthiger Tochter."

„Wirklich, Herr von Trautenstein?" sprach Marie Antoinette mit ungläubigem Lächeln, „sollte Jemand anders keinen größern Anspruch darauf haben?"

Gabrielens und des jungen Mannes Wangen glühten in diesem Augenblick wie dunkelrothe Rosen.

„Doch, apropos, Abbé!" sprach sie plötzlich, sich zu Vermont wendend, „ich habe noch über einige Vorbereitungen zu unserer Oper mit Ihnen zu sprechen — wir müssen etwas durchaus Gelungenes zeigen und man soll in Paris nicht sagen, daß das Theater der Königin von dem der Frau Montesson oder dem der Demoiselle Guimard überflügelt worden wäre."

Das Privattheater der Frau von Montesson im Palais Royal und das der Demoiselle Guimard waren damals die berühmtesten Liebhaber-Theater in Paris und man darf sich nicht darüber wundern, daß eine Königin von Frankreich mit diesen zwei Damen rivalisiren wollte, wenn man bedenkt, daß es damals eine Zeit war, in welcher, wie Fleury in seinen Memoiren sagt, „Das als ein Geschäft von hoher Wichtigkeit galt, was man jetzt als etwas Läppisches ansehen würde."

Zu den beiden jungen Leuten sich aber wendend, sprach die Königin mit dem zauberischen Lächeln, welches ihr im Anfange ihrer Regierung so viele französische Herzen eroberte: „Auf Wiedersehen, Herr von Trautenstein; besprechen Sie sich unterdessen mit dem Fräulein von Palastron über Ihre Rollen — Sie wird für morgen Abend Ihre Braut seyn — Herr Bräutigam."

Hierauf ging sie mit dem Abbé in ein Nebenkabinet. In höchster Verlegenheit standen sich die beiden jungen Leute allein gegenüber. Gabriele spielte, während sie die Augen fortwährend an den Boden geheftet hatte, mit den seidenen Schleifen ihrer Robe, der junge Herr drehte verlegen seinen Hut zwischen den Fingern — keines hatte den Muth, die Unterhaltung zu beginnen. Zum guten Glück erinnerte sich endlich der junge Herr von Trautenstein, daß es nicht der jungen Dame, sondern ihm, dem Kavalier zukomme, das Gespräch anzuknüpfen und er sprach:

„Mein Fräulein!"

„Mein Herr," antwortete das junge Mädchen, noch immer ohne aufzublicken. Neue Pause — neue Verlegenheit. Nach einigen Minuten begann der junge Mann endlich wieder:

„Es ist nicht das erste Mal, daß wir uns sehen, indessen wage ich kaum zu hoffen, daß Sie sich meiner noch erinnern."

„Das würde sehr unrecht — sehr undankbar von mir gewesen seyn," flüsterte Gabriele; „man vergißt nicht so leicht," setzte sie noch leiser hinzu, „die, für welche man betet."

Diese so einfache und fromme Enthüllung der innersten Gedanken Gabrielens verscheuchte mit einem Mal die Befangenheit und ängstliche Zurückhaltung des jungen Mannes und er rief in leidenschaftlichem Tone: „Ist es wahr, Gabriele? Sie haben für mich gebetet?"

(Fortsetzung folgt.)

Blind und doch sehend.

(Fortsetzung.)

Freundlicher, als ihr Name klang, war der Empfang, welchen die Eigenthümerin dieses meist von Schiffern besuchten Kaffee- und Speisehauses den beiden jungen Männern angedeihen ließ. Sie brachte sie nicht im Schwarm der gewöhnlichen Gäste unter, sondern in ihrem Privatstübchen, wo sie ungestört einander ihre Herzen erschließen konnten. Nachdem Adolf seinen „Römerzug" erzählt hatte, berichtete er, daß er auch gänzlich „abgebrannt" in der Heimath angekommen sey, aber bei der Mutter Brummeisen, die er schon früher gekannt, gastliche Aufnahme gefunden habe. Auch hoffe er nächstens in Bezug auf Geldmittel wieder flott zu werden, da ein Bild, das er in Rom gemalt, an einem Engländer, der sich zur Zeit hier aufhalte, einen Liebhaber gefunden, von dem er jeden Tag einer bestimmten Erklärung entgegensehe.

„Kauft das Beefsteak," schloß er, „so ist uns beiden geholfen; die Mutter Brummeisen wird bezahlt und Du erhältst so viel, daß Du einen neuen Menschen anlegen und vor allen Dingen Deine Instrumente wieder einlösen kannst. Denn wenn Dir der Himmel jetzt eine große Operation zuwiese, durch die Du Ruf und Glück begründen könntest, Du müßtest die Gelegenheit ungenützt vorübergehen lassen."

„Freilich" — sagte Rudolf — „aber was wollte ich thun, wenn ich nicht an die Luft gesetzt seyn wollte?"

„Zum Henker! da fällt mir ein, daß Du eine reiche Tante in der Stadt hast," entgegnete Adolf, „warum hast Du Dich nicht an die gewendet?"

„Hast Du vergessen, daß sie vom Geizteufel besessen und übrigens mit mir gänzlich zerfallen ist, seit ich umgesattelt habe? Ihr Haus ist mir verboten."

„Und ist doch Dein Vaterhaus — Deinem Vater in der Bedrängniß abgeluxt um ein Lumpengeld — von Rechtswegen ist sie Deine Schuldnerin, die alte Hexe!"

Jetzt trat die Wirthin ein und sagte zu dem Maler: „Sputen Sie sich, Herr Waller, der alte Graubart ist heute recht zeitig da mit seinem Engel — ich habe im Gartenstübchen schon einen Tisch zurecht gestellt und Ihre Mappe liegt auch da. Aber lassen Sie sich ja nichts merken, daß Sie das Kind abkonterfeien."

„Seyen Sie unbesorgt, Mutter," erwiederte Adolf, sich erhebend, „durch mich sollen Sie nicht um Ihren Kunden kommen. — Da Du auch satt bist, Rudolf, so komm mit; Du sollst Etwas sehen, was — doch ich will die Wirkung auf Dein Fischblut abwarten." Und er führte ihn in ein anstoßendes Gemach, das mit einem freundlichen Garten in Verbindung stand, der unmittelbar an den Hafen grenzte. Ehe sie sich den hohen Fenstern näherten, sagte Adolf: „Nun thu' mir den Gefallen, setz' Dich so, daß Du meine Arbeit verdeckst. Steck' Dir eine Cigarre an und schau gelegentlich, aber nicht unverwandt, nach dem Paare hinüber, das uns schräg gegenüber unter den Akazien beim Kaffee sitzen wird."

Als Rudolf dieser Weisung zufolge zwischen Tisch und Fenster Platz genommen und seine Cigarre angesteckt hatte, ließ er seine Blicke hinausschweifen — aber er hätte fast vergessen, der Weisung weiter zu folgen, denn er fühlte seine Augen von der Gestalt, an der sein Freund alsbald zu zeichnen begann, unwiderstehlich gefesselt. An der Seite eines Greises in silberweißem Haupt- und Barthaar saß da ein Frauenbild von so zarter Lieblichkeit und überquellender Lebensfülle, daß ihm war, als blühete und glühete es ihm unmittelbar in die innerste Seele hinein. Adolf mußte ihm einen Stich mit dem spitzen Bleistift geben, daß er sich der ertheilten Warnung erinnerte.

„Um Gott — Adolf" — stammelte Rudolf erröthend — „wer ist das himmlische Wesen?"

„Geduld, Freund — jetzt laß mich zeichnen und genieße vorsichtig den reizenden Anblick; hernach sag' ich Dir Alles."

Der Kleidung nach gehörten die beiden Kaffeegäste dem wohlhabenden Bürgerstande an, wiewohl das eiserne Kreuz auf der Brust und das martialische Gepräge in Miene und Haltung des Greises den alten Soldaten verrieth. Mit einer außerordentlichen Zärtlichkeit schien er an seiner jugendlichen Begleiterin zu hängen, denn er wendete fast kein Auge von ihr, schenkte ihr den Kaffee ein, versüßte ihn, legte ihr Kuchen vor und war sorglichst bemüht, lästige Zweiflügler und selbst die heißen Sonnenstrahlen von ihrem Gesicht abzuhalten. Mit immer größerer Erregung mußte Rudolf das anmuthige Wesen betrachten; immer und immer wieder stahl sich sein Blick zu ihr hinüber und kehrte trunken zu der entstehenden Skizze des Freundes zurück. Auf Einmal trübte sich seine entzückte Miene und er rief erblassend: „O Gott! o Gott!"

Eben war Adolf mit seiner Zeichnung fertig und legte sie Jenem mit der Frage vor: „Ist sie getroffen?"

„Vollkommen — kein Zug verfehlt" — bezeugte Rudolf — „aber ich bin erschrocken, daß mir das Blut in den Adern starrt — das herrliche Geschöpf ist ja blind!"

„Leider!" bestätigte Adolf; „es ist, als habe es die Natur gereut, ein allzu vollkommenes Werk geschaffen zu haben und sie habe durch das Erblinden-

lassen ihr Versehen wieder gut machen wollen. Aber Du hast es sogleich erkannt, daß sie blind ist, obschon ihre tiefblauen Augen, aus dieser Entfernung gesehen, völlig gesund zu seyn scheinen?"

„Ich müßte nicht die Augenheilkunde zu meinem Lieblingsstudium gemacht haben, wenn ich das nicht erkennen wollte," sagte Rudolf. „Ich wollte eine Staaroperation im Finstern vornehmen, so genau habe ich das menschliche Auge studirt. Doch nun gib mir endlich Auskunft über das unsäglich holde und doch so unglückliche Geschöpf."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

In dem „Kurier der Vereinigten Staaten" liest man: Ezra Dipple, ein Bürger in Lonneaut in Ohio, der sich seit Langem mit der Bienenzucht beschäftigt, theilt folgende Details über eine erbitterte Schlacht mit, die zwischen diesen Insekten geliefert wurde. Er hatte siebzig Bienenschwärme, die zu beiden Seiten seines Hauses vertheilt waren. An einem heißen Tage nahm er wahr, daß das Haus plötzlich von den Bienen bedeckt wurde, die durch die offenen Fenster einflogen. Seine Familie mußte sich aus den Wohnungen flüchten. M. Dipple nahm eine Maske, um gegen die Stiche geschützt zu seyn und die Ursache dieser Schlacht zu erforschen, und nun sah er, daß die Schlacht in aller Form geführt wurde. Es schien, daß die Bienen der östlichen Seite sich auf eine Flur erpicht hatten, auf die jene von der Westseite aufgefallen waren; daher ein erbitterter Kampf, wie er nur unter Menschen und oft aus dem geringsten Anlasse auszubrechen pflegt. Um 6 Uhr Abends war die Ruhe hergestellt und die feindlichen Bienen kehrten ermattet in ihre Körbe zurück. Der Boden war mit todten und sterbenden Insekten wie besäet. Kaum waren sie unter Dach, so stellten sie schon Wachen an den Ausgängen auf, um die feindliche Partei zu beobachten. Zwei Schwärme waren ganz und gar zerstört, M. Dipple hatte aber keine andern Verluste zu beklagen. Keine Partei blieb sieghaft und nur die Nacht hatte diese Schlacht eingestellt. Der Bienenzüchter verhinderte die Fortsetzung am nächsten Tage dadurch, daß er die Ausflugslöcher der Körbe schloß. Er hoffte, daß es so zu einem baldigen Friedensschlusse zwischen den Kämpfern käme, und hatte sich nicht getäuscht.

Eine merkwürdige Anwendung der Photographie findet jetzt in Nordamerika statt. Die gefangenen Secessionisten werden bekanntlich von den Unionisten entlassen, sobald sie der Union einen Eid der Treue ablegen. Man photographirt sie aber vorher, um sie im Falle eines Eidbruchs wieder zu erkennen und zur Rechenschaft zu ziehen.

Nadar, der bekannte Zeichner und Photograph, der zuerst vom Luftballon aus Photographieen aufnahm, operirt jetzt unter der Erde. Er nimmt mit Hilfe des elektrischen Lichtes die großen und sehr wohlgeordneten Beinhäuser in den Pariser Katakomben auf.

Nach einem Telegramm, welches ein Königsberger Kaufmann aus Irkutsk erhielt, ist dort seit Mitte Dezember das Quecksilber gefroren. Dazu ist bekanntlich eine Kälte von mindestens 49 Grad R. erforderlich.

Räthsel.

Da fährt ein Leichenwagen,
Von Trauer nicht begleitet,
Ein lust'ger Fuhrmann ist es,
Der ihn gemächlich leitet.

D'rauf liegt manch' junges Leben,
Ach! manche zarte Blüthe,
Verschmachtet, Stoff zur Wehmuth
Empfindsamen Gemüthe.

Des Todes scharfe Sense
Hat früh sie abgeschnitten,
Doch Niemand glaubt an Schmerzen,
Die sie dabei gelitten.

Wie viele rohen Mühlen
Schon warten auf die Leichen!
Mühlsteine, nicht von Sandstein,
Ob sie dem Marmor gleichen.

Sie werden nicht vom Wasser,
Vom Winde nicht getrieben,
Doch haben sie die Todten
In kurzer Zeit gerieben.

Und sieh! der Tod verwandelt
Sich bald in neues Leben,
Das ihren starken Müllern
Die zarten Todten geben.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 45. Dienstag, 15. April 1862.

Die Pächterin.

(Fortsetzung.)

Das junge Mädchen schien einen Augenblick von der Heftigkeit des Jünglings etwas erschreckt, allein diese Bewegung ging schnell vorüber und sie flüsterte, indem sie das schöne blaue Auge zu ihm aufhob: „Soll man nicht für die beten, denen man mehr als das Leben verdankt?"

„Und ich, Gabriele," rief hingerissen von der Macht der so lange unterdrückten Leidenschaft der junge Mann, indem er dem jungen Mädchen zu Füßen stürzte, „ich betete nicht für Sie, aber ich betete Dich an!"

„Mein Gott! mein Gott!" rief tief erröthend das junge Mädchen, indem sie vergebens ihre Hand dem Leidenschaftlichen zu entziehen suchte, „welche Worte sprechen Sie da zu mir! — um aller Heiligen willen stehen Sie auf! Gott, wenn die Königin —"

„Und wenn alle Könige und Königinnen der Christenheit hereinträten und mich zu Ihren Füßen sähen — ich würde nicht von der Stelle weichen — oder ist es ein Verbrechen, einen Engel anzubeten, den man verehrt wie eine Madonna?"

„Mein Gott! mein Gott! welche sündhafte Worte Sie sprechen!" flüsterte unter Thränen das junge Mädchen und strich die Locken des jungen Mannes, die ihm über die Stirne gefallen, zurück — „aber ich kann ihm nicht zürnen," setzte sie heimlich in Gedanken hinzu.

Der junge Mann erkannte, was im Herzen Gabrielens vorging, — er breitete die Arme aus und flüsterte in jenem zärtlichen, schmachtenden Tone, der die Melodie der Liebe ist, das einzige Wort: „Gabriele!"

Und „halb zog sie ihn — halb sank er hin," singt der große Dichter.

Ihre Lippen vereinten sich zum heißen Kuß. In demselben Augenblick öffnete sich geräuschlos eine Tapetenthüre und Marie Antoinette erschien auf der Schwelle unbemerkt von dem liebenden Paar, welches nur sich sah. Leise schwebte sie heran und als sie dicht an die Liebenden gekommen, sprach sie in schelmischem Tone:

„Ah! Sie haben den zärtlichen Charakter Ihrer Rollen vortrefflich begriffen, meine Freunde; diese Oper wird eine prächtige Vorstellung werden." —

Die Ueberraschten stürzten der Königin zu Füßen. Marie Antoinette aber, huldvoll und liebreich wie immer, sprach:

„Stehet auf, meine Kinder — Ihr sollt glücklich werden," und als Gabriele, schluchzend vor Freude und Rührung, an die Brust der Königin flog und der junge Mann tief ergriffen seinen Dank stammelte, sprach sie, ihm die Hand zum Kusse reichend:

„Die Pächterin von Trianon war strenger als die Königin von Frankreich, nicht wahr, Herr v. Trautenstein?"

Der junge Mann erröthete, indem er sich der Scene erinnerte, wo er in seiner Extase die Hand der vermeintlichen Pächterin küssen wollte und den verdienten Schlag dafür empfing; er schwur heimlich, sich niemals wieder nur die geringste Untreue gegen Gabrielen zu Schulden kommen zu lassen.

4.

Die Aufführung der Oper war eine glänzende, trefflich gelungene. Die Königin, welche selbst eine Partie übernommen, Gabriele und Herr von Trautenstein waren einzig.

Der kleine ausgewählte Kreis von Zuhörern — man wußte, er durfte die Zahl von 40 Personen nicht übersteigen — war hingerissen und der König selbst, den man mit dieser Darstellung überraschen wollte, entzückt.

Nur Einer der Zuschauer im Privattheater der Königin hatte während des Spiels stumm, verschlossen,

mit finsterem Auge da gesessen. — Kein Zeichen des Beifalls war über seine Lippen gegangen, kein Beifallsklatschen hatte seine Hände bewegt — nur von Zeit zu Zeit, wenn der junge Herr von Trautenstein und Gabriele von Polastron durch ihr anmuthiges, bezauberndes und naturgetreues Spiel Alles begeisterten, — schoß ein Blitz aus seinen Augen, aber es war nicht ein Blitz der Freude, sondern des Hasses und der Wuth.

Die Gardine war gefallen, das Stück beendigt. Alles drängte sich aus dem kleinen Theatersaal hinaus in's Freie, in den Park, auf dessen See noch ein Wasserfeuerwerk abgebrannt werden sollte.

Trautenstein ging neben Gabriele und sie plauderten von ihrer Liebe, von der Zukunft und den Freuden des Lebens. Trautenstein malte mit den glühenden Farben einer frischen jugendlichen Phantasie glänzende Bilder vor Gabrielens Auge und Gabriele, hingerissen von des Herzens Gewalten, lauschte mit athemlosem Entzücken.

Träumend standen sie unter den hohen Kastanienbäumen, an welchen sie sich am Morgen zuerst gefunden, über ihnen spannte sich der weite Himmel mit seinen goldenen Sternen, den ewigen Leuchten der Nacht und rings um sie herum tönte leises Liebesgeflüster unter den Gruppen der übrigen Gäste von Trianon — die ebenso, wie sie, nicht auf die farbigen Blumenbouquets und den farbigen Sonnenregen des Feuerwerks achteten, sondern das Schauspiel nur als einen passenden Vorwand nahmen, sich ungestört von ihrer Liebe zu unterhalten — von der Liebe, die damals wie jetzt, der Mittelpunkt ist, um welchen sich alles Andere bewegt, die Sonne der Gefühle, der die andern wie Trabanten folgen.

Endlich gab die Königin — der König war schon wieder nach Versailles gefahren — das Zeichen zum Aufbruch, Gabriele eilte an ihre Seite und Trautenstein, in dessen Brust tausend Gefühle wogten, blieb allein zurück, die heiße Stirn in der kühlen Nachtluft zu baden. Auf derselben Moosbank, auf welcher ihn am Morgen die Pächterin von Trianon und Gabriele überrascht, setzte er sich nieder und, die Augen schließend, ließ er die bunten Bilder des Tages an seiner Seele vorüberziehen.

Eine harte Stimme, die er augenblicklich erkannte, schreckte ihn aus seinen Träumereien empor.

„Treff ich endlich den schmachtenden Seladon, um ein paar vertrauliche Worte mit ihm sprechen zu können!" rief der Fremde und schlug den jungen Mann heftig auf die Schulter.

Dieser war aber gleich beim ersten Laut, den er vernommen, aufgesprungen und rief, die Hand an seinen Degen legend:

„Spart Eure Worte, Herr! Ich weiß, was Ihr von mir wollt — Revanche für den Degenstoß im Theater français!"

„Ihr habt es errathen — aber gleich auf der Stelle."

„Mit Vergnügen — der Mond wird dazu leuchten."

Die Klingen kreuzten sich; der Fremde focht gut und kaltblütig, — der junge Mann noch besser, aber hitzig und leidenschaftlich.

Da streifte ein Stoß seine Brust und die Nacht war hell genug, um einen Blick heimtückischer Freude zu sehen, der aus den Augen des Fremden schoß.

In demselben Augenblick rief eine Stimme den Namen Trautenstein, es war die des Abbé Vermont, der seinen jungen Freund suchte. Das gehörte Waffengeräusch führte ihn in den Baumgang. —

„Um Gott, mein Herr!" rief er heraneilend, „halten Sie ein — Sie verletzen des Königs Burgfrieden!"

Erbittert über diese plötzliche Störung rief der Fremde:

„Das muß ein Ende nehmen; vorgesehen mein Freund!" und damit führte er zwei gewaltige Stöße nach der Brust seines Gegners — dieser aber parirte, führte eine blitzesschnelle Legate aus und ehe man eine Sekunde zählen konnte, lag der Fremde mit durchbohrter Schulter am Boden.

Athemlos keuchend kam auch jetzt der Abbé heran.

„Mein Gott! was haben Sie gethan!" rief dieser, sich über den Verwundeten beugend — aber wie von einer Natter gebissen fuhr er, als er das Gesicht des Verwundeten erblickte, zurück und rief: „Seyd Ihr es wirklich, Herr von Polignac?"

„Gewiß!" antwortete zähneknirschend der Verwundete, indem er sich mühsam emporrichtete, „und sagen Sie Ihrem jungen Freund, daß er sich retten soll — ich glaube, mit mir wird es nicht lange währen — und Sie kennen die Strenge unsers Duellmandats. Der König ist darin unerbittlich."

(Schluß folgt.)

Blind und doch sehend.

(Fortsetzung.)

Adolf berichtete: „Es ist die Tochter des Alten, und dieser ist Verwalter des Kriminalgefängnisses. Ein alter Soldat von unzugänglichem Wesen, gegen alle Welt mißtrauisch und verschlossen, nur gegen seine Tochter — und seine Gefangenen nicht. Während er sich gegen die freie Gesellschaft absperrt, soll er gegen die seiner Obhut Befohlenen bei aller Pflichttreue die Menschenfreundlichkeit selbst seyn, ja, man

sagt, er nenne die Gefangenen seine Kinder, welche der liebe Gott der Stiefmutter Welt abgenommen und an sein Herz gelegt habe. Außer seinem traurigen Gebiete sieht man ihn wenig, dieser Garten ist der einzige öffentliche Ort, den er im Sommer wöchentlich ein paar Mal, und dann immer im Geleite seiner Tochter besucht. Hier sah ich beide vor 8 Tagen zum ersten Male und war nicht weniger wie Du frappirt von dem Anblick dieser Mädchengestalt. Ich erfuhr erst hinterher ihr trauriges Loos, das sie aber kaum zu fühlen scheint, obschon sie erst in ihrem achten Jahre nach einer Krankheit erblindet ist. Ihrer Mutter schon vorher beraubt, soll sie von ihrem Vater mit der rührendsten Sorgfalt erzogen, später mehrere Jahre dem trefflichen Dresdener Blindeninstitut anvertraut worden und aus demselben vor 2 Jahren mit für ihren Zustand wunderbaren Fertigkeiten, namentlich in der Musik, heimgekehrt und seitdem der Abgott ihres Vaters seyn. Du kannst Dir denken, daß mein Wohlgefallen an dem reizenden Wesen ein rein künstlerisches ist, da ich mein Bräutchen in Berlin über Alles liebe und es heimzuführen gedenke, sobald ich zu Federn komme. Aber ich konnte doch eine Nacht kaum schlafen vor Begierde, diese Gestalt in meiner Mappe zu haben. Bei der Liebe, die der Vater zu seinem Kinde hegt, dachte ich, müßte ihm ein Gefallen geschehen, wenn es ihm umsonst gemalt würde; ich ging daher zu ihm — aber es fehlte wenig, so hätte er mich zur Thüre hinausgeworfen. Ich mußte unverrichteter Sache abziehen und mich mit diesem Diebstahl behelfen."

Jetzt erhob sich der Greis mit seiner Tochter und verließ Arm in Arm mit ihr den Garten. Dem jungen Arzte war, als dürfe er die schöne Unglückliche nicht mehr aus den Augen lassen, als müsse er ihr auf dem Fuße folgen und sie aus ihrer Nacht erlösen — und doch stand er wie eingewurzelt da, während sein Freund die Wirthin zitirte und sie seinen gelungenen Raub bewundern ließ. Darüber merkten alle Drei nicht, wie ein Polizeisergeant sich einen Moment hinter dem dichten Robiniengebüsch vorbeugte, vor dem der Gefängnißverwalter mit seiner Tochter gesessen.

„Aber nun, Mutter, einen rechten Kaffee!" sagte Adolf, die Wirthin auf die fette Schulter klopfend — „und bringen Sie ihn in den Garten."

Bald saßen die Freunde unter den schattigen Akazien, Rudolf genau auf dem Platze, den Clelia, so hieß die Blinde, innegehabt hatte.

„Meine Instrumente! meine Instrumente!" seufzte er auf Einmal auf. „Ich hätte lieber mich sollen auf die Straße setzen lassen, als die versetzen!"

„Nur Geduld!" ermunterte Adolf; „es ist nun einmal geschehen, und über lang oder kurz muß bei mir doch so viel werden, sie einlösen zu können."

„Ach! das ist immer eine ungewisse Aussicht — wer weiß, wenn der bequeme Englishman sich besinnt — und mich jammert jede Minute, die ich dies holde Wesen mir in Nacht umherwandelnd denken muß."

„Jetzt verstehe ich Dich erst — Du willst sie wohl operiren?"

„Freilich! Sonst möchten die Instrumente meinetwegen alle semitischen Sprachen lernen und Sanskrit dazu. Zur Fahrt auf den Wallfischfang brauche ich so kostbare Werkzeuge nicht. Es hilft nun doch nichts — ich muß in den saueren Apfel beißen, muß zu meiner Tante gehen —"

„Willst Du nicht erst noch ein paar Tage warten? Der Lord Bullock muß sich doch nächstens erklären —"

„Nein, nein!" rief Rudolf heftig; „was Du thun willst, thue gleich! heißt des Arztes goldene Regel. Ein Arzt darf nie auf morgen verschieben, was heute gethan werden könnte, wenn es gilt, einem Leidenden zu helfen. Es steht fest, ich gehe zu meiner Tante — das geizige Weib verbirgt Nachts hundert Mal mehr Geld unter ihrem Kopfkissen, als ich bedarf, um zwei Menschen glücklich zu machen."

„Ich will Dich nicht zurückhalten — versuche Dein Glück — aber wenn es fehlschlägt, so werde nicht muthlos, verzweifle nicht —"

„Es darf nicht fehlschlagen; ich gehe der Alten nicht eher vom Halse, bis sie etwas herausrückt von Dem, was sie meinem Vater abgeschwindelt —"

„Du bist ja auf Einmal ganz umgewandelt — aber recht! Geh' dem Satansknochen zu Leibe — wie ich glaube, spielt sie die Fromme, da mal' ihr à la Michel Angelo das jüngste Gericht an die Wand, daß ihr wird wie lauter Heulen und Zähneklappern —"

„Laß mich nur machen — ich will ihr schon zusetzen — wie ich Dir sage: ich verlasse ihre Schwelle nicht, bis ich sie um die nöthigen Thaler ärmer gemacht. Ich weiß schon ein Mittel, sie mürbe zu machen — die alte Heuchlerin hat eine heillose Furcht vor dem Tode — und den Tod will ich sie leibhaftig sehen lassen, wenn sie nicht gutwillig gibt!"

In diesem Augenblicke brachte Frau Brunnmeisen den Kaffee. Auf Adolf's Einladung setzte sie sich zu den beiden Freunden und plauderte mit ihnen, wobei Rudolf noch Manches über die Lebensweise des alten Gefängnißverwalters und seiner Tochter erfuhr, was ihn nur in dem Verlangen bestärkte, die Blinde von ihrem Leiden zu befreien.

Eine halbe Stunde später verließen die Freunde den gastlichen Ort. Bald nach ihnen schlich auch

der Polizeisergeant sich aus seinem Versteck hervor und folgte ihnen von fern nach.

2.

Der Mord.

Mit einer Entschlossenheit, die von seinem vorigen Kleinmuthe gewaltig abstach, wandte Rudolf nach der Trennung von Adolf seine Schritte dem Hause seiner Tante zu, das in der stillen und entlegenen „Schmiedegasse" lag. Die alleinstehende alte Frau wollte, als sie auf sein Klopfen zum Fenster heraussah, ihren Neffen von da aus kurz abfertigen; aber ihre Neugier kennend, gab er vor, ihr wichtige Neuigkeiten zu bringen und verschaffte sich dadurch Einlaß. Er fand sie in Gesellschaft einer jungen Frau, ihrer Pathe. Dieselbe hatte ihren eignen Hausstand in einer andern Straße, versah aber bei der Alten die Stelle einer Aufwärterin umsonst — aus Anhänglichkeit, wie sie vorgab, in Wahrheit aber in der Hoffnung, sie zu beerben. Rudolf wußte die Neugier seiner Tante durch diese und jene Tagesneuigkeit zu befriedigen und als endlich die junge Frau sich entfernte, um nach ihrem kranken Kinde zu sehen, rückte er gerade auf sein Ziel los. Aber wie fein er auch seine Bitte einkleidete, welche rührende Vorstellungen er auch machte — er erreichte nichts als das Anerbieten eines Almosens von einem Thaler. Entrüstet schlug er es aus und die Rückkehr der Wartefrau verhinderte ihn, weiter in die geizige Alte zu dringen.

Hilflos wie er gekommen, ging er und nahm unwillkürlich seinen Weg nach dem Kriminalgefängniß. Hier trat das durch die widrige Verhandlung mit der Tante getrübte Bild der Blinden wieder in seiner ganzen Reinheit hervor. Er hatte schon die Hand an den Klingelzug gelegt, um Einlaß zu begehren, damit er sofort eine Untersuchung der in Nacht gehüllten Augen vornähme, aber er besann sich, wie wenig er in der Lage sey, dem ihm als so mißtrauisch dargestellten Gefängnißbeamten sich als kundigen Arzt zu legitimiren, dem ein so schwieriges Werk anzuvertrauen war. Er ließ die Klingel ungezogen und entfernte sich mit dem Entschlusse, am Abend, wenn seine Tante wieder allein seyn würde, sie noch ein Mal aufzusuchen. Ihm fiel wohl ein, daß sie ihm dann die Hausthür gar nicht öffnen würde, aber er besann sich auch, daß er im Besitze eines Schlüssels dazu war. Mit dessen Hilfe beschloß er, sie zu überraschen und hoffte, sie unter dem Einflusse nächtiger Furcht fügsamer zu finden als am Tage.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

In der elften Versammlung des wissenschaftlichen Vereins in Berlin hat der Generalstabsarzt **Dr.** Lanner einen Vortrag über den vorherrschenden Charakter der Krankheiten innerhalb der jetzigen Generationen abgehalten. Der Redner schließt sich dem Ausspruche des alten Hippokrates an und sagt: „Von der Geburt bis zum Tode ist das Individuum eine Krankheit," und diese Krankheit, an der er allmälig stirbt, ist das Leben selbst, fügt **Dr.** Lanner hinzu. Innerhalb dieser allgemeinen Krankheit gibt es nur besondere Formen der Krankheit. Die Krankheitskonstitution der Gegenwart faßt **Dr.** Lanner in der kurzen Antithese zusammen: Unsere Generation hat zu viel Nerven und zu wenig Nerv. Der vorherrschende Krankheitscharakter unserer Zeit ist der nervöse. Die Gründe dafür findet der Redner in der unendlich vermehrten Masse der Genußmittel, wie in der namenlosen Hast, sich ihrer zu bemächtigen, in der überspannten Arbeit, die mit immer schwererem Drucke auf uns laste, je weiter und höher uns die Lebensbahn führt. Statt unser Tagewerk nach der uns zugemessenen Zeit einzurichten, versuchen wir es umgekehrt. Wir handeln wie leichtsinnige Schuldner, borgen vom Schlaf, dem eigentlichen Ernährer der Nerven, fordern unserer Lebenskraft unausgesetzte Vorschüsse ab, um plötzlich mit einem Bankerott zu endigen. Sparsamkeit am unrechten Orte ist die schlimmste Verschwendung. Das gilt auch von dem Geize mit der Zeit, einem charakteristischen Grundzug unserer jetzigen Generation. Mit dem rechten Maße in allen Dingen, namentlich auch in der Oekonomie des Tages, würde sie das sicherste Heilmittel gegen ihre spezifischen Leiden gefunden haben, und statt „nervös" zu seyn, wieder „nervig" werden, wie ihre Altvordern.

(Sonderbare Schwärmerin.) Ein seltsames Abenteuer wird aus einem Orte in der Nähe von Köln berichtet. Vor einigen Tagen hat sich nämlich die junge, hübsche Tochter eines dort benachbarten Gutsbesitzers von einem israelitischen Handelsmanne, der, wie die Fama sagt, weder durch besondere Schönheit, noch durch Bildung oder Reichthum ausgezeichnet ist, dagegen aber bereits doppelt so viel Jahre zählt, wie seine Geliebte, entführen lassen. Weiter meldet die Fama, daß das Pärchen übereingekommen sey, durch's Loos entscheiden zu lassen, ob der Bräutigam zum Christenthum oder die Braut zum Judenthum übertreten soll.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 46. Freitag, 18. April 1862.

Die Pächterin.

(Schluß.)

Zwei Stunden später sprengte ein Reiter auf der Landstraße hin, die von Versailles nach Lothringen führt — es war der Herr von Trautenstein, der nach einem kurzen herzzerreißenden Abschied von Gabriele Trianon verlassen hatte, um sich der Strenge des Gesetzes zu entziehen. Die Königin, der der Abbé den Vorfall vertraut, hatte ihm selbst dazu gerathen; sie kannte ihren Gemahl zu gut.

So mild Ludwig XVI. sonst auch war, in diesem Punkt war er unerbittlich — und er mußte es seyn, wenn er dem Unwesen der Duellwuth, welches zu jener Zeit so furchtbar um sich gegriffen hatte, daß man sich wegen einer Richtigkeit, der Farbe von der Busenschleife einer Schauspielerin, oder um den Schuh einer Tänzerin, schlug, ein Ende machen wollte.

Allein der Herzog von Polignac starb nicht und man wird wissen, daß diejenige, welche er einst entführt hatte, die ihm aber von Trautenstein wieder entrissen worden war, Herzogin Jules von Polignac wurde.

Weder die Verwendung der Königin, noch die Verzweiflung Gabrielens konnten den starren Sinn des alten Herrn von Polastron beugen — mit blutendem Herzen folgte Gabriele dem Bräutigam zum Altar und nur Marie Antoinettens Freundschaft allein konnte die Verzweifelnde aufrecht erhalten.

* * *

Es war 13 Jahre später. — Die Revolution braußte über Frankreich dahin; sein alter Königsthron war erschüttert, das Lilienbanner hatte der Trikolore Platz machen müssen. — Oesterreichs Heere standen gegen Frankreichs Waffen im Felde, um seine Tochter, um Marie Antoinetten aus den Händen des Pöbels von Paris zu retten.

Zu Hunderten flüchteten die Aristokraten, leer standen die Hofsäle und Zimmer des Königsschlosses zu Versailles — nur wenige bleiche, zitternde Frauen umgaben Frankreichs Königin.

Unter ihnen bemerkte man eine junge schöne Wittwe von vielleicht 29—30 Jahren, noch in Trauerkleider gehüllt. Sie stand mit der Königin an einem Fenster des Schlosses zu Versailles und blickte wehmüthig in den Garten hinab, in welchem ein rauher Novembersturm die gelben Blätter durch den Park jagte.

„Fliehe, meine Gabriele — ich beschwöre Dich bei unserer Freundschaft, bei unserer Liebe," flüsterte die Königin, indem sie mit Gabrielens braunen Locken spielte. „Du bist es Dir — Du bist es Deinem eigenen Kinde, Deinem Charles schuldig!"

„Aber wohin?" lispelte unter Thränen die junge Frau, „wohin ich — allein, ein schwaches hilfloses Weib?"

„Hast Du die Tage von Trianon vergessen? Oder wird Dich Niemand in Deutschland gastfreundlich aufnehmen, wenn Du sprichst — ich komme mit Empfehlungen von der Pächterin von Trianon?"

Ein schmerzliches Lächeln glitt über die Lippen der jungen Frau und sie lispelte:

„Wohlan, ich will es thun, — aber Marie, meine theure Marie vergib, vergib mir, daß ich Dich verlassen konnte."

Ein Kuß auf die Stirn war der Königin Antwort. Dann aber, als sie sich zum Gehen wendete, sprach sie mit einer Thräne im Auge und mit traurigem Lächeln:

„Und nicht wahr, wenn Ihr glücklich seyd, so gedenkt Ihr mitunter in einem frohen Augenblicke der Pächterin von Trianon?"

* * *

Den Tag darauf reiste Frau von Polignac in Begleitung ihres Sohnes und einer vertrauten Kammer-

frau nach dem Rhein. Glücklich erreichten sie die französische Grenze.

Unweit von Mühlhausen stießen sie auf österreichische Vorposten.

„Halt! Werda?“ riefen die Vedetten.

„Französische Emigres,“ lautete die Antwort zurück.

„Man führe sie zum Kommandanten!“ befahl der die Vorposten kommandirende Lieutnant.

Eine junge verschleierte Dame, einen Knaben von sechs Jahren an der Hand, wurde in das niedrige Zimmer eines Bauernhauses geführt, in welchem der Kommandant der Avantgarde mit seinen Adjutanten arbeitete.

„Woher kommen Sie? wie heißen Sie?“ fragte er in ruhigem Tone, ohne aufzublicken.

„Ich komme mit einem Gruß von der Pächterin von Trianon,“ sprach die Dame mit zitternder Stimme, indem sie den Schleier zurückschlug.

„Gott! Gabriele — Charles!“ Der General und die junge Frau lagen einander in den Armen.

Am Abend war eine militärische Trauung, der Feldprediger kopulirte den General von Trautenstein und die verwittwete Frau Herzogin Jules von Polignac.

Leider dauerte ihr Glück nur wenige Jahre; am 16. Oktober 1793 küßte Trautenstein zum letzten Mal den bleichen Mund seiner sterbenden Gattin. Sie hatte das Unglück ihrer königlichen Freundin nicht ertragen können.

Trautenstein fiel bei Marengo.

Blind und doch sehend.

(Fortsetzung.)

Der Abend war hereingebrochen, und Rudolf's Tante hatte sich eben von ihrer Aufwärterin ihre erste Abendandacht vorlesen lassen, als sie sagte: „Heute, Minna, mußt Du mir den Gefallen thun und über Nacht bei mir bleiben. Ich habe mich noch nie so gefürchtet wie diesen Abend. Du hast den Rudolf gesehen — sag' selbst, kam er Dir nicht ganz verwildert vor?“

Die Erbschaftsspekulantin meinte, sie habe ihn fast nicht wieder erkannt.

„Nicht wahr?“ ergriff die Alte wieder das Wort; „ja, seit er seinem Gott, dessen Dienst ich ihn geweiht habe, untreu geworden, seitdem ist er Schritt vor Schritt dem Verderben in die Arme gesunken. Von so einem Menschen ist Alles zu fürchten — huh! Was für einen schrecklichen Bart er hatte! Versprich mir, heute Nacht bei mir zu bleiben.“

„Von Herzen gern, liebe Frau Pathe — aber die ganze Nacht — das kann ich nicht versprechen. Sie wissen, mein Kind hat die Masern und mein Mann kommt erst um Mitternacht aus dem Dienst. Bis dahin muß ich wenigstens abwechselnd bei dem Kinde seyn. Nachher aber will ich ganz bei Ihnen bleiben.“

Als Minna bald darauf das Haus verließ, sah sie noch, unter der Thüre stehend, welche die Alte hinter ihr schloß, wie ein Mensch an der anderen Häuserreihe hinabging, in welchem sie beim Laternenlicht der Straße den Neffen ihrer Pathe erkannte. Sie sah ihm eine Weile nach, und da er zuweilen sich nach ihr umblickte, so beschloß sie, ihn weiter zu beobachten, ging bis an ein nahes Seitengäßchen und verbarg sich dort hinter der Ecke. Rudolf kehrte nun um, ging stracks auf das Haus seiner Tante zu, öffnete mit seinem Schlüssel geräuschlos die Thür und verschloß sie wieder hinter sich. Mit einem gellenden Angstschrei empfing ihn die überraschte Verwandte. Die Beobachterin auf der Straße eilte nun wieder an das Haus und stellte sich unter das Fenster, wo sie, da die Fensterflügel wegen der Sommerhitze offen standen, durch die Jalusieen einen großen Theil der zwischen Tante und Neffen bald leiser, bald lauter geführten Verhandlung vernehmen konnte. Rudolf schickte keine Vorrede voraus. Er hielt der Alten kurz vor, wie sie ihrem Bruder auf dessen Todtenbette versprochen, seine Stelle an dem verwaisten Sohne zu vertreten, er nannte, ohne die Person namhaft zu machen, das gute Werk, um das es sich handelte, er bat so inständig, daß selbst die Horcherin an der Wand gerührt wurde und wünschte, die Alte möchte ihm die verlangte Kleinigkeit geben, „damit sie ihn nur los würde.“ Aber das hartherzige Weib war unbeweglich. Sie schalt Rudolf einen Undankbaren, einen Abtrünnigen, eine Frucht des Bösen. Da entbrannte er; er strafte ihren Geiz, er verwies sie auf die heilige Schrift, die keine Todsünde so hart züchtige wie diese, er riß ihr den Heuchelschein der Frömmigkeit vor den eigenen Augen ab und zeigte sie ihr in ihrer wahren Gestalt, als Betrügerin ihres eigenen Bruders; er erschütterte sie, daß sie stöhnte — aber er bewog sie nicht zur Erfüllung seines Verlangens. Sie schwor, daß sie es nicht erfüllen könne, daß sie kaum so viel Geld habe, um davon ein paar Tage nothdürftig zu leben. Entrüstet rief er, sie solle ihm einmal erlauben, in ihrem Pulte nachzusehen, er wolle Tausende in Staatspapieren zum Vorschein bringen, das baare Geld ungerechnet. Da schlug sie die Hände zusammen und heulte. Das trieb seinen Grimm auf's Höchste, und ihre Arme krampfhaft erfassend, beschwor er den

rächenden Schatten ihres todten Bruders herauf und bewirkte damit — daß sie in fieberhafter Angst aufkreischte: „Hilfe! Hilfe! Räuber! Mörder! — Er will mich ermorden —“

Da schlug die Horcherin an die Jalousie — Rudolf stutzte, der Ruf des elenden Weibes hatte ihn ohnehin erschreckt — er fühlte, daß er zu weit gegangen, wenigstens für seine innere Würde — ohne weiter ein Wort zu verlieren, stürzte er aus dem Zimmer, schloß die Hausthüre auf, zog aber mechanisch seinen Schlüssel ab, eilte an der Wartefrau vorüber und schnellen Schrittes die Straße hinauf. Die junge Frau ging in's Haus zurück.

Rudolf zürnte auf sich selbst, ihm war, als habe er seinen ganzen Adel verscherzt — ergrimmt schleuderte er den Schlüssel, ohne dessen Besitz er diese Scene nicht hätte können herbeiführen, weit von sich. Er bemerkte nicht, daß hinter ihm ein Mensch herschlich, der den fallenden Schlüssel klirren hörte, suchte und fand; noch weniger, daß derselbe mit dem Funde nach dem Hause der Wittwe zurückkehrte und den Schlüssel geräuschlos probirte, dann aber in einiger Entfernung vom Hause sich aufstellte. Nicht lange stand er, da trat ein Polizeimann, derselbe, der die beiden Freunde im Garten der Mutter Brummeisen belauscht hatte, aus dem erwähnten Gäßchen zu Jenem.

„Nun, wie steht's? Hast Du etwas Verdächtiges bemerkt?“ fragte der Sergeant.

„Ja, Vater — vor einer Weile, wie ich nur eben erst meinen Posten unter dem Thorweg drüben eingenommen hatte, sah ich ein Frauenzimmer an einer der Jalousieen lehnen, als ob sie horchte; der Gestalt nach war's unsere Stubennachbarin, die Fritschin; gleich darauf hörte ich ein Geschrei, die Frau pochte an die Jalousie, dann wurde die Thüre aufgerissen und ein Mensch stürzte heraus und auf und davon. Wahrscheinlich war's Dein Doktor. Die Fritschin wurde nun von der Alten eingelassen.“

„Gut — laß uns einmal horchen“ — sagte der Sergeant.

Die Beiden gingen zu horchen.

„Ach Gott, erbarme Dich, wie ich noch immer zittere!“ hörten sie die Alte reden — „es ist, wie ich Dir sage: er trachtet mir nach dem Leben — ein Glück, daß Du noch da warst, sonst war es um mich geschehen. Es soll auch Dein Schade nicht seyn, ich will Dir's in meinem Testament gedenken.“

Den Gedanken, daß Rudolf der Alten nach dem Leben trachte, suchte die junge Frau ihr zwar auszureden, aber es gelang ihr nicht, und jene drang heftiger als zuerst in sie, die Nacht bei ihr zu bleiben. Sie versprach dies, sobald sie von ihrem Kinde fortkönne.

„Nun komm, Vater,“ sagte der Begleiter des Sergeanten, als die Stubenthüre ging, „die Fritschin geht jetzt — wir haben nun schon ein Stündchen Zeit, unsern Abschied zu feiern. Die Andern sind schon lange beisammen.“

Die Beiden entfernten sich. Die Fritschin verließ das Haus der Wittwe und ging nach ihrer Wohnung.

Inzwischen suchte Rudolf seinen Freund auf. Nach vergeblicher Nachfrage in dessen Wohnung stieß er auf ihn vor seiner eigenen. Der wackere Maler begrüßte ihn mit stürmischer Freude. „Bruder, Alles gut! Der Mackintosh hat bezahlt — zweihundert Louis — hier sind zwanzig für Dich; die Mutter Brummeisen ist befriedigt und Du hast absoluten Kredit bei ihr. Morgen früh mit dem ersten Dampfwagenzuge reise ich nach Berlin und kehre nur als glücklicher Gatte heim.“

Rudolf nahm das dargebotene Geld. „Zum Einlösen der Instrumente ist es heute zu spät, aber morgen soll dies mein erstes Geschäft seyn, und dann geht's stracks an's Werk! — Aber, Du Guter — wie soll ich Dir danken, wann werde ich auch nur Dein Darlehn zurückzahlen können?“

„Laß das jetzt — vollende nur Deine Operation; die wird Dich schnell berühmt machen; dann ist Dir eine glänzende Praxis gesichert und vielleicht finde ich Deine holde Patientin gar als Dein Bräutchen wieder.“

Rudolf erglühete. Nun lud ihn Adolf ein, mit zur Mutter Brummeisen zu gehen, wo sie „bei einer kleinen Bowle“ den Abend froh verplaudern wollten.

Als die Beiden sich dem Kaffeehause an der Schifferallee näherten, scholl ihnen lärmender Jubel entgegen. „Da geht's lustig zu,“ bemerkte Rudolf beim Eintritt in das Haus, „hoffentlich bleiben wir für uns.“

„Wir gehen in's Privatstübchen der Mutter Brummeisen, wenn schon ich mich bisweilen gern in solch' Getümmel mische, um Gesichter zu studiren,“ entgegnete Adolf; „aber heute muß hier etwas Besonderes los seyn.“

Im Stübchen der Wirthin angekommen, erfuhren sie, es sey eine kleine Gesellschaft Auswanderer, die morgen früh nach Amerika abzusegeln gedenke, mit ihren Freunden hier zusammengekommen, um ein Abschiedsgelag zu feiern. Die eigentliche Seele davon sey der Sohn des Polizeisergeanten Huker.

„Ein schöner Patron,“ — bemerkte Adolf, „an dem das Vaterland wahrlich nichts verliert. Ein Gauner, der dem Zuchthause sicher nicht entgangen wäre, wenn ihn sein Alter nicht über's Wasser spedirte.“

„Dieser scheint auch seelenfroh zu seyn, daß er das Früchtchen los wird," sagte die Wirthin, „denn er trinkt um die Wette mit den Schiffern, die mit geladen sind. Und sein Sproß scheint's darauf angefangen zu haben, den Vater zu guter Letzt noch im Haarbeutel zu erblicken, denn er stellt die Schiffer an, ihm tüchtig zuzutrinken. Alle Augenblicke spricht der Alte, er müsse fort, der Dienst rufe ihn, aber immer von Neuem läßt er sich zutrinken."

Die Freunde genossen vergnügt ihre Bowle. Ungefähr nach einer Stunde wurden sie durch einen Heidenlärm an die Glasthür gelockt, die sie von dem Gastzimmer trennte. Da sahen sie, wie Matrosen den bis zur Bewußtlosigkeit trunkenen Polizeisergeanten in eine Art Hängematte legten und unter Vortritt seines Sohnes und Absingung eines Begräbnißliedes ihn forttrugen.

Um die zwölfte Stunde verließen auch die beiden Freunde das Kaffeehaus. Rudolf begleitete Adolf bis an dessen Wohnung und nahm hier Abschied von ihm. Der Gedanke aber an das Ziel, dem der Freund entgegenreiste, machte auch in seinem Herzen sehnsüchtige Wünsche, in seinem Geiste liebliche Träume wach. Er konnte noch nicht schlafen gehen, es trieb ihn dahin, wo die holde Blinde schlummerte. Lange stand er träumend vor dem Gefangenenhause, dann machte er noch einen Spaziergang und kam erst kurz vor ein Uhr zu Hause an. Da er seinen Hausschlüssel nicht bei sich hatte, mußte er den parterre wohnenden Hauswirth wecken, der sich nicht wenig über seines sonst „mit den Hühnern das Nest suchenden" Miethers späte Heimkunft verwunderte. —

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Bis gegen Ende der vorigen Woche hatte man der Riesenschlange im Zoologischen Garten zu London (Python nennt man die Schlangengattung) Zeil gelassen, ihre 101 Eier auszubrüten. Aber die Hoffnung, daß der Prozeß gelingen werde, schwand immer mehr, und am Freitag gab man die ganze Drachenbrut verloren und schaffte die Eier weg. Um der Schlange Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, so lag die Schuld nicht an ihr, sondern an der Wißbegier der Besucher, denen zu Liebe die wollene Decke oft von den Eiern weggezogen und so die zur Ausbrut erforderliche gleichmäßige Temperatur plötzlichen Wechseln unterworfen wurde. Als man die Eier wegnahm, gab die Python ihre Entrüstung deutlich zu erkennen.

(Ein königliches Reskript.) Tenore sind in Schweden zu allen Zeiten eine Seltenheit gewesen und man hat solche stets aus den südlicheren Gegenden ins Land zu ziehen gesucht. Im 17. Jahrhundert gab ein solcher Schatz die Veranlassung zu einem höchst sonderbaren Notenwechsel mit dem Turiner Hofe. Nicolo Tessin erzählt: Der bei der Königin Christina angestellte Tenorist Antonio Rivani verließ Schweden wegen einer Anstellung bei dem Herzog von Savoyen. Da schrieb die Königin an das Ministerium daselbst eine französische Note von folgendem Inhalt: „Ich lasse Euch zu wissen thun, daß ich auf keine Weise und unter keinerlei Bedingung dem Antonio Rivani erlaube, meinen Dienst wegen eines Andern zu verlassen. Er ist einzig und allein zu meinem Vergnügen in der Welt und hat er nicht Lust, mir vorzusingen, so soll er auch keinem Andern, wer es auch seyn mag, länger etwas vorsingen. Obgleich man mir einzubilden sucht, daß er die Stimme verloren hat, kann das einerlei seyn; wie es auch damit ist, soll er in meinem Dienste leben und sterben, oder ihn soll der T—l holen. Christina."

Kultur, die alle Welt beleckt, hat sich hinsichtlich photographischer Portraits jetzt auch auf Dienstmädchen erstreckt. Wenn es bisher in der Theaterwelt üblich geworden, daß auswärtig lebende Schauspielerinnen ihr Portrait in Engagementsvermittlungen an Theateragenten einsendeten, so geschieht dies jetzt auch von Mädchen, die einen Dienst suchen. So schickte dieser Tage ein auswärts lebendes Mädchen an das Franke'sche Versorgungskomptoir in Dresden ihr Portrait mit dem Bemerken ein, eine Reise zur etwaigen Vorstellung sey zu kostspielig, das Portrait möge sie unterdessen vertreten. Vielleicht bekommen wir nächstens ein photographisches Album von „Vestalinnen der Küche".

Die an der Niederelbe wohnenden Wenden glauben, daß in der Nacht der Weihnachten zwischen 12 und 1 Uhr das Wasser im Brunnen zu Wein werde. Wenn aber Jemand sich von dieser Verwandlung überzeugen wolle und einen Eimer in den Brunnen tauche — sagen sie — so rufe ihm eine Stimme aus der Tiefe entgegen: „Ist das Wasser Wein, so bist Du mein!"

Auflösung des Räthsels in № 44:

Heuwagen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 47. Sonntag, 20. April 1862.

Ostermorgen.

Das war ein Morgengrauen,
Als Christus aus dem Grab erstand,
Und in der Wolken Thauen
Die Nacht der Finsterniß verschwand.

Als sich zu Lebenskeimen
Eröffnete die Felsengruft,
Und in des Lichtes Säumen
Sich spiegelte die reine Luft.

Die kräuselnden Gebilde
Der niedern Dünste theilten sich,
Die grünenden Gefilde
Erglänzten, sproßten wonniglich.

Der Grund der Tiefen bebte
Und dröhnte im gebrochenen Fall,
Doch in den Lüften schwebte
Der Melodieen Widerhall.

Der Wasser Wogen rauschten
Und sprudelten im Ueberdrang,
Im Wald die Thiere lauschten
Dem froh empfund'nen Feierklang.

Und auf den Blumen sangen
Die Vögel lusterfüllten Chor,
Und aus den Blüthen drangen
Die Wohlgerüche duftend vor.

Der Cedern Gipfel neigten
Sich vor des warmen Säuselns Kraft,
Der Palmen Zweige zeigten
Des Blattes frischen Trieb und Saft.

Die Berge standen glühend,
Als sich der Strahl an ihnen brach,
Die Sonne, funkensprühend,
Erleuchtete den Sonnentag.

Das Zelt des Himmels breitet
Sich in des Aethers blauem Duft,
Wo er in Flammen kleidet
Die Boten, die sein Wort beruft.

Da war der Herr zu schauen,
Der Sieger, der das Grab verläßt:
Das war sein Morgengrauen,
Das war das erste Osterfest.

Und Stille herrscht und Frieden,
Es tönt kein Schmerzgeschrei, kein Streit,
Vom Gram der Welt geschieden
Den Raum die Sonntagsruhe weiht.

Er zieht, der Held der Ehren,
Einher auf seiner Herrscherbahn,
Sein Gott will ihn verklären,
Der Weltkreis ist ihm unterthan.

Kaum von des Leibes Hülle
Berührt, in wallendem Gewand,
Bleibt seiner Gottheit Fülle
Doch mit den Seinen eng verwandt.

Die Schöpfung, neu geboren,
Jauchzt ihm und hört auf sein Gebot;
Der Mensch, von ihm erkoren,
Ist nun versöhnt, erlöst vom Tod.

Daß neues Leben werde,
Bekräftigt ist der Bund mit Gott,
Er wandelt auf der Erde,
Sichtbar, er selbst, mein Herr und Gott.

Wer kann die Farben finden,
Welch Ziel der Kunst vermag's genug?
Wer kann das Werk ergründen
Mit menschlicher Gedanken Flug?

Jedoch ich fühl' dein Wehen,
Ich bin mit dir verbunden fest;

In deines Geistes Nähen
Feir' ich mit dir mein Osterfest.

Verjüngtes, ew'ges Leben,
Du Born der ew'gen Seligkeit,
Versiegelt und gegeben
Hast du mir, Herr der Herrlichkeit.

Ich schaue deine Klarheit,
Ich preise deines Tages Pracht,
Du hast voll Gnad' und Wahrheit
Mein Opfer zündend angefacht.

Verhängnißvolle Leidenschaft.

Aus dem Dänischen.

1.

An einem schönen klaren Nachmittage im August des Jahres 184* schlenderten zwei junge Forstleute, mit Schnurrbärten und sonnverbrannten Gesichtern, in Begleitung ihrer Hunde, langsam durch das Dickicht des weitläufigen Waldes, der über Berg und Thal zwischen den Städten R. und A. bis an die äußerste Spitze der Küste hinab sich erstreckte.

Nur mühsam bahnten die jungen Herren sich den Weg durch das Gewirr der Brombeer- und Haselnußbüsche, um einen steilen Abhang zu ersteigen, auf dessen Höhe der lichtere Wald erst eine freie Aussicht über die Ebene, die sich von da ausbreitete, verstattete.

Auf der Anhöhe angekommen, blieb der Aeltere von den Beiden stehen, deutete auf ein Herrenhaus, das in der Ferne mit Giebel, Spitze und blitzenden Fenstern aus der reichen Ebene heraufragte, und sagte dann mit einem leisen Seufzer:

„Ich wollte, ich wäre in diesem Augenblicke dort!"

„Bei der Gräfin L.?" fragte der Jüngere lachend; „was wolltest Du denn da thun?"

„Was ich da wollte?" wiederholte der Erstere eifrig. „Nun so höre! Wenn Du nur ein einziges Mal in ihrer Gesellschaft gewesen wärest, wie ich, so würde es auch Dir unmöglich seyn, denselben Wunsch zu unterdrücken, so oft Du an sie dächtest! Jetzt hat sie es freilich gut, dieser Engel; aber Du hättest nur ihre Umstände kennen sollen, als Er noch lebte. Er, dieser Bullenbeißer, starb vor einem Jahre, als Du noch nicht hier warst. Ja, er war ein rechter Tyrann, das magst Du mir glauben! Ich gebe zwar zu, daß Aehnliches jeden Augenblick geschieht, allein ich kann es mir doch nicht recht zusammenreimen, wie es möglich ist, daß ein junges Mädchen gezwungen werden kann, einen solchen Mann zu nehmen, den es nicht liebt, noch jemals lieben kann, sondern nur um sich duldet. Man sollte glauben, die Frauenzimmer hätten gar keine Charakterfestigkeit, und doch zeigen sie das Gegentheil später um so schlagender und entschiedener. Dergleichen geschieht nun aber jeden Tag überall und selbst unsere Bauern sind in dieser Beziehung um kein Haar besser, als die Vornehmen. Sie war noch nicht volle sechzehn Jahre, denke Dir! als sie — angeblich um das Geld zusammzuhalten — sich mit dem Ungeheuer verheirathen mußte. Ein Kerl, so voll von Aussatz, wie der Mann im Evangelium, und so alt, daß er ganz bequem ihr Großvater seyn könnte; kurz gesagt: der Bursche war faul von Kopf bis zu Fuß, den sie ihren Gemahl nennen mußte. Aber das wollte ich noch hingehen lassen, so unangenehm es einem jungen Mädchen auch seyn mag; allein außerdem war er auch geizig, ein wahrer Filz — Gott, wie ich die Geldteufel hasse! — und niederträchtig schlecht gegen sie, denn er plagte sie von früh bis spät, so daß das Jahr, welches sie als seine Frau mit ihm zubrachte, ihr wenigstens einigen Anspruch auf die ewige Seligkeit dort oben erworben haben muß, weil sie stets so geduldig wie ein Lamm gewesen seyn soll. Endlich erlöste sie der gewisse Jemand, der mit Stundenglas und Hippe einhergeht, von ihrem Uebel und seit dem glücklichen Zustande lebt sie wie die Perle im Golde als die Besitzerin dieses herrlichen Gutes. O, sie verdient noch viel mehr, als das!"

„Wo hast Du sie denn einmal gesehen?" fragte der Jüngere.

„Das will ich Dir sagen: es war auf einem Balle, kaum zwei Monate nach dem Tode ihres Gemahls, denn sie genirt sich gar nicht. Das prächtige Weib! Engherzige Klatschereien und Bemerkungen berühren sie gar nicht. Worüber hatte sie sich zu grämen? Nun, getrauert hat sie allerdings, verstehe mich recht, denn sie war schwarz gekleidet; aber das brachte ihr keinen Nachtheil. Sie ist klein, gerade so wie ich sie liebe, aber dabei fein und rund; sie war nicht geputzt, trug kein Armband, keine Broche. Sie scheint dergleichen Flitterstaat nicht zu lieben und bedarf dessen übrigens auch gar nicht. Ach, wie niedlich und allerliebst sie war — es läßt sich gar nicht beschreiben! Welcher Hals! welcher Nacken! welche Arme! welche Figur! Das Haar trägt sie ganz glatt um die intelligente Stirne, keine Locke ist sichtbar, nur die reichen dichten Flechten im Nacken! — Meiner Treu', ich möchte ein Poet seyn, denn so vollkommen Schönes habe ich noch niemals gesehen."

„Freund, Du poetisirst ja schon!"

„Wirklich? Ei, das ist ja auch natürlich, wenn man an einen solchen Gegenstand denkt; das darf Dich nicht Wunder nehmen. Aber was soll ich Dir erst über ihr Antlitz sagen — ein Antlitz, das durchaus keinen Anspruch auf Schönheit macht, aber doch zu den herrlichsten gehört, die der Schöpfer auf Erden geschaffen hat. Sie hat Gottlob keinen solchen Adlerzinken, wie unsere Hausfrau, sondern eine feine Nase, eine charakteristische Nase, eine Nase, welche weiß, was sie ist und bedeutet, und dann einen lächelnden Mund. Und wie sie reden kann! — so klug wie die Königin von Saba, und ohne Zweifel viel interessanter als Ihre arabische Majestät. Die Gräfin ist ganz bestimmt eine kleine Zauberin! Alles, was ihr nahe kommt, das zieht sie an sich. Es ist aber nicht jene unbewußte Anziehungskraft, wie manche schöne Frauen sie ausüben; nein, sie weiß es recht gut und scheint es zu einem eigentlichen Studium zu machen. Allein gerade deßhalb möchte ich, ich muß es Dir gestehen, nicht mit ihr verheirathet seyn, nicht um die halbe Welt; denn obgleich ich meinen Kopf als Pfand darauf geben möchte, daß sie nie und nimmer etwas ihrer Unwürdiges thun würde, so könnte ich doch unmöglich diese Koketterie ertragen."

„Nun, Freundchen, ereifere Dich nur nicht!" sagte der Andere lächelnd. „Du wirst wohl auch nicht in Versuchung gerathen!"

„Hoffentlich nicht!" versetzte der Aeltere mit einem tiefen Seufzer. „Aber wie es sich eigentlich traf, daß ich gerade an dem Abende dazu kam, mit ihr so viel zu reden und zu tanzen, das weiß ich selber nicht; aber es geschah dennoch. Ja, verwandte Seelen finden sich, Freundchen! Sie merkte wohl, daß ich kein roher Philister war und scherzen, sowie auch einen Scherz vertragen konnte; sie sah, daß ich ein leidlicher Tänzer war, und wenn wir nicht tanzten, so redeten wir mit einander. Ja im Vertrauen gesagt," setzte der junge Mann hinzu und betrachtete selbstzufrieden seine kräftige, elastische Figur, „ich glaube, die kleine Gräfin mochte mich damals recht gut leiden!"

„Wie tanzt sie denn?" fragte der Jüngere.

„Wie sie tanzt?" wiederholte der Aeltere. „Wie? — wie — ja, wie soll ich es nur sagen! — Ihr ganzes Wesen ist Musik, jede Bewegung ihres Kopfes, ihrer Arme, ihrer Füße ist Tanz; und wenn sie alsdann sich ziemlich bitter über unsere Tänzerinnen in der Stadt ausspricht, so thut sie das mit vollem Rechte. Ueberhaupt muß ich sagen, daß sie immer Recht hat, so daß es bei ihr eine Unmöglichkeit ist, jemals Unrecht zu haben!"

„Ei Bruderherz, Du bist ja schon halb verrückt."

„Nein, noch nicht ganz! Ich wollte Dir nur wünschen, daß Du selber einmal — Doch nein, das will ich nicht wünschen, denn es gehört ein festerer Kopf und ein festeres Herz, als die Deinigen, dazu, um einen solchen Kampf bestehen zu können. Nein, halte Du Dich lieber an Deine Tante, unsere gnädige Madame daheim!"

„Laß meine Tante seyn, wie sie will. Sie ist eine verständige Frau und Manche wollen sie noch schön finden!"

„Ja, Du selber zum Exempel; aber das rührt bei Dir vielleicht von der Verwandtschaft her. Verständig, sagst Du? Ach ja, wenn sie ihren Kindern nur nicht so viel vorpredigte, anstatt sie ordentlich zu erziehen. Die lieben, süßen Jungen! Ich liebe sie gerade, weil sie trotzdem so allerliebst unartig sind, und könnte mich darüber schwarz ärgern, wenn ich daran denke, daß sie mir dieselben durch ihre langen Reden vielleicht verderben und gesetzt und altklug machen könnte. Nein, da verstehen der Forstmeister und ich es weit besser, sie zu erziehen, und sie hängen deßhalb auch wie Kletten an uns, während sie der Mama nur mit scheuem Respekt begegnen. Und schön soll sie seyn? Diese ungewöhnlich lange und dünne Figur mit dem ernsten, bleichen Angesichte ist doch nichts weniger als einnehmend! Wenn sie am Tische sitzt und ihre Reden hält, die stets mit Pillen und Sticheleien gewürzt sind, so konzentrirt sich ja die ganze Röthe ihres Antlitzes auf ihrer Nasenspitze. Ich begreife nicht, wie der Forstmeister, dieser herrliche, kräftige Mann, dieser tüchtige und begabte Mensch, dieser muntere und witzige Bursche, sich in diese Person hat verlieben können! Sie ist ja außerdem bedeutend älter als er, mindestens 4 bis 5 Jahre. Er ist jetzt 36 Jahre alt, folglich muß sie schon 40 seyn."

„Nun ja! Aber die Liebe ist blind!" versetzte der Aeltere mit einem ironischen Lächeln, hing seine Büchse auf die andere Schulter und schickte sich an, waldein zu gehen. „Gegen ihr eheliches Zusammenleben läßt sich allerdings nichts sagen, und dafür bewundere ich ihn. Aber Liebe kann nicht dabei im Spiele seyn; denn wie vermöchte man eine solche trockene Predigtmaschine zu lieben?"

„Du bist wirklich gar zu unbillig gegen sie; sowohl in ihrem Aeußern als ihrem Innern nach ist sie weit besser, als Du sie schilderst."

„Mag seyn," versetzte der Andere gutmüthig; „sie ist zwar eine sehr brave Frau, das räume ich ihr von Herzen ein, aber nun einmal nicht nach meinem Geschmack. Gott segne sie! Aber sie könnte doch Jedem von uns wöchentlich zwei frische Handtücher geben." (Fortsetzung folgt.)

Bauer's Taucherschiff.

Am vorigen Sonntag hielt in Frankfurt Ingenieur W. Bauer einen Vortrag über die von ihm erfundene Taucherkammer. Nachdem er das frühere Kartesianische System des Taucherhelms erklärt und das Unpraktische desselben nachgewiesen, indem der Taucher wegen der Kompression der Luft nur wenige Minuten unter Wasser zu bleiben vermöge, beschrieb er sein Verfahren, welches im Wesentlichen darauf beruht, statt von der Oberfläche Luft zuzuführen, in einem abgeschlossenen Luftraum zu leben, in welchem die Luft erneuert wird. Er baute zu diesem Zweck ein Taucherschiff, das von demselben spezifischen Gewicht wie das Wasser, 52 Fuß lang, 12 Fuß breit und 11 Fuß hoch ist. Um unterzusinken, läßt er von unten einige Kubikfuß Wasser herein; will er steigen, so drängt er es wieder hinaus. Die dadurch verdünnte Luft bringt er durch komprimirte Luft wieder in normalen Zustand; ebenso die durch Einathmen des Sauerstoffs beraubte durch zugeführten Sauerstoff. Das Verfahren ist so einfach, daß man sich nur wundern muß, nicht früher auf den Gedanken gekommen zu seyn. Das Schiff wird gelenkt wie ein anderes und segelt wie ein Fisch unter Wasser. Bauer machte mehrere Versuche mit einem kleinen Apparat, die überraschend gut ausfielen.

Um nun Arbeiten unter Wasser zu verrichten, ist eine Vorrichtung an der Seite angebracht, durch die eine Kurbel, eine Kluppe und dergl. außerhalb in Bewegung gesetzt werden. Er läßt die Kluppe auf den Boden, hebt die Muscheln, läßt sie in einen Schieber fallen und zieht sie herein. Er hängt (zur Schiffhebung) Ballons oder Keile außen an die Kurbel, bringt sie an das zu hebende Schiff und befestigt sie an demselben. Er nimmt einen Sprengkörper mit hinab, schnellt ihn (mit einer Fuchsfalle) an das Schiff, fährt davon und sprengt ihn mit einer galvanischen Batterie.

Die Erfindung ist von außerordentlicher Tragweite für Zwecke der Industrie, des Handels und des Kriegs. Das Taucherschiff kann in ein paar Stunden mehr Perlmuscheln und dergl. fischen als ein Taucher in acht Tagen. Es kann photographische Bilder aufnehmen, so weit das Licht dringt und dergl. Zur Hebung von Schiffen führt Bauer Ballons von Guttapercha hinab, füllt sie von oben mit einer Luftpumpe und macht das Schiff flott. Am wichtigsten aber wird das Taucherschiff im Krieg. Es fährt, von dem Schatten des oben schwimmenden Schiffs geleitet, neben dem Schiff herauf, die Kanonen werden losgebrannt, der Taucher versinkt, ohne daß der Gegner ihm schaden kann. Oder er taucht unter das Schiff und sprengt ein gewaltiges Linienschiff, trotz Panzer und Eisen, im Nu in die Luft. Was sind dann noch die stolzen Flotten, was sind Festungen gegen einen Feind, der ihre Grundmauern zusammenstürzt, ohne daß sie ihn nur sehen? Wie das Schießpulver einst die Harnische der Ritter zersplitterte, Ritterburgen zertrümmerte, so wird diese Erfindung in vollendeter Ausbildung Seekriege fast zur Unmöglichkeit machen.

Bauer hat seine ersten Versuche im Jahre 1852 in Schleswig-Holstein, dann in Rußland gemacht. Dort führte er 134 unterseeische Fahrten aus. Bei einer ließ er vier Trompeter unten spielen, ein Beweis von der Ruhe, in der das Schiff sich befand. Die russische Regierung wollte ihn ein größeres Schiff bauen lassen; er fürchtete aber das sibirische Klima. Seine Versuche in England führten auch zu keinem Erfolg. Die Regierung sagte ihm: wenn wir diese Erfindung aufkommen lassen, sind unsere Panzerschiffe umsonst! Das Handelsministerium fürchtete in der unterseeischen Schifffahrt Begünstigung des Schmuggelns. Nicht besser ging es ihm in Oesterreich, wo trotz der Anerkennung der technischen Kommission die Ausführung zuletzt doch scheiterte. Am Bodensee hat Bauer nun im vorigen Jahr dreimal Versuche zur Hebung des versunkenen Dampfers „Ludwig" gemacht; er brachte ihn dreimal an die Oberfläche, es fehlte nur ein Dampfer, um ihn fort zu führen. Weil ein solcher an einem Tag müßig bei der Arbeit gelegen, hielt man Bauer das zweite Mal hin, und das dritte Mal verweigerte man den Dampfer; die Ballons schlugen zusammen, das Schiff sank. Nun will er ihn auf eigene Kosten heben, sein ganzes Vermögen reicht aber nicht dazu aus, da er 12,000 Thaler braucht. In Leipzig und Nürnberg haben sich schon Ausschüsse zur Unterstützung des Unternehmens gebildet, in Frankfurt wird einer zu Stand kommen, so daß wir in kurzer Zeit die Ausführung gesichert sehen.

Räthsel.

Nichts, Menschen, ist mir gleich.
Ich herrschte lang' vor euch.
Ihr könnt mich nie versteh'n.
Mich kann Gott selbst nicht seh'n.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 48. Dienstag, 22. April 1862.

Verhängnißvolle Leidenschaft.

(Fortsetzung.)

Lachend setzten die beiden jungen Jäger nun ihre Wanderung auf dem Rücken des Höhenzugs fort, den sie bestiegen hatten. Da blieb plötzlich der Aeltere von ihnen stehen, horchte aufmerksam und sagte:

„Wo sind die Hunde? Teckel! Diana! hier herein!"

Etwas hinter ihnen im Dickicht zur Linken hörte man die Hunde heftig anschlagen.

Nach kurzer Zeit zeigte der eine Hund sich in dem Gebüsch etwas höher hinauf, das den ganzen Abhang bedeckte; aber er verschwand wieder eben so schnell, kam wieder zurück und erwiederte fortwährend das ferne Lärmen und Bellen seines Kameraden.

„Da muß etwas seyn," fuhr der Aeltere fort; „komm, laß uns sehen, was es gibt!"

Die beiden jungen Leute folgten jetzt der Spur ihrer Hunde.

Als sie mit vieler Mühe in das dichtverwachsene Gebüsch hineingedrungen waren, kamen sie auf eine kleine Lichtung, welche ganz traulich, lieblich im Dickicht lag. Sie war von Weißdornbüschen, Hainbuchen und Haselnußsträuchern dicht umschlossen und nur an der einen Seite stand einsam eine alte, aber gesunde und laubreiche Eiche. Wenn man aufrecht stand, hatte man über das schräge hinabsteigende Dickicht und den unten liegenden Wald eine weite Aussicht über die Ebene; wenn man sich aber niedersetzte, war man von der Welt ganz und gar abgeschlossen und sah nur den blauen Himmel über sich. —

Hinter der Eiche sah man Spuren eines nur wenig betretenen Eingangs.

Das Erste, was an diesem traulichen Spielplatze der Elfen und Genien den beiden jungen Jägern in die Augen fiel, war der Forstmeister von G. Dieser lag unter der Eiche auf dem Rücken, während der Hühnerhund an seiner Seite saß, die Ohren spitzte und ihn mit unruhiger Aufmerksamkeit betrachtete.

„Liegt er hier und schläft?" fragte der Aeltere verwundert.

Allein in demselben Augenblicke stieß der Jüngere, welcher näher hinzugetreten war, einen Schrei des Schreckens und Entsetzens aus. Beide sahen jetzt, als sie den Mann genauer betrachteten, daß seine weiße Weste ganz von Blut durchnäßt war. Der Jüngere wollte sich über ihn beugen und ihn aufrichten, da ergriff ihn der Andere am Arm, hielt ihn zurück und sagte: „Halt, Kamerad, nicht so rasch!"

„Er ist todt," flüsterte der Jüngere, „er hat den Blutsturz bekommen."

„Keineswegs, Freund!" versetzte der Aeltere. „Siehst Du nicht die Oeffnung? Aus dieser stammt das Blut. Rühre ihn nicht an, bevor ich fertig bin, oder laufe lieber zum Holzvogt drüben und bringe einige Leute und eine Bahre mit." —

Der Jüngere eilte fort, um Hilfe zu holen. Der Aeltere zog nun sein Jagdmesser, hieb einige Zweige ab, steckte sie an passenden Stellen in den Rasen und bezeichnete damit die Lage der Leiche und der übrigen Dinge möglichst genau.

Der Forstmeister lag auf dem Rücken unter der Eiche, das Haupt auf deren knorrigen Wurzeln und der einen Hand, während die andere etwas von der Leiche ausgestreckt war. Seine kurze Büchse lag zu seinen Füßen, den Lauf nach oben gerichtet, und war kürzlich abgeschossen, so daß es den Anschein hatte, als wenn der Mann den tödtlichen Schuß gegen sich selber abgefeuert hätte.

Das Antlitz hatte einen milden, lächelnden und ruhigen Ausdruck, wie man ihn bei Denjenigen sehen soll, die durch einen Schuß ihr Leben einbüßen, während man bei Denen, die durch einen Stich ihr Daseyn verlieren, im Allgemeinen verdrehte und

verzerrte Züge im Angesicht findet. Der graue Filzhut des Verstorbenen lag einige Schritte von ihm entfernt im Grase, und die schwarzen Locken, der starke Bart ließen nur um so mehr die Blässe hervortreten, die sich über die edlen, regelmäßigen Züge des noch jungen Mannes ausgebreitet hatte.

Nachdem der junge Mann seine begonnene Arbeit vollendet, stützte er sich auf seine Büchse und betrachtete mit einem ernsten, gedankenvollen Blick seinen Freund, der wie in einem süßen Schlummer dalag; seine Gedanken flogen schwer und mitleidig zwischen dem Frieden des Todten auf diesem heimlichen Plätzchen und dem Frieden in seiner Behausung, der nun bald in Klagen und Jammern verwandelt werden sollte, hin und her. Der Vater und Versorger einer edlen Familie lag in seinem Blute.

Inzwischen kam sein Kamerad von seinem Gange nach Hilfe und Beistand zurück, begleitet von dem Holzvogt und einigen Knechten. Aus einigen mitgebrachten Stangen und aus abgehauenen Zweigen bildete man jetzt eine Bahre, auf welche man den Todten sehr vorsichtig legte, der indeß noch nicht kalt und starr geworden war, und nun brachen alle nach der Wohnung des Forstmeisters auf, die am Saume des Waldes sehr reizend lag.

Vom Hause des Holzvogts aus hatte man rasch nach einem Arzte und dem Gerichtsherrn des Bezirks gesandt.

Außerhalb der Gartenstube im Hause des Forstmeisters saß Frau von G. unter einem großen schattigen Kastanienbaum und beschäftigte sich mit ihrem Strickzeug. Auf einem runden Grasplatze, in dessen Mitte ein alterthümlicher Sonnenzeiger stand, spielten zwei hübsche Kinder mit einem alten Ziegenbock; eines der Kinder war ein Knabe von ungefähr zehn, das andere ein Mädchen von ungefähr acht Jahren.

Ihr lebhaftes Spiel veranlaßte die Mutter dann und wann, ihr gesenktes Haupt zu erheben und nach den Kindern zu blicken; allein die Abendsonne beschien alsdann eines jener bleichen, feierlichen, beinahe strengen Angesichter, deren scheinbare Kälte den weniger Klarsehenden so leicht zu einem übereilten und folglich ungerechten Urtheile veranlaßt.

Hier mit sich selber allein, ließ sie ihre dunkelbraunen, melancholischen Augen mit unsäglicher, beinahe wehmüthiger Freude auf den Kleinen ruhen und ihnen in ihren raschen, lebhaften Bewegungen folgen. Jedoch die Stille ihres Herzens, alle friedlichen Gedanken, die in ihrer Seele sich bewegten, sollten bald aufgeschreckt werden und auf ewig aus derselben entfliehen; denn zur Gartenpforte herein trat jetzt gerade der Aeltere von den beiden jungen Forsteleven, unseren Bekannten, und näherte sich dem Platze, wo die Frau saß.

„Was bringen Sie, Herr von W.?“ fragte die Frau verwundert, während er sich ernst und schweigsam auf einem Gartenstuhle vor ihr niederließ; „Sie sehen ja aus, als wenn Sie etwas besonders Ernsthaftes auf ihrem Herzen trügen. Mein Gott, was fehlt Ihnen, Sie haben ja geweint?“

Der junge Mann sagte kein Wort, sondern faßte beide Hände der Frau Forstmeisterin und drückte sie heftig.

„Frau von G.!“ hub er endlich voll Wehmuth an, „ich weiß, Sie haben Grund, mich nicht allezeit freundlich zu behandeln, und gerade dieses Gefühl macht es mir doppelt schwer und schmerzlich, daß Sie durch mich auf etwas Trauriges vorbereitet werden sollen; Sie müssen nämlich etwas sehr Fürchterliches hören, das Schrecklichste, was Sie nur treffen kann. Ich bitte Sie daher inständig: fassen Sie sich, denn Sie haben Ihre ganze Kraft nöthig, um das Schauderhafte zu ertragen, welches Sie sogleich erfahren werden!“

„So drücken Sie doch endlich los!“ rief die Frau Forstmeisterin mit einer Ungeduld, die ihr sonst nicht eigen war. —

Der junge Mann begann nun die Erzählung des Vorfalls, der uns schon bekannt geworden ist. Er sprach mit leiser Stimme, so zögernd als seine innere Bewegung es zuließ, und mit vielen Umschweifen, suchte stets die mildesten Ausdrücke, um dadurch dem Schrecklichen seines Berichts die Spitze abzubrechen, und näherte sich gerade dem Schlusse, als die Leute des Holzvogts die Leiche in den Garten hineintrugen. Ermüdet und betrübt setzten sie die Bahre vorsichtig auf das weiche Gras nieder.

Frau von G. blieb einen Augenblick unbeweglich sitzen und stierte in tiefe Gedanken vor sich hin. Darauf erhob sich rasch ihre hohe, edle Gestalt, sie faßte beide Kinder bei der Hand und ging mit festem Schritt auf den Platz zu, wohin man ihren entseelten Gemahl gelegt hatte. Sie war zwar viel bleicher als gewöhnlich, allein keine einzige Thräne entfiel ihren Augen. Ohne scheinbar äußere Bewegung kniete sie nieder in's Gras, bog sich über den Todten und betrachtete ihn mit einem bittern Lächeln; dann aber näherte sich ihr Angesicht dem seinigen und wie von einem Magnet angezogen, sank ihr Haupt plötzlich herab und ihre Lippen drückten einen Kuß auf den Mund des Verstorbenen.

Sobald dies aber geschehen, war es, als wenn sie plötzlich eine giftige Schlange berührt und als wenn eine schreckliche Ahnung einen brennenden Schmerz in ihrer Brust verursacht hätte. Sie fuhr rasch aus ihrer Stellung auf und drückte unter einem tiefen Seufzer die Hand an ihr Herz. Mit heftiger Bewegung zog sie alsdann ihren Sohn zu der Leiche hin und sagte zu ihm in einem schneidenden Tone:

„Siehe, Camill, hier liegt Dein Vater, den man ermordet hat!“

Dann wandte sie sich von der stummen Gruppe der Umstehenden ab und begab sich langsam in ihre Behausung.

Der räthselhafte jähe Tod des Forstmeisters erweckte eine große Bestürzung und Theilnahme in der ganzen Umgegend. Seine ausgezeichnete Persönlichkeit, seine geschäftliche Thätigkeit und sein edles Herz hatten ihm bei allen, mit denen er in Berührung gekommen war, Gönner, Freunde und treue Diener erworben.

Kein Wunder daher, daß man von allen Seiten mit Eifer und Ausdauer sich bemühte, die dunkle That soviel als möglich aufzuklären, und daß auch die Justiz bereitwilligst alle ihr zustehenden Mittel aufbot, um die eingeleiteten Untersuchungen zu erleichtern und zu befördern.

Die Aussagen des Arztes, sowie alle übrigen Umstände ergaben das fast unumstößliche Resultat, daß der Forstmeister sich nicht selber das Leben genommen haben könne.

Bei der Obduktion der Leiche zeigte es sich, daß die Kugel mehr von oben als von unten eingedrungen war, welches Letztere unzweifelhaft hätte der Fall seyn müssen, wenn er selber sich den tödtlichen Schuß beigebracht hätte. Er war an Leib und Seele kräftig und gesund, und niemals hatte man an ihm bemerkt, daß ein Anfall von Schwermuth oder Aehnlichem seine männliche Ruhe und Besonnenheit oder seinen lebensfrischen Humor gestört hatte, so daß bei ihm Gedanken an Selbstmord zu den Unmöglichkeiten gehören mußten. Außerdem waren seine häuslichen Verhältnisse in hohem Grade glücklich zu nennen, und mit seinen Vorgesetzten und Untergebenen stand er, wie gesagt, auf dem besten Fuße; die Einen achteten und liebten ihn, die Andern vergötterten ihn beinahe.

(Fortsetzung folgt.)

Blind und doch sehend.

(Fortsetzung.)

Der Tag war längst angebrochen und Rudolf lag noch in gaukelnden Morgenträumen, in denen die Blinde nicht die letzte Rolle spielte, als ihn ein starkes Geräusch vor seiner Thür weckte. Eh' er sich noch recht ermuntert hatte, füllte sich das Zimmer mit Beamten und Dienern der Sicherheitsbehörde.

„Sind Sie der Doktor Grimm?“ fragte der Führer derselben, und auf Rudolf's verwundertes „Ja“ erklärte der Beamte: „So sind Sie mein Gefangener.“

„Um Gott — wie komm' ich dazu?“ fragte Rudolf erbleichend.

„Das werden Sie wohl wissen,“ antwortete Jener.

„Ich weiß in der That von keiner Schuld, die ein solches Verfahren gegen mich rechtfertigte —“

„Das wird sich finden — jetzt kleiden Sie sich an und folgen uns.“

„Aber was ist denn geschehen? Was soll ich denn gethan haben? Das muß man mir doch wenigstens zu wissen thun!“

„Nun, so will ich's Ihnen sagen. Ihre Tante, die Wittwe Kreller in der Schmiedegasse, ist ermordet gefunden worden!“

„Gerechter Gott!“ rief Rudolf schaudernd. Er war lange nicht fähig, etwas zu thun. Endlich kleidete er sich unter dem Beistande der Polizei an und ließ sich halb willenlos in das Gefängniß führen, das er heute in einer ganz andern Angelegenheit zu besuchen gedacht hatte. —

3.

Die Untersuchung.

Das Kind der Fritschin war in der Nacht kränker geworden und hatte es der Mutter unmöglich gemacht, zwischen zehn und ein Uhr zu ihrer Pathe zu gehen. Als sie um diese Zeit an das Haus der einsamen Frau gekommen, hatte sie lange vergeblich an die Jalousieen geklopft. Endlich war sie an die Hausthür gegangen und hatte diese zu ihrem Befremden unverschlossen, den Schlüssel steckend gefunden. Da hatte sie augenblicklich Verdacht geschöpft, Rudolf könne in der Nacht zu seiner Tante zurückgekehrt seyn, und wer weiß, was da geschehen war! Unschlüssig, was thun, war sie an der Thür gestanden, als der Nachtwächter sich in der Nähe gezeigt hatte. Diesen, den sie gut kannte, hatte sie herbeigerufen, ihm ihren Argwohn mitgetheilt und ihn aufgefordert, sie in das Haus zu begleiten. Er war sogleich bereit gewesen, sie waren hineingegangen und hatten das Zimmer ebenfalls unverschlossen gefunden. Darin eingetreten, hatten sie mit ihren Laternen umher geleuchtet, ohne etwas Verdächtiges zu sehen. Dann hatte die junge Frau die im nahen Alkoven schlafende Wittwe gerufen. Umsonst. Da waren die Beiden hineingetreten und hatten die Alte in ihrem Bette erdrosselt gefunden. Nachdem die Fritschin sich von ihrem ersten Schrecken erholt, hatte sie unter das Kopfkissen der Gemordeten gegriffen und die Hand mit dem Ausrufe hervorgezogen: „Das kann nur er gewußt haben!“

Der Wächter hatte ihr Erklärung über diese Worte abverlangt, und als sie diese gegeben, sie aufgefordert, ihm zum Polizeikommissär des Bezirks

zu folgen. Das war geschehen. Der Polizeikommissär hatte die Beiden nach dem Schauplatze des gräßlichen Verbrechens begleitet, den Befund festgestellt und die Frau in's Verhör genommen. Dabei hatte sie nach und nach Alles erzählt, was am Tage zwischen der Ermordeten und ihrem Neffen vorgegangen. Dies war dem Polizeibeamten genug gewesen, um Rudolf der That verdächtig zu halten. Er hatte den Wächter und die Fritschin entlassen, Zimmer und Haus verschlossen und sich dann nach Rudolf's Wohnung begeben, wo er den Hauswirth geweckt und von diesem erfahren hatte, wann sein Miethsmann heimgekommen. Darauf war der Beamte auf das Polizeiamt geeilt und hatte hier den Vorfall mit dem Ergebniß seiner Nachforschungen zur Anzeige gebracht. Der funktionirende Polizeirath hatte an die Schuld des ihm nicht ganz fremden jungen Arztes nicht glauben wollen, daher war die Verhaftung desselben so lange unterblieben, bis der Sergeant Huker nach Ausschlafung seines Rausches erschienen war und durch Erzählung des Gespräches, das er im Garten der Mutter Brunnmeisen belauscht, den Verdacht des Kommissärs bestätigt hatte. Da war endlich der Verhaftungsbefehl gegeben worden, der, wie wir gesehen, pünktlich vollzogen ward.

Wir übergehen die nächsten Prozeduren, welchen der so schwerer Schuld Geziehene vom Gerichte unterworfen ward. Bei seiner schüchternen Gemüthsart und seinem Mangel an Weltkenntniß darf es nicht Wunder nehmen, wenn er sich von dem über ihn hereingebrochenen Mißgeschicke, mehr als er im Bewußtseyn seiner Unschuld nöthig hatte, aus der Fassung bringen ließ. Sein ängstliches Benehmen vor dem Richter, namentlich an der Leiche der Gemordeten, deren Anblick ihn auf's Tiefste erschütterte und auch mit Reue erfüllte über seinen gestrigen Versuch, Geld von ihr zu erpressen, und die in seinem verworrenen Gemüthszustande auch verworren ausfallenden Antworten vergrößerten das Gewicht der gegen ihn vorliegenden Inzichten nicht wenig. Und als er den von der Wartefrau angesteckt gefundenen Schlüssel als sein Eigenthum erkannte, und zwar mit sichtbarem Erschrecken über dies neue Beweismittel gegen ihn — da hatte der untersuchende Richter nur zu bald sich ein verdammendes Urtheil über den Angeschuldigten gebildet. Die in seinem Schreibtisch aufgefundenen zwanzig Louisd'or, die ihm Adolf geliehen, wurden als **corpus delicti** betrachtet, wenn man schon seine Angabe, wie er dazu gekommen, zu Protokoll nahm — aber der Maler schien durch das Gespräch im Garten des Kaffeehauses an der Schifferallee selbst gravirt; er wurde aus den Armen seiner Braut gerissen, um gefangen in seine Vaterstadt zurückgeführt und wie sein Freund eingekerkert zu werden.

Leider war der Engländer, dem Adolf das Bild verkauft hatte, inzwischen nach England abgereist, und so konnte der Letztere den rechtlichen Erwerb jenes Geldes nicht sofort nachweisen, und bis der Engländer in seiner Heimath ausfindig gemacht und dessen Zeugniß herbeigeschafft war, konnte eine lange Frist vergehen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Schillers Gedichte ins Hebräische übersetzt.) Der Lehrer des Hebräischen an der israelitischen Hauptschule zu Czernowitz, Rabaner, läßt demnächst in schöner Ausstattung eine gelungene Auswahl von Schillers Gedichten in hebräischer Uebersetzung erscheinen. Dieselbe ist dem Landeschef de Martina gewidmet und dürfte bei der großen Beliebtheit, der sich Schiller bei den Israeliten Galiziens und Bukowina's erfreut, reichlichen Absatz finden.

In Berlin existiren gegenwärtig drei Götter: Venus, Hebe und Paris. Venus ist freilich ein Seidenwirkergeselle, Hebe Instrumentenmacher und Paris ein Gürtler. Kürzlich erschien im Depositorium des dortigen Stadtgerichts eine Frau und erklärte: „sie sey die Venus und wolle sich die silberne Schnupftabaksdose ihres Mannes, des Seidenwirkers Venus, aus der Nachlaßmasse erbitten," welche ihr denn auch zugestellt wurde.

(Der Improvisator Volkert.) Wie man aus Schwabach schreibt, ist der auch hier bekannte Improvisator Max Volkert dort, in seiner Vaterstadt, dieser Tage zum ersten Male wieder aufgetreten, nachdem er zu Weihnachten 1860 in Köln vom Schlage gerührt und seitdem an der ganzen linken Seite gelähmt gewesen war. Die Produktion, an welcher das ganze Städtchen den lebhaftesten Antheil nahm, fand unter Mitwirkung sämmtlicher Gesangvereine und der Stadtmusik statt. Max Volkert, obgleich noch leidend, erregte durch die ungestört fließende Lösung von sechs, meist verwickelten Aufgaben allgemeine Befriedigung.

Auflösung des Räthsels in № 47:
Nichts.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 49. Freitag, 25. April 1862.

Verhängnißvolle Leidenschaft.

(Fortsetzung.)

Er besaß außer seinem guten Amtseinkommen ein nicht unbedeutendes Vermögen von Seiten seiner Frau, und man fand seine amtlichen Rechnungen wie seine ökonomischen Angelegenheiten in vollkommenster Ordnung. Feinde hatte er also weder unter seinen Oberen noch Untergebenen, und es zeigte sich hier der gewiß seltene Fall, daß es in der ganzen Umgegend in einer sehr weiten Ausdehnung keine vorher bestrafte oder ähnliche Person gab, auf die der leiseste Verdacht einer solchen That fallen konnte.

Natürlich wurden alle Individuen, die in irgend einer Beziehung zu dem Ermordeten standen, zu einem Verhör gerufen.

Die Forsteleven, die sich in seinem Hause aufhielten, seine Diener, die angestellten Holzvögte und Jäger, sowie die Holzwärter und Holzhauer, die in Folge ihres Geschäftes oft die Gelegenheit haben mußten, ihn auf den verschiedensten und abgelegensten Wegen zu sehen, wurden vorgeladen oder kamen aus eigenem Antriebe, ihre Aussagen zu machen. Allein dies Alles klärte die Sache nicht auf; denn zufälliger Weise hatte Niemand den Forstmeister an dem Tage im Walde gesehen, an welchem das Unglück geschehen war, und die Angaben aller Verhörten über ihren respektiven Aufenthaltsort zur Zeit des Verbrechens erwiesen sich sämmtlich als wahrheitsgetreu.

Nur ein einziger Umstand erweckte die Aufmerksamkeit des Untersuchungsrichters, führte indeß auch nicht zur Aufklärung in dieser dunklen Sache.

Zwei von den hervorgerufenen Zeugen, ein alter Jäger und ein Holzhauer, sagten nämlich aus, sie hätten im Laufe des Sommers — der erstere ein-, der andere zweimal — den Forstmeister mit einer ihnen durchaus fremden Person im Walde spazieren gehen sehen. Der Jäger bezeichnete dieselbe als einen zwölf- bis vierzehnjährigen Knaben, wußte aber nicht mehr von ihm auszusagen, als daß er einen breiten Strohhut getragen hat.

Der Holzhauer dagegen bezeichnete die in Rede stehende Person als einen wunderbar schönen Jungen, beschrieb diesen ferner als sehr ausgelassen und lustig oder wie er sich ausdrückte, als „einen wilden Knaben“ und erzählte, wie er in Begleitung des Forstmeisters, während dieser nur langsam gegangen, ihm bald voran und bald hinterher gelaufen und über kleine Büsche und liegende Baumstämme hin und zurückgesprungen, ja, einmal sogar an einer sehr schlanken Eiche hinauf geklettert sey. Der Forstmeister habe ihm damals beinahe ängstlich einige warnende Worte zugerufen, der Bursche aber statt aller Antwort nur lachend seinen Hut geschwungen; Komparent hatte nicht verstanden, was sie mit einander gesprochen, und glaubte, daß es in einer fremden Sprache gewesen sey.

Obgleich nun diese Andeutungen auf keine in der Umgegend bekannte Person paßten, so untersuchte man doch, ob nicht der Eine oder der Andere von den Söhnen der Familien, mit denen der Forstmeister v. G. Umgang zu halten pflegte, sich vielleicht an dem bestimmten Tage in seiner Gesellschaft befunden habe. Die Antwort fiel jedoch überall verneinend aus und der Punkt wurde nicht aufgeklärt.

Das Verhör wurde ohne ein befriedigendes Resultat geschlossen, der Forstmeister begraben und seine Wittwe zog bald mit ihren beiden Kindern und den süßesten und bittersten Erinnerungen ihres Lebens in die Hauptstadt, um den Ort ihres Unglücks nicht stets vor Augen zu haben.

2.

Seit den geschilderten Begebenheiten waren zwölf lange Jahre verflossen. Während dieser Zeit hatte Frau v. G. ihre ganze Kraft darauf verwandt, ihre Kinder anständig zu erziehen.

Der Schlag, der sie damals so unvermuthet und grausam getroffen, hatte weder schwächend noch betäubend auf sie eingewirkt; er war eher mit einem elektrischen Stoß zu vergleichen, der im ersten Augenblicke wohl schmerzt, dann aber stärkt und spannt. Mancher weiblichen Natur ist die Sorge ein Heilmittel, und es scheint oftmals, als wenn das tief verwundete weibliche Herz durch heldenmüthige Aufopferungen beweisen wollte, wie wenig es eine scheinbare Unbilligkeit und Härte des Schicksals verdient habe.

Geschieht das Alles nun mit einem so geringen Anspruch auf Anerkennung, wie hier, so muß man es nur wohlverdient und gerecht finden, wenn das Resultat so glücklich und die Früchte so reich sind, wie Frau v. G. sie erntete.

Ihre eigenen Vermögensumstände, ihre angesehene Familie, das allgemeine Interesse, welches das Unglück oft hervorruft — das Alles gab ihr die Mittel in die Hand, ihren mütterlichen Neigungen zu folgen. Die Tochter, welche ganz das Bild ihrer Mutter geworden, war schon, scheinbar durch eine Ironie des launenhaften Schicksals, mit dem Herrn v. W. verheirathet, welcher, wie der Leser sich noch erinnern wird, früher eine starke Antipathie gegen Frau v. G. empfunden hatte und nachher den Posten des Ermordeten bekleidete.

Der Sohn Camill hatte inzwischen die Rechte studirt und seine akademische Laufbahn schon mit 21 Jahren beendet. Durch den Einfluß seiner Familie war er im Departement der auswärtigen Angelegenheiten angestellt worden und diese Stellung wie seine vortheilhafte Persönlichkeit und seine großen gesellschaftlichen Talente hatten ihm Zutritt in die angesehensten und ausgewähltesten Kreise eröffnet.

Als unmittelbares Erbe von seinem Vater hatte Camill v. G. dessen ideales männliches Aeußere, seinen frischen Humor und kräftigen Charakter bekommen; er selbst dagegen hatte sich jene Geschmeidigkeit und elegante Glätte des Benehmens erworben, die auf der von ihm gewählten und betretenen Laufbahn für nothwendig gilt.

Unter den glänzenden Zirkeln, in denen der junge v. G. sich besonders für's Leben gebildet hatte und die die stärkste Anziehungskraft für ihn besaßen, war besonders das Haus der Gräfin Beate v. L.

Diese Veranlassung, daß Camill sich hier sehr oft sehen ließ, war sehr natürlich, da die Gräfin persönlich viel zu seinem Fortkommen beigetragen hatte.

In ihrem Salon versammelte sich nicht das, was man gewöhnlich seltsamerweise die Elite der Gesellschaft nannte. Man sah hier nicht lauter Orden und Kammerherrnschlüssel, man hörte hier nicht lauter Excellenzen und Gnaden anmelden, sondern es fanden nur solche Personen dieser bevorzugten Klasse Zutritt, welche Geist genug besaßen, den geistigen Adel bei andern Menschen zu schätzen.

Außer diesen fand man unter den täglichen Gästen der Gräfin viele Gelehrte und Künstler des Inlandes wie des Auslandes; und von den Damen, die sich allerdings nur in verhältnißmäßig geringer Zahl hier einfanden, durfte man mit Zuversicht die eine oder die andere Eigenschaft erwarten, die sie weit über diese gewöhnliche Masse erhob.

Die Gräfin selber verstand es, diese verschiedenartigen Gruppen zu beseelen und auf die natürlichste und schönste Weise zu einem Ganzen zu verbinden.

Vor einer längeren Reihe von Jahren war sie sehr schwächlich gewesen; sie sollte sehr an nervösen Affektionen gelitten haben. Sie lebte damals im Sommer und Winter auf ihren Gütern; allein in den letzten paar Jahren, die sie unausgesetzt in der Hauptstadt zubrachte, hatte sie plötzlich und auf überraschende Weise ihre frühere Lebhaftigkeit wieder gewonnen.

Die fast kindliche Jugend, welche die Physiognomie ihres ganzen Auftretens so lieblich, anziehend und interessant machte, war wiederum in ihrer vollsten Frische zur Blüthe gekommen. Als eine ganz neue Erscheinung zog sie Aller Augen auf sich, und ihre persönliche Liebenswürdigkeit, wie ihr außerordentlich lockendes Vermögen zog eine Schaar von Anbetern zu ihren Füßen.

Was nur irgend vornehm und arm zugleich war, hatte es gewagt, die Hand nach dieser goldenen Frucht auszustrecken; allein bis jetzt schien noch Niemand diese errungen zu haben, obwohl ihr Salon an Besuchern nicht einbüßte, weil sie es auf eine so graziöse und unwiderstehliche Weise verstand, in den abgewiesenen Freiern sich Freunde zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

Blind und doch sehend.

(Fortsetzung.)

Indeß ergab sich der joviale Maler mit mehr Fassung in sein trauriges Loos, als sein armer Freund, er behielt vor dem Richter all seinen Humor und somit auch seine Besonnenheit, so daß er sich von vorn herein eine günstigere Meinung sicherte, als es bei jenem der Fall war. Sehr zu Statten kam ihm das Zusammentreffen der Zeit, welche sein Hauswirth als die seiner Nachhausekunft in jener Nacht angab, mit der, welche die Mutter Brummeisen als die Zeit seines Aufbruchs aus ihrem Hause nannte

— ein Vortheil, dessen sich Rudolf durch seine träumerische Nachtpromenade beraubt hatte.

Was diesem besonders zum Nachtheil gereichte, war, daß die beiden Hauptzeugen wider ihn, die Fritschin und der Polizeisergeant Huker, die von ihnen belauschten Gespräche nur bruchstückweis gehört hatten und natürlich gerade die Stellen, welche im stärksten Affekt gesprochen worden, folglich die gefährlicheren, die allerdings, aus dem Zusammenhange gerissen, eine furchtbare Deutung zuließen. Der Sergeant glaubte mit gutem Gewissen auf seinen Diensteid versichern zu können, daß Rudolf seiner Tante den Tod gedroht habe, wenn sie das von ihm begehrte Geld nicht gutwillig gäbe, und die alte Frau selbst hatte ja, als er vor ihrem Fenster gehorcht, der Fritschin geklagt, ihr Neffe trachte ihr nach dem Leben.

Es hieße jenem Gerichtshof sehr Unrecht thun, wollten wir sagen, er habe es, nachdem er sich einmal sein Urtheil über Rudolf gebildet — über Adolf schwankten die Meinungen — sich bequem gemacht. O nein! mit deutscher Gründlichkeit wurde die Untersuchung fortgeführt und unverdrossen ein Fascikel nach dem andern vollgeschrieben — um ja die Schuld des Angeklagten so klar als nur möglich darzuthun. Wer mit den Geheimnissen der Inquisitionspraxis unbekannt ist, der glaubt nicht, mit welchem erstaunlichen Scharfsinn manche Inquirenten Umstände, die in der Wirklichkeit nicht den entferntesten Zusammenhang mit dem Gegenstande ihrer Untersuchung haben, doch damit in die augenfälligste Verbindung zu bringen wissen, so daß der nach den Akten erkennende Richter gar nicht daran zweifeln kann, daß er es mit einem genetisch verbundenen Ganzen zu thun habe. Und einen solchen Inquirenten hatte Rudolf.

Aber während das Gericht auf den Untergang des armen Doktors los inkriminirte, erweckte die Macht, die über den Kindern des Unglücks wacht, ihm einen Engel, der wenigstens sein Leiden verklärte.

Es war am Abend des zweiten Tages seiner Einkerkerung, als Rudolf in einem an Verzweiflung gränzenden Zustand auf seinem Strohe lag. Auf Einmal schlug der Ton einer Harfe an sein Ohr, und nicht lange währte es, so begann eine herrliche Sopranstimme das Spiel mit der Arie zu begleiten: „Und ob die Wolke sie verhülle, die Sonne bleibt am Himmelszelt." — Dieser Gesang drang durch die offene Speiseklappe seiner Thür so glockentönig an Ohr und Herz des Dulders, daß alle seine Lebensgeister aufwachten und sich zu einer Andacht ermannten, wie sie den Gesang selbst beseelte. Er hatte manche gute Agathe gehört, aber so seelenvoll schien ihm noch keine das Lied gesungen zu haben, wie die unsichtbare Sängerin — Clelia, wie er sogleich ahnte. Als sie zum letzten Mal die Worte wiederholte: „das Auge ewig rein und klar, nimmt aller Wesen liebend wahr" — da war es ihm, als erwache er aus einem schweren Traume zu neuem sonnigen Leben; er vergaß auf Augenblicke, wo er war, und selbst als nach dem Verstummen des Gesanges er sich wieder daran erinnerte, begann er sich mit seinem Geschick auszusöhnen. Er faltete die Hände und betete: „Und ob die Wolke sie verhülle, die Sonne bleibt am Himmelszelt." —

Bald darauf erschien der Kerkermeister, Clelia's Vater. Rudolf bot ihm freundlichen Gruß: Der Greis reichte ihm die Hand und blickte ihm ernst und forschend in's Gesicht.

„Sie sind ja ganz verändert" — sagte er nach einer Weile.

„Ja" — erwiederte Rudolf — „ich hatte Gott und mit ihm mich selbst verloren — aber so eben hab' ich ihn wieder gefunden."

„Wohl Ihnen — ohne ihn ist nirgends gut seyn, am wenigsten im Gefängniß — halten Sie ihn fest!"

„O, ich will ihn nicht wieder verlieren — wenigstens nicht, wenn er öfter so zu mir redet, wie er vorhin gethan —"

„Gott redet immer mit uns auf mancherlei Weise, wenn wir ihn nur hören wollen —"

„Aber in seiner Liebe offenbart er sich uns in dunkeln Stunden auf ganz besonders liebliche Weise — und so geschah es mir — Dank dem Munde, durch den es geschah. Ach, möchte dieser Mund meinem schwachen Glauben noch oft zu Hilfe kommen!"

„Sie haben den Gesang vorhin gehört?"

„Ihm verdank' ich meine Erhebung."

Der Greis sah dem Gefangenen wieder scharf in's Gesicht. Zuletzt schüttelte er mit dem Kopfe und sagte: „Sind Sie musikalisch?"

„Ich spiele Klavier —"

„Ich habe einen guten Flügel — wollen Sie mir einmal etwas spielen?"

„Herzlich gern."

„So kommen Sie."

Dem Gefangenen schlug das Herz — er hoffte Clelia zu sehen. Allein er täuschte sich. Der Greis führte ihn in ein kleines schmuckes Zimmer, das unter andern das erwähnte Instrument enthielt. Er schloß es auf, bat Rudolf daran Platz zu nehmen und reichte ihm verschiedene Noten dar. Rudolf nahm das erste beste Heft und spielte vom Blatte. Der Zuhörer lauschte mit sichtbarem Vergnügen. — „Gut, gut, ich sehe, Sie können spielen" — sagte er — „viel besser, als ich — das ist mir lieb.

Ich habe gestern eine Partie neuer Sachen von Mendelssohn-Bartholdy, Robert Schumann und Franz Schubert erhalten, aber die meisten sind mir zu schwer und eine liebe Person, die des Augenlichtes beraubt ist, möchte sie gern hören. Heute ist es dazu zu spät, aber morgen, wenn Sie wollen, hol' ich Sie wieder."

Als Rudolf in seine Zelle zurückgekehrt war, wußte er nicht, ob er nicht vielmehr dem Schicksal danken sollte, das ihn an diesen Ort geführt, als darüber jammern. Er hatte danach eine Nacht voll erquickenden Schlafes.

Am folgenden Tage konnte er die Stunde kaum erwarten, wo er würde zum Klavierspiel abgeholt werden. Heute hoffte er Clelia bestimmt zu sehen. Aber er sollte sich wieder getäuscht haben. Die Blinde war im angrenzenden Gemach, dessen Inneres ihm ein Vorhang verbarg. Er ahnte, daß sie da sey und spielte die ihm vorgelegten Stücke mit innigster Bewegung. In den Pausen unterhielt er sich zwanglos mit dem Greis, der immer zutraulicher ward. Rudolf hütete sich wohl, nach seiner unsichtbaren Zuhörerin zu fragen — er lebte der Hoffnung, sie einst seinem Blicke nicht länger entzogen zu sehen.

Aber wie froh erstaunte er nach der Rückkehr in seine Zelle, als abermals Harfenton an sein Ohr klang und er eins der neuen Lieder von Schubert vortragen hörte! Jetzt verstand er den Vater der blinden Harfnerin: er hatte ihn zu ihrem Lehrer gemacht. Wie erhob dieser Gedanke seine Seele! Wie beglückt führte er ihn jeden Tag hinüber in das trauliche Zimmer an den Flügel, mit dessen Hilfe er seine unsichtbare Schülerin neue Lieder lehrte! Dabei wurde Vater Wiederhold — wie sich der Gefängnißverwalter am liebsten nennen hörte — täglich zutraulicher, er verlängerte die Lehrstunde mehr und mehr und flocht immer längere Unterredungen hinein.

Da erzählten dann beide Männer von ihren Erlebnissen, Rudolf von seinen Schul- und Universitätsjahren, der Greis von seinem Kriegerleben. Rudolf hatte öfters Gelegenheit, wahrzunehmen, wie nicht nur er so wohlwollend behandelt wurde, sondern der alte Kriegsmann allen Gefangenen in Wahrheit ein sorgsamer Vater war. Rudolf konnte einmal nicht umhin, seinen Beifall und seine Verwunderung darüber zu äußern. Da sagte der Alte:

„Lieber Doktor, wenn man seine siebzig Jahre im Leben nicht gedankenlos versäuft oder verträumt, wenn man die Welt mit klarem Blick betrachtet hat, so muß man wohl endlich wissen, daß nicht in den Gefängnissen die verworfensten Glieder des Menschengeschlechtes zu suchen sind; und wenn man ein Menschenalter lang mit Verstand Gefangenenwärter gewesen, so muß man die Erfahrung gemacht haben, daß keine Tugend, keine Vorsicht und keine Stellung im Leben einen Unschuldigen davor sichert, einmal der Bewohner eines Gefängnisses zu werden, und daß selbst von den Schuldigen weit mehr durch Irrthum und Unwissenheit, Uebereilung und Krankheit der Seele Verbrecher werden, als durch Herzensbosheit. Unsereiner, wenn er will und Verstand dazu hat, lernt weit besser in den Seelen der Unglücklichen lesen, die hier herein kommen, als die Herren zwischen den Akten, die oft den Wald vor Bäumen nicht sehen. Ich will mich aber nicht rühmen — wer weiß, welch' ein blinder Tyrann meiner Gefangenen ich wäre, hätte Gott mir nicht einen Engel an die Seite geführt, der mir die Augen öffnete. Ich fand an einer verwaisten Predigerstochter nicht nur ein Weib nach meinem Herzen, sondern auch eine Retterin meines bessern Menschen. O, Sie sollten sie gekannt haben, die Mutter meiner armen Kinder — sie war die verkörperte Gnade, von der das Evangelium redet."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Als der Kardinal Richelieu einst durch ein französisches Dorf fuhr, sah er einen Bauer von ungefähr 60 Jahren bitterlich weinen. Um die Ursache befragt, antwortete der Bauer, daß ihm sein Vater zürne, weil er, als sein Großvater etwas von ihm begehrte, dasselbe nicht augenblicklich gethan, sondern ihn eines andern Geschäftes wegen mit einem „gleich" vertröstet habe. — Erstaunt über diese Worte des Sohnes im Greisenalter, trat der Kardinal in die untere Stube des Hauses und erblickte wirklich einen Greis von etwa 90 Jahren, im Unmuthe über des Sohnes Fehler, und im Hintergrunde des Zimmers eine Gestalt — den Großvater, ein athmendes Gerippe von etwa 130 Jahren.

In Paris fuhren im vorigen Jahre 550 Omnibus. Dieselben beförderten auf einer Gesammtstrecke von 17,402,224 Kilometres (über 2 Millionen Meilen) 79,011,180 Passagiere (216,468 pro Tag.) Auf der Pferde-Eisenbahn vom Concordeplatz nach St. Cloud und Versailles fuhren 2,864,041 Personen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 50. Sonntag, 27. April 1862.

Verhängnißvolle Leidenschaft.

(Fortsetzung.)

War die Gräfin denn kalt und unempfindlich? Hatte die Welt schon das göttliche Feuer in ihrem Herzen verlöscht und erstickt? Keineswegs? Ihr Herz besaß gerade in dieser heiligen Flamme eine Waffe gegen alle Angriffe; einen Talisman, der ihr volle Freiheit und Sicherheit gab, alles Gute und Schöne zu genießen und zu schätzen, das die Welt und die Menschen ihr entgegenbrachten.

Sie liebte und war glücklich. Ohne von der Bitterkeit einer geheimen Liebe gepeinigt zu werden, genoß sie dennoch deren ganze, reine Wonne. Rasch und jugendlich hatte ihr Herz gewählt, und Ein Herz war ihr vertrauensvoll, warm und fest entgegengekommen.

Dieser Glückliche war der junge Herr v. G.; aber Beide, Er und Sie, schienen darüber einig zu seyn und es für eine Pflicht zu halten, ihre Liebe als einen Schatz anzusehen, den man sorgfältig verbergen müsse, um ihn nicht von dem Blick der Welt entweihen zu lassen.

Nur das scharfsichtige Auge einer Mutter hatte den Schleier durchdrungen, der sie bisher vor Aller Blicken vorsichtig verborgen und verhüllt hatte.

Es war eine späte Abendstunde im März. In der Wohnung der Gräfin Beate v. L. war alles still und dunkel, nur in einem Zimmer war es noch hell.

Dort standen vor einem Sekretär zwei Personen, und das waren Er und Sie. Während sie die eine Schieblade nach der andern aufzog und schloß, um etwas zu suchen, hatte er seinen Arm um ihre schlanke Taille geschlungen und schaute neugierig auf die tausend glänzenden Kleinigkeiten herab, die zum Vorschein kamen.

Während sie nun eifrig und mit Ungeduld in einer größern Schieblade suchte, um einen Gegenstand zu finden, den sie ihm zum Geschenk bestimmt hatte, ließ sie von ungefähr ein feines weißes Taschentuch auf den Fußboden fallen, das neben andern Sachen in der Schieblade lag.

Camill bückte sich rasch, nahm es auf und steckte es heimlich in seine Tasche.

Endlich hatte sie gefunden, was sie suchte; es war ein sehr alter emaillirter Ring. Sie steckte denselben nun unter Lächeln an seinen Finger, stellte ihre kleine zierliche Figur auf die Fußspitzen und schob ihn alsdann sanft zur Thüre hinaus.

Wer nun die geringste Ahnung davon hat, welch unermeßlichen Werth eine solche kleine Gabe von der Hand einer Geliebten haben kann; wer nur irgend begreifen kann, mit welcher Verehrung und Vergötterung ein solches Andenken empfangen, aufbewahrt und geliebkost wird, der wird sich nicht wundern, daß Camill in seiner Freude über den erhaltenen Ring, der früher eine Hand schmückte, die nun sein Schicksal leitete, ganz und gar den kleinen Diebstahl vergaß, welchen er an seiner Geliebten begangen hatte.

Einige Tage nach jenem Abende traf Frau v. G. in das Zimmer ihres Sohnes und hielt in ihrer Hand ein kleines Paquet.

„Sage mir doch, Camill," hub Frau v. G. an und betrachtete ihn ernst und scharf, „wie das zugeht. Unter Deiner Wäsche, die ich von Deinem Zimmer holen ließ, um sie zu reinigen, wurde auch dies Taschentuch gefunden, welches ich hier habe. Sage mir genau, woher Du es erhalten hast!"

„Gehört es nicht mir?" fragte der Sohn und fuhr fort: „Alsdann werde ich es wahrscheinlich irgendwo gegen mein eigenes verwechselt haben."

„Nein, es gehört Dir nicht," entgegnete die Mutter, „Du hast Deine bestimmte Anzahl."

„Ach ja!" sagte Camill stark erröthend, „nun weiß ich —"

„Ich ahnte es schon!" unterbrach die Mutter und fuhr darauf ernsthaft fort: „Camill, mein Sohn!

Willst Du Deiner Mutter versprechen, dies Taschentuch heute Abend derjenigen Person zu zeigen, von welcher Du es erhalten hast — nämlich ihr?"

Schweigend und mit einem verlegenen Lächeln empfing der junge Mann das Taschentuch aus der Hand seiner Mutter und wollte darauf dem Gespräch eine andere Wendung geben. Allein sie unterbrach ihn rasch und kalt: „Ich habe nicht Zeit, länger mit Dir zu reden; aber, nicht wahr? Du erinnerst Dich heute Abend noch meiner dringenden Bitte?"

„Ich werde es nicht vergessen, liebe Mama!" erwiederte Camill und küßte der Mutter lächelnd die Hand. „Aber ich möchte doch gern wissen ..."

„Adieu, Camill," rief die Frau v. G., „vergiß nicht, was Du mir versprochen hast!"

Verwundert über das sonderbare Verlangen seiner Mutter und über die Feierlichkeit, mit welcher sie diese Bitte in einer wie ihm däuchte, ganz unbedeutenden Sache an ihn gerichtet hatte, steckte Camill das Taschentuch abermals in seine Tasche. Er vergaß es aber auch beinahe wiederum; denn als er spät am Abend vor dem Divan stand, auf welchem seine liebliche Braut saß und sie mit einem Entzücken betrachtete, als ob er sich ihre Züge besonders einprägen müßte, um sie nicht am folgenden Tage zu vergessen, da hatte er noch nicht an das Versprechen gedacht, das er seiner Mutter zu Hause gegeben hatte. Erst als er sich endlich entfernen wollte und durch Zufall in seine Tasche griff, trat es wieder vor seine Erinnerung. Lächelnd zog er das Taschentuch hervor, kniete vor seiner Geliebten nieder, breitete das Tuch über den Schooß aus und sagte:

„Siehe, meine geliebte Beate, bin ich nicht ein ehrlicher Dieb? Ich bringe Dir meinen Raub wieder. Dieses Tuch stahl ich Dir heimlich neulich Abends. Allein es brannte mir auf der Seele, daß Du selber es mir nicht gegeben hattest, und auch meine Mutter, die es zufällig bei mir sah, schärfte es mir auf's strengste ein, Dir dasselbe zurück zu geben. Verzeihst Du mir meine eigenmächtige That?"

Die Gräfin neigte sich etwas vornüber nach dem Lichte und betrachtete das Taschentuch Anfangs mit einem gleichgiltigen Lächeln. Nach und nach aber wurden ihre Blicke aufmerksamer und eine leichte Falte legte sich über ihre schöne Stirn, während sie in einer Ecke des Tuchs ein Merkzeichen suchte. Da endlich bedeckte Todtenblässe ihr frisches, rosiges Angesicht, die Augenlieder schlossen sich und mit einem lauten Schrei fiel sie in Ohnmacht.

Erschrocken und beängstigt übertrat Camill zum ersten Mal ein strenges Verbot und beschied mittelst der Glocke das Kammermädchen herbei. Es währte lange, bevor es den gemeinschaftlichen Anstrengungen Beider gelang, die Ohnmächtige ins Leben zurückzurufen. Sie hatten dieselbe auf den Divan gelegt und während nun das Kammermädchen ihr die Schläfe rieb und eine starke Essenz unter die Nase hielt, hielt Camill sie mit dem einen Arme aufrecht und drückte mit der andern Hand ihren eiskalten Arm an seine brennende Stirne.

Nach und nach kehrte das Leben in die Bewußtlose zurück; Thränen perlten aus den halbgeöffneten Augen hervor und erleichterten den Athem; sie stieß einen tiefen Seufzer aus und erhob endlich mit Mühe das Haupt. Allein kaum wurde sie das bekümmerte Angesicht ihres Geliebten gewahr, so wandte sie im höchsten Schrecken ihr Haupt ab, zog die Hand mit Heftigkeit an sich, welche er gerade an seine Lippen drücken wollte und flüsterte mit heiserer, gebrochener Stimme: „Gehe, um Gotteswillen, entferne Dich!" und da er noch zögerte, fuhr sie heftiger fort: „Geh', Unglücklicher, und komme nicht wieder, bevor ich . . . bevor Du . . ." und winkte ihm mit der Hand zum Fortgehen.

Von dem Geschehenen und Gehörten verwirrt und betrübt, warf Camill das räthselhafte Taschentuch, das er bisher in seiner festgeschlossenen Hand hielt, auf den Tisch, ergriff seinen Hut und warf noch von der Thür aus einen traurigen Abschiedsblick auf seine Geliebte. Allein sie sah es nicht; ihr Auge begleitete ihn diesmal nicht wie sonst.

Als der junge Mann sich am nächsten Morgen nach dem Befinden seiner so plötzlich unwohl gewordenen Braut erkundigen ließ, erhielt er zu seinem Erstaunen die Antwort, die Gräfin v. L. sey mit Tagesanbruch nach ihren Gütern abgereist. Weiteres wußte man ihm nicht zu sagen. Daß dadurch das Herz des liebenden Jünglings außerordentlich betrübt wurde, läßt sich denken, indem er sich ihr Benehmen nicht erklären, wohl aber wissen konnte, daß er selbst den Anlaß zu dieser Aenderung in seinem Liebesverhältnisse gegeben hatte. Er ärgerte sich daher über seine That ungemein und hätte sie gerne ungeschehen gemacht, wenn dies möglich gewesen wäre. Er mußte daher die Folgen tragen und sich in Geduld fassen, weil nichts Anderes für ihn übrig blieb. Daß er aber von ihr später oder früher eine Aufklärung erhalten werde über ihr Benehmen gegen ihn, das war ihm ganz klar. Mit einer peinlichen Unruhe und einer fieberhaften Angst wartete Camill v. G. volle 14 Tage hindurch auf die erwartete Nachricht von der Entflohenen; seine Phantasie arbeitete vergebens Tag und Nacht, um jenes Räthsel zu lösen; aber Alles führte zu Nichts und er selber fürchtete sich zuletzt, den verhüllenden Schleier zu

lüften, ohne daß er sich eines Grundes für diese Furcht bewußt war. Gegen seine Mutter beobachtete er inzwischen ein tiefes Schweigen über seinen Kummer, obwohl er deutlich bemerkte, daß sie mit ihm litt und vielleicht noch mehr, als er. Auch sie blieb schweigend, allein ihr strenger Ernst und ihre bisweilen forschenden Blicke verriethen zugleich, was in der Tiefe ihrer Seele vorging.

Eines Morgens saß der junge Herr v. G. an seinem Arbeitstische und suchte sich der dunklen Ahnungen, welche jetzt sein Herz umlagerten, zu entschlagen, da klopfte es plötzlich an seine Thür und gleich darauf trat sein Schwager, Hr. v. W., in sein Zimmer.

„Erlaube mir, lieber Camill," — begann der Forstmeister nach den ersten Begrüßungen, — „erlaube, daß ich es mir bequem mache. Ich bin Tag und Nacht gereist und bin außerordentlich ermüdet!" Damit warf er sich auf ein Sopha und zündete in aller Ruhe eine Zigarre an. „Ich komme eigentlich in einem Auftrage hierher, welcher Dich betrifft, mein Bester; aber worin derselbe besteht, das mag Gott wissen, denn ich weiß weiter nichts Genaues darüber zu sagen. Höre mir nur zu: Gestern, als Deine Schwester, von welcher ich, beiläufig gesagt, viele Grüße an Dich habe, und ich gerade zu Tisch gehen wollten, kam eine alte Chaise langsam herbeigefahren. In derselben befand sich der alte, gute Doktor R., welcher Pastor auf dem Gute der Gräfin v. L. ist. Ich beeilte mich, den alten Mann zu empfangen; denn er ist, wie ich Dir unter vier Augen gestehen will, einer von den wenigen Menschen, vor welchen ich eine ungetheilte Ehrfurcht oder einen recht anständigen Respekt habe. Nachdem ich dem alten Herrn aus dem Kasten heraus geholfen und mit an meinen Tisch genommen hatte, bat er mich, ihm später einen Augenblick Gehör zu schenken, weil er mit mir allein eine wichtige Angelegenheit zu besprechen habe. Ganz neugierig führte ich ihn in meine Schreibstube. Dort zog er ein Paquet Papiere hervor, die von seiner mir wohlbekannten Hand an Dich adressirt waren und bat mich auf das dringendste, womöglich persönlich und lieber heute als morgen, diese Dokumente an Dich, mein Freund und Bruder, zu überliefern. Ich hatte nun gerade einige Geschäfte in der Stadt, die ich durch meine eigene Gegenwart besser als durch fremde Leute abmachen konnte; auch sehnte ich mich, Dich und unsere Mutter zu sehen, und so benutzte ich denn den Wink des Schicksals, setzte mich noch gestern in meinen Wagen und so bin ich hier. Apropo's! könnt Ihr mich beherbergen? Alsdann bleibe ich hier; denn der Pastor legte es mir auch noch auf die Seele, soviel als möglich um Dich zu seyn, wenn Du diesen Brief empfangen hättest. Was mag das für eine Geschichte seyn?" fuhr der Hr. v. W. fort, indem er die Papiere hervorzog und sie seinem Schwager überreichte.

Schweigend und mit zitternder Hand empfing Camill die Schriftstücke und legte sie auf den Schreibtisch, ohne die neugierigen Blicke seines Schwagers zu berücksichtigen.

„Nun, Du scheinst nicht so neugierig zu seyn, wie ich!" sagte Hr. v. W.: „oder willst Du die Papiere allein und in Ruhe lesen? Auch gut! Ich gehe inzwischen zur Schwiegermama und will Dich nicht länger stören. Lies denn, aber gehe nicht aus, bevor ich Dich wieder gesprochen habe!"

(Fortsetzung folgt.)

Blind und doch sehend.

(Fortsetzung.)

Der Gefängnißverwalter hielt einen Augenblick inne und setzte dann seine Erzählung mit thränenerstickter Stimme fort:

„Nachdem sie ihre heilige Sendung an mir vollendet," fuhr er nach einer Pause fort, „nachdem sie aus einem gut dressirten Kriegsknecht einen Menschen gemacht, nahm Gott sie wieder von mir und ihren Kindern, ehe sie deren Unglück erleben konnte; denn bald nach ihrem Hinscheiden wurde mein Sohn, der in Berlin studirte, in eine politische Untersuchung verflochten, deren unheilvollem Ausgang er sich durch die Flucht entzog, und meine Clelia, damals ein Kind von 7 Jahren, erkrankte am Scharlachfieber, in dessen Folge sie erblindete. Ja, lieber Doktor, die Hand des Herrn hat auch schwer auf mir gelegen; aber Preis sey ihm, er hat Alles zum Besten gelenkt. Mein Sohn, dessen Verirrung ich nicht zu mißbilligen brauche, wenn ich den Adel der Gesinnung ehre, die ihr zu Grunde liegt und auf die unsere Gesetze keine Rücksicht nehmen, mein geächteter Sohn ist längst ein glücklicher Bürger des friedlichen Norwegens, der auf eigenem Schiffe dann und wann den hiesigen Hafen besucht, wo ich ihn im Geheimen sehen und in meine Arme schließen kann. Und Clelia — was soll ich von ihr sagen? Sie wurde die Vollenderin des Werkes, das ihre Mutter in mir angefangen, sie wurde das Licht meiner Seele, das Auge meines Geistes, das von Gott selbst regierte Steuer meines Herzens. Ich sage Ihnen: das zarte, ungelehrte, blinde Wesen sieht heller und schärfer in Dingen des menschlichen Herzens, als ich und alle Richter hier mit ihrem

rechtsgelahrten Wust. Sie hat schon manchen Unschuldigen herausgefunden, wo die Welt und das Gericht verdammten und hinterher durch einen sogenannten Zufall die Unschuld an den Tag kam, nachdem der arme Verurtheilte schon Monate, auch wohl Jahre die Schmach des Verbrechers getragen. Herr — wenn man nach solchen Erfahrungen seine Gefangenen noch tyrannisiren, oder auch nur kalt behandeln kann, so ist man des Menschennamens nicht würdig."

Unter dieser Behandlung würde Rudolf seinen Prozeß ganz vergessen haben, wäre er nicht durch einzelne Verhöre daran erinnert worden. In diesen benahm er sich weit sicherer und klüger als im Anfange, und es wäre ihm vielleicht gelungen, die vorgefaßte Meinung des Gerichtes umzustimmen, wäre nicht die unbesiegbare und allzu große Scham über seinen zweiten Besuch bei seiner unglücklichen Tante gewesen. Sobald der Richter diesen Punkt berührte, verlor Rudolf seine Ruhe, er wurde in hohem Grade verlegen, und als ihm im Beiseyn der Fritschin die Worte vorgehalten wurden, die er damals in der höchsten Aufregung gesprochen, da verwirrte ihn die Scham dergestalt, daß der Inquirent und die ganze Gerichtsbank auf's Neue in ihrem Vorurtheil bestärkt wurden.

4.

Operationsversuche.

Vierzehn Tage waren seit Rudolf's Verhaftung verflossen, als eines Abends der würdige Gefängnißverwalter bei seiner Tochter saß und ihr einen Brief von ihrem Bruder vorlas, worin derselbe neben manchem andern Erfreulichen auch meldete, er habe die Bekanntschaft eines berühmten Augenarztes aus Kopenhagen gemacht, von dem er glaube, daß er Clelia's Augen wieder herstellen werde. In einem Monate werde er mit ihm kommen.

„Ach, wollte Gott, Eduard's Hoffnung würde wahr!" rief der Greis, als er mit Lesen fertig war.

Clelia schüttelte ihr braunes Lockenköpfchen, sagte aber dann:

„Wir wollen's Gott anheimstellen. Wenn es möglich und sein Wille ist, daß ich wieder sehen lerne, so wird er auch den Helfer schicken."

„Ja," sagte der Greis gerührt, „Du hast Recht, liebes Kind — wir wollen ihm vertrauen wie bisher. Laß uns ihm danken, daß er's mit Deinem verbannten Bruder so wohl gemacht hat. Wenn doch alle unschuldigen Opfer einer blinden Justiz errettet würden wie er!"

Clelia seufzte und sagte dann: „Wir wollen für sie beten, wo wir sonst nichts für sie thun können."

Nach einer Weile begann der Alte wieder: „Was sagst Du zu unserm Doktor? Hältst Du ihn für schuldig an dem gräßlichen Verbrechen?"

Clelia erwiederte mit einem Eifer, der ihrem ruhigen Wesen sonst nicht eigen war: „Wenn er schuldig ist, dann sind die Engel des Lichtes Kinder der Verdammniß! Ich sage Dir: ein reinerer, edlerer Mensch kam noch nicht über die Schwelle dieses Hauses!"

„Ich glaube Dir," sagte ihr Vater; „Dein Urtheil war noch immer sicher. Ach, daß doch die Richter sähen wie Du!"

„Hoffentlich werden sie die Unschuld dieses Mannes erkennen —"

„Ich fürchte, sie werden ihn verurtheilen —"

„Verurtheilen?" rief das Mädchen erschrocken, „wozu?"

„Zu lebenslänglichem Zuchthaus, wenn er nicht gesteht — wenn ihm aber die Seelenfolter eines langwierigen Kerkers zuletzt ein Geständniß aus Lebensüberdruß erpreßt, zum Schwert. Und ein solches Geständniß gehört nicht zu den Unmöglichkeiten, da für feinere Organisationen ein schneller Tod minder grausam ist, als die langsame Hinrichtung durch vieljährigen Kerker —".

„O, himmlischer Vater! — Vater — laß uns den Armen schützen! Tritt Du als Vertheidiger der Unschuld auf — oder laß mich — mich reden!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Das 400jährige Jubiläum der Buchdruckerkunst wird in **Wien** heuer begangen und treffen die Typographen bereits Vorbereitungen zu einer würdigen Feier. Wiens erster Buchdrucker, Namens Ulrich Hann, eröffnete seine Buchdruckerei 1462. Bald darauf aber hatte er Fatalitäten in Folge eines gegen den Bürgermeister Holzer gerichteten, gedruckten Pasquills. Der Pöbel zerschlug die mit vielen Kosten hergestellten Pressen und Schriftkästen. Hann war auch Veranlassung, daß Kaiser Friedrich IV. im Jahre 1468 den Buchdruckern ein Privilegium verlieh, welches sie dem Adel und dem Gelehrtenstand gleichstellte und ihnen gestattete, den Degen zu tragen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 51. Dienstag, 29. April 1862.

Verhängnißvolle Leidenschaft.

(Fortsetzung.)

Ein Liedchen trällernd, entfernte sich der Schwager und ließ Camill in seinem Zimmer allein. Dieser sprang nun auf, schloß die Thüre, ergriff mit klopfendem Herzen das Begleitungsschreiben zu den Dokumenten und erbrach das Siegel. Das Begleitungsschreiben war von dem alten Pastor und lautete also:

„Mein Herr!

Im Vertrauen auf mein Alter, meine Erfahrung, meine Denkweise und die Heiligkeit des von mir geleisteten Eides, sowie vermöge meines Amts, darf jeder mein Herz zu einem sichern Zufluchtsort für geheime Sorgen und Klagen machen, und in diesem Vertrauen hat man mir den Inhalt der beifolgenden Papiere mit dem Auftrage übergeben, dieselben sicher in Ihre Hände gelangen zu lassen, was ich denn hiermit thue. Glauben Sie aber nicht, mein Herr, daß ich alter Mann Ihrem eigenen guten Verstande vorgreifen will; glauben Sie ebenso wenig, daß mein Herz, welches so manches Jahr schon in Freude wie in Leid geschlagen hat und manchen fremden Seufzer in seinem Innern birgt, bereits kalt, versteinert oder unempfindlich geworden sey; fürchten Sie auch nicht meinen unzeitigen Rath oder meine ungeforderte Tröstung und Warnung. — Nein! ich traue Ihnen alles Dasjenige zu, was Ihnen als Mensch nothwendig, um den Kampf tapfer auszuhalten, der Ihnen vielleicht bevorsteht. Das Einzige, was ich Ihnen aufdränge, ist mein herzliches stilles Gebet zu Gott, daß er Sie stärke und erleuchte, um den rechten Weg einschlagen zu können — zu dem Gott, der zu uns das Wort spricht: Richtet nicht, auf daß Ihr nicht gerichtet werdet!

Mit Hochachtung Ihr

R., Pastor."

Mit der Blitzesschnelligkeit hatten die Augen des jungen Mannes die Zeilen durchlaufen und mit einer doppelt schmerzlichen Begierde riß er jetzt den Umschlag auf, der die für ihn so wichtigen Papiere umgab. Es war ein kleines Heft, von der Gräfin Beate v. L. eigenhändig geschrieben, und enthielt die gewünschte Aufklärung über das räthselhafte Benehmen der jungen Frau und ihr Verschwinden aus der Nähe ihres Geliebten.

3.

„Camill! Ich liebe Dich! Vergib mir, daß ich dies jetzt noch gestehe!" begann die Schrift, die der junge Mann mit fieberhafter Hast las und die wir hier unsern geneigten Lesern mittheilen wollen. „Die Bekenntnisse, welche ich Dir hier machen muß, sind von der Art, daß ich verzweifeln und Dasjenige fürchten müßte, was mir schrecklicher ist als der Tod, wenn mein Herz sich auf die feste Ueberzeugung stützen dürfte, daß Du mir glauben wirst, wenn ich sage: ich liebe Dich! Aber wirst Du auch fortfahren, mich zu lieben wie bisher, wenn Du gelesen hast, was ich jetzt mit zitternder Hand und unter heißen Thränen für Dich niederschreibe? O, Camill!

Doch es muß, es soll geschehen; ich will stark seyn. Ich will für eine kurze Zeit mich selbst vergessen; ich will mein ganzes Herz vor Dir ausschütten und Dir ein Geheimniß offenbaren, — das Einzige, was Du aus meinem Leben noch nicht kennst — ich will zum ersten Male eine andere seyn, als ich bin, und als solche zu Dir reden. Ach! wie und wann werde ich Dich wiedersehen?

Ich will Dir hier nicht wiederholen, was Du schon weißt. Ich beschreibe Dir hier nicht abermals meine verlassene elternlose und doch so glückliche Kindheit, als ich in Frau M's. Erziehungsanstalt auf dem Lande die süßeste Freiheit genoß, den freundlichsten Umgang hatte und von Allen geliebt wurde, was mich gerade nicht verzärtelte und verdarb, wohl aber verwöhnte.

So vermessen es auch klingen mag, so könnte ich doch versucht seyn, Diejenigen zu beneiden, welche in ihrer ersten Jugend etwas Unangenehmes von den Menschen erlitten haben. Dieselben besitzen eine Erfahrung mehr, sie haben eine Schule durchgemacht, die sie in späterem Ungemach stärkt und ihnen tausend kleine Leiden erspart, welche ich erdulden mußte. Sie treten nicht in die Welt mit blindem Glauben und Zutrauen zu Jedem, der ihnen begegnet und bringen auch keine glänzenden Hoffnungen oder Illusionen mit, die sie später mit dem Verlust der Ruhe und des Friedens ihres Herzens nach und nach verschwinden sehen müssen. — Ach, und wie bald schwanden meine schönen Jugendträume dahin.

Ich war etwa 16 Jahre alt, als meine Familie über meine Hand verfügte. Mein Zukünftiger war mein Onkel, ein Mann von mehr als 60 Jahren, der sich als Diplomat lange Zeit an auswärtigen Höfen aufgehalten hatte und nun in seinen letzten Lebensjahren sich noch dazu entschloß, mir seine Hand zu reichen.

Ich nahm den mir bestimmten Gemahl ohne Widerspruch an, weil ich des festen Glaubens war, daß man nur mein Bestes dadurch befördern wolle. Von dem Männergeschlecht kannte ich nur äußerst wenig, und daß mein Bräutigam alt war, erweckte in mir so wenig Widerwillen und Anstoß, daß ich vielmehr mit freudigem Muthe den Schritt that, der mir zugemuthet ward. Wenn ich mir ihn dachte als einen Mann von großer Lebenserfahrung, umfassenden Kenntnissen und der feinsten Bildung, die ich bei ihm zu finden berechtigt war, nachdem er eine lange und bewegte Schule des Lebens durchgemacht hatte, so empfand ich eine solche Ruhe, eine solche Hoffnung auf Schutz für mein künftiges Leben, daß ich mit einer Art Mitleid auf jede meiner Freundinnen hinblickte, die zu derselben Zeit wie ich das Asyl unserer Kindheit verließ, um mit einem Manne gleichen Alters das Glück des Lebens und die Leiden der Welt zu theilen.

Ich sah endlich den Mann, der mir bestimmt war und ward seine Frau. Laß mich Dir nichts sagen über sein abstoßendes Aeußere, nichts von seiner schrecklichen Kränklichkeit. O, ich fühle es, wäre er gut und lieb gegen mich gewesen, ich hätte die Ruhe meines Lebens, ja Alles für ihn dahin geben können, um ihm seine Leiden zu erleichtern; ich hätte Tag und Nacht bei ihm wachen und ihn pflegen wollen, ohne zu ermüden. Allein er war ein Elender und tödtete schon vom ersten Augenblicke an jedes freundliche Gefühl in meinem Herzen. Er wurde mein Tyrann, ohne jemals versucht zu haben, ob ich nicht einer bessern Behandlung werth sey. Seine grenzenlose Kargheit versagte mir jedes kleinste Vergnügen, jede unbedeutende Bequemlichkeit, und ohne meiner Jugend zu gedenken, verlangte er von mir dieselbe, alles Leben erstickende Gleichgiltigkeit, zu welcher er selbst gezwungen war. Das Einzige, was ihn recht zu erfreuen und ihm am Herzen zu liegen schien, war, mich zu betrüben. Es war recht, als wenn es ihn verwundete und peinigte, wenn er mich fröhlich sah, und er brachte es nach und nach auch dadurch, daß er mir Alles entzog, was meinem Herzen lieb und theuer war, dahin, daß ich eiskalt, versteinert und theilnahmlos wurde, und in einen solchen Zustand versank, in welchem nur noch der Haß gegen ihn, der mir mein junges Leben verkümmerte und vernichtete, in meiner Seele recht lebhaft sich regte.

Zu meiner persönlichen Bedienung hatte er mir eine Weibsperson aufgezwungen, deren eigentliche Stellung im Hause ich verschweigen muß und will. Ihre Aufwartung und Pflege zog er der meinigen weit vor, erlaubte mir aber trotzdem nicht, mich aus seiner Nähe zu entfernen. Wie manche Nächte und Tage habe ich auf diese Weise halb irrsinnig auf einem Armstuhl in dem kalten Vorzimmer zubringen müssen, um sogleich bei der Hand zu seyn, wenn er meine Anwesenheit verlangte, was meistens nur geschah, um mir einige bittere Worte zu sagen. Und wie vermehrte sich noch meine Verachtung gegen ihn, wenn ich sein übermäßiges, unmännliches Jammern über seine Schmerzen anhören und sehen mußte, welch eine schreckliche Furcht er vor dem Tode hegte — ich, die ich mir so oft gedacht hatte, daß Derjenige, dem ich einmal angehören sollte, zuvörderst den Muth und das Herz eines Mannes besitzen müsse.

(Fortsetzung folgt.)

Blind und doch sehend.

(Fortsetzung.)

„Gutes Kind," — versetzte der Vater — „unser Zeugniß hat als subjektive Meinung, wie sie's nennen, kein Gewicht bei einem hochnothpeinlichen Prozeß, da gelten nur sogenannte objektive Beweise! Doch hoffen wir auf Gott, der auch dieses Bedrängten Gerechtigkeit hervorbringen kann wie den Mittag."

„Halt! da fällt mir etwas ein — sagtest Du nicht, der lüderliche Sohn des Polizeisergeanten Huker sey am Morgen nach jener Nacht, da die Mordthat verübt worden, nach Amerika abgegangen?"

„Du meinst doch nicht etwa —"

„Gott verzeihe mir, wenn ich einen Unschuldigen im Verdacht habe — aber hat nicht der Sergeant die beiden Freunde belauscht? Hat er nicht zu Protokoll gegeben, er habe den Doktor davon sprechen hören, daß seine Tante ihr baares Geld des Nachts unter ihrem Kopfkissen zu verbergen pflege? Kann nicht der Sergeant dies zu Hause in Gegenwart seines Sohnes wieder erzählt und ihn dadurch zur Verübung des Verbrechens gereizt haben?"

„Kind! Kind!" — rief der Greis betroffen — „Du kannst Recht haben! Doch was wird es helfen, wenn ich auch versuche, Deine Vermuthung im Gerichte in Umlauf zu bringen? Der Bube ist fort, wie vorher schon bestimmt war, also nicht als Flüchtiger und der Alte steht so gut angeschrieben bei den hiesigen Behörden, daß gegen ihn nicht aufzukommen ist. Und Du weißt, wie sehr wir Ursache haben, vor dem Huker auf der Hut zu seyn."

„Freilich — er fahndet ja fortwährend auf unsern Eduard, und wer weiß, ob er nicht zuvor auch uns belauscht hat, wie hernach die beiden Freunde."

„Ich bin gewiß, daß er es gethan — aber er hat von uns Nichts hören können, was sich auf Eduard's Besuche bezog."

„So ist der gute Doktor eigentlich um unsertwillen so unglücklich geworden" — meinte Clelia. — „Vater, laß uns ja thun, was wir können, daß ihn die Seelenfolter des einsamen Kerkers nicht zu einem verzweifelten Geständniß treibt! Ihm brauchst Du mich nicht länger zu verbergen."

„Morgen soll er Dich sehen." Damit schloß der Greis diese Unterhaltung.

Und wie er gesagt, so geschah es. Von nun an durfte Rudolph täglich seine Musikschülerin sehen und sprechen. Und wenn auch ihr Vater dabei stets zugegen war, so hinderte das doch nicht, daß auf den Wellen der Töne ihre Gefühle sich begegneten, ihre Herzen sich fanden und die zarteste Liebe sie verknüpfte.

Jetzt würde Rudolph seine Absicht, Clelia's Augen zu operiren, vielleicht haben ausführen können, wenn er sich ihrem Vater hätte anvertrauen mögen; allein er konnte dies nicht über sich gewinnen, — lieber vertagte er jetzt das wichtige Werk auf die Zeit seiner Befreiung, der er im Gefühle seiner Unschuld zuversichtlich entgegen sah.

Inzwischen rückte die Zeit heran, wo Clelia's Bruder mit dem „berühmten" Kopenhagener Augenarzt kommen wollte und das liebe Mädchen sah diesem Zeitpunkt täglich unruhiger entgegen. Sie ersehnte und fürchtete ihn zugleich. Mit Ergebung hatte sie bisher ihr Loos ertragen, ja, sie hatte schon auf die Wiedererlangung des Augenlichtes verzichtet — aber das liebende Weib wünschte doch dem Geliebten so vollkommen als möglich gegenüber zu stehen. Dennoch zitterte sie auch vor einer Operation, die, von nicht ganz kundiger Hand vollzogen, leicht jede Hoffnung auf Wiedergewinnung ihrer Sehkraft zerstören konnte. Zuletzt konnte sie nicht umhin, Rudolph das ihr Bevorstehende mitzutheilen. Dieser erschrack, dennoch wagte er es nicht, sich vorzudrängen. Es konnte ja seyn, daß der angekündigte Arzt viel geübter noch war, als er, und gern vergönnte er einem Geschickteren die Ehre und das Glück, die Geliebte sehend zu machen — wenn es ihm nur gelang. Aber gleichwohl beunruhigte ihn die Mittheilung fürchterlich. Clelia merkte es sofort. „Wenn Sie meinen, es sey nicht gut gethan, so lassen wir die Operation," sagte sie.

„Nein, nein!" rief er, „ich hoffe gewiß, daß Ihre Augen zu retten sind — aber es gehört große Geschicklichkeit dazu — ich werde darüber wachen, daß Sie keinem Charlatan in die Hände fallen. Vater Widerhold, lassen Sie doch ja die Operation in meinem Beiseyn vollziehen."

Der Greis versprach das und sowohl Rudolph als Clelia sahen ruhiger dem verhängnißvollen Tage entgegen. Er kam. Der Gefängnißverwalter begab sich mit seiner Tochter nach dem Dampfer seines Sohnes. Als sie in das Boot steigen wollten, das sie hinüberbringen sollte, drängte sich der Polizeisergeant Huker kraft seines Amtes mit hinein. Vater Widerhold mußte es geschehen lassen — aber schnell besonnen sagte er: „Ich bin im Begriff, den Augenarzt abzuholen, den mein Sohn meiner Tochter aus Drontheim schickt; was suchen Sie auf dem Schiffe?"

„Eben Ihren Sohn," antwortete der Sergeant. Der Greis wechselte mit dem Bootführer einen bedeutungsvollen Blick — und ehe sie an Bord gehißt waren, hatte der Matrose sich schon hinaufgeschwungen und dem Schiffsherrn, der in Gesellschaft des dänischen Arztes die Ankömmlinge erwartete, die Absicht des Polizeimannes gesagt.

„Ich habe es schon geahnt," — sagte der Gewarnte — „ich werde meine Rolle als Kapitän Gildenstern fortspielen."

So geschah es. Mit den Worten: „Guten Tag Herr Kapitän — haben Sie Nachrichten von meinem Sohn?" trat Widerhold am Arm seiner Tochter dem Schiffer entgegen. Dieser erwiederte den Gruß, drückte Vater und Schwester innig die Hand und stellte ihnen den Doktor Lorenzen als den vom Herrn Rheder Widerhold in Drontheim mitgeschickten Augen=

arzt vor. Der Sergeant, der sein Edelwild nicht persönlich kannte, wurde vollkommen getäuscht und fuhr unverrichteter Sache mit den Andern an's Land zurück.

Der dänische Arzt wurde in einem Hotel in der Nähe des Kriminalgefängnisses untergebracht. Er untersuchte auf der Stelle Clelia's Augen, stellte den glücklichen Erfolg einer Operation als ungewiß dar, war aber doch dafür und pries dann seine Salben und Mixturen für den Fall, daß die Operation nicht den erwünschten Erfolg hätte. Den folgenden Tag sollte dieselbe vor sich gehen.

Rudolf konnte die vorausgehende Nacht fast kein Auge schließen, und als ihn Vater Widerhold zur festgesetzten Stunde abholte, fand er ihn in fieberhafter Erregung. Erst als er dem fremden Kollegen gegenüberstand, gewann er wieder etwas Ruhe. Er hätte ihm sogleich auf den Zahn fühlen mögen, aber er mußte die Rolle eines Laien spielen, und so ließ er den „Berühmten“ ruhig seine Zurüstungen treffen. Schon während derselben stieg in ihm der Verdacht auf, daß man es mit einem großen Charlatan zu thun habe. Aber er ließ ihn gewähren. Clelia ließ sich auf dem ihr bestimmten Platz nieder, der Doktor ergriff seine Lanzette und setzte an — es war für den Vater ein Moment voll Todesangst — doch wie schon die Blinde unter Berührung des Instrumentes zuckte, riß Rudolph den Arm des Operateurs mit solcher Heftigkeit zurück, daß der Hand die Lanzette entsank und zornig donnerte er ihm zu:

„Elender Pfuscher! Wie können Sie es wagen, ein solches Werk zu unternehmen?“

Der Däne stand verblüfft da. Clelia sprang bebend auf und Vater Widerhold wußte nicht, was er denken sollte. Doch er wurde bald aufgeklärt; denn Rudolph las dem „Berühmten“ aus Dänemark so deutsch den Text, wies ihm seine Unberufenheit so bündig nach, daß der liebende Vater Gott danken mußte, daß er sein Kind der Gefahr entrissen, in der es eben geschwebt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

„Deutsche Hiebe,“ sagt ein amerikanisches Blatt, „sind ein sehr respektabler Artikel, werden aber wenig geliebt von den „ritterlichen“ Südländern. Einer der Helden von Fort Donnelson erzählte unlängst in einem Salon, ein Südländer könne jederzeit vier Yankee's dreschen — aber die Deutschen seyen ihnen ebenbürtig. Wären bei Fort Donnelson nicht so viele Deutsche gestanden, die Yankee's würden nie in das Fort gelangt seyn. Eines ihrer Regimenter habe am zweiten Tage vier Yankee-Regimenter zurückgeworfen und eine Batterie erobert gehabt, als ihm diese durch eine deutsche Kompagnie von Illinois abgenommen worden sey. „Als wir nur Yankee's zu bekämpfen hatten,“ behauptet der südliche Ritter, „fochten unsere Leute wie die Löwen, sobald sie aber merkten, daß von den verd — Dutchmen anrückten, ging der Löwenmuth unserer Soldaten im Geschwindschritt auf und davon. Zuletzt ward es so schlimm, daß ganze Regimenter davon liefen, sobald das Schreckenswort ertönte: „Es kommen Dutchmen!“

(Französischer Ehrgeiz.) Folgende höchst interessante Geschichte erzählen französische Blätter. Der Kaiser traf bei einem Besuche des dortigen Invalidenhauses auf einen einarmigen Insassen desselben, der aber nicht dekorirt war. — „Wo hast Du den rechten Arm verloren?“ fragte der Kaiser. — „Bei Solferino, Eure Majestät.“ — „Und Du hast kein Ehrenzeichen erhalten?“ — „Nein, Eure Majestät.“ — Der Kaiser ließ sich sofort das Band der Ehrenlegion geben und heftete es dem Invaliden eigenhändig auf die Brust. Dieser schien indeß, trotz der ihm erzeigten Ehre, nicht ganz befriedigt. — „Bist Du nicht zufrieden, **mon brave?**“ fragte der Kaiser. — „Und wenn ich beide Arme verloren hätte, welche Auszeichnung wäre mir wohl dann zu Theil geworden?“ fragte kleinlaut der Invalide. — „Dann hätte Dir das Offizierkreuz nicht entgehen können,“ war die Antwort. — Kaum waren diese Worte gesprochen, so ergriff der Mann ein daliegendes Beil und hieb sich mit einem Schlage, ehe Jemand ihn hindern konnte, den linken Arm ab. — — — Diese Erzählung, welche Vielen in Anbetracht des glühenden Ehrgeizes der Franzosen viel Wahrscheinliches zu haben schien, findet andererseits Zweifler, denen es doch nicht einleuchten will, mit welcher Hand der Mann das Beil geführt haben könnte.

Homonyme.

Hast Du — ist Etwas von Dir entfernt,
Bist Du — so hast Du Etwas gelernt,
Wirst Du — so ist es noch die Frage,
Ob man: Du bist - auch von Dir sage.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 52. Freitag, 2. Mai 1862.

Frühlingslied.

Seyd mir gegrüßt ihr Blumen all'
In Wald und Flur, auf Berg und Thal,
Ihr Auserkornen,
Erstgebornen
Töchter des Frühlings, zart und hold,
Gekleidet in Purpur, Silber und Gold.

Ich grüß' euch viele tausendmal,
Geküßt vom warmen Sonnenstrahl
Seyd ihr erwacht
In bunter Pracht,
Und blühet fröhlich auf grüner Au,
Gekrönt mit Perlen von klarem Thau.

Im zitternden Grase hoch und luftig
Wiegen die Kelche sich leicht und duftig,
Im schaffenden Leben
Entfalten und streben
Knospen und Blätter gar wunderbar
Und bieten der Formen so viele dar.

Ich grüße euch ihr Blumen all',
Ihr meine Lieblinge allzumal,
Am Bachesrand,
Im Gartenland,
Im einfachen Schmuck, im Feierkleid'
Erblüht mir in euch eine Herzensfreud'.

Doch, wo ich ein Blümchen vereinzelt seh',
Erbebt mir die Seele in leisem Weh' —
Feindliche Mächte, des Windes Spiel
Verpflanzten es an ein fremdes Ziel,
So steht es, preisgegeben den Stürmen,
Muß sich durch eigene Kraft beschirmen.

Verhängnißvolle Leidenschaft.

(Fortsetzung.)

Meine Sklaverei, las der junge Mann in dem ihm von der Gräfin Beate v. L. übersandten Hefte weiter, dauerte zwar nur ein Jahr; allein wenn ich darauf zurückblicke, erscheint diese Zeit mir wie eine Ewigkeit. —

Er starb endlich, und die letzten Tage und Nächte, welche ich an seinem Sterbelager zubrachte, waren nur geeignet, unsägliche Verachtung und meinen Abscheu gegen ihn zu vermehren.

Ohne mir ein friedliches und versöhnendes Wort gesagt zu haben, verschied er, und — möge mir Gott verzeihen, — meine Trauer war eigentlich nur Freude über meine Erlösung. — Trauer? Wie inhaltreich ist dieses Wort nicht, wenn es eine Person betrifft, die man liebt, es kann ja alles in sich schließen, das Bittere und Süße der Frucht und der Sehnsucht.

Er starb und ich war frei wie ein Vogel in der Luft; meine beklemmte Brust athmete hoch auf, meine Gedanken und Gefühle bekamen Flügel, die nicht mehr gebrochen waren, sondern mich wieder zum Licht und Leben erhoben.

Ich reinigte mein Haus von Allem, was mich allzulebhaft an meinen Peiniger erinnerte; seine Domestiken wurden verabschiedet und ich erklärte meinem Kurator mit Bestimmtheit, daß sein abermaliger Rath in Bezug auf meine Zukunft nicht befolgt, ja, nicht einmal von mir in Erwägung gezogen werden würde.

Die Folge davon war, daß er — Du kennst den Geheimrath L. — sich darauf beschränkte, die Oberleitung meiner Güter zu führen und daß meine Familie keinen weitern Verkehr mit mir pflog. Die Bewohner der Umgegend kamen mir dagegen mit offenen Armen entgegen, als ob es sie drängte, mir die Härte meines Geschicks einigermaßen zu erleichtern, welches sie als mitleidige, aber nicht zum

Helfen befähigte Zeugen aus der Ferne bemerkt und gesehen hatten.

In diesem Kreise fand ich bald meine vorige Kraft und meine natürliche Lebendigkeit wieder.

Dem Geburtstage des Königs zu Ehren ward in A. wie gewöhnlich ein Fest arrangirt. Ich hatte mich auch dazu eingefunden, denn es gelüstete mich, zu tanzen und mit den Fröhlichen einmal fröhlich zu seyn.

Als ich im Saale Platz genommen hatte und meine Augen über die Menschenmenge hinschweifen ließ, bemerkte ich einen Mann, den ich Dir, Camill, wohl nicht zu beschreiben brauche. Stelle Dich vor Deinen Spiegel und Du wirst dann ein treues, liebenswürdiges, aber nur etwas jüngeres Bild von ihm sehen.

Er stand an eine Konsole gelehnt und redete mit einem jungen Menschen, während seine dunklen geistvollen Augen ernsthaft auf mir zu ruhen schienen. Ich fragte meine Nachbarin über ihn und erfuhr zum ersten Male seinen Namen. Etwas später ließ er sich mir vorstellen, allein unsere Unterhaltung war gleichgiltig und kurz.

Der junge Herr, mit welchem er geredet hatte, — Dein Schwager, Hr. v. W. — trennte uns, denn er engagirte mich zum Tanze und da er, an dem ich Wohlgefallen fand, nicht tanzte, so begegnete er uns an dem Abende nicht wieder. Herr v. W. dagegen umschwärmte mich; seine jugendlich kühne Etourderie amüsirte mich und wenn ich nicht tanzte, ließ ich mich von ihm in ein Zimmer führen, in welchem ein paar Spieltische standen und er seinen Platz hatte.

Von dem Sopha in der Fenstervertiefung aus konnte ich behaglich diese wunderbar kräftigen, edlen Züge betrachten und die klangvolle, inhaltreiche Stimme hören und während mein redseliger Kavalier glauben mochte, daß ich seiner lebhaften Konversation meine ganze Aufmerksamkeit schenkte, interessirten sich meine Gedanken immer mehr für den geistigen Reichthum, der in einer solchen Person verborgen zu seyn schien. Oder war das schon jene unbewußte, unwiderstehliche Macht, jene ahnungsvolle Sympathie, die mich fesselte und wie ein Blitzstrahl plötzlich in das Innere meines Herzens hineinleuchtete, wo bis dahin nur Ruhe und Finsterniß geherrscht hatte? Ich weiß es nicht. Das aber muß ich gestehen: als ich heimkam, fühlte ich mich so glücklich und leicht, wie noch nie.

Alles um mich her hatte einen höhern Glanz, eine tiefere Bedeutung gewonnen, Alles war lebendiger und reicher geworden als bisher und doch lag eine süße Wehmuth im Hintergrunde meiner Seele.

Wie oft hört und sieht man nicht eine solche Stimmung als eine Leere beschreiben! Mir erschien diese träumende, ahnungsvolle Sehnsucht wie ein reiches Leben, wie eine Wiedergeburt.

Der Frühling kam inzwischen wieder. Die Sonne, die erwachende Natur, die lachende Gegend lockten mich zu langen Wanderungen ins Freie. Es war so wohlthuend, so angenehm und reizend, mit meinen Träumen allein im Walde zu seyn; die fliehenden Wolken, das Säuseln der Bäume, der Gesang der Vögel, die duftenden Blumen sprachen zu mir mit tausend freundlichen Stimmen und alle schienen sie so zu reden, als wußten sie meines Herzens innerste Gedanken.

Und was waren denn diese Gedanken?

Im Walde begegnete ich ihm; der Wald war ja seine Heimath. Und wir begegneten uns oft. Ich war es — ich weiß es noch genau! — ich war es, die den Weg suchte, den sein Fuß betrat, eine unwiderstehliche Macht zog mich dahin.

Allein er wunderte sich nicht, mich so oft zu sehen; es freute ihn vielmehr, mir aus dem Schatze seines Geistes mittheilen zu können, mich durch seinen frischen Humor aufzumuntern, meine Seele mit kräftigen Bildern zu erfüllen und die Begierde nach freien, frischen Gedanken zu erwecken. Seine Stimmung war abwechselnd bald lebendig und aufgeweckt, bald ruhig und ernst; allein die Aeußerungen seines Herzens und die Ausbrüche seines Gefühls waren niemals an mich gerichtet.

Wenn er dann und wann mit seiner unerschöpflichen Laune und seinem glänzenden Witze gewisse Seiten im Leben und Wirken der Menschen beleuchtete, so war ich in der Regel schweigend, hörte ihm mit Entzücken zu, fühlte mich von der gemüthlichen Wärme und Tiefe berauscht, mit der er seine Schilderung belebte.

Aber wurde er ernsthaft und sinnreich reflektirend, so war es, als wenn meine ganze Lebhaftigkeit den ausgespannten Flügeln trotze, denn ich wurde alsdann lustig und ausgelassen, wie ein Kind.

Während ich einmal die Effekten meines verstorbenen Gemahls durchsuchte, fand ich zufällig ein längliches Packet in Wachstuch eingenäht, gerade wie die Schneider ihre fertigen Arbeiten zu versenden pflegen. Ich öffnete es und entdeckte darin eine vollständige Männertracht, die aber augenscheinlich für eine weibliche Person verfertigt worden war. Der Anzug war sehr elegant, aber so einfach an Farbe und Schnitt, daß er nicht für eine Maskerade oder dergleichen bestimmt seyn konnte. Was für eine Absicht mit demselben verbunden worden war, konnte ich natürlich nicht wissen; vielleicht war die Kleidung zu einem Apparat

für die eine oder andere Intrigue bestimmt gewesen, an welchen das Leben meines Gemahls sehr reich gewesen seyn soll. Uebrigens war sie noch ganz neu und ungebraucht, die blanken Knöpfe mit Seidenpapier umwickelt; sie sah hübsch aus, ich zog sie an und sie saß mir, als wäre sie für mich gemacht worden. Der kurze, dunkelblaue Rock, die weiten Beinkleider von derselben Farbe, die schwarzseidene Weste, kleideten mich sehr gut, und ein Strohhut mit einem breiten Rande, den ich mir auf's Haupt setzte, vollendeten den flinken Matrosen. Es war gerade die Zeit, in welcher ich meine Gänge in den Wald zu machen pflegte und in drei Sprüngen war ich von der kleinen Treppe herunter, die von meinem Zimmer unmittelbar nach einem dichten Bogengange von Haselnußbüschen führte. Dieser verdeckte Gang lief längs der Gartenmauer hin und endete in einem gemauerten Gartenhause, aus welchem eine Thür den Weg in's Gebüsch öffnete, das meinen Park mit dem großen Walde verband. Ich war so lustig, so herzlich froh, daß es mir gar nicht einfiel, es sey etwas Unschickliches in Dem, was ich that.

Ich traf ihn. Als er mich sah, betrachtete er mich einen Augenblick mit Erstaunen und Bewunderung; darauf lächelte er, sagte aber kein Wort über meine Verkleidung. Endlich nahm er meinen Arm und legte ihn in seinen, was er vorher noch niemals gethan hatte, und setzten wir unsere Wanderung nach gewohnter Weise fort. —

In einer spätern Zeit sah ich ihn im Kreise seiner Familie. Ich sah die Glückliche, die ihn ganz besaß und kam ihr, als einem Wesen, das höhrer Natur seyn mußte, um einen solchen Begleiter durch's Leben zu verdienen, mit Ehrfurcht und Hochachtung entgegen. Allein dieser Frau war es vorbehalten, ein Licht in mein eigenes Innere zu werfen: denn obschon ich mit aller Aufrichtigkeit gestehen muß, daß ihr edles, frommes Herz, ihr gesunder, kräftiger Verstand, ihre unverkennbare Liebe zu ihm sie ihres Glückes, ihn zu besitzen, würdig machte, so empfand ich doch eine Art Scheu vor ihr, und eine leise Stimme flüsterte mir in meinem Herzen zu: „Nein, nein, es ist nicht so, wie es seyn sollte und wie er es verdiente!" Mich schauderte, da dieser Gedanke zum ersten Male in mir auftrat; und die eiskalten, ich darf fast sagen, forschenden Blicke, die mir oft während einer lebhaften Unterhaltung mit ihm aus ihren Augen begegneten, die Unruhe und der Kummer, welche ich zu andern Zeiten in denselben zu lesen glaubte, erweckten auch in mir eine Ahnung von demjenigen, was in meinem eigenen Innern vorging. — Aber diese Ahnung! Kannte er sie? Theilte er sie mit mir? O, diese Gedanken waren bei mir noch so leise und verschämt, daß sie es nicht wagten, klar und entschieden aufzutreten und sich noch weniger in Worten offenbarten. Drängen auch solche Gedanken und Gefühle nach einem materiellen Dollmetscher? Reden sie nicht am besten durch ihre eigentliche, geheime, unbeschreibliche starke und den beiden Eingeweihten verständliche Sprache? —

Auf diese Weise verging ein Theil des Sommers. Wir sahen uns fast täglich und wenn die Wanderung uns ermüdet hatte oder seine Gegenwart nicht an andern Orten nothwendig war, so lagerten wir uns an einem abgelegenen schönen Platze im Walde und ruhten daselbst aus unter einer großen Eiche.

(Fortsetzung folgt.)

Blind und doch sehend.

(Fortsetzung.)

Der fremde dänische Arzt mußte mit Schanden abziehen. Als Vater Widerhold Rudolf in dessen Zelle zurückbrachte, fand dieser, um den getäuschten Vater zu trösten, den Muth, zu erklären, daß er eines Tages selbst die heute vereitelte Operation vornehmen werde, sobald er seine Freiheit wieder habe.

„O warum nicht jetzt?" fragte der Greis, heftig seine Hand ergreifend.

Rudolf zögerte mit der Antwort. Mit vieler Mühe entlockte ihm Jener endlich das Geständniß, daß er seine Instrumente versetzt habe.

„Wenn es nur daran liegt," sagte der Greis, „so soll Clelia keinen Tag länger des lieben Himmelslichtes entbehren."

Als er wieder zu seinem Kinde zurückkehrte, fand er es sehr traurig.

„Betrübe Dich nicht," — tröstete er — „was jetzt vereitelt worden, wird bald durch eine geschicktere Hand geschehen."

„Ach, darum ist es mir jetzt gar nicht zu thun," sagte sie, „ich dachte an etwas ganz, ganz Anderes. Weißt Du auch, daß der Däne unsern Eduard nun verrathen wird?"

Der Greis erschrack. „Du hast bei Gott Recht — ich muß schnell zu der Frau Brummeisen gehen, damit sie das verabredete Zeichen aufsteckt."

„Und nun wird der gute Eduard auf lange, lange Zeit verscheucht," klagte Clelia, — „und ich hatte auf seine einstige Wiederkunft einen so wichtigen Plan gebaut!"

„Welchen?" fragte der Vater.

„Das sag' ich Dir besser jetzt nicht," — sagte sie — „eile nur, den Eduard zu warnen."

Der Greis ging. Als das geheime Signal gegeben war, begab er sich stracks zu dem Juden, der im Besitz von Rudolf's Instrumenten war, und lößte sie ein. Rudolf setzte die Operation auf den folgenden Tag fest.

Schon waren wieder alle Zurüstungen zu dem Werke getroffen, schon stand der von heimlicher Liebe glühende Operateur mit seinen Werkzeugen bereit und der Vater brachte sein blindes Kind herbei — da erbebte Rudolf's ganzes Wesen; Clelia, in Rosa gekleidet, das holde Angesicht von Hoffnung und Vertrauen verklärt, reichte ihm die Hand — sein Puls schlug hörbar — sie setzte sich — er nahete sich mit dem Instrumente ihrem Auge — er zitterte — der Angstschweiß trat ihm auf die Stirne. — —

„Ich kann nicht, ich kann nicht!" klagte er mit Thränen im Auge. — „Verzeihen Sie mir — ich bin zu tief bewegt — ein ander Mal, wenn ich ruhiger bin."

„O, es eilt ja nicht, Herr Doktor" — sagte Clelia lächelnd, — „und Du hast so lange Geduld mit mir gehabt, lieb Väterchen — Du wirst sie auch noch länger haben."

Der Greis zog sie an seine Brust. Rudolf stand verwirrt und beschämt da — er hätte mögen in die Erde sinken. Doch Widerhold sprach: „Beruhigen Sie sich, Doktor — ich kann mir denken, wie einem Manne von Gefühl bei einem solchen Unternehmen zu Muthe seyn muß."

Der Sprecher wurde unterbrochen, indem die Haushälterin meldete, daß ein Gefangener ihn zu sprechen begehre. Als sich Rudolf mit Clelia allein sah, stürzte er vor ihr nieder.

„Clelia," flehte er, „verzeihen Sie mir diese Täuschung und stellen Sie mich nicht jenem Charlatan an die Seite!"

Da beugte sie sich zu ihm und bat um seine Hand. Und als er sie ihr gereicht und unter ihrem Drucke erglühen fühlte, da entquoll seinen Lippen das Geständniß des eigentlichen Grundes seiner augenblicklichen Unfähigkeit — seiner heißen Liebe. Da erzitterte die liebliche Gestalt, da sank sie fast bewußtlos in seine Arme und zwei unentweihte Lippenpaare fanden sich im keuschen Verlobungskuß. Da sah das blinde Mädchen den Himmel offen und sich mitten darin; da wurde dem Gefangenen der Kerker zum Paradies und er pries Gott, der seine wunderbare Liebe in das dunkle Erdenleben sandte und ihr Macht gab, selbst in die schauerlichsten Finsternisse zu dringen und sie zu verklären.

Wie Clelia geahnt, rächte sich der Däne für die ihm widerfahrene Schmach dadurch, daß er der Polizei die Identität des Kapitän Gildenstern mit dem Flüchtling Eduard Widerhold verrieth. Aber als die Polizei ihn im Hafen suchte, hatte er schon die offene See gewonnen. Nun wurde Vater Widerhold zur Verantwortung gezogen. Er gestand jene Identität ohne Weiteres zu und wollte erwarten, was die höchste Staatsbehörde über einen Vater beschließen würde, welcher der Stimme der Natur gehorsam gewesen.

5.

Die Verurtheilung.

Ein halbes Jahr der Untersuchung war verflossen. Da kam aus England die gerichtliche Aussage des Käufers von Adolf's Bild, wodurch sich dessen Antheil an dem Prozeß so weit erledigte, daß der Untersuchungsrichter ihn auf Handgelöbniß entlassen zu können glaubte. Als sich der so lange um sein Liebesglück betrogene Künstler auf freiem Fuße befand, war sein Erstes nicht etwa, daß er in die Arme der bekümmerten Braut eilte, sondern daß er für die Rettung des Freundes Sorge trug. Er verband sich mit einem geschickten Advokaten, der Rudolf's Vertheidigung übernehmen und Alles aufbieten sollte, den wahren Mörder zu entdecken. Dann erst suchte er sein eigenes Glück, an dem es dem heitern und biedern Künstler in den Armen einer seiner würdigen Geliebten nicht fehlte.

Endlich waren die Akten zum Spruche reif oder vielmehr überreif. Der Untersuchungsrichter verschickte sie mit dem Bewußtseyn, dem hohen Gerichtshof durch ein Meisterstück der Inquisitionskunst Respekt einzuflößen. Nicht als ob er ein malignanter Mensch gewesen wäre, etwa eine Art Jeffrey's greuelhaften Andenkens; im Gegentheil, er war ein zärtlicher Gatte und Vater, ein Freund der Nothleidenden — aber ein Fanatiker des Rechtes — „der römische Rechtszopf hängt ihm armstark hinten," sagte Adolf von ihm, „und hält ihn auf dem Tretrade der Paragraphentreterei fest."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Vor einigen Tagen starb in London ein reicher Mann, Herr Budd, der im Testament die Bestimmung getroffen, daß seine zwei Söhne ihr Erbtheil verlieren sollen, falls sie sich je einen Schnurrbart wachsen ließen!

Auflösung der Homonyme in № 51: Geschickt.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 53. Sonntag, 4. Mai 1862.

Verhängnißvolle Leidenschaft.

(Fortsetzung.)

Es war an einem schönen Nachmittage des Augustmonats. Die Sonne schien klar und warm und durch die belaubten Bäume blickte der klare blaue Himmel auf uns nieder. Allein der Himmel, der mir sonst so klar und freundlich strahlte, war nicht so wolkenfrei, wie gewöhnlich. Während er und ich sich unserem Ruheplatze näherten, hatten wir einen Streit gehabt, der, oftmals abgebrochen und wieder begonnen, jetzt einen ernsthaften Charakter angenommen hatte. Der Streit betraf mich selber. Früher hatte er mich nur gewarnt, heute aber tadelte er mit Strenge eine gewisse Seite meines Benehmens. Ich hatte auf Grund der besten Empfehlungen von Zeit zu Zeit einen Bildhauer, einen Maler, einen Architekten und einen jungen Gelehrten auf mein Gut kommen lassen, die jeder für sich allein Gemälde restauriren, Veränderungen an den Gebäuden und ihrer Dekoration vornehmen und die große Büchersammlung meines verstorbenen Gemahls ordnen sollten. Gelegentlich besuchten mich auch ein paar junge Herren aus der Nachbarschaft. Die Art und Weise, wie ich mit diesen verschiedenen Personen umging und sie behandelte, war der Gegenstand seiner kritischen Bemerkungen.

„Sie kennen nicht unser edles Männergeschlecht, Frau Gräfin,“ sagte er mit einer leidenschaftlichen Bitterkeit, die mir an ihm sehr auffallend war; „dazu sind Sie noch zu jung und Ihre Gedanken zu rein und unschuldig. Wohl ist es löblich und nicht zu tadeln, daß Sie bei Ihrem Mangel an Erfahrung bei einem ausgezeichneten Manne auch gerne einen ausgezeichneten Menschen voraussetzen wollen. Allein die starke Lebhaftigkeit, wie ich es nennen möchte, womit Sie das warme Interesse an den Tag legen, das Sie für alles Große und Schöne hegen, wo Sie es auch finden, erhält stets das Ansehen von Liebe zu den Personen. Es erscheint allerdings nur so, das weiß ich und es ist nicht Ihre Absicht, Liebesgedanken in dem einzelnen jungen Herzen zu erwecken; glauben Sie mir aber, daß es doch geschieht. Sie ahnen es nämlich nicht, daß Sie, während Sie in Ihrer herzenswarmen Freude sich recht dankbar beweisen, indem Sie die eine oder die andere gute Eigenschaft an einem solchen Manne lebhaft bewundern und es in Ihrer Dankbarkeit für Pflicht halten, sich für die persönliche Wohlfahrt und andere Angelegenheiten desselben zu interessiren, — selber dagegen mit dem schwärzesten Undank belohnt werden. Sie wagen mir nicht zu widersprechen, da Sie bei Ihrem Benehmen nichts verlieren können? Sie haben einen guten Glauben an die Menschen, weil Sie selber gut sind. Der Eine ist zu stolz, um schlecht seyn zu können, der Andere ist so kindisch, unschuldig und unbedeutend und der Dritte . . . verzeihen Sie mir, ich muß Sie auslachen! Aber wissen Sie wohl, meine Gnädige! während Sie hier mit zitternden Augen, mit erröthenden Wangen, mit dem Köpfchen auf die Seite geneigt und mit einem Lächeln auf dem Antlitze, um das die Engel im Himmel Sie beneiden könnten, im Grase sitzen und recht vertraulich mit einem solchen Herrn reden, für den Sie sich interessiren, nicht blos für seine Kunst oder Wissenschaft, sondern auch für seine persönlichen Freuden und Leiden und zum Dank für die Freude, Ermunterung oder Belehrung, die seine Geschicklichkeit Ihnen verschaffte, recht herzlich darauf eingehen — wissen Sie da wohl, was ein solcher Herr denkt? Er denkt bei sich selbst: Die Gräfin ist in mich verliebt und sagt später mit einem zweideutigen Lächeln oder unzweideutigen Worten zu seinen Kameraden: Wenn ich will, gehört sie mir! Ja er übersetzt das vielleicht noch in eine noch derbere Sprache, deren ich mich in Ihrer Gegenwart nicht bedienen will und darf. Denn so unschuldig Ihr Benehmen auch ist, wie Sie selber

wissen, so wenig versteht es doch im Allgemeinen ein Mann zu würdigen und zu schätzen; er schreibt Alles der Liebenswürdigkeit seiner eigenen werthen Person zu. — Sie sagen mir," fuhr er fort, „daß Sie nicht anders scheinen wollen als Sie sind und sich daher in Ihrem Benehmen den Männern gegenüber nicht ändern mögen, sondern sich eben zeigen, wie Sie sind? Ich wage das Letztere zu bestreiten und zu leugnen. Sie sind eigentlich weit besser, als Sie sich in diesen Fällen zeigen und im Grunde können diese Herren von einer gewissen Seite zu entschuldigen seyn. Und wie oft, meine Gnädige, haben Sie nicht selber sich sagen müssen, daß Sie einen Mißgriff begangen?! War anfangs Ihre Begeisterung, wie Sie es nennen, übereilt und übertrieben, so war Ihre Antipathie später bei näherer Betrachtung es nicht minder; Ihr Tadel kannte keine Grenzen. Und kann nun wirklich die kurze Begeisterung — wenn es denn so heißen soll — kann diese Sie für den Schmerz entschädigen, den Sie über jede erlittene Täuschung empfinden müssen? Ist der Ersatz groß und werthvoll genug, daß man solches wie vorhin aussprechen darf, wozu der Schein berechtigt? Zweifeln Sie nicht, meine liebe Freundin, ich schwöre es Ihnen zu, daß selbst die gebildetsten, genialsten und scheinbar ehrenhaftesten Männer sich solcher Aeußerungen, die ich nicht wiederholen mag, nicht schämen! Ich ärgere mich allein schon bei dem Gedanken daran, und Sie — wären Sie meine Schwester oder — ich bitte Sie, Frau Gräfin, verzeihen Sie mir meine Wärme, Sie haben ja Ihre Freiheit und müssen selber am besten wissen, was Ihnen anständig erscheint oder nicht, so daß ich eigentlich keine Veranlassung habe, Ihnen meine Meinung und meine Ansichten vom Leben aufzudrängen."

Damit schwieg er.

Dies war ungefähr der Inhalt unseres Streites, während dessen ich ihn natürlich oft durch mein Einreden unterbrach. Ich widersprach ihm nur aus dem Grunde, weil ich mich vollkommen schuldlos fühlte und nur sehr ungern meine Freiheit beschränken lassen wollte, da ich sie nicht mißbrauchte. Allein mein thörichtes Herz jubelte damals doch zugleich bei dem Gedanken, der in mir aufstieg: „Ist er vielleicht eifersüchtig?"

Ermüdet von der Wanderung und erhitzt und aufgeregt von unserer Disputation, gelangten wir zur genannten großen Eiche. Er warf sich auf den Rasen und ließ sein Haupt auf einer Wurzel des dicken Baumes ruhen.

Ich stand vor ihm und stützte mich auf seine Büchse, die ich, wie sehr oft, auch heute trug, weil es mich amüsirte, mit einer solchen ungewohnten Waffe umzugehen.

Meine Wangen und meine Stirn glühten und da ich in meinen Taschen vergebens nach einem Tuche suchte, um mir den Schweiß abtrocknen zu können, so sagte ich:

„Wäre ich in diesem Augenblicke doch ein Weib, um die Erlaubniß zu haben, einen Fächer gebrauchen zu dürfen."

Er schwieg, als wenn er nicht gehört hätte, was ich sagte und betrachtete mich mit so wunderbaren, durchdringenden Blicken, daß ich auch verstummte. Endlich warf er mir doch, ohne sich zu erheben, ein feines weißes Batisttuch zu und sagte:

„Ein Taschentuch, meine Gnädige, kann wohl dieselben Dienste thun, wie ein Fächer!"

„Ha!" rief ich und fing das Tuch auf, „Sultan, ich bin Deine Sklavin!"

„Meine Sklavin!" versetzte er wehmüthig, „ach, ich liege ja schon im Staube zu Ihren Füßen!"

(Fortsetzung folgt.)

Blind und doch sehend.

(Fortsetzung.)

„Also Du glaubst in der That, unser Doktor könne verurtheilt werden?" fragte Clelia ihren Vater am Tage, als die Akten an das Obergericht abgegangen waren.

„Nach dem Stande der Akten," erwiederte der Gefängnißverwalter traurig, „es ist daran nicht zu zweifeln. Wir müssen uns darauf gefaßt machen, den armen guten Menschen bald an einen schaurigeren Ort abzugeben, als dieser ist."

Clelia preßte die Hand krampfhaft auf den Busen. — „O, warum mußte Eduard sich von dem Dänen blenden lassen!" sagte sie halblaut. Da wurde die Thorklingel gezogen. Bald darauf meldete die Haushälterin, der Maler Walter begehre Einlaß. „Den sendet Gott!" rief Clelia, ihre Hände faltend. Ihr Vater beachtete den Ausruf nicht weiter und ging, den Gemeldeten selbst einzulassen.

Adolf hatte während seiner Gefangenschaft das Mißtrauen des Greises überwunden. Er brachte einige Erfrischungen für den gefangenen Freund und hoffte nach geschlossener Untersuchung zu ihm gelassen zu werden. Vater Widerhold hatte kein Bedenken mehr dagegen. Er führte ihn zu Rudolf. Kaum war Clelia allein, als sie auf ihre Kniee sank und Gott dankte, daß er sie wenn auch leiblich erblinden lassen, doch nicht mit Geistes- und Herzensblindheit geschlagen und daß er sie in der Zeit der höchsten Gefahr den Weg der Rettung, den sie durch des

Dänen Verrath schon für versperrt gehalten, eben so klar hatte erkennen lassen, als einst die Unschuld und den hohen Werth des Geliebten.

Wie ihr Vater mit dem Maler zu ihr zurückkehrte, zog sie ersteren auf die Seite und bat ihn, sie malen zu lassen. Er sah sie verwundert an.

„Wie kommt Dir dieser Einfall?“ fragte er.

„Da Eduard mich nun wohl so bald nicht wieder sehen darf, so soll er wenigstens mein Bild haben,“ erwiederte sie erröthend.

„Wollen Sie meine Tochter jetzt noch malen?“ fragte der Greis den Künstler und dieser sagte mit Freuden zu.

Schon den andern Tag begann er sein Werk. Arglos ließ der Greis ihn mit dem holden Kinde allein. Und kaum wußte Clelia dies, als sie den Maler in seiner Arbeit unterbrach.

„Ich muß vor allen Dingen über einen Gegenstand mit Ihnen reden, der Ihnen gewiß eben so am Herzen liegt wie mir.“

„Ich bin ganz Ohr,“ versicherte Adolf.

„Helfen Sie mir Ihren Freund retten!“

„Dies zu können, ist mein eifrigster Wunsch und ich habe schon nach Kräften daran gearbeitet.“

Clelia's Antlitz verklärte ein freudiges Lächeln. Adolf erzählte ihr, was er bis jetzt gethan. Freilich hätten die Nachforschungen des Advokaten noch zu keinem Resultat geführt — aber er hoffe, Gott werde sie mit Erfolg krönen.

Clelia schüttelte getäuscht das Köpfchen. „Das ist mir zu ungewiß,“ sagte sie, „ich habe ein anderes Mittel gefunden, unsern Freund zu retten. Aber dazu bedarf ich Ihrer Hilfe. Würden Sie sich zu einer Reise nach Norwegen entschließen, wenn ich Ihnen die nöthigen Mittel dazu gäbe?“

Adolf erklärte sich bereit, für Rudolf an den Nordpol zu reisen.

Clelia stand auf, ging an ihre Toilette und nahm ein kleines Etui heraus. Es war dem Maler ein rührender Anblick, das holde, blinde Geschöpf sich so sicher zurechtfinden zu sehen. Sich wieder setzend sagte sie:

„Ich habe in Drontheim einen Bruder, wie Sie wohl schon wissen, einen Rheder und hochherzigen Seemann. Da ich Ursache habe, einer Sendung an ihn durch die Post zu mißtrauen, so sollen Sie mein Courier seyn und meine schriftliche Bitte an ihn durch Ihre Beredtsamkeit unterstützen. Ein zuverlässiger Schiffer von ihm soll mit einem Dampfer hier im Hafen seyn, wenn des Doktors Urtheil ankommt. Leider darf er nicht selbst kommen. Damit wir den ungefähren Zeitpunkt erfahren, soll der Vertheidiger unseres Schützlings Erkundigung darüber einziehen, es koste, was es wolle. Hier, nehmen Sie diesen Schmuck und versilbern ihn — wenn Sie zu dem Allem bereit sind.“ —

„Seelengröße, dein Name ist Weib!“ rief Rudolf begeistert. „Ja, liebes Fräulein, ich bin zu Allem bereit, was Sie wünschen — aber behalten Sie Ihren Schmuck.“

„Nein — wenn Sie mich nicht kränken wollen, so nehmen Sie ihn — ich besitze mehr dergleichen — und welchen Werth hat es denn für mich?“

Adolf konnte die Annahme nicht länger verweigern. „Ich werde Rechnung führen über die Verwendung des Darlehens, das ich darauf erhalte.“

„Aber Alles bleibt unser Geheimniß,“ sagte sie, „jetzt bitte ich Sie, in Ihrer Arbeit fortzufahren.“

Das Bild war in wenigen Tagen vollendet. In der Zwischenzeit ließ Adolf die von Clelia gewünschte Erkundigung einziehen, und als dies geschehen war, machte er sich mit einem Briefe von ihr auf die Reise. In einem Nachbarhafen fand er gleich ein norwegisches Dampfboot, das ihn schnell an's Ziel brachte.

Schon vierzehn Tage lag das Dampfschiff „Norman“, Kapitän Lund, im Hafen und die Hafenbeamten, Makler, Schiffer und andere Leute, die mit dem Schiffsverkehr zu thun hatten, zerbrachen sich die Köpfe über den Zweck seines langen Verweilens, als ein anderes Ereigniß diese Seltsamkeit in den Hintergrund drängte. „Der Verwandtenmörder“, Doktor Grimm, war vom Obergericht „blos“ zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe statt zum Tode verurtheilt worden.

Mit großer moralischer Entrüstung wurde die Kunde von dieser Gelindigkeit der Justiz von dem Pöbel im Frack wie im Wamms aufgenommen; denn durch sie kam ja wieder ein Loch in das Gebäude der öffentlichen Ordnung und Sicherheit! Nur Wenige wagten den „von der Noth Getriebenen“ zu beklagen und blos die Armen, denen er unentgeltlich Hilfe geleistet, zweifelten an seiner Schuld.

Rudolf selbst war auf's Tiefste erschüttert durch das ihm verkündete Urtheil. Er hatte es bis auf den letzten Augenblick für unmöglich gehalten, obgleich Vater Widerholt nicht unterließ, ihn darauf vorzubereiten. Vernichtet ging er in seinen Kerker zurück, und als die Thüre hinter ihm geschlossen war, brach er laut weinend zusammen. Von welcher Höhe war er aber auch plötzlich herabgestürzt! In was für rosigen Zukunftsträumen hatte er sich bis jetzt gewiegt! Wie hatte er die neugeschenkte Freiheit benutzen, mit welch' neuem Muthe sich in's Leben werfen, für seine Liebe Alles wagen, keck alle Hindernisse besiegen wollen, die sich seinem Glücke ent-

gegenstellen! Wie hatte er dieses Glück im Geiste schon voraus genossen, das unaussprechliche Glück an Clelia's Seite! Und nun sollte er sein Leben in einem Zuchthause beschließen!

Aber wie er in Thränen zerfließend da lag, öffnete sich die Klappe an seiner Thüre und eine Engelsstimme rief herein: „Weine nicht! verzweifle nicht!" Es war Clelia, die eine augenblickliche Abwesenheit ihres Vaters benutzend zu ihm kam. Er erhob sich, sie streckte ihre Hand hinein und er preßte sie unter Thränen an seinen Mund. „Bau' auf Gott und Deine Lieb!" flüsterte sie. — „Weg hat er aller Wegen, an Mitteln fehlt's ihm nicht, wie's in dem schönen Liede heißt. Hoffentlich läßt der Vater Dich bald zu mir, dann musiziren wir zusammen. Inzwischen wird es Abend — und wer weiß, wie es morgen ist. Nur Muth, mein Freund!"

Dann entzog sie ihm die kleine zarte Hand, streichelte ihm die Wange und schlich sich wieder fort.

„O Gott — welch ein Engel!" sagte Rudolf, als er wieder allein war. „Ich will nicht verzweifeln — noch bleibt mir ja der Rekurs — inzwischen kann meine Unschuld klar an den Tag kommen. Doch will ich nicht darauf pochen, ich will mich auf das Schlimmste gefaßt machen — will ihr in nächster Zeit noch ihr Augenlicht wiedergeben. Das Bewußtseyn, diesem Engel die größte Wohlthat nach dem Leben erwiesen zu haben, wird mich Alles ertragen lassen. Ja — ich will jetzt nicht mehr zittern — der Gedanke, daß sie ohne mich vielleicht ihr Leben lang in dieser Nacht wandeln muß, wird mich fest machen — ich will sie operiren!"

Als er später mit Clelia musiziren durfte, flüsterte sie ihm in einem unbewachten Augenblicke zu: „Versprechen Sie mir, zwischen heut' und morgen blindlings Alles zu thun, was ich von Ihnen verlange." Er wunderte sich, gab aber das Versprechen, und die Musik nahm ihren Fortgang.

Er spielte und sang sich wieder Muth und Hoffnung in's Herz und mehr noch that dies Clelia's Gesang und heitere Stimmung. Getröstet kehrte er in seine Zelle zurück und streckte sich auf sein Lager.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

(Schlaf und Traum.) Ein Londoner Arzt hielt kürzlich eine Vorlesung über diese interessanten, aber noch fast ganz unerklärten Vorgänge im menschlichen Körper und er gab vielfache Erläuterungen. Ein chinesischer Mörder, der den Tod durch Entziehung des Schlafes erleiden sollte, starb am neunten Tage. Das Schlafbedürfniß ist bei verschiedenen Personen verschieden, es beträgt aber im Durchschnitt acht Stunden täglich. Die den Schlaf besonders begünstigenden Umstände sind Stille, Wärme, Sättigung und vor Allem Gemüths- und Gewissensruhe. Den Schlaf erklärte der Vorleser als zeitweiliges Aufheben des Bewußtseyns und den Traum als theilweise Aufhebung des Bewußtseyns. Erstarrung durch Kälte oder in Krankheit ist nicht Schlaf. Der Schlaf habe, fuhr der Vorleser fort, Aehnlichkeit mit einem chemischen Prozesse, in welchem das Gehirn aus dem Blute das wieder erhalte, was es während des Wachens durch die Geistesthätigkeit verloren. Um den Zustand des Gehirns im Schlafe zu beobachten, chloroformirte er einen Hund, nahm ihm in der Betäubung ein Stück von der Hirnschaale hinweg und ersetzte dasselbe durch ein Glas. Dabei fand er, daß während des Schlafes des Hundes die Blutgefäße vergleichsweise leer waren, die Arterien ihre hellrothe Farbe verloren und die blaue der Venen annahmen, das Gehirn etwas zusammenfiel, so daß ein leerer Raum entstand, der sich mit Gehirnflüssigkeit füllte. Als der Hund erwachte, nahmen die Adern ihre frühere Thätigkeit wieder auf und das Gehirn füllte den ganzen Schädelraum aus.

Den Herren Phrenologen ist was Arges geschehen. Sie haben den Kopf Dumollard's untersucht und auf dem Schädel 3 Organe vorzugsweise ausgebildet gefunden: das Organ des Wohlwollens, der Verehrung und der Festigkeit! Außerdem bemerkte man noch den Ortssinn, den Berechnungs- und Ordnungssinn. Nach seinem Schädel zu schließen müßte Dumollard einer der trefflichsten Männer gewesen seyn. Wenn die Doktoren Gall und Spurzheim das erlebt hätten!

Charade.

Mein Ganzes hat die ersten Beiden
Gern überall, bekommt sie oft
Von Dem und Jenem unverhofft,
Und trägt sie doch noch unbescheiden,
Weil gänzlich ihm der Schatz gebricht,
Um den wir Sokrates beneiden
Und den beinahe zu bescheiden —
Nur halb die dritte Sylb' ausspricht.
Meint Ihr, es kränke sich darüber?
O solchen Schatz entbehrt es gern!
Darüber verdient es, nah und fern,
Sich für die Ersten manchen Stüber.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 54. Dienstag, 6. Mai 1862.

Verhängnißvolle Leidenschaft.

(Fortsetzung.)

Ich stand einen Augenblick ganz versteinert und berauscht da und wagte kaum meinen Ohren zu trauen, denn er sprach dieses anscheinend fade Kompliment mit einer Stimme, die es so ernst und herzlich tönen ließ, mit einem so liebenswürdigen Lächeln und einem schwärmerischen und hinreißenden Blicke aus seinen schwarzen Augen, wie ich ihn noch nie gesehen hatte. Ich zitterte, es flimmerte mir vor den Augen, ich ließ seine Büchse auf die Erde fallen und vergaß Alles im Himmel und auf Erden, kniete in's Gras nieder, drückte seine Kniee an meine Brust und konnte aus meinem überströmenden Herzen keine anderen Worte hervorbringen, als: „Du bist mein Leben, mein Gott!"

Er richtete sich halb empor. Ich sah ihn bleich und mit einer Thräne in den Augen. Mit einem Ausdrucke, den ich nie vergesse, so schmelzend und doch so männlich, sagte er:

„Du hast es gesagt, Beate; ja, mein Leben ist Dein, meine Seele gehört Dir! Aber," fuhr er mit unsicherer Stimme fort, „von heute an sehen wir uns nicht wieder!"

„Was sagst Du?" rief ich in wahnsinniger Verzweiflung, weil mein ganzes schreckliches Schicksal plötzlich vor meinen Augen stand. — „Mich willst Du jetzt von Dir stoßen, mich verlassen, da wir uns gefunden haben? Nein, niemals! Viel eher will ich —" und ergriff wieder die zu meinen Füßen liegende Büchse, spannte den Hahn und richtete den Lauf auf seine Brust.

„Ja, Du hast Recht! Du hast sehr Recht!" sagte er mit Eile und Angst, als fürchtete er meinen Widerspruch. „So elend und unglücklich wie ich jetzt bin, so gehöre ich doch Dir, Du Engel. Nimm mein Leben; nimm hin, was Dein!" —

Mit beiden Händen umklammerte er den Lauf der Büchse, zog sie mit Heftigkeit an sich und drückte die Mündung an seine Brust. Durch diese Bewegung glitt mein Finger an dem Abzug hinab und indem er seufzte: „Beate!" fuhr der Schuß ihm durch das Herz.

Er war todt; ich hatte ihm das Leben, mein Eigenthum, wie er sagte, genommen.

Der Knall und der Stoß des Gewehrs betäubten mich und warfen mich zu Boden. Als ich mich wieder etwas erholt hatte, kroch ich auf allen Vieren und zitternd zu ihm hinan. Er lag still und bleich da.

Ich ergriff seine Hand, aber sie fiel schlaff nieder. Ich nahm sein Haupt in meine beiden Hände und drückte meine Lippen auf seinen Mund zum ersten und zum letzten Male. Ich schaute ihm in's Angesicht. Die Augen waren geschlossen, allein ein himmlisches Lächeln schwebte um seine Lippen.

Da sagte ich ganz laut zu mir selber: „Er ist todt!" Aber, kaum hatte ich meine eigene Stimme gehört, als mich auch schon ein furchtbarer Schrecken ergriff; Alles schwand vor meinen Sinnen und dunkle Nacht umgab mich.

Als ich aus meiner Ohnmacht endlich wieder erwachte, war es wirklich Nacht geworden. Ich lag ausgestreckt auf dem Fußboden meines Zimmers. Wie ich dahin gekommen bin, weiß ich noch heute nicht; mit dem instinktmäßigen Bewußtseyn einer Nachtwandlerin muß ich den geheimen Weg nach Hause gefunden haben; auch hatte ich meine Thüre dreifach verschlossen. Meine Glieder zitterten vor Kälte, die Zähne klapperten mir im Munde und doch glühte mir das Blut in den Adern. Mit einer Hast, als wenn ich von einer Schlange umschlungen wäre, entledigte ich mich meiner Tracht, verbarg halb bewußtlos das unselige Taschentuch in einem Sekretär und warf mich auf mein Bett, woselbst ich, ohne in Schlaf kommen zu können, in eine dumpfe Lethargie verfiel. Endlich fuhr ich erschrocken auf, denn

es pochte an meiner Thüre, erst leise, dann stärker. Jeder Schlag wirkte auf mich, als wenn man mit glühenden Zangen meine feinsten Nerven berührte und ich mußte alle meine Kraft anstrengen, um nicht laut aufzuschreien. Man rief meinen Namen und ich erkannte die Stimme meines Kammermädchens. Mit äußerster Anstrengung erhob ich mich, schleppte mich zur Thüre und sank abermals ohnmächtig in die Arme meiner Dienerin.

Laß mich meine lange, meine wohlthätige Krankheit übergehen. Es war ein Nervenfieber, in das ich verfiel und das mich lange Zeit ohne alles Bewußtseyn hielt, so daß man endlich an meiner Genesung zweifelte. Allein der Tod war unbarmherzig und ich genas, um neue Qualen zu erdulden. Wohl hat mein Körper nicht mehr die Kraft dazu, so gewaltsam, wie vorher zu leiden; aber eine Nervenerschlaffung, eine tödtliche Mattigkeit und Abgespanntheit verhinderte nicht, daß mir jenes Schreckbild stets unverändert und unablässig vor Augen schwebte.

Wie oft flehte ich den Himmel damals um Erlösung aus meinen Leiden an! Wie viele tausend Entschlüsse und Pläne, die sich gegenseitig verdrängten, zogen nicht durch meine Seele! Den einzigsten und natürlichsten Entschluß, nämlich mich als seine Mörderin zu nennen, um ihr, der tief Gekränkten, eine Genugthuung zu verschaffen, mußte ich verwerfen. Nein, sein Name mußte unberührt und sein Andenken unbefleckt fortdauern!

Ich verblieb in tiefster Einsamkeit auf meinem Gute; denn mein Gemüthszustand und meine geschwächte Gesundheit machten es mir unleidlich, das emsige Leben um mich her anzusehen und anzuhören.

Vom Umgange mit den Bewohnern der Umgegend zog ich mich ebenfalls ganz zurück und nur der alte Prediger, der Mann, aus dessen Händen Du, Camill, diese meine Lebens- und Leidensgeschichte erhältst, war mein einziger Gesellschafter und würde auch gerne mein Tröster gewesen seyn. Ach, er wußte nicht, wen er zu trösten versuchte!

Zehn Jahre vergingen nun für mich; zehn Jahre, die für alle Andern in meinem Alter die Blüthe des Lebens zu seyn pflegen.

Da kam es mir zu Ohren, daß Dein Schwager, Hr. v. W., in hiesiger Gegend angestellt zu werden wünschte und daß auch Du im Begriffe stündest, Dir eine Laufbahn zu wählen.

Mein Entschluß war sogleich gefaßt.

Ich zog in die Stadt und vermochte durch meinen Einfluß die Anstellung Deines Schwagers ganz insgeheim zu bewirken.

Ebenso geheimnißvoll war ich auch bemüht, Dich in Deiner erwählten Laufbahn vorwärts zu bringen, ohne daß ich Dich kannte.

Allein dieses Mal ward meine geheime Thätigkeit für Dein Fortkommen durch die Plauderhaftigkeit des Ministers, der mein Kurator war, verrathen.

Du erfuhrst, wem Du Dein Glück zu verdanken habest, wie Du es nanntest und wünschtest mir vorgestellt zu werden, was denn auch so geschah.

Damit könnten meine bittern Bekenntnisse enden; denn Du weißt ja das Uebrige. Erinnerst Du Dich noch, wie unser erstes Begegnen war? Oder hast Du vielleicht beschlossen, es auf ewig zu vergessen?

Du ahntest nicht, mit welchem Schrecken ich Dich zum ersten Male bei mir eintreten sah; Deine unbeschreibliche Aehnlichkeit mit ihm, dem Todten, überraschte mich außerordentlich, war mir aber doch so lieb und angenehm.

Ich erblaßte und mußte auf meinem Platze sitzen bleiben. Du bemerktest meine Verwirrung und das schmeichelte Dir, denn Du lächeltest. — O, dieses Lächeln, als ich es zum letzten Male sah! — Du öffnetest die Lippen und redetest mich an. Ach, Deine Stimme, die mir so liebe, wohlbekannte Stimme, die tausend liebe und schmerzvolle Erinnerungen in mir wach rief, jagte mir wieder das Blut in die Wangen und ließ mein Herz so heftig schlagen, daß ich nur mit Mühe Deine artige Anrede beantworten konnte.

Und wir sahen uns wieder und lebten gegenseitig auf zu einem neuen Leben.

Brauche ich es Dir nochmals zu sagen, Camill, was dann geschah? — — Aber ich sollte nicht glücklich seyn, ich verdiente es nicht; meine Strafe war noch nicht vollendet und deßhalb brauchte der Himmel Dich als seinen Strafengel. Du breitetest das unselige Tuch auf meinem Schooße aus, auf welchem ich mein schauderhaftes Verbrechen geschrieben stehen sah und mit Entsetzen las; es wurde mir zu einer Mahnung, daß ich meine Schuld bekennen und doch verdammt seyn sollte, es wurde ein Rächer der Zeit, die ich, leichtsinnig von Frieden und Glück träumend, verbracht hatte.

Wenn Du diese Blätter empfängst, so bin ich schon weit von hier in Hamburg.

Dort an der Grenze unsers Geburtslandes will ich Deine Antwort abwarten.

Kannst Du mich noch lieben, hat diese Hand Dich nicht von mir zurückgestoßen, so folge mir in ein anderes Land! Dort will ich nur für Dich leben und Du und Deine Liebe werden mir den Trost und die Ueberzeugung geben, daß der Himmel mich nicht ganz verworfen hat, sondern mir noch Hoffnung auf seine erbarmende Gnade gibt.

Aber verleugnest Du mich, wendest Du Dich mit Schaudern und Entsetzen von mir ab — — O, Camill! ich werde doch fortfahren, Dich zu lieben und bleibe für ewig

Deine treue

Beate."

(Schluß folgt.)

Blind und doch sehend.

(Schluß.)

Es mochte etwa Mitternacht seyn, da weckte den leise Schlummernden ein leichtes Geräusch. Seine Thür ging auf — Clelia, mit einem Licht versehen, unter einem Arm einen Pack tragend, kam herein. „Clelia — meine Clelia!" rief er aufspringend. —

„Still!" flüsterte sie; „zieh diese Sachen hier an — es ist eine Gensd'armenuniform — säume nicht! Ich will inzwischen an der Treppe lauschen, ob Alles noch fest schläft". —

„Aber Clelia —"

„Kein Aber — Du gabst mir Dein Wort, heute blindlings zu thun, was ich von Dir verlangen würde." — Und sie zog sich zurück.

Er legte die Gensd'armenkleidung an, auch der Pallasch fehlte nicht. Als er fertig war, kehrte Clelia zurück. „Die Stiefel mußt Du ausziehen," sagte sie, an seinem Tritt hörend, daß er sie angezogen. „Nimm sie in die Hand und folge mir!"

„Ich soll fliehen?" sagte er zaudernd, „und Dich und Deinen braven Vater in's Unglück stürzen? Nimmermehr!"

„Ein Mann hält sein Wort," sagte sie; „Du wirst mich tödten, wenn Du die Rettung verschmähst. Ich überlebte es nicht, wenn sie Dich in's Zuchthaus führten."

Sie suchte seine Hand und zog ihn fort. Leise schlichen sie durch den Korridor, die Treppen hinab, durch die Hausflur — die Thür stand schon offen. „Nun Gott mit Dir!" flüsterte sie, preßte seine Hand an ihre Lippen und drängte ihn hinaus. Draußen fühlte sich Rudolf von kräftigen Männerarmen gefaßt — es war Adolf, der ihn erwartete und, indeß Clelia die Hausthür innen verriegelte, den Freund mit sich fortriß. Das Hofthor war auf Clelia's Veranstaltung nur angelehnt, ohne Gefährdung erreichten die Beiden den Hafen.

Am frühen Morgen wunderte sich Jedermann in der Nähe des Hafens, daß der „Norman" verschwunden war.

Zur gewohnten Zeit weckte Clelia mit einem Kuß ihren Vater und meldete ihm, was sie gethan. Zugleich gestand sie ihm ihre erwiederte Liebe. Der Greis sagte ernst, aber ruhig: „Was Gott thut, das ist wohl gethan! Freilich streckt er nicht die Hand aus den Wolken, wie ein Fabelgott, sondern gute Menschen sind seine Finger. Ueber meinen grauen Kopf wird es zwar nun hergehen — in Gottes Namen! er ist mit Ehren grau geworden — und Du, mein Kind, wirst nicht verlassen seyn."

„So hättest Du wohl selbst die Hand zu Rudolf's Rettung geboten und ich that Unrecht, mein Vorhaben Dir zu verheimlichen?"

„Nein, mein Kind, meinen Dienstеid hätte ich nimmer verletzt, der barmherzige Gott gab Dir dieses selbstständige Handeln ein. Ich hätte es müssen verhindern, wenn ich darum gewußt. — Jetzt will ich gleich meine Meldung machen — möglich, daß man mich nun für den Entflohenen einsperrt."

„Das werden sie nicht! das dürfen sie nicht! Ich gehe mit Dir und wenn eins von uns eingesperrt werden soll, so müssen sie es mit mir thun!"

Und nun entstand ein Wettstreit zwischen Vater und Kind, wer die Schuld der Entweichung Rudolf's auf sich nehmen dürfe; endlich verschaffte der Zufall Clelien den Sieg. Der Diener des Gerichtsvorstandes hatte in der Nacht einen Gensd'armen mit einer Civilperson aus dem Gefängniß kommen sehen und dies seinem aus dem Casino heimkehrenden Herrn mitgetheilt. Dieser kam nun in aller Frühe, sich zu erkundigen, wen der Gensd'arm mitten in der Nacht fortgebracht habe. Da trat Clelia rasch vor und berichtete mit fester Stimme, was sie gethan, aber ohne ihren Gehilfen zu nennen. Der Beamte war starr vor Staunen. Und der erhabene Muth, der aus dem ganzen Wesen der Blinden sprach, ihre wunderbare Schönheit und ihre fast prophetenhafte Verkündigung, daß Gott die Unschuld ihres Flüchtlings eines Tages an das Licht bringen werde — dies Alles wirkte so überwältigend auf den Mann des Gesetzes, daß er kein Wort des Zornes oder der Strenge über seine Lippen brachte, sondern nur eine Aeußerung des Bedauerns, sofort das gesetzliche Verfahren wider Vater und Tochter einleiten zu müssen. Dann forderte er dem ersteren die Schlüssel ab und übergab sie einem herbeigerufenen Offizianten. Vater Widerhold war bis auf Weiteres seiner Amtsführung enthoben.

Zur Einkerkerung der beiden neuen Klagfälligen kam es nicht. Vater Widerhold's Unschuld stellte sich bald heraus und was wollte man dem blinden Kinde thun? Man mochte wohl auch eine leise Ahnung haben, daß dasselbe klarer und richtiger gesehen, als die zum Theil durch vier Augen sehenden Richter. Dennoch wurde Vater Widerhold — haupt-

sächlich in Folge der Denunciation des Dänen — in Ruhestand versetzt. Das war kein Schlag für ihn; hätte er nur seine und seines Kindes Behaglichkeit im Auge gehabt, so wäre er längst abgegangen und zu seinem Sohne gezogen. Nur das höhere Pflichtgefühl, das Mitleid für die armen Gefangenen hatte ihn so lange auf seinem Posten festgehalten.

Von Rudolf wußte man bereits, daß er glücklich in Drontheim angekommen sey und dort bei einer Epidemie durch aufopferndes und erfolgreiches Wirken schnell die allgemeinste Anerkennung gewonnen habe. Der außer der Sphäre seines Berufes so schüchterne, ja zaghafte Mann hatte sich in ihr als Heros bewiesen. Clelia war namenlos glücklich über diese Nachricht. „Zu ihm! zu ihm!" das war fortan ihre Losung und ehe ein Monat nach der Pensionirung ihres Vaters verstrichen war, lichtete das Schiff, das sie dem Ziele ihrer Sehnsucht entgegentrug, die Anker.

Welch ein Wiederfinden war das in dem Hafen der norwegischen Seestadt! Und welche Tage der Wonne folgten ihm nach! Soll die Feder versuchen, ihrer auch nur einen den Lesern zu schildern? Für den, welchen treue Liebe beglückt, ist es überflüssig und den Andern rathen wir besser: Gehet und liebet! — Jetzt schaut Clelia, Dank der Hand Rudolf's, mit den leiblichen Augen so klar und hell, wie mit den Augen ihres Gemüthes. Die Herrlichkeit Gottes in seiner wundervollen Schöpfung, die ehrwürdige Gestalt des greisen Vaters, das edle Bild des theuern Gatten, die lächelnden Engelsköpfe ihrer Kinder — es ist ihr Alles aufgegangen im heiligen Gotteslichte.

Es verging geraume Zeit, eh' es den Bemühungen Adolf's und des Vertheidigers von Rudolf gelang, den wahren Mörder von dessen Tante zu entdecken. Endlich fanden sie seine Spur und halfen den Dienern der Göttin mit den verbundenen Augen darauf. Aber die Spur leitete über das Meer und verlor sich in den Prairien Amerika's. Indessen gaben die an's Licht gebrachten Thatsachen dem Vertheidiger Mittel genug an die Hand, den Prozeß umzustoßen und mit Rudolf's Entbindung von der Instanz zugleich die Ausfolgung des reichen Nachlasses der Ermordeten zu bewirken. Es waren inzwischen vier Jahre verflossen — und in dieser Zeit hätte der empfindsame Rudolf im Zuchthause verderben können, wäre er nicht von Clelia's innerem Auge in Zeiten erkannt und von ihrer Liebe gerettet worden. Ja, die Liebe! —

Mannigfaltiges.

(Ein Fisch als Zeuge vor Gericht.) Vor den Assisen zu Straffort in England trug sich kürzlich folgende sonderbare Scene zu: Ein Fabrikant war von dem Pächter einer Flußfischerei verklagt worden, daß durch die Gase, die aus der Fabrik des Ersteren mittelst Röhren in das Flußbett ausströmten, alle Fische zu Grunde gingen und er dadurch einen bedeutenden Schaden erleide. Um sich von der Wahrheit der klägerischen Behauptung zu überzeugen, verlangte die Jury, daß ein munterer Fisch vor dem Gerichtshof in ein Becken mit von Gasen geschwängertem Flußwasser geworfen werde. Dies geschah denn auch wirklich und unter dem lauten Gelächter der Zuhörer wurde ein „stummer Zeuge" in Gestalt einer lustigen lebensfrohen Forelle in das Wasser geworfen. Schon nach wenigen Minuten begann sich jedoch dieselbe sichtlich sehr unbehaglich zu fühlen und nur der Milde der Jury, die in diesem Civilprozesse nicht das Leben eines Zeugen gefährden wollte, hatte es die Forelle zu danken, daß sie aus dem gefährlichen Wasser erlöst und wieder in ihr eigentliches Element gebracht wurde. Es versteht sich von selbst, daß der Kläger durch diese schlagende Beweisführung sogleich ein günstiges Urtheil für sich erwirkte.

(Schillerlotterie.) Die Gründer dieses großen, nunmehr glücklich durchgeführten deutschen National-Unternehmens, Major Serre, der bekannte Reisende Alex. Ziegler aus Ruhla und Bürgermeister Dr. Hertel, werden in nächster Zeit öffentlich Rechenschaft über die Resultate der Lotterie ablegen. Der gewonnene Reinertrag übertrifft die kühnsten Erwartungen und der Vorstand hofft, außer den Unterstützungen an Dichter, Schriftsteller, Maler, Musiker, Bildhauer, Architekten rc. sammt ihren hinterlassenen Wittwen und Waisen den längst gehegten Plan in Ausführung zu bringen und seinem Schaffen dadurch die nationale Weihe zu geben, daß eine „Deutsche Akademie" begründet wird. Zu diesem Zwecke gedenkt der Vorstand 100,000 Thaler von dem Stammkapital abzuzweigen, dasselbe 20 Jahre lang Zins auf Zins und anderweitig zu verdoppeln und dann die Gründung dieses großen deutschen Instituts in's Leben zu rufen.

Auflösung der Charade in № 53:

Naseweis.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 53. Freitag, 9. Mai 1862.

Verhängnißvolle Leidenschaft.

(Schluß.)

Camill hatte den Brief mit fliegender Eile durchlesen; als er geendet, sank er lautlos auf den Stuhl zurück und bedeckte mit beiden Händen das todtenblasse Angesicht. So saß er wohl eine Weile lang, als er endlich sich wieder aufrichtete und, indem er die Hände rang, schmerzlich ausrief: „Beate, Beate, die Mörderin meines Vaters!" Aber wie wenn ihn der laute Ruf selbst erschreckt und ihm das Fürchterliche dieses Gedankens erst recht offenbart hätte, setzte er rasch wieder bei: „Nein, nein! Konntest Du für den unglücklichen Zufall, der den todtbringenden Schuß in die Brust meines Vaters sandte? Nein, unschuldig, mitten in der Fülle der Liebe mußtest Du selbst zur Mörderin Deines Glückes werden und bis jetzt das schreckliche Geheimniß in Deiner jungen Brust schweigend mit Dir herumtragen. Aber, Beate, Du gehörst mir, fuhr Camill fort, mir und in meinen Armen, an meinem Herzen, sollst Du vergessen und lieben. —" Camill ging nachdenkend im Zimmer auf und ab, seine Züge wurden ruhiger, sein Auge lebhafter und nach kurzem Besinnen nahm er Platz vor dem eleganten Schreibtisch, um einen Brief zu schreiben. Als er ihn eben geendet und mit der Adresse versehen hatte, pochte es an der Thüre. Camill blickte auf und wollte „Herein" rufen, als er sich plötzlich besann, daß er, um ungestörter Beatens Brief lesen zu können, das Zimmer verschlossen hatte. Er stand auf und öffnete. Sein Schwager Hr. v. W. trat ein. Er war verwundert, Camill so ruhig zu finden. Er hatte gefürchtet, ihn in Verzweiflung, in Raserei zu sehen — Nichts von Alldem. Camill reichte ihm lächelnd die Hand, man sah ihm kaum an, daß es ihm eine Ueberwindung koste, so gefaßt zu scheinen. Er drückte herzlich die entgegenkommende Hand des Schwagers und schnitt jede Frage, die dieser an ihn richten wollte, mit den Worten ab: „Frage mich nicht, Du wirst Alles erfahren. Verhältnisse zwingen mich, ein Stillschweigen über alle diese Vorfälle zu beobachten, die Dir jetzt noch räthselhaft genug vorkommen mögen; doch, tröste Dich, Du wirst bald Alles, Du wirst," setzte Camill mit erzwungenem Scherze bei, „vielleicht bald mehr wissen, als Dir lieb ist." Hr. v. W. sprach Camill seine Freude aus, ihn so gefaßt zu sehen, denn wenn er auch nicht wisse, was ihn betroffen habe, so ahne er doch, daß es eine schwere Stunde gewesen sey, die an ihm vorübergezogen. Camill schwieg und blickte ernst zu dem Fenster hinaus, welches die Aussicht auf den kleinen Garten gewährte, der auf der Rückseite des Hauses befindlich, durch einen dichten Laubgang willkommenen Schutz in der Hitze des Sommers gewährte. Sein Blick ruhte eben sinnend auf den Blättern, welche ein bleicher Wind von den Bäumen herunter auf die fein bekiesten Wege wirbelte, als Frau v. G. aus dem Dunkel des Laubganges trat und mit forschendem Auge zu den Fenstern aufschaute. Beider Blicke begegneten sich, der des Sohnes traurig und wie von einer heimlichen Thräne verdunkelt, der der Mutter streng, kalt. Es war nur ein rascher, ein flüchtiger Blick gewesen, aber sie hatten sich verstanden; die Mutter schritt wieder in den dunkeln, sie verbergenden, einsamen Laubgang, der Sohn trat vom Fenster zurück; Beide hatten sich zum letzten Male gesehen.

Am nächsten Morgen war im Hause der Frau v. G. nicht geringe Verwirrung. Camill's Wohnzimmer war bis gegen Mittag verschlossen gewesen, man hatte geklopft, aber vergebens und endlich geglaubt, Camill werde, von den Aufregungen des vergangenen Tages angegriffen, erst spät gegen Morgen eingeschlafen seyn und nun den in der Nacht versäumten Schlummer nachgeholt haben. Ein Bedienter, der im gegenüber liegenden Theile des Hauses wohnte, hatte noch spät nach Mitternacht durch die

verhüllten Fenster Licht in Camill's Zimmer gesehen, er konnte also auch so lange gearbeitet haben und nun ermüdet seyn. Als aber gegen Mittag jedes Klopfen vergebens blieb, als auch Frau v. G. keine Antwort auf ihre Fragen, die sie durch die verschlossene Thüre stellte, erhielt, wurde man ängstlich. Endlich beschloß Frau v. G. die Thüre aufsprengen zu lassen; sie kannte Camill's festen Entschluß, sie überblickte, obwohl ihr Nichts von dem Inhalt des Briefes Beatens mitgetheilt worden war, alle Möglichkeiten und nun, so streng, so kalt sie ihren Kindern gegenüber immer gewesen war, so zurückhaltend und fremd sie besonders Camill gegenüber sich in der letzten Zeit verhalten hatte, nun zitterte ihr mütterliches Herz für das Leben Camill's. Der Schlosser war rasch gerufen. Seine gewandten Hände öffneten im Augenblicke das Schloß der Thüre, der Riegel flog zurück und der Meister wollte mit einem Drucke auf die Klinke die Thüre öffnen. Doch Frau v. G. trat dazwischen, sie wollte zuerst, sie wollte allein das Zimmer betreten. Sie drängte die umstehende Dienerschaft zurück, bat auch ihren Schwiegersohn, sie allein zu lassen und trat in's Zimmer, dessen Thüre sie ängstlich hinter sich zudrückte. Mit einem Blicke überschaute sie das ganze Gemach, sie athmete tief auf; hier war keine Spur zu finden, welche auf irgend eine gewaltthätige That hätte schließen lassen können. Noch ein schwerer Schritt stand Frau v. G. bevor; dort stand noch im Alkoven das Bett ihres Sohnes, von mächtigen, schwerseidenen Vorhängen verhüllt. Auch das mußte durchsucht werden. Frau v. G. trat mit sicheren Schritten auf das Lager zu; ihre Hand zitterte nicht, als sie die faltige Gardine zurückschob — das Bett war unberührt. Nun, nachdem sie Gewißheit hatte, daß ihr Sohn das Haus verlassen haben müsse, daß wenigstens hier kein Verbrechen begangen worden sey, jetzt verließ sie die mühsam zusammengehaltene Kraft; schwach, einer Ohnmacht nahe, sank die sonst so stolze, willenskräftige Frau in den, neben dem Bette stehenden Fauteuil. Nach ein paar Minuten fuhr sie erschreckt in die Höhe, sie hatte Schritte im Zimmer vernommen. Es war ihr Schwiegersohn, welcher trotz des Verbotes ihr gefolgt war, um ihr sogleich beistehen zu können, da auch er die Vermuthungen seiner Schwiegermutter theilte. Dieselben waren also nicht begründet. Auf dem Tisch lag ein Brief, derselbe, den Camill Tags zuvor geschrieben hatte. Er war an Frau v. G. adressirt. Hr. v. W. untersuchte das Zimmer; das Licht war bis auf den letzten Rest herabgebrannt und dann selbst erloschen — es war offenbar von Camill, bevor er das Haus in der Nacht verlassen hatte, angezündet worden, um die Mitbewohner zu täuschen und hatte auch seinen Zweck erreicht. Frau v. G. hatte unterdessen den Brief gelesen, sie reichte ihn schweigend ihrem Schwiegersohne. Der Brief lautete:

„Theuerste Mutter!

Unvorhergesehene Verhältnisse zwingen mich, augenblicklich eine Reise anzutreten, deren Ende ich noch nicht vorausbestimmen kann. Ich bitte Dich deßhalb, mir freundlichst bei meinem Minister Urlaub auf ein halbes Jahr auszuwirken, was Dir kaum schwer fallen kann. Ich hoffe, Dir bald wieder schreiben zu können und bitte nur, Dich nicht unnöthiger Weise wegen meiner zu ängstigen.

Verzeihe mir, daß ich ohne Abschied Dich verlassen habe, doch war die Zeit mir allzu kurz gemessen.

Dein

ergebener Sohn

Camill."

Es waren wieder acht Tage verflossen, als Frau v. G. einen Brief mit dem Postzeichen Hamburg erhielt. Sie kannte die Handschrift, sie war die ihres Sohnes Camill. Frau v. G. wußte, daß dieser Brief über das Schicksal ihres Sohnes entscheiden, daß er das künftige Verhältniß zwischen ihr und Camill bestimmen werde. Doch Camill war am Leben! Das war ihr genug. Sie öffnete den Brief mit ruhiger Hand. Ihr Sohn schrieb:

„Beste, theuerste Mutter!

Im Begriff, eine neue Heimath mir jenseits des Meeres zu gründen, richte ich diese letzten Zeilen, die ich auf deutscher Erde schreibe, an Dich, geliebte Mutter. Kannst Du verzeihen, daß ich von Dir gegangen, ohne Dich um Deinen mütterlichen Segen zu bitten? Aber gewiß wird derselbe mir auch jetzt zu Theil, Du kannst mir ihn nicht versagen, da Du mich einem neuen Vaterlande entgegenziehen siehst. Muthig blicke ich der Zukunft entgegen, da ich in dem Augenblicke, in welchem Du diese Zeilen erhältst, das größte Glück, das die Welt mir überhaupt bieten kann, erringe. Ich werde vor dem Altare stehen, um aus der Hand des Priesters Beate v. L. als Gattin zu empfangen. Sie wird mir eine geliebte treue Gefährtin auf dem dornenvollen Pfade dieses Lebens seyn. Dort, in Amerika, wollen wir einen neuen Herd gründen und uns des Glückes freuen, welches uns in der deutschen Heimath nie vergönnt gewesen wäre. Ich werde Schritte thun, meine Entlassung aus dem Staatsdienste zu erhalten und unter fremdem Namen ein Leben beginnen, welches keine stolzen Ehren nach Außen, sondern

den Segen der Liebe allein zum Ziele hat. Lebt Alle, Alle wohl und tausend Dank für alles Gute, das ich aus Eurer Hand empfangen habe, lebe wohl, meine theuere geliebte Mutter und verzeihe

Deinem

dankbaren Sohne

Camill.

Nachschrift. Unmittelbar nach der Trauung werden wir in die See stechen und Amerika, dem Lande der Freiheit, entgegenziehen. —"

Das hatte Frau v. G. doch nicht erwartet, ihr Sohn war ihr also geraubt, geraubt durch dasselbe Wesen, das ihr ihren Gatten geraubt hatte. Sie weinte ihm keine Thräne nach, sie sprach nie mehr von ihm, man durfte in ihrer Gegenwart den Namen Camill's nicht mehr nennen. Zehn Jahre trug Frau v. G. mit eherner Kraft ihren Gram; dann brach sie zusammen, ward kränker und kränker und eines Tages verlangte sie das seit jener Zeit mit einem schwarzen Flor verhüllt gewesene Porträt ihres Sohnes. Sie nahm den Schleier hinweg und küßte das Bild leise; dann entsank es ihrer Hand; sie athmete noch einmal tief auf und hatte ein Leben geendet, das, wie nicht leicht eines, arm an Freuden, doch desto reicher an Jammer und Schmerzen gewesen war.

Von Camill hat man nie mehr etwas gehört.

Eine Skizze aus dem Leihhause.

„Gute Nacht, Elend!" sagte mein alter Freund, der Leihhauskontroleur, Herr Adam Friedrich Erlenmaier, als er das letzte Vorhängschloß an die letzte Eisenthüre des Leihhauses gelegt hatte. Das war sein stehender Nachtgruß seit vielen Jahren, ehe er nach seinem soliden Bambus und dem abgegriffenen Hute langte und mit einem angezündeten Fidibus die enge Wendeltreppe suchte, die ihn in's Freie brachte. Was er doch damit wollte, mit seinem ewigen „Gute Nacht, Elend", mein alter Freund? Ich hätte es nicht erfahren, hätte er mich nicht einmal des Nachts aus Versehen und Vergeßlichkeit eingesperrt. Da saß ich denn und konnte in den großen Leihhaussälen meinen Gedanken nachhängen. Kasten an Kasten mit Nummern, Chiffonières mit Schubladen, wunderliche alte Möbel, große Ballen Kleider konnte ich im Zwielichte des Mondes unterscheiden. Draußen ging die Schildwache ihren abgemessenen Schritt den engen Gang entlang und hing ihren Gedanken nach. Ich beschloß still zu seyn die Nacht über, legte mich auf einen Bündel Kleider und deckte mich mit einem prächtigen türkischen Bodenteppich zu und wäre auch sänftiglich eingeschlafen, wenn es nicht in meiner Nähe angefangen hätte leise zu reden. Ich hob das Haupt hoch auf nach der Richtung, von wo der Ton kam. Ich horchte hin und verstand:

„Ich bin doch eigentlich in sehr schlechter Gesellschaft hier, ich, der alte, ehrenhafte Ahnenbecher der Reichsfreiherrlichen von und zum Donnerstein, so auf's Trockene gesetzt zu seyn, statt an einem Abend im Kreise deutscher Herren von schöner Hand kredenzt zu werden. Es ist tief schmerzlich." Es war ein alter, schwervergoldeter Pokal, der also sprach, mit wunderlichem gothischen Aufsatze, rings mit Edelsteinen besetzt, die sich um ein alt-reichsfreiherrlich Wappen schlossen. Im Tone seiner Stimme lag ein tiefer Unmuth und ein gewisser Ernst und das verletzte Ehrgefühl sprach aus jedem Worte. Ich hatte meine Freude an dem alten ehrenhaften Gesellen. Da hörte ich's leise rauschen. Eine schwer damastseidene Robe mit großen Blumen fing plötzlich an mit dem Ausdruck tiefsten Erstaunens:

Mon Dieu, wen hör' ich! Sie hier, mein Allerbester, Verehrtester, in dieser Gesellschaft, die den bas peuple so stark verräth! Das ist deliziös! Wahrhaftig, mein Allerverehrtester, wenn der grausame Nagel, den der alte Beamte noch dazu recht krumm hineingeschlagen hat, mich nicht festhielte, ich wäre, parole d'honneur, schon herunter gesprungen, um Ihnen meine Aufwartung zu machen."

„Ich muß leider bemerken, daß Sie mir nicht vorgestellt sind, meine Gnädige;" replicirte der Pokal etwas empfindlich.

„Das ist ja eine süperbe Bemerkung, mein Hochverehrtester, eine Bemerkung, die von Erziehung zeigt. Ich kenne Sie ja recht gut. Sie standen immer so reizend und allerliebst auf Ihrem Etagerchen unter den petitrien's Ihrer Gnädigsten, im kleinen Salon links und habe Sie an die tausend Mal gesehen. Bitte, bitte, erzählen Sie doch, wie Sie hierher gekommen sind. Sie glauben nicht, wie sehr mich die Chronique scandaleuse der höheren Stände amüsirt," sagte die Robe und rauschte zutraulich. „A propos, wenn Sie übrigens meines Namens sich nicht mehr erinnern, meiner Herrin Name ist: Van der Schwendenstein."

„Ein altes Geschlecht das," sagte langsam und bedächtig der Pokal; „doch nicht so alt wie die Donnerstein. Ich muß aber leider bemerken, daß mir der letzte Satz in Ihrer Rede weniger gefiel. Ich mag mein Geschlecht nicht kompromittiren."

„Wie Sie das nur auch so ernst auffassen mögen, mein Bester! Die Sache ist einfach: Man unterhält sich eine langweilige Stunde darüber und ver-

gißt Alles wieder. Es ist ja immer ein himmelweiter Unterschied zwischen unsern Skandalen und der Hefe des Volks."

„Ganz einverstanden," sagte ernst der Pokal, „ich denke nämlich, daß der Skandal der höheren Gesellschaft viel gefährlicher und verderblicher ist, als der der niedern Leute."

„Ah — vortrefflich!" sagte die Robe, „ganz wie es im Buche steht, mein Verehrungswürdiger. Ich denke, ich könnte von Ihnen etwas mehr Art und Noblesse lernen, als bei meiner Gnädigen. Sie haben vortreffliche moralische Grundsätze. Darum eben möchte ich bitten, mir die Sache zu erzählen, da Sie gewiß nicht mit der Art einverstanden sind, auf die Sie hierher gekommen."

Der Pokal schien mir sich geehrt zu fühlen, denn seine Rede wurde zusehends kräftiger und schwungvoller. „Wenn Sie mir das Versprechen geben," sagte er, „auf Ihr Ehrenwort schweigen zu wollen, so werde ich erzählen."

„Ich werde schweigen wie ein Grab, mein Verehrtester. Ich thue das immer," sagte die Robe etwas verlegen.

„Ich erinnere mich noch recht gut," erzählte der Pokal, „(denn es denkt mir schon lange), wie ich in unserem Ahnenschlosse am Neckar in einer goldenen Truhe mit Hängschlössern lag und nur an den Ehrentagen der Familie vorwanderte. Ach, die alten Herren von Donnerstein, das waren Ritter noch von Fug und Art! Da unten steht noch an meinem Fuße ihre Devise:

Fromm, stark, edel, treu und rein,
Gott schütz das Haus der Donnerstein!

O den alten Herrn Wolf von Donnerstein, Gott hab ihn selig! den erinnere ich mich noch wie heute, wenn er mich in die Hand nahm und auf des Kaisers und des heiligen römischen Reiches deutscher Nation Wohl bis auf den Grund leerte. Ich bin manchmal auf der Flucht gewesen im tiefen Verließ, auf der Flucht vor den Franzosen und Schweden, aber auf einer solchen noch nicht; denn es ging immer ehrenhaft zu; und wenn mein Herr nichts hatte, so trank er auch nichts und gab kein Bankett und die Trödler durften ihm nicht über die Schwelle kommen. Aber da kamen Zeiten im vorigen Jahrhundert, da hörte ich Reden von Herren in der Perücke und im Stoßdegen und von Damen im Reifrock, daß ich mich tief geschämt habe und mein Herr Wolf hätte sich auch geschämt, das weiß ich. Da ging's oft Nächte lang mit Schmausereien, ich stand immer voll auf dem Tisch und die Devise hat oft so grimmig mit den Edelsteinen gefunkelt, daß ich meinte, die Herren müßten sich die Finger daran verbrennen; ich hätte gern die Devise herausgekratzt und hingeschrieben:

Gottlos, treulos, lauter Schein,
Gute Nacht, Haus Donnerstein!

Aber es ging nicht. Darnach kam die französische Revolution und ich sah betrübte Gesichter genug und die damalige gnädige Frau weinte viel und war immer ganz schwarz angezogen. Wunderselten, daß ich ein Mal zum Vorschein kam. Nur mein Herr Hans vom Donnerstein, Gott hab' ihn auch selig! der in den Freiheitskriegen mitgefochten hat, weil er der Jüngste war und ein tapferes und adeliges Herz hatte, hat mich füllen lassen nach der Heimkehr und einen Trunk und einen schönen Spruch gethan vom Vaterland und ist dann in die weite Welt gezogen und weiß kein Mensch, wo er hingekommen ist. — Darnach aber verfiel das Gut und es wurde getheilt. Die einen der Herren legten sich auf Eisenbahnspekulationen, die anderen auf Branntweinbrennerei und ich blieb beim Aeltesten in der Familie. Er hat sich mit einem Fräulein aus niederem Adel verheirathet, die kein Andenken an glorreiche Ahnen hatte. Ich muß ihr schon lange ein Anstoß gewesen seyn, denn sie hat mich oft schief angesehen und ein Mal einen schmutzigen alten Mann kommen lassen, der mich gewogen auf seiner Hand und den Kopf geschüttelt und zuletzt gesagt hat: „50 Thaler ist es werth, das alte Stück." Darauf hat sie mich in den Schrank gestellt, aber ich habe mich immer seitdem gefürchtet vor ihr. Da hörte ich einmal an einem Abend die gnädige Frau sagen zu ihrem Manne: Alfred, schaffe doch den alten „Dingerich" da aus dem Hause, der paßt gar nicht mehr zu den neuen Sachen. Sie hatte nämlich schon alle die alten schönen eichenen Schränke mit den Figuren und prächtigen Schlössern daran für einen Trumpel an die Juden verkauft, auch das alte Service vom hochseligen Herrn und nun sollte ich auch noch fort."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Wien. Aufsehen erregt ein im hiesigen Arsenal mit unglaublicher Frechheit verübter Diebstahl, ein Diebstahl von ganzen — Kanonen. Die Diebe, welche die kolossalen Massen mittelst Droschken fortschafften, sind ermittelt, der Käufer derselben noch nicht.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 56. Sonntag, 11. Mai 1862.

Kunst und Liebe.

1.

Neapel.

In wenig Tagen sollte ich nach einem kurzen Aufenthalte das herrliche Neapel schon wieder verlassen! Wir — ich und mein deutscher Freund, der schon mehrere Jahre hier lebte — waren heute im Theater San Karlo gewesen. Man gab „Norma“. Wie oft hatte ich die herrliche Oper gehört! Aber so ergriffen davon war ich noch nie wie heute. Eine junge, reizend schöne Sängerin sang die Titelrolle; nein, sie war Norma selbst — so tief konnte nur diesen Kampf zwischen Liebe und Entsagung wiedergeben, wer das Alles selbst erlebt und erlitten hatte.

Mein Freund deutete, als ich dies beim Herausgehen aus dem Theater gegen ihn äußerte, darauf hin, daß allerdings das Schicksal der Sängerin ein seltsames, eigenthümliches gewesen. Da kamen Bekannte dazwischen und er konnte mir nicht weiter erzählen. Wir hatten Mühe, nachdem wir ein Stück Weges mit ihnen gegangen, sie wieder los zu werden; wir wollten den heutigen Abend beide zusammen allein genießen. Unterdessen hatte unsere Unterhaltung eine andere Wendung genommen und da wir den Abend außerhalb der Stadt zubringen wollten, so schlugen wir den Weg nach Portizi zu ein. Norma war vergessen.

Ich wollte wieder nur ganz die herrliche Natur genießen und ahnte nicht, daß bald meine Seele durch einen anderen noch mächtigeren Eindruck, als den „Norma“ auf mich gemacht hatte, wieder abgezogen werden sollte von dem reinen Genusse dieses Himmels, dieser balsamischen Lüfte, dieser reizenden Fluren, dieses Meeres — all dieser unendlichen Herrlichkeit, die uns an diesen Küsten in einen wahren Wonnerausch des Gefühls versetzte. — —

Der Abend war lieblich und rein, wie er nur unter Italiens Himmel seyn kann. In der Ferne schlugen die Meereswellen ans felsige Ufer, doch war es so weit, daß ihr wildes Brausen in ein leises Murmeln verklang, wie das Gebet der gläubigen Menge, wenn segnend der Priester mit dem Allerheiligsten sich naht.

In leisem Flüstern mischten sich die schlanken Zweige der Cypresse mit denen der Myrthe — ein Bild des Lebens — und säuselten heimliche Laute, wie über dem Grabe zweier Liebenden. Wir sahen hinauf zum nächtlichen Himmel und jeder Lufthauch, der uns umwehte, schien ein spielender Traumgott zu seyn, der leise kosend im seligen Schlummer uns wiegen wolle.

Ueberrascht blieben wir plötzlich stehen. Töne wie aus einer anderen Welt klangen zu uns heran, bald sanft spielend wie heimliches Liebesgeflüster, bald wildbrausend wie Kriegsgetümmel, dann wieder leiser dahin sterbend in sanften Klagen, die tief bis in das innerste Heiligthum der Seele sich schlichen.

Alles ringsumher stille. Kein Lüftchen wagte, diese Melodie zu stören und wie ein leiser Seufzer der Sehnsucht verklang die ferne Brandung des Meeres. Die Natur schien bewältigt, wonneselig lauschte sie in voller Hingebung den Zaubertönen, die heranschwebten durch die stille, herrliche Nacht. Wie von unüberwindlicher Sehnsucht getrieben zogen still verstohlen die Sterne herauf am Himmel und der Mond mit dem feuchten Liebesblicke tauchte träumend empor aus der goldschimmernden Meerfluth.

Wir lauschten noch immer. — Staunend sah ich auf meinen Begleiter. — Es ist Antonio, der „Improvisatore“, wie die Leute ihn nennen! sprach er und zu gleicher Zeit hatten wir die Ecke des Myrthenwäldchens umschritten. Dicht vor uns sahen wir ein wunderbares Schauspiel.

Ganz hingegeben lauschten rings am Boden gelagert Männer und Weiber und liebliche braunlockige Kinder:

anmuthige Gestalten. Das Haupt leicht vorgebogen, Begeisterung in den feuersprühenden Blicken, sanfte Wehmuth um die ein wenig geöffneten Lippen — saßen sie da in malerischen Gruppen wie horchend den Verkündigungen eines himmlischen Wesens, jedem wechselnden Tone folgend mit dem Ausdruck ihrer Züge, die rein und duftig erschienen in der Verklärung des Mondlichts.

Seitwärts an einen alten Ulmenbaum, an dessen Stamm und halbvermorschten Aesten zutraulich die üppige Rebe mit purpurgeflammten Beeren sich emporrankte, gelehnt stand er, der so gewaltigen Zauber ausübte über Alle. Nachlässig ruhte die Guitarre in seinem linken Arme, während er mit der Rechten wie im Traume leicht und fast absichtslos über die folgsamen Saiten hinfuhr. Leise das lockige Haupt auf die Schulter geneigt, sahen seine Augen empor zum nächtlichen Himmel und oft schwamm es schimmernd darin, wie eine gewaltsam zurückgepreßte Thräne. Die Nachtluft spielte mit seinen dunkeln Locken, die wirr um die Schläfe hingen. Scharf ausgeprägt waren die edlen regelmäßigen Züge von männlich gebietender Schönheit und zuweilen flog ein zitterndes Roth über sein sonst marmorbleiches Gesicht. Ein gewaltiger Geist sprach aus diesen kühn geschnittenen Zügen, aus diesen großen, funkelnden Augen; aber das unbestimmte Hinundherirren der Blicke, das unheimliche Feuer, das plötzlich in ihnen aufloderte und eben so schnell düsterer Gleichgiltigkeit wich, zeigte deutlich, daß dieser hohe Geist gestört, dieser reiche Sinn verwirrt war.

Leise klagende Töne entquollen seiner Brust und wie das Gelispel der Aeolsharfe schmiegten sich an sie die sanftwogenden Töne der Guitarre. — Da plötzlich unterbrachen diese lieblichen Harmonieen ein paar grelle Töne wie die einer zersprungenen Saite; ein jäher, schmerzlicher Schrei aus tiefster Brust — und der fantastische Zauberer war verschwunden in die düsteren Schatten des Myrthenhaines.

Noch blieb es still unter der horchenden Menge. — Allmälig hob sich der Bann, der die Lauscher umrungen hielt, so lange jene wunderbaren Töne erklangen. Die Gruppen lösten sich auf und Alle verschwanden laut plaudernd oder singend nach verschiedenen Seiten. Psychische Eindrücke wirken zwar tiefer und ergreifender auf den Südländer, aber nur momentan; ist der Gegenstand, der solchen Eindruck machte, verschwunden, so ist es mit ihm auch der Eindruck selbst. Er ist wie sein Meer; kaum ist der Sturm vertobt, so schimmert es wieder spiegeleben im lichten Sonnenstrahl.

Im Weiterschreiten sahen wir hie und da ein zärtliches Paar flüsternd in den Vorschatten des Wäldchens wandeln und ein melodisches Lied tönte fern herüber durch die Nacht, als wäre es das Echo jener wunderbaren Töne, das wie leise träumend noch im Walde verklang.

Meine Neugierde war rege, über den seltsamen Sänger Näheres zu erfahren. Daß er keiner jener wandernden Improvisatori war, die durch Gesang und Erzählungen auf dem Markte und anderen öffentlichen Plätzen das Volk ergötzen, war mir sogleich klar; diese edle Gestalt, dieses geistvolle Antlitz hatte nichts mit jenen untergeordneten Sängern gemein. Welches Schicksal mochte einen Menschen, der offenbar den höher gebildeten Ständen angehörte, in diese Sphäre versetzt haben? — Ich fragte meinen Begleiter darum. Er versprach, mir einmal gelegentlich seine Geschichte zu erzählen.

Die Luft war so mild, so lau, die Gegend lag im Mondschein vor uns wie ein liebliches Märchen. Ich wollte so gerne die Nacht im Freien zubringen; auch war ich zu aufgeregt, um schlafen zu können und dann auch konnte ich den Gedanken nicht los werden an den „Improvisatore". Immer noch stand die edle klagende Gestalt vor meiner Seele. In kleiner Entfernung schimmerten die weißen Wände einer Lokanda. Es waren ja so wenige Nächte noch, die ich unter Italiens Zauberhimmel zubringen durfte; da war es Sünde, eine zu verschlafen. Ich machte meinem Begleiter den Vorschlag. Bald waren wir bei der Lokanda. Wir ließen uns Wein herausbringen ins Freie und setzten uns nieder auf die leichte Bank vor dem Hause. Wurden wir ja müde oder schläfrig, so gab der duftige Rasen ein herrliches Bette, der tiefblaue, sterndurchwirkte Himmel ein reiches und prächtiges Gezelt und das Gemurmel der Meereswogen klang in unsere Träume wie ein Märchen, das die Amme singt an der Wiege des Säuglings.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Skizze aus dem Leihhause.

(Fortsetzung.)

„Pokal erzählt doch ein wenig sehr breit," bemerkte leise für sich die Robe, „es ist etwas ennuyant."

„Warum soll er fort?" sagte mein Herr; „es geht nicht, es ist ein Ahnenstück, das werth gehalten werden muß."

„Ach, was werden die alten Donnerstein noch viel nach dem alten Ding fragen," bemerkte meine Frau, „die spüren unter'm Boden nichts mehr davon. Da sah ich letzthin Abends in der Soirée bei Staatsraths einen prachtvollen Aufsatz mit Genies und Guir=

landen von Christoffkessilber getrieben, superb, sage ich Dir. Bei uns ist es immer so pauvre, daß man sich schämt. So einen Aufsatz könntest Du gerade dafür kriegen."

„Ich werde ihn aber nicht weggeben, dabei bleibt's;" sagte mein Herr sehr fest.

„Du bist eben ein fühlloser Mensch, dem die Knochen seiner paar Ahnen lieber sind als das Herz seiner Frau," sagte sie ergrimmt und weinte, ging hinaus und legte sich zwei Tage lang zu Bett und ließ den Medizinalrath holen.

„Bald darauf war der Geburtstag meiner Gnädigen. Da kam am Nachmittag vorher mein Herr an den Glasschrank, nahm mich mit einem schweren Seufzer heraus und gab mich dem alten Johann; der ging mit mir durch viele Winkelstraßen dort in ein altes Haus, eine horrible Stiege hinauf zu einem alten Weibe; mit der sprach er einige Worte und gab mich ihr. Die trägt mich hierher in einem schmutzigen Tuche da vorne an's Gitter und die Herren nahmen mich und der alte, dicke Herr Erlenmaier seufzte und der junge Skribent, das naseweise Gesicht mit der blauen Brille lachte und so stehe ich nun da fast drei Jahre lang und warte von Tag zu Tag und vergehe vor Schmerz unter dieser Gesellschaft. Ich darf an die Vergangenheit nicht mehr denken."

„Sie erzählen doch ganz allerliebst," sagte die Robe, „aber Sie nehmen doch die Sache bei weitem zu ernst. Man sieht, Sie sind es eben noch nicht gewöhnt, hier zu seyn. Sie debütiren erst. Ich kann Ihre Gefühle vollkommen theilen; so war es mir einst, Sie können sich das vorstellen, auch zu Muthe. Aber, sehen Sie, jetzt geht das ganz anders. Meine Allergnädigste und ich stehen vortrefflich zusammen. Im Sommer geht sie weg und ich im Winter und wir konserviren uns beide vortrefflich. Wenn am Neujahr der Friseur und der Theatermann und die Modistin und wie diese bürgerlichen Menschen weiter heißen, kommen, da sagt sie ganz einfach: „Jeanette — trag' die Schwere fort" — da packe ich mich von selber zusammen, so gut kann ich's schon und hänge mich an den Nagel hin; der alte Erlenmaier sagt gewöhnlich: „Aha, auch eine alte Bekanntschaft," um den blau angelaufenen Schreiber kümmere ich mich nicht. Was ist die Welt? Nichts Anderes als ein großes Leihhaus. Lassen Sie sich keine grauen Haare darum wachsen, ich bitte Sie herzlich. Ihre Ideen sind schön, aber — Sie nehmen es gewiß nicht übel — etwas sehr altfränkisch." Damit schloß die Robe und schnalzte tüchtig mit der Zunge dazu.

„Das ist ein leichtfertig Ding, der seidene Kittel," sagte dicht hinter mir ein großer, weiß und roth karrirter Bettpfühl, „wenn der wüßte, wie sauer es meiner Frau geworden ist, mich herzugeben, er thäte nicht so gottlos reden. Ich bin noch das letzte Stück aus ihrer Hauswirthschaft. Auf mir ist noch ihr seliger Mann gelegen, das gute treue Herz, darum ist's ihr so schwer gewesen, mich herzugeben. Ja, das war ein Jammer, der war arg und das Herz hätte Einem verspringen mögen, wie die fünf Kinder zusammen geschrieen haben: „Ach, lieber Gott, sie tragen ja unsern Vater fort!" Seine guten Freunde sind mit zur Leiche gegangen, aber dann war's auch die letzte Freundschaft, die sie ihm gethan haben. Und dann ist der Bäcker gekommen mit seiner Rechnung und der Sargmacher und die Todtenträger und der Apotheker, die haben Alle gemeint, sie kämen zu kurz und haben hinein gestürmt auf das arme Weib und sie hat sich nimmer zu helfen gewußt und hat mich genommen und daher getragen. Man hätte mich unter ihr waschen können, so hat sie geweint, wie sie mich hergebracht hat. Aber unser Herrgott ist der Wittwen und Waisen Helfer und Richter."

Ich hätte gern den alten Pfühl gefragt, wo die Wittwe wohne, aber neben mir klirrte es so sonderbar und ich mußte aufhorchen, um kein Wort zu verlieren.

„Oho, auch da," sagte ein silberner Löffel in meiner Nähe zu fünf anderen silbernen Löffeln, die neben ihm lagen, „das ist doch etwas stark."

„Was stark!" riefen die Löffelchen zusammen, „wir können ja nichts dafür, daß wir da sind, ganz gewiß nicht. Die alte Lene von der krummen Gasse hat uns hergetragen, Du kannst sie fragen."

„Ja, ja, Kinderchen, macht nur kein Geschrei, es ist ja Alles recht. Wem gehört Ihr denn?" sagte der erste wieder.

„Wir gehören dem Herrn Assistent R. in der Sterngasse," riefen sie aus einem Munde.

„Nein, das wißt Ihr nicht recht. Ihr gehört den Kindern von dem Herrn Assistent. Sieh Dich nur an, Du bist der F. R., Du bist der gescheute Fritz, der in's Gymnasium geht und nichts lernt und Du bist die J. R., die Ida, die Tanzstunde hat und Du bist der A. R., der schöne Rudolf, der einmal Minister wird; und Ihr zwei, Ihr seyd die M. R. und die R. R., die Mathilde und die Rosamunde, die in die Kinderschule geh'n. Gelt, ich habe Recht?" sagte der erste triumphirend.

„Ja," riefen die Löffel, „und Du bist aber der C. R., Du bist unser großer Karl; gelt aber, ich hab's gerathen," sagte der F. R.

„Ja, ja, es ist schon recht, sey nur fein still. Wißt Ihr auch, wie Ihr daher gekommen seyd?

Das will ich Euch sagen. Seht, der Herr Assistent und die Frau Assistentin sind in der Harmonie. Das ist so eine Gesellschaft, wo man Punsch trinkt und tanzt und viel bezahlen muß und dann darüber lamentirt. Da war letzthin Maskenball Abends. Und der Herr Assistent hat gesagt: „Horch, Fraule, da geh'n wir hin, wir müssen uns sehen lassen."

Aber die Frau hat gesagt: „Nein, es thut sich nicht. Denk einmal, das Gymnasium und der Schreiner und Schneider sind nicht bezahlt."

„Die können warten," hat der Herr Assistent gesagt, „ich muß als auch warten. Wenn der Mensch auch gar kein Freud' haben soll auf deren Welt, was hat dann der Mensch?" hat der Herr Assistent gesagt.

„Ha, natürlich," hat die Frau Assistentin gesagt, „wenn es nur zu machen wäre, aber guck, Vatter, 's geht nicht. Guck, wenn Dich einer von Deinen Bureauherren kennen thät, die thäten Dir keine Aufbesserung mehr geben. Du lamentirst doch immer so über die wenige Besoldung, wo Du hast."

„Gerade deßwegen muß der Mensch einmal einen vergnügten Tag haben, damit er weiß, daß er ein Mensch ist. Weißt, wir maskiren uns einander, daß Einen keine Seel' kennt. Ich als polnischer Edelmann und Du als neapolitanisches Blumenmädchen. Du hast doch Deine schwarzen Haare auch nicht umsonst. Das nimmt sich wunderschön aus, sag' ich Dir, Fraule," hat der Herr Assistent gesagt.

„Ja, wenn ich nur wüßt, woher nehmen," hat sie wieder gesagt, „aber das ist eben der Kasus."

„Ach was Kasus," hat der Herr Assistent gesagt. „Ich weiß allein, was Kasus heißt, das ist ja ein lateinisches Wort, das Du doch nicht verstehst. Da geht man her und nimmt den Kindern ihre Pathenlöffel und versetzt sie und dann ist der Kasus fertig."

„Ja, wenn aber die Göthel kommt von den Kindern und will sie wieder sehen, gelt aber?" sagt die Frau.

„Ach, man sagt, man hätt' den Schlüssel verlegt und könnt' ihn nicht gerad' finden oder sonst so." „Gib nur den Schlüssel her," hat er gesagt und sie hat ihm einen Kuß gegeben und gesagt: „Du bist halt e Goldmännle," und fort sind wir gewesen. Aber wir können lang warten, bis wir wieder herunterkommen. Denn bis dem gescheidten Fritz seine Bücher und der Ida ihre Tanzstunden bezahlt sind und so weiter, können wir lange warten. Aber die Kinder vom Herrn Assistent, die haben Alles gehört und aufgepaßt wie die Hechelmacher und den Abend sind sie traurig bei einander gesessen, weil Vater und Mutter fort waren und das Dienstmädchen war auch fort gegangen mit ihrem Liebhaber und zuletzt haben sie sich einander geschlagen, bis spät das Dienstmädchen gekommen ist und sie in's Bett spedirt hat. Aber der Fritz hat immer gesagt: „Ich will halt meinen silbernen Löffel wieder haben, wo mir die Göthel gegeben hat, bis er endlich eingeschlafen ist." So erzählte der Löffel.

„Alinea das ist eine ganz hübsche Geschichte," lispelte die Robe wieder leise, „wenn der einfältige Löffel nur nicht so oft sagte: „hat er gesagt, sagt er, hat sie gesagt." S'ist eben kindisch."

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

(Im Omnibus!). In einem Berliner Omnibus saß vor einigen Tagen ein junger Mann mit langem schwarzen Bart einer jungen Blondine mit frischem Gesicht und schmachtendem Auge gegenüber. Er sah sie an und sah sie wieder an und ließ dann kein Auge von ihr. Ob der Omnibus anhielt, ob Passagiere aus- und einstiegen, er merkte es nicht und rückte nicht von seinem Platze. Das Mädchen war verlegen, sie wußte nicht, wohin sie ihre Augen richten solle, auf ihren Wangen erblühten die schönsten Rosen der Scham, eine gewisse Angst beschlich sie und sie war froh, das Potsdamer Thor, das Ziel ihrer Fahrt, zu erreichen. Sie ging mit raschen Schritten dem Thiergarten zu, gefolgt von dem glühenden Jüngling. Ihr Herz klopfte, ihre Unruhe stieg, ihre Füße wankten und sie fühlte, daß sie einer Ohnmacht nahe sey. Das war der glückliche Moment, wo der junge Mann ihr zu Hilfe eilte, sie beruhigte, ihrem wiedererwachten Bewußtseyn seine Liebe gestand und ihr demüthig sein Herz zu Füßen legte. Und auch sie empfand ein menschlich Rühren, denn seine Empfindungen trugen so sehr den Stempel der Aechtheit und Wahrheit, daß sie an eine Täuschung nicht glauben konnte. Nach einer halben Stunde stellte die glückliche Jungfrau ihrem erstaunten Vater, dem Geheimrath S., ihren Omnibusbräutigam vor, der, ein schöner, gebildeter Kaufmann von 30 Jahren, bald auch Gelegenheit fand, den Schwiegervater zu unterrichten, daß er ein Vermögen von mehr als 50,000 Thlr. besitze. — Moral: Ehen werden im Himmel und — im Omnibus geschlossen!

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 57. Dienstag, 13. Mai 1862.

Kunst und Liebe.

(Fortsetzung.)

Der Kräuterstöpsel war aus der Flasche gezogen, der oben schwimmende Oeltropfen geschickt weggegossen und purpurn funkelte der herrliche Glutwein Italiens in den Gläsern. „Italien, das göttliche Italien, hoch!" tönte es aus unser Beider Munde, indem wir die Kelche aneinander stießen. Dieser Ausruf war gewissermaßen die Ouverture zu unserem Gespräch während der kommenden Nacht, denn Italien sollte uns Stoff geben zur Unterhaltung.

„So laß uns denn einander erzählen," sprach ich zu meinem Gefährten, „von diesem wunderbaren Lande, das unsere Fantasie, die im rauhen Norden ewig nur eine halbverkommene Knospe bleibt, mit einem Male zur vollsten, schimmerndsten Blüthe entfaltet! Freilich ist es mit ihr wie mit der Winde beim Nahen der Nachtkühle: bei der Heimkehr zum Norden wird sie scheu ihren Kelch wieder schließen. Aber so lange wir noch hier sind wenigstens soll sie duften und mit ihrem berauschenden Arom uns beseligen die Wunderblume, daß wir märchentrunken uns ganz versenken in diese Zauberwelt! Und darum, mein Lieber, beginne mir jetzt gleich die Geschichte dieses Antonio! Denn sah die ganze Erscheinung nicht aus wie ein Märchenbild oder wie eine jener unheimlichen Gestalten des herrlichen Salvator Rosa?"

„Der Himmel ist heiter, die Luft so rein und unsere Herzen so frisch und leicht, der Wein so süß und belebend, warum uns verstimmen durch eine so trübe und wehmüthige Empfindungen erregende Geschichte wie die jenes Sängers? Laß uns Heiteres plaudern von meiner Kunst, der edlen Malerei, von unserer morgenden Fahrt auf dem Meere, kurz von Allem, nur nicht, was das Herz schwer macht," entgegnete mein Begleiter.

„Ei was! Paßt Deine Geschichte denn nicht gerade zu dieser weichen Nacht mit ihrem Dämmerlicht, zu diesem Wein, der die innersten Fibern unseres Herzens bewegt, daß es wehmüthig erzittert und sich sehnt nach süßen Schmerzen? Ja, fange nur an, ich bin schon auf dem besten Wege, etwas melancholisch zu werden — eine passende Stimmung zu recht günstiger Aufnahme Deiner Geschichte. Und ich will sie noch erhöhen," fuhr ich fort, „indem ich Dir dies volle Glas zutrinke und mich so setze, daß ich die fernen, gespenstisch ragenden Felsen am Meere im Gesicht habe und dort die zwei halbzerbrochenen Statuen, die im Mondenschimmer mahnen wie die Geister einer schönen Vergangenheit — wie die Geister jener Götter, von denen man erzählt, daß sie trauernd des Nachts um ihre zerfallenen Tempel wandeln, jene Götter, die verbannt sind aus der Welt und verschmäht von den Menschen. Nur eine Göttin, wie die Sage geht, tritt, wenn der Frühling sich regt in den Fluren, wieder ein in die Welt mit ihrem Zauber. Ihr Tempel ersteht in wunderbarer Pracht und dahinein lockt sie die schönsten Jünglinge durch die Gewalt ihrer Liebe, daß sie nimmer wiederkehren; auf daß sie sich räche und die übrigen Götter, räche an dem kalten Menschengeschlechte, das ihre Macht leugnet und ein Märchen nennt die herrliche Götterwelt der Alten, Fabel jene Gestalten voll wunderbarer Schönheit und glühendem Leben."

„Halt!" rief hier mein Gefährte, „ehe ich zugebe, daß Du noch weiter in Deine gewöhnliche Schwärmerei verfällst, will ich lieber sogleich anfangen, die Geschichte dieses seltsamen Menschen Antonio, die Du wissen willst, zu erzählen. Freilich bin ich kein Dichter wie Du und Du mußt Dich also begnügen, die Geschichte so einfach und schmucklos zu vernehmen, wie ich sie theils miterlebte, theils von Anderen erzählen hörte."

Er leerte noch einmal sein Glas und begann darauf also: „Wenn man hinabgeht am Golf, so liegen links zerstreut umher die Hütten der Schiffer.

Du kennst sie und ließest Dich schon öfter durch einen derselben hinausrudern in das vom Abendlicht schimmernde Meer, wo Du, hingestreckt in Deine Barke, horchtest auf den Ton der Abendglocken, wie sie weit hinausklangen in das Meer, bis sie allmälig leiser und leiser verhallten über dem Wasser; oder Du lauschtest dem Wechselgesang der Fischer, der bald aus der Nähe, bald aus der Ferne durch die stille Nacht antwortend wiedertönte.

Dort also unter den niedrigen Wohnungen jener Fischer stand eine Hütte, so armselig wie die übrigen, von denen sie einzig durch Reinlichkeit und durch eine gewisse Zierlichkeit, die um sie her verbreitet war, sich unterschied. Die Netze lagen geordneter zum Trocknen in der Sonne als die der übrigen Fischer, einige Blumentöpfe standen in den Fensternischen, ein wohlemporgezogener Weinstock umschlang die vordere Seite des Häuschens mit seinen Reben wie mit schützenden Armen; und wahrlich, die baufällige Lehmwand sah dadurch aus, als ob sie eine jener Eremitagen bildete, wie wir sie in großartigen Parkanlagen an einsamen, künstlich verwilderten Stellen manchmal finden, die nur den Schein der Armuth und der Baufälligkeit an sich tragen als schöne Illusion für die Besitzer, die aus der Pracht ihrer Schlösser sich dahin flüchten in dem Wahne, mit dem Scheine der Einfachheit und Beschränktheit auch die Ruhe und den inneren Frieden gewonnen zu haben, den ihre reichen Gemächer, ihre prächtige Umgebung nie aufkommen lassen.

Was bei den übrigen umliegenden Hütten offen als Armseligkeit mit all ihrem traurigen Gefolge sich zeigte, war hier verwandelt in ein romantisches Idyll und ein vom Leben abgeriebenes und müdes Herz konnte diese Hütte mit Sehnsucht betrachten als ein Asyl vor den Stürmen der Welt. Vor sich das ewige Meer, in dessen duftigen Fernen der Blick träumend sich verlor, dessen Inseln wie lachende Gärten emportauchten und die Sage von den Gärten der Hesperiden wahr zu machen scheinen. Heiliger Friede, süße Träume scheinen herzuschweben auf den Lüften, die, gekühlt von den Fluthen, wenn der Abend dämmert, leise kosend den Schauenden umspielen. Glatt und eben liegt vor ihm die spiegelnde Fläche. Und wenn es manchmal tobt und schäumende Wellen aufwirft, denen zu ihrem wildfantastischen Tanze der Sturm, der Spielmann des Meeres, seine brausenden Melodieen aufspielt, wie muß es in der Brust dessen, dem das Weltleben mit seinen Stürmen verleidet, da so seltsam sich regen! Träume von vergangenen Zeiten werden in ihm wach und die brausenden Wogen und das schrille Pfeifen des Sturmes rufen ihm zurück die Tage der Jugend und Kraft, wo Leidenschaften ihn umhertrieben, wo die Stürme des Lebens ihn umtobten — wo alle Schicksale und Erlebnisse noch reizten, die ein Herz, das in jugendlicher Lust sich der bewegten Welt in die Arme stürzt, erfassen und erschüttern; wo selbst Schmerzen noch ihre Wonnen haben, wo Alles im Lichte der aufgehenden Sonne der Jugend verklärt und vergoldet ist. Von diesen Zeiten wird er träumen, aber verblassen werden allmälig alle diese Bilder: Schicksal, Erlebnisse, Wonnen und Schmerzen sind noch da, die Scenerie ist noch dieselbe, aber nicht mehr beschienen von den Strahlen der Morgensonne, nicht mehr schimmernd von Tropfen erquickenden Thaues, sondern ermattet und trocken, lechzend in der Gluth des versengenden Mittags.

Warum sieht er nun Alles anders, warum flieht er jetzt die Stürme, warum bebt sein Herz jetzt vor neuen Erlebnissen; warum kann er im Genuß nicht mehr die Wonnen, warum in den Schmerzen nicht mehr eine Art Befriedigung melancholischen Sehnens finden? Warum sehnt er sich jetzt nach Ruhe, nach einem stillen, heimischen Glück, das er sonst so stolz verschmähte, als er noch kühn hinausstürmte ins Leben, als ihm nichts zu hoch und zu herrlich war, das er nicht zu erstreben gewagt hätte? Sind es die einzelnen grauen Haare, die durch seine Locken schimmern, welche sein Streben, sein Hoffen so verändert haben?

O talk not to me of a name great in story;
The days of our youth are the days of our glory.

So wird er träumen, wenn das Meer vor ihm tobt und die Wogen sich bäumen und er zuschaut von der stillen Hütte am Ufer aus.

Aber halt! Hast Du mich doch durch Deine Götterträume hineingelockt in ähnlich melancholische Träumereien, oder ist es der Wein, der über den verschütteten Städten glänzender Zeiten reift und in seinen Säften mitheraufzieht aus der Tiefe der Träume einer untergegangenen Welt?

Ich will fortfahren in meiner Geschichte. Wohl mochte mancher der Lebensstürme Müde nach der Ruhe und reizenden Stille der alten Fischerhütte Felippo's sich sehnen, wenn er die Margellina entlang ging. Und doch waren es meist Jünglinge und oft in reicher Tracht, oder fremde Maler, welche zu Felippo kamen, um des Abends sich hinausfahren zu lassen ins weite Meer oder hinüber nach Capri, Ischia oder Procida. Waren es die lachenden Reben, die üppig an der Mauer der Hütte sich emporrankten und sie fast in eine Laube verwandelten; waren es die glühenden Rosen, die am Fenster im Winde sich wiegten und durch ihren Duft lockten? Oder

war Felippo erfahrener in der Führung des Ruders als die übrigen Schiffer der angrenzenden Hütten, oder wußte er unterhaltendere Geschichtchen zu erzählen als seine Genossen?

Nicht die rankenden Weinreben, nicht die duftigen Rosen am Fenster, nicht die rudergewandte Hand des alten Felippo machten den Jünglingen seine Barke wünschenswerther als die der Anderen. Gianetta war es, des Schiffers einziges Kind, die solchen Zauber übte auf Alle.

O, sie war schön, diese Gianetta! Augen, schimmernd wie das Meer dort, wenn es den Himmel wiederstrahlt, so tief, daß man träumen könnte wie von jenem, es sey eine Welt, eine herrliche Zauberwelt unter seiner Fluth, die das Meer seine Lieblinge erschauen läßt in geweihter Stunde. Zarte Wangen, lieblich geröthet vom duftigen Hauch erster Jugend, Lippen, die mit den Korallen der Tiefe wetteiferten. In nußbraunen Locken schwang sich das Haar um die schöne, reine Stirn und die ganze Grazie ihrer Gestalt mahnte an die meerentstiegene Göttin.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Skizze aus dem Leihhause.

(Schluß.)

„Wie diese Leute es aber machen können, ist mir rein unbegreiflich," seufzte hinter mir eine schwer mit Silber beschlagene Meerschaumpfeife. „Mein guter alter Herr addirt und multiplizirt und subtrahirt an seiner Besoldung herum, um sie möglichst zu strecken, aber es will eben nicht gehen. Ja, da war's vor 14 Tagen, da hat sein Größter das Staatsexamen machen sollen und einen schwarzen Frack und Weste und Hosen gebraucht, aber es war Nichts da, wovon nehmen und auf Borg nehmen, das hätte er nicht gethan." „Das darf kein Angestellter thun, bös' Exempel für das Volk," sagt immer mein alter Herr. Seine Frau hat er auch nicht damit betrüben mögen, denn die ist schon lange krank und spart sich für ihre Kinder jeden Bissen am Munde ab. Da ist er denn lange auf- und abgelaufen in seinem Zimmer und hat gewaltige Wolken aus mir geblasen, wie er das immer thut, wenn die Besoldung nicht hinreichen will. Endlich sagt er: „jetzt haben wir's" und schraubt mich ab und nimmt mich warm vom Munde weg und steckt mich in den Sack und ist zu seinem Freund Erlenmaier gegangen und hat ihn herausgerufen, um ihn unter vier Augen zu sprechen." „Auf ein Wort, alter Freund," sagte mein Herr, „aber unter uns. Hab' hier so einen alten Meerschaumkopf, 70 fl. werth unter Brüdern; muß ihn versetzen wegen meinem Karl, der in's Examen soll. Er könnt' mir ihn abnehmen, Erlenmaier, aus alter Freundschaft für 50 fl. Hol' ihn wieder, wenn bessere Zeiten sind." Und dem Erlenmaier kam eine Thräne in die Augen und gab ihm die 50 fl. und wie er mich in den Schrank legte, sagte er: „Was thut ein Vater nicht für sein Kind, daß Gott erbarm'!"

„O wenn ich nur fort von hier wäre," sprach leise eine alte Bibel mit silbernen Spangen, „und der böse Bube hätte mich nicht in's Erbtheil bekommen! Wär' ich nur drunten auf dem Tisch einer armen Wittwe! Vierzehn Tage ist sie todt, die gute Mutter und schon hat er mich versetzt! Und wie hat sie ihn noch vermahnt, in Gottes Wegen zu wandeln und ihn eingesegnet! Aber es war Alles in den Wind geredet. Ob er mich wieder herunterholt? O er könnte es so nöthig brauchen in seinem geistlichen Elend."

„Man sollte es nicht meinen und doch ist's wahr," fing ferner in der Ecke ein Ballen ungeachteter Leinwand in sehr sublimem Tone an zu reden, „wie groß die sittliche Verkommenheit der Leute ist. Die Damen meines Vereins würden in Ohnmacht fallen, wenn sie wüßten, was aus mir geworden ist. Das Fräulein hat noch expreß den Bedienten geschickt hinauf zu dem Fräulein Spielhahn und sich nach ihrem Elend erkundigen lassen. Und Fräulein Spielhahn lag noch im Bette Morgens 10 Uhr krank wegen Kopfnerven. Und das Fräulein hatte sehr viel Bedauerniß mit Fräulein Spielhahn und schickte ihr den Ballen Leinwand zum Nähen für den Verein. Aber sie hat mich gleich genommen und hierher getragen. „Das Geld kommt gerade wie gerufen," hat sie gesagt. „Morgen ist Einsatztag, dafür kann ich im Lotto eine Summe setzen. Es hat mir heute Nacht Nro. 12,800 geträumt, die werd' ich setzen. Die Fräuleins sind doch recht einfältig, Einem so Etwas zu geben. Arbeiten können andere Leute; wenn ich gewonnen habe, löse ich den Ballen wieder aus und schick' ihn wieder mit einer Empfehlung und ich könnte nicht nähen." Und schnell war sie aus dem Bett und im Leihhaus und beim Lottomann."

„Trösten Sie sich mit mir," sagte ein 35-Gulden-Loos, „Sie sind nicht der einzige Gulden hier zu Lande, der in falsche Hände gerathen ist. Mich hat mein Herr versetzt, um einem armen Meister aufzuhelfen. Er hatte selbst nichts im Augenblick und gab mich hin. Dem jungen Meister geht es ganz gut, aber an's Zahlen denkt sein Herz nicht."

Mir wollte der Aerger kommen über solchen Erlebnissen, hätte mich nicht ein wunderbares, ergreifendes Zwiegespräch, das nur leise gepflogen wurde und

dem ich zulauschen mußte, davon abgehalten. Es kam aus der Ecke des weiten Saales, aus einer kleinen Schachtel. Darinnen lagen zwei Ringe. Sie trugen das Datum des 20. Mai's 1832. Es waren Eheringe. Es schien, als fürchteten sich die beiden vor jedem lauten Wort, als wär' ihnen ihr Aufenthalt eine schwere Last. So verstand ich denn unter dem Lispeln, wie der kleinere, offenbar der Ring der Frau, zu dem größeren sagte: „Du hast den Kampf nicht mit angesehen, den sie gekämpft, bis sie uns hergab. Du könntest sonst nicht also reden. Aber ich war an dem Finger, daran sie mich getragen und ihre Hand zitterte vor tiefem Weh, als sie das Kästchen aufschloß und Dich herausholte. Ich höre noch, wie sie redete: „Auch ohne Ring und Namen und Datum bleibt mir doch der Tag hoch und unvergeßlich, da ich dir angetraut ward. Aber deinem und meinem sterbenden Kinde eine letzte Erquickung zu bereiten, thu' ich den schweren Schritt. Vergib es mir im Himmel droben, du theuere Hälfte meines Lebens." Dann nahm sie dich heraus und zog dich an die Lippen und mich von der Hand und gab uns hin." Und der größere sagte: „Laß uns schweigen und um sie trauern." Damit zog er den kleinen leise an sich.

Ich hatte genug. „Nun seyd stille," rief ich mit einer Donnerstimme in den Saal hinein. Ich wollte schlafen; es ging schlecht genug auf dem Bündel Kleider und dem türkischen Teppich, die beide auch gern von Elend und Frivolität erzählt hätten, hätte ich nicht abgebrochen. Der Morgen graute herein und eine scharfe Luft durchrieselte mich. Der Pokal, die Robe und all' die Nachtgesellen standen schweigend da, als hätten sie die Nacht nichts geplaudert und nichts verrathen von ihren Geheimnissen. Da hörte ich meinen Freund kommen, hörte ihn die Riegel zurückschieben und die Schlösser lösen und die Eisenthüre öffnen mit dem Wort: „Guten Morgen, Elend." Vor dem Gitter standen schon eine Menge Leute; die Einen waren die Sache gewohnt, ihre Gesichter waren so gleichgiltig, als wäre da oben ihre Welt; Andere kicherten und machten Witze über den Erlenmaier und wetteten, wie viel sie wohl Pfandgeld bekämen; die Andern aber weinten. Ich aber trat zum Schrecken meines guten Freundes heraus, dankte ihm für das Nachtquartier und sagte: „Erlenmaier, nun weiß ich, warum Ihr immer sagt: „Gute Nacht, Elend."

Mannigfaltiges.

Sogar die vieltausendjährigen einbalsamirten Mumien ehrwürdiger Könige und anderer Herren in Aegypten haben heillosen Schwindel getrieben. Viele Reisende, die gekommen waren, die alten stillen Herren zu besuchen und Hieroglyphen zu studiren, fanden in den Binden und Bandagen der Todten uralte Weizenkörner von nie gesehener Größe. Sie nahmen sie als Andenken mit und bald kamen die Körner als Mumien- oder Riesenweizen aller Orten in den Handel und wurden theuer bezahlt. Obgleich manche Landwirthe den Kopf schüttelten, daß 3—4000 Jahre alte Körner keimfähig seyn sollten, ging doch der Handel ziemlich flott. Jetzt desto flauer; denn es ist nachgewiesen, daß die Sache Schwindel ist und daß die Führer der Fremden die Körner vorsorglich in die Binden der Mumien streuten, wo sie wie zufällig gefunden und mit Gold bezahlt wurden. Die Körner sind allerdings ungewöhnlich groß, gehören aber neuen und seltenen Getreidesorten an. Das Vergrößerungsglas hat bei der Entdeckung gute Dienste geleistet.

Ein Blatt aus dem bernischen Jura erzählt ein charakteristisches Kuriosum. Die dortige Gemeinde Lajour wünscht eine Hebamme zu besitzen, worauf sich drei Bürgerinnen meldeten, um den Hebammenkurs in Bern zu besuchen und sie Alle hofften auf Gemeindeunterstützung. Allein da der Gemeinderath nur einer einzigen diese Gunst zukommen lassen wollte, so berief er eine Versammlung von Gemeindebürgerinnen, um diese Wahl treffen zu lassen. Die Versammlung fand am 7. d. Mts. statt und war sehr zahlreich besucht; das einzige „Mannsbild" dabei war ein die Versammlung leitender Gemeinderath. Es wurde nun das Bureau bestellt aus einer Präsidentin, zwei Sekretärinnen und zwei Stimmenzählerinnen; allein erst im zweiten Wahlgang kam es zu einem Ergebniß; Anfangs allerdings wurden freilich einige Wahlgänge als nichtig erklärt, weil mehr Zettel eingingen, als Stimmende da waren; aber sonst gab es keine Unordnungen. Kurz, der erste Schritt zur Weiber-Emancipation ist glücklich gelungen.

Räthsel.

Alt liebt es der Mann,
Jung liebt es das Kind.
Fehlt ihm aber Kopf,
Ist es nur ein Wind.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 58. Freitag, 16. Mai 1862.

Kunst und Liebe.

(Fortsetzung.)

So schön, so reizend die fast noch kindliche Gestalt Gianetta's war, so bezaubernd ihr Auge, so lieblich und süß ihre Lippen, so waren doch die Töne, die diesen süßen, liebreichen Lippen entquollen, fast noch bezaubernder, Herz und Sinn fesselnder als das wunderbare Wesen in seiner äußeren Erscheinung. Wenn sie des Abends vor der Thüre der Hütte auf der Bank saß und ihre ergreifenden Lieder sang in einer Sprache, die an sich schon wie Musik klingt, da war es, als ob die Zweige der Olivenbäume umher lauschten, kein Blättchen regte sich, das Meer schmiegte sich wie kosend und schmeichelnd an's Ufer, eingewiegt in kindliche Ruhe und nur manchmal die Luft flüsterte leise, als kose sie mit diesen Tönen, sich vermählend mit ihnen in süßem Liebesrausche; Gianetta aber erschien ein neuer Amphion, Orpheus oder Arion. Und wenn sie des Abends hinausruderte die Barke in's Meer, wenn sie die Fremden oder jungen Neapolitaner nach Capri fuhr oder Ischia und wenn dann das Meer recht still war und die Luft in duftigem Schimmer schwamm, da legte Gianetta die Ruder nieder und sang in wunderbaren Tönen, die jedes Ohr besingen und sich einschlichen in's Herz, daß es wonnig erbebte in ahnungsvollem Schauer unendlicher Lust.

Da war es still ringsum in den Barken, kein Schiffer wagte sie zu begleiten oder eine Gegenstrophe zu singen, so mächtig manchem Barkenführer auch das Herz bebte bei ihren Tönen und süße Sehnsucht im Innern sich regte, wenigstens seine Stimme zu vereinigen mit der ihrigen, daß die Töne, wenn sie in der Luft an einander wogten, sich küßten, da ja seine Lippen doch nie die süßen ihrigen berühren durften! Instinktmäßig ahnte jeder Schiffer, diese Blume, obwohl sie mit ihnen im selben Boden erwachsen, im denselben Sonnenstrahlen ihre Blüthen entfaltet habe, sey nicht für ihn. Obwohl nur ein Schiffermädchen, des armen Felippo Tochter, sey sie doch ein höheres Wesen ihnen gegenüber, das sie anstaunen und anbeten könnten wie die Madonna, aber nie besitzen. — So wunderbaren Zauber üben besondere Gaben, welche die Natur einem Geschöpfe verlieh, auf die Anderen aus, daß sie unwillkürlich ein höheres Wesen in einem so vornehmlich begabten Menschenkinde ahnen. Jener Adelsbrief, den die Natur ihren Lieblingen mitgibt, wird allerwärts respektirt und hat überall seine Giltigkeit, wo Menschen wohnen. Diesem Zauber der Schönheit beugt sich unbewußt wie der Gewalt des Geistes auch der Roheste, er ahnt hier eine Macht, ein Wunder, das seine Fassungskraft übersteigt, den Schwung seiner Gedanken, Gefühle und Ideen weit, weit unter sich läßt. Denn die Schönheit ist auch ein Genie wie jedes andere Genie, aber die Schönheit ist vor Allem das Genie des Weibes. Und das ist ein Genie, vor dem Alle sich beugen: um dieses Genie zu erfassen, zu begreifen, gehört nur ein Auge, denn jedes Menschenauge hat in sich die Fähigkeit, von der Schönheit entzückt, bezaubert zu werden. Nicht jedes Ohr ist fähig, die Wunder der Musik zu erfassen und die zauberischsten Töne rauschen an manchem oft eindruckslos vorüber wie die gewöhnlichsten Melodieen; nicht eines Jeden Geist ist fähig, die Wunder der Poesie zu verstehen, zu würdigen und das Tiefste macht oft die gleiche Wirkung wie leeres Wortgeklingel — aber die Schönheit, sie ist das höchste, das größte, das umfassendste Genie, weil sie von Allen begriffen wird, auf Alle mit ihrer zauberisch göttlichen Macht wirkt. Von diesem Genie der Schönheit begeistert, schufen die alten Meister ihre Venus.

Keiner der Schiffer also wagte, wie ich andeutete, Gianetta bei ihrem Gesange zu begleiten. Und doch wurde ihr Gesang seit kurzem von einer anderen Stimme begleitet. Unter den vornehmen Jünglingen Neapels, die an's Ufer zu des alten Felippo Hütte

kamen, sich nach Capri oder Ischia fahren zu lassen, war auch Antonio, der Sohn des reichen Marchese di C. . . . Fast jeden Abend erschien er seit einiger Zeit an der Hütte und ließ sich hinausrudern in das Meer. Und einem jungen Schiffer in einer Felippo's Wohnung zunächst liegenden Hütte wollte es scheinen, als ob Gianetta's Augen noch glühender strahlten, als ob ihre Wangen ein noch wärmeres Roth überflöge, wenn der junge Nobile die Morgellina herabkam und Felippo's Barke sich näherte. Dieser junge Schiffer, Masselo, hatte mit Gianetta als Kind gespielt, hatte sie die Barke führen gelehrt. Wie ein Bruder war er in Allem helfend, beistehend dem Mädchen zur Seite. Er war der einzige unter den jungen Schiffern, welchem die stolze Gianetta — denn stolz war sie, obwohl nur des armen Felippo's Tochter — freundlich, ja liebevoll entgegenkam. Was Wunder, daß des armen Jungen Herz in wahnsinniger Liebe zu dem reizenden Wesen erglühte, freilich in einer Liebe, die sich mehr in den Grenzen der Anbetung, der demüthigen Verehrung hielt! Das Auge der Liebe aber sieht scharf. So hatte nur er es bemerkt, wie stets bei des jungen Nobile, Antonio, Nahen Gianetta's Wangen in höherem Roth sich färbten.

Und so war es auch. Gleichgiltig, wenn auch geschmeichelt durch solche Verehrung hatte Gianetta die Huldigungen der anderen vornehmen Jünglinge Neapels hingenommen. Sie hatte dieselben, da der alte Felippo fast immer mit Fischfang beschäftigt war, oft hinausgerudert in's Meer und auf ihren Wunsch Lieder gesungen. Aber sie sang, weil ihr der Gesang Bedürfniß war, weil ihre Seele sich gerne wiegen möchte in diesen Tönen. So sang sie, wie jene meinten, ihnen zu Gefallen, während sie dabei einzig ihrem eigenen inneren Drange nachkam. Sang sie doch beim Ausbreiten oder Ausbessern ihrer Netze vor der Hütte, wenn alle Nachbarn ringsum in ihren Barken draus auf dem Meere waren und Niemand ihr zuhörte, mit derselben Begeisterung, gerade als ob das Lied die einzige Sprache gewesen wäre, in der sie alle jene Gefühle, welche ahnungsvoll den Busen des eben zur Jungfrau sich entwickelnden Mädchens durchwogten, ausdrücken und so ihr Inneres beruhigen könnte. Wie leicht, wie wohl war es ihr, wenn die Töne ihren Lippen entquellend dahin wogten, als schwebe ihre Seele mit denselben auf den Wellen der Luft, als wäre ihr ganzes Wesen Schall und Klang, als wäre nun Alles, was als unendliche Sehnsucht in ihr lag, ihr klar geworden. — Und doch war dem nicht so! Es sollte eine Zeit kommen, wo sie Alles dessen weit klarer noch wurde, wo sie einsehen sollte, daß das Leben in ihrer engen Hütte ihr nicht mehr genüge, daß noch andere Wünsche und Hoffnungen in ihr lagen, die erfüllt werden mußten, wenn sie wahrhaft glücklich seyn sollte. Die Zeit war gekommen, seitdem sie Antonio zum ersten Male gesehen hatte.

Der erste Abend schon, an dem sie mit ihm im Wechselgesang in der Barke auf dem Meere dahintrieb, weckte eine ahnungsvolle Lust, ein unbestimmtes Sehnen in ihr, wie sie es bisher nicht gekannt. Eine Welt von Träumen bewegte ihr Inneres. Noch wußte sie nicht, was das Ziel, dem sie entgegenträumte, war, aber ein Ziel, ein fernes, herrliches Ziel unbegriffenen Glückes lag vor ihr! Die stille Ruhe, die sonst ihr ganzes Wesen erfüllte, war einer Aufregung, einem Taumelrausch von ihr bisher fremden Gefühlen und Gedanken gewichen.

Antonio, an den Neapels Schönen bisher vergebens ihre Gluthblicke verschwendeten, der reich, schön und einnehmend, von hohem Range, alle edlen Jünglinge Neapels hierdurch und durch die Vorzüge seines reichen, tiefen Geistes weit übertraf, Antonio war bisher nie von dem, was man Liebe im eigentlichsten, heiligsten Sinne des Wortes nennt, berührt worden. Er kannte bisher nur eine Liebe, nur eine Hingebung — die Begeisterung für Gesang und Musik. Darin ging sein ganzes Fühlen und Sehnen auf. Und so war es der wunderbare Gesang Gianetta's vielleicht noch mehr, als ihre eigenthümliche Schönheit, was sein Herz schon bei der ersten Begegnung von einem Gefühl für dieses Wesen erfüllte, wie er es bisher noch nie für ein anderes Weib empfunden hatte. Was bisher Keiner gewagt, Gianetta im Gesang zu begleiten — er fühlte sich unwillkürlich dazu gedrungen. War doch seine Stimme nicht weniger das Herz ergreifend als die ihre.

Gianetta schwamm in Seligkeit, holde fantastische Träume umgaukelten sie. Antonio hatte, als er eines Abends wieder kam, seine Guitarre sich in die Hütte Felippo's voransbringen lassen. Er fuhr mit Gianetta hinaus ins Meer. Und als sie nun sang, begleitete er sie diesmal mit den herrlichen Klängen — Klänge, wie sie selbe sonst nie gehört hatte; nie hatte sie geahnt, daß solche bezaubernde Melodieen einer Guitarre entlockt werden könnten. Sie hörte mit Staunen, was in den Händen eines Meisters aus diesem einfachen Instrumente werden konnte.

Sie sprach ihr Entzücken darüber aus. Antonio erbot sich, sie auszubilden im Spiel der Guitarre. Dann sprach er von Musik und Gesang überhaupt, von dem Zauber, den sie auf das Menschenherz ausüben, von den wunderbaren Geistern, die da

in der Musik lebten und ihre Macht übten auf die Seele. Er erzählte ihr von der griechischen Mythenzeit, wie Orpheus, Amphion und Andere durch ihren Gesang, durch den Klang ihres Saitenspiels Menschen und Thiere sich unterthan machten und selbst in die leblose Natur Leben hauchten, daß Bäume und Felsen, Wogen und Lüfte ihren Melodieen folgten — Gianetta's Augen leuchteten mehr und mehr. Ging doch all ihr Denken im Gesang, in der Musik auf; was konnte sie mehr beseligen, als vom Triumph, vom hohen Zauber dieser Kunst zu hören!

Dann sprach er ihr vom Theater, von dem Gesange der berühmtesten Primadonna's der Oper, von dem Ruhme, den sie ernteten, von dem Glanze, in dem sie lebten. Leuchtender immer glänzten Gianetta's Augen, höher hob sich ihr Busen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Sohn des alten Blücher.

Aus C. A. Pajeken's Reise-Erinnerungen.

Auf einer Reise, die ich im Jahre 18** im Auftrage der General-Mining-Association von San José in der brasilianischen Provinz Minas Geraes nach Rio de Janeiro machte, war meine Reisegesellschaft der Art, daß ich wünschen mußte, die Reise zu beschleunigen. Ein mürrischer rheumatischer Mann, eine zanksüchtige Frau von großer, nie rastender Beredsamkeit und ein unaufhörlich schreiendes Kind waren nicht geeignet, mir die Zeit angenehm zu vertreiben; aber unsere Pferde waren gut und unsere Packthiere hatten wenig zu tragen, daher trieb ich vorwärts, so oft als der Weg und der Zustand meiner Pflegebefohlenen es erlaubten.

Die Straße zwischen San José und Rio de Janeiro führt einige Tage über die öde, bergige Steppe von Minas, aber ungefähr 35 deutsche Meilen von der Küste bei der Serra Itabitipoca fängt der Urwald an, der sich vom Norden des ungeheuren Reichs bis an den Rio Grande do Sul erstreckt und dessen Ueppigkeit, Reichhaltigkeit und Schönheit wohl schwerlich in der Welt ihres Gleichen finden. Jeder Baum scheint einzig in seiner Art zu seyn, so groß ist die Verschiedenheit seines Laubes und der Rinde; schönblühende Schmarotzerpflanzen bedecken die Stämme und Aeste bis in die höchsten Zweige. Bäume, deren Stämme 16 bis 20 Fuß Durchmesser haben, flößen Ehrfurcht ein und die mannigfachen Farrenkräuter, Gräser und Blumen am Wege geben der Landschaft immer neuen Reiz. Tausende von Schmetterlingen von den auserlesendsten Farben, Kolibris und andere niedliche Vögel schweben über den Blumen und erfreuen den Reisenden mit ihrem bunten Gefieder. Im Walde ist es fast dunkel, denn kaum findet ein Sonnenstrahl seinen Weg durch seine dichten Wipfel, daher ist er auch fast ganz frei von Unterholz und nur die zahllosen Ranken und der weiche Boden, der aus seit Jahrtausenden verwesten und verwesenden Pflanzentheilen besteht, machen das Vordringen darin beschwerlich. Gewöhnlich hört man nur das eintönige Rauschen der Bergströme und Wasserfälle, aber zuweilen ertönt das Schreien der Papageien oder der Affen grell an unser Ohr, oder man hört inmitten der feierlichsten Stille das Gebrüll eines Jaguars (**Onça**), daß dem Reisenden unheimlich wird, sein Roß erschreckt und bebend anhält. Bei Annäherung eines Reisenden bewegen sich Schlangen und Eidechsen nach den Seiten und oft huscht ein aufgescheuchtes Stachelschwein oder Gürtelthier (**Armadillo**) in das den Weg säumende Gebüsch. Selten sieht man ein Reh oder eine Tigerkatze die Dunkelheit des Waldes suchen oder einen der schwarzen Waldhähne (Jagú) auf den höchsten Zweig fliegen, aber Schwärme von Tauben, sowohl von der Größe eines Sperlings (**Pomba rolla**) als von der größten Art, sind oft auf dem Wege und fliegen nur auf den nächsten Baum, von wo aus sie scheinbar ungestört die Vorüberziehenden beobachten.

Dem Beschauer und Bewunderer der Natur kann auf einer solchen Straße die Zeit nur dann langsam verstreichen, wenn er mit besonderen Schwierigkeiten zu kämpfen hat oder sich in lästiger Gesellschaft befindet. Letzteres war, wie gesagt, bei mir der Fall; daher entschloß ich mich eines Tages, als die Karavane sich aufs Neue in Bewegung gesetzt hatte, nach dem fünf Meilen entfernten Rio Petro vorauszureiten, um dort, wo die Grenzscheide der Provinzen Minas Geraes und Rio de Janeiro ist, die Pässe vorher visiren zu lassen, damit die Karavane ohne Aufenthalt noch zwei Meilen weiter nach einer mir bekannten guten Herberge gehen könnte. Ich gab meinem Hengste die Sporen und ritt nach Beschaffenheit des Weges rasch über Klippen und Bäche auf ebenem, bergigem und sumpfigem Pfade durch die schöne waldige Gegend.

Nachmittags erreichte ich das Städtchen und ritt geradezu vor das Wachthaus an der Brücke, wo die Schildwache im Schatten des vorspringenden Daches auf der Erde saß und mich mit höchst einfältigem Gesichte anglotzte. Auf mein Rufen erschien endlich der Wachtkommandant, ein feister Mulatte, in Holzpantoffeln und Hemdsärmeln, näherte sich mir langsam gähnend, woraus ich schloß, daß ich ihn in der Siesta gestört hatte und fragte nach meinem

Begehr. Ich händigte ihm darauf meine Päſſe ein und erſuchte ihn höflich, dieſelben viſiren zu laſſen. Er betrachtete die Papiere, blätterte langſam darin herum und ſagte dann mit ſchleppendem Tone: „Der Herr bleiben doch dieſe Nacht hier, deßhalb hat es keine Eile.“

„Gewiß habe ich Eile,“ erwiederte ich ihm, „meine Leute folgen mir auf dem Fuße nach, mit Laſtthieren kann ich nicht halten, ich muß weiter.“

Der Sergeant wartete ohne Zweifel auf einen klingenden Antrieb, den ich mich nicht veranlaßt fühlte zu geben, ehe ich Dienſte geſehen hatte; meine Ungeduld machte wenigſtens gar keinen Eindruck auf ihn und er ſagte gelaſſen: „Der Gouverneur iſt jetzt bei Tiſche, daher können die Päſſe noch nicht viſirt werden.“

„Das will ich ſehen!“ rief ich voll Aerger. „Geben Sie mir die Päſſe zurück und ich werde ſelbſt zum Gouverneur gehen.“

In dieſem Augenblicke trat ein Herr in einem hellblauen Frack mit blanken Knöpfen zu dem Sergeanten und fragte ſtreng: „Was haſt Du da, Peter!“

„Herr,“ ſagte der Unteroffizier demüthig, „dieſer Herr will Päſſe viſirt haben, und —“

„Und warum eilſt, läufſt, rennſt Du nicht zum Bureau des Gouverneurs, um das zu beſorgen?“ fiel ihm Jener ins Wort. „Siehſt Du Dummkopf nicht, daß dieſer Reiſende ein Herr von Diſtinktion iſt? Halte Dich nicht auf, ſondern thue, was Dir geheißen iſt!“

Dieſe Worte, welche mit der Miene eines Mannes ausgeſprochen wurden, der zu befehlen hat, thaten die gewünſchte Wirkung; der Sergeant ging ins Wachthaus zurück, um ſich Jacke und Schuhe auszuziehen, der Fremde trat aber zu mir und ſagte: „Der Herr kommen von den Minen und ſind vom Bergfach?“

„Allerdings,“ ſagte ich, „denn der Weg, den ich komme, führt nur dahin und das Schlägel und Eiſen auf meinen Knöpfen bekundet mein Fach.“ Da ich aber an ſeiner Ausſprache des Portugieſiſchen erkannte, daß er ein Deutſcher war, ſo fügte ich hinzu: „Sie brauchen ſich keine Mühe zu geben, mit mir Portugieſiſch zu ſprechen, denn ich kann auch Deutſch.“

„Das habe ich Ihnen gleich angeſehen,“ erwiederte er raſch. „Ach, welch ein herrliches Studium iſt das Bergfach, mit allen anderen dazu gehörigen Wiſſenſchaften, als Geognoſie, Mineralogie, Chemie ꝛc. Sind Sie auch Aſtronom?“

„Nicht mehr, als zur Navigation nöthig iſt,“ erwiederte ich, „denn damit habe ich mich eine Zeitlang beſchäftigt.“

„Aſtronomie, mein Herr,“ rief er mit zunehmender Wärme, „die Aſtronomie iſt mir mein liebſtes Studium geweſen; denn während ich in Freiberg ſtudirte —“

Hier fiel ich dem Manne, der ſchon anfing, mich zu beluſtigen, in ſeinen Redeſtrom und ſagte: „Ich bin ſchon acht Tage auf der Reiſe und heute ſeit 8 Uhr zu Pferde, ich möchte wohl abſteigen und mich erfriſchen. Wollten Sie wohl ein Glas Wein mit mir trinken?“

„Dazu wollte ich Sie eben einladen. Hier drüben bekommt man etwas Gutes.“

(Fortſetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Ein außerordentliches Schloß.) In Wolverhamton iſt ein neues ſchlüſſelloſes Patentſchloß verfertigt worden, das 244,140,625 Kombinationen hat. Dieſes Schloß iſt die Erfindung des Grafen Kerſolon, eines Franzoſen, jetzt aber das Eigenthum Herrn Leyfells in England. Es hat fünf Rollen und jede Rolle iſt mit fünfundzwanzig Buchſtaben des Alphabets bezeichnet. Wenn der Buchſtabe, auf welchen es geſetzt iſt, nicht endeckt werden ſollte, ſo würde die Erſchöpfung aller in dieſem Fall zum Oeffnen des Schloſſes nothwendigen Variationen einen unermeßlichen Zeitaufwand erheiſchen. Man beabſichtigt, eines dieſer Schlöſſer an einigen Eiſenſchränken anzubringen, die für die bevorſtehende Weltausſtellung in der Arbeit ſind. In einen dieſer Schränke will man die Summe von 500 Pfd. St. legen, die Demjenigen zufallen ſoll, welchem das Glück zu Theil wird, den Schrank zu öffnen.

(Ein Pflanzenbarometer.) Von Graz aus wird ein ſehr wohlfeiler Barometer wegen ſeiner Verläßlichkeit beſonders anempfohlen. Man ſetze in einen Blumentopf den ſogen. „Hühnerdarm“ (Alſine), eine überall wild wachſende Pflanze. Die kleinen Blüthen zeigen die Witterung an. Sind ſie halb geſchloſſen, ſo regnet es ſicher bald darauf; während der Dauer des Regens ſind ſie ganz geſchloſſen. Sind ſie aber ganz offen, ſo kann man darauf rechnen, daß binnen 4 bis 5 Stunden kein Regen fällt.

Auflöſung des Räthſels in No. 57:

Moſt, Oſt.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 59. Sonntag, 18. Mai **1862.**

Kunst und Liebe.

(Fortsetzung.)

Das Erwachen sehnender Liebe war es aber jetzt nicht mehr, was Gianetta tief im Innersten erregte; nicht Antonio's männliche Gestalt, nicht sein Gesang, nicht seine liebevollen, belehrenden und ergreifenden Worte, nicht all jener Zauber des ersten Liebesahnen, das noch gestern Abend ihr Herz erfüllte und sie die Nacht durch keinen Schlummer finden ließ — Bilder in glühenden Farben waren es, die jetzt vor ihren Blicken schwebten. Klar war es ihr auf einmal geworden, wozu die Natur sie berufen, sie bestimmt. Einzig die Gluth der Begeisterung für die Kunst loderte in ihrem Innern auf. Es ist das ein eigenthümliches Schicksal des Genies: wie ein träumerisches, ungewisses Ahnen liegt ein Zukünftiges in ihm. Aber nicht von selbst wird dieses Zukünftige ihm klar, irgend ein Zufall ist es, der es zum Bewußtseyn bringt. So war es bei Gianetta. Vielleicht noch lange, vielleicht für immer hätte in ihr die Ahnung, daß sie zur Künstlerin geboren sey, geschlummert, nur die Liebe, die die Befriedigung in der Kunst und das Streben nach Ruhm so oft ersetzt und in reichem Maße ersetzt, hätte ihr das Herz durchglüht, hätte sie zu einem glücklichen, beseligten Wesen gemacht, wie sie es früher nicht geahnt, kaum geträumt hatte; — da weckte Antonio mit seinen Worten, seinen Schilderungen den Dämon des Ehrgeizes, weckte zugleich das in ihr bisher schlummernde Bewußtseyn dessen, wozu sie von der Natur berufen war. Begierig hing sie an seinen Lippen, während er sprach, jedes Wort sog sie sehnsüchtig ein. — Glühend flammte sein Auge, heiß brannten seine Wangen. Meinte er doch, Gianetta's Aufmerksamkeit und Hingebung gelte mehr ihm als dem, was er sagte. Die Liebe, die sein sonst für Liebe wenig empfängliches Herz zum ersten Male mit aller Macht ergriffen hatte, täuschte ihn, sonst hätte er bemerken müssen, wie des Mädchens Augen besonders lebhaft erglänzten, wenn er vom Ruhme der Sängerinnen, von den Huldigungen, die ihnen zu Theil wurden, vom Zauber der Oper sprach; wie diese Augen heute weit heller strahlten bei solchen Schilderungen, als wenn er ihr leise andeutende Worte der Liebe zuflüsterte. — Durch Erregung anderer, mächtigerer Leidenschaften hatte er die Liebe in ihrem Herzen zerstört.

So ist es. Männer und zwar gerade hochbegabte, geistvolle Männer, welche die Fähigkeit besitzen, alle edlen, hohen Genüsse und Wonnen der Welt und des Lebens in zauberischen Bildern vorzuführen, zerstören dadurch oft den kleinen Tempel der Liebe im Herzen des Weibes, indem sie ihn zu verschönern, auszuschmücken meinen. Die Liebe im Frauenherzen gleicht einer stillen, einfachen Kapelle, drinnen einzig als beseligender Geist die Andacht einfacher, heiliger Empfindung, der Genius der ächten, reinen Weiblichkeit waltet. So wie wir diese kleine Kapelle durch kostbare Bilder und Statuen verschönern, ihren Werth erhöhen wollen, so weicht der stille Zauber der Andacht, der innigen Hingebung; durch das Auge wirken diese schönen Gemälde, diese herrlichen Statuen auf die Fantasie und das Herz wird mehr ergötzt und berauscht als erbaut.

Nicht anders geht es mit der Liebe. Wer es versteht, die reine, weiche Empfindung eines Weibes nicht nur zu erregen, sondern auch in ihrer Ursprünglichkeit zu bewahren, indem er gerade Alles, was den einfachen Fluß dieser Gefühle ablenken oder zum reißenden Strome machen könnte, fern hält; wer sich begnügt, in dieser klaren Fluth nur sein Bild und das der ruhigen, stillen Natur umher widerspiegeln zu lassen, der hat in der Liebe des Weibes ein beseligendes, herrliches Glück gefunden und sich errungen für alle Zeit.

Aber merkwürdiger Weise sind eben die höher organisirten und begabten Männer, die am meisten

ähig sind, diese Gefühle in einem ächten, edlen Weibe zu erregen, am wenigsten befähigt, dieselbe in ihrer Ursprünglichkeit zu bewahren. Weil gerade sie nur, nur sie, das Weib hochstellen und nicht blos als ein Spiel des Genusses betrachten, weil sie richtig fühlen, daß das Weib dem Manne gegenüber eine ebenso erhabene würdige Stelle einnehme, lassen sie sich verleiten, die Geliebte völlig identisch mit einem Freunde anzusehen. Da enthüllen sie denn ihr ganzes Innere, die mächtige Welt ihrer Gefühle und Gedanken lassen sie vor der Geliebten sich entfalten; allein das Weib, so hoch es sonst steht, ist immer einseitig: eine mächtige Empfindung kann es nur auf Kosten der anderen geltend machen; wo die Fantasie des Weibes mehr erregt wird als die Region des Herzens mit seinem einfachen, weichen, ich möchte sagen „passiven" Gefühl, wo der Enthusiasmus, sey es für Kunst, Wissenschaft oder was es will, zu lebhaft erregt wird — da leidet das Herz, die Liebe darunter.

„Der Mann lebt, um zu lieben, das Weib liebt, um zu leben." Der Mann kann tief und innig lieben und doch dabei von einer Masse anderer, gewaltiger Bestrebungen erfüllt seyn, das Weib ist auch hier wieder einseitig, es hat nur eine Leidenschaft, die es nie theilen, nie auf Mehreres zugleich, sondern immer nur auf Eines richten kann. Sie hat nur einen Enthusiasmus, während der Mann sich für viele hohe Ideen zugleich begeistern kann. Der Mann glüht für Kunst, Wissenschaft, Freiheit und Liebe, ohne daß das eine Gefühl durch das andere beeinträchtigt würde. Beim Weibe ist es anders. Jedes andere lebhaft erregte Gefühl, jeder Enthusiasmus, jede Begeisterung für Anderes schwächt die Liebe, lebt und wächst so zu sagen auf Kosten der Liebe. Darum sind die einfachsten, schlichtesten Frauennaturen der innigsten, hingebendsten, aufopferndsten Liebe fähig. Eine Künstlerin, eine Dichterin kennt die Liebe mehr, ein einfaches Weib fühlt sie mehr, die Reflexion ist die Mörderin der Liebe beim Weib.

Ein Weib liebt entweder den erwählten Mann, oder die Kunst, oder sie ist begeistert für irgend eine hohe Idee: aber nur eines mit vollem Herzen. Das Streben nach Ruhm tödtet im Weib die Liebe, ein weibliches Genie kann nicht wahrhaft lieben. — Und dieses Streben hatte Antonio in Gianetta erweckt, das Genie in ihr hatte er damit zum Bewußtseyn gebracht, ohne zu ahnen, daß er dadurch die zarte Liebesblüthe in ihrem Herzen vernichte. Nicht ein Herz zu beglücken war von nun an ihr Sehnen, nicht, selbst selig zu seyn in diesem Glücke, eine Welt wollte sie begeistern, entzücken. Der Dämon der Kunst war in ihr erwacht und vor dem verschwindet beim Weibe die wahre Liebe, wie die zarte Blume im Hauche des Samum. — Die Hingabe an die Kunst und der Gedanke an den Ruhm sind in einer ächten Künstlerseele so mächtig, daß sie selbst die Liebe eine Zeit lang in den Hintergrund drängen, bis dann später eine Zeit kommt, wo das Herz doch in der Kunst keine volle Befriedigung mehr findet und nach stillem Liebesglück sich sehnt. Aber ach, dann ist es zu spät und das Herz vergeht in Wehmuth oder erstarrt zu Eis und kann nicht mehr glücklich seyn.

Hierin lag das Räthsel von Gianetta's und Antonio's Zukunft und es war nöthig, einen Blick in Beider Inneres thun zu lassen, weil sonst die spätere traurige Wendung von Antonio's Leben zu räthselhaft, zu unmotivirt erschienen wäre.

— — Leise wogte unter süßem Geplauder und Singen der beiden Liebenden der Nachen über die Fluth ans Ufer heran, indem ein leichter Hauch das Segel schwellte. Antonio war glücklich und selig, sein Herz pochte, seine Wange glühte. Auch Gianetta war erregt, freudig erregt, aber ihr Blick ging doch mehr auf die Zukunft, als daß sie das stille, süße Glück der Gegenwart völlig hätte würdigen können.

Wunderbar hatte dieser Abend die Herzen einander näher gerückt, wunderbar war die Scheidewand, die bei so kurzem sich Kennen noch zwischen zwei Wesen — und seyen es auch Liebende — besteht, verschwunden! Als Antonio aus dem Nachen stieg, küßte er Gianetta's lieblichen Mund und sie erwiederte seinen Kuß. Selig durchbebte sie ein berauschendes Gefühl. Aller Traum von Ruhm und Ehrgeiz war mit diesem Kusse wieder zerstoben, nicht die Zukunft, nur die Gegenwart lag in diesem Augenblicke vor ihr. Sie war jetzt nur ganz liebendes Weib. Sie meinte und fühlte es gewiß auch wahrhaft, nur in Antonio's Liebe sey ihr ganzes Glück, ihre ganze Seligkeit. Was gestern noch als Liebesahnung in ihr lag, das war jetzt zu vollem, klarem Bewußtseyn gekommen; sie war das, was das Weib immer nur seyn sollte, ganz Liebe, ganz Hingebung, ihr ganzes Wesen ging in diesem Gefühle auf.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Sohn des alten Blücher.

(Fortsetzung.)

Gerade dem Wachthause gegenüber stand eine Schenke von sehr bescheidenem Ansehen. Ich stieg ab und mein neuer Bekannter rief: „Isidor, fauler

Neger, halte das Pferd des Herrn Obersten! Heda, Wirthschaft! Sie da, Herr Augustin! Hier komme ich mit dem Herrn Obersten, um eine Flasche guten Weins zu trinken. Guten, sage ich, denn ein so ausgezeichneter Besuch wird Deinem Hause sobald nicht wieder zu Theil. Dieser Herr Oberst ist erster Offizier, Sekretär und Schatzmeister der großen englischen Bergwerkskompagnie, und außerdem ist er ein so gelehrter Herr, daß er alle Sprachen reden kann, alle Wissenschaften kennt, mit Einem Worte, er ist ein Mann, mit dem ich reden kann, der mich versteht und von dem ich sogar noch etwas lernen kann."

Ich sah daraus deutlich, daß der Fremde durch mich die Hochachtung, welche die einfältigen Bewohner von Rio Petro vor seinen Kenntnissen und Talenten hatten, befestigen wollte, deßhalb störte ich ihn nicht, auch würde dies nichts gefruchtet haben, da er mir an Beredtsamkeit weit überlegen war. In wenigen Minuten brachte uns der Wirth den bestellten Wein und ehe wir noch das erste Glas geleert, hatte sich eine Anzahl Leute eingefunden, die einen Halbkreis um uns bildeten und mich wie einen Phönix begafften. Mein Landsmann fuhr aber ohne wesentliche Unterbrechung in seiner Rede fort: „Da wohne ich nun hier zwei Jahre unter Euch, ihr Dummköpfe und Niemand ist im Orte, mit dem ich mich wissenschaftlich unterhalten könnte; daher werdet ihr wohl begreifen, wie sehr ich mich freue, daß der Herr Oberst sich herabläßt, mit mir zu sprechen. Hört! ich werde jetzt Russisch mit dem Herrn reden." Er richtete darauf einige mir unverständliche Worte an mich, worauf ich ihm sagte, daß ich bedauerte, es nicht zu verstehen.

„Der Herr hat Russisch mit mir gesprochen!" rief er dem staunenden Haufen zu, dem Deutsch ebenso unverständlich war. „Der Herr Oberst kann alle Sprachen; ich könnte Malaiisch, Griechisch, Arabisch, Türkisch, Chaldäisch oder Englisch mit ihm sprechen; doch, was würdet ihr davon verstehen? Ihr, die Ihr kaum Portugiesisch genug könnt, um das Vaterunser zu beten." Darauf zu mir sich rasch umwendend, fragte er: „Sind Sie auch musikalisch?"

Ich erwiederte ihm, daß ich ein großer Verehrer der Musik wäre, aber kein Instrument spielen könne.

„Ich spiele alle Instrumente. Augustin, hole ein Instrument, gleichviel welches."

Augustin brachte eine Flöte, worauf mein Landsmann eine kleine Melodie aus vergangenen Zeiten spielte, ergriff dann eine inzwischen gebrachte Violine, um „guter Mond, du gehst so stille" zu spielen und rief dann: „Augustin, hast Du nicht noch ein Instrument?"

„Nur noch ein Waldhorn, Herr! ich gehe, es zu holen." Es wurde ihm gereicht und nachdem er den Anfang eines Jagdstücks geblasen, legte er dieses rasch fort und sagte zu mir: „Sehen Sie, ich spiele alle Instrumente;" darauf zu dem von Bewunderung hingerissenen Publikum sich wendend: „Der Herr Oberst ist ein großer Musikkenner, aber er spielt nur die komplizirten Instrumente der hochcivilisirten Völker, als die Orgel, das Phitubo-harmonikon, das Lyrapistkon, das Pitaphatastikon und andere, von denen ihr gar keinen Begriff habt." Dann wandte er sich wieder an mich und fragte: „Haben Sie einen geschickten Arzt bei Ihrer Kompagnie?"

Ich erwiederte ihm, daß der Dr. d'Affonseka, ein geborener Portugiese, der in London und Edinburg studirt, gewiß zu den gelehrtesten Aerzten Brasiliens gehöre, aber binnen Kurzem nach Rio de Janeiro übersiedeln werde.

„Den muß ich sprechen," rief er eifrig, „denn auf zwanzig Meilen in der Runde ist kein ordentlicher Arzt, Alle, die sich dafür ausgeben, sind gewöhnliche Barbiere oder Quacksalber. Ich habe nämlich hier einige sehr schwierige und seltene Krankheitsfälle und möchte gern mit einem geschickten Arzt darüber konsultiren. In manchen Fällen ist es besser, daß man sich nicht zu sehr auf eigene Kenntnisse und Erfahrungen verläßt, sondern auch die Meinung Anderer berücksichtigt. Doch je mehr ich Sie ansehe, desto mehr drängt sich mir die Idee auf, Sie müssen den Freiheitskrieg mitgemacht haben."

„Sie irren," sagte ich lächelnd, „dazu bin ich noch zu jung. Doch weiß ich mich deutlich des Verlaufs aus meinen Knabenjahren zu erinnern."

„Wenn das auch nicht der Fall ist," fiel er rasch ein, „so müssen Sie doch meinen Alten gekannt haben?"

„Ihren Alten?" rief ich verwundert. „Ich weiß ja noch nicht, wer Sie sind; wie kann ich wissen, wer Ihr Alter war?"

„Sehen Sie mich nur recht an. Sie müssen meinen Alten gekannt haben." Bei diesen Worten stellte er sich drei Schritte von mir in militärischer Haltung auf und fragte: „Nun, kannten Sie meinen Alten nicht?"

Ich betrachtete mir den Mann genauer. Seine hohe, breite Stirne, worin die 48 bis 50 Jahre, die er zählen mochte, schon einige Furchen gegraben hatten, seine kleinen blitzenden Augen unter buschigen Brauen, seine gebogene Nase und der starke schwarze Schnauzbart erinnerten mich an ein oft gesehenes, bekanntes Gesicht, doch wollte mir nicht einfallen, wo mir ein ähnliches vorgekommen war, ich sagte

daher offen: „Ihr Gesicht und Ihre Figur kommen mir bekannt vor, aber dennoch muß ich mich Ihnen ergeben und es Ihnen überlassen, mir zu sagen, wer Ihr Vater war?"

„Feldmarschall Blücher!" sagte er selbstgefällig, indem er sich in das rechte Licht stellte, damit die unleugbar auffallende Aehnlichkeit mit dem alten Helden des Befreiungskrieges mir recht in die Augen fallen sollte.

„Also Herr von Blücher!" rief ich verwundert; „und Sie begraben sich hier in der Einsamkeit des brasilianischen Urwaldes?"

„Ich nenne mich Blüchstein, Joachim von Blüchstein," erwiederte er schmunzelnd, „denn ich bin ein Sohn des alten Haudegens außer der Ehe."

In diesem Augenblicke sah ich meine Karavane von der Höhe in das Städchen herunter kommen. Ich nahm dem Sergeanten, der schon eine Zeit lang ein stummer Bewunderer der Scene gewesen war, die inzwischen visirten Päſſe ab, bezahlte ihm die Gebühr und gab ihm außerdem noch ein gutes Trinkgeld, fragte nach meiner Zeche, die zu meinem großen Erstaunen schon bezahlt war und setzte mich, von dem Wirthe Augustin und Herrn von Blüchstein höflichst bekomplimentirt, zu Pferde, indem ich Letzterem versprach, auf meiner Rückreise eine Nacht in Rio Preto zu bleiben und ihn zu besuchen. Als meine Karavane passirt war, nahm ich Abschied, der Sergeant und Herr von Blüchstein grüßten militärisch, der faule Posten am Wachthause zog sogar das Gewehr an, die Zuschauer blickten mir staunend nach, und ich sprengte über die Brücke auf's Neue in den Urwald, wo sich das freundliche Städtchen bald meinen Blicken entzog.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Zur besonderen Beachtung für Landwirthe.) (Schutz den insektenfressenden Vögeln.) Die Zug- und andere Vögel sind die wirksamsten Beschützer der Wald- und Feldkultur und eines der verderblichsten, schon oft bekämpften Vorurtheile ist die vermeintliche Ausrottung derselben. Denn gäbe es keine insektenfressenden Vögel, kein Blatt am Zweige, keine Frucht am Baume, kein Halm auf dem Felde wäre in Kurzem zu schauen, die Existenz des Menschen selbst gefährdet. So legt z. B. das Weibchen des schädlichen Baumweißlings an 80—100 Eier, das des Ringelspinners an 300, das des Weidenbohrers etwa 1000, die gemeine Wespe setzt 3000, eine Ameise 4—5000, die Schöllkrautlaus 15—30,000 Eier ab; eine Blattlaus hat in der fünften Generation schon 60,000 Millionen Nachkommen. Die mächtigsten Regulatoren des Gleichgewichts im Haushalte der Schöpfung sind die Vögel. Man lasse deßhalb ihr ungebührliches Wegfangen und Erschießen. Das gilt selbst von manchen sogenannten schädlichen Raubvögeln, die einem Schußgelde unterliegen. Hierher gehören, mit Ausnahme des großen Uhus, sämmtliche Eulen. Eine Sumpfeule z. B. hatte kurz vorher, ehe sie zum Danke der Schuß traf, drei feiste Feldmäuse verschluckt. Ein Schleier-Eulenpärchen brachte fast alle fünf Minuten eine Maus in's Nest. Im Magen eines Waldkauzes fanden sich 75 Rauben des übelberüchtigten Kieferspinners vor. Ist's nicht eine Ironie auf den Feldbau, wenn der Landmann seine Wohlthäter an das Scheunenthor nagelt?!

An Frl. X. in Z.

Ein Felsen ragt am Rheine,
Die Welle schäumt am Rand,
Und oben singt die Nixe,
Die »Lorelei« genannt.

Die lockte manchen Schiffer
Mit ihrem Sang heran,
Und in den wilden Wogen
War's bald um ihn gethan.

O holde Schöne, höre,
Erprobe meine Treu'
Dort an dem wilden Felsen
Der Nixe Lorelei.

Laß ihrem Sang mich lauschen
Und fürchte nicht Gefahr,
Denn ich will dein gedenken
Auch dort noch immerdar.

Und wenn mich nicht kann locken
Der falschen Nixe Sang,
Laß allen Zweifel schwinden
Dein ganzes Leben lang.

K . . . . . e.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 60. Dienstag, 20. Mai 1862.

Kunst und Liebe.

(Fortsetzung.)

Sie trennten sich. Antonio schweifte noch lange träumend und sinnend am Ufer hin, ehe er zurückkehrte in die Stadt, in die prächtige Wohnung seines Vaters. Auch Gianetta sah noch lange in die zauberische Nacht hinaus; nur leise bebende Töne entquollen ihren Lippen, sie war zu selig, zu tief ergriffen, als daß sie wie sonst ein Lied hätte singen, ihren Träumen Worte leihen können.

Erst spät, nachdem sie sich zur Ruhe gelegt hatte, schlossen sich ihre Augen. Süße, selige Träume umgaukelten sie und die Liebe war es, die ihr im Traume Rosen flocht und um ihre Stirne schlang: Antonio's Gestalt trat vor sie hin in mildem Glanze wie eine himmlische Erscheinung, ein lachendes, reizendes Thal lag vor ihren Blicken, drinnen sie wandelte mit ihm; fern schimmerte das Meer, das man von einer Seite, wo die Hügel sich öffneten, schauen konnte. Der Traum war ein Idyll, versöhnend und verklärend wirkte er auf Gianetta's Inneres. Als sie des andern Morgens erwachte, war jeder Gedanke an Ruhm und Ehrgeiz, die gestern ihre Brust so mächtig erregten, verschwunden; nur der süße, himmlische Friede inniger, hingebender Liebe erfüllte ihr ganzes Wesen. Wie sehnte sie sich nach dem Abend, wo sie ihn wieder sehen, seinen Worten lauschen durfte!

Am nächsten Abend kam Antonio wieder. Alles war jetzt klar und ruhig in ihm. Er fühlte, wie sein Leben an das Gianetta's für immer gebunden war. Er hatte bisher nie tiefer geliebt, um so bewältigender und den ganzen Menschen mit sich fortreißend war diese erste Liebe. Leidenschaftlich, wie er war, hatte er indeß einer eigentlichen Ueberlegung, einem besonnenen Nachdenken nicht Raum gegeben. — Was sollte, was durfte ihm das arme Schifferkind werden? Diese Frage hatte er sich noch nicht vorgelegt. Er fühlte blos, daß er sie liebe, unendlich liebe, das genügte ihm. Er lebte so ganz in der Gegenwart, daß er die Zukunft völlig vergaß.

Gianetta erwartete ihn schon an der Hütte; mit sehnsüchtigen Blicken hatte sie lange nach der Sonne gesehen, ob sie noch immer nicht ins Meer hinabtauche, daß der Abend dämmere, der den Geliebten ihr brächte.

Sie hatte morgens Fremde hinausfahren müssen in das Meer. Wie lästig war ihr das! Sie sollte singen. Fast erstarben ihr die Töne in der Brust, als sie dann sang. Schien es ihr jetzt doch Entweihung, vor Anderen zu singen, als vor ihm. Doch ihre gesunde Natur siegte bald über diese Mißstimmung. Sie bemühte sich, ihr Liebesglück und ihre äußere Stellung als Schiffermädchen in Harmonie zu setzen. Es gelang ihr, sie wußte sich zu bezwingen. Der Abend sollte von nun an nur der Liebe, der Tag dem armseligen Beruf einer Barkarolin gelten. Jene sollte diesen verklären, sie mit ihm versöhnen. Die Liebe eines ächten Weibes vermag ja Alles! Dann auch beruhigte der allgewaltige Zauber des Gesanges ihre Seele. Sie dachte nicht mehr daran, daß sie vor Anderen und für Andere sang — ihr Sehnen und Denken verlor sich in die Töne.

So hatte sie heute schon zweimal das Meer befahren. Endlich trat Antonio zu ihr. Der Nachen stieß vom Ufer. Antonio ergriff das eine Ruder und leicht flogen sie über die Spiegelfläche des Meeres dahin. Dann, als sie eine Strecke vom Ufer entfernt waren, legte er das Ruder nieder und bat Gianetta, ein Gleiches zu thun. Er hatte bis jetzt noch wenig gesprochen.

„Singe mir noch einmal das Lied vom Prinzen und der Meermaid, das mich gestern so ergriffen hat," sagte er nach einer Pause.

Sie sang es. Als sie geendet, ergriff er ihre Hand, ein paar leise Worte, die er ihr ins Ohr

flüsterte, machten sie erbeben in freudigem Schreck. Rings war es still auf dem Meere. Kein Nachen, fast so weit das Auge sah. Antonio schlang seinen Arm um ihre zarte Gestalt. Heiß glühten seine Küsse auf ihren Lippen, auf ihren Wangen, auf ihrer Stirne. Thränen seliger Wonne schwammen in ihren Augen.

„Meine Gianetta!" rief er entzückt.

„Dein, ganz Dein, Antonio, wenn ich armes Kind werth bin, mich Dein zu nennen," sagte sie leise zitternd.

„Gianetta, laß uns träumen, laß uns schwelgen in unserer Liebe! Sind wir nicht glücklich gleich jenen Göttern einer schöneren Vergangenheit, mit welcher der Dichter Fantasie die wonnige Welt bevölkerte? — Sieh das Meer, wie es im Golde des Abendrothes strahlt, die Felsen von Capri drüben, wie sie mit rosigem Duft sich umschleiern und ferne das Ufer von Neapel wie ein zauberhaftes Märchenbild winkt! Wie still ist die Luft, als lausche sie noch immer den schon verhallten Klängen Deines Liedes. — Kommst Du mir doch vor wie die Meermaid in diesem Liede; als wärest Du wie sie die Fee und hättest alle diese Schönheit umher hervorgezaubert. Ist es nicht, als wäre diese ganze herrliche Natur mit ihren entzückenden Reizen nichts Anderes als das Spiegelbild Deiner Schöne?"

Leise schlang sie jetzt den Arm um seinen Nacken und drückte einen Kuß auf seine Stirne. „O sprich nicht so zu mir! Das sind Worte, wie sie passen für jene reichen, strahlenden Schönheiten, die Du in der Stadt siehst. Vergiß nicht, daß ich ein armes, unscheinbares Fischerkind bin, das nichts hat, als ein Herz voll Liebe zu Dir. Darin besteht mein ganzer Reichthum."

„Bewahre mir immer diesen Reichthum, Gianetta, und ich bin glücklich. Alles Andere ist werthlos für mich geworden, ich werfe es weg wie eine peinliche Last. Mit Dir leben, fern vom Glanze der Welt in stiller Einsamkeit, Deinen Liedern lauschen oder sie begleiten mit der Guitarre, Abends hinausrudern aufs Meer und träumen die Träume süßer Liebe — das ist das höchste, einzige Glück, nach dem ich mich sehne, das ich vom Leben will."

Er schwieg einige Minuten. Seine Brust hob sich mächtig, höher erglühte sein Antlitz. Dann neigte er das Haupt nieder zu Gianetta. Lange sah er in ihr liebliches Antlitz. Endlich sagte er:

„Liebst Du mich aus tiefster Seele, Gianetta? Liebst Du mich über Alles? Ich bedarf der Liebe, der hingebendsten Liebe, ich bedarf ein Herz, das mich ganz und völlig versteht. Dazu aber braucht es nicht hoher Bildung, nicht jenes hohlen Flitterstaats des Geistes, womit sie prunken in den Gesellschaften — ein Herz, das natürlich und warm fühlt, das versteht mich auch vollkommen, wo jene mich nie verstanden haben. Liebst Du mich tief, wahrhaft, Gianetta?"

„Kann ich anders? O Antonio, ich bin nicht mehr, Du nur bist und nur in Dir bin ich noch."

„So sey mein, Gianetta, sey mein Weib!"

Schauernd vor Entzücken sank sie in seine Arme, ihr ganzer Körper erbebte, sie sah ihn an und in diesem Blicke lag eine ganze Welt hingebender, wonniger Liebe.

Sie hatten die Ruder sinken lassen. Leise erhob sich der Abendwind und spielend in dem Segel trieb er den Nachen langsam dem Ufer von Neapel zu.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Sohn des alten Blücher.

(Fortsetzung.)

Nach manchem Abenteuer kam ich in Rio de Janeiro an, besorgte daselbst Passage nach Europa für die erwähnte Familie, belud die sieben Maulthiere mit Bedürfnissen für das Bergwerk und erreichte Rio Preto auf meiner Rückreise etwa drei Wochen nach dem oben erzählten Vorfalle. Ich hatte mich früh aufgemacht und war den Packthieren vorausgeritten, die ich unter der Obhut eines Freundes ließ, welcher mich diesmal auf der Reise begleitete, und kam in Rio Preto schon bald nach Mittag an. Ich stieg vor der erwähnten Schenke ab, woraus der Wirth mit aller Eile, wie man sie in Brasilien nicht zu sehen gewohnt ist, hervorkam, mein Pferd seinem Neger übergab und mir eine leere Nudelnkiste zum Sitze anbot, worauf ich ihn fragte, ob er mich noch kenne.

„Herr Oberst," sagte er ehrerbietig, „nicht oft wird mein Haus von so gelehrten Leuten besucht, wie Sie sind, als daß ich eine solche Ehre vergessen könnte."

Um nun nicht genöthigt zu seyn, die Wiederholung der mir von Herrn v. Blüchstein bei meiner letzten Anwesenheit gemachten Lobeserhebungen zu hören, fragte ich ihn, indem ich ihn unterbrach, wer denn der Herr sey, der mich damals bei ihm eingeführt hatte.

„Der Herr Joachim," antwortete er, mit sichtbarer Anerkennung der seltenen Talente des genannten Herrn, „ist ein ausgezeichneter Mann; er versteht Alles, kann uns über Alles Aufklärung geben und in jeder Noth und Verlegenheit Rath schaffen. Er ist unser Schneider."

Dies Wort überraschte mich so sehr, daß ich für einen Augenblick ganz betroffen war; doch da ich aus Erfahrung wußte, wie seltsam oft die Schicksale der Europäer in jenem Lande sind und wie die Noth sie manchmal treibt, irgend ein Geschäft zu ergreifen, so ungern sie es Anfangs auch thun mögen (war doch der Baron von S. Pferdevermiether, der Major H. Schenkwirth, der Baron v. L. sogar laufender Postbote), so erholte ich mich bald von meinem Erstaunen und bat den Wirth um einen Begleiter, der mir die Wohnung des Herrn Joachim zeigen könnte.

Dieser führte mich vor ein niedliches Haus, dem man Reinlichkeit und Wohlstand ansah und durch die offenen Thüren sah ich den Herrn v. Blüchstein, wie er an einem großen Tische Zeug zuschnitt, während vier Neger auf dem Fußboden saßen und emsig nähten. Als er mich erblickte, warf er Zeug und Scheere an die Seite, eilte mit freudestrahlendem Gesichte auf mich zu und zog mich mit Ungestüm in das Haus, während sein Redestrom durch die Räume schallte.

„Herr Sekretär," rief er, „wie freue ich mich, daß Sie Wort halten! Annita! Frau, komm doch geschwind her! Hier ist der Herr Oberst, der vornehme, gelehrte Herr, von dem ich Dir erzählt habe und der uns mit seinem Besuche beehrt. Er wird bei uns zu Abend essen, daher schaffe herbei, was Du kannst, um die Ehre zu würdigen."

Die Frau, eine wohlbeleibte freundliche Brasilianerin, machte mir eine Menge Komplimente, indem sie ihr Bedauern aussprach, nicht fähig zu seyn, mich nach Gebühr zu bewirthen. Meine Vorstellungen, daß ich nur Sekretär der englischen Kompagnie sey und als Reisender keine Ansprüche machen könnte, verfehlten gänzlich ihre beabsichtigte Wirkung, denn sie erwiederte mir freundlich: „Der Herr Oberst sind zu bescheiden. Mein Mann hat mir aber schon zu viel von Ihnen erzählt."

Ich wollte dem Herrn v. Blüchstein nicht die unschuldige Freude nehmen, seiner Frau ebenfalls aufzubinden, daß durch meinen Besuch seinem Hause eine besondere Ehre wiederführe, daher bat ich ihn, mit mir einen kleinen Spaziergang den Hügel hinauf zu machen, um den Ort, den ich bisher nur vom Thale aus gesehen hatte, auch von der Höhe zu sehen.

Er willigte freudig ein und rief den Negern zu: „Ihr könnt heute Feierabend machen und (indem er ihnen Geld gab) ein Glas auf die Gesundheit des Herrn Obersten und die meinige trinken." Diese ließen sich das nicht zweimal sagen, sondern entfernten sich jubelnd in den unteren Theil des Ortes, wo sie wahrscheinlich die Ehre, die ihrem Herrn widerfahren war, allen Bekannten verkündeten.

Nachdem Herr v. B. sich eiligst in seinen besten Anzug geworfen, wanderten wir gemächlich den sich an dem Berg hinaufschlängelnden Weg hinan, während wir uns über manche Dinge unterhielten und unsere Meinungen austauschten, wobei ich sah, daß er ein Mann von vielseitiger Erfahrung und gediegener literarischer Bildung war. Wir wurden freilich manchmal unterbrochen, denn jedesmal, wenn wir an einem Hause vorbeikamen, wurde dem davorstehenden Bewohner kund gethan, in welcher vornehmen Gesellschaft er ging, wobei er sich selbstgefällig brüstete.

Wenn man einen Monat zu Pferde gereist ist, so ist ein kleiner Spaziergang eine Erquickung, aber einen steilen Berg zu erklimmen, eine mehr als gewöhnliche Beschwerde; ich hielt daher, als wir etwa hundert Fuß höher als das höchstgelegene Haus des Ortes gestiegen waren, an und wir setzten uns unter einen stattlichen Baum, von wo ich die herrliche Aussicht in's Thal genießen konnte.

Unter mir lagen, terrassenartig zerstreut und gleichsam an den Berg geklebt, die kleinen Häuser des Ortes mit ihren Gärtchen von Apfelsinen- und Bananenbäumen, unten im Thale einige hundert Schritt neben dem Flusse herlaufend die nach Minas führende Landstraße, daran das Haus des Gouverneurs, das einzige mit zwei Stockwerken und die kleine Kapelle des Orts. Ganz unten der Fluß (Rio Preto, d. h. der schwarze Fluß), ein reißender Bergstrom, der schäumend über Felsen und Klippen seinen ungestümen Lauf nimmt, überspannt von der hölzernen Brücke, auf welcher ich gerade meine Karavane langsam ankommen sah. Ebenes Land sieht man nach keiner Richtung, Alles ist Berg, mit dichtem Urwald bewachsen, aus welchem die Palmen (**palmita**) hoch gleich riesigen Federbüschen hervorragen; über die näher gelegenen Waldungen hin wird die Aussicht durch hohe Gebirge in weiter Ferne begrenzt.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Der erst kurze Zeit bestehende Akklimatisations-Verein in London verspricht die einfache englische Küche mit einigen werthvollen neuen Gerichten zu versorgen. Er will Hämmel aus China in England heimisch machen, denn sie liefern vortreffliches Fleisch und sind von zäher Leibeskonstitution. Die Schafe lammen zweimal im Jahre und bringen jedesmal vier bis fünf Jungen zur Welt. Ferner befürwortet der Verein die Verpflanzung von Truthühnern aus Centralamerika und Australien, von Feldhühnern

aus Canada, China und Mittelamerika und bereits will er eine Art Enten „zu Stande gebracht" haben, welche die Tugend besitzen soll, sich die jugendliche Zartheit des Fleisches bis in's hohe Alter zu bewahren. Betreffs neuer Gemüse bemüht sich der Verein vorerst nur für die Verpflanzung der chinesischen Yamwurzel, die wie Kartoffelpuree schmecken soll. Das Elennthier als Wild in Massen zu hegen, scheint dagegen ein verfehltes Unternehmen gewesen zu seyn.

(Ein Scherz und seine Folgen.) Im Gasthause zum „Lothringer" in der inneren Stadt in Wien hielt vor einiger Zeit eine daselbst sich öfters vereinende Künstlergesellschaft eine Narrenabends-Nachfeier, die zur Erhöhung des Vergnügens der Theilnehmer mit einer kleinen Lotterie verbunden war, bei welcher verschiedene Galanteriegegenstände ausgespielt wurden. Der Tänzer des k. k. Hofoperntheaters, Herr Joseph Schellenberger, gewann dabei ein kleines Portemonnaie, das er, ohne dasselbe zu öffnen, zu sich steckte und sich bald darauf aus der Gesellschaft entfernte. Zufällig besichtigte er das Innere des Täschchens auch in den folgenden Tagen nicht, bis er kürzlich in einen Stellwagen stieg. Als er hier das Fahrgeld bezahlen sollte, kam ihm das Geldtäschchen zufällig in die Hände und als er es in einiger Zerstreuung öffnete, fand er darin einen Guldenzettel, den er, ohne denselben näher zu besichtigen, dem Stellwagenkutscher Meier hinreichte. Der Letztere erkannte in demselben augenblicklich ein Falsifikat oder vielmehr nur eine komische Imitation einer Guldennote, in derselben Weise, wie bei dem Kremser Sängerfeste Noten ausgegeben worden waren. Er ließ den Tänzer sogleich verhaften und bei der Behörde stellte sich heraus, daß der Maler Karl Kral, ein Mitglied der Künstlergesellschaft beim „Lothringer", aus Scherz einige derlei Guldenzetteln ähnliche Fabrikate erzeugt und sie in die Portemonnaies gegeben hatte, die bei obiger Lotterie ausgegeben worden waren. Herr Schellenberger hatte sich an dem erwähnten Abende zu zeitig aus der Gesellschaft entfernt, um auf den Scherz noch aufmerksam gemacht werden zu können. Derselbe wurde begreiflicherweise sogleich freigelassen.

Auf welch eigenthümliche Gedanken die Industrie unserer Tage verfällt! In der Hohfelder'schen lithogr. Anstalt in München erschien soeben das erste Blatt des „Polizeistrafgesetzbuches in Bildern". Alle polizeiwidrigen Handlungen sollen nämlich durch dieses Werk bildlich dargestellt werden.

Karl der Große hatte nach vorhandenen Visitationsberichten auf einem Schlosse nur 2 Betttücher, 1 Hand- und 1 Leintuch als Inventar; Alfred der Große in England arbeitete bei Laternenlicht; zur Zeit der Reformation beschenkten Fürstinnen ihren Gemahl noch mit einem leinenen Hemd, legte sich noch fast Alles nackt in's Bett, Kamine wurden als Luxus angefeindet, der König lieh seinem Premierminister ein Paar seidene Strümpfe, Zucker wurde unzenweise in der Apotheke verkauft, Abtritte waren nur in wenigen Häusern, Unreinlichkeit noch allgemein und groß, Seife ein bald hernach hochbesteuerter Luxusartikel, — daneben betrachte man den heutigen, nach damaligem Begriff fürstlichen Komfort der gemeinsten Arbeiter! Noch 1754 verzehrte in England der Kopf der Bevölkerung 10 Pfund Zucker, 1854 30 Pfund; damals das gemeinste Geschirr und die schmuckloseste Wohnung, heute durch Plattirung, Galvanoplastik, Lithographie, Photographie u. s. w., eine ziemlich allgemeine ästhetische Gesittung.

Ein höchst komisches satyrisches Gesuch befindet sich als Inserat in einem ausländischen Blatte. Dasselbe lautet: Ein stiller Familienvater nebst zahmer Frau und zwei folgsamen Kindern sucht für kommendes Georgi-Ziel ein kleines Logis im Preise von 100 bis 150 fl., womöglich nicht über 5 Treppen. Die Familie ist ein Muster von Solidität, hat kein Dienstmädchen, sondern eine taubstumme Aufwärterin, welche auf Filzschuhen geht. Würde noch mehr verlangt, so ist der Miether gerne bereit, sich von seiner geliebten Frau zu scheiden, die beiden Kinder in eine Versorgungsanstalt zu thun und die Magd mit dem Kanarienvogel in Pension zu geben. Abmiether verspricht, still und eingezogen zu leben, schlägt keinen Nagel in die Wand und klimpert höchstens alle 6 Wochen auf dem Pianoforte die Arie: „Wie sie so sanft ruhen." Von Spirituosen trinkt er nur bei hartnäckigem Leibschneiden einen „sanften Heinrich". Zeugnisse über Obiges liegen vor in 516—17.

Homonyme.

Des Glückes Lust, der Freude Stunden,
Sie sind vergangen und entschwunden,
Wenn sie mit meinem Wort genannt;
Wohl mag als einsam sich beklagen,
Wer nicht in seinen frohen Tagen
Dies Wort in and'rer Deutung fand.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 61. Freitag, 23. Mai 1862.

Der betrogene Teufel.

(Sage der Erbauung des Schlosses Rheingrafenstein bei Kreuznach.)

Sorgenvoll ob naher Fehde,
Die der Mainzer Bischof droht,
Schweifte einst der Rheingraf Kuno
Wild umher in seiner Noth.

Und er sah, vor solchem Feinde
Helfe ihm nicht Kraft und Muth
Und die Kautzenburg, sein Stammschloß,
Sey zu schwach vor Feindeswuth.

Und vom hohen Bergesrücken
Sah er aus dem Nahethal
Einen Felsen senkrecht steigen
Kerzengrade wie ein Strahl.

Wie wollt ich des Pfaffen spotten,
Rief der Rheingraf sinnend laut,
Wär' auf dieser Felsenspitze
Nur ein Schlößlein mir erbaut.

Und es trat der Teufel plötzlich
Zu ihm hin mit Pferdefuß,
Sprach: Ich will den Wunsch erfüllen
Schon bis morgen, wenn ich muß.

Doch versprich mit Schwur und Zeichen,
Wenn das Schlößlein ich erbaut,
Mir als Lohn dafür den Ersten,
Der vom Fenster niederschaut.

Topp, es sey, du Seelenschacher!
Ruft der Graf voll Freude aus,
Rüste eilend deine Werke; —
Und er eilet fort nach Haus.

Beichtet dort den ganzen Handel
Seinem schlauen Hauskaplan;
Dieser lacht und will den Teufel
Täuschen gar durch schlauen Plan.

Und sobald die Morgensonne
Auf den Felsen niederschien,
Sah man auf der steilen Spitze
Dort ein Schlößchen stolz und kühn.

Und der Graf mit seinen Mannen
Zog zum hohen Schloß hinan,
Und auf einem grauen Eslein
Hintenher der Hauskaplan.

Alle sahen voller Staunen
Oben rings des Schlosses Pracht,
Doch dem Fenster nahet Keiner,
Weil der Teufel außen wacht.

Endlich steckt in seine Kutte
Schlau den Esel der Hauskaplan,
Treibt ihn zu dem nahen Fenster —
Und gelungen war der Plan.

Denn es fuhr der Teufel plötzlich
Auf den fetten Bissen hin,
Reißt ihn pfeilschnell durch die Lüfte,
Hocherfreut ob dem Gewinn.

Doch solch ungewohnte Reise
Kam dem Grauen niemals vor,
Darum fing er an zu schreien,
Recket aus sein langes Ohr.

Wüthend merkte nun der Teufel,
Daß man überlistet ihn,
Und zerschmettert sank der Graue
Unten auf die Felsen hin.

Und im ganzen Nahethale
Ist die Sage wohlbekannt,
Daß ein Pfäfflein dort den Teufel
Schlau durch List einst überwand.

K . . . . . e.

Kunst und Liebe.

(Fortsetzung.)

„Morgen komme ich wieder," hatte Antonio gestern beim Abschied zu Gianetta gesagt. „Träume süß, mein Kind! Mein Glück muß ganz und voll werden. Mein Vater muß Dich sehen; morgen erfährt er Alles; er kann, er darf unserer Liebe sich nicht widersetzen. Du mußt ganz, ganz mein seyn und bald. Ich will nicht kindisch zögern: das Glück ist etwas so Seltenes, daß wir es sogleich in vollen Zügen genießen müssen. Flüchtig sind die Stunden, so wenige hat unser Leben. Warum eine schwinden lassen, die wir genießen konnten? Morgen komme ich mit meinem Vater, Gianetta. Er muß Dich sehen!"

„Wie heißt Dein Vater, wer ist er, Antonio? Wird er Deiner Liebe nicht zürnen? Ich bin arm, Du scheinst reich zu seyn."

Rasch drückte er einen Kuß auf ihre Lippen, ein **Addio cara mia** erklang und flüchtig eilte er hin über den Sand am Ufer, nachdem er ihr noch leise in's Ohr geflüstert: „Du fragst nach meinem Vater? Mein Vater ist der Marchese Giovanni di C....."

Gianetta erbebte. Sie zitterte, ihr Busen wogte, ihr Antlitz glühte. War es Freude? War es Schreck?

„Marchese di C . . . ." sagte sie leise, indem sie den Kahn am Ufer befestigte. Wie im Traume ging sie dann heim nach der Hütte des alten Felippo. — —

Antonio kam am folgenden Abend wieder, aber ohne, wie er versprochen hatte, seinen Vater mitzubringen. Bei ruhiger Ueberlegung war er zu der Einsicht gelangt, daß sein stolzer Vater wohl nicht so leicht in eine Verbindung mit einem Schiffermädchen willigen würde, mochte sie auch noch so schön, noch so edel seyn. Er erkannte jetzt, wie schwer das, was er sich gestern noch als so leicht vorgestellt hatte, in der Wirklichkeit auszuführen sey. Doch tröstete er sich, wie weiche Seelen gerne thun, mit der Zukunft; er hoffte, irgend ein Zufall würde eintreten, der seinem Plane günstig wäre.

Er hatte auch deßhalb noch nicht mit seinem Vater von Gianetta gesprochen. Das holde Kind beruhigte er darüber mit den süßesten Worten und wiegte sie ein in Träume von Glück und Seligkeit. Zwei reine, tieffühlende, glühende Herzen entfalteten sich täglich mehr in dem Zauber der südlichen Natur. Wo ringsum Alles schön, Alles schimmernd, Alles reizend war, wo Himmel und Meer und die Ufer mit ihren duftigen Blüthen prangten wie ein herrliches, wonniges Gedicht der Liebe, sollten da ihre Herzen nicht aufgehen in demselben Strahle, der die Blumen aufküßte drüben am Ufer, in dem die Woge schimmernd spielte, in dem Alles Seligkeit einsog?

Monate lang dauerte dieses selige Liebesleben. Gianetta fühlte sich so unendlich glücklich. Nur über Antonio's Stirne flog manchmal ein leiser Schatten. Er liebte Gianetta so tief, so innig. Die bald spöttelnden, bald eifersüchtigen Blicke, welche die Barkarolen ringsum auf sie warfen, wenn sie im Kahne ihre Abendfahrt machten, thaten ihm wehe um Gianetta's willen. Sie sollte und mußte sein Weib werden; sie mußte den Verhältnissen, die das Schiffermädchen den Tag über drückten, enthoben werden. Und doch fühlte er immer mehr, wie schwer es seyn würde, gegen seines Vaters Ansichten in diesem Punkte anzukämpfen. Er kannte den stolzen Mann zu gut und bebte bei dem Gedanken, seine Worte zu hören, wenn er ihm gestände, daß er Gianetta, das Schifferkind, als Weib heimführen wolle. Doch war Antonio nicht so schwach und weich, daß er aus Furcht vor seinem Vater seine Liebe verleugnet oder seinen Entschluß, Gianetta ganz und auf immer sein zu nennen, aufgegeben hätte.

Zunächst sann er auf einige Mittel, wie er Gianetta ihrer gegenwärtigen Lage zu entreißen vermöchte. Der alte Felippo kannte jene tieferen Beziehungen nicht, die sonst Vater und Tochter einen; er war eine jener gewöhnlichen Naturen, denen zartere Empfindungen abgehen. Doch lag ihm das Glück der Tochter am Herzen. Er wußte um die Fahrten Gianetta's mit Antonio; war er auch selten zu Hause, so hatte er doch durch die Nachbarn davon gehört. Uebrigens hatte er nie etwas dagegen geäußert. Gianetta war heiter, die Schifferhütte in Ordnung, die nöthigen Geschäfte besorgt und das war ihm genügend. Den freien Willen seines Kindes dachte er nie zu beschränken; vielleicht mehr aus Gleichgiltigkeit als aus einem edleren Grunde.

Als Antonio und Gianetta eines Abends wieder hinausfuhren in das Meer und von den Schiffern der vorübergleitenden Barken manches höhnende Wort herüber drang, da sagte er zu ihr: „Gianetta, Du mußt fort von hier. Ich kann es nicht sehen, daß Du den Tag über Dich abmühest, daß Du Abends, wenn Du bei mir bist, den Hohn Anderer erdulden mußt. Ich habe Dir gestern gesagt, wie stolz mein Vater ist, er wird, wenigstens jetzt, seine Einwilligung zu unserer Ehe nicht geben."

„Warum, Geliebter!" unterbrach ihn Gianetta, „beklagst Du mein Loos? Fühle ich mich nicht glücklich, unendlich glücklich durch die Liebe, Freundschaft, die Du mir spendest, daß ich gerne die kleinen Mühseligkeiten des Tages, wenn sie auch je drückten, vergesse? Und was den Hohn der Schiffer betrifft

— was kann der mich kümmern, was gehen sie mich an? Du bist meine Welt, alles Andere existirt nicht mehr für mich, ist nur wie ein Traum, wie ein Schatten, wie ein Nichts. Darum gräme Dich nicht um meinetwillen! Siehst Du nicht, daß ich glücklich, ganz glücklich bin? Was kannst Du mehr für mich wünschen?"

„Gianetta, Du holdes, hingebendes Kind! Eben weil Du so still, bescheiden und zufrieden mit Deinem Looſe bist, darum thut es mir doppelt wehe, daß dieses Loos ein so wenig glückliches ist. Du opferst Dich für mich. Ich kann, ich darf das nicht länger zugeben. Höre mich! Ich war unlängst in Capri drüben, ich schweifte auf der Insel umher, da fand ich in einem engen Thälchen ein kleines Haus, ganz zwischen Weinlaub versteckt, schön und lieblich wie die Wohnung einer Fee. Dort sollst Du hinfort wohnen. Ein alter Priester, den ich von Kindheit an kenne, wird uns heimlich trauen. Du lebst dann drüben auf Capri in dem schönen Häuschen und jeden Abend wird mich der Nachen zu Dir hinübertragen. Ich werde dann den günstigen Zeitpunkt ersehen, meinen Vater mit unserer Ehe bekannt zu machen; er wird zürnen, wird heftig werden, aber er wird sich zuletzt dann auch in das, was er nicht mehr abändern kann, finden und fügen."

„O Antonio, ich zittere. Warum dieses gewagte Spiel? Du hörst ja, ich bin völlig glücklich in meiner gegenwärtigen Lage, ich will sonst nichts weiter als Deine Liebe; diese habe ich, sie macht mich glücklich, sie ist mir Alles. Warum unser jetziges Glück auf's Spiel setzen, um vielleicht Leiden und Schmerzen dafür zu gewinnen?"

Antonio suchte sie zu beruhigen. Er sprach von dem stillen, seligen Glück, das sie von nun an genießen würden, von der Zukunft, die sich bald leuchtend vor ihnen aufthun werde. — So kamen sie an's Ufer zurück. Sie gingen nach der Hütte. Gianetta's Vater war eben zu Hause. Antonio sprach nun mit ihm über seine Liebe zu dem Mädchen, von der Unmöglichkeit, sie jetzt schon seinem Vater als sein Weib vorzuführen, von seinem Plane einer heimlichen Vermählung, von dem schönen Häuschen auf Capri.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Sohn des alten Blücher.

(Schluß.)

Hier saß ich mit Herrn v. Blüchstein versunken im Anschauen der prachtvollen Bergwelt, die vom schönsten Abendhimmel beleuchtet war, als dieser das Wort nahm: „Sie werden sich ohne Zweifel gewundert haben, mich am Schneidertische zu sehen, aber das Schicksal spielt mit den Menschen und Niemand kann vorher wissen, mit welchem Geschäfte er sich noch durch die Welt helfen muß. Kein Mensch ist das, was er seyn will; Jeder ist, was er seyn muß. Ich habe viel erfahren und an Gelegenheiten und Mitteln, mich in meiner Jugend auszubilden, fehlte es mir nicht. Aus Neigung trat ich in Militärdienste, ward Offizier in Preußen, aber ich fühlte mich nicht glücklich. Meine Löhnung war nicht hinreichend für meine Bedürfnisse und die Aussichten auf Avancement lagen in weiter Ferne. Als im Jahre 18 . . der brasilianische Werber Major D. Schäfer nach Deutschland kam, ließ ich mich als Lieutenant anwerben und schiffte mich von Hamburg aus nach Rio de Janeiro ein. Daselbst angekommen, wurden die Bataillone formirt und ich zum 28. Jägerbataillon gestellt, welches, wie Ihnen bekannt seyn wird, größtentheils aus mecklenburger Züchtlingen bestand und gewiß in Rio de Janeiro viel Unfug gemacht haben würde, wenn es nicht bald nach dem Kriegsschauplatze in Rio Grande eingeschifft worden wäre, wo es sich in den verschiedenen Kämpfen auszeichnete, aber im Lager stets das unlenksamste war. Als der Frieden mit Buenos Ayres geschlossen und damit der Feldzug beendigt war, lagen wir erst eine Zeitlang in Santa Katharina, von wo wir dann nach Rio de Janeiro zurückkehrten. Vor ungefähr zwei Jahren, als Vorbereitung zu der glorreichen Revolution, in welcher Dom Pedro I. zu Gunsten seines damals siebenjährigen Sohnes abdankte, wurden die deutschen Bataillone aufgelöst und die Offiziere verabschiedet, plötzlich, ohne Kündigung, ohne Gratifikation. Bei dem geringen Solde konnte Keiner etwas erübrigen; ich hatte deßhalb auch nichts und dachte bekümmert an meine Zukunft. Nachdem ich alle mir bekannten Deutschen um Beschäftigung angesprochen hatte, griff ich zum Wanderstabe und pilgerte landeinwärts, ohne einen Plan zu haben, dem Zufall mein Schicksal überlassend. Allenthalben, sowohl auf den großen Plantagen wie in den Hütten, genoß ich Gastfreundschaft, während ich langsam weiter reiste, aber Niemand konnte meine Dienste brauchen. So kam ich eines Tages erschöpft und fast verzagend in jene Schenke an der Brücke und fragte den Wirth, ob er nicht Beschäftigung für mich wüßte. Er sagte mir, daß man in keinem Fache Leute suche; nur wenn ich Schneider wäre, könnte er mir sogleich eine Stelle besorgen, da der einzige Schneider des Orts vor einigen Tagen gestorben sey und die Wittwe sehnlichst einen Zuschneider wünsche, der ihren Sklaven Beschäftigung gebe und ihre Kunden

befriedige. Was sollte ich in meiner Noth anderes thun, als gestehen, daß dies gerade mein Handwerk sey? Er führte mich darauf zu der Wittwe des verstorbenen Schneiders, die mich als einen Retter in der Noth empfing. Ich sagte ihr, scheinbar bescheiden, daß ich eine geraume Zeit ohne Uebung gewesen sey, aber mich bald wieder in die Praxis hineinzuarbeiten hoffte. Mein erstes Debut war, daß ich ein Beinkleid für den Gouverneur zuschneiden mußte. Zu diesem Zwecke ließ ich mir ein altes von ihm geben, wonach ich mir aus Papier Modelle sämmtlicher Theile machte. Das Kleidungsstück erwarb sich Beifall. Aehnlich verfuhr ich mit einer Jacke für den Notar und einem Rock für den Geistlichen. Es gelang mir auch diese Herren zu befriedigen, nachdem ich mir Modelle ihrer Anzüge verschafft hatte; dabei kam mir meine frühere Eitelkeit, als ich mich noch als Fähnrich um jede Kleinigkeit im Schnitt der Uniform bekümmerte, trefflich zu Statten. Die Theorie verstand ich und in drei Wochen hatte ich es schon so weit in der Praxis gebracht, daß ich keiner Modelle mehr bedurfte und als ganz vollkommen im Geschäft angesehen wurde. Auf meinen Feldzügen und Reisen habe ich mir einige medizinische und chirurgische Kenntnisse erworben, mit denen ich oft, da hier kein Arzt wohnt, aushelfen muß und meine Kenntnisse der deutschen, englischen und französischen Sprache, die oft bei durchreisenden Fremden in Anspruch genommen werden, machen mich zum gelehrtesten Mann in Rio Preto und der ganzen Umgegend. Die Wittwe, bei der ich vor zwei Jahren in Dienste trat, ist jetzt meine Frau, sie ist auch die Eigenthümerin des Hauses und der vier schwarzen Schneidergesellen. Ihr überlasse ich die Besorgung der Geldangelegenheiten, nur lasse ich mir von ihr täglich einen Milreis (damals = 1 Thlr. preuß. Crt.) geben, um meine Privatauslagen damit zu bestreiten. Ich habe nun darauf verzichtet, Deutschland je wieder zu sehen, ich bin hier glücklich und zufrieden, denn ich genieße die Achtung meiner Mitbürger und habe mein reichliches Auskommen."

Während dieser Erzählung war die Sonne untergegangen, es wurde fast plötzlich dunkel, die Leuchtkäfer (**vagaluz**) und Fledermäuse schwirrten um uns her und hoch am Himmel strahlte das südliche Kreuz. Ich mahnte daher an die Heimkehr; unter traulichem Gespräche erreichten wir das Haus, wo Frau Annita schon das Abendessen auftrug. Ein gebratenes Huhn, eine große gekochte Lachsforelle aus dem Rio Preto, Eier, gebackene Bananen, Batatas und noch manches andere Gericht zierten den Tisch, wobei der Wein nicht vergessen war. Erst gegen Mitternacht kam ich zu meinen Leuten, wo ich, wie gewöhnlich, mich auf bloßer Erde niederlegte und einen gesunden Schlaf hatte. Am andern Morgen setzte ich meine Reise fort, doch dachte ich noch oft an Herrn Joachim v. Blüchstein, den Schneider von Rio Preto.

Mannigfaltiges.

Man hat oft behauptet, daß Kanonenschüsse eine Wolken zerstreuende Wirkung hätten, in „Silliman's Amerikanischem Journal" macht aber ein Herr Lewis darauf aufmerksam, daß im Gegentheil auf eine Kanonade oft heftiger Regen folgt und mit derselben im Zusammenhange zu stehen scheint. „Im Oktober 1825, sagt er, beobachtete ich einen sehr reichlichen Regen unmittelbar nach den Kanonenschüssen, welche zur Feier der Verbindung des Eriesees mit dem Hudson bei Vollendung des Eriekanals abgefeuert wurden und im Jahre 1841 veröffentlichte ich meine fortgesetzten Beobachtungen über diesen Gegenstand, welche meiner Ansicht nach das Faktum feststellen, daß das Abfeuern schweren Geschützes in der Höhe eine solche Erschütterung hervorbringt, daß der Wasserdampf der Luft sich sammelt und meist in ungewöhnlicher Menge an demselben oder an dem folgenden Tage zu Boden fällt. In den ersten Gefechten in dem letzten Kriege zwischen Frankreich, Sardinien und Oesterreich folgten so bedeutende Regen, daß selbst kleine Flüsse unpassirbar wurden und während der Schlacht bei Solferino erhob sich ein so furchtbares Gewitter, daß dieselbe unterbrochen wurde. Im Juli 1861 bestanden M'Clellan's Truppen am oberen Potomak vier verschiedene Gefechte an eben so vielen Tagen und vor Ende eines jeden Tages trat heftiger Regen ein. Am 21. Juli wurde die große Schlacht am Bulls Run in Virginien geschlagen und am 22. Juli regnete es den ganzen Tag bis spät in die Nacht." Eine umfangreichere Sammlung solcher Daten könnte vielleicht zu interessanten und auch praktisch werthvollen Daten führen, bemerkt hierzu Petermann in seinen „Mittheilungen".

Vor einigen Tagen starb in London ein reicher Mann Namens Budd, der im Testament die Bestimmung getroffen hatte, daß seine beiden Söhne ihr Erbtheil verlieren sollen, falls sie sich je einen Schnurrbart wachsen ließen!

Auflösung der Homonyme in № 60:

Genossen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 62. Sonntag, 25. Mai 1862.

Kunst und Liebe.

(Fortsetzung.)

Felippo überlegte einige Zeit. Der ruhige, praktische Mann sah hierin für seine Tochter ein besseres und sichereres Loos, als außerdem je dem armen Schiffermädchen geworden wäre. Nur von Antonio's Vorschlag, selbst mit überzusiedeln nach Capri, wollte er nichts hören. Aber auch Gianetta sollte seiner Meinung nach nicht nach Capri. Die Schiffer von der Margellina kamen da zu häufig hinüber. Sie konnten dort Gianetta sehen und dadurch vielleicht der alte Marchese früher von Antonio's Ehe hören, als dieser es wünschte. Er machte darum den Vorschlag, Antonio solle mehr nach dem Gebirge zu am Vesuv eine Wohnung nehmen. Dorthin kämen die Schiffer nie. Niemand würde so ihren Aufenthalt erfahren. — Aber Gianetta wollte von dem Anblick des Meeres sich nicht trennen, sie weinte, als sie hörte, daß sie fern vom Meere wohnen sollte. Antonio stimmte ihr bei, auch er liebte das Meer, er sah ein, daß Gianetta sich nicht ganz glücklich fühlen, ein schmerzliches Heimweh empfinden würde, wenn sie das Meer nicht mehr sähe. Beide stellten das Felippo vor und so rauh sonst sein Herz war, ein Kind des Meeres fühlte auch er, wie schwer, ja fast unmöglich es ihm seyn würde, sich davon zu trennen. Er hatte nie darüber nachgedacht; jetzt erst, als Gianetta ihre Begeisterung, ihre Liebe für das Meer zeigte, fühlte er, daß es ihn schmerzen, ja ihn ganz unglücklich machen würde, sollte er des Meeres Anblick entbehren, das von Kindheit an seine Heimath war.

Auch am andern Abend, als Antonio mit Gianetta hinausfuhr ins Meer, sprach er wieder von seinem gestrigen Plane. Immer wieder erzählte er von dem reizenden Häuschen zwischen Rebengeländen und Orangenbäumen drüben auf Capri, von dem Glücke, der Seligkeit, die sie da genießen würden, fern von aller Welt, in stiller, lieblicher Einsamkeit. Gianetta schwamm in Entzücken bei seinen Schilderungen eines so wonnigen Liebeslebens. — Am folgenden Tag kam Antonio nicht. Gianetta durchwachte die Nacht unter Thränen: es war zum ersten Male, seit sie sich kannten, daß er einen Abend versäumte zu kommen. In Thränen überraschte sie der Morgen. Doch bald waren sie da getrocknet. — Antonio kam in aller Frühe freudestrahlenden Gesichts. Er umarmte sie. Dann sprach er: „Warum ich gestern nicht kam, Geliebte? Ich war auf Capri drüben; das Häuschen ist mein; der Priester wartet, uns zu vereinigen. Dann eilen wir hinüber in unser liebes, kleines Paradies."

Hierauf setzte er dem alten Felippo Alles auseinander. Dieser fügte sich, wenn auch ungern, in solche Eile. Man ging nach der alten Kapelle, wo der Priester, Antonio's verschwiegener Freund, wartete. Er gab dem Paare seinen Segen. Dann eilten sie ans Ufer und leicht flog der Kahn hinüber nach Capri. Gianetta jauchzte vor Freude beim Anblick des Häuschens und des Gartens mit der Laube, wo sie von nun an wohnen sollte. Den Schiffern drüben am Ufer von Neapel sagte Felippo, Gianetta sey zu einer Verwandten nach Portizi, die plötzlich erkrankt, sie zu pflegen.

Die Liebenden auf Capri waren unendlich glücklich. Wochen und Monate verstrichen ihnen in stiller Seligkeit wie ein Tag. Antonio mußte natürlich von Zeit zu Zeit nach Neapel, um einige Tage in seines Vaters Palast zuzubringen, sonst war er ganz unbeschränkt in seiner Zeit. Als er nun wieder einmal bei seinem Vater war, erklärte ihm dieser so kurzweg, als ob es sich um irgend eine Sache handle, die sich von selbst verstehe, er müsse sich bereit halten, sich demnächst mit der schönen, jungen, sehr reichen Gräfin Giula di S . . . zu vermählen. Die junge Dame liebe ihn und zwischen ihm und dem Vater der Gräfin sey bereits Alles geordnet, die Vermählung

solle in kürzester Zeit erfolgen. Antonio antwortete ausweichend. Der Vater drängte auf Entscheidung. Da erklärte Antonio, er könne Giula nicht heirathen, weil er schon vermählt sey. Der alte Marchese fuhr bei diesen Worten staunend zurück. Ein ausführliches Geständniß Antonio's folgte. Sein Vater bebte vor Wuth, unter den fürchterlichsten Verwünschungen verfluchte er den „ungerathenen Sohn, den Schänder der Ehre seines alten Hauses." Er verstieß ihn sofort aus dem Hause, aus der Familie und verbot ihm, sich ferner seinen Sohn zu nennen.

„Es sey," sagte Antonio. Als er über die Schwelle des Palastes trat, fühlte er, daß es zum letzten Male war. Marchese Giovanni di C . . . . war bekannt als ein Mann, der noch nie im Leben ein Wort wieder zurückgenommen habe.

Antonio, der Sohn und einzige Erbe des reichen Marchese, war mit seiner früheren Lage verglichen jetzt ein Bettler. Sein Vater hatte ihn feierlich verflucht und enterbt, er war auf immerdar unwiderruflich aus dem Kreise seiner Familie und aller seiner Verwandten gestoßen. Er hatte sein Vermögen und die Achtung seines Standes seiner Liebe zum Opfer gebracht. Fühlte er sich deßhalb unglücklich? Nein! Er hatte ja ein Herz, das er sein eigen nennen konnte und das ihm mehr galt als alle Schätze der Welt. Er hatte Muth und Kraft, es erregte eine tiefe Freude in ihm, als er dachte, daß er jetzt durch eigne Anstrengung, durch eigne Thätigkeit für das Loos seiner geliebten Gianetta zu sorgen habe. Der kleine Weinberg, die Obst-, Oliven- und Citronenbäume im Garten gut gepflegt und dann der Ertrag davon in der Stadt verkauft, sicherte ihm und Gianetta, wenn auch keine glänzende, doch eine von Noth im eigentlichen Sinne des Wortes freie Existenz. Musik und Gesang, die herrliche Natur rings, allabendlich eine Fahrt ins Meer sollten ihnen ihr Leben verklären, ihrem Liebesglück den reinsten Zauber verleihen. Antonio war glücklicher als je, ein Druck war von seinem Herzen gelöst; die Ungewißheit, die Angst vor seinem Vater, wenn er von seiner heimlichen Ehe erführe, hatte ihm manche Stunde getrübt. Nun war Alles entschieden, er war auf einmal klar in seinem Innern. Er fühlte sich ordentlich kräftiger, männlicher, seit Gianetta's Zukunft nicht mehr durch seinen Reichthum gesichert, sondern von seiner Thätigkeit, von seinem energischen Handeln abhängig war.

Und Gianetta? Keine Wolke trübte ihre schöne Stirne, kein Schatten flog über ihr Antlitz, als sie von Antonio den Wechsel seines Geschickes erfuhr. Nur war es ihr schmerzlich, daß sie die Ursache war und durch die hingebenste Liebe und Zärtlichkeit suchte sie ihn, wenn er überhaupt den Verlust irdischer Güter schmerzlich gefühlt hätte, für alles Verlorene zu entschädigen.

Vergessen war längst Antonio's frühere Stellung im Leben. Als einfacher Gärtner fühlte er sich so wohl, so glücklich wie nie sonst; Gianetta, deren Geist und Herz in seiner Nähe sich täglich herrlicher entfalteten, machte ihn durch ihren Besitz so unendlich selig, daß er oft die Frage sich vorlegte, ob er denn nicht zu glücklich sey für einen Sterblichen. Und dann die Abende, die sie unter Gesang und Guitarrespiel verbrachten! Wenn er da sah, wie Gianetta's ganzes Wesen aufging im Gesang, wie ihre Stimme immer umfangreicher, immer melodischer wurde, wie es ihr immer mehr gelang, das innerste Empfinden der Seele in diesen Tönen auszudrücken, da bebte sein Herz in unendlicher Wonne bei dem Gedanken, daß er der Vollender der herrlichen, in ihr ruhenden Anlagen gewesen sey. Dann warf er sich zu ihren Füßen und küßte ihre Hände voll Andacht, er kniete vor ihr — wie Pygmalion vor seinem Gebilde.

Oft, wenn ihr wunderbarer Gesang recht tief sein Inneres ergriffen hatte, sagte er, daß keine Sängerin der Welt ihr an die Seite gesetzt werden könne, alle würden vor ihr sich beugen müssen. Er nannte die berühmtesten Primadonnen aller Theater, die er früher auf seinen Reisen gehört hatte und von allen sagte er, daß sie weit unter Gianetta stünden und sie vor aller Welt die glänzendsten Triumphe feiern würde. Gianetta's Antlitz erglühte bei solchen Worten immer so eigen. Anfangs schmerzten sie dieselben und ein geheimes Weh erfaßte ihr Herz, ihr war, als ob eine kalte Hand nach ihr griffe und ihr ihr Theuerstes rauben wolle. Allmälig wurde es anders, der Dämon des Ehrgeizes, den Antonio früher einmal in ihr geweckt hatte, regte sich nach und nach wieder, das bange Gefühl bei diesen Aeußerungen ihres Gatten verlor sich und zuletzt hörte sie mit Entzücken und Sehnsucht zu, so oft Antonio ihr erzählte von jenen berühmten Sängerinnen, die sie gleichwohl alle überstrahlen würde. Ihr Gesicht erglühte jetzt auch bei seinen Worten, aber ein stolzes Lächeln bebte dabei um ihre Lippen und ihr Auge funkelte triumphirend.

(Fortsetzung folgt.)

Der Stadtmusikus.

„**Andante ma non troppo.** Vorzeichnung von **D**-dur Viervierteltakt, **D**, ein Viertel **A**, **Fis**, zwei Achtel zusammengestrichen. — Nein! es wird heute nichts mit dem Komponiren, der Wurm läuft mir über die Leber, wenn ich an die Cremoneser Geige

denke, die der französische Windbeutel heute durch's Loos ausspielt. Wenn ich daran denke, daß sie vielleicht eine Trödelfrau bekommt, oder ein Kerl, der von der Musik so viel versteht, wie der Esel von der Uhrmacherei!"

Somit spritzte der alte Stadtmusikus die Feder aus, warf das Notenblatt unwillig auf das Klavier und ging heftigen Schrittes die Stube auf und nieder, deren Wände auf altväterische Art mit schillernden Tapeten geziert waren, auf denen sich der von Schlangen umwundene Laokoon emporbäumte.

„Eine Kremoneser! mein höchster Wunsch seit vierzig Jahren. Ich habe sechs Loose genommen; jedes zu zwölf Groschen. Auf jedes kommt eine Flötenstunde und am Ende fall' ich doch durch und es klappt einem Andern. — Na! wie Gott will, das Glück ist einmal ein launischer Geselle und läßt sich nicht zwingen wie eine G-Saite, daß sie mit den andern stimmt."

Er trat an das Fenster, welches auf das Stadtpfeifergäßchen hinausschaute und blickte über den selbstgezogenen Hyazinthenflor in die Einförmigkeit der stillen Straße, denn das Stadtpfeifergäßchen hat, vorzüglich im Sommer, Aehnlichkeit mit einer Adventswoche. Ueber der Wohnung des Alten war die sogenannte Burschenstube, wo ein Lehrling auf dem Fagott jammerte und der Andere die Skala winselte. Dies Exerzitium war das einzige, was die Einsamkeit belebte; denn die Mitbewohner auf beiden Flügeln waren der Frohnvoigt, der Leichenschreiber und andere Subalternen eines edlen und hochweisen Rathes.

Während der Stadtmusikus am Fenster stand und ihm die Kremoneser im Kopfe herumging, öffnete sich die Thür und hereintrat — Minchen, die einzige Tochter des alten Harmonikus.

„Guten Tag, Väterchen!" sprach sie und drückte dem Alten einen Kuß auf die Wange, daß er in ein leises „Hm! hm!" ausbrach, denn er wußte schon, daß solche Zärtlichkeiten immer die Vorboten einer Bitte waren.

„Wo bist Du denn gewesen?" nahm der Alte das Wort, indem er sich in den gepolsterten Lehnstuhl warf und sein schwarzes Sammtkäppchen auf sein in Ehren ergrautes Haupt setzte.

„Bei der Frau Tertiussen. Ich habe mit ihrer Nieze ein wenig musizirt und gesungen und dann sind wir in Bosen's Garten gegangen, um den schönen Frühlingstag zu genießen."

„Du hast doch auch hübsch rein gesungen und beim Spielen keine Note herunterfallen lassen?" begann der Alte, indem ein bedeutungsvoller Blick aus seinen grauen Wimpern hervorbrach.

„O, was die Finger anbelangt, da nehme ich es wohl mit Jeder hier in der Stadt auf. Freilich, die Kehle ist ein anderes Ding, die läßt sich nicht zwingen und wenn ich das hohe F nur halbwege herauskriege, so danke ich meinem Gott. Früher dachte ich freilich einmal Concertsängerin zu werden und sah mich schon im Geiste im Gewandhaussaale stehen und nach einem lauten Applaus so drei bis vier Dukaten einstreichen, aber ich habe einsehen gelernt, daß meine Stimme nicht viel taugt."

„Wenn nur das Herz etwas taugt, so sind wir schon auf dem rechten Flecke. Alle können wir nicht gute Virtuosen, wohl aber alle gute Menschen seyn. Ich glaubte in meiner Jugend auch, ich sey ein Geiger, der seines Gleichen sucht, weil ich in der Provinz für einen Meister galt und in den Mittwochs- und Sonnabendsconcerten im Casino mir von Zeit zu Zeit meinen Beifall holte. Als nun gar einst der Herr Stadtrichter, der etwas die Bratsche spielte, mich nach einem Solo auf die Schultern klopfte, da wurde die liebe Eitelkeit wach und ich hielt mich für den Mann, der es mit dem Kapellmeister in der Residenz aufnehmen könne. Ich dummer Hans! — Wollte Gott, er hätte mich auf die Finger geklopft. Ich wagte mich hin und schmiß um, rein um, daß ich mich vor mir selbst schämte und noch am selbigen Abend davon schlich, wie die Katze vom Taubenschlage."

„Entfiel Dir denn da nicht der Muth?" befragte Minchen.

„Etwas, — ja wohl! Ich ließ mich acht Tage lang vor keinem Menschen sehen; aber Heil dem, der noch Schamgefühl hat. Dann exerzierte ich täglich meine acht bis zehn Stunden und ein Jahr darauf hätte mir der Unfall nicht wieder passiren sollen. Ich wär' auch lieber Kapellmeister geworden; so aber kam ich hier in dieses Haus, lernte Deine selige Mutter kennen und als sie den Alten zum Thor hinausgesungen, hatte ich den Dienst, meine Frau und ein gutes Brod. Ich blieb sonach Ripienist, ein tüchtiger Ripienist, denn an dem Notenpulte, wo ich stehe, hat's keine Gefahr."

„Vater! sag' Er einmal — ein Rip — Rip — Ripienist, der spielt wohl nicht allein?"

„Aha! will's da hinaus? Nein! ihm ist noch ein Anderer zugesellt, der die erste Stimme hat und sonach das vorstellt, was im Ehestande der Mann ist. Er führt eigentlich das Wort und seine Frau, der Ripienist, muß ihm in allen Stücken getreulich folgen und kein Haar breit vom Wege abweichen. Hat der Eine drei Kreuze vorgezeichnet erhalten, so hat es der Andere auch. Der Erste hat freilich als Mann immer mehr zu thun. Die schwierigen Passagen, Triller und Läufer liegen ihm ganz allein ob und in Folge dieser Thätigkeit muß

der Ripienist oft das Blatt umwenden. Wendet sich aber das Blättchen und die Frau will, wie es im Ehestande so oft geschieht, das Solo blasen, so wird eine Disharmonie; es schleichen sich falsche Quinten ein, es wird nicht mehr pausirt, der Eine schlägt vor, der Andere nach und die Sache löst sich auf wie ein dissonirender Septimenakkord. Deßhalb ist es gut, wenn sich der Mann einen kleinen Taktstock beilegt und stets das Tempo beobachtet, damit der Ehestand nicht in Achteln abläuft, sondern wo möglich ein langgehaltener Freudenton bleibe."

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Die Gesammtzahl der Aussteller zu London wird 17,000 betragen. Frankreich sendet in runder Zahl 4000, der Zollverein 3000, Italien, außer Rom 2000, Oesterreich 1400, Spanien 1100, Rußland 700, Schweden 600, die Schweiz 500, Holland 400, Dänemark 300, Griechenland 250, Norwegen 200, Rom 46, die Türkei 45, China und Japan 35, Guatemala und Montevideo 34, Costa Rica 16 Aussteller. Die Zahl der Artikel schätzt man auf 100,000 und die der Besucher voraussichtlich auf 11 Millionen.

(Neue Art billig und angenehm zu reisen.) Ein Slovake schmuggelte sich dieser Tage in Bisenz auf der Nordbahn in einen Schweinswagen unbemerkt ein, um auf diese originelle Weise die Fahrt nach Wien in anmuthiger Gesellschaft, als sogenannter blinder Passagier, zurückzulegen. Unterwegs mochte es unserem Reisenden in seinem Verstecke doch etwas zu schwül und stark duftend geworden seyn, denn nervenbetäubt schnappte er nach frischer Luft und öffnete zu diesem Behufe die Wagenthüre etwas mehr, als dies gerade das Erforderniß seiner Reisegefährten erheischte. Letztere, hiedurch instinktiv in den Wahn versetzt, der Zug sey am Ziele seiner Bestimmung, trafen Anstalten, den Wagen zu verlassen und bevor noch unser Passagier Zeit gewinnen konnte, die Schubthüre wieder in normalen Stand zu bringen, suchten bereits zwei Flüchtlinge das Weite. Dieser Umstand erregte die Aufmerksamkeit des den Zug begleitenden Personals und dasselbe beeilte sich, um der beiden Ausreißer wieder habhaft zu werden, den Train zum Stillstande zu bringen. Bei der zur Konstatirung des wirklichen Abganges hierauf vorgenommenen Wagenrevision fand sich zur Ueberraschung der Durchsuchenden der vorerwähnte sonderbare Zuwachs vor, was zu dem Endresultate führte, daß unser thierfreundlicher Reisende seiner freiwilligen Haft entrückt, dagegen aber dem k. k. Bezirksgerichte in Göding überliefert wurde.

(Wenn nicht wahr, doch gut erfunden.) Der „Hlgyf." erzählt folgendes Histörchen, das sich kürzlich in Pesth zugetragen haben soll. Ein Kaufmann, der einen Geldbrief auf die Post geben wollte, verlor unterwegs seine Brieftasche mit 2500 fl. Zum Glücke hatte es ein hinter ihm gehender junger Mann bemerkt und eilte ihm nach, um das Portefeuille ihm einzuhändigen. Ohne einen Dank abzuwarten, wollte der junge Mann weiter gehen, der Kaufmann jedoch bat ihn dringend, er möchte ihm das Vergnügen zu Mittag schenken. Die Einladung wurde angenommen, man war sehr vergnügt im gemüthlichen Familienkreise und zuletzt erhob sich der Hausherr und brachte einen Toast aus auf seinen künftigen Kompagnon. Dieser protestirte, da er kein Kapital einzulegen hätte. „Ja doch," ruft der Kaufmann, „Sie besitzen gerade die Einlage, die ich brauche — Ehrlichkeit!" Noch mehr, wie der „Hlgyf." wissen will, hat der junge Mann auf die anmuthige Tochter des Hauses einen so tiefen Eindruck gemacht, daß aus dem Kompagnon auch bald ein Schwiegersohn werden dürfte.

Deine Farbe.

Deine Farbe will ich tragen,
Blau muß meine Farbe seyn,
Blau sind deine schönen Augen,
Wie der Himmel klar und rein.

Und in deinem blauen Himmel
Strahlt ein mildes Sonnenlicht,
Lächelt süß und traut und milde
Wie ein Engels-Angesicht.

Wär' ich finster, wär' ich traurig
Und von Leiden schwer gedrückt,
Würd' ich fröhlich seyn und heiter,
Wenn du mich nur angeblickt.

K . . . . e.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 63. Dienstag, 27. Mai 1862.

Kunst und Liebe.

(Fortsetzung und Schluß.)

So vergingen Monate.

Der alte Felippo war krank geworden und hatte Antonio bitten lassen, zu ihm zu kommen. Es war da viel für den Antonio zu thun, der den armen Schiffer möglichst gut gepflegt wissen wollte. Nach drei Tagen erst kehrte er nach Capri zurück.

Gianetta erwartete ihn diesmal nicht wie sonst am Eingang des Thales. Sie wird in der Hütte oder im Garten beschäftigt seyn, sie erwartet mich noch nicht, ich wollte ja erst in vier bis fünf Tagen wieder herüber kommen — dachte er. So ging er nach dem Garten; Gianetta war nicht da. Auch in dem Häuschen fand er sie nicht. Er rief ihren Namen; keine Antwort! Doch sie könnte ja zu Besuch bei einer der benachbarten Familien seyn — nein, nein, sie kannte ja Niemand in der Nachbarschaft! Sein Herz wurde bang und immer banger. Er suchte den Abend, die Nacht hindurch, er rief tausendmal ihren Namen — der Morgen kam, aber Gianetta hatte er nicht gefunden.

Vergeblich suchte er eine ganze Woche lang nach ihr in der Umgegend. Der Gedanke, sein Vater könne sie aus Rache haben wegführen lassen, wurde immer mächtiger in ihm. Er ging nach Neapel, er wollte zu seinem Vater. Der war vor wenigen Tagen gestorben, die Verwandten, die ihn beerbt hatten, stießen Antonio von der Schwelle; sie erfüllten damit nur seines Vaters Willen, dessen letztes Wort beim Sterben ein Fluch auf den ungerathenen Sohn gewesen sey. Das war der Trost, den sie ihm mit auf den Weg gaben.

Der Arme war in seinem innersten Wesen gebrochen und vernichtet. Seine Liebe war ihm das einzige Glück, das einzige Ziel seines Lebens gewesen. Sein Daseyn war nun ohne Zweck. Nur Musik und Gesang liebte er noch und die verklärten ihm manche düstere Stunde in heiliger Sehnsucht. Immer noch schweifte er umher, Gianetta zu suchen, aber er selbst hoffte nicht mehr. Das Häuschen in Capri zerfiel, der Garten verwilderte. Die Barke war fast seine einzige Wohnung geworden. Tage lang fuhr er auf dem Meere umher, träumend von einer glücklichen Vergangenheit.

So waren zwei Jahre verstrichen. Antonio war wieder in Neapel, wo er jetzt die Hütte Felippo's bewohnte, der indessen gestorben war. Der Sohn des reichen Marchese di C . . . fuhr jetzt neugierige Fremde für ein paar Bajocchi hinaus in die See. Fast keiner der Schiffer kannte ihn mehr. Eines Abends schlenderte er durch die Straßen der Stadt. Es war ein ungewöhnliches Gewoge und Gedränge. Er hörte, eine weltberühmte Sängerin aus Florenz sey angekommen und singe heute Abend die Norma. Seit lange hatte er kein Theater mehr gesehen, die alte Sehnsucht erwachte, es trieb ihn unwiderstehlich hinein. Es waren die letzten paar Bajocchi, die er für einen der schlechtesten Plätze opferte.

Die Oper hatte begonnen. Norma trat heraus. . . .

Antonio stieß einen unterdrückten Schrei aus und eilte aus dem Theater. Die Sängerin war — Gianetta. Er fragte am andern Tage nach ihrer Wohnung. Er trat hinein. Der reich gallonirte Diener stieß den Bettler, der so frech war, die „Signora" sprechen zu wollen, hart zurück. — —

Nach einer Pause fuhr mein deutscher Freund zu erzählen fort: Antonio fiel in ein lange andauerndes, hitziges Fieber. Er genaß endlich — aber sein Geist war verwirrt, er blieb so, wie Du ihn heute gesehen — denn Marchese Antonio und der wahnsinnige Improvisatore, den Du heute Abend gesehen, sind ein und dieselbe Person. Auch Gianetta hast Du heute gesehen: sie sang die „Norma".

Ein Impressario aus Florenz, der von Neapel eine Vergnügungstour nach Capri gemacht, hatte in

Antonio's Abwesenheit Gianetta singen hören, als er zufällig durch das kleine Thal wanderte, drinnen Antonio's und Gianetta's Häuschen stand. Er erkannte schnell die wunderbar seltene Stimme. Er trat zu ihr. Er bat sie weiter zu singen. Staunend hörte er ihr zu. Dann erzählte er Gianetta von seinem Theater in Florenz, von dem Ruhm, den sie dort ernten würde. Lange und viel sprach er zu ihr. — Gianetta war befangen im Rausche des Ehrgeizes. Wo war Antonio? Wie ein düsterer Schatten nur schwebte sein Bild noch vor ihrer Seele. — Gianetta floh mit dem Impressario nach Florenz.

Eine Künstlerin kann nicht wahrhaft lieben!

* * *

Mit diesen Worten endete mein Freund die Geschichte Antonio's und Gianetta's. Schweigend erhoben wir uns und gingen nach der Stadt zu. Es war tief in der Nacht. . . . . Wenige Tage darauf hatte ich Neapel verlassen und wanderte wieder dem Norden zu.

2.

München.

Es waren einige Jahre seit meinem Aufenthalt in Neapel vergangen. Ich hatte Italien nicht vergessen. Wie ein schöner, herrlicher Traum schwebte es vor meiner Seele. Aber wie rasch, wie leicht wurde dieser Traum zum schönsten Wachen, wenn ich Schilderungen jenes gelobten Landes meiner Fantasie las, wenn ich nur ein paar Worte jener melodischen Sprache vernahm! Dann war ich plötzlich wieder dahin versetzt und meine Seele erfaßte — Heimweh, als wäre es mein Vaterland. Um so leider that es mir, daß ich verhindert war, die letzte Oper im Hoftheater besuchen zu können. Eine junge italienische Sängerin, deren Schönheit und wunderbar herrliche Stimme meine Freunde mir als etwas nie Dagewesenes schilderten, hatte in „Norma" die Titelrolle gesungen. Da wurde meine Sehnsucht nach Italien recht wach. Ich machte einen Gang durch die Säle der Glyptothek, um meine Seele zu erquicken am Anblick der herrlichen Gebilde südlicher Fantasie — das war für mich eine Art Kultus. Ich verrichtete meine Andacht vor diesen Statuen, die einst unter des schönen Hellas und Italiens Himmel entstanden: ich war dann zu Hause, das Heimweh war gestillt.

Als ich mit einem Freunde, mit dem ich in den Sälen zusammengetroffen, heraustreten wollte in's Freie, kam eben ein wunderbar schönes Weib am Arme eines langen, nichts weniger als einnehmenden Engländers herein. Ich sah sie an und eine seltsame Erinnerung durchzuckte meine Seele. Ueberrascht, erstarrt blieb ich stehen.

„Nicht wahr, ich hatte Recht, sie ist wunderbar schön diese italienische Sängerin, die gestern Abend als „Norma" uns Alle entzückte! — Schade, daß sie, wie man sagt, die Geliebte dieses abgelebten Engländers ist, der keinen Vorzug hat als seinen immensen Reichthum," sagte mein Freund zu mir, indem er mich anstieß, verwundert über mein befangenes Wesen.

Ich drückte den Hut tief in's Gesicht und eilte rasch von dannen, nachdem ich mich kurz von meinem Begleiter verabschiedet. War es eine Thräne, die mein Auge plötzlich umflorte? Wieder erklangen in meiner Seele die letzten Worte meines Freundes in der Locanda bei Neapel: „Eine Künstlerin kann nicht wahrhaft lieben!" Die allgemein bewunderte italienische Sängerin, die seit mehreren Abenden ganz München zur höchsten Begeisterung hinriß, die Geliebte des Lord Roch . . . war — Gianetta, das Fischermädchen vom Golf bei Neapel.

Der Stadtmusikus.

(Fortsetzung statt Schluß.)

„Ach, Väterchen!" begann Minchen, „Er weiß, ich bin vergangene Lichtmess' zwanzig Jahre gewesen und möchte —"

„Auch wohl gern Ripienist werden," fiel der Vater in's Wort. Minchen schlug die Augen nieder und zupfte sich an der Busenschleife.

„Na! na! ich weiß schon, man munkelt so Manches und dem Vaterauge ist es nicht unbekannt geblieben. Er schnäbelt schon lange um Dich und ist ein Mann, der alle Ehre verdient, das muß ich sagen."

„Wie? — Er weiß schon?" —

„Daß oben der Klarinettist Dich nicht ungern sieht. Der Choral, der neulich früh Morgens zu Deinem Geburtstage vor der Alkovenflur geblasen wurde, ist sein Werk. Dies zeigt Liebe an und ich denke, ein Bischen Liebe ist im Ehestande wohl mehr werth, als eine Mitgift aus dem elterlichen Hause. Zweitens seine Kunst. Er hat einen Lehrbrief, der nur so seyn muß. Sein bester Wegweiser ist aber seine Kenntniß in der Musik. — Wenn er oben vor seinem alten wurmstichigen Tische sitzt und ein Concert vom Blatte herunterspielt, oder Abends in der Dämmerung phantasirt, so ist mir immer zu Muthe, als wenn ich ihn umarmen und Schwiegersohn nennen sollte, daß es die ganze Stadt hört. Wie Gott will. Er ist zwar jetzt blos Stadtpfeifergeselle, aber man

kann nicht wissen, wenn und wie. Der Kopist und Sportuleinnehmer auf der Versetzstube ist sein Vetter und der Herr Oberstadtschreiber sein Pathe. Eine Bitte aus meinem Munde, so ist er mein Substitut."

Minchen war ganz still geworden, denn der Vater hatte falsch gerathen, was er auch bald zu bemerken schien.

„Lieber Vater!" begann Minchen, — „es ist recht schön, daß Er — aber hier — das Herz."

„Ach, was Herz!" versetzte ärgerlich der Alte. — „Das weiß der liebe Himmel, was die Frauenzimmer immer mit dem Dinge haben. Ist's eine Liebschaft, ein Zwist, oder sonst eine Quengelei, so wird immer das Herz vorgeschoben. Was ist's? Frisch von der Leber weg!"

„Ein junger, artiger Mann, ein gescheidter Mann, der sein leidliches Auskommen hat. Vater! denk Er sich nur, er hat studirt —"

„Studirt? — kein Musiker? Minchen! wenn Du Deinen alten Vater lieb hast, so nimm den Klarinettisten. Wer weiß, was der gelehrte Fant für Absichten hat, denn man kann dem Menschen nicht in's Herz sehen. Ein Mann aber, der es mit der Kunst aufrichtig meint, der wird es auch mit Dir redlich meinen. — Die Gelehrten sind gerade diejenigen, die am unbeständigsten in der Liebe sind. Gleich und gleich gesellt sich gern. Wo Standesgleichheit, da ist auch Gleichheit der Herzen."

„Es gibt aber doch Ausnahmen."

„Mitunter, aber nicht immer. Gottes Segen, wenn es den Kindern wohlgeht. Wenn ich aber denke, daß meine Tochter einen Rathsherrn zum Mann hätte und wenn ich sie einmal besuchen wollte, ich erst das Staatsgeschirr anlegen müßte, damit ich den Leuten kein Aergerniß gäbe und vielleicht noch obendrein im Vorsaal warten müßte, bis mich der Bediente angemeldet hätte, so wollte ich doch lieber ein Holzwurm in einer Baßgeige des Dorfmusikus seyn und mich durch eine Ewigkeit von Dissonanzen hindurch fressen, als so ein Schwiegervater, der dem Glück oder Unglück seiner Tochter von fern zusehen müßte. Was für ein Studium hat er denn absolvirt?"

„Die Rechts — Rechts —"

„Die Rechtsgelehrsamkeit, lieber Vater!"

„Dacht' ich's doch, ein Advokat," brummte Harmonius, indem er die Stube durchschritt und seinen Zopf bald auf die rechte, bald auf die linke Seite warf. — „Mädel! 's geht wahrhaftig nicht. Schlag' Dir den Gelehrten aus dem Sinn und nimm den Klarinettisten, da bleiben wir unter uns und können harfeniren und singen, wie es beliebt. So aber mußt Du in den hohen Ton mit einstimmen und wirst am Ende taub gemacht für die wahren Freuden der Erde, taub für Deinen alten Vater."

„Ach! Er ist auch manchmal ein rechter Brummbaß!" begann Minchen und unterdrückte eine Thräne, die unter den schönen Wimpern hervorbrechen wollte.

„Der Brummbaß gehört so gut zur Harmonie, wie die Viola; aber in der Advokatenwelt hat die Harmonie ein Ende. Wär's ein Theolog oder ein Medikus, **à la bonne heure!** da hätt' ich nichts dawider. Wenn ich aber so ein Paar hagere Advokaten in meiner Nähe wittere, so geht meine Seele unwillkürlich in **Fis-moll** über und ich muß mich stärken durch ein Mozart'sches Adagio auf dem Violoncell."

Minchen wollte soeben das Wort ergreifen, als es an die Thüre pochte. „Herein! wer ein gut Gewissen hat," rief der Alte und hereinhüpfte mit vielen Bücklingen Herr Hippel, Herr Emerentius Hippel. Eines edlen und hochweisen Rathes Thürsteher, ein wahres **perpetuum mobile**, ein lebendiges Zeitungsblatt, ein stereotypes Kompliment von früh bis in die Nacht. „Dienerchen, Dienerchen!" begann er mit einer Fistelstimme, als ob man ein Stückchen Postpapier zerreiße, und reichte dem Tonhelden seine Dose hin. „Prieschen, Prieschen, wie geht's, wie steht's, Alles munter? — Papa gesund, die Jungfer wohl?"

„Danke, so leidlich!" murmelte Harmonius, indem er die Augen zudrückte und die Priese einsog.

„Na!" nahm Hippel das Wort: „in einer Stunde geht die Ziehung vor sich, im Pelikan; ich habe auch ein Löschen, Nummer 55, mein Hausnummerchen, der Himmel gebe seinen Segen!"

„Das ist auch mein Wunsch," erwiederte Harmonius. „Ich habe sechs Loose und mir ist's zu Muthe, als lägen sie mir alle sechse der Länge nach auf der Herzgrube. Herr Hippel! sechs Fläschchen vom Besten aus meinem Keller gäbe ich darum, wenn die Kremoneser in mein Haus käme. Ich würd' um zwanzig Jahr jünger und tanzte und kreiselte vor Freuden mit den Kindern auf dem Hofe herum."

„Wer weiß, das Glück kommt unverhofft, — unverhofft. — Haha und hier, die Jungfer Tochter ist Braut. Gratulire! freut mich, freut mich ganz unendlich! — Prieschen?"

„Braut?" rief der Alte. „Hahaha, daß doch die Leute außerm Hause immer mehr wissen, als diejenigen, die d'rin wohnen."

„Wie? nicht wahr? — Haha! die ganze Stadt spricht davon. Eine schöne Partie, eine noble Partie, Jungfer Minchen und der Herr Aktuarius Treumann, — die Kremoneser geige — Verlobung, Hochzeit, Dienerchen, Dienerchen!"

Ehe Harmonius ein Wort erwiedern konnte, war Hippel wie ein Ferlchen zur Thüre hinaus. Minchen war blutroth im Gesichte geworden, daß der Ueberlästige so mit dem Manne ihres Herzens herausgeplotzt war. Der Alte biß die Unterlippen zusammen und trat mit dem Fuße auf, daß die silberne Schnalle vom Schuh absprang. „Also der Aktuarius," begann er, „der Aktenwurm, der vorigen Winter oberwärts wohnte und kaum einen guten Tag herausbringen konnte, wenn er an mir vorbeistapfte."

„Ach, Väterchen! er hat so viel Respekt vor Ihm, denn er ist etwas schüchtern, aber ein seelenguter Mann."

„Ein Aktuar und schüchtern? — Wo bist Du denn mit ihm zusammengekommen?"

„Bei der Frau Tertiussen."

„Donner und Wetter! — Weiter im Text!"

„Da hat er sich in mich verliebt und dann hat er mir ewige Treue geschworen."

„Verliebt — und der Alte weiß kein Wort davon? Wie, wo, wann hat er Treue geschworen?"

„Vorgestern Abend, unten an der Hausthüre."

„Solche Dinge in meinem Hause! Ich, der ich sonst durch zehn Bretter sehe, bin hier stockblind, lass' mir ein Fell über's Gesicht ziehen von meinem einzigen Mädel und einem pfiffigen Aktuarius. Donner und Wetter! was sind das für Geschichten! Während oben der Klarinettist schmelzende Liebeslieder von sich gibt, steht sie unten und schwört mit einem Aktuarius hinter der Hausthüre. Aus! aus! — Schreib' dem gelehrten Herrn ein Paar Zeilen, — es wäre nichts, er soll sich fürder keine Mühe geben, der Alte wäre hinter seine Schliche gekommen und die Sache wäre abgethan. Punktum!"

„Aber Vater, wenn —"

„Was wenn und aber. — Denkst Du, ich fürchte mich vor ihm? Ich werde so ruhig wie zuvor auf das Rathhaus gehen und Vormittags um zehn Uhr mit abblasen, wenn es Observanz. Mit einem Wort, ich kann die Sache nicht zugeben, wenigstens nicht mit gutem Gewissen; denn ich muß auf Dein Wohl bedacht seyn und ein Mann wie ich, der so sechzig Jahre an dem Wege des Lebens gestanden, während Gutes und Böses vorübergegangen, der, dächte ich, könnte hier ein Wort reden."

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Aus Herza (Moldau) meldet die „Bukowina" den interessanten Fall einer Rettung von fünf Menschenleben durch einen Hund. Es fuhr anfangs März ein Landmann mit seiner Familie zu Schlitten von Herza nach Dorohoi und nahm den näheren Weg durch die Wälder, wo der Schnee noch in großen Massen lag. In der wilden, an Schluchten und Abgründen so reichen Gegend von Ilischau stürzte das Gespann in eine tiefe und enge Schlucht, rings von schroffem Fels umgeben, so daß die unglücklichen Reisenden, welche sich bei dem Sturze auf die weiche Schneemasse nur wenig beschädigt hatten, keine Aussicht auf Rettung aus ihrer bedrängten Lage fanden. Die Leute hatten jedoch einen Hund mitgenommen, der neben dem Schlitten herlief. Als nun dieser das Unglück seines Herrn sah, stand er eine Zeit lang winselnd am Rande des Abgrundes, begann hierauf ein lautes Geheul und lief den Fahrweg gegen Michaleni hin. An der Stelle, wo sich die Waldwege kreuzen, in der Nähe eines einsamen Wirthshauses bellte er die Vorübergehenden an, zerrte sie an den Kleidern und betrug sich, hin und her laufend, derart auffallend, daß man ihn für wüthend hielt und ihn erschießen wollte. Ein alter Bauer jedoch, den er gleichfalls am Rock faßte und weiter zerren wollte, machte die Leute aufmerksam, daß dieser Hund etwas beabsichtige und daß man ihm nachgehen solle. Man befolgte den Rath des Alten und kam, indem man dem Hunde nachging, zu der Schlucht, wo die Verunglückten endlich — nach mehr als 13stündigem Leiden und in einem äußerst traurigen Zustande mit Stricken und Leitern heraufgeholt wurden. Der Hund war ihr Lebensretter geworden.

Ein auf seinen Besitzungen bei Kreuznach lebender Hauptmann a. D. ist ein großer Interessent von phantastischen Spazier- und Reisestöcken. Hat derselbe einen durch sonderbaren Naturwuchs sich auszeichnenden Stock ermittelt, so wird er um jeden Preis akquirirt. Selbst aus entfernten Ländern bezieht dieser Stockliebhaber schöne naturwüchsige und geschnitzte Exemplare. Der Inhaber dieser originellen Sammlung beabsichtigt, demnächst eine Ausstellung seiner Stöcke zu Kreuznach zu veranstalten.

Herr Couvier Gravier bringt in der Patrie eine mit Illustrationen versehene astronomisch-meteorologische Abhandlung, worin er, auf eine fünfzigjährige Erfahrung gestützt, nachweist, daß sich aus den Sternschnuppen die Witterung eines Jahres zum Voraus im Allgemeinen bestimmen läßt. Für 1862 prophezeit Herr Gravier warmes und trockenes Wetter, keine Landregen, sondern nur Gewitter und Gewitterregen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 64. Freitag, 30. Mai 1862.

Das Opfer.

Vor'm Thore liegt ein schöner Park, da ging ich spazieren.

Der Geist regiert den Körper und doch übt dieser über den Geist die stille Gewalt einer Hausfrau, die durch allerlei Intriguen ihren viel beschäftigten Gatten einmal zwingt, sich zu erholen. Man geht in's Freie, um seine Gedanken zu sammeln, oder dem Körper Bewegung zu verschaffen, und dieser führt den Geist spazieren, läßt ihn in den Guckkasten der Natur und des bunten Lebens schauen.

Erinnerungen tauchen auf, das Gemüth ist für jeden Eindruck empfänglicher als sonst, der Geist läßt den Gedanken die Zügel schießen und die wilden Gesellen tummeln sich durcheinander wie die Kinder auf dem Turnplatz.

Ich ging hinaus in den grünen Park und suchte die einsamen schattigen Gänge auf, wo kein Bierhaus in der Nähe und daher nur wirkliche Spaziergänger wandern.

Dort tändelt ein alter Herr langsam dahin und spielt mit seinem Stock, er betrachtet das frische Grün und berechnet die Kourse, dort eilt raschen Schrittes ein bärtiger langbehaarter Mann vorüber, als wolle er in einer Stunde alle Wege messen und so rasch wie möglich den Spaziergang „abmachen", der zu seiner Tagesordnung gehört — dort wandelt ein Dritter, laut mit sich selber sprechend, dort kost ein Pärchen und immer wieder wird es einsam, alle diese Leute gehen einander aus dem Wege, sie kennen einander nicht, Jeder will allein wandeln, es sey denn, daß er einen Freund träfe.

Nichts ist störender bei einem solchen Spaziergange, als die Begegnung mit gleichgiltigen Bekannten — mir wenigstens und ich habe deßhalb eine wahrhafte Scheu, Jemanden anzureden, von dem ich nicht ganz gewiß weiß, daß er es gern sieht. —

Durchschnittlich ist man, wenn man allein ist, immer in der besten Gesellschaft, in einer Gesellschaft, die man leicht zu sehr vernachlässigen, aber nie zu oft aufsuchen kann.

Als ich den Laubengang zum Schwanenteich einschlug, sah ich einen Herrn die Alle herabkommen, den ich nur aus einer Restauration kannte, wo wir häufig zusammen gespeist hatten. Wie ich ihn kennen gelernt und was mich gerade zu diesem bedeutend älteren Manne vorzüglich hinzog, das weiß ich nicht — Leute, die einander finden sollen, können sich im Gewühl von Tausenden begegnen und der geheimnißvolle Magnet wirkt ebenso mächtig, als geschehe die Berührung im engeren Kreise.

Der alte Herr — ich will ihn Brandis nennen — hatte etwas in seinem Antlitz, was in mir jenes warme Vertrauen erweckte, mit dem wir die Freundschaft Anderer suchen und auch er, das fühlte ich, sah es gern, wenn wir uns begegneten, er brach ein Gespräch mit Anderen ab, wenn ich kam und sprach zu mir in einem herzlicheren Tone.

Heute strahlte sein Antlitz von dem Leuchten einer tiefen, inneren Bewegung. Schon der rasche, elastische, beinahe hüpfende Gang, wie vom Pulsschlag des Herzens getragen, zeigte mir, daß ihm etwas Besonderes begegnet seyn müsse, das Auge war feucht und schaute wie verklärt, ein Gemisch von Jubel und Wehmuth zuckte aus den sonst so ernst freundlichen Zügen, als wolle er lachen und weinen — man sah, das Herz war ihm voll zum Ueberströmen.

Sollte ich ihm ausweichen oder nicht? War es indiskret, ihn in einer Stimmung zu begrüßen, wo der Mensch den vertrautesten Freund sucht und diesen oft nur in der Einsamkeit findet? Konnte ich, der junge Mann, ihm das seyn, was er mir war — ein Freund, dem das Herz gern und froh sein Vertrauen schenkte?

Ich stand unschlüssig, ob ich in den Seitengang einbiegen oder ihm begegnen und es darauf ankommen

lassen sollte, ob er mich bemerken und mich anreden werde, — mein neugieriges Interesse wünschte das Letztere — da schaute er auf und der freudige, warme Gruß seines Auges hieß mich willkommen.

Der Mensch schämt sich seines besten Gefühls, wo die Konvenienz einen Zweifel läßt, ob die Worte auch passend erscheinen und doch hat die beredteste Sprache nur matte Farben, wenn das Gefühl schildern möchte, was es fühlt. Ich hätte dem Manne sagen mögen, wie unendlich selig der Gruß seines Auges mich in diesem Augenblicke machte, wo das Herz zögernd gefragt: kannst du ihm etwas seyn?

Es gibt keine Empfindung, die tiefer bewegt und das Herz jubelnd erhebt, als das Gefühl, verstanden und gesucht zu werden, wo es selbst achtet und sucht.

„Das ist mir lieb," rief er, „daß ich Sie treffe, das freut mich herzlich — Sie sind Dichter, Sie werden mich verstehen und ich muß das Herz ausschütten, sollte ich auch Niemand finden, der mich hört, als den Wald. Es ist eine Geschichte, die Sie brauchen können — wie ich sie erzähle, würde mancher sie für das Geschwätz eines eitlen, thörichten, alten Mannes halten, aber ich weiß, daß Sie Ihnen eine Anregung geben wird. Könnte ich schreiben, ich fühle es, dann wäre ich heute zum Dichter geworden. Lachen Sie mich nicht aus, das Herz ist mir so voll — und wenn ich mich auch täusche und meine Erzählung langweilig für Sie ist, lassen Sie mich davon plaudern."

Ich brauche nicht zu sagen, daß ich ihm so gut als ich es mit Worten vermochte, das gespannte Interesse ausdrückte, welches er angeregt, und wir schlugen einen Seitenpfad ein, um durch Niemand gestört zu werden.

Es sind matte Farben, mit denen ich die Erzählung des alten Herrn wiedergebe, die ihm in glühenden Bildern aus dem Herzen floß — es ist ein in Prosa übersetztes Gedicht, dessen Klänge mir in süßer Erinnerung geblieben!

„Es sind jetzt dreißig Jahre her," begann er, „als eine Zeitungsannonce verkündete, daß das Handlungshaus Franz Bevene einen Kommis suche.

Es war dies ein Ereigniß für die junge Kaufmannschaft, denn Bevene war eine der ältesten Firmen und das Glück, dort eine Stelle zu erhalten, eben so selten, wie der Haupttreffer in der Lotterie.

Niemand begriff, was Bevene veranlassen konnte, eine freie Stelle in der Zeitung auszubieten, da sich gewiß schon auf das bloße Gerücht von dem Vakantwerden einer Stelle Unzählige gemeldet hätten; denn abgesehen von dem hohen Gehalt, welchen er zahlte, konnte ein angehender Kaufmann keine bessere Schule durchmachen, als bei ihm.

Er hatte den größten Umsatz, die weitreichendsten Verbindungen, das Geschäft wurde musterhaft geführt, Alles war bis in das kleinste Detail geregelt, er besaß ungeheure Waarenlager und sein Verkaufsladen glich einem Bazar — kurz, man konnte dort in einem Jahre ebensoviel lernen, als ob man drei oder vier andern Häusern jedem dieselbe Zeit diente.

Ich war damals sechs und zwanzig Jahre alt und seit längerer Zeit bei einem Kaufmann in Kondition, der nur ein unbedeutendes Geschäft hatte, welches sehr wenig für die Kommis abwarf.

Ich war zufrieden, denn ich hatte wenig Bedürfnisse; aber ich mußte eine alte Mutter ernähren und hätte ihr gern eine behaglichere Existenz geschaffen, als der geringe Sold, den ich erhielt, es gestattete.

Aber der Buchhalter meines Prinzipals ging damit um, sich zu etabliren, ich hatte bestimmte Aussicht, seine Stelle zu ersetzen und das machte mich schwankend.

Bevene zahlte seinen Kommis eben so viel, wie mein Prinzipal dem Buchhalter — gewann ich Bevenes Vertrauen, so konnte ich dort eine sichere Existenz für's Leben finden — gewann ich es nicht, dann hatte mein Prinzipal einen Andern.

Ich schwankte lange; meine Mutter rieth mir, das Sichere dem Unsichern vorzuziehen und bei meinem Brodherrn zu bleiben; aber eine merkwürdige, meinem Charakter sonst völlig fremde Unruhe ließ mir den Gedanken nicht aus dem Sinn kommen, daß ich in dem großen Handlungshause mein Glück machen werde.

Ich entschloß mich endlich, meinen Prinzipal um Rath zu fragen und dieser lobte meinen Entschluß, fürchtete aber, daß ich zu spät kommen werde, da die Annonce schon zwei Tage alt sey.

Ich eilte zu Bevene und ließ mich bei ihm in seiner Privatwohnung melden.

Als ich im Korridor stand und wartete, trat aus einer Seitenthüre ein junges Mädchen mit einem Engelsantlitz, so hold, daß ich es anstarrte und ganz vergaß, die junge Dame zu begrüßen.

Sie lächelte über meine Verwirrung und fragte nach meinem Begehr mit einer Stimme, deren lieblicher Klang noch heute in meinem Gedächtniß ist — ich stotterte einige Worte und kaum errieth sie, daß ich ihren Vater sprechen wolle, so bat sie mich einzutreten, öffnete die Thüre des Vorzimmers, eilte voran und sagte, sie wolle ihren Vater rufen.

Zwei Minuten später trat Bevene in's Zimmer. Sein Auge schaute mich prüfend an — wie ein Lächeln lag es auf seinen Zügen — sie mußte zu meinen Gunsten gesprochen haben, das fühlte ich damals und später erfuhr ich, daß sie meine Verwirrung für die Scham eines Bittenden gehalten und den Vater gebeten hatte, mir nichts abzuschlagen.

„Sie wünschen mich zu sprechen?" redete er mich an.

Ich trug ihm meinen Wunsch vor.

„Bedaure," sagte er, „ich habe die Stelle gestern vergeben; warum kamen Sie nicht früher?"

Ich gestand ihm, daß ich lange geschwankt und erst auf das Zureden meines Prinzipals zu ihm gegangen sey. Er forderte meine Papiere, ich gab ihm dieselben und dazu ein versiegeltes Schreiben, welches mein Brodherr mir als Empfehlung mitgegeben.

Das Schreiben mußte sehr günstig lauten, denn als er sich wieder zu mir wandte, hatten seine strengen Züge einen noch wohlwollenderen Ausdruck, als das Lächeln bei meinem Empfange.

„Sie haben eine alte Mutter?" fragte er.

„Ja, Herr Bevene, um ihretwillen thue ich diesen Schritt, obwohl ich mich ungern von meinem Prinzipal trenne."

(Fortsetzung folgt.)

Der Stadtmusikus.

(Schluß.)

Minchen stand am Fenster und eine helle Thräne perlte auf den Hyazinthenflor. Da flog die Thüre auf und herein stürzte in vollem Fluge Herr Hippel. „Herr Stadtpfeifer! die Kremoneser ist weg. Nummer 32, ein Juris Praktikuschen hat sie gewonnen."

Harmonius hielt sich an die Lehne des Großvaterstuhls, denn der Schreck war ihm in alle Glieder gefahren. „Dacht' ich's doch, — an Einen, der vielleicht kaum die Quinte anstreichen kann. Mich, den alten ergrauten Musikus, hätte sie zum Glücklichsten unter der Sonne gemacht. Alle meine Kirchberger Schachteln und den großen Kontrebaß hätte ich dafür in Brand stecken wollen und als Opfer anzünden; so aber tappt's einem Aktenwurm und ich muß still zusehen mit meinem Grimm. O, ich möchte die ganze Juristenfakultät mit Kolophonium verpichen und die große weite Welt in Noten setzen, daß der jüngste Tag vor den Dissonanzen zurückprallen und sich Baumwolle in die Ohren stopfen sollte."

Während der Alte in ähnlichen Ausbrüchen seinem Aerger freien Lauf ließ, klopfte es an die Stubenthür. „Herein!" brüllte der Alte, der wie ein Imperator in der Stube stand und den Blitz seiner Augen auf die Thür richtete. Sie öffnete sich und — der Aktuar Treumann stand bescheiden grüßend in der Stube.

Hippel kroch vor lauter Komplimenten zusammen wie ein Igel, während seine kleinen Mausaugen wohlgefällig auf dem Sohne der Themis ruhten. Minchen machte ein ehrsames Tunkchen und der Alte stimmte die Saiten auf dem Basse seines Zornes plötzlich so herab, daß er dem Aktuar mit einer Verbeugung entgegen kam und sich nach der Veranlassung dieses ehrenvollen Besuches erkundigte.

„Herr Musikmeister!" nahm Treumann das Wort. „Ich bin Rathsaktuar geworden, habe mein leibliches Brod und bin gesonnen, solches mit einem treulieben Weibchen zu theilen. Sie haben eine Tochter; — ich liebe sie. Sie liebt mich wieder, sprechen Sie ja und das Glück zweier Liebenden ist begründet auf ewige Zeiten."

„Mein Herr Aktuar! — ich bin Vater, — aber —"

„Nichts von aber, wenn ich bitten darf; dies Wort müssen Sie heute aus Ihrer Sprache verbannen. Lassen Sie mich nicht einen vergeblichen Weg gemacht haben. Lassen Sie nicht eine Zeit kommen, wo sich vielleicht Ihre Tochter blaß und abgehärmt Ihnen naht und spricht: „Vater! warum hat Er den Treumann fortgeschickt; warum hat Er mir dies gethan? — Nichts, als: Er war nicht nach meinem Sinn, er stand mir nicht an und sonst dergleichen Zeug. Alter Harmonius! reichen Sie mir die Hand und sprechen Sie: „Hier, hast Du sie, nimm sie hin und lebt glücklich!"

„Herr! die Thränen stehen mir in den Augen, aber oben der Klarinettist —"

„Vater Harmonius! ich weiß, wo das Obeil hinaus will, aber hier kommt die Stimme der Tochter mit ins Spiel. Sie will keinen Anderen, als mich, darum müßt Ihr sie hören, denn es ist ja Euer Kind."

Der Musikus schwieg. Der Aktuar fuhr fort:

„Lieber Harmonius, ich hatte mir zugleich die Freude eingebildet, Euch ein Geschenk machen zu wollen. „Hier", er riß die Thür auf und nahm einem Knaben einen Geigenkasten ab, „hier, die Kremoneser habe ich gewonnen; ich spiele selbst etwas und halte mir ein Quartettchen, sie ist mir ein Schatz, ein Palladium, aber hier, für Euere Tochter, für mein gutes liebes Minchen gäbe ich sie hin und kostete sie Millionen."

Wie das Kind an die Mutterbrust stürzte Harmonius auf die Geige zu. Er riß den Bogen heraus und als er über die G- und D-Saite strich und die molligen Töne hervorquollen, schrie er: „Kinder, nehmt Euch!" Er strich D und A an. „Lebt glücklich!" dann A und E — „Empfangt meinen Segen!"

Das Pärchen flog zusammen und Hippel wie ein Pfeil durch die offene Thür. Während Treumann und Minchen sich zärtlich umschlungen hielten und

der Alte Skala, Applikatur, Doppelgriffe und Fugen mit einer Begeisterung hervorlockte, daß man wähnte eine Orgel zu vernehmen, die zur Brautmesse spiele, drangen die übrigen Kunstgenossen des Hauses, mit Ausnahme des Klarinettisten, Hippel natürlich an der Spitze, glückwünschend zur Thür herein. Der Alte bestellte mit verklärtem Gesicht Wein und Gläser, um augenblicklich die Verlobung zu feiern. Die Gläser erklangen in der Runde und nach dem Rufe: „Es lebe das Brautpaar!" drückte er seinem Schwiegersohn einen herzlichen Kuß auf die Lippen und schrie freudetrunken: „Kinder, in den nächsten Wochen ist Hochzeit, da laßt uns den Herrn loben mit Cymbeln und Geigen, da laßt uns lustig und fröhlich seyn. Die Polonaise spiele ich Euch auf und zwar hier — auf der Kremoneser."

Mannigfaltiges.

Zum Kriegssekretär Stanton in Washington kam kürzlich ein erfindungsreicher Yankee, um der Regierung einen von ihm selbst erfundenen schußfesten Panzer in patriotischem Eifer für das Heer anzubieten. Ist er geprüft? fragte Stanton. Nein! Gut, dann wollen wir es gleich thun; ziehen Sie den Panzer an, ich werde mit Spitzkugeln auf Sie schießen. Der patriotische Mann verzichtete auf die Prüfung und ging heim.

Im Pflanzengarten zu Paris geht ein Herr, seine Frau am Arm, an einigen Enten vorüber. Die Dame schaut um und bemerkte, daß eine Ente ihrem Herrn Gemahl nachläuft. „Das ist drollig," sagte sie, „sieh einmal um, dir läuft eine Ente nach. Wie kommt das?" „Ich habe eine Zeitung im Sack," erwiederte der Herr, „sie merkt ihre Kameraden."

(Unterschlagene und jetzt zu Stande gebrachte Heirath.) Ein hochgestellter pensionirter Militär in Wien erhielt vor kurzem einen Brief von seiner Nichte aus der Provinz, worin ihm diese anzeigt, sie sey eben glücklich von einem Knaben entbunden worden. Der Onkel, der seine Nichte unverheirathet wußte, ergrimmte ob der Schande, welche die Leichtsinnige über die Familie gebracht und ließ sie in einer Antwort das ganze Gewicht des onkeligen Zornes fühlen. Ein neues Schreiben der Nichte und ihres Mannes drückt die größte Verwunderung darüber aus, denn schon vor anderthalb Jahren hatten sie ihm ihre eheliche Verbindung gemeldet. Der Onkel geht auf die Post und es werden ihm richtig zwei kallabisirte Briefe mit dem ominösen Refrain: „Unterschlagen gewesen und nun zu Stande gebracht," eingehändigt. Darin stand freilich die Aufklärung.

Der berühmte französische Dichter Lamartine, der stets gehend oder reitend seine Werke verfaßt, liest, da er die Bruchstücke gleich zur Presse sendet, selten eines seiner gedruckten Werke. — Sein auch in's Deutsche übertragenes Gedicht: „der Fall eines Engels," gefiel der Gattin des genannten Dichters so sehr, daß sie ihn bat, er möchte sich doch Zeit abmüßigen, um dieses schöne Produkt seiner Einbildungskraft im Zusammenhange zu lesen. Er erwiederte derselben mit den Worten: „Madame, Gedichte mache ich, weil es mir Geld einbringt, aber sie lesen, ist sehr langweilig."

Ein Reisender besuchte einst den berühmten Romanschreiber August Lafontaine und erzählte demselben von dem Entzücken, welches ihm seine Schriften in der Jugend verursacht hätten. „Ach!" erwiederte Lafontaine scherzend, aber doch etwas empfindlich: „so sagen Alle. Jung haben sie mich gelesen, alt lassen sie mich liegen."

Dreisilbige Charade.

In stiller Anmuth kommt's gezogen,
Wie Rosenhecken blüht es auf.
Und durch des Aethers blaue Wogen
Steigt es mit gold'ner Pracht herauf.
Kannst du des Räthsels Lösung finden?
Zwei Silben mögen's dir verkünden.

Wohl gibt es eine mächt'ge Heerde,
Von keinem Auge noch gezählt;
Sie weidet herrlich, fern der Erde,
Vom Glanz des ew'gen Lichts beseelt.
Willst du der Lämmer Namen kennen?
Die dritte Silbe wird ihn nennen.

Am frühen Tag erscheint das Ganze
Und steigt empor mit heit'rem Sinn,
Und in des Morgens jungem Glanze
Verkündet's die Gebieterin.
Und folgt ihr nach durch alle Weiten.
Sprich: Kannst du mir das Räthsel deuten?

Saalstadt *A. K.*

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 65. Sonntag, 1. Juni 1862.

Das Opfer.

(Fortsetzung.)

„Aber Sie können dort Geschäftsführer werden?"

„Ich hoffte es," lautete meine Antwort, „und würde nie kühnere Erwartungen gehegt haben, wenn mein Prinzipal ein jüngerer Mann wäre. Aber er wird sich auch bald zur Ruhe setzen und dann müßte ich doch ein anderes Brod suchen."

„Dasselbe könnte Ihnen hier begegnen, wenn Ihre Kräfte nicht ausreichen, bei mir Buchhalter zu werden und Sie können doch nicht ewig Kommis bleiben!"

War es sein wohlwollender Blick, der mich so kühn machte, mehr auszusprechen, als ich zu hoffen gewagt, oder hatte ich den Muth dazu, weil er mir die Aussicht auf eine Stelle genommen, daß einem festen Willen und frischen Eifer das Schwierigste nicht unmöglich sey.

Die Antwort schien ihm zu gefallen, er warf noch einen Blick in meine Papiere, dann fragte er plötzlich, ob ich bei meiner Mutter Wohnung und Kost habe.

Betroffen, was er mit dieser Frage wolle, sagte ich Nein.

„Das ist mir lieb," sagte er, „wenn Sie bei mir im Hause wohnen wollen, kann ich Ihnen einen Posten geben. Sie sollen das Aus- und Verpacken der Waaren beaufsichtigen und die Buchführung des Lagers übernehmen. Sind Sie mit sechshundert Thalern Gehalt und freier Station für das erste Jahr zufrieden?"

Ich stand sprachlos vor Erstaunen, — die Thränen liefen mir über die Wangen — das war fast dreimal so viel, als ich bisher erworben.

„Zu viel — Herr Bevene," stotterte ich — „dafür können Sie einen gelernten Buchhalter haben."

„Mir ist es lieber, ein ehrlicher Mann lernt bei mir, als daß ein gelernter mich betrügt," antwortete er, „diese Stelle fordert einen Mann, dem ich volles Vertrauen schenke. Ihre Papiere und was bei mir noch mehr gilt, Ihr Gesicht sprechen für Ihren Charakter. Wenn Sie Ihre Arbeit kennen gelernt, so werden Sie finden, daß ich Ihren Gehalt sehr gering angesetzt habe; denn Ihre Verantwortung ist groß, da eine Vernachlässigung von Ihnen mich um Tausende bringen kann. Ich werde daher Ihnen helfen müssen und erst dann Ihren Gehalt erhöhen, wenn ich sehe, daß Sie ohne mich fertig werden. Sie haben nur ein Buch zu führen, aber dreißig zu kontroliren, nebenbei die Arbeiter zu überwachen, es ist also nichts Kleines, was ich verlange und von Ihnen erwarte."

Ich weiß nicht mehr, wie ich ihm dankte und was mein überströmendes Herz versprach — ich weiß nur, daß ich treulich Wort gehalten und erfüllte, was ich versprechen konnte.

Der hohe Gehalt machte es mir möglich, meiner Mutter alle Bequemlichkeiten des Lebens zu verschaffen, deren sie so lange entbehrt; und daß sie wieder auflebte, daß ihr glückliches Lächeln dankbar auf mir ruhte, das schuldete ich Bevene und wie viel Gutes er in seinem reichen Leben gestiftet, einen glücklicheren Menschen als mich hatte er nimmer in seinem Hause gehabt.

Aber ich war ihm auch von Nutzen. Durch unermüdlichen Fleiß brachte ich es in wenigen Wochen dahin, daß ich den ganzen Geschäftsgang kennen lernte und mit Betrübniß merkte ich bald, daß dieser Ehrenmann, so glänzend er auch seine Kommis besoldete, überall betrogen wurde. — Meine genaue Kontrole aller Bücher reichte nicht aus, diesem Unwesen zu steuern; ich war beim Oeffnen jeder Kiste zugegen, ich beaufsichtigte die Verpackung, ich war Zeuge beim Empfang der Waaren von unsern Geschäftsfreunden — kurz, ich that Alles selbst und führte bei Nacht die Bücher, da es mir an Zeit fehlte, dies in den Komptoirstunden zu thun. — Bevene schien mein Treiben und Schaffen nicht zu bemerken; obwohl er mir vorher gesagt, daß er meine Arbeit leiten und kontro-

liren werde, ließ er sich zuerst nur wenig, dann gar nicht mehr im Komptoir des Lagers erblicken und dadurch ward es mir möglich, ihm die Anzeige von der Unrechtlichkeit seiner Kommis zu ersparen, es genügte mir, ihnen fernere Nebenverdienste unmöglich zu machen.

Das Personal des Komptoirs hatte Anfangs gefürchtet, daß ich eine Anklage erheben werde; daß ich dies nicht that, versöhnte mich mit den Kommis, aber ich traute ihnen nicht und war darauf gefaßt, daß man versuchen werde, mich bei dem Prinzipal zu verdächtigen. Ob dies geschehen oder nicht, eines Tages forderte er die Durchsicht der Bücher und ließ sich dieselben auf sein Zimmer bringen.

Ich hatte ein gutes Gewissen und zitterte nicht, obwohl die schadenfrohe Miene einzelner Kommis mich wohl hätte beängstigen können; denn der Geschäftsgang war so verwickelt, daß es nicht unmöglich war, daß sie meine Ungewandtheit in der Buchführung benutzt hatten, mich zu verläumden.

Bevene sprach selten ein Wort in den Komptoirs, jetzt war er noch einsilbiger. Drei Tage vergingen, ohne daß ich die Bücher zurückerhielt, er besuchte alle Lagerräume und sein prüfender Blick schien jede Kiste zu zählen; endlich brachte mir sein Diener die Bücher zurück, aber kein Wort von ihm, ob er zufrieden gewesen oder nicht; statt dessen erfuhr ich, daß er die Bücher des Detailgeschäftes ebenfalls eingefordert hatte.

Wieder vergingen mehrere Tage, die schadenfrohen Mienen waren verschwunden, eine feierliche Stille herrschte in allen Komptoirs; eine bange Unruhe ließ Jeden vor der Stunde erzittern, wo Bevene sprechen werde.

Das Detailgeschäft erhielt die Bücher zurück, Bevene that, als ob nichts vorgefallen, er sprach kein Lob, er äußerte keinen Tadel, Alles ging seinen Weg wie zuvor.

(Fortsetzung folgt.)

Londoner Industrieausstellung.

Ueber die Architektur des Ausstellungsgebäudes schreibt Lothar Bucher der Nat.-Ztg. u. A.: An den Querschiffen, welche die beiden Giebel einnehmen, habe ich nichts auszusetzen, als die garstigen runden Fenster, deren eines gar in ein Zifferblatt verwandelt und dadurch noch störender für die Verhältnisse geworden ist. Das Längenschiff aber ist entschieden häßlich. Es ist zu schmal für seine Länge und Höhe und erhält dadurch und durch die Rippen, welche das Dach tragen, eine unglückliche Aehnlichkeit mit einem umgestülpten Kahn, von dem Vordertheil und Hintertheil abgesägt sind. An den Enden hat es keinen für das Auge befriedigenden Abschluß; das dreieckige Dach bricht ab, wo es an die Glaskuppeln stößt und zeichnet seinen Durchschnitt scharf auf die Giebelwand. Diese Wand, welche die eine Seite des achteckigen Riesenbaues der Kuppel ausmacht, ist höher als das Schiff; man sieht also, wenn man in dem letzteren steht, nur einen Theil desselben und an den Verhältnissen erkennt man, daß es nur ein Theil ist. Ein anderer Uebelstand ist, daß der Fußboden des Schiffes an 5 Fuß tiefer liegt als die Fußböden der Querschiffe und die Eingänge. In der Südfronte, parallel mit dem Hauptschiff, befindet sich die Bildergallerie, die dem Zweck entsprechend und ohne Prätensionen ist. Der übrige Raum ist mit niedrigen, dreieckigen Dächern auf Eisensäulen eingedeckt. Uebrigens wolle man nicht vergessen, daß ein Engländer sich nicht entschließen kann, etwas unschön zu finden, was recht groß, lang, hoch, dick oder theuer ist. Das Gebäude muß schön seyn, denn es bedeckt vier Morgen mehr und kostet noch einmal so viel als das von 1851. Die Kuppeln müssen schön seyn, denn sie haben 21 Fuß mehr Durchmesser als St. Peters Dom. — Die Zahl der Aussteller aus England, Schottland und Irland beträgt 6965, etwa ein Viertel weniger als 1851; dagegen sind die Kolonieen reicher vertreten, namentlich Indien mit einer sehr lehrreichen Sammlung von mehr als 500 Nummern. England mit seinen Kolonieen hat die Hälfte des ganzen Raumes besetzt. In die andere Hälfte theilen sich:

Frankreich	mit	3621	Ausstellern	147,519	□F.
Zollverein	"	2531	"	83,312	"
Oesterreich	"	1509	"	52,408	"
Belgien	"	863	"	49,947	"
Italien	"	1289	"	17,781	"
(Rom außerdem)	"	53	"	3,469	"
Schweiz	"	387	"	15,836	"
Türkei	"	15	"	14,300	"
Rußland	"	658	"	14,050	"
Schweden u. Norw.	"	742	"	9,859	"
Holland	"	354	"	7,200	"
Dänemark	"	299	"	6,050	"
Spanien	"	1133	"	5,875	"
Portugal	"	1132	"	4,781	"
Griechenland	"	283	"	2,050	"
Brasilien	"	230	"	1,250	"

u. s. w. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika haben nur einige sechszig Nummern geliefert. Die Abtheilungen China (25 Nummern, darunter der Schädel des Konfuzius), Siam (3 Nummern), Japan (10 Nummern) sind nicht etwa von den Regierungen oder den Einwohnern der betreffenden Länder beschickt, sondern von englischen Händlern und Liebhabern zusammengebracht. — So viel man nach dem ersten

Eindruck sagen kann, ist England in allem Nützlichen dem Kontinent voraus, dagegen steht es in allen Kunstwerken auffallend zurück. In der fremden Abtheilung ist Alles prachtvoll und schön ausgestattet, in der englischen, wo die Ausstattung den Ausstellern überlassen blieb, sind die Verzierungen häßlich und ohne Zusammenhang. In der englischen Abtheilung haben die Aussteller von Mineralien (Klasse 1) gar keinen Nutzen zu erwarten und tragen die schweren Kosten nur zum allgemeinen Besten; es ist nur ein einziges neues Metall seit 1851 in den Handel gekommen, das Aluminium. Das Interessanteste in dieser Abtheilung ist ein Modell der Barrow-Werke in den Durham-Minen, welches durch Wasserkraft getrieben wird. An sonstigen interessanten Ausstellungsgegenständen enthalten die genannten Abtheilungen einem Bericht der Frankf. Handelsztg. zufolge die Klassen 5, 7, 8 und 10 Eisenbahnschienen, Lokomotiven, Wagen und alle Arten Maschinen und Werkzeuge. Die diesen Klassen angewiesenen Räume werden von einer Eisenbahn durchschnitten und 6 Dampfmaschinen, die mit einem 75 Schuh hohen Schornstein in Verbindung stehen, sind darin aufgestellt; das Ganze wird von 200 eisernen Säulen im dorischen Styl getragen; die Maschinen haben zusammen 500 Pferdekraft. Die Klassen 11 und 12 enthalten Militärbedürfnisse, Rüstung, Kleidung, Geschütz und Feuerwaffen, Modelle von Schiffen und Segelwerk; man bemerkt hier eine Erfindung, um den Mittelpunkt der Schwerkraft bei dem Umhängen der Ranzen und Degengehenke der Soldaten genau zu treffen und alle möglichen Zerstörungsmittel, die der menschliche Geist je erfunden hat, von der alten Bown Beß (der nach der Königin Elisabeth genannten Flinte) bis zu den Revolvern und weittragenden Flinten. Hier stehen auch Hundertpfünder von Armstrong und Whitworth, Fünfhundertpfünder von Blakeley und Sechshundertpfünder der Mersey-Kompagnie; dabei wird die Konstruktion der Armstrongkanonen gezeigt und kann bis auf das geringste Detail durch das Mikroskop beobachtet werden. Klasse 12 enthält die von der Admiralität hergeliehenen Modelle aller Schiffe von dem Great Harry an, der 1514 gebaut wurde, bis zu dem Warrior, der Queen und dem Northumberland; dabei wird gezeigt, wie diese Riesenschiffe bei stürmischem Wetter gesteuert werden. Außerdem sind hier Modelle von Leuchtthürmen, von der in Amerika zum Schiffbau verwendeten Maschine, wodurch Boote von jeder Größe aus rohem Holz in einigen Stunden hergestellt werden, sowie alle möglichen Modelle von Dampfschiffen unter und über dem Wasserspiegel, von Kanonenbooten und undurchdringlichen schwimmenden Batterieen, von Handels- und Kriegsschiffen. Kl. 14 enthält die Photographieen, die dazu nothwendigen Apparate und das Material; darunter sind die großen Photographieen der Kartons von Rafael und anderer Bilder in Lebensgröße und aus verschiedenen Gemälden zusammengestellte Photographieen. Klasse 25, 28 und 38 enthalten Papier, Drucksachen und Buchbinderarbeiten, Fabrikmuster von 1762 bis heute, und Uhren; außer magnetischen und Dampfuhren ist hier auch eine geographische Uhr, welche die Zeit auf der ganzen Erde zeigt und auch eine neue Waage, auf die keine Temperatur, und wäre es auch die extremste, Einfluß übt. Drucksachen sind hier in großer Mannigfaltigkeit, darunter Bradbury's Naturdruck, eine seit 1851 gemachte Erfindung; Walli's Autotypographie, durch welche gewisse Zeichnungen in wenigen Sekunden auf Metallplatten übertragen werden können und die Maschine der Elektro-Block-Kompagnie, durch welche Kupferstiche nach Belieben vergrößert oder verkleinert werden können. Kl. 17 enthält musikalische Instrumente, darunter Pianos in höchster Vollendung. Eine sich selbst blasende Harmonika, welcher ein Uhrwerk den Wind zutreibt, ferner ein Doppelbaß mit einem sehr ingeniösen Apparate, ein obliques Piano, eine Neuheit in seiner Art und ein Orchestrion, eine selbst arbeitende Orgel, welche die Tonfülle eines vollen Orchesters nachahmt. Die Kl. 6, 31, 32 und 36 enthalten Wagen, Stahl- und Eisenwaaren; Birmingham glänzt darin vor allen anderen und Wolverhampton zeichnet sich durch seine vortrefflichen Schlösser aus; dort ist ein patentirtes Schloß, das 244,140,125 Mal verschieden gestellt werden kann, so daß, wer das Geheimniß nicht kennt und es mit der Hand öffnen wollte, dazu 130 Jahre bedürfte. — Die Ausstellung aus den Kolonieen beginnt mit der von Hongkong; diese enthält chinesische Produkte und Fabrikate, reiche Seiden- und Sammtstoffe und goldgestickte Decken, Porzellan und Emaillen; Ceylon sandte Kaffee, Zimmt, Hölzer und Perlen; Mauritius Zucker und Früchte; Neusüdwallis Gold in allen Formen, in Klumpen, Quarz und Körnern, Wein, Wolle und Alpaccas, Queensland Wolle, Baumwolle und tropische Produkte; Südaustralien Kupfer, Blei und Malachitwaaren und alle Sorten Getreide; Westaustralien vorzügliches Holz und die Produkte der andern australischen Staaten; Viktoria sandte so vielerlei, daß nicht die Hälfte davon untergebracht werden kann; das Bemerkenswertheste ist ein vergoldeter Obelisk, der (massiv von Gold gedacht) das bisher in der Kolonie gefundene Gold anschaulich machen soll, ungefähr 800 Tonnen im Werth von 103 Millionen Pfund Sterling. Tasmania

sendet Wolle und Fabrikate und eine Trophäe aus seinen verschiedenen Holzarten, 100 Fuß hoch, mit einer Stiege im Innern; daran hängen zwei vollkommen ausgerüstete Wallfischboote. — Indien sandte so Vieles, daß ein Theil desselben nach dem indischen Museum, nach Fifehouse u. Whitehall gesandt werden mußte, um dort besondere Sammlungen zu bilden; dagegen haben das indische Museum, englische und indische Kaufleute sehr schöne Sachen ausgestellt. Von Bengalen und den angrenzenden Provinzen sind an 6000 verschiedene Dinge untergebracht worden, darunter Oele, Gummi, Harze, pharmazeutische Kräuter, Fasern, Thee und andere Landesprodukte. Fabrikate und Kunstwerke zeigen einen großen Fortschritt seit 1851; bemerkenswerth sind die Malereien auf Elfenbein von Delhi; darunter eine vorzüglich gelungene Landschaft und das Innere eines Tempels. — Die französische Abtheilung ist eine Ausstellung für sich und was menschlicher Fleiß, Geld und Geschmack erzeugen kann, ist darin aufgehäuft. Den Eingang bildet ein Portico, 25 Fuß hoch von Gußeisen, der mit Teppichen aus den Fabriken von Aubuisson und Paris behängt ist. Längs der Korridors sind an beiden Seiten Teppiche und Möbel, darunter welche von phantastischen Dessins, ausgestellt und zur Verzierung Bronzen, Marmorarbeiten und geschnitzte Holzornamente. Die Abtheilung für Maschinen zählt an 700 Aussteller und die für Fabrikate deren etwa 1400; man findet dort auch eine botanische und geologische Sammlung, Eichenholz zum Schiffsbau, Ackergeräth, Champagner- und Burgunderweine und Branntwein von Montauban, Lederzeug, Porzellan und Glas; auch die Gobelins- und Beauvais-Tapeten sind nicht vergessen. Die Maschinen sind schön gebaut, auch sind einige gute Lokomotiven dort. Die Reisewagen sind schön, aber unbequem. Die hydraulischen Maschinen und Eisapparate zeigen große Verbesserungen seit 1851. Einige tüchtige Maschinen zur Runkelrübenzuckerbereitung sind ausgestellt. — Belgien ist in den 36 industriellen Klassen gut vertreten; es ist namentlich stark in Eisenwaaren und Geweben. Aus den Lehrlingsschulen stellt die Regierung aus: Baumwolle und Leinenfabrikate, Seidenstoffe und Sammt. Die Brüsseler Spitzen bieten hier das größte Interesse. Manufakturwaaren haben etwa 500 Fabrikanten ausgestellt. — Oesterreich zählt 1500 Aussteller; seine Abtheilung ist namentlich an Naturprodukten reich; man sieht hier Kohlen der verschiedensten Art, Steinsalz und Tafelsalz, Quecksilber, Schwefel, Salpeter, Korn, Runkelrübenzucker, Wein, Flachs, Seide und alle möglichen Holzarten. Die große Entfernung hat den Transport von Maschinen in großer Zahl verhindert, doch ist eine Lokomotive da mit 4 Cylindern, die nur auf Bergen gebraucht wird und 90 englische Meilen in der Stunde zurücklegt. Ausgezeichnet sind die musikalischen Instrumente von Wien, die Tuche von Brünn und Reichenbach und die Eisenwaaren aus Oberösterreich. Wien sendet eine reiche Sammlung der auf dem Londoner Markt so beliebten Lederarbeiten, fashionables Schreibmaterial und Dreherarbeiten. Die böhmische Glasfabrikation zeigt einen bedeutenden Fortschritt.

Mannigfaltiges.

In Paris starb kürzlich die Schauspielerin Esther (de Bongars) im tiefsten Elend. Zur Zeit, als sie in Petersburg spielte, gab sie dort einen großen Ball, bei dem sie den Speisesaal mit Kirschzweigen, an denen die saftigsten Kirschen hingen, hatte austapezieren lassen. Diese Frucht war damals gerade sehr theuer — man bezahlte das Stück mit einem Silberrubel. Am Morgen nach dem Balle kehrten die Diener für 10,000 Fr. Kirschkerne zusammen. Diese maßlose Verschwendung rächte sich später an der Uebermüthigen durch die drückendste Armuth und den Tod im Spital.

Im Amphitheater zu Pompeji, wo eine Theatervorstellung gegeben wurde, als die bekannte Verschüttung dieser großen Stadt im Jahre 79 vor Christi Geburt eintrat, ist seit Kurzem nochmals ein Theater eröffnet. Der Theaterdirektor Anton Langini hatte unterm 1. März dieses Jahres von Pompeji aus nachstehendes, hierauf bezügliches Publikandum erlassen: „Das Stadttheater in Pompeji wird nächsten Sonntag mit der „Regimentstochter“ wieder eröffnet, nachdem unter Direktion des Herrn Quintus Marcius zuletzt „Die Trojanerinnen“, Trauerspiel von Seneka, gegeben worden und seitdem die Vorstellungen 1800 Jahre lang suspendirt waren. Ich bitte deßhalb einen hohen Adel und geehrtes Publikum, die meinem Vorgänger bewiesene Gunst auf mich zu übertragen, da ich mich nach Kräften bemühen werde, mein Repertoir würdig dem seinigen anzureihen.“

Auflösung der dreisilbigen Charade in № 64:

Der Morgenstern.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 66. Dienstag, 3. Juni 1862.

Das Opfer.

(Fortsetzung.)

Drei Monate später wurde der Jahresabschluß gemacht. Die Arbeiten begannen schon Anfangs Dezember und ich hatte so viel zu thun, daß ich kaum aus dem Hause kam. Ich sah meine Mutter nur einige Male flüchtig, um zu horchen, was ihr zum Weihnachtsfeste Vergnügen bereiten könne; in den Tagen vor dem Fest sah ich sie gar nicht, ich arbeitete Tag und Nacht, um die Feiertage frei zu haben.

Am Morgen des Heiligenabends kaufte ich die Kleinigkeiten ein, mit denen ich meine Mutter überraschen wollte und nahm meine Sachen mit auf das Komptoir, um noch bis 6 Uhr zu arbeiten und mich dann zu ihr zu begeben. Wie freute ich mich auf den Abend bei ihr, seit langen Jahren war keiner so glücklich gewesen, es war immer besser geworden; aber dennoch war zwischen dieser und der vorigen Weihnachten kein Vergleich. Damals lebte sie noch im Dachkämmerchen, hatte keinen Holzvorrath und wir begnügten uns zum Feste mit einem einfachen Punsch — diesmal hatte sie keine Sorge, hatte Alles vollauf und ich hatte nachdenken müssen, was ich ihr schenken könne. Und es war mir ein herrlicher Gedanke gekommen.

In der Zeit der Noth hatte sie eine Broche verkaufen müssen, welche sie von meinem seligen Vater erhalten. Meine Nachforschungen, wo sie geblieben, waren glücklich; sie war durch drei Hände gegangen und in den Besitz eines Antiquitätensammlers übergegangen. Meine Mutter hatte nur den Geldwerth und den Preis für die Steine erhalten, jetzt forderte der Sammler den zehnfachen Preis, da es eine Arbeit aus dem 17. Jahrhundert war. Ich zahlte gern, was er forderte, um das Familienstück wieder zu erhalten; dies und ein Pelzrock waren nebst verschiedenen Kleinigkeiten die Geschenke, mit denen ich sie erfreuen wollte.

Soeben war ich mit meiner Arbeit fertig und wollte mich rüsten, das Komptoir zu verlassen, als der Diener des Herrn Bevene eintrat und mich in dessen Auftrag zum Abend einlud.

So überraschend diese Auszeichnung für mich war und so freudig ich ihr zu jeder anderen Zeit Folge geleistet, heute berührte sie mich peinlich. Absagen, das konnte er übel deuten, und doch, er wußte ja, daß ich eine alte Mutter habe, die mich lange Zeit nur wenig gesehen. Um keinen Preis hätte ich den Abend bei ihr aufgegeben. Ich bat den Diener, Herrn Bevene zu bestellen, daß ich mich persönlich entschuldigen würde und wollte schon hinüber, als der Lakai mich zurückhielt.

„Nein, Herr Brandis," sagte er, „machen Sie keine Entschuldigung, Herr Bevene hat mir ausdrücklich gesagt, wenn Sie ablehnen wollten, daß er Ihnen das übel nähme."

„Das wird er nicht thun," rief ich, „wenn er mich gehört," und dann flog ich hinüber und ließ Herrn Bevene rufen.

Mein Prinzipal kam heraus und kaum hatte er mich erblickt, so ließ er mich nicht zu Worte kommen.

„Ich nehme keine Entschuldigung an," sagte er, „Sie sind zu bescheiden."

„Herr Bevene," unterbrach ich ihn, „ich weiß die Ehre zu schätzen, aber meine Mutter erwartet mich."

„Zu der können Sie hernach gehen. Es ist 6 Uhr, um 8 Uhr sind Sie Ihr freier Herr. Jetzt wünsche ich, daß Sie zu mir kommen."

Er sprach dies in so bestimmtem Tone, daß es wie ein Befehl klang und wie schwer es mir wurde, sagte ich zu und eilte unter dem Vorwande zurück, meine Toilette zu ordnen, in Wahrheit wollte ich nur Zeit haben, ein Billet an meine Mutter zu schreiben, damit sie nicht umsonst warte.

Zum ersten Male seit meinem Verweilen in diesem Hause grollte ich Bevene und lernte fühlen, daß ich auch hier einen Herrn habe. Das hätte mein voriger Prinzipal nicht verlangt — und doch — Bevene hatte vielleicht die Absicht, mich zu beschenken, er wollte mich auszeichnen, ich that Unrecht, bei dieser Güte noch Rücksichten zu fordern!

Ich ging wieder hinauf; Bevene und seine Frau waren bereits in dem Zimmer, wo bescheert werden sollte; die Tochter meines Prinzipals empfing mich und stellte mich ihren Verwandten vor; es hätte mir unheimlich werden können unter diesen fremden Gesichtern am Christabend, die mich neugierig musterten, wenn Agathe sich nicht meiner angenommen und mir einige herzlich-freundliche Worte gesagt hätte.

Dies Wesen, das mir wie ein Engel erschienen, als ich das Haus zum ersten Male betrat und das mir durch seine Fürbitte zum Engel geworden, verstand es, das rechte Wort zu sprechen, um mich mit meinem Hierseyn zu versöhnen.

„Ihre Mutter," sagte sie, „wird nicht auf Sie warten, mein Vater hat sie schon benachrichtigt, daß Sie erst später kommen werden."

„Das ist außerordentlich gütig; aber woher kannte Ihr Herr Vater die Adresse meiner Mutter?"

„Die wußten wir schon lange," sagte sie geheimnißvoll lächelnd, als die Klingel ertönte und die Flügelthür weit aufgerissen den im Kerzenglanz strahlenden Christbaum erscheinen ließ. —

Alles drängte hinein, ich folgte als der Letzte und eine tiefe Wehmuth beschlich mein Herz, als ich bei diesem Anblick meiner Jugend gedachte, wo auch ich um den Christbaum gesprungen!

Damals waren meine Eltern glücklich, damals hatten sie noch nicht den Kummer erlebt, der meinen Vater in die Grube brachte, als er uns nicht mehr ernähren konnte und wie viel bitteres Weh hatte seitdem meine Mutter erfahren! Mit welcher unendlichen Liebe hat sie für dich gedarbt, um dich groß zu ziehen; o, könntest du jetzt bei ihr seyn!

So preßte es mir das Herz, meine Augen wurden feucht; da ergriff eine Hand meinen Arm.

Es war Bevene, der mich aufgesucht, als ich hinter den Andern dastand und weder sah, noch hörte.

„Lieber Brandis," sagte er, „Sie starren den Christbaum an und vergessen, daß auch für Sie ein Tisch gedeckt worden ist — dort," und damit führte er mich um den Baum herum — „dort haben wir für Sie gedeckt."

Ich hörte nicht weiter, die hellen Thränen strömten mir aus den Augen, sie kam mir entgegen, sie streckte ihre Arme aus, meine Mutter!

Das war es, warum Bevene keine Entschuldigung gewollt; er hatte die alte Frau in seinem Wagen abholen lassen, damit ihr Herz sich daran erfreue, daß ich hier beschenkt wurde, damit ich von heute ab nicht mehr ein Fremder in diesem Hause sey und Bevene hatte sie persönlich eingeladen.

Ich mag nicht von den Geschenken reden, mit denen Bevene's Güte mich erfreuen wollte; mein Herz war für keine andere Freude mehr empfänglich, seit ich ihm mit nassem Auge gedankt; aber Eins, was nicht mir, sondern meiner Mutter gegeben wurde, rührte mich tief. Agathe hatte ihr ein kleines lithographirtes Bild von den Hofräumen des Lagers geschenkt und die Fenster meiner Wohnung mit Rothstift bezeichnet.

Es war nur ein Scherz, aber so zart und sinnig; was hätte sie der alten Frau Besseres geben können, als ein Bild des Hauses, wo ihr Sohn eine glückliche Existenz gefunden!

Meine Mutter war so tief bewegt, daß ihr den ganzen Abend die Thräne der Freude in ihrem Auge strahlte und als ich sie endlich heimführte und sie mir erzählte, wie herzlich Bevene gegen sie gewesen und wie er ihr versprochen, für mein Wohl zu sorgen und wie er mich gelobt, da hätte ich mein Leben für jedes Glied dieser Familie geopfert und mit heißem, überströmendem Herzen betete ich zu Gott, mir Gelegenheit zu geben, ihnen für diesen Tag zu danken.

Mit dem neuen Jahre traten große Veränderungen im Personal des Geschäfts ein; mehrere Buchhalter und Kommis wurden entlassen und andere angenommen. Es war kein Zweifel, daß Bevene bei der Revision der Bücher den Veruntreuungen auf die Spur gekommen war, aber er verlor kein Wort darüber, gab den Entlassenen für sechs folgende Monate Gehalt und nannte ihnen weder den Grund seiner Unzufriedenheit, noch verrieth er durch seine Mienen, daß er ihnen zürnte.

Nachdem das neue Personal angestellt worden, trat Bevene eines Morgens in das Komptoir des Lagers, rief mich heran und sagte in seiner gewöhnlichen Manier:

„Brandis, haben Sie die Güte, auf Ihr Konto von jetzt ab pro Quartal 250 Thaler zu schreiben. — Ist die Seide aus der Genfer Färberei angekommen?"

So schnitt er mir das Wort des Dankes ab und sprach über geschäftliche Dinge, als ob es sich von selber verstehe, daß er meinen Gehalt erhöht habe. Ich muß überhaupt bemerken, daß Bevene die seltene Eigenschaft hatte, seine Untergebenen völlig zu dominiren und zwar einfach dadurch, daß er niemals im Komptoir ein Wort sprach, das nicht zum Geschäft gehörte;

er fragte und erhielt Antwort, keine Frage gab ihm eine Blöße, man fühlte, daß er völlig im Geschäft zu Hause sey.

(Fortsetzung folgt.)

Der Rigi.

Ehedem war eine Reise in die Schweiz ein kühnes Unternehmen und die zu überwindenden Schwierigkeiten, die Gefahren selbst bildeten einen Theil des Vergnügens. Vor 25 Jahren noch waren die Dampfschiffe auf den Schweizer Seen gerade so unbekannt, als zur Zeit Wilhelm Tells und Geßlers. Ja, vor 15 Jahren waren die Eisenbahnen noch nicht in diese Berge gedrungen und jene positiven Leute, die Alles für unmöglich halten, was noch nicht geschehen ist, erklärten, daran dürfe man gar nicht denken, das sey eine ganz unausführbare Geschichte. Heute durchziehen die Schweiz Eisenbahnen und Dampfboote nach allen Richtungen.

Auf der andern Seite hört man Pfuscher seufzen: Wo ist das Malerische? O, das Malerische ist dahin! Ich für meinen Theil finde und bekenne, daß weder Dampfboote noch Eisenbahnen an den Landschaften Etwas verdorben haben und da sie es ermöglichen, deren nach Belieben eine größere Zahl zu durchstreifen, indem sie uns schnell von einem Orte zum anderen bringen, vergrößern sie unser Vergnügen, anstatt es zu mindern. So lange die Berge nicht abrasirt sind, bin ich entschlossen, nicht zu seufzen. Sie werden blos annehmlicher gemacht. Auch der Rigi (**Rigidus mons**, der gestrenge Berg) hat viel von seiner Strenge verloren. Alles wird zivilisirter und menschlicher. Was ist daran vom Uebel? Kann man das Bequeme nicht mit in den Kauf nehmen, wenn es mit dem Malerischen zusammentrifft? Kann man nicht zugleich Civilisation und Natur lieben? Es erregt, ich gestehe es, einiges Staunen, aber ein freudiges Staunen, heutzutage fast auf der Höhe des Rigi eine Telegraphenstation zu finden. Auf der Firste selbst, auf Rigi-Kulm steht statt der kleinen Herberge vor 16 Jahren, wo man in engen Kojen schlief, gegenwärtig ein sehr schöner Gasthof mit schönen Zimmern und guten Betten, die bei der Reise nichts schaden; einem großartigen prächtigen Speisesaal, gleich dem im Hotel du Louvre in Paris, und worin man, bei meiner Treu! für die Höhe, in der man sich befindet, sehr fein dinirt. Wir waren unserer 84 bei der Tafel, plaudernd und essend in allen möglichen Zungen. Noch ein Mal, was ist daran so übel, wie kann das Alles Einen langweilen? Wem sollte es, wenn er nach 4—5 Stunden Bergsteigens mit Staub bedeckt ankommt, nicht angenehm seyn, sich ein bischen auszuruhen, ein wenig Toilette zu machen und sich gleichzeitig inmitten der Civilisation und des schönsten Panoramas der Welt zu befinden? Im Norden, so weit die Aussicht reicht, Thäler und grüne Wiesen und noch weiter hinaus 13—14 verschiedenfarbige Seen; im Süden alle die großen Gletscher, amphitheatralisch aufgethürmt mit der Form eines Hufeisens von 60—80 Stunden Länge, mit ihren ewigen Schneemassen, bald blau, bald weiß oder roth, je nach Schatten oder Licht.

Zwischen all diesen Eisbergen wirkt der Aufgang der Sonne Wunder; fast eben so großes Staunen aber erregt ihr Untergang hinter dem schwarzen Pilatus, auf der andern Seite des Vierwaldstädtersees. Der Rigi liegt 2000 Meter über jenen 13—14 Seen, hat an seinem Fuße 10 Stunden im Umfange; 11 Dörfer sind an seine Abhänge gebaut. Von da steigen jeden Morgen die Mundvorräthe nach Rigi-Kulm, die bestimmt sind, den guten Appetit der Reisenden zu stillen.

Zunächst wohnt man dem Untergang der Sonne bei, sodann stürzt man voller Freude zum Diner. Ist man Abends nicht zu müde, so ergeht man sich auf der Firste und wartet, bis der Mond sich hinter den Gletschern erhebt, eine Stunde, gemacht zu Träumerei, Geplauder und Geheimthuerei und reizenden Abenteuern.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Leicestershire ist bekanntlich das klassische Land der Fuchsjagden. In Thurmby in Leicestershire geht der Fuchsjägerkultus so weit, daß die Kirchenvorsteher seit mehreren Jahren die Ankunft des Lord Stamford mit seinen Hunden daselbst durch Glockengeläute zu feiern pflegen! Diesmal verbat sich der Pfarrer den Brauch und ließ die Thüre des Glockenthurmes vorsichtshalber zunägeln. Aber ein fuchswilder Pächter und ein ebenso fanatischer Wagenbauer erbrachen, als Lord Stamford mit seiner Meute ankam, gewaltsam die Thüre und läuteten dem edlen Nimrod zu Liebe 2½ Stunden lang mit Macht und Begeisterung. Der Pfarrer klagte, aber die Friedensrichter — wahrscheinlich selbst dem Sport ergeben — wiesen die Klage als unbegründet ab.

Bei den Genfer Großrathsverhandlungen über das Gnadengesuch eines Mörders, Namens Eley, wo die ganze Stadt auf den Beinen war, hielt ein

Dieb die Gelegenheit für günstig, durch einen vermeintlich leeren Kanal unter das Magazin eines Geschäftshauses zu dringen und nach aufgehobenem Brett seine Beutelust zu befriedigen. Die Kloake war jedoch in der Wirklichkeit so weit angefüllt, daß der Eindringling kaum sein Haupt außerhalb der fatalen Flüssigkeit erhalten konnte und durch seine abwehrenden Manipulationen auch sehr bald bemerkt wurde. Die zahlreich heraneilende Gendarmerie forderte ihn zur Uebergabe auf und da der Belagerte standhaft blieb, zwang man ihn durch ein Rauchfeuer zum Herauskriechen. Nun begann aber erst das eigentliche Schauspiel, indem keiner der Diener der Gewalt an den Gefangenen Hand legen wollte, vielmehr Alles sich in anständiger Entfernung hielt. Die 6 Gendarmen nahmen sich wie Trauermarschälle aus, als sie in 2 Kolonnen auf 20 Fuß Distanz den dunklen Schatten **au violon** geleiteten.

Ein französisches Provinzialblatt enthält nachstehende Aufforderung: „Jemand, ehemaliger Huissier, welcher höchst wahrscheinlich im Auslande verstorben, wird hiermit ersucht, sich so bald als möglich in der Mairie zu stellen; im entgegengesetzten Falle aber sich durch einen Bevollmächtigten vertreten zu lassen."

Prolog
zum
Verfassungs-Feste,
gefeiert
von der Münchener Bürger-Sänger-Zunft
am 26. Mai 1862,
gedichtet von
Freiherrn Oskar v. Redwitz.

„Ich will mit meinem Volke Frieden haben!" —
O unvergeßlich groszes Königswort!
Du segensreichste aller Königsgaben,
Du unsres Bürgerglückes sichrer Hort! —
O dieses Wort aus unsres Herren Munde,
Es weihe diese Feier segnend ein!
In treuer Bürgerherzen tiefstem Grunde
Soll es für alle Zeit geborgen seyn!

Denn, wie als König er dies Wort verheißen,
Als König hat er's uns erfüllet auch;
Und wenn wir Bürger unsern Herren preisen,
Das ist nicht eitler Worte flücht'ger Hauch,
Das ist fürwahr der Herzen reinstes Flammen,
Auf die er zählen kann zu Schirm und Wehr! —
Der König und sein Volk, sie stehn zusammen,
Und haben Frieden, fest, — wie nirgend mehr.

Und was wir in der Königsstadt nun sprechen,
Das fühlt mit uns das ganze Bayerland.
Und hoch, wo sich die Meereswogen brechen,
Durch's deutsche Reich, bis tief zur Alpenwand —
Sie wissen's All', was unserm Volk beschieden,
Wie blühend seines Wohles Staaten stehn.
Ja, Gott sey Dank — wir Bayern haben Frieden,
Und wollen nur mit unserm König gehn. —

Doch, Bürger, wenn den Königsthron wir preisen,
So laßt uns preisen auch des Volkes Zelt,
Mit dem, noch mächt'ger, als der Schwerter Eisen,
Des Enkels hoher Ahn den Thron umstellt!
O dieses Zelt, des Thrones goldne Mauer,
Das schirmend seine Majestät umringt,
Drin sich zu immer stärkrer Liebesdauer
Des Königs und des Volkes Arm umschlingt!

Wer ist im Land, der dieses Zelt nicht priese,
Das unsrer Rechte Bundeslade wahrt,
Drin sich vor Ehrfurcht vor dem Königsvließe
Des Volkes bester Kern als Wache schaart!
Drin Herr und Unterthan vereinigt bauen
Des Königs und des Volkes Glück zumal,
Umweht vom Banner, das da heißt „Vertrauen",
Gesegnet von der Treue Himmelsstrahl! —

O Vater Max, du König voller Güte,
Sieh, wie dein Volk jetzt dankend dein gedenkt!
Sieh dein Geschenk, wie prangt's in reichster Blüthe!
Tief in des Volkes Herz ist's eingesenkt!
Und dir, dem Sohn, setzt unser Jubel töne,
In Bayern's Ruhmesbuch du goldnes Blatt!
Du königlicher Hort der ew'gen Schöne!
Du ew'ger Preis der stolzen Königsstadt! —

Und du, erlauchter Enkel, Herr und König!
O glaub an uns und fest auf uns vertrau'!
In treuster Lieb' ist unser Herz dir fröhnig
Und unsrer milden königlichen Frau.
O mög nur immerdar dein Wort uns laben,
Das einst dem ganzen Land so wohl gethan:
„Ich will mit meinem Volke Frieden haben!"
Heil, unser Friedensfürst — Maximilian!

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 67. Freitag, 6. Juni 1862.

Das Opfer.

(Fortsetzung.)

Trotz seiner kalten Ruhe war Bevene ein heftiger und sogar leidenschaftlicher Charakter; ältere Diener des Hauses erzählten davon Dinge, welche seine jetzige Selbstbeherrschung bewunderungswürdig machten. In einer Beziehung war dieser Charakter zu fürchten — Bevene nahm niemals ein Wort zurück. Hatte er einen Entschluß gefaßt, so half keine Vorstellung, keine Bitten, selbst dann nicht, wenn er eine Ungerechtigkeit begangen — sah er diese ein, so wußte er seine Härte auf eine andere Weise wieder gut zu machen.

Ich gebe ein Beispiel, um diesen Charakter zu zeichnen, da ich selbst das Unglück haben sollte, die Strenge desselben zu erfahren.

Ein alter Diener des Hauses, der schon fünfzehn Jahre lang das Zuschlagen der Kisten besorgte, war von mir beauftragt worden, die Kisten in anderer Weise als bisher zu schließen. Der Alte war von den gegen mich erzürnten Kommis vermuthlich dazu bestimmt worden, in mir einen Menschen zu sehen, der die Gunst Bevene's benutzte, um das Personal zu chikaniren; genug, er gehorchte nicht, obwohl ich meinen Befehl mehrere Male in Erinnerung brachte.

„Versteh's nicht anders; Neuerungen!" brummte er, so daß ich mich genöthigt sah, ihn ernstlich zu Rede zu stellen und ihn zu bedrohen.

Als ich am andern Tage die Signaturen revidirte, fand ich dieselben zwar nach meiner Angabe, aber auf der Kehrseite der Kisten.

„Wenn's nicht darauf ankommt, ob das Zeichen der Firma links oder rechts steht," brummte er, „wird's wohl egal seyn, ob die Signatur oben ist, oder unten."

Der Mann wußte, daß solche Kisten nicht fortgeschickt werden konnten, er hatte sich also die unnütze Arbeit nur deshalb gemacht, um mich zu reizen. Einige der Kisten mußten rasch fort, ich hatte schon den Abgang notirt, war daher äußerst verstimmt und erklärte ihm, daß ich die Sache Herrn Bevene mittheilen würde.

„Darauf warte ich nur, dann werde ich ihm sagen, daß Sie die Leute chikaniren."

„Brandis," ertönte plötzlich die Stimme Bevene's, der unbemerkt Zeuge der Szene gewesen war, „es gefällt mir nicht, daß Sie dergleichen Antworten dulden. Sie hätten den Mann sofort entlassen sollen, da Sie ihn schon gestern gewarnt haben. Der Kassier soll mit ihm abrechnen."

Der alte Diener erbleichte, Thränen stürzten ihm aus den Augen.

„Herr Brandis," flehte er, als Bevene sich kurz abgewandt, „ich habe Weib und Kind, es war ja nicht so gemeint, bitten Sie für mich."

„Lieber Thomas," sagte ich, noch erschrocken von dem strengen Tone des Prinzipals, „ich weiß es, daß man Sie aufgereizt hat; aber was soll ich thun, Herr Bevene nimmt seine Worte nie zurück."

„Versuchen Sie es doch!" bat er und sein Jammer, mit dem er schilderte, daß er nun brodlos sey, nachdem er fünfzehn Jahre treu gedient, rührte mich so, daß ich es darauf ankommen ließ, Bevene zu erzürnen, indem ich für den Mann sprach. —

Ich ging zu ihm; aber kaum hatte ich begonnen, so unterbrach er mich heftig:

„Sie sind zu gut, deßhalb haben Sie auch keine Autorität, nichts mehr davon."

Am andern Tage erfuhr ich, daß Bevene dem alten Diener eine Anstellung bei einem befreundeten Hause verschafft und ihm den Quartalsbetrag seines Lohnes zum Geschenk gemacht hatte.

Dieser strenge, im Geschäfte unnahbare Charakter war in seiner Familie der zärtlichste Vater, der aufmerksamste, liebevollste Gatte, heiter und gesprächig, ein zuvorkommender Wirth und doch bewahrte er auch in seinem Hause jenes Etwas, das Jedem

Ehrerbietung einflößte und davon abhielt, ihm näher zu treten, als er die Hand dazu bot.

Seitdem ich das Weihnachtsfest in der Familie verlebt, hatte ich fast jede Woche einmal die Ehre, an seiner Tafel zu speisen.

Ich lernte sein glückliches Familienleben, aber auch die Strenge kennen, welche sich mit seiner Zärtlichkeit paarte.

Bevene hatte einen Sohn, welcher früher im elterlichen Hause gelebt hatte und den er mit inniger Liebe selbst erzogen.

Robert, so hieß Agathens Bruder, sollte Kaufmann werden und dereinst des Vaters Kompagnon seyn; Bevene war stolz auf seine Firma, daß er glaubte, dem Sohne nichts Stolzeres geben zu können, als die Signatur August Bevene **jun.**; aber Robert war kaum in das Jünglingsalter getreten, als die Vergnügungen ihn mehr beschäftigten, wie die Arbeit.

Der Name des reichen Vaters verschaffte ihm Kredit, er fand Genossen in den Söhnen der reichsten Aristokratie und verrieth einen solchen Hang für das Genußleben, daß sein Vater ernstlich besorgt wurde.

Ein Mann wie Bevene zögerte nicht lange zwischen Vorsatz und Entschluß. Eines Morgens hatte er den Sohn rufen lassen und ihm mitgetheilt, daß er des Mittags abreisen solle, damit er bei dem Handlungshause Prinz und Söhne in Stockholm die Geschäftsführung erlerne.

„Du wirst dort arbeiten, wie ich es als junger Mensch gethan," sagte der Vater, „und keiner Zulage bedürfen, sondern von Deinem Gehalt leben, damit Du später die Ansprüche Deiner Kommis würdigen lernst."

Mit diesen Worten hatte Bevene dem Sohne Alles gesagt. Robert, der vergnügungssüchtige Stutzer, war plötzlich ein armer Kommis.

Der Vater duldete keine Widerrede, zwei Stunden später und Robert hatte das Haus verlassen, welches er in den nächsten 5 Jahren nicht wieder sehen sollte.

„Nur nichts Halbes," war die Maxime Bevene's, mit der er auf die Sehnsucht seiner Gattin nach dem Sohne antwortete; „auch ich wünsche ihn wieder zu sehen, aber als Mann und Charakter. Käme er früher zurück, dann wäre die Trennung überhaupt unnütz gewesen."

Agathe schien mit zärtlicher Liebe an ihrem Bruder zu hängen, sie konnte nicht oft genug von ihm erzählen und wenn ich einen freundlichen Blick von ihr haben wollte, so brauchte ich nur zu fragen, ob sie Nachricht von ihm erhalten habe.

Ich that dies oft und gern, denn wovon sollte ich mit diesem schönen Wesen mich lieber unterhalten, als von dem, der ihr nahe stand; fragte sie doch stets nach meiner Mutter und ließ sich so gern von der alten Frau erzählen, die ihr doch fremd war.

Meine Fenster lagen denen von Agathens Schlafgemach gegenüber, nur daß Agathens Zimmer sich im zweiten Stock des Vordergebäudes, das meinige sich im ersten des Hinterhauses befand.

Wie oft, wenn ich des Morgens ans Fenster trat, erblickte ich sie, schaute die zarte Hand, welche die Blumen pflegte, sah das niedliche Köpfchen so frisch und so heiter in den jungen Tag schauen und oft stand ich länger als es vielleicht recht war, hinter der Gardine, um ungesehen zu betrachten.

Ich freute mich vom Abend auf den Morgen und immer schwerer ward es mir, mich von dem Anblick loszureißen, wenn die Arbeit mich forttrieb und sah ich sie einmal nicht am Fenster, dann fehlte mir etwas den ganzen Tag und ich war und blieb verstimmt.

Meine Mutter fragte mich oft, warum ich denn noch immer kein Weib nehme und mir einen Hausstand gründe; „ich will Dich nicht allein sehen, wenn ich sterbe," sagte sie mit zärtlicher Liebe mich anschauend, „Du würdest ein Weib glücklich machen und sie Dich."

Wenn die Mutter so sprach, dann fluthete es stark in meiner Brust und das Herz empfand eine Sehnsucht nach diesem Glück — aber wo ein Weib finden.

„Und hättest Du eins gefunden," rief es in mir, „hättest Du ein Weib, das Dich liebte, würdest Du dann nicht mehr hinaufschauen zu Agathens Fenster?"

Es überlief mich wie ein Schauer. War ich so thöricht, ein Wesen zu lieben, das weit über mir stand?

Ja, ich liebte, aber meine Liebe war so rein, daß selbst die Hoffnung keinen Flecken darauf warf, ich liebte ohne zu begehren, mein Auge wollte nur schauen.

Und sie, das wußte ich, war mir auch gewogen, ihr Herz war mir hold, wie Jedem, den ihr Vater als treu und rechtschaffen befunden hatte.

Aber an mir hatte sie mehr gethan, ihrer Güte verdankte ich Alles, darum ließ ihre Huld mein Herz erglühen und wenn ich sie anschaute, dann war es ein Dankgebet gegen Gott, das mein Herz sprach; es betete, daß der Himmel dies holde Wesen beschützen und dieser Stirn den heitern Frühling des Glücks, der Unschuld erhalten und sie dort vor aller Sorge und allem Weh bewahren möge.

So lebte ich glücklich in meinem Beruf und das Herz erfrischte sich an seinem stillen Heiligthum, das, verborgen und von Niemanden geahnt, ihm allein

Duft spendete. Da sollte ein rauher Sturm den Frieden aus diesem stillen Leben scheuchen und den reinen Himmel mit dunkeln Wolken überziehen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Rigi.

(Fortsetzung.)

Indem ich von Wäggis nach Rigi-Kulm hinaufstieg, war ich oben auf einen alten Studienfreund gestoßen, Paul v. B. Glücklich, uns nach so langer Zeit und an einem so schönen Orte wiederzufinden, plauderten wir, während wir unsern Weg nach der Kapelle fortsetzten, nach Herzenslust, als eine junge, hübsche Dame zu Pferd, begleitet von einem älteren Manne, der sich in einem Tragsessel tragen ließ, an uns vorüberkam. Beide hatten uns nicht bemerkt; aber Paul v. B. ergriff mich, sobald er die Dame hatte vorbeireiten sehen, außer sich beim Arme und flüsterte mir mit bewegter Stimme zu: Lieber Freund, die Begegnung mit Dir bringt mir Glück!

Du kennst diese Dame?

Höre! Eines Abends wurde im italienischen Theater der Barbier gegeben mit der Alboni; der Saal war gedrückt voll, ich stand längs der Orchester-Loge. Im Uebrigen hab' ich es gar gerne, wenn ich Musik hören will, in einem gewissen Halbdunkel plazirt zu seyn. Während des Ständchens, das Almaviva unter den Fenstern Rosinens darbringt, öffnete sich die Thüre der hinter mir befindlichen Loge und es erschien eine junge Dame in Begleitung eines alten Herrn. Die junge Dame hielt ein Bouquet. Im Setzen legte sie es auf den Rand der Loge, an die ich mich lehnte: ich empfand den Wohlgeruch. Das Bouquet lag über meinem Kopfe und berührte sogar ein bischen meine Haare. Als der reiche, geschmeidige und frische Sang der Alboni auf das Publikum einen jener Freudeschauer ergoß, die dem Wogen der vom Winde bewegten Aehren gleichen — —

Du bist Poet!

Und Du langweilig! — Jedes Mal fühlte ich oder ich glaubte wenigstens zu fühlen, daß das Bouquet mit mir sich hob. Nie war mir die Stimme der Alboni und die Musik Rosini's so köstlich erschienen! In der Pause versuchte ich, während ich that, als läse ich ein Journal, zwei oder drei Mal das Bouquet und die Dame von der Seite zu betrachten. Freundchen, sie war reizend! Indeß, Du hast sie ja soeben zu Pferde gesehen. Der alte Herr schien mir ein Oheim oder sonst ein Verwandter zu seyn; er ist's auch, denk' ich, den wir haben vorbeitragen sehen. An zwei oder drei Einzelheiten der Unterhaltung, die ich, ohne es zu wollen, hörte, erkannte ich, daß ich richtig vermuthet und daß ich in der Loge einen langweiligen Verwandten und ein gelangweiltes junges Weib vor mir hatte. Ich gestehe, diese Entdeckung mißfiel mir nicht: ein Weib, das sich langweilt, flößt Hoffnung ein. Ich glaube, daß die Schlange, die Eva in's Verderben stürzte, die Langweile in Person war. Kurz, ich dachte unwillkürlich, daß, wer der Almaviva dieser reizenden Rosine werden könnte, recht glücklich seyn würde. Während des zweiten Aktes fühlte ich bei jeder schönen Stelle das Bouquet vor Vergnügen sich schütteln. In einem gewissen Momente schüttelte ich mich wahrhaftig ganz tüchtig mit ihm. Sey es, daß es nicht bemerkt wurde, oder daß die Musik —

Die die Sitten veredelt —

Richtig! — die Willenskraft Rosinens erschlafft hatte, gewiß ist, daß das Bouquet, das anbetungswürdige Bouquet nicht zurückgezogen wurde. Ein magnetischer Strom lief in meine Haare. — Wie kurz schien mir der zweite Akt! Als der Vorhang gefallen war, wandte ich mich halb um, indem ich immer noch that, als läse ich mein Programm und wagte es, obgleich verstohlen, ein bischen die Augen Rosinens zu betrachten. Ich schwöre Dir, mein Freund, daß in diesem Augenblicke Rosine sich nicht mehr langweilte. — Der Onkel indeß schlief halb. Sie betrachtete ihn sehr lange, ohne an mich, wie es schien, zu denken, aber ich glaube, daß es in der That nur geschah, um mir ihre Entschuldigung anzudeuten, denn ihre Augen glitten sodann über mich hin und zugleich über das übrige Publikum; es war nur ein Blitz und sofort neigte sie ihr Köpfchen auf ihr Bouquet, wie um daran zu riechen.

Teufel!

Während des zweiten Aktes gelangte das Bouquet auf seinen Posten zurück und ich auf den meinen, wie Du Dir denken kannst. Wahrhaftig, dies Mal lag das Bouquet nicht frei auf dem Rande der Loge, am Stiele befand sich eine Hand, eine zuckende Hand, ich fühlte alle ihre Pulsschläge und die meinen antworteten ihnen.

Ein elektrischer Telegraph!

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

(Die Trichinenkrankheit.) Herr Dr. Pfaff, königl. Bezirksarzt in Plauen, veröffentlicht im „Voigtländischen Anzeiger" Folgendes: „Seit Kurzem sind im hiesigen Krankenhause, sowie in der Stadt und in der nächsten Umgebung mehrere Erkrankungsfälle

vorgefallen, deren Eigenthümlichkeit die beiden Aerzte des hiesigen Krankenhauses, die HH. Dr. Böhler und Dr. Königsdörffer, näher erforscht und beobachtet haben. Es ist diesen Herren gelungen, durch mikroskopische Untersuchungen nachzuweisen, daß diese Krankheit keine andere als die neuerdings viel besprochene Trichinenkrankheit ist, welche darin besteht, daß sich in den Muskeln des Erkrankten zahllose fadenförmige Würmer bilden, deren Existenz sich Anfangs durch rheumatismusartige ziehende Schmerzen unter der Haut ankündigt, nach und nach aber oft typhusähnliche, höchst bedenkliche Symptome zur Folge hat. Bei allen diesen Kranken ließ sich ermitteln, daß sie vor ihrer Erkrankung rohes Schweinefleisch genossen hatten, das jedenfalls mit Trichinen durchsetzt gewesen ist. Die Fälle sind vollkommen geeignet, die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich zu ziehen. Man kann daher nicht eindringlich genug vor dem Genusse des rohen Schweinefleisches warnen, und schon das bloße Kosten z. B. des gehackten Kotelettenfleisches oder der rohen Wurstfüllung kann, wenn zufällig Trichinen in dem Schweinefleisch befindlich waren, schwere Erkrankung, ja sogar den Tod zur Folge haben. Auf der andern Seite kann man dem Publikum die Beruhigung geben, daß das mit Trichinen durchsetzte Fleisch, wenn es gekocht, gebraten, gepökelt und geräuchert ist, wie viele damit angestellte Versuche ergeben haben, dem Genießenden nicht schädlich ist.“ (Von dem Genuß von Schweinefleisch, insbesondere rohem, soll bekanntlich durch die Entwickelung der darin befindlichen Finnen auch der Bandwurm herrühren.)

Ein Herr Jacques in Metz behauptet eine neue Methode zu haben, Taubstumme zu unterrichten; sie soll kürzer und sicherer seyn, als alle bekannten, und er ist im Begriffe, sie dem betreffenden Minister vorlegen zu lassen. Als Probe dient sein eigener 17jähriger Sohn, ein Bildhauer, der Jedem von den Lippen liest, nach Diktaten schreibt und, ohne selbst zu hören, mit großer Deutlichkeit und Sicherheit sprechen gelernt hat. Die Zukunft wird lehren, wie es damit steht.

Ja! *)

Im Gartenraine traf er sie,
Da ward's ihm wunderbar:
Ihm war, er wußte selbst nicht wie
Und sie nicht, wie ihr war.
Er wußte nur, daß ihm gescheh'n,
Was ihm noch nie geschah.
Er bat nur, nebenher zu geh'n,
Und ruhig sprach sie: Ja!

Er ging mit ihr und sprach doch nicht,
Er war wie dumm und blind;
Und immer sah er in's Gesicht
Dem süßen lieben Kind.
Der Mund so roth, der Blick so warm
Und alles Das so nah!
Da bat er sie um ihren Arm
Und ruhig sprach sie: Ja!

Leicht wird man müde, wenn man geht
Und nicht im Gehen spricht,
Und nur zuweilen stille steht
Und eine Blume bricht.
So ging es ihm, als eine Bank
In dunkler Laub' er sah.
„Ich dächt', wir setzten uns!“ — Nicht lang',
Und ruhig sprach sie: Ja!

Doch was nun thun? — Da saß das Paar
Am heimlich lieben Ort;
Er war im Denken sich nicht klar,
Sie wußt' ein einzig Wort —
Ein einzig Wort, das sie verstand!
Schon kühner sprach er da:
„Erlauben Sie mir Ihre Hand!“ —
Und ruhig sprach sie: Ja!

Wie schnell geschlossen wird ein Bund
In stiller Dämm'rung Kreis,
Wenn so ein lieber rother Mund
Nur „Ja!“ zu sagen weiß!
Um einen Kuß bat er sie schon
Und bog die Lippe nah
Und flehte mit so warmem Ton —
Und ruhig sprach sie: „Ja!“

Er sprach: „So bist du ewig mein?“
Und wieder sprach sie: Ja! —
„Und willst du meine Gattin seyn?“
Und immer nichts als: Ja! —
Und kurze Zeit vergangen war
Und wieder sprach sie: Ja! —
Es war ihr Ja! am Traualtar,
Doch auch ihr letztes Ja!

*) Aus: Erzählende Gedichte ernster und humoristischer Gattung von Hermann Marggraff. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1862.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 68. Sonntag, 8. Juni 1862.

Das Opfer.

(Fortsetzung.)

Das Geschäftshaus, in welchem Robert Bevene erzogen worden, erbat von meinem Prinzipal denselben Dienst. Der Sohn des reichen Handelsherrn Prinz kam an, um in dem Hause Bevene's die letzte Politur kaufmännischer Bildung zu erhalten. Gleichzeitig erhielt Bevene die Nachricht, daß sein Sohn, dessen Ausbildung vollendet sey, nur einen Abstecher über Petersburg mache, um dann mit den besten Zeugnissen zurückzukehren.

Der junge Mann, welcher dies Schreiben brachte, hatte wenig Kaufmännisches in seinem Aeußern. Er trug einen gedrehten Schnauzbart, der ihn sehr hübsch kleidete, das Haar war frisirt; Sporen an den Stiefeln, ein elegantes Reitkostüm, kurz, als wir ihn eintreten sahen, glaubten wir einen Kavallerieoffizier in Civil zu sehen, aber nicht den zukünftigen Träger der ehrenwerthen Firma Karl Prinz.

Bevene schien das Absonderliche der Toilette nicht zu bemerken; er begrüßte den Sohn seines Freundes mit Herzlichkeit und fragte ihn wie beiläufig nach seinem Urtheil über eine eben eingetroffene Probeliste von Seidenstoffen, indem er ihn ersuchte, die Waaren zu tariren.

Wider Erwarten zeigte sich der Stutzer als Kenner, er gab nicht nur ein treffendes Urtheil, sondern wußte auch, sobald er die Seide geprüft, den Namen der Fabrik, aus welcher wir dieselbe erhalten hatten.

Bevene's Auge hatte den jungen Mann geprüft, der so kavaliermäßig, als es sich thun ließ, das Geschäft vollzog und dabei einen Handschuh ausgezogen hatte. Die Weiße und Zartheit dieser mit Ringen geschmückten Hand, die Manier, mit welcher Prinz jeden Stoff musterte, entlockten Bevene ein Lächeln.

„Lieber Herr Prinz," sagte er, „ich sehe, Sie sind ein tüchtiger Kaufmann, wie Sie jedenfalls ein vorzüglicher Reiter und galanter Tänzer sind; nun, die Hauptstadt wird Ihnen hinreichend Vergnügen bieten, ich bemerke jedoch, daß meine Komptoirs von Niemandem vor 6 Uhr verlassen werden."

„Das ist früh genug, um noch die Theater besuchen zu können; aber wenn ich nicht störe, so hoffe ich, die Ehre zu haben, daß Sie mich den Ihrigen vorstellen."

„Sehr gern, wenn Sie eine Stunde warten wollen, bis 12 Uhr habe ich hier im Komptoir zu thun; wenn es Ihnen recht ist, führt Sie Herr Brandis unterdessen im Geschäft umher und sucht Ihnen eine passende Beschäftigung aus. — Wo werden Sie wohnen?"

„Ich denke vorläufig im Hôtel zu bleiben."

„Sehr wohl. Ihr Kreditbrief setzt ihnen 200 Thlr. monatlich aus. Sie können das Geld pränumerando empfangen; Herr Brandis, verabreden Sie mit Herrn Prinz die Termine."

„Ich ziehe Quartalszahlungen vor," sagte Prinz zu mir, als ich ihn ersuchte, mit mir die verschiedenen Räume zu durchwandern.

Ich führte ihn zu meiner Kasse, gab ihm 600 Thlr. gegen Quittung, er strich das Geld ungezählt ein, schlug mit der Reitpeitsche gegen die Sporen und wir begannen unsere Wanderung.

Prinz beschaute Alles, wie ein vornehmer Reisender etwa das Museum einer kleinen Stadt; in den Arbeitersälen kniff er die Lorgnette ins Auge, um die Näherinnen und Stickerinnen zu mustern; die Lagerräume betrat er gar nicht, um seine Glanzstiefel staubfrei zu erhalten.

Gegen mich nahm er die Miene eines Gönners an, fragte, ohne auf Antworten zu hören und sah häufig nach der Uhr, ob die Stunde noch nicht verflossen.

Es war nicht schwer, den Charakter dieses Mannes zu durchschauen, er lag offen da, wie eine aufgeschlagene Karte. Natürlicher Verstand und geistige Begabung hatten ihn in den Stand gesetzt, rasch das Nöthige

zu lernen, um seinen Vater zufrieden zu stellen, dessen Erbe er werden sollte. Der Umgang mit vornehmen Kavalieren hatte ihm jenes blassirte Wesen gegeben, welches reiche Erben ohne vornehme Geburt bezeichnet; das Einstecken des Geldes, ohne es zu zählen, verräth bei einem Kaufmanne Leichtsinn und Hochmuth und doch war Etwas in seinem Wesen, was ein „gutes Herz" bekundete.

Er schien nicht verdorben, aber verwöhnt, mehr eitel und eingebildet, als stolz; es war eine jener alltäglichen Erscheinungen, welche man in den eleganten Weinhäusern, beim Wettrennen und auf Bällen zu Dutzenden trifft.

Dieser erste Eindruck, den er auf mich gemacht, bestätigte sich in der Folge. Nach Verlauf von 8 Tagen war er im Geschäfte zu Hause, er arbeitete rasch und man sah es ihm an, daß er die Abende und die Nächte ebenfalls zu verwerthen wußte. Er kam gähnend in's Komptoir, war des Morgens übellaunig, nach Tische angeheitert, er sah Jeden über die Achsel an, schloß mit Keinem Freundschaft; er ließ uns merken, daß sein Hierseyn nur vorübergehend sey und er uns fremd bleiben wolle.

Da trat Robert Bevene ein. Ich sah den Sohn meines Prinzipals erst am Tage nach seiner Ankunft, Arm in Arm mit Prinz kam er in's Komptoir, um Jeden, den er noch aus früherer Zeit kannte, zu begrüßen.

Ein ganz eigenes Gefühl beschlich mein Herz, als ich den Bruder Agathen's, den Sohn des Mannes, dem ich so viel verdankte, zum ersten Male erblickte. Ich hatte ihn mir anders vorgestellt. Mit vollem Herzen wollte ich ihm entgegengehen und ihm sagen, was sein Vater an mir gethan, daß er auf mich zählen könne in Allem.

Aber wie ein kalter Hauch legte es sich auf mein Herz, als ich diese harten verlebten Züge sah, das heisere Lachen hörte, in welchem kein Gefühl klang und als sein mattes, glanzloses Auge mich traf.

„Ich höre," redete er mich mit herablassender Freundlichkeit an, „daß Sie meines Vaters Faktotum geworden, daß er Ihnen volles Vertrauen schenkt. Er wünscht, daß ich Ihre Freundschaft erwerbe und Ihren Rath höre. Ich freue mich, einen so ausgezeichneten Mann kennen zu lernen."

Damit reichte er mir die Hand in einer Weise, der man es anfühlte, daß er eine ihm unangenehme Form erfüllte.

„Herr Bevene," antwortete ich, „wenn Ihr Herr Vater mit mir zufrieden ist, so habe ich mir diese Anerkennung durch aufrichtige Ergebenheit und Treue erworben, ich werde bemüht seyn, auch Ihr Wohlwollen mir zu erwerben und es zu verdienen."

„Sie sind bescheiden," sagte lächelnd Bevene; „aber wir reden ein ander Mal zusammen!" — Damit grüßte er freundlich und ging weiter.

Das verheißene Gespräch sollte nicht lange auf sich warten lassen und es fiel so aus, wie eine böse Vorahnung mir prophezeit hatte.

„Der junge Mann," hatte ich zu mir gesagt, „hat in Stockholm nur sehr geringe Einkünfte bezogen, er ist nahe mit Prinz befreundet, sein Aussehen verräth, daß er zu viel gelebt hat; er macht also Schulden auf den Namen seines Vaters, Du wirst ihm helfen sollen. Thust Du das, dann betrügst Du Deinen Prinzipal; thust Du es nicht, dann machst Du Dir Robert zum Feinde!

„Besser, er grollt Dir und Du hältst ihn ab, sich vollends zu ruiniren, als daß Du der Mitschuldige an seinem Verderben wirst und Bevene vielleicht noch einen größern Kummer bereitest!"

So sprach ich zu mir und war entschlossen, darnach zu handeln.

Bevene hatte mich zu Tisch geladen. Die Aufmerksamkeit, welche Robert mir schenkte, ließ mir keinen Zweifel darüber, daß er etwas von mir wolle. Er spielte den zuvorkommenden Wirth, schenkte mir fleißig ein, nöthigte, als ich nicht mehr trinken mochte und überließ es Prinz, seine Schwester zu unterhalten.

Es stimmte mich bitter, als ich sah, wie die gefälligen Manieren und das Renommiren dieses Gecken Agathen zusagten, sie schien jedem Worte zu glauben und ich erröthete vor der Kühnheit, mit der er immer vertraulicher wurde und flüsternd sprach und neckte, als ob sie einander seit Jahren gekannt hätten.

Der Ton der großen Welt war mir fremd, ich hatte nimmer diese Dreistigkeit gehabt und sie erschien mir unkeusch diesem Wesen gegenüber, das ich wie eine Heilige verehrte.

Und doch — ihr Auge strahlte, sie lachte so heiter über jeden Scherz, man sah es ihr an, daß sie lange Zeit sich nicht so gut amüsirt hatte, wie heute.

(Fortsetzung folgt.)

Der Rigi.

(Schluß.)

In der folgenden Pause war der Oheim aufgewacht und ich hörte, wie sie mit ihm von einer gewissen Terrasse sprach als von einem reizenden Orte, um dort den Nachmittag mit Lesen zuzubringen, was sie, wie sie ihm bedeutete, häufig that: die Aussicht auf die Seine, unter diesen Schattengängen, gewährte etwas ausgesucht Anziehendes. Kamen diese

Einzelheiten zufällig oder sonstwie in die Unterhaltung? Wessen ist nicht ein Weib fähig, das sich langweilt? Immerhin fiel diese Beschreibung in kein taubes Ohr. Während der letzten Kavatine sagte ihr Oheim: Wir wollen nun gehen! Im Fortgehen wandte sie sich nochmals um. Ich stürzte in den Korridor und kam gerade in dem Augenblicke in die Vorhalle, als Rosine und Barthole ihren Wagen bestiegen. Ich befahl dem meinen, jenem zu folgen. So kamen wir in die elysäischen Felder, in die Gruppe jener hübschen Landhäuser, die man das Quartier Beaujon nannte und die man heute im besten Zuge ist zu zerstören wie alles Uebrige. Ich merkte mir das Hotel, in das die Dame allein trat, und der Wagen fuhr mit dem Oheim dahin. Andern Tags strich ich dort umher, hielt Umschau, suchte mich zu orientiren. Ich erfuhr, daß die Dame sehr jung von diesem Onkel, ihrem einzigen Verwandten, an einen jungen Narren verheirathet, den sie nicht liebte und der glücklicher Weise nicht versäumt hatte, sich in einem Duelle tödten zu lassen, seit einem Jahre Wittwe war und zurückgezogen in dieser Einsamkeit lebte. Ich glaubte daraus schließen zu dürfen, daß der Abend im italienischen Theater vielleicht in ihrem wie in meinem Leben ein kleines Ereigniß werden könnte. Ich ging nach der Terrasse, ich brachte dort den ganzen Mittag zu, aber vergebens. Ebenso am andern Tage, am darauffolgenden —

Deßgleichen.

Jawohl, aber endlich am vierten Tage fand ich sie am Fuße einer Statue sitzend. Anfänglich wagte ich nicht sie zu grüßen, aber ich setzte mich ihr gegenüber in einer Entfernung von einigen Schritten und begann zu lesen oder that wenigstens dergleichen. Sie stickte und war einigermaßen zerstreut. Sie ließ ihre Stickerei fallen, ich stürzte hinzu, sie aufzuheben und übergab sie ihr grüßend. Es entspann sich eine Unterhaltung, ich genoß das lebhafteste Vergnügen, als plötzlich, — o mein Freund!

Was denn?

Hast Du Onkel Tom gelesen?

Weßhalb?

Hast Du Onkel Tom von Mistreß Harriet Beecher Stowe gelesen?

Nun ja, ich glaube, ich habe die Hälfte gelesen. Ich bin bei einer salbungsvollen Predigt stehen geblieben.

Erinnerst Du Dich, wie man auf die flüchtigen Neger Jagd macht, die man wieder einfangen will?

O ja, mittelst hiezu abgerichteter Hunde.

Nun wohl! Du weißt, daß ich in jener Zeit der Neger eines schönen und eifersüchtigen Geschöpfes war, das sich Karoline nannte.

Die Süd-Karoline!

Dieser Zuname, lieber Freund, war noch weit zutreffender, als Du Dir vorstellen konntest. Seit einer Woche hatte ich indeß meine Kette endlich glücklich gebrochen und am Tage nach diesem offenen Bruche, glaube ich, war es, als ich meinen Abend im italienischen Theater zubrachte, um mich zu zerstreuen. Karoline hatte gemeint, ich würde, wie gewöhnlich, wiederkehren und um Gnade bitten und vielleicht wäre ich wirklich zurückgekommen ohne dieses herrliche Bouquetabenteuer. Karoline, gereizt, als sie mich nicht wieder erscheinen sah, ging an meinem Hause vorüber und ließ fragen, ob ich krank sey. Man berichtete ihr das Gegentheil und daß ich jeden Tag ausgehe nach den Tuilerien und elysäischen Feldern zu. Du weißt, daß sie eine große englische Dogge hatte?

Ja.

Dieser Hund kannte mich sehr gut, sintemal ich Hausfreund war. Mir scheint, sie schickte ihn nach meiner Spur, indem sie ihn ohne Zweifel an einem Cigarrenetui riechen ließ, das ich von ihr gestickt, lange in Gebrauch gehabt und ihr im Augenblicke unseres Bruches zurückgegeben hatte.

Oh, armer Tom! ich sehe die Dinge kommen.

Ich weiß nicht, ob sie ihm befohlen hatte: Such'! Sicher ist, daß er mich fand.

Armer Mensch!

Und daß er inmitten meiner Unterhaltung mit Rosine plötzlich erschien und mich liebkoste. Ich hätte ihn von ganzer Seele prügeln mögen. Denn ich fühlte, daß seine Herrin nicht weit entfernt war und daß sie bald auch wie ein Gespenst erscheinen würde. Das blieb denn auch nicht aus. Denke Dir die Wirkung! Ich war eben daran, mein einsames, melancholisches Leben zu malen, seine besonderen Analogien und seine rührenden Sympathien mit dem der hübschen Wittwe, die mit geneigtem Haupte und einer sehr sanften Miene zuhörte. — Karoline stellte sich vor mich und sagte zu mir: Ah, Sie da, Sie? Dann schleuderte sie auf Rosine einen vernichtenden Blick und erklärte ihr frech: Ich bin seine Geliebte, Madame! Ehe ich noch erwiedern konnte, hatte sich Rosine erhoben und war entflohen. Ich sah sie nie mehr — als eben vor uns. Ich werde sie da droben wiederfinden auf Rigi-Kulm: begreifst Du mein Glück? Und sie ist noch immer frei, sintemal der Onkel sie begleitet. Ich werde sie wiedersehen, vielleicht mit ihr sprechen, sey es bei der Betrachtung des Sonnenunterganges, sey es beim Diner. Auf Reisen geht es schnell. Wenn ich mich erklären kann, wird sie mir verzeihen. — Nun wir oben sind, verlaß ich Dich, ich kenne Dich nicht,

habe Dich nie gesehen, verstehst Du mich? Es ist besser, wenn ich allein bin. Willst Du, so treffen wir uns wieder morgen frühe auf dem Plateau, um den Sonnenaufgang zu sehen. Beim ersten Tone des Alpenhornes, das zum Signale dient, werde ich bei der Hand seyn.

Ich auch. Abgemacht!

Am andern Tage sah ich weder beim ersten Tone des Hornes, noch beim zweiten, noch beim dritten Paul v. V. erscheinen. Die Sonne ging ohne ihn auf. Ebenso wenig bekam ich die Dame zu Gesicht.

Als die Sonne hoch am Horizonte stand, stieg ich wieder hinab und fuhr in einem Schiffe auf dem so wundervollen Vierwaldstädtersee umher. Gegen Mittag, als ich wieder von Fluelen nach Luzern kam, legte das Boot bei Wäggis an, um hier eine zweite Karawane Reisender, die vom Rigi herabstiegen, aufzunehmen. Paul v. V. war dabei.

Nun? sagte ich, Du hast den Sonnenaufgang nicht gesehen?

Nein, entgegnete er, aber den Aufgang des Mondes.

Während der alte Onkel zu Bette lag?

Ganz richtig! Der Mond ist eine günstige und versöhnende Gottheit. Kurz, mein Bester, als ich Dir das erste Kapitel erzählte, den Abend im italienischen Theater mit dem anbetungswürdigen Strauß und das zweite, auf der Terrasse an den Tuilerien, sah ich nicht im Entferntesten voraus, daß Rigi-Kulm der glückliche Ort seyn würde, wo sich das dritte begeben dürfte. O mein Freund, wie schön ist der Mond!

Gewiß, ja, der Vollmond!

Und nun weißt Du auch, was mich gehindert hat, den Aufgang der Sonne zu sehen. Aber offen gestanden, ich bedaure es nicht.

Glaub's wohl!

Mannigfaltiges.

Der Feuilletonist der Wiener „Presse" erzählt: „Ein Schusterjunge, 's kann auch ein Tischler- oder Schlosserjunge gewesen seyn, allein bei solchen Geschichten zieht der Wiener immer einen Schusterjungen vor, ein Schusterjunge also in der Vorstadt trug seit drei Jahren „der Zeiten Last und Geißel, des Meisters Druck, des Knieriems Pein und die Schmach, welche Altgesellen-Unwerth schweigendem Verdienst erweist," ohne daß ein Sonnenlächeln des Glückes für ihn in die düstere Werkstatt gefallen wäre; da, eines Tages, richtiger in einer Nacht, träumt unser Hannsl — der Name ist eben so gut, wie irgend ein anderer — drei Nummern, in diesem Punkte jenem berühmten Schuster Knieriem vergleichbar, der als Dritter im Bunde mit dem Schneider Zwirn und dem Tischler Leim ganz Deutschland durchwandert und schon vor 25 Jahren der Welt die warnenden Worte zugerufen: „Die Welt steht auf kein' Fall mehr lang!" obwohl man damals von Concordat, Preßnovellen und ober-österreichischen Anti-Vernunft-Petitionen noch keine Ahnungen hatte. Unser Hannsl träumt drei Nummern und eine innere Stimme — warum soll ein Schusterjunge keine innere Stimme haben? — ruft ihm zu, daß diese drei Nummern sein Glück begründen werden. Hannsl will setzen, allein Hannsl hat kein Geld und nach langem Kampfe mit sich selbst greift er, getrieben von nicht zu definirender Ahnung, in das schmierige Portemonnaie seines unmittelbaren Vorgesetzten, eines Gesellen und stiehlt — einen Gulden, mit dem er spornstreichs in die Lotto-Kollektur eilt und endlich das Glück genießt, seine Nummern Schwarz auf Blau an's Herz drücken zu dürfen. Und es begab sich, wie es sich bei solchen Geschichten immer begibt, daß sämmtliche drei Nummern in Linz gezogen und auf dem schwarzen Brette der Kollektur kreideweis angeschrieben wurden. Statt Himmelsfreude überfällt nun unsern Hannsl eine Höllenangst, er kann der gewonnenen 4800 fl. nicht froh werden. Gewissensbisse martern sein Herz und endlich flüchtet er zur Polizei, der er weinend ein reumüthiges Bekenntniß ablegt und sich anbietet, dem Gesellen, mit dessen Gulden er gewonnen, die Hälfte des Gewinnstes abzutreten. Der Geselle wird gerufen, verweigert entschieden die Annahme der Hälfte und begehrt die ganze Summe, die ja mit seinem Gelde gewonnen worden. Und wie entscheidet der Richter? Folgendermaßen: Hannsl wird, weil er einen Gulden gestohlen hat, eingesperrt, jedoch in Anbetracht der mildernden Umstände nur auf drei Wochen; der Geselle bekommt den Einen Gulden zurück, den ihm der Hannsl gestohlen hat; die überbleibenden 4799 fl. Oest. W. werden für den Hannsl angelegt, damit derselbe einst nach überstandener Lehr- und Wanderzeit Meister werden und heirathen kann, weil jede anständige Volkserzählung mit einer Heirath schließen muß."

In St. Omer ist ein emeritirter Raucher gestorben, der außer einem ganzen Assortiment von Cigarrenetuis, Tabaksdosen, Tabaksbeuteln und sonstigen Rauchutensilien nicht weniger als 682 Pfeifen hinterläßt.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 69. Dienstag, 10. Juni 1862.

Das Opfer.

(Fortsetzung.)

Ich hatte immer von ernsten Dingen mit ihr geredet, zaghaft die Worte gesetzt — und ich mußte ihr wie ein Stock erschienen seyn.

Und was gab ihm diese Sicherheit? War er gescheidter, gebildeter, geistreicher als ich? Nein, aber er war reich, geputzt, hatte elegante Manieren. Und das blendet ein Weib, das ersetzt ihr den Mangel des Gefühls!

Es war eine trübe Stimmung, in der ich mich von der Tafel erhob; zum ersten Male im Leben fühlte ich den nagenden Schmerz und das bittere Gefühl der Eifersucht. Wenn dieser Mann gut für sie ist — dann warst Du zu bescheiden, rief es in mir, aber sie ahnt nicht, wie hohl der Kern dieses glänzenden Dinges ist, das wie ein Chamäleon in allen Farben schillert.

„Wir rauchen noch zusammen eine Cigarre," rief Agathens Bruder, als ich mich verabschieden wollte, „Sie müssen auf mein Zimmer kommen, damit wir mit einander näher bekannt werden."

Ich sagte zu und Agathe lächelte so vergnügt, als sie die Freundschaft ihres Bruders zu mir sah. Ihr Blick schien mich aufzufordern, Robert die Hand zu reichen und alle Bitterkeit war aus meinem Herzen verschwunden, dieser Blick galt mir mehr als alle Huld, die sie an Prinz verschwendet.

Wir gingen auf das Zimmer Roberts. Prinz streckte sich sogleich lang auf das Sopha, Robert befahl dem Lakaien, Wein zu besorgen; mir bot er einen Lehnstuhl, er selbst warf sich ebenfalls in ein Fauteuil und die Unterhaltung begann.

„Robert," sagte Prinz, indem er die blauen Wolken der köstlichen Havannacigarre vor sich hinblies, „Deine Schwester ist bezaubernd; ich habe auf Ehre noch nie ein so schönes und zugleich so liebenswürdiges Wesen gesehen."

„Ich kann Dir mit einem Kompliment antworten; Agathe hat sich sehr schmeichelhaft über Dich geäußert."

Prinz drehte sich den Bart, eine leichte Röthe bedeckte seine Wangen.

„Du spottest," sagte er, als traue er den Worten Roberts nicht; „aber, was ich sagen wollte, ich finde, daß Deine Schwester für ihre Verhältnisse sehr anspruchslos ist, sie scheint wenig Bälle und Theater zu besuchen."

„Mein Vater ist, das werden Sie, Brandis, am besten wissen, gegen alle Vergnügen der großen Welt eingenommen, das Schauspiel ist das Einzige, was er gestattet und da geht er in's Parquet. Ich möchte wohl wissen, was er mit den Zinsen seines Vermögens anfängt, denn er lebt wie ein mäßig wohlhabender Mann."

„Dein Vater hat noch Kapitalien außer dem Geschäft?" fragte Prinz in gleichgiltigem Tone.

„Gewiß, er ist ein vorsichtiger Kaufmann; frage Brandis."

„Ich kann dies nur bestätigen," nahm ich aufgefordert das Wort; „Herr Bevene kapitalisirt alljährlich einen Theil des Reinertrags."

„Dann muß Dein Vater Millionär seyn, Robert."

„Mindestens; aber," fügte Robert mit einem tiefen Seufzer hinzu, „er versteht nur zu erwerben und nicht den Reichthum zu genießen. Ich bin heute sehr unangenehm überrascht worden, er hat mir anstatt Eintausend jährlich, wie ich erwartete, nur Vierhundert ausgesetzt; er meint, ich lebe ja in seinem Hause umsonst."

„Dann wirst Du meinen Kredit benützen müssen, er steht Dir offen."

„Du hast mir schon zu viel geliehen; Brandis," sagte er sich zu mir wendend und ich sah nicht ohne Unruhe die Krisis herannahen; „Sie kennen meinen Vater, er darf nicht erfahren, daß ich Schulden habe. Kennen Sie eine gute Gelegenheit, mir einen Kredit zu eröffnen?"

„Herr Bevene," antwortete ich, „der beste Kreditbrief ist die Liebe Ihres Herrn Vaters."

„Nichts davon, er würde meine Schulden bezahlen und mich noch kürzer halten. Mein Vater scheint niemals jung gewesen zu seyn, er weiß nicht, welche Ansprüche der Sohn eines reichen Mannes an das Leben macht. Ich will meine Jugend genießen —"

„Wenn Sie das Ihrem Herrn Vater vorstellen."

„So antwortet er Nein," unterbrach mich Robert heftig, „Sie wissen es so gut, wie ich, daß er nach Grundsätzen handelt."

„Herr Bevene," wendete ich ein, „früher oder später müßten Sie doch Ihre Schulden bekennen."

„Ich sehe die Ursache nicht ein! Dem Sohn eines Millionärs leiht man gern und mir kommt es nicht darauf an, ob ich einmal Zehntausend mehr oder weniger erbe. Das ist anständiger Zinsezins. Und gesetzt denn, ich müßte meine Schulden beichten, dann kommt es auf die Summe nicht an; es ist daher besser morgen, wie heute."

„Herr Bevene, der Zorn Ihres Herrn Vaters dürfte aber dann schwerer in's Gewicht fallen," erwiederte ich; „er könnte die Absicht aufgeben, Sie zu seinem Kompagnon zu machen."

„Meinetwegen!" rief Robert verdrießlich, „Ihre Einwände sind nicht neu, ich habe Alles überlegt. Können Sie mir Geld schaffen, oder muß ich außer dem Hause darnach suchen?"

„Die Pflichten, die ich gegen Ihren Herrn Vater habe, gestatten mir offen zu reden. Ich würde seines Vertrauens unwürdig seyn, wenn ich Ihnen die Hand böte, gegen seinen Willen zu handeln."

„Du siehst, Herr Brandis will nicht," wurde ich von Prinz unterbrochen, der bei diesen Worten Robert einen bedeutsamen Blick zuwarf.

„Herr Bevene," sagte ich, „meine Ersparnisse würde ich mit Freuden hingeben, einem Gliede Ihrer Familie zu helfen, aber nichts kann mich bewegen, undankbar zu handeln. Aber ich weigere mich auch in Ihrem Interesse. Wenn Ihr Herr Vater sieht, daß Sie ein tüchtiger Kaufmann geworden, wird er Sie zu seinem Associe machen und Sie haben dann über so viel Mittel zu verfügen, als Sie jetzt kaum wünschen; wollen Sie sich diesen Vortheil entgehen lassen?"

„Nein, Sie haben Recht," antwortete Robert kühl und mit einer Miene, welche mir erkennen ließ, daß er dem Winke seines Freundes Folge gegeben.

Er traute mir nicht und fürchtete, daß ich ihn verrathen könne. Er hatte Ursache dazu, denn mein Pflichtgefühl forderte dies und nur die Schwäche, es nicht mit ihm verderben zu wollen, hielt mich davon ab.

Seit dieser Stunde zog er sich von mir zurück, er ließ es mir fühlen, daß ich nur ein besoldeter Diener sey, er brachte mich oft so weit, daß mein Blut kochte und ich nahe daran war, ihn bei seinem Vater zu verklagen.

Aber Bevene war so glücklich in dem Glauben, daß sein Sohn sich gebessert, sollte ich dieses Glück stören? war es nicht möglich, daß er sich besserte, ohne daß ich den Groll des Vaters über ihn heraufbeschwor?

So verging ein halbes Jahr. Ich hatte in den letzten Tagen Robert und Prinz wenig gesehen; man flüsterte im Hause, der letztere habe sich mit Agathe verlobt.

Die Botschaft zerriß mir das Herz und doch konnte ich nicht daran zweifeln, obwohl es bis jetzt noch ein Gerücht war. Ich hatte nichts Anderes erwartet! Schon seit geraumer Zeit hatte ich die Familie gemieden, ich konnte es nicht ansehen, wie dieser Mann sie umstrickte.

Durfte ich sie warnen? Was hatte ich gegen ihn, als daß ich ihn für einen eitlen, unbedeutenden Menschen hielt. Ich mußte schweigen; sie liebte ihn, was ging mich ihr Herz an, mich, den armen besoldeten Buchhalter ihres Vaters!

Ich eilte hinaus in's Freie; draußen strömten mir die Thränen aus den Augen, das Herz weinte sich aus — nie, niemals wird sie erfahren, wie heiß Du sie geliebt! — Möge Gott sie segnen und glücklich werden lassen, wie sie es verdient! — — Das Unglück kam Schlag auf Schlag.

Meine alte Mutter erkrankte. Ich bat meinen Prinzipal, mir Urlaub zu geben, damit ich sie pflegen könne. Er gab mir, so viel ich verlangte.

„Weichen Sie nicht vom Bette Ihrer Mutter," sagte er, „Robert und Karl werden unterdessen Ihre Geschäfte besorgen. Lassen Sie mir sagen, wie es Ihrer Mutter geht und wenn sie einer Erfrischung bedarf, so denken Sie, meine Küche wäre die Ihrige."

Ich eilte an's Bett der Mutter. Täglich schickte mir Bevene kräftige Speisen und Erfrischungen, sein Diener mußte die Arznei holen und stets kamen theilnehmende Fragen von Agathe.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Frauenherz. *)

Von Dräxler-Manfred.

Es mögen etwa zehn Jahre seyn, kurz nachdem ich ein kleines Handelsgeschäft in Mannheim etablirt

*) Aus dem „Illustrirten Familienbuch des österreichischen Lloyd".

hatte, als eines Morgens der Lohnbediente aus dem „Pfälzer Hof“ einen Fremden in meinen Laden führte und sich mit den Worten: „Hier sind Sie bei Herrn Joseph Kühn“ empfahl. Die Stunde war so früh, daß ich, in der Nebenstube noch mit meiner Toilette beschäftigt, ein wenig durch die Fenstervorhänge nach dem Komptoir schielte, um den zeitlichen Besucher kennen zu lernen. Es war ein Mann, der gegen sechzig Jahre zählen mochte, von elegantem Aeußern und einer gefällig kräftigen Gestalt, welche das Alter weder zur Fettigkeit noch zur Schlaffheit ausgedehnt hatte. Das Haar war ziemlich grau, aber zugleich höchst zierlich frisirt, das Auge hatte Feuer, an den Fingern blitzten kostbare Ringe und die schöne Figur dieses Greises, der so manchen Jüngling von heutzutage in Schatten drängen konnte, wiegte sich mit einer gewissen Gefälligkeit vor dem Spiegel, welche andeutete, daß der Beschauer wohl auch noch höhere Ansprüche als die der Toilette zu machen willens sey. Mit einem Worte, der Fremde war nur den Jahren nach ein alter Mann, der Feuer, Frohsinn, Kraft und Gefühle der Jugend gerettet hatte und auch im Punkte des Herzens noch Wünsche zu hegen schien. Es lag etwas Freundliches und Gefälliges in seinem ganzen Wesen, das mir bekannt vorkam, ohne daß ich mich seiner näher entsinnen konnte. Ich trat in das Komptoir.

„Joseph, ja Sie sind es!“ rief er mir freundlich und mit ausgebreiteten Armen entgegen und freudig stürzte ich in diese, denn ich erkannte nun Herrn Reuling, den ich seit sieben Jahren nicht gesehen. Er war der treueste und wackerste Freund meines Vaters, dem Verstorbenen im entfernten Grade verwandt, früher Besitzer eines blühenden Geschäftes, das ihn reich gemacht und welches er aufgegeben, um ganz unabhängig seinem Vergnügen und größtentheils auf Reisen leben zu können. Mir hatte er von Kindheit auf viel Liebes und Freundliches erwiesen.

„Hab' ich Sie endlich!“ begann er nun ganz zutraulich; „in Frankfurt sagte man mir, Sie haben sich hier etablirt und da ich eben nach Baden reise, so nahm ich mir vor, Sie zu besuchen. Also Sie haben sich auf Indigo, Schwefel, Oel und solches Zeug gelegt? Halb **en gros** und halb **en detail**, wie ich sehe? Gut, recht gut und was machen Sie für Geschäfte?“

„Ich bin Anfänger, ich bemühe mich, Zutrauen einzuflößen und ersetze, was mir an Kapital fehlt, durch Rechtlichkeit und Fleiß und denke dadurch an's Ziel zu gelangen.“

„Recht so,“ meinte Herr Reuling, „das weiß ich zu schätzen, denn ich weiß auch, daß Sie nicht reich sind, weil Ihnen Ihr guter Vater nichts hinterlassen konnte. Doppelt schön also, wenn Sie Ihr Loos nur der Arbeit und Rechtlichkeit zu danken haben. Aber zählen Sie auf mich, ich bin reich und gern will ich Alles für Sie thun. Brauchen Sie Fonds, so sollen Sie sie bei mir finden.“

„Ich danke herzlich, Herr Reuling, aber derlei Verpflichtungen ziehen eine Last von Sorgen nach sich. Wohl weiß ich, welche mächtige Hebel des Handels Vorschüsse und Kredit sind, doch verzichte ich gern darauf, um ruhig zu leben, sichere Geschäfte zu machen und nach langer Arbeit einem zufriedenen Alter entgegen zu gehen. Kredit nehme ich wohl in Anspruch, aber nie mehr, als ich durch mein Haben decken kann.“

„Musterhaft, Freund Kühn! Wenn Sie so zu Werke gehen, dann werden Sie auch nie mit dem Jammer zu kämpfen haben, der Ihre Kollegen oft erreicht.“

Doch dies Gespräch schien dem heitern alten Herrn zu ernst und er fügte lächelnd hinzu:

„Jetzt haben Sie nur eine kleine Klippe zu vermeiden, woran Ihr ganzes Glück scheitern könnte — das Heirathen.“

Ich wurde verlegen. Er bemerkte es.

„Wie, Sie erröthen?“ fuhr er fort; „Sie sind verliebt! O Freund Joseph, Sie sind verloren, wenn Sie diese Leidenschaft, die Ihrer Ruhe und Ihrem Geschäfte Gefahr zu bringen droht, nicht ersticken. Die Weiber sind der Stein des Anstoßes für unser Glück und für unser Lebensheil. Sehen Sie, ich bin reich, ich könnte nach Gefallen wählen, mir gilt es gleich, ob meine Frau so wohlhabend wie ich, oder arm wie die Tochter Job's wäre; seit dreißig Jahren suche ich eine und als ich sie endlich gefunden zu haben glaube, mischt mein Schutzgeist zum Glück die Karten und hält mich ab, eine Thorheit zu begehen. Es ist noch kein Jahr her, so glaubte ich ohne sie nicht leben zu können. Denken Sie sich das reizendste Wesen und wie es schien, das solideste und beste zugleich und dabei im Innern doch aus Falschheit, Tücke und Koketterie zusammengesetzt. Sie wissen meine Geschichte nicht; wohlan, so hören Sie. Es ist ein ganz eigenthümlicher Fall, den man erlebt haben muß, um ihn glaublich zu finden. Ich komme zwar jetzt von Italien zurück, wohin ich gereist war, um mir die Sache aus dem Kopfe zu schlagen, allein ich gestehe, es ist mir nur zur Hälfte gelungen.“

(Fortsetzung folgt.)

Landwirthschaftliches.

(Die Wirkung plötzlicher bedeutender Temperaturveränderungen auf die Pflanzenwelt.) In dem ersten diesjährigen Hefte der Annalen der Physik und Chemie bespricht Karsten dieses Thema, welches in dem Augenblick, in welchem ein Nachwinter uns daran erinnern zu wollen scheint, daß man sich Illusionen niemals hingeben soll, uns mehr als sonst wohl interessirt. Ohne Zweifel, sagt Karsten, wird es von allen Physiologen jetzt anerkannt, daß die Gewebe gewisser Pflanzen vollkommen gefrieren können, ohne ihre Lebensfähigkeit einzubüßen, wogegen bisher die Thatsache, daß der Kältegrad, welcher eine Pflanze tödtet, nach Umständen ein verschiedener seyn kann, von denselben bisher nicht so beachtet wurde, wie sie es verdient. An den nachtheiligen Wirkungen plötzlich eintretender großer Temperaturwechsel auf die lebenden Pflanzen zweifelt kein Praktiker; alle haben Aehnliches beobachtet, nur ist ihnen die Art der Wirkung bisher nicht klar geworden. Jeder Gärtner weiß es, daß besonders diejenigen gefrorenen Pflanzen dem Verderben ausgesetzt sind, die in diesem Zustand von den Sonnenstrahlen getroffen werden, während die im Schatten allmälig aufthauenden leichten dieselben Verhältnisse ertragen. Die stärkere Abkühlung durch Ausstrahlung gegen den Himmelsraum, die wir besonders durch Wells kennen lernten, wirkt sicher nicht so schädlich auf eine freistehende Pflanze, wie die mit diesem Standorte verbundene plötzliche Abkühlung durch Verdunstungskälte und die plötzliche Erwärmung durch die Strahlen der März- und Aprilsonne. — Schon Thouin räth, diejenigen Pflanzen, welche dem Nachtfroste ausgesetzt und etwa gefroren waren, dadurch zu retten, daß man sie vor Sonnenaufgang in den Schatten an einen nur wenige Grade erwärmten Ort bringt, um sie allmälig aufthauen zu lassen, oder, wenn dies nicht angeht, sie mit eiskaltem Wasser zu begießen, sobald sie von den ersten Sonnenstrahlen getroffen werden. — Aehnliche Ansichten sprechen Lindley und Decandolle aus.

(Die Tragknospen und Blüthen der Obstbäume im Frühjahre gegen Erfrieren zu sichern.) Man halte das Blühen der Bäume im Frühlinge so lange zurück, bis keine nachtheiligen Nachtfröste mehr zu befürchten sind. Um dieses zu bewirken, lege man im Februar, wenn die Erde noch gefroren ist, kalten Mist dick um die Bäume und lasse diesen so lange liegen, bis keine Nachtfröste mehr zu erwarten sind. Wenn nun die anderen Bäume, welche mit keinem Mist umlegt sind, bereits blühen, so sind die mit Mist umlegten dagegen noch ganz zurück, weil der Boden unter ihnen nicht aufthauen kann. Nimmt man aber den Mist hinweg und setzt den noch gefrorenen Boden der milden Witterung und der Sonne aus, so werden solche Bäume um desto schneller treiben, den früher blühenden sehr bald nachkommen und zahlreiche Früchte tragen. Der nämliche Erfolg läßt sich erwarten, wenn man bei einem der letzten starken Winterfröste Eis um die Bäume legt, es noch mit Mist bedeckt und dann erst wegnimmt, wenn dem Treiben und Blühen der Bäume keine Gefahr mehr droht.

Im „Landwirthschaftlichen Centralblatt“ wird folgende Anwendung des Steinkohlentheeres als Mittel gegen Ungeziefer mitgetheilt. Man mischte gepulverte Gartenerde in dem Maße mit Theer, daß der letztere etwa 4% betrug. Das Gemisch wurde an einer Anzahl junger Pflanzen — zweierlei Salat, Georginen und chinesischen Astern — so angewendet, daß um jede Pflanze eine Schicht von 2 Centimeter Dicke und 25 Centimeter Ausdehnung gelegt wurde. Andere Pflanzen derselben Art wurden der Vergleichung halber ohne dieses Schutzmittel gelassen. Der Erfolg war, daß keine einzige der beschützten Pflanzen von den Schnecken aufgefressen wurde, während an die unbeschützten die Schnecken und Insekten in großer Anzahl gegangen sind. — Ein großer Ameisenhaufen — der schwarzen Art — wurde, nachdem er mit der getheerten Erde belegt worden, von seinen Bewohnern in einer Nacht total verlassen, während früher mehrere andere Mittel zu seiner Zerstörung Nichts gefruchtet hatten.

Zweisilbige Charade.

Hans-Phil'pp, guck in Spiegel n'ein,
Wird das Ganze d'rinnen seyn,
So guckt es zu dir heraus
Und sieht wie ein Schafskopf aus.
's Erste ist sonst nichts als dumm.
Mancher gäbe viel darum,
Wär' er nur des Ersten los,
Wenn sich's in das Zweite schloß.
Dieses gäbst du nicht für Geld,
Ja nicht für die ganze Welt.
Denn gingst du den Handel ein,
Würdest du dann nicht mehr seyn,
Selbst, wenn es das Ganze wär',
Gäb'st du's nicht um Alles her.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 70. Freitag, 13. Juni 1862.

Das Opfer.

(Fortsetzung.)

Nach acht Tagen erholte sich meine Mutter ein wenig, ich eilte zu Bevene, um ihm und den Seinigen zu danken — aber ich traf Niemanden, als Agathe.

Ich sprach, wie es mir aus dem Herzen strömte und sah ihr Auge feucht werden. Schon hatte der Lakai es mir verrathen, daß sie Braut sey. Aber sie sah nicht bräutlich aus. Waren ihr jetzt schon Bedenken gekommen, wo das entscheidende Ja gesprochen, oder errieth sie, was ich fühlte und hatte sie Theilnahme mit mir? Sie schaute mich an — so gutmüthig, daß ich hätte laut weinen mögen und hinsinken und ihr sagen, daß sie mein Herz gebrochen!

Meine Lippen stotterten einen Glückwunsch — wie ich das vermochte, weiß ich noch heute nicht — sie gab keine Antwort, sie schlug das Auge nieder, als könnte sie mich nicht ansehen.

Wenn sie es nie gefühlt, daß ich sie liebte, so mußte sie es jetzt.

Es entstand eine Pause, sie ermannte sich zuerst.

„Herr Brandis," sagte sie und ihre Stimme zitterte, „ich glaube, unsere Familie hat keinen besseren Freund als Sie. Ich bin tief bekümmert und habe eine Bitte an Sie — mein Vater ist furchtbar erregt, seit gestern muß etwas vorgefallen seyn, was ihn tief ergriffen und bekümmert hat. Ich fürchte," und bei diesen Worten senkte sie ihre Stimme zum Geflüster, „mein Bruder ist die Ursache. Seine Miene sagt nichts Gutes, ich ahnte es längst, daß ihn etwas drückt. Sie können vielleicht helfen. Mein Bruder ist leichtsinnig, aber er hat ein gutes Herz. Sie kennen meinen Vater, Sie kennen seine unerbittliche Strenge. O," und sie legte sanft ihre Hand auf meinen Arm, „ich bitte Sie, wenn Sie etwas vermögen, — helfen Sie und ich werde es Ihnen von Herzen danken. Retten Sie meinen Bruder vor dem Zorne des Vaters — wenn jetzt ein Bruch erfolgt, würde nimmer eine Versöhnung stattfinden."

Ich versprach ihr, es zu thun, was in meinen Kräften stehe — ich hätte mein Leben geopfert, ihre Thränen zu trocknen.

Es war nach dem, was ich gehört, keine Zeit zu verlieren. Ich eilte ins Komptoir und das Erste, was ich sah — war, das meine Bücher versiegelt waren.

Bestürzt schaute ich mich um — trotz meiner Aufregung hatte ich schon beim Eintritt die feierliche Stille in den Komptoirs bemerkt, jetzt sah ich, daß Aller Blicke mich beobachteten.

Ich untersuchte die Siegel — es war Bevenes Petschaft.

Schon wollte ich fragen, da traten Robert und Prinz in das Komptoir.

Als sie mich erblickten, ward Robert todtenbleich, Prinz blickte mit sichtbarer Verlegenheit fort, dann flüsterten Beide leise mit einander.

Eine schreckliche Ahnung stieg in mir auf — Roberts Antlitz sagte mir Alles — das war der scheue, unsichere Blick eines Schuldbeladenen.

Da kam Prinz auf mich zu; er gab mir einen Wink, ihm in das Speisezimmer zu folgen.

„Herr Brandis," sagte er, „Sie haben bemerkt, daß Ihre Bücher versiegelt sind."

„Ich sah es mit Befremden," war meine Antwort.

„So hören Sie. Auf eine unerklärliche Weise ist es vergessen worden, einen Posten von 1000 Thalern einzutragen, der an dem Tage einging, wo Sie Urlaub erhielten und noch seltsamer, das Geld fehlt in der Kasse. Ich habe den nächsten Posten eingetragen und den Fehler übersehen; unglücklicher Weise hat Herr Bevene das Buch revidirt, ehe ich den Fehler bemerkte und er stellte sogleich eine Revision an. Doch ich will offen seyn," fuhr er fort, als er sah, daß mir das Blut ins Antlitz stieg. „Robert wagte es nicht, zu gestehen, daß er das Geld

empfangen und die Verbuchung aufgeschoben; er hatte einen fälligen Wechsel zu bezahlen und gestern, als die Revision stattfand, hatten wir es noch nicht schaffen können. Wir hatten nur eine einzige Ausrede; wir sagten, daß Sie jedenfalls in der Eile die Buchung vergessen und das Geld wohl deßhalb nicht in die Kasse gelegt hätten. Hier ist es;" damit zog er eine Brieftasche hervor, — „Robert und ich, wir beschwören Sie, unsere Aussage zu bestätigen. Ihnen wird dann nur eine Vergeßlichkeit zur Last gelegt, Robert würde für immer das Vertrauen seines Vaters verlieren und ich als der Mitschuldige blosgestellt seyn. Herr Brandis, unsern Dank. —"

„Halt," unterbrach ich ihn stolz, „Dank will ich nicht, es sey denn, daß Robert durch diese Lehre bewogen wird, in sich zu gehen. Ich werde das thun, was Sie verlangen, unter der Bedingung, daß Sie kein Wort mehr verlieren, und daß vor allen Dingen Niemand eine Silbe davon erfährt; ich will den Sohn meines Wohlthäters nicht vor der Strafe retten, sondern es ihm möglich machen, das Vertrauen seines Vaters und die Achtung der Seinigen nicht für immer unrettbar zu verlieren. Sagen Sie ihm dies und der einzige Dank, den ich fordere, ist der, daß er aufhört, Schulden zu machen."

Prinz wollte noch danken, aber ich winkte ihm, dies zu unterlassen; mein Blick ließ ihn erröthen, er fühlte, daß ich ihn tief verachtete.

Ich war der Folgen meines Opfers völlig klar — ich wußte, daß Bevene meiner Selbstanklage keinen Glauben schenken werde, wenn ich ihm nicht Beweise brächte und traf daher die Vorbereitungen dazu. Ich wollte mich entehren, um ihm den Sohn zu retten, ich hatte es ja Agathe versprochen.

Eine Stunde später stand ich vor ihm.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Frauenherz.

(Fortsetzung.)

„Es ist, wie gesagt, etwa ein Jahr, daß ich in Frankfurt die Bekanntschaft einer Dame von einigen vierzig Jahren machte, welche eine zwanzigjährige Tochter hatte. Die Mutter war für ihr Alter sehr gut konservirt, aber die Gesellschaft der Tochter war so nachtheilig für sie, daß sie selbst unbemerkt bleiben mußte. Ich bin kein Jüngling mehr, ich habe manch' schönes Mädchengesicht gesehen, aber nie ein so anziehendes Wesen als dieses, es war eine wahre Houri aus Mahomeds Paradiese, eine Schönheit, welche bezaubert. Beide Damen lebten in dürftigen Verhältnissen, die sich nur schwer verheimlichen ließen, von den letzten Resten früherer Wohlhabenheit und wie mich dünkte, nicht ohne Kummer für die Zukunft. Ich weiß selbst nicht, welches räthselhafte Gefühl mich anfänglich in dies Haus zog, genug, es währte nicht lange und ich kam täglich.

„Werden Sie es wohl glauben, daß die Mutter Absichten auf mich hatte und hoffte, ich werde sie heirathen? Diese lächerlichen Pläne öffneten mir die Augen und ich fühlte, daß ich in die Tochter verliebt war. In der Lage, worin sie sich augenscheinlich befanden, war dies wohl ein Glück für Beide; ich durfte nur ein Wort sagen und mußte reüssiren; aber ich hatte von jeher die Schwachheit, nicht um meines Geldes, sondern auch um meiner selbst willen geliebt werden zu wollen. Ich deutete also ziemlich verständlich an, nach welcher Seite hin meine Wünsche sich neigten und zog mich dann ein wenig zurück; noch mehr, ich erdichtete einen Unfall, wodurch ich zwei Drittheile meines Besitzthums eingebüßt zu haben vorgab; auch sprach ich von einem jungen Neffen, dem ich das, was mir noch geblieben, zu hinterlassen mich verpflichtet fühlte. Aber dies Alles bereitete mir keine kältere Aufnahme, im Gegentheil, ich wurde geliebt.

„Ihr jungen Herren könnt es freilich nicht begreifen, wie ein aufblühendes Frauenwesen sich zu einem Manne hingezogen fühlen mag, dessen Haar fast grau geworden und der die Schlacht von Jena als Jüngling mitgemacht.

„Ich selbst, wiewohl ich für meinen eigenen Werth nicht ganz blind bin, war von den Reizen dieses jungen, herrlichen Mädchens so entzückt, daß ich immer noch an meinem Glücke zweifelte; ich wollte Gewißheit haben. Alles, was sich ein braves Mädchen von Neigung und Gefühl ablauschen lassen darf, sie ließ es mich zu meinen Gunsten wahrnehmen; obwohl ich den größten Theil meiner Habe verloren und schon einen bestimmten Erben hatte, schien sie doch glücklich, wenn ich kam und verdrießlich, wenn ich ging. Ich schrieb Briefe voll Ehrfurcht und Liebe; man antwortete mir mit so sittsamer Liebenswürdigkeit, daß ich es fühlen mußte, wie sie mit der Feder in der Hand erröthet sey. Das verrückte mir vollends den Kopf, ich war wie Einer, dessen Loos sich durch den unverhofftesten Glücksfall wendet und ich fand, um dieses Mädchen zu lieben, die ganze Gluth meiner zwanziger Jahre wieder. Sie selbst, durch die Lebhaftigkeit meiner Gefühle beunruhigt, erlaubte mir, mit ihrer Mutter zu sprechen und ich zögerte nicht, meine Werbung anzubringen.

„„Ihr Wunsch ehrt uns, Herr Reuling,"" antwortete mir die Dame, „„und ich muß gestehen, daß mich Ihre fortgesetzten Besuche denselben erwarten ließen. Aber Sie wissen, ich habe nur ein einziges

Kleinod auf dieser Welt, meine Tochter, und ich muß besorgen, daß Sie sie nicht glücklich machen können!‘“

„Ich antwortete, wie ich dessen gewiß sey, von ihrer Tochter geliebt zu werden, wie sie selbst es mich habe hoffen lassen. Aber war es nun das beleidigte Selbstgefühl der Frau oder irgend ein anderer Grund, genug, die Mutter blieb fest bei ihrer Weigerung. Doch nun kam die Tochter selbst mir zu Hilfe; sie sprach kein Wort, sondern warf sich weinend der Mutter zu Füßen und ihre Thränen sagten mehr als alle Worte. Niemals ward ein Bräutigam herzlicher verlangt, Niemand konnte der Liebe seiner Braut so sicher seyn als ich. Die Mutter gab endlich nach und nun folgte Freude auf Thränen. Wir beschäftigten uns sogleich mit den Vorbereitungen zur Hochzeit. Ich verheimlichte meine ungetrübten Glücksumstände nicht länger, mein präsumtiver Erbe, der sie hätte schrecken sollen, verschwand; ich ging an den Kontrakt, aber dieser gefiel meiner Braut nicht sonderlich. Sie fand, daß ich sie zu verschwenderisch bedacht, daß dies Vermuthungen Raum geben könne, als sey sie mehr dem Interesse, als ihrem Gefühle gefolgt; sie wolle meine Großmuth nicht ablehnen, wenn ich einen Theil derselben auf ihre Mutter übertrüge. Ich war glücklich, einem so edlen Wunsche zu gehorchen und that, was sie verlangte.

„Schon war unser Hochzeittag bestimmt; nur noch kurze Zeit und der Bund der Herzen war durch Kirche und Gesetz geschlossen, als die Mutter plötzlich krank wurde. Es war nichts weniger als gefährlich, ein Katarrh, den man nicht vernachlässigen durfte; aber meine Braut verlangte Aufschub der Ceremonie, weil sie nicht ohne ihre Mutter zum Altar gehen wollte.

„Ich fand das natürlich und benutzte diese Zeit so gut wie ein Verliebter sie nur benutzen kann; ich durchlief alle Kaufmannsläden, wählte Stoffe, Schmuck, Shawls und Edelsteine aus und legte, wie alles beisammen war, es der Geliebten zu Füßen. Sie aber war in Verzweiflung, immer schön, aber bleich, mit starren, trüben Augen und fast ganz kraftlos; sie hatte vierundzwanzig Stunden bei ihrer Mutter gewacht. Diese war übler geworden; der Katarrh senkte sich als Fluß auf die Brust; die Sache schien bedenklich; die Aerzte schüttelten die Köpfe. Das Mädchen wollte meine Geschenke nicht einmal besehen, sie verließ mich, um wieder zu ihrer Mutter zu gehen und sagte mir nicht eines jener freundlichen Worte, die ihr sonst so geläufig waren.

„Ich ging nach Hause und hatte trübe Ahnungen. Liebe schien mir immer eine so glühende Leidenschaft, daß sie auch durch heilige Kindespflicht sich nicht ganz in den Hintergrund drängen läßt. Des andern Morgens befand sich die Mutter besser; sie hatte eine gute Nacht gehabt und ich fand bei der Tochter jene Liebe wieder, die ich Tags vorher vermißt hatte.

„Sie wissen, lieber Kühn,“ fuhr Herr Reuling fort, „wie leicht sich unsere Aerzte irren, oder, wenn Sie wollen, wie gefährlich gewisse Krankheiten wiederkehren. Die Besserung meiner künftigen Schwiegermutter war nur eine scheinbare und jene gute Nacht ihre letzte hienieden gewesen, denn im Laufe des nächsten Vormittags starb sie und — seit jenem Augenblick sah ich die Tochter nicht mehr.

„Längere Zeit hindurch war mir ihre Thüre verschlossen, was ich gewissermaßen respektiren mußte und als ich eines Tages mit dem festen Entschlusse hinging, mich durch nichts mehr abweisen zu lassen und dieser schmerzlichen Trennung ein Ziel zu setzen, erfuhr ich, daß meine Braut nicht nur ihre Wohnung, sondern auch Frankfurt für immer verlassen habe. Als ich wieder nach Hause kam, fand ich alle meine Hochzeitgeschenke unberührt und uneröffnet zurückgesendet und des Abends kam mir ein Brief zu, worin mir die Flüchtige mit den artigsten Worten mein Versprechen zurückgab und mich bat, ihrer nicht mehr zu gedenken.“

„Verdammen Sie Jene, die Sie lieben, nicht vorschnell,“ sagte ich begütigend. „Sie wird Ihnen wiederkehren. Das Geheimniß dieser Flucht liegt vielleicht in dem Schmerz um eine verlorene Mutter, welcher sie fern und einsam nachweinen will. Sind diese Thränen erst getrocknet, dann kehrt sie Ihnen gewiß doppelt schön und zärtlich wieder.“

„Den Henker auch! rief Herr Reuling sehr verdrießlich. „Wenn ich nicht andere Nachrichten hätte.“

„Sie wissen also, wo sie ist?“ fragte ich.

„Nein, aber ich habe aus verläßlicher Quelle vernommen, daß sie sich verheirathet hat. Ich weiß nicht, wie sie jetzt heißt; sie hat einen jungen Menschen genommen, dem sie wahrscheinlich wie mir Liebe vorgelogen hat.

„Können Sie sich wohl einen ähnlichen Betrug denken, Joseph? Könnte jemand Anderes als nur ein Weib so mit einem redlichen Herzen spielen? so die Gefühle wechseln? denn sie liebte mich! Nun, Freund, denken Sie sich an meine Stelle, verrathen, verlassen, wie es mir geschehen und urtheilen Sie, ob ein solcher Schlag Sie nicht unfähig machen würde, an Ihr Geschäft und Ihre Zukunft zu denken. So sind die Weiber, Freund, falsch, treulos und herzlos spielen sie mit der Verzweiflung ihrer Opfer. Darum heirathen Sie nicht, denn noch schwerere und schmerzlichere Qualen harren der Ehemänner.“

„Ach, Herr Reuling, Ihr Rath kommt bei mir zu spät; ich bin bereits verheirathet.“

„Verheirathet? Nicht möglich! Und seit wie lange?“

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Die hannover'sche Stadt Nienburg entfaltete kürzlich bei Anwesenheit des Königs eine Pracht, wie dort noch niemals gesehen worden. Unter den Transparenten waren folgende Prachtverse zu lesen:

Willkommen hier in uns'rer Mitte,
Geliebter König, und gewähr'
Den treuen Bürgern eine Bitte
Und gib uns wieder Militär.

und:

Allgeliebter Landesvater,
Der Du Deines Volks gedenkst,
Und auf ächte Bürgertreue
Deine Herrscherliebe senkst.
Ich und viele Werkgenossen,
Unterthanen, treu wie Gold,
Bitten ehrfurchtsvoll, Du wollest
Uns'rer auch gedenken hold:
Für die Post nicht alle Wagen
Nehmen Dir aus Hildesheim,
Sondern mich und alle Wagner
Auch mit dem Verdienst erfreu'n.
Ist's doch besser, wenn uns Allen
Diese Gunst wird dargebracht,
Schön geformte, starke Wagen
Werden hier ja auch gemacht.

und:

O König!
Möchtest Du der Stadt zu Ehren
Noch recht öfters wiederkehren.
Und willst Du mich sehen lachen,
Laß mich wieder Deine Bauten machen,
Dies trüge bei zu meinem Glücke,
Ich bin der Zimmermeister Fricke.

endlich:

Hier brennt kein Licht, da diese Räume leer,
Seit fortgezogen das Militär.
D'rum schau, o König, huldvoll auf uns nieder,
Und schick' doch recht bald Soldaten wieder.

Von dem bayerischen Turnieradel, d. h. von jenem bayerischen Uradel, der die Zeiten der Schyren sah und die Reichsturniere besuchte, leben gegenwärtig nur noch fünfzehn Geschlechter. Ihre Namen sind: Fraunberg, Gumppenberg, Leublfing, Frauuhofen, Nothhaft, Preising, Sandizell, Törring, Leuprechting, Satzenhofen, Taufkirchen, Stinglheim, Aham, Weichs und Seiboltsdorf. Einige davon nur noch im weiblichen Stamme. In neuerer Zeit gewinnt aber der Briefadel über den Uradel ein numerisches Gewicht. Vom ganzen bayerischen Adel haben die Grafen Jonner den ältesten Briefadel. Dieser wurde vom Kaiser Sigismund zu Feldkirchen am St. Gallen-Tag im Jahre 1420 ertheilt. Die nächsten daran sind die Fugger vom Jahre 1473, dann die Oelhafen von Schöllenbach 1489, die Ruupler 1490 rc. Wie weit oft der Stamm eines Adelsgeschlechts hergeführt wird, beweist das Reichsfürstendiplom der Esterhazy vom 7. Dezember 1687, welches in gerader Linie vom König Attila herstammen soll. Auch nennt das genannte Diplom alle Esterhazy'schen Ahnherren bis zum Thurmbau von Babel, den Hanok und bis zur Zeit vor der Sündfluth, was wohl diplomatisch richtig seyn mag, aber jedes historischen Grundes entbehrt. Vom Jahre 1600 bis 1800 sind mehr denn 400 kaiserliche Adelsbriefe in Langs Adelsbuch (1820) aufgeführt; außerdem noch von Pfalzgrafen 37, von Kurfürst Max Emanuel 5, von Kurfürst Max Joseph III. 37, von Karl Theodor 151, vom Kurfürsten von der Pfalz 2, vom Fürst Primas von Aschaffenburg 3, von König Max Joseph I. 178, von König Ludwig 72, vom König Max II. bis Neujahr 1860 12.

Der Preis für die Komposition eines deutsch-vaterländischen Gedichtes: „Der deutsche Männergesangverein“ von Hermann Marggraf, durch die Redaktion der in Leipzig erscheinenden „Deutschen Sängerhalle“ ausgeschrieben, ist merkwürdigerweise unter 29 eingelaufenen Kompositionen einem geborenen Engländer, Henry Hugo Pierson, zu Theil geworden. Derselbe, 1816 zu Oxford geboren, hat sich seit längeren Jahren mit Vorliebe in Deutschland aufgehalten und sich an deutschen Meistern gebildet. Seine Oper „Leila“, seine Musik zu der Wollheim'schen Bearbeitung des zweiten Theiles vom Göthe'schen „Faust“ und andere haben ihm bereits einen geachteten Namen in der Kunstwelt gegründet.

Auflösung der zweisilbigen Charade in № 69:
Dummkopf.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 71. Sonntag, 15. Juni 1862.

Das Opfer.

(Fortsetzung.)

Bevene kam mir mit herzlichem Wohlwollen entgegen, fragte nach dem Befinden meiner Mutter, endlich — er mochte meine Unruhe bemerken — fragte er: „Waren Sie schon im Komptoir.“

„Ja,“ antwortete ich und meine Stimme bebte vor Bewegung, ich schlug, wie von Schuld belastet, das Auge nieder.

„Ich habe Ihre Bücher versiegelt, weil etwas vorgefallen, worüber ich Sie zuerst befragen wollte, ehe ich die Sache untersuche. Ich wollte Sie nicht vom Krankenbette Ihrer Mutter rufen lassen; da Sie aber hier sind, muß ich Ihnen mittheilen, daß ein Posten über tausend Thaler nicht vereinnahmt worden ist.“

„Herr Bevene,“ sagte ich, und meine Stimme zitterte, „ich bekenne mich schuldig — ich vergaß es, — ich bringe das Geld.“

„Nach acht Tagen?“ fragte er und sein Blick ruhte auf mir mit dem Ausdruck unbeschreiblichen Wohlwollens und seine Stimme klang weich wie die eines Vaters.

„Brandis,“ sagte er, „wenn ich das glauben sollte, müßte ich Sie schlecht kennen. Man hatte Sie einmal bei mir verleumdet; damals glaubte ich den Verleumdern nicht und fand Ihre Ankläger schuldig; heute geht es mir ebenso, obwohl Sie selbst der Verleumder sind. Einen Posten einzutragen vergessen zu haben, das ist für Sie unmöglich und wenn Sie Geld brauchten, so stand Ihnen meine Kasse offen. Aber ich errathe, was Sie wollen und das, Brandis, das macht mein Herz noch schwerer; Sie hätten mich warnen sollen, Sie hätten meinen Sohn hindern sollen, dahin zu kommen, daß er ein Betrüger wurde. —“

„Herr Bevene,“ rief ich mit aller Selbstbeherrschung, die mir zu Gebote stand, die tiefste Zerknirschung heuchelnd, „klagen Sie Niemanden an, als mich; jetzt erst fühle ich die ganze Schwere meiner That, da Sie dieselbe einem Andern zur Last legen und einen Verdacht aussprechen, der mir zeigt, was ich in grenzenlosem Leichtsinn gewagt; ich habe das Geld gebraucht, ein Posten, der mir fällig war und auf den ich gerechnet, blieb aus. —“

„Sie brauchten das Geld,“ fragte er und seine Blicke schienen mich zu durchbohren; „beweisen Sie das; ich kann es nicht glauben, daß Sie in dieser Weise gehandelt, daß Sie kein Vertrauen zu mir hatten und lieber das Buch fälschten, als mich um einige Thaler baten.“

„Herr Bevene,“ antwortete ich mit tiefer Rührung, „Sie haben sich in mir bisher nicht getäuscht und mit Ausnahme einer unüberlegten Handlung, die ich jetzt, wo ich ihre Folgen sehe, tief bereue, war ich ein treuer und zuverlässiger Mann. Ich will Ihnen meinen Fehler offen bekennen,“ fuhr ich fort und der Ausdruck des Erstaunens in seinem Antlitz gab mir den Muth, dreist zu sprechen, ich sah, daß sein Vertrauen zu mir schwankend wurde, daß er meiner Lüge ein Ohr lieh.

„Ich habe mich verleiten lassen,“ so lautete mein Geständniß, „Bergwerksaktien zu kaufen; der hohe Gewinn verlockte mich, meine Ersparnisse zu verdreifachen. Als die letzte Einzahlung herannahte, fehlte mir das Geld. Ein Freund, dem ich aus der Noth geholfen und auf den ich glaubte mich fest verlassen zu können, ließ mich im Stich. Er tröstete mich von Tag zu Tag. Der Termin der Einzahlung kam heran, er versprach mir, am Morgen desselben Tages das Geld zu bringen. Ich dachte an Ihre Güte; — aber ich schämte mich, Ihnen zu gestehen, daß ich leichtsinnig gewesen, leichtsinnig beim Ankauf der Aktien und leichtsinnig beim Verleihen einer mir nöthigen Summe. Vor acht Tagen war der letzte Termin der Einzahlung. Es war 10 Uhr geworden und mein Freund noch nicht gekommen. Meine Mutter war erkrankt. Alles wirkte

erschütternd auf mein Gemüth; Scham, Reue und Angst nahmen mir die Besinnung. Da lief der Posten ein; mit dem festen Vorsatz, das Geld am Nachmittage zu buchen und in die Kasse zu legen, eilte ich zum Banquier und leistete die Einzahlung, dann stürzte ich zu meinem Freunde — er hatte das Geld nicht.

„Jetzt, Herr Bevene, fühlte ich die ganze Schwere meines Vergehens. Ich eilte wieder zum Banquier, meine Aktien zu verkaufen, damit mich wenigstens nicht der Vorwurf einer Unterschlagung treffen könne. Die Börsenzeit war vorüber, der Umsatz konnte erst am andern Tage geschehen. Ich durchlebte eine fürchterliche Nacht. Am andern Tage schlich ich in das Komptoir und mit Erschrecken bemerkte ich, daß Herr Prinz schon neue Posten gebucht hatte. Wenn ich jetzt das Geld eintrug, erfuhren Sie Alles; denn weder Herr Prinz noch Ihr Herr Sohn hätten meine Nachlässigkeit Ihnen verschwiegen. Die einzige Hoffnung, welche mir blieb, war die, daß der Fehler von Niemandem bemerkt sey. Vor dem monatlichen Abschluß kam ich zurück und konnte das Geld eintragen. Welche Folter ich in diesen acht Tagen ausgestanden, mag ich Ihnen nicht beschreiben; hier," damit überreichte ich ihm eine Quittung über den Verkauf von Aktien, die mir ein befreundeter Banquier soeben zu diesem Zwecke fälschlich ausgestellt hatte, „ist der Beweis, daß ich das Geld an demselben Tage schaffen wollte. Ich habe viel am Kours verloren, aber ich hätte mehr darum gegeben, hätte ich meinen Leichtsinn ungeschehen machen können. Ich bin zu Ende. „Hier" — damit überreichte ich ihm das von Prinz erhaltene Geld — „sind die fehlenden 1000 Thlr., wenn Sie nicht, was ich zitternd fürchte, und wohl verdient habe, dieselben durch das Gericht fordern!"

Während ich sprach, hatten Bevene's Züge den Ausdruck des tiefen Kummers verloren, der vorher wie ein Schatten auf ihnen geruht; ich fühlte, daß ihm das Herz leichter wurde, als meine Selbstanklage ihn an die Unschuld des Sohnes glauben ließ und jetzt, wo ich geendet, heftete er noch einmal den forschenden Blick auf mich und fragte in einem Tone, der mir durchs Herz schnitt: „Brandis, war dieser Freund, der Sie also im Stich ließ, mein Sohn?"

Ich konnte mit gutem Gewissen beschwören, daß dies nicht der Fall gewesen.

„Gottlob," seufzte er auf, dann richtete er den trüben Blick auf mich. „Brandis," sagte er, „Sie sehen, welches Vertrauen ich auf Sie gesetzt habe, daß ich lieber meinen Sohn eines Verbrechens beschuldigte, als an Ihnen zweifelte. Gott sey Dank, ich habe mich getäuscht, aber welche Last Sie auch von meinem Vaterherzen genommen, ein anderer tiefer Kummer tritt an die Stelle; ich habe das Vertrauen zu Ihnen verloren. Ihr offenes Geständniß ließ mich an Reue nicht zweifeln, ich glaube, daß Sie niemals wieder eine ähnliche Untreue begehen werden; aber unsere Wege müssen sich trennen. Die Strenge, mit der ich meinem Sohn begegnen wollte, muß jetzt auf den Schuldigen fallen, so leid es mir thut. Das ganze Komptoir weiß, was geschehen ist, erklären Sie die Angelegenheit zu Ihrer Entschuldigung dort wie vor mir und dann gehen Sie, ich werde Ihnen Zeugnisse geben, die es Ihnen möglich machen, ein anderes Unterkommen zu finden."

Mir brachen die Thränen aus den Augen. Ich hatte gewußt, daß Bevene nicht anders handeln könne; ich hatte mich darauf vorbereitet; aber jetzt, wo er das Wort gesprochen, übermannte mich der Schmerz. Seinen Zorn hätte ich ertragen, seine Güte zerriß mir das Herz, ich schluchzte laut.

„Brandis," klopfte er mich sanft auf die Schulter, „auch mir thut die Trennung weh, denn ich habe Sie geliebt wie ein Vater den Sohn; aber es geht nicht anders, lassen Sie sich diese Lehre eine Warnung seyn und nehmen Sie meinen aufrichtigen Wunsch mit, daß es Ihnen wohlergehe."

Damit wandte er sich rasch ab und er that wohl daran; noch ein solches Wort und ich hätte nicht länger schweigen können und hätte ihm den bittersten Kummer bereitet.

Als ich hinaustrat, begegnete mir Agathe auf dem Korridor. Die Unruhe ihres Herzens mochte sie hergeführt haben, mich zu fragen, was geschehen.

Ich bedeckte mein Antlitz, ich wollte vorübereilen; aber sie trat mir in den Weg.

(Fortsetzung folgt.)

Die Gefahren des Kirschkern-Verschluckens.

(Von Dr. Ripps.)

Man hört so oft von Eltern und so häufig von gebildeten Eltern sagen: „Was kann es einem Kinde schaden, wenn es die Kirschen mit den Kernen hinunter ißt; wir Alle haben dies in unserer Jugend ebenfalls gethan, haben nie einen Schaden davon gelitten und auch nie gehört, daß Andere irgend welchen Nachtheil davon gehabt hätten; die Kerne gehen wieder ab und reinigen noch obendrein den Magen!"

Diese etwas eigenthümliche Erklärungsweise klingt zwar recht harmlos und beruhigend, aber leider ist schon gar mancher Fall vorgekommen, der zwar nicht

zu den Ohren des größeren Publikums gelangte, sondern zumeist nur in ärztlichen Kreisen bekannt wurde, wo ein einziger Kirschkern den Tod unabwendbar nach sich zog und da auch beinahe kein Jahr vergeht, in welchem die Kirschenzeit nicht ein Opfer fordert und dies erst in diesen Tagen wieder geschehen ist, so ist es vielleicht den Lesern d. Bl. nicht ganz uninteressant, wenn sie über die Gefährlichkeit des Kirschkern-Verschluckens einige Aufklärung erhalten.

Gewiß wäre es absurd, zu behaupten, daß jeder Mensch, welcher Kirschen mit den Kernen genießt, unrettbar dem Tode verfallen sey, nachdem obendrein Jedermann schon oft Gelegenheit fand, sich zu überzeugen, welche kolossalen Massen schadlos verschluckt werden können; allein es steht fest und darüber sind alle Aerzte einig, daß ein solcher Mensch sich der Möglichkeit Preis gibt, einer völlig unheilbaren, den Tod rettungslos herbeiführenden Krankheit zu verfallen.

Vor Allem ist es eine gänzlich irrige und mit den Verhältnissen der Verdauung völlig unverträgliche Ansicht, wenn man glaubt, die Kirschkerne reinigten und putzten den Magen; sie thun dies durchaus nicht, im Gegentheil, sie bewirken bei Vielen recht lebhafte Unannehmlichkeiten und es gibt keinen beschäftigten Arzt, der nicht schon oft genug zu kolikähnlichen Leibschmerzen sowohl der Kinder als der Erwachsenen gerufen wurde, welche durch das Vorhandenseyn von Kirschkernen im Magen und Darmkanal bedingt waren.

Aber diese Koliken bewirken doch im Allgemeinen keine absolute Lebensgefahr, weil es immer noch in der Möglichkeit liegt, das veranlassende Objekt mittelst abführender Mittel zu entfernen; es ist etwas ganz Anderes, was das Verschlucken der Kirschkerne so gefährlich macht.

Bei dem menschlichen wie thierischen Darmkanal ragt nämlich aus dem sog. Blinddarm, welcher etwa in der Gegend des rechten Hüftbeins seine Lage hat, ein enger cylindrischer, blind endender Fortsatz von 2 bis 6 Zoll Länge und 2 bis 3 Linien Durchmesser, der Wurmfortsatz, hervor, welcher ganz dieselben Gewebselemente, wie der Darm besitzt, seiner engen Beschaffenheit wegen aber nicht im Stande ist, einmal in ihn gedrungene und dort fest gekeilte Körper, wie etwa Steinobstkerne, wieder heraus zu schaffen.

Diese Kerne bleiben oft längere Zeit, ohne eine Wirkung zu äußern, stecken — so ist mir ein Fall bei einem Chirurgengehülfen, der sich vor mehreren Jahren ereignete, bekannt, wo erst nach Monaten die todtbringende Krankheit sich einstellte —, öfter aber und in der Regel bewirken sie schon nach einigen Tagen, namentlich bei Kindern, eine Entzündung des Wurmfortsatzes, die auf den Darm und das benachbarte Bauchfell übergeht. Da das ursächliche Moment der Entzündung — hier also der Kirschkern — nicht entfernt werden kann, so wird sie derart gesteigert, daß Brand daraus entsteht.

Die Stelle, wo der Kirschkern steckt, bricht durch, der Darm entleert seinen Inhalt in die freie Bauchhöhle und jetzt ist der Tod unvermeidlich. Der Patient geht an Durchlöcherung des Darmes und deren Folgen zu Grunde.

Allerdings bedingen nicht alle Durchbohrungen des Darmes den Tod, namentlich diejenigen seltener, wo in Folge eines glücklichen Zufalls der Durchbruch nicht in den offenen Bauchfellsack, sondern durch Verwachsen des Wurmfortsatzes mit einer benachbarten Darmschlinge in diese erfolgt, so daß der Kirschkern wieder in den Darm geschafft wird und dann durch diesen entleert werden kann.

Bedenkt man aber, wie wenig häufig diese günstigen Verwachsungen vorkommen und wie sie stets als ein großes Glück betrachtet werden müssen, so ist es eine fest begründete Thatsache, daß wir es hier mit einer der lebensgefährlichsten Krankheiten des menschlichen Körpers zu thun haben.

Es könnte die Frage aufgeworfen werden, wozu denn eigentlich der Wurmfortsatz vorhanden sey und ob er einen äquivalenten Nutzen zu dem Verhältniß der Gefährlichkeit seiner etwaigen Erkrankung gewähre.

Sicherlich ist die Beantwortung dieser Frage keine leichte, besonders weil die Funktion des Wurmfortsatzes noch lange nicht so festgestellt ist, daß darüber ein endgiltiges Urtheil abgegeben werden kann; so viel darf jedoch mit einiger Bestimmtheit angenommen werden, daß dem Wurmfortsatz bei dem wichtigen Akt der Verdauung im Blinddarm und Grimmdarm auch sein Theil zukommen muß, nachdem das Aussehen und die Mischung seines Inhaltes so sehr variirend zu verschiedenen Zeiten der Verdauung gefunden wurde, er demnach auch seine Rolle bei dieser physiologischen Verrichtung spielt.

Im Uebrigen ist es für Eltern und Erzieher rathsam, die Jugend auf die großen Gefahren des Kern-Verschluckens aufmerksam zu machen, denn was hier von Kirschkernen gesagt ist, gilt zugleich von allen übrigen Steinobstkernen; kleineren Kindern aber sollte man das Obst nie anders als entkernt überlassen.

Eine lustige Gaunergeschichte.

Sie ist passirt in der Rue du Temple in Paris und hat viel Heiterkeit erregt. Ein junger Künstler,

in Geldnoth, sonst wär' er ja kein Künstler, fällt einem Wucherer in die Hände, der ihn, sonst wär' er ja kein Wucherer, gehörig rupft. Dies erfährt einer seiner Freunde, ebenfalls ein Künstler und beschließt, ihn eklatant zu rächen. Er geht zum Wucherer, der Zimmer zu vermiethen hat und miethet eine kleine Mansarde, wo er sich mit einigen Effekten und allerlei sonstigen Utensilien und Geräthschaften, denn er gibt sich für einen Lithographen aus, einrichtet. Er thut sehr geheimnißvoll, arbeitet bis spät in die Nacht, versteckt dabei sorgfältig seine Zeichnungen und Platten und erweckt auf diese Weise auch bald die Neugierde des Hausherrn. Dieser belauert ihn auch eines Abends spät; die Thüre ist nicht einmal verschlossen, er schleicht sich hinein und überrascht unsern Künstler, der gerade im Begriffe ist, ein Hundertfrankenbillet von einer Kupferplatte abzuziehen. Also ein Falschmünzer, noch dazu der schlimmsten Sorte, einer, der falsche Bankzettel macht; für die Galeere reif, denn „travaux forcés à perpétuité“ steht ja auf jedem Billet zu lesen. Der junge Mann leugnet auch gar nicht, sondern sagt einfach zu seinem Hauswirthe: „Gehen Sie nur hin und zeigen Sie mich an, unterdessen schieße ich mir eine Kugel vor den Kopf, ich bin unglücklich und lebenssatt, gehen Sie nur hin und thun Sie Ihre Pflicht.“ Der Hauswirth hat aber mittlerweile das falsche Bankbillet genommen, von allen Seiten besehen und genau untersucht; er ist erstaunt über die gelungene Arbeit, nicht der kleinste Fehler ist daran zu entdecken, man möchte schwören, es sey ein ächtes, so vortrefflich ist es nachgemacht. Die Habgier erwacht in der unreinen Seele des Wucherers. Dem jungen Manne entgeht dies nicht; er ändert plötzlich den Ton und sagt ganz dreist: „Sie haben mich in der Hand, aber ich mache Ihnen einen Vorschlag: Theilen wir miteinander. Sie geben die Billets aus und ich fabrizire welche. Sie sagen ja selbst, daß sie das geschickteste Auge täuschen.“ Der alte Sünder erliegt der Untersuchung und geht auf den verbrecherischen Handel ein. Er hat gerade eine Zahlung an der Bank zu machen, er nimmt das falsche Billet, mischt es unter fünf, sechs andere und kommt nach einer Stunde freudestrahlend zurück; man hat sein Geld an der Kasse angenommen, die Billets untersucht und keine Bemerkung weiter gemacht. Der Streich war also gelungen. — „Ja,“ begann der Künstler von Neuem, „wenn ich ein Tausendfrankenbillet hätte: in 14 Tagen wollte ich an hundert nachmachen und kein Mensch sollte sie erkennen.“ Den Alten kommt ein Schwindel an. „Wenn es weiter nichts ist,“ sagt er und läuft und holt schnell aus seiner Geldkiste den gewünschten Zettel. Unser Künstler macht sich auch sofort an die Arbeit; Nachmittags geht er aus, „um einen Spaziergang zu machen“ und — kommt nicht wieder. Seine Paar Effekten und Utensilien hat er mitgenommen; einige werthlose Steine und Platten zurückgelassen; der Wucherer war das Opfer einer großartigen Mystifikation, er, der so Viele geprellt, war diesmal selbst geprellt worden. Das erste Hundertfrankenbillet war nämlich ein ächtes und kein falsches, und die ganze Falschmünzerei war nichts als ein schlechter Witz, um in den Besitz der 1000 Franken zu kommen. Am nächsten Morgen erhielt der Polizeikommissär des Templequartiers eine Summe von 700 Franken für die Armen zugeschickt, anonym; der Geber, hieß es in dem begleitenden Billet, wolle nicht genannt seyn, die Summe sey eine Restitution an die Armen, denen sie gehöre. Der Künstler hatte 100 Franken für sein erstes Billet zurückbehalten und 200 Franken für seinen Freund, den der Wucherer um die gleiche Summe betrogen hatte.

Mannigfaltiges.

(Lakonismus.) Ein Engländer ging in ein Kaffeehaus und traf da einen bekannten Schiffskapitän, eben im Begriffe, nach New-York zu segeln. Der Kapitän sagt aus Scherz zu ihm: „Begleiten Sie mich dahin.“ — „Ei warum nicht, ich muß es nur meiner Frau anzeigen.“ Darauf schreibt der Gentleman:

„Geliebte Sara!

Ich reise nach Amerika.

Dein Jonas.“

Sie antwortet aber eben so schnell als er:

„Geliebter Jonas!

Glückliche Reise!

Deine Sara.“

Charade.

(Dreisilbig.)

Was ist die erste Silbe —
Antwort schwer.
Vom Prasser ist die
Zweite Silbe her;
Die dritt' bewirkt mit ihrem Fall
Des Ganzen lauten Wiederhall.

Saalstadt. A. K.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 72. Dienstag, 17. Juni 1862.

Das Opfer.

(Fortsetzung.)

„Sie weinen," flüsterte sie mit bebender Stimme, „Sie? Um Gotteswillen, was ist geschehen?"

„Ich bin entlassen," stotterte ich, „eine leichtsinnige Handlung von mir war es, die Ihren Herrn Vater den Sohn verdächtigen ließ; aber ich habe Alles gut gemacht, ich allein erdulde die Strafe, die ich verdient."

„Sie, eine Nachlässigkeit von Ihnen!" rief sie in einem Tone, als ob er von Thränen geboren, „das ist nicht wahr, das darf nicht seyn, o, ich ahne es, Sie sind zu edel, zu großmüthig."

„Nein, nein, ich schwöre es," rief ich, indem ich mich von ihr losriß, „verachten Sie mich."

Damit stürzte ich hinaus; das Herz wollte mir brechen.

Ich eilte auf mein Zimmer. Zum letzten Male schaute ich hinauf nach ihren Fenstern und das war ein Balsam für meine Wunde. Ihr, ihr allein hatte ich das größte Opfer gebracht, das ein Mensch zu bringen vermag, — die unbefleckte Ehre; — die Liebe zu ihr hatte mir die Kraft gegeben, zu heucheln und die Schamröthe brennen zu lassen auf meiner Wange; jetzt war es gelungen; ich konnte triumphiren, daß Alle — sie selbst vielleicht auch — an meine Schande glaubten.

Besser, sie verachtet Dich, als ihren Bruder und ihren zukünftigen Gatten! Du hast ihr Leben vor dem ersten Gifte bewahrt. Jenen wird diese Lehre heilsam seyn und sie werden das Glück ihres vertrauenden Herzens nicht trüben.

So dachte ich und packte meine Sachen, um das Zimmer in diesem Hause, in dem ich so viel Wohlthaten genossen, in dem ich die glücklichsten Jahre meines Lebens zugebracht hatte, für immer zu verlassen.

Noch ein schwerer Moment stand mir bevor, aber nachdem ich das Härteste bestanden, war das minder Schwere leicht zu ertragen.

Ich ging auf's Komptoir, um Herrn Prinz die 1000 Thaler zu übergeben, dieselben, die er mir vorher zugestellt hatte.

Robert stand da, wie vernichtet, er wagte es nicht, mich anzuschauen; Prinz schien nicht minder ergriffen.

Mit lauter Stimme, so daß alle Zeugen es vernahmen, erklärte ich, daß ich versäumt habe, das Geld zu buchen und in die Kasse zu legen. „Herr Bevene," schloß ich, „hat mir diesen Fehler verziehen und steht von meiner Bestrafung ab; er hat mich jedoch, wie ich nicht anders erwarten konnte, entlassen."

Ich bemerkte die schadenfrohen Mienen, aber ich sah auch Robert zittern und mir einen Blick zuwerfen, den ich nie vergessen werde. Scham und Reue kämpften darin, das Geständniß seiner Schuld schien ihm auf den Lippen zu schweben und vielleicht hätte er es ausgesprochen, wäre ich nicht zu ihm gegangen und hätte ihn gebeten, mir ein Gespräch unter vier Augen zu schenken.

Er folgte mir in das Privatsprechzimmer; ich übergehe seine Betheuerungen und bemerke nur, daß er mir das heilige Versprechen gab, nie wieder Schulden zu machen. Prinz hatte ihm zugesagt, seine bisherigen Verbindlichkeiten zu übernehmen, bis er im Stande sey, ihm die Schuld abzutragen.

Prinz konnte das — er erhielt ja die Mitgift Agathens.

Robert wollte mir Versicherungen machen, seine Fürsprache aufdrängen; aber ich lehnte Alles ab, ich wollte mein Opfer nicht verkaufen, es sollte mir in reiner, heiliger Erinnerung bleiben. Vielleicht schelten mich Manche deßhalb thöricht oder gar stolz; aber die verstehen nicht, was Liebe heißt, wie ich geliebt habe. Daß ich auch äußerlich jetzt Sorgen hatte, war mir ein Trost, das machte den Schmerz erträglich, das versöhnte mich mit meiner Schande, ich konnte wenigstens zu mir selbst sagen, du hast deinen guten Namen dahin gegeben, aber nicht ver-

kauft, du trägst die Folgen, dein Opfer ist ganz und ungetheilt!

Ich ging über den Hof. Einzelne zuckten die Achseln und sahen mir mit höhnischer Schadenfreude nach, aber auch Viele drückten mir theilnehmend die Hand und machten mir leise Vorwürfe über meine Unvorsichtigkeit — das Gerücht war schon durch das ganze Haus getragen — meine Ehrlichkeit war Vielen ein Dorn im Auge gewesen.

Im Hausflur des Vorderhauses begegnete mir Agathe.

Der Wagen stand vor der Thür, der ihrer harrte; in dem Moment, wo ich die Flurthür des Hauses öffnete, hörte ich das Rauschen ihres seidenen Gewandes auf der Treppe.

Ihr jetzt zu begegnen, wäre mir unmöglich gewesen und doch konnte ich nicht mehr zurück, es hätte das noch größeres Aufsehen erregt. Ich verkürzte meinen Schritt, daß sie noch vorüber konnte, trat so leise, daß sie mich nicht hörte und schlug das Auge nieder, um sie nicht anzusehen.

Die Seide rauschte näher, ich hörte sie bei mir vorüberschweben und ob ich das Auge gesenkt, ich sah es, ich fühlte es, daß sie mich nicht sehen wollte; hastig, den Kopf rechts gewandt, schritt sie der andern Thüre zu, stieg in den Wagen und ohne sich umzuschauen, fuhr sie davon.

Sie glaubt an die Lüge! Dieser Gedanke drückte mir das Herz zusammen; wer weiß, was man ihr Alles gesagt, seufzte es bitter in meiner Brust und wie ein Geächteter floh ich davon.

Meine Mutter starb. Die kurze Besserung war eine Täuschung gewesen. Wohl ihr! der Tod ersparte ihr den Schmerz, mich wieder brodlos zu sehen und zu hören, daß ich schimpflich entlassen worden. Sie starb in meinen Armen; die frohe Ueberzeugung, meine Zukunft gesichert zu sehen, ruhte wie ein Lächeln auf ihren verklärten Zügen. Ich begrub sie und verließ Tags darauf die Stadt, um eine andere Heimath zu suchen.

Bevene hatte mir eine Stunde nach meiner Entfernung aus seinem Hause meine Papiere zugeschickt und in dem sonst vorzüglichen Atteste als den Grund meiner Entlassung ein Versehen angegeben. Dieser strenge Charakter verstand sich niemals zu einer Unwahrheit. „Ich setze als den Grund unserer Trennung," sagte er im Begleitschreiben, „das Wort: ein Versehen. Ihre jahrelange treue Pflichterfüllung berechtigt mich dazu, Ihr Versäumniß so schonend zu bezeichnen, wie es in unserer Sprache möglich ist. Für Jeden, dem Sie Ihre Atteste zeigen, füge ich die Erklärung hinzu, daß ich grundsätzlich auf das kleinste Versehen mit einer Kündigung des Kontraktes antworte. Ich sende Ihnen anbei Ihr Gehalt für die nächsten drei Quartale und eine Gratifikation von 1000 Thalern, die Sie wohl verdient haben. Ich wiederhole den Wunsch, daß es Ihnen wohlergehen möge."

Ich wollte zuerst die ganze Summe zurücksenden; aber ich fühlte, daß ich ihn damit verletzen würde. Ich behielt daher nur ein Viertheil der Gratifikation und sandte den Rest mit der Bemerkung zurück, Herr Bevene möge die Güte haben, diesen Betrag, den ich als unverdient nicht annehmen könne, zurückzunehmen.

Ich verließ das Land und zog hieher. Meine Ersparnisse und die Summe, welche ich von Bevene erhalten, genügten, mir ein kleines Geschäft anzukaufen, dessen Firma ich beibehielt. Auf diese Weise ist es mir gelungen, mich den Nachforschungen Bevene's und seines Sohnes zu entziehen, die jedenfalls angestellt worden sind; denn Bevene sorgte für Jeden, den er einmal in seinem Geschäft gehabt. Das Glück begünstigte mich, nachdem ich das Herz fürs Glück verloren; ich bin ein wohlhabender, beinahe reicher Mann geworden, aber die Wunde im Herzen blutet fort.

Bevene ist gestorben. Nach Allem, was ich gehört, hat Robert mir sein Wort gehalten; denn er soll einer der geachtetsten Kaufleute des Ortes und glücklich verheirathet seyn. Was aus Agathe geworden, das war mir bis heute fremd; denn Prinz war mit seiner jungen Frau nach seiner Verheirathung nach Stockholm zurückgekehrt."

Hier stockte der alte Herr und ich sah, wie er sich abwandte, um heimlich eine Thräne zu trocknen.

Ich war tief erschüttert von seiner Erzählung, die ein Menschenleben schilderte, so reich an tiefem Gefühl, wie es der Feder nicht möglich ist, wiederzugeben.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Frauenherz.

(Schluß.)

„Seit fünf Monaten," entgegnete ich, „Diese Heirath ist mein Glück und meine Geschichte sozusagen das Gegentheil von der Ihren. Sie wissen, ich bin fast ganz ohne Vermögen und während ich in Frankfurt auf einem Komptoir arbeitete, was über sechs Jahre dauerte, that Sparsamkeit noth, um ein kleines Kapital zusammenzubringen. Dort machte ich die Bekanntschaft eines Mädchens, das so arm war als ich selbst, aber wir liebten uns seit dem ersten Begegnen. Ohne heilige Schwüre gewechselt zu haben, behielten wir einander fest und treu im Herzen, bis

sich unsere Sterne günstiger gestellt haben würden. Trostlos war ich, als ich von ihr, die ich über Alles liebte, scheiden mußte, weil sich mir in Mannheim die Hoffnung auf ein entsprechendes Etablissement gezeigt hatte. Sie war keine täuschende; es ist noch kein Jahr her, so eröffnete ich mit meinem kleinen Kapital, welches die Großmuth meines Frankfurter Prinzipals vergrößerte, dieses Geschäft und noch war kein halbes Jahr verflossen, so erschien auf meinem Komptoir, wie Sie heute, Diejenige, die mein Lebensglück ist. Mit offenen Armen kam sie mir entgegen, noch immer arm, wie sie sagte, aber zugleich frei, um über ihre Armuth und Zukunft verfügen zu können. Sie sey jetzt allein in der Welt, sie habe Niemanden mehr zu gehorchen als sich und mir, wenn ich die Liebe so bewahrt hätte wie sie selbst. Sehen Sie, Herr Reuling, so handelte meine Frau, ich wurde in meiner Liebe nicht hintergangen."

In diesem Augenblicke öffnete sich die innere Thüre des Komptoirs und eine schöne junge Frau trat herein.

„Was sehe ich, Fräulein Auguste Römer!" rief Reuling erstaunt aus und verließ seinen Sitz.

„Ich habe die Ehre, Ihnen meine Frau vorzustellen, Herr Reuling," sprach ich weiter.

„Was, Ihre Frau? Nicht möglich!" stotterte Reuling, „das ist ja sie, welche, es ist vielleicht ein halbes Jahr, mich so sehr zu lieben vorgab!"

„Sie irren sich, mein Herr!" erwiederte meine Frau.

„Ich mich irren und haben denn Sie, Madame, Ihr ganzes Gedächtniß verloren?"

„Ich habe es treulich bewahrt," entgegnete meine Frau mit Würde, „aber da Sie meinen Gemahl kennen und der Zufall uns hier wieder zusammenführt, so will ich Ihnen das Lösungswort dieses Räthsels sagen, das Sie vergeblich suchten und nur in meiner Verleumdung zu finden glaubten.

„Ich bitte, unterbrechen Sie mich nicht, Herr Reuling, ich habe Alles gehört. Ich sah Sie und es ist wohl verzeihlich, daß eine Frau in meiner Lage sich diesmal auf's Horchen legte. Wollen Sie mich also anhören?

„Als der Zufall Sie meiner Mutter Bekanntschaft und die meine machen ließ, da bemerkten Sie unsere elende Lage nicht ganz; sie war drückender als Sie ahnen konnten, aber wir trachteten dieses Geheimniß zu verbergen. Als Sie mich zu lieben anfingen, waren unsere geringen Hilfsquellen so gänzlich erschöpft, daß noch vor dem Ende des Jahres ein Zustand der peinlichsten Entblößung hätte eintreten müssen."

„Wie, Sie opferten sich auf, Madame?" unterbrach Herr Reuling.

„Ja, mein Herr; meine Mutter war noch jung und ich hoffte, sie werde so lange leben als ich selbst, — aber welch' ein Leben! Sie, an Wohlstand gewöhnt, sollte jetzt mit Nahrungssorgen kämpfen. Sie schienen mir ein Retter, denn Sie konnten die Zukunft und das Glück meiner guten Mutter sicher stellen. Ich liebte meinen Joseph schon seit fünf Jahren, aber ich drängte diese Liebe in das innerste Herz zurück, entschlossen, meiner Mutter jedes Opfer zu bringen. Ich gestattete, daß Sie sich mir näherten, ich ließ Sie glauben, daß ich Sie liebe; wenn Sie hierin noch weiter gingen, so war dies eine Selbsttäuschung, woran ich unschuldig bin. Indessen, ich gestehe es, dachte ich Sie so gut und ehrlich zu hintergehen, daß dieser Irrthum, wenn ich Ihre Frau geworden wäre, Ihnen das ganze Leben hindurch geblieben seyn würde. Meine Mutter errieth diese Ergebung und daher ihre Weigerung, welche Sie aus anderen Gründen ableiteten. Endlich besiegte ich ihren Widerstand und Sie werden sich erinnern, Herr Reuling, daß ich fast Alles ablehnte, was Sie mir boten und Sie bat, es auf meine Mutter zu übertragen. Sie starb — der Himmel ist mein Zeuge, daß ich ihr Leben gern mit dem meinen erkauft und ihre Lage sogar um den Preis der Liebe für meinen Gemahl erhalten hätte, wenn dies in meiner Wahl gestanden hätte. Jetzt aber, wo ich für Niemand mehr eine glückliche Zukunft zu bereiten und die Armuth nur allein für mich zu befürchten hatte, jetzt erwachte meine Liebe wieder. Vielleicht, daß ich anders hätte handeln sollen, als ich gethan! vielleicht, daß man mich undankbar nennen kann, — aber ich hatte nicht mehr die Kraft, ein Opfer zu bringen, dessen eigentlicher Zweck verschwunden war und mein ganzes Leben in eine Lüge zu verwandeln, ohne einem Menschen dadurch zu nützen. Ich bin keine Heldin, aber das darf ich mit Stolz von mir sagen, daß ich einmal meine Mutter mir selbst und ein andersmal meine Liebe dem Interesse vorgezogen habe.

„Und nun, mein Herr, mögen Sie einsehen, wie Frauen oft in die traurige Lage kommen, daß man das für Liebe nimmt, was ihrerseits nur Resignation und Aufopferung ist."

Auguste verneigte sich und wollte das Komptoir verlassen.

„Bleiben Sie, um Himmels willen, bleiben Sie, Madame!" rief Herr Reuling, „verzeihen Sie, ich habe Sie verläumdet, weil ich Ihre edle That nicht ahnen konnte. Wenn man reich ist und die Anmaßung hat, mit grauen Haaren noch für jung gelten zu wollen, so hat man keine Ahnung von gewissen Tugenden, die uns nie begegnet sind. Leben Sie

wohl, Joseph, leben Sie wohl, Madame! Vielleicht erfahren Sie eines Tages, daß auch ich edler Gesinnungen fähig bin und mir diese Lehre zu Herzen genommen habe."

Er eilte fort und war in einer Stunde abgereist.

Herr Reuling hielt Wort; er wollte nichts mehr von Liebschaften wissen und flüchtete wieder nach dem schönen Italien, woher uns in Jahresfrist leider die betrübende Nachricht seines Todes zukam. Mit einem rührenden Zartgefühle hatte er nicht meine Frau, sondern mich zum Universalerben seines ansehnlichen Vermögens, dem ich meine gegenwärtige Lage danke, eingesetzt. Dem Testamente aber lag der zerknitterte Heirathskontrakt mit Auguste Römer bei.

Mannigfaltiges.

Kurfürst Max I. **Monita paterna** sind wiederholt aus dem Lateinischen in fremde Sprachen und auch einigemale in's Deutsche übersetzt worden und es bestand lange Zeit die Ansicht, sie seyen ursprünglich in lateinischer Sprache verfaßt worden. Nun hat aber die Entdeckung des Originalmanuskriptes im k. bayerischen geheimen Hausarchiv, von der Hand des großen Kurfürsten selbst geschrieben, nebst einer von dem Kurfürsten beglaubigten Reinschrift, diese bisher bestandene Ansicht faktisch widerlegt und den Nachweis geliefert, daß der bisher bekannte lateinische Text nur eine Uebersetzung aus dem deutschen Urterte ist. Der Entdecker der Handschrift, geheimer Hausarchivar **Dr.** Söltl, hat dieselbe unter dem Titel „Der christliche Fürst nach den Lehren Maximilians I., Kurfürsten von Bayern, an seinen Sohn und Kurprinzen Ferdinand Maria" im Verlage von J. G. Weiß, Universitätsbuchdrucker in München, herausgegeben und die Geschichte Bayerns um ein sehr schätzbares Dokument bereichert. Zu bedauern ist, daß der Herausgeber dieses Dokument in die neuere Sprachweise übersetzt hat; gewiß wäre ein diplomatisch treuer Wiederabdruck Vielen willkommener gewesen.

In einer Garnisonsstadt Würtembergs wohnte seit einer Reihe von Jahren ein reicher Holländer und logirte derselbe in einem vorzugsweise von vielen Offizieren besuchten Gasthofe; vor Kurzem ging er wieder in sein Vaterland zurück und gab er deßhalb seinen Bekannten ein Abschiedsessen. Bei Tische fragte ihn nun einer der Gäste, warum er seit Jahren und auch heute wieder immer bei Beginn der Tafel ein Goldstück vor seinen Teller gelegt und später wieder eingesteckt habe. Das will ich Euch sagen, antwortete der Gefragte; ich habe mir vorgenommen, jeden Tag, an welchem nicht vorzugsweise das Tischgespräch sich um Hunde, Pferde und Dirnen dreht, den Armen das Goldstück zu schenken, allein ich mußte es bis jetzt und auch heute behalten.

Die „N. Pr. Zeitung" bringt folgendes ergötzliche Geschichtchen: In voriger Woche kaufte ein bekannter Bankier von einem noch bekannteren Delikateßhändler ein paar Auerhähne, um damit bei einem großen Diner, welches in etwa sechs Tagen bevorstand, zu brilliren. Auf Rath des Verkäufers — um das Fleisch weicher zu machen — gab der Bankier die Hochjagdhähne seinem Gärtner und befahl demselben, sie im Garten zu vergraben. Der Vortag des Diners erschien, aber wer beschreibt den Schrecken des Gärtners, als ihm da befohlen wird, die beiden Auerhähne wieder auszugraben und in die Küche zu bringen! Der Unglückliche hatte geglaubt, die Auerhähne sollten vergraben werden, weil sie verdorben, er für seine Person war kein Kostverächter und hatte nebst Frau und kleiner Familie tapfern Sinnes die Auerhähne verspeist und sie hätten ihm wirklich ganz gut geschmeckt! Der Aerger des Festgebers soll in's Groteske gespielt haben.

Von einem Hausknecht erwartet man eine robuste Gesundheit, und wenn er auch nicht gerade, wie es im Volksmunde spaßweise heißt, Schuhnägel verdauen kann, so würde doch dem Magen eines solchen dieser Tage ein weit minder harter Gegenstand zu schwer. Bei einem kranken Wirthe wachte dessen Hausknecht, derselbe hatte aber am Abend ein wenig zu viel getrunken und wollte Nachts mit einem auf dem Tische stehenden Glas Wasser seinen außergewöhnlichen Durst löschen. Kaum getrunken, verspürte er schreckliche Schmerzen, windet und dreht sich nach allen Richtungen der Windrose. Was wars: er hatte das Glas mit den **Blutegeln** erfaßt und die erfüllten innerlich so tapfer ihre Funktionen, daß ein Arzt sie durch ein Brechmittel der unberufenen Anwendung entziehen mußte.

Auflösung des dreisilbigen Räthsels in № 71:

Wasserfall.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 73. Freitag, 20. Juni 1862.

Das Opfer.

(Fortsetzung.)

„Waren Sie nie verheirathet?" fragte ich, um meine Neugierde auf das Ende nicht zu verrathen, da er augenscheinlich noch zu bewegt war, um den heutigen Morgen zu schildern, unter dessen gewaltigem Eindruck er mir sein Herz erschlossen und mich in das Heiligthum seines Innern hatte schauen lassen.

„Ich verheirathet?" fragte er in einem Tone des Vorwurfs, der mich die Frage bereuen ließ; „ach!" seufzte er, „ich sehe, daß auch Sie mich nicht verstehen; Sie haben wohl nie geliebt?"

„Ich habe zu meinem Glück," erwiederte ich ausweichend, „doch nicht den Schmerz einer vernichtenden Hoffnung erfahren."

„Wohl Ihnen! der eisige Hauch, wenn er einmal das warme Herz betroffen, läßt es welken, daß es nie wieder Knospen treibt; wie ein dürres Holz steht es im grünen Walde und wenn Alles im Frühlinge duftet, dann trauert es einsam im winterlichen Kleid, fröstelnd unter schmerzlichen Erinnerungen. Ich habe nicht geheirathet und hätte ich auch in der trivialsten Beziehung das Bedürfniß nach einer Frau gefühlt, hätte ich auch ihrer als Wirthschafterin oder zur Pflege bedurft, ich hätte es nicht vermocht, einem weiblichen Wesen auch nur dem Namen nach die Stelle an meinem Herzen zu geben, wo die Oede mir heilig geworden.

„Nein, ich habe nicht geheirathet," wiederholte er das Wort schmerzlich und doch strahlte sein Auge wie verklärt, „heute danke ich Gott dafür, als habe er mich vor einer Sünde bewahrt, die ich unwissentlich hätte begehen können und doch habe ich nie daran gedacht. Der blose Gedanke, daß ich doch hätte ein Weib nehmen können und daß ich dann nie den heutigen Tag erfahren, drückt auf mein Herz wie die Last einer Schuld, von der mich ein gütiger Himmel befreit. Doch lassen Sie mich fortfahren, allmälig dahin kommen, Ihnen den heutigen Morgen zu schildern, damit Sie mein Gefühl verstehen und ich einen Freund habe, der nicht spottet über den kindischen Jubel eines alten Mannes. Ihre Frage regt Betrachtungen in mir an, auf die ich niemals gekommen wäre. Sie haben Recht, ich hätte ein anderes Weib nehmen können, um vergessen zu lernen, um gewaltsam mit der Erinnerung zu brechen. Meine Hoffnung war zerstört, ich war nicht einmal durch ein Gelübde gebunden, welches meine Liebe im Schwunge kühner Träume sich selber geschworen. Wäre ich nicht in Schmach und Schande aus dem Hause gegangen, hätte Prinz einen Monat früher sie als Frau fortgeführt, ich glaube, die Wunde wäre rascher geheilt. Aber die, welche ich liebte, verkannte mich; und wenn ich auch Alles gethan, ihr den letzten Glauben an mich zu nehmen, so keimte doch verstohlen wieder in meinem Herzen die Hoffnung auf, sie müsse es einmal erfahren, daß ich kein ehrloser Mensch gewesen, daß ich ihr meinen guten Namen geopfert. Und dann mußte sie mir dankbar seyn.

So egoistisch ist der Mensch, so widerspricht immer die Hoffnung dem Willen. Ein Wort von mir hätte meinen heißesten Wunsch erfüllt; ich zitterte, daß dieses Wort laut werden könne und doch baute das Herz seine Hoffnung darauf.

Ueber zwanzig Jahre war diese Hoffnung in stillen Stunden ein Trost, an dem mein Herz sich heimlich labte, um sich selbst zu betrügen. Ich bin alt geworden, aber in dieser Hoffnung blieb das Herz jung und sah es nicht, daß das Haar grau wurde.

Gestern Abend las ich in der Fremdenliste den Namen Madame Prinz nebst Fräulein Tochter aus Stockholm. Wie ich den Namen las, tanzte mir das Blatt vor den Augen. Es konnte viele Familien Prinz geben, es konnte eine Schwägerin Agathens seyn und wenn sie es wirklich selbst war, was wollte ich dann?

Das Alles sagte ich mir; aber das Herz pochte so ungestüm, daß ich dem Ersten Besten um den Hals hätte fallen mögen und ihn beschwören, mir zu rathen, wie ich erfahren könne, was sie herführe und ob sie es auch wirklich sey!

Es war schon spät am Abend, aber was dachte ich an Zeit und Stunde! Ich eilte zum Gasthof, drückte dem Portier meine Börse in die Hand, damit er mir Auskunft gebe.

Der Mann glaubte, er habe es mit einem Wahnsinnigen zu thun. Ich war es auch in der That, wenn das Vergessen aller Dinge um eines einzigen unwiderstehlich drängenden Gedankens willen Wahnsinn ist. Er verstand sich endlich dazu, meine Wünsche zu erfüllen, nachdem er mit dem Oberkellner gesprochen. Dieser ging hinauf, um die Zofe über ihre Herrschaft zu befragen. Zehn Minuten blieb er fort, mir schien es eine Ewigkeit.

Endlich kam er wieder. „Die Herrschaft ist schon zu Bett," sagte er, „aber das Mädchen sagt mir, die Damen würden einige Tage hier verweilen. Madame ist Wittwe und reist nach M . . ., wo ihre Verwandten wohnen."

„Nach M . . .," rief ich, „sie ist Wittwe!" — das Herz wollte mir zerspringen, sie war es, keine Andere.

Der Kellner und der Portier schauten mich argwöhnisch an, es mochte ihnen dieser Freudenruf sonderbar klingen von einem alten Manne und Agathe war ja auch älter geworden!

Ich versprach dem Kellner ein Goldstück, wenn er Madame Prinz Morgen früh mittheile, daß ein Herr sie dringend zu sprechen begehre; ich sagte ihm, daß ich Vormittags 10 Uhr kommen werde. Er versprach mir, den Auftrag zu vollziehen. Nun mußte er mir noch die Fenster zeigen. Er that es kopfschüttelnd, aber ich achtete seines Lächelns nicht; mochte alle Welt lachen, daß ich die Fenster sehen wollte, wo eine vierzigjährige Dame logirte. Ich stellte mich drüben auf die andere Seite der Straße hin und schaute hinauf, wie ich damals hinauf gesehen, als ich, ein armer Buchhalter, in ihres Vaters Hause wohnte und sie dann kam, um ihre Blumen zu begießen.

Ich schaute hinauf und die Erinnerung zog an meiner Seele vorüber, ich träumte mit wachem Auge bis der Morgen graute, dann schlich ich nach Hause; es fehlten ja noch sechs lange Stunden.

Die zwanzig Jahre, die verflossen, waren rascher verstrichen, als diese sechs Stunden mir erschienen. Von Minute zu Minute zählte ich die Schläge der Uhr, bis es neun schlug, da ward meine Geduld zur bebenden Angst — wenn es doch eine Andere wäre — wenn sie es wäre und dich nicht annähme, wenn sie den entlassenen Buchhalter ihres Vaters verachtete.

Die Zeit nahte heran, die Pendelschläge der Uhr schienen immer rascher zu werden, es war drei Viertel auf zehn Uhr.

Ich ging zum Hotel. Der Kellner, der gestern meine stürmische Ungeduld belächelt, mochte jetzt meine zögernde Unruhe bemerken. „Die Dame," sagte er, „hat nach Ihrem Namen gefragt; ich soll Sie anmelden."

„Sagen Sie ihr," antwortete ich, „ein Herr, den sie in M. gekannt, der im Hause ihres Vaters gelebt, bitte darum, sie sprechen zu dürfen."

Der Kellner ging; mir trat der Schweiß auf die Stirn, die nächste Minute sollte entscheiden.

Endlich kam er zurück. Schon sein Antlitz sagte es mir, daß Agathe mich empfangen wolle; denn er schaute mich so neugierig an, als ob das Räthsel verwickelter geworden.

Ich eilte die Treppe hinauf, klopfte zitternd an — Herein! tönte es — das war ihre Stimme.

Aber wie soll ich das Wiedersehen mit Worten schildern! Könnte das Gefühl seine glühendsten Farben auf Leinwand hauchen, es würde dem Bilde dennoch der Zauber des Lebens fehlen. Sie kam mir entgegen, sie rief meinen Namen, als ob ihre Seele die Lippen beben ließ, sie reichte mir ihre beiden Hände und als ich vor ihr niedersank, laut schluchzend ihre Hände küßte, da schaute sie zu mir hernieder mit einem Blick, der mich träumen ließ, ich schaute in das verlorene Paradies.

„Brandis, wie rastlos haben wir nach Ihnen geforscht, wie schmerzlich haben Sie uns durch Ihre Flucht betrübt! Noch auf dem Sterbebette hat mein Vater Ihren Namen mit Wehmuth genannt und sich bitter angeklagt, daß er Ihr großes, edles Herz nicht verstanden!"

„Wie," rief ich bestürzt, „er hätte es erfahren? Sie wüßten —"

Ich stockte, denn mein Ohr konnte mich getäuscht haben und dann hätte ich Alles verrathen.

„Ja wir wissen, was Sie gethan, welches Opfer Ihre unbeschreibliche Dankbarkeit dem Frieden unseres Hauses gebracht. Aber setzen Sie sich zu mir," flüsterte sie und führte mich zum Sopha, „und lassen Sie uns leise von Dingen plaudern, die meine Tochter nicht hören darf."

Damit deutete sie auf die Thüre des Nebenzimmers und lächelte mich so freundlich an, wie damals, als sie für ihren Bruder gefleht.

„Glauben Sie," fuhr Agathe leiser fort, „daß mein Bruder und mein Gatte nicht Reue fühlten,

als Sie plötzlich verschwunden waren und wir hörten, welch ein neuer Schmerz Sie getroffen? Robert gestand dem Vater Alles, er wollte seinen Fehler gut machen, aber es war zu spät. Wir konnten Ihren Aufenthaltsort nicht entdecken, Robert forschte bei der Polizei, aber auch das half nichts. Sie waren von der Erde verschwunden; wie war das möglich?"

„Ich reiste nach Norden, während mein Paß nach Süden lautete," antwortete ich und erzählte ihr, wie ich lange Zeit in sehr bescheidenen Verhältnissen gelebt und wie ich Alles vermieden, was zu meiner Auffindung hätte führen können.

(Schluß folgt.)

Riekchen Colmann.

Von S. H. B. Uebersetzt von Paul Trede.

1.

In der Stadt Rotterdam in Holland bestand früher eine Gesellschaft, welche dem Pariser Jockeyklub ähnlich war und den Namen „Amicitia" führte. Das Gebäude, worin diese Gesellschaft ihre Zusammenkünfte und ihre Feste abhielt, war sehr groß und stattlich. Im ersten Stock befand sich eine Reihe prachtvoller Gesellschaftszimmer und Salons, die durch ihre Ausstattung beinahe an den Staat eines fürstlichen Palastes erinnerten.

Dennoch schien sich die Gesellschaft am liebsten im Erdgeschoß aufzuhalten, wo sich ein allerliebstes Vestibül befand, welches so dicht mit Tischen und Stühlen besetzt war, daß man sich kaum frei bewegen konnte.

Ich hatte eines Abends das Glück, in diese Gesellschaft eingeführt zu werden. Anfangs saß ich ganz gemüthlich an einem kleinen Marmortische, eine Flasche Rheinwein vor mir und rauchte meine Zigarre. Nach und nach füllte sich aber das Lokal immer mehr und da fast sämmtliche Herren rauchten, so wurde die Luft bald zum Ersticken schlecht. Das fortwährende Gesumm der vielen Stimmen betäubte Einen dermaßen, daß man sein eigenes Wort kaum mehr hören konnte.

Dazu kam noch der monotone Gesang von vier deutschen Mädchen, die auf einer kleinen Tribüne standen und ihre Lieder mit der Guitarre begleiteten.

Alles dieses zusammengenommen, war genug, um Einen schwindelig zu machen.

Wenn die Sängerinnen ihren Vortrag beendet hatten, kam eine von ihnen mit einer Kokusnußschaale und nahm die Spenden der Gesellschaft in Empfang, worauf die Gruppe zurücktrat und einer andern Sängergesellschaft Platz machte, die schon gewartet hatte.

Während einer Stunde lösten so vier verschiedene Gesellschaften einander ab; alle vier bestanden nur aus jungen Mädchen und alle sangen, wenn auch nicht dieselben Lieder, so doch ähnliche, meistens ernste und schwermüthige Melodieen.

Anfangs konnte ich mich nicht mit diesem seltsamen Konzert befreunden; nach und nach jedoch gewannen diese eigenthümlichen Melodieen mein Interesse. Sie waren wirklich, trotzdem, daß man sie durch das Gemurmel nur unvollkommen verstand, nicht ohne einen gewissen Zauber und luden zur Träumerei ein. Dazu kam, daß alle diese Mädchen sehr gut aussahen; wenn sie auch nicht regelmäßig schön waren, so hatten sie doch alle etwas von jener unbeschreiblichen Anmuth, mit welcher die Phantasie Göthes Mignon sich zu malen pflegt. Eine Pariser Schönheit würde Fehler genug in der Anordnung ihrer Kostüme gefunden haben, aber einem Künstler waren sie in hohem Grade interessant. Sie trugen kurze Kleider aus braunem Stoff, welche so schön anschlossen, daß ihre wohlgebildeten Formen sehr vortheilhaft hervorgehoben wurden. Die runden, fetten Arme waren unbedeckt. Ein wollener Shawl, der alle Farben des Regenbogens trug, war malerisch um ihre Schultern geschlungen und hinten zugebunden, so daß die Enden derselben lang hinunterhingen.

Ihr Benehmen war ruhig und graziös. Was mir indeß besonders auffiel, war die Art, wie sie ihr Haar trugen. In der That, hierin schienen die wandernden Sängerinnen ihre ganze Koquetterie und Kunst zur Schau zu tragen. Ich sah nie ein Haar schöner und geschmackvoller frisirt, als eben bei diesen Mädchen. Dabei waren sie alle verschieden: hier waren immense Flechten, die sich zu einer Krone formten, dort lange goldene Locken, die wellenförmig bis auf die Taille herniederflossen u. s. w. Keine glich der Andern ganz, aber jede Einzelne von ihnen würde sicher den geschicktesten Friseur in Verlegenheit gesetzt haben.

Man glaube indeß ja nicht, daß die armen Mädchen mit dieser Art Koquetterie etwas Anderes bezweckten, als im Allgemeinen ihrem Auditorium zu gefallen. Unziemliche Scherze, zu denen sich Mancher berechtigt hielt, weil er ihren Gesang nobel bezahlte, mußten sie manchmal anhören, aber sie ermuthigten dieselben niemals.

Ich hörte dicht hinter mir Jemand sagen, daß der größte Theil jener Mädchen in Holland kein anderes Mittel zum Gelderwerb anwenden würde, als das, welches ihre Stimme ihnen biete. Sittsam

und tugendhaft, wie sie ihre Heimath verließen, kehren sie auch meistens wieder dahin zurück.

Während ich mich mit diesen Einzelnheiten beschäftigte, folgte eine Sängertruppe der andern im Vortrag, ohne daß Jemand außer mir ihnen, dem Anscheine nach, besondere Aufmerksamkeit erwies. Im Allgemeinen begnügte man sich damit, ziemlich derbe holländische Witze über sie zu reißen und sehr kleine Münzen für den Gesang zu spenden.

Inzwischen hatte sich draußen das Wetter geändert. Der Himmel, der anfangs so rein und klar wie in einer italienischen Nacht gewesen, verfinsterte sich und wurde nur durch zuckende Blitze zuweilen erhellt. Der Mond verbarg sich hinter düsteres Gewölk, der Donner rollte und gleich darauf goß auch der Regen in Strömen hernieder.

Ein großer Theil der Sängerinnen blieb auf dem Vestibül der „Amicitia", um das Wetter sich erst verziehen zu lassen.

Sie berathschlagten sich, wie es schien, einige Augenblicke mit einander und stimmten dann wie aus einer Kehle ein Lied an, dessen ernste getragene Weise einen gar seltsamen Eindruck machte. Es hörte sich an wie eine wehmüthige Klage über den Tod.

Ich bat den Herrn, der neben mir saß, mir die Verse zu übersetzen. Er erwiederte mit einem Lächeln: „Es ist nur das Lied vom Rhein."

Es ist Thatsache, daß diese nicht sehr bedeutende Ballade, welche in Frankreich mehr Bewunderer zählt, als in Deutschland selbst, nur einen Künstler zweiten Ranges gefunden hat, der sie in Musik setzte, und daß sie fast nur von wandernden Sängern in den Straßen und Lokalen benutzt wird.

Inzwischen dauerte draußen der Sturm noch fort. Die Mädchen hatten ein Lied nach dem andern gesungen und schienen bereits ihr Repertoir so ziemlich erschöpft zu haben, ohne daß an ein Verlassen des Zufluchtsortes zu denken war. Plötzlich begann eins der jüngsten und hübschesten Mädchen, ehe die andern es verhindern konnten, wie es schien, in übersprudelnder Laune, ein sehr schönes, lustiges Lied. Zu meiner Verwunderung sah ich einen noch jungen Mann, der in meiner Nähe saß, auf einmal todtenblaß werden. Seine Lippen zitterten und sein schönes Gesicht nahm den Ausdruck tiefen leidenschaftlichen Schmerzes an. Er schien einige Minuten vergebens mit den Bewegungen seines Herzens zu kämpfen; dann stand er auf, warf den Sängerinnen seine mit Gold gefüllte Börse hin, brach in Thränen aus und war im Nu aus dem Lokal verschwunden. Wäre nicht einer seiner Freunde ihm nachgesprungen, um seinen Arm zu nehmen, er wäre unfehlbar draußen auf der Straße ohnmächtig niedergestürzt.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Der „Stuttgarter Beobachter" bringt folgenden jüngst erlassenen Tagesbefehl eines würtembergischen Bahnhof-Verwalters: „Der Unterzeichnete hat schon längst die Wahrnehmung gemacht, daß die ihm untergebenen Bediensteten und Beamten es gegen ihn an den allgemeinsten Höflichkeitsformen fehlen lassen und gibt denselben hiemit zu wissen, daß er künftig bestimmt verlangt, von ihnen täglich wenigstens dreimal gegrüßt zu werden. Morgens, Mittags und Abends vor dem Heimgehen und zwar vollständige Abnahme der Kopfbedeckung. Selbstverständlich beschränkt sich dieser Gruß nur auf ein statthabendes Zusammentreffen und wenn der Unterzeichnete Einen oder den Andern blos einmal des Tages sieht, braucht er auch blos einmal zu grüßen."

(Ein Tenoristenwettkampf.) Auf was für sonderbare Ideen doch manche Theaterdirektoren oder auch darstellende Künstler selber kommen! So hat neulich im Theater zu Pesth ein wahrer Sängerkrieg, besser gesagt ein Tenoristenwettkampf stattgefunden. Vier Tenöre, die Herren Meyer, Bachmann, Schmidt und Winkelmann, traten zusammen an einem Abende auf, aber jeder in einer verschiedenen Rolle. Natürlich wählte ein Jeder seine vermeintliche Forcepartie. Herr Meyer sang den 4. Akt aus den „Hugenotten", Herr Bachmann den 4. Akt aus der „Jüdin", Herr Schmidt den 1. Akt aus dem „Troubadour" und Herr Winkelmann endlich den 2. Akt aus dem „Waffenschmied". Wer die Palme gewann, wissen wir nicht. Das Faktum selber aber ist jedenfalls interessant.

Im Dresdener Journal veröffentlicht Major Serre den Rechnungsabschluß über die Nationallotterie. Der Reinertrag beträgt 450,000 Thaler. Zwei Drittel davon erhält die Schillerstiftung und ein Drittel die Tiedgestiftung.

Dreisilbige Charade.

Der Silben erste läuft am Boden,
Die letzten heben in die Höh';
Das Ganze läuft gleichfalls am Boden
Und hebt sich über Berg und See.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 74. Sonntag, 22. Juni 1862.

Das Opfer.

(Schluß.)

„Sie thaten sehr Unrecht," flüsterte sie mit leisem Vorwurf im Tone, „wissen Sie, daß Ihr Verschwinden die Todesstunde meines Vaters beunruhigt hat und noch heute wie ein Fluch auf der Seele meines Bruders lastet? Mein Vater errieth freilich, was Sie gethan und was ich jetzt bestätigt sehe; als aber Jahre vergingen und Ihr Name verschollen blieb, da wurde er stumm, wenn man von Ihnen sprach und oft, sehr oft hat er das Grab Ihrer Mutter besucht."

„Das Grab meiner Mutter!" rief ich tief erschüttert, „wie fanden Sie das?"

„O," lächelte sie, „das war leicht; ich ging mit Prinz zum Todtengräber, er zeigte es uns und so oft ich in M. war, habe ich einen Kranz darauf gelegt."

Ich war zu bewegt, um etwas sagen zu können; ich drückte die Hand, welche der Todten ihre Liebe erwiesen und netzte sie mit meinen Thränen.

„Robert," fuhr Agathe fort, „erkrankte sehr gefährlich und als er endlich genas, war er ein völlig anderer Mensch. Die letzten Worte, welche Sie zu ihm gesprochen, die hatte er in seinen Fieberträumen verrathen und er hat einen heiligen Schwur gethan, dadurch Ihr Andenken zu ehren, daß er sein Versprechen hielt. Sie haben nicht blos seinen Ruf gerettet, Sie haben auch dem Vater einen Sohn wiedergegeben."

„Herr Bevene hat verziehen?" fragte ich, denn es stimmte so wenig zu meiner Ansicht von seinem Charakter, daß ich neugierig ward und mehr noch: wenn Bevene verzeihen konnte, dann hatte mein Opfer nur Unheil gebracht, dann wäre es besser gewesen, ich hätte ihm die Wahrheit gesagt.

Ich vergaß in dem Augenblicke, daß die Ehre Roberts durch meine Selbstanklage wenigstens äußerlich gerettet war und daß Bevene also leichter verzeihen konnte.

„Sie kennen ein Vaterherz schlecht," antwortete sie, „und doch hätte er vielleicht geschwankt, wenn nicht Ihr Verschwinden es ihm unmöglich gemacht hätte, auf Roberts Kosten gerecht zu seyn. „Ich bin Braudis eine Vergeltung schuldig," sagte er zu Robert, „für das Opfer, das er mir gebracht, ich kann es nicht besser, als dadurch, daß ich seinen Wunsch erfülle und Dir vergebe. Zum ersten Male in meinem Leben handle ich gegen meine festen Grundsätze; danke es ihm, er hat mich gelehrt, schwach zu seyn, als er es verstand, mein Vertrauen auf ihn zu prüfen und mich tief zu beschämen."

Lange Zeit saßen wir bei einander — und noch immer sprach sie nur von Andern. „Und Sie," fragte ich endlich, „waren Sie glücklich?"

Hörte sie aus dem Ton meiner Stimme, las sie es aus meinen Augen, was mich bei dieser Frage beben ließ? Sie schaute mich an, als habe sie verstanden, was meine Lippe nicht sprach; verwirrt schlug sie plötzlich das Auge nieder, ihre Wange ward bleich, ihre Hand zitterte und ich fühlte sie heiß werden in der meinen, es zuckte in ihr wie ein fieberhafter Pulsschlag des Herzens.

„Sie zittern — was ist das?" fragte ich bestürzt. „Hätte er —"

„Still!" unterbrach sie mich; und dann, nach einer Pause, in der sie sich abmühte, Fassung zu gewinnen, fragte sie in leisem unaussprechlich sanftem und doch zitternd bewegtem Tone: „Warum fragen Sie mich das gerade jetzt —?"

„Warum ich das frage!" rief ich und mein Herz strömte über; zu lange hatte ich die wogende Fluth bekämpft. „Agathe, das ahnen Sie nicht? Hat Ihnen niemals das Herz leise zugeflüstert, daß ich auch ein Herz in der Brust tragen könne, daß der arme Buchhalter, dem Sie wie ein holder Engel des Segens erschienen, den Sie mit Ihrer Güte oft

zu heißen Thränen des Dankes und der Verehrung bewegt, daß der nicht wärmer empfinden und heißer für Ihr Glück beten sollte, als Andere, welchen Ihre Huld keine Dankbarkeit auferlegte? Agathe, Sie waren der Engel meines Lebens; bis zu der Stunde, wo Sie für Ihren Bruder baten, hatte ich umsonst Gott angefleht, Ihnen mein Leben opfern zu können; er hat mein Flehen erhört und das Bewußtseyn, daß Sie mir Dank schuldig wären, ohne es zu ahnen, das war mein einziger Trost in sehr, sehr trüben Stunden. Ich sah Sie einem Manne die Hand reichen, den ich damals — verzeihen Sie das Wort — nicht so achten konnte, wie ich es gern gethan hätte und Sie ahnen nicht, weßhalb ich jetzt frage, ob Sie glücklich waren? Sie ahnen nicht, daß ein Ja, so matt es auch, mir süßen Balsam in das Herz flößen würde, Balsam, nach dem es gedürstet in zwanzig Jahren des Zweifels, der Unruhe um Sie!"

Agathe hatte das Haupt sinken lassen, ihre Thränen flossen unaufhaltsam, die Brust wogte fieberhaft; als ich geendet, da stand sie auf, schritt zum Fenster und ich hörte sie laut schluchzen.

Eine Ahnung wie Himmelsseligkeit überkam mein Herz; — da wandte sie sich zu mir, ergriff meine Hände und, verklärt wie eine Heilige, schaute sie mich an.

„Anton Brandis," sagte sie, mich zum ersten Male so vertraut anredend; „ja ich ahnte es, was Sie gefühlt und daß Sie Ihr edles Opfer um meinetwillen gebracht. Aber, Gott sey es gelobt, ich vermochte es auch, daran zu zweifeln; es hätte mich erdrückt, hätte ich nicht zweifeln können. Prinz ahnte es auch, was ich fühlte und er tadelte mich deßhalb nicht; das machte mir ihn werth, als ich schon nahe daran war, mein Schicksal anzuklagen. Ich war glücklich; denn in der Achtung, in der Dankbarkeit, in der Liebe zu Ihnen, dem Verschollenen, fanden sich unsere Herzen; Ihr Segen ruhte auf dem Bunde, und bis zu seinem Tode ist er mir ein treuer Freund gewesen. „Ja," sagte sie lächelnd, „und damit Sie sehen, wie er Ihr Andenken geehrt und wie er mein Herz verstanden, sehen Sie meine Tochter, sie heißt nach Ihnen: „Antonie".

Damit eilte sie zur Thüre und rief den Namen. Es war mir, als durchzitterten meine Seele überirdische Melodieen; ein Wesen erschien auf der Schwelle, wie sie, die ich dereinst in frischer Jugendblüthe duftend gesehen und die Freudenthränen weinende Mutter nahm meine Hand und legte sie in die Hand ihrer Tochter.

„Antonie," sagte sie, „das ist der Mann, den Du ehren und lieben sollst, wie Deinen zweiten Vater. Anton Brandis, den wir todt geglaubt, dessen Name Deinem Vater heilig gewesen —"

Antonie preßte meine Hand an ihre Lippen, ehe ich sie, laut schluchzend, an mein Herz ziehen konnte. Ich umarmte sie — ihre Mutter — dann stürzte ich hinaus in's Freie und hier trafen wir einander, hier fand ich Sie, um das übervolle Herz auszuschütten." —

Der alte Herr konnte nicht weiter sprechen, die hellen Thränen flossen ihm über die Wangen.

Aber auch ich war tief erschüttert und wie ich ihn anschaute und sah, wie die Lippe zuckte, das Auge strahlte, die Brust sich mächtig hob, wie der ganze Mann bebte, als jauchze die Seele hinaus und als wolle der Körper, von ihrem Jubel getragen, auffliegen; da war es mir, als müsse ich zittern für ein solches Glück und ich hätte leise den Mahnruf ertönen lassen mögen, welchen der Aegypter dem Polykrates zurief.

Es gibt eine Noth, auf welche Hilfe erfolgen muß und ebenso hat das Glück des Herzens seine Schranken, hier wie dort erfaßt die Seele des Freundes ein unerklärliches Grauen. Dort fragt sie: ist es wahr? wo bleibt die Gerechtigkeit Gottes? und hier zittert sie, daß dieser Moment eines überirdischen Glückes verflüchte und dann der Mensch gebrochen, ermattet, mit trübem Auge dem schönen Traum nachschaue.

Ich sah das verklärte Antlitz, sah, wie die Brust arbeitete; mir schien es, als dränge seine Seele hinaus, dahin, wo es keine Täuschung mehr gibt.

So verduftet ein Menschenleben, wenn es zur reichsten, fast überirdischen Blüthe gekommen.

Die furchtbare Aufregung, noch gesteigert durch die lebendige Erzählung, in der alles Weh seines Lebens noch einmal die Saite erklingen ließ und alle Wunden verflossener Tage bluteten, die Rührung und Seligkeit hatten das Herz zu mächtig ergriffen. Er ließ sich auf eine Bank nieder und, das Haupt gesenkt, schien er sich in süßen Träumen zu verlieren.

Ich stand bei ihm und sah, wie der ermattete Körper sein Recht forderte und bereits sanft entschlummerte, als der Geist noch wachte und schwelgte.

Mit unnennbarer Angst sah ich das Antlitz blässer und blässer werden, das müde Auge zufallen und die Brust krampfhaft arbeiten, als gönne der Traum dem Körper keine Ruhe. Seine Worte, daß er die Nacht über auf der Straße in furchtbarer Aufregung gestanden, fielen mir bei; sein Aussehen erschreckte mich, ich fühlte, daß hier keine Zeit zu verlieren sey. Ich weckte ihn aus dem Schlummer und bat ihn, nach Hause zu fahren und seinem Körper die nöthige Ruhe zu gönnen.

Er schlug das Auge auf und starrte mich an wie ein Träumender.

Da besann er sich, wo er war. „Sie haben mich aus einem süßen Traum geweckt," sagte er lächelnd, „mir war es, als wäre ich schon hinüber. Doch nein, ich habe von ihr ja noch nicht Abschied genommen. Noch einmal muß ich sie sehen, dann will ich sterben."

Ich half ihm, sich erheben, denn er zitterte vor Schwäche. Ich führte ihn zu einem Wagen und hielt es für gerathen, mit einzusteigen und ihn zu geleiten. Während der Fahrt schlummerte er wieder ein; zu Hause angekommen, mußte ich ihn beinahe tragen, so schwer fiel es ihm, die Treppe zu steigen.

Ich half ihm sich entkleiden und schickte seine alte Dienerin zum Arzt. Als dieser kam, war Brandis wiederum in einen leichten Schlummer gesunken, der mich beängstigte. Es war kein Schlaf; denn das Auge war halb geöffnet, die Lippe bewegte sich, die Brust arbeitete stürmisch, seine Hand war kalt und feucht. Der Arzt griff nach dem Puls, schon beim Anblick des Kranken war seine Miene bedenklich geworden, als er den Puls fühlte, schüttelte er den Kopf.

„Seit wie lange fühlt sich Herr Brandis unwohl?" fragte er in flüsterndem Tone, „es ist unverzeihlich, daß man mich erst heute gerufen."

Ich erzählte ihm, daß Herr Brandis gestern noch sich ganz wohl gefühlt, aber eine große Aufregung gehabt und die Nacht auf der Straße gewesen.

„Er wird nicht wieder aufstehen," murmelte der Arzt trübe, „schicken Sie zu einem Geistlichen."

„Keine Hoffnung?"

„Keine. Fühlen Sie selbst den Puls, es ist der eines Sterbenden!"

Ich ließ die alte Dienerin bei dem Kranken, nahm einen Wagen und fuhr zum Hotel, um Agathe zu rufen, dann fuhr ich zum Geistlichen.

Als ich zurückkehrte, sah ich Agathe und Antonie am Bette des Sterbenden; er hatte sie erkannt, ein seliges Lächeln verklärte seine Züge.

Riekchen Colmann.

(Fortsetzung.)

Die zurückbleibenden Gäste gaben dem Mädchen ein Zeichen, zu schweigen; Alles kam in Bewegung und der junge Mann wurde in ein anderes Zimmer geführt, wo man sofort ärztlichen Beistand für ihn herbeirief. Er beruhigte sich jedoch bald und wurde von seinen Freunden nach Hause gebracht.

Was mir auffiel, war, daß nicht einer der Zuschauer über diesen Vorfall erstaunt zu seyn schien. Alle schienen vielmehr die Ursache zu kennen und die Aufregung des jungen Mannes ganz natürlich zu finden.

Außer den sichtlich überraschten Mädchen, welche geschäftig die Goldstücke in ihre Schürzen sammelten, schien Niemand verwundert zu seyn. Man setzte sich wieder und die Zigarren und Pfeifen qualmten nach wie vor, so daß die glimmenden Enden der ersteren wie Augen der Gnomen erschienen, die durch den Morgennebel blickten. Die Aufwärter fuhren fort, ihre Gäste zu bedienen, mit dem den Holländern eigenthümlichen Phlegma. In der That, nicht ein einziges Gesicht war da, das nicht sofort wieder den Ausdruck ernster, beschaulicher Ruhe angenommen hätte. Es ist vielleicht nicht nöthig, zu bemerken, daß ich meinestheils diese allgemeine Ruhe nicht theilte, daß vielmehr meine Physiognomie die ganze Neugierde verrieth, welche zu verbergen ich mir auch keine Mühe gab. Ein in meiner Nähe sitzender Herr mochte meine Gedanken errathen, denn er sah mich mit einem Lächeln an und sagte:

„Sie wünschen etwas Näheres zu erfahren über diesen seltsamen Auftritt, mein Herr? Ich könnte Ihre Neugierde wohl befriedigen, denn es wird kaum in der ganzen Stadt eine Person leben, die nicht mit den Details dieser traurigen Geschichte bekannt wäre. Dennoch muß ich es in Ihrem eigenen Interesse verziehen, die Erzählung einem Andern zu überlassen, der, ohne es zu ahnen, eine Rolle in diesem Drama spielte; er wird ihr erst das rechte Kolorit geben, welches mir in dem Grade wenigstens nicht möglich wäre. Unsere Zustände, mein Herr, müssen, wie die Bilder, in dem rechten Licht gesehen werden."

Mit diesen Worten nahm er meinen Arm und führte mich zu einem Herrn, der dem Anschein nach der Ruhigste und Theilnahmloseste von Allen war.

Als er uns einander vorstellte und jener Herr nach einer kurzen Verbeugung mich in einem sehr zweideutigen Französisch anredete, konnte ich mich des Gedankens nicht erwehren, daß ein nüchterner spießbürgerlich aussehender Mann eine Rolle in irgend einem Drama hätte spielen können. Noch weniger konnte ich es verstehen, daß er der Erzählung ein besseres Kolorit sollte geben können, als mein Nachbar, der doch viel gewandter und klüger aussah. Nichts desto weniger machte mein Freund ihn mit meinem Wunsche bekannt.

Er that einen langen Zug aus der Pfeife und blies den Rauch mit einem starken Puff von sich.

„Die Geschichte ist es kaum werth, daß man so viel Wesen davon macht," sagte er; „aber wenn

Monsieur sie zu hören wünscht, stehe ich gern zu seinem Befehl."

Er stopfte dann ruhig seine Pfeife wieder, bestellte drei Tassen Thee, wovon er jedem von uns eine anbot, während er die dritte in aller Gemüthlichkeit selbst trank und nachdem er uns vollständig in blaue Rauchwolken eingehüllt hatte, begann er folgendermaßen:

„Die Geschichte ist die, Monsieur. Ohne Zweifel wird Ihnen bekannt seyn, daß die Deutschen uns jedes Jahr ein ganzes Heer ihrer Landeskinder auf den Hals schicken und unter andern auch einen Schwarm von Mädchen, die uns durch ihr Gekreisch die Ohren betäuben."

„Entschuldigen Sie einen Augenblick," unterbrach ihn mein Freund, wie es schien, gar nicht zu seinem Verdruß, denn er fing sofort wieder an, mächtige Rauchwolken hervorzupuffen, — „mir scheint, Sie nehmen die Einwanderung der Deutschen doch zu ernst, besonders was diese armen Mädchen betrifft. So viel ich weiß, gehören sie größtentheils der ärmeren Klasse an, welche jene kleinen Dörfer am Ufer des Rheins bewohnt. Arm und schön, wie sie meistentheils sind, müssen sie schon im jugendlichen Alter auf eigene Hand ihre Existenz suchen. Im Winter fassen sie Schuhe ein, oder sie sticken, spinnen und stricken, kurz, thun alles Mögliche, um sich auf ehrliche Weise durchzubringen. Im Frühjahr sind sie nicht die Letzten, welche dem Landmann auf die Felder folgen und sie schonen ihre Hände nicht. Wenn aber die Ernte beschafft ist, findet sich in jener traurigen Gegend nichts mehr für sie zu thun und wo keine Arbeit ist, da ist auch kein Futter, da ist Hunger und Kummer. Kommt nun diese Zeit heran, so nehmen die jungen Mädchen ihre Guitarre von der Wand, vereinigen sich zu kleinen Gesellschaften und suchen ihr Brod, wo sie es finden, nichts weiter mit sich nehmend, als den Schutz des Himmels und jene süße Gabe, die sie mit den gefiederten Sängern des Waldes theilen, eine schöne Stimme. In den Wirthshäusern an der Landstraße finden sie auf ihrer Reise überall außer einer freundlichen Aufnahme ein Bündel Stroh, um darauf zu schlafen; manchmal gewinnen auch ihre Jugend und ihre Schönheit in dem Grade das Interesse der Wirthin, daß sie ein Bett bekommen. Die Kapitaine der Rheindampfböte vergessen in der Regel, ihnen das Passagiergeld abzufordern und die Fuhrleute auf der Landstraße haben immer ein Plätzchen für sie, ohne daß es ihnen was kostet, denn die schönen Lieder, die sie unterwegs singen, sind diesen braven Leuten Ersatz genug. So erreichen sie unsere Hauptstädte, wo sie mit ihrer Stimme manches Goldstück verdienen, das sie in ihre Kleider einnähen und wenn der Winter kommt, mit heim bringen. Sind sie wieder bei den Ihrigen, da vergessen sie, daß sie eine Zeit lang ein Künstlerleben geführt und werden wieder fleißige Feldarbeiter, wie sie früher waren."

Der Vertheidiger der armen Mädchen schwieg. Der Andere hatte ihm mit einem halb gutmüthigen, halb spöttischen Lächeln zugehört.

„Ist das Alles, was Ihr zu sagen habt, Monsieur Poet?" fragte er dann, indem er das letzte Wort besonders betonte. „Wenn das, so will ich fortfahren in meiner Geschichte." Und er that es mit folgenden Worten.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Ueber die Kosten der Eisenbahnen der Erde berichtet La Science pittoresque: „Das gegenwärtige Eisenbahnnetz des Planeten Tellus beträgt 110,934 Kilometer (15,000 d. M.). Die Herstellung dieser Schienenwege kostete eine Kleinigkeit: 29 Milliarden Fr. 29 Milliarden? Eine schöne Sache! Wer hat heut zu Tage nicht Milliarden . . . Schulden? Sehr gut, allein wissen Sie auch, was diese 29 Milliarden sind? Sie sind in Gold ein Gewicht von 8787 Tonnen 878 Kilogramm, bilden eine Rolle von Dünkirchen bis nach Algier und enthalten 1½ Milliarde Zwanzigfranksstücke, welche, Rand an Rand gestellt, einen Goldstreifen bilden würden, der von Paris aus, durch Asien gehend, bis an den Oberen-See (Nordamerika) reichen, d. h. drei Viertheile des Erdballes umfassen würde. In Silber beträgt das Gewicht 145 Millionen Kilogramme, was 5 Milliarden 800 Millionen Fünffrankenstücke gäbe, welche, an einander gelegt wie die Goldstücke, zu einem fünffachen Silbergürtel um die Erde ausreichen würden. Was die 110,000 Kilometer Eisenbahnen betrifft, so könnten sie, wenn sie aus einer einzigen Schiene gegossen wären, den Mond erreichen und selbst noch um 40,000 Kilometer über denselben hinausgehen! So verhält es sich mit den 110,000 Kilometer Eisenbahnen und der armseligen Bagatelle von 29 Milliarden."

Auflösung der dreisilbigen Charade in № 73:

Bachstelze.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 75. Dienstag, 24. Juni 1862.

Ein anonymer Brief.

Nach dem Französischen von A. G.

1.

In der Mitte der zwanziger Jahre hatte der Hof der Sainte-Chapelle ein von dem jetzigen weit verschiedenes Ansehen. Man könnte zwar nicht sagen, daß große Veränderungen unternommen wurden, daß man die Zugänge erweitert oder verschönert hätte: der materielle Zustand ist ziemlich derselbe verblieben. Die Bretereinfriedigung der Treppe, über welch letztere man in die zum Saale der Pas-Perdus führende Gallerie gelangt, umschloß schon damals den alten Bau. Allein der Menschenstrom, dem es nach Oeffnung neuer Durchgänge gestattet war, auf diesem Punkte hin- und herzufluthen, hat nach und nach die letzten noch übrigen Züge der Physiognomie des alten Paris verwischt. Vor dieser Zeit war der Hof der Sainte-Chapelle gleich dem Faubourg der Cité, in dem allmälig die Ueberbleibsel früherer Civilisation verschwanden.

Es war eine kleine, in sich abgeschlossene Welt mit unwandelbaren Gewohnheiten, zu bestimmten Stunden schweigend und geräuschvoll, zusammengesetzt aus einer immer gleichen Bevölkerung. Morgens waren es, bis zum Augenblicke des Erscheinens der höhern Beamten, die Gehilfen im Bureau des Rechnungshofes, die Schreiber der Advokaten, die Gevatterinnen der Nachbarhäuser und die Wasserträger, welche sich beim Brunnen der kleinen Rue Sainte-Anne versammelten.

In der des Tages, wenn Alles ruhig war, sah man die ehrenwerthen Mitglieder der Sicherheitsbrigade, deren Hauptquartier in der Nähe lag, sich im Sonnenschein wärmen. Zu einer spätern, aber ebenfalls bestimmten Stunde ertönte der Hof von dem Gerassel schwerer Wagen, welche in der nördlichen Ecke der Cour des Comptes Unterkunft fanden.

Dort in einem Versteck hinter der Treppe und unter dem Audienzsaale der ersten Chambre de la Cour Royale, wohnte seit nahezu zwanzig Jahren ein Mann Namens Duverrier. Er war Pächter des Transports der Gefangenen, ein Erwerbszweig, der ihm genug eintrug, um ihm zu erlauben, seiner entschiedenen Leidenschaft für seltene Blumen zu pflegen.

Der Eingang des dunklen, unscheinbaren Raumes, in dem er wohnte, glich dem Schaugerüst eines Kunstgärtners und das Gras, welches zwischen den Pflastersteinen wuchs, trug seinen grünen Schimmer noch einige Fuß weit über den kleinen, umhegten Platz, den der gute Mann zum Garten umgeschaffen hatte.

Nachts, wenn der Schritt der Schildwache, die vor der Cour des Comptes auf- und abging, allein die Stille unterbrach, diente dieser einsam und schwach beleuchtete Ort dem Rendezvous der Liebespaare der Nachbarschaft.

Der nächste Tag glich dem vorigen: es waren dieselben Begebenheiten, mit seltenen Ausnahmen dieselben Personen.

Seit der Veränderung, von der wir gesprochen, haben mehrere Boutiquen öffentlicher Schreiber an den Mauern der Cour de la Sainte-Chapelle ihren Stand genommen. Zu jener Zeit jedoch befand sich nur Eine dort, zur Rechten des Thores, das in die Rue de la Barillerie mündet.

Der Inhaber dieses kläglichen Etablissements, das wie ein Schilderhaus aussah und kaum größer war, befestigte jeden Morgen auf der augenfälligsten Seite eine Art Aushängeschild, welches hinter Glas und Rahmen in Buchstaben, die durch Schnörkel und überladene Verzierungen unleserlich gemacht wurden, Schriftproben jeder Gattung zeigte. Der Verfertiger dieser Kunststücke konnte niemals die Beweise seiner Geschicklichkeit anblicken, ohne einen schweren Seufzer zum Himmel zu entsenden. Er mochte dabei von der Erinnerung an die einstige bessere Stellung

und dem Gedanken an die Mißachtung, in die seine Kunst gefallen, bewegt seyn.

Die vier schmutzigen, trüben Scheiben, welche das Licht in die elende Bude einlassen sollten, trugen die aus gelben Buchstaben zusammengesetzte Aufschrift über sich:

„Redaktion von Aufsätzen, Ankündigungen, Neujahrs- und Geburtstagsgratulationsbriefen."

Und auf der Thüre las man: „A. C. Ternisien, Exprofessor der Kalligraphie an der Universität."

— Alle diese Anlockungen jedoch hatten, ungeachtet des Mangels an Konkurrenz, ein nur geringes Resultat, wenigstens wenn man nach der Kleidung des Schreibers schließen wollte. Sein Anzug blieb Winter wie Sommer derselbe. Ein Käppchen von altersschwacher schwarzer Seide und darüber ein Hut, dessen Farbe und Material unter den Einwirkungen der Zeit unerkennbar geworden waren, hatten auf dem Kopfe ihres Eigenthümers festen Posto gefaßt. Ein Ueberrock in gleich defektem Zustande, dessen Taschen immer müde gähnten, obschon sie leer waren, schlotterte um ihn herum; eine mit Metallknöpfen geschlossene Weste, Hosen, die allgemach bis zu den Knöcheln herab Ausbesserungen erlebt, grobe Wollenstrümpfe und dicksohlige, formlose Schuhe, vollendeten das Kostüm des Ehrenmannes.

Dennoch hatte Ternisien, selbst in dieser ärmlichen Bedeckung, nichts Abstoßendes, Dank seiner gutmüthigen, ehrlichen Miene, die in seinem Falle nicht betrog. Es war in ihm ein aus einer besseren Stellung herabgesunkener Mann zu erkennen, den weder das Elend, noch die Trunkenheit, dies gewöhnliche Laster derer, welche Hungers sterben, hatten erniedrigen können. Sein Gesicht und seine Hände waren viel reinlicher, als seine Kleidung, die Stimme hatte einen weichen Klang und der Blick drückte auch dann noch stille Ergebung aus, wenn er zu seinem Nachbar Duverrier sich über sein Schicksal beklagte, was so ziemlich alle Tage geschah und oft vom Morgen bis zum Abend hätte fortdauern können, ohne daß das Erscheinen eines Kunden eine Unterbrechung veranlaßt haben würde.

Ungeachtet seiner außerordentlichen Sparsamkeit würde sein Erwerbszweig doch kaum seine kärgliche Existenz gefristet haben, wenn er nicht Besitzer eines kleinen, in glücklicheren Zeiten mühsam ersparten Kapitals gewesen wäre, welches ihm, wenn das Alter ihn arbeitsunfähig gemacht, ein Bett in einem Hospital erkaufen sollte. Daher war ihm die Summe heilig.

Er betrachtete sie wie eine unantastbare Hinterlassenschaft des Universitätsprofessors an den öffentlichen Schreiber. Sein größter Kummer bestand darin, daß er nicht jedes Jahr die Zinsen zum Kapital schlagen konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Londoner Industrieausstellung.

Ueber die französische Abtheilung äußert sich M. Hartmann in der Köln. Ztg.: „Es gibt in dieser glänzenden, blendenden französischen Ausstellung außerordentlich mittelmäßiges, ja, schlechtes Zeug: in den Zeichnungen der Kleiderstoffe sind sie hinter ihrem gewohnten Geschmacke zurückgeblieben, ihre Silberschmiederei verschwindet neben der englischen, ihre Kunstbuchbinderei neben der österreichischen, ihre Zinkgießereien stehen tief unter den Berlinern und was Form und Malerei betrifft, trägt die königl. preußische Porzellanfabrik ebenfalls den Sieg über Sevres davon; ja, selbst Toilettengegenstände, die man auf den Boulevards und in der rue de la Paix zu bewundern gewohnt ist, wie Frauenhüte, Stickereien, Schusterarbeiten, erscheinen nicht in ihrer gewohnten Eleganz und modischen Vollendung und werden von Rivalen anderer Länder übertroffen; aber die Art des Vorzeigens, die Einrahmung, der Luxus der Umgebung bestechen und einige allerdings unvergleichliche Prachtstücke, die Alles beherrschen, werfen einen idealisirenden Schimmer auf das Unbedeutendste und benehmen den Muth zum leisesten Tadel. Diese Sevresstücke, die Berlin übertrifft, sind so gewaltig und großartig aufgehäuft, daß man glaubt, ein Sardanapal habe eben alle seine Schätze um sich versammelt, alle die kostbaren Königsvasen und Priestergefäße aus allen Palästen und Tempeln des Morgenlandes, um sich mit ihnen zu verbrennen. Den gewaltigen und überwältigenden Mittelpunkt, die **Pièce de résistance**, die man überall sieht, bildet einer der prachtvollsten Gobelins, die bis auf diesen Tag aus der berühmten Fabrik hervorgegangen: die Himmelfahrt Mariä von Titian, in der ganzen Größe des Originals. Die Farben schimmern titianischer als auf den Bildern der venetianischen Akademie, alle, selbst die feinsten Uebergänge, selbst in den kleinen Engelsköpfchen im obersten Theile des Bildes, sind mit wunderbarer Treue wiedergegeben und selbst auf einen Schritt Entfernung ist die Wollenarbeit nicht zu erkennen. Nun, es sind das die Gobelins, über deren Wunder man sich längst nicht mehr verwundert; aber da hängen auch Teppiche und Tapisserien von Arbusson und Beauvais und siehe da, sie nähern sich den Gobelins, so weit man sich ihnen nähern kann und die Farbenkombination, die ihr Werk ist, nicht wie bei den Bildergobelins

das Werk des originalen Meisters, ist tadellos, künstlerisch, voll Maß und Harmonie. Unter ihnen stehen Möbel, Lehnstühle und Sophas, deren kaiserliche Tendenzform aus der Zeit des ersten Kaiserreichs man mit gutem Gewissen nicht loben kann, aber sie sind von so schönen Tapisserien, von so holden und wahren Blumengewinden bedeckt, daß man die steife Form vergißt." — Der ungarischen Abtheilung widmet die „Times" folgende Skizze: Drei große Fahnen, roth, weiß und grün, lenken die Aufmerksamkeit des Besuchers auf zwei kleine Seitenabtheilungen, an deren Eingang ihm das Wappen Ungarns ins Auge fällt. Sie nehmen kaum ein Dreißigstel von dem Oesterreich angewiesenen Raum ein — ein ungeheures Mißverhältniß, wodurch Ungarn vor den Augen der Welt in Gestalt eines Paria erscheint. Man kann das Aussehen dieser Abtheilung vielmehr als einen Protest Ungarns gegen die Centralisationstendenzen der Wiener Regierung, denn als wirkliche Schaustellung ungarischen Reichthums betrachten. Diesen Protest haben Siebenbürgen, Kroatien, Slavonien und Venetien noch entschiedener erhoben. Man sieht dies schon bei einem Blick auf den österreichischen Katalog. Einige dürftige Proben roher Seide aus Venetien, etwas Mehl aus der kaiserl. Dampfmühle in Fiume, einige Blöcke Steinkohlen und einige Erzstufen aus Kroatien und Slavonien, das sind die Beiträge dieser widerspenstigen Länder. Keine Spur von den geschmackvollen Leder-, Glas- und Metallarbeiten Venetiens. Was hievon sich senden ließ, figurirt in der italienischen Abtheilung. Kaum die Spur einer Probe aus den reichen Bergwerken Siebenbürgens, von seinen zahlreichen Heerden, von dem Gewerbfleiß seiner sächsischen Bewohner oder den feinen Spitzen und Stickereien der Rumänen. Die Weine und gebrannten Wasser, die Hanf- oder irdenen Waaren Slavoniens und Kroatiens und seine Wälder, welche Aegypten und Griechenland mit Bauholz versorgen, sind kaum vertreten. Ungarn wollte sich anfangs der Ausstellung ganz fern halten, aber mit jenem wahren Geist praktischer Opposition, den dieses Land so vielfach bewiesen hat, sah es ein, daß die Abwesenheit nur ein Zeugniß der Ohnmacht wäre und daß es würdiger sey, alle Hindernisse und Schwierigkeiten zu bekämpfen und wo möglich zu überwinden. Dank der Ausdauer der Betheiligten gibt es im Gebäude denn doch eine ungarische Abtheilung und sie verdient wohl die Aufmerksamkeit, die ihr das Publikum schenkt. Sie besteht in einer systematisch geordneten Sammlung ungarischer Rohprodukte mit statistischen Notizen und photographischen Illustrationen. Sie ist eigentlich der Kernpunkt der ungarischen Ausstellung. Der Veranstalter der Sammlung, Hr. Janko, den der frühere ungarische Landtag zum Sekretär der Kommission ernannt hatte, bestand darauf, sie als ein Ganzes darzustellen. Nach vielen fruchtlosen Unterhandlungen sah die österreichische Regierung ein, daß sie kaum irgend einen andern Aussteller zur Theilnahme heranzuziehen vermögen werde und ließ sich endlich herbei, Hrn. Janko für seine Sammlung 300 Quadratfuß einzuräumen. Obwohl dies kaum für die Hälfte ausreichte, wurde es angenommen. Nach noch einigen Unterhandlungen wurde die anstoßende kleine Abtheilung für andere ungarische Produkte dazugeschlagen und die Aufpflanzung der ungarischen Fahne und des ungarischen Wappens gestattet. Was die Besucher vor Allem anzieht, ist die photographische Darstellung der Nationaltrachten aus verschiedenen Theilen Ungarns. Mehr noch als die Trachten zieht den Beschauer die Physiognomie der Träger an; denn es gibt wenige Länder, wo die unteren Klassen in Haltung, Gestalt und Ausdruck so viel Männlichkeit und Unabhängigkeitssinn verrathen. In der erwähnten anstoßenden Abtheilung sieht man die größtmöglichste Anzahl von Erzeugnissen mit einem außerordentlichen Scharfsinn in den möglichst kleinsten Raum verpackt. Jene Handvoll Weizen, Gerste, Roggen, Hafer ꝛc., die unter ihrem Glasbehälter so wenig Aufsehen macht, vertritt eine jährliche Produktion von 20 Mill. Quarters Getreide; jene paar Tabaksblätter, die an den untern Theil der Glasbehälter geklebt sind oder an der Wand hängen, vertreten eine Tabaksernte von 2 Mill. Ztr.; jene zwei Glasröhren mit Wein sind die Proben von 300 Mill. Gallonen Wein, die Ungarn jährlich hervorbringt; jene zwei kleinen zolllangen Stückchen Holz repräsentiren 4000 englische Quadratmeilen Waldungen ꝛc. Schließlich kommen die Produktionen der Porzellanfabrik von Herend; fast alle sind gleich nach der ersten Besichtigung verkauft worden, woran nicht bloß der fabelhaft billige Preis schuld ist, denn eine glücklichere Nachahmung des japanesischen und chinesischen Porzellans ist kaum anderswo zu finden. — Die schweizerische Abtheilung wird von dem Cityblatt folgendermaßen geschildert: Vor 600 Jahren existirte die Schweiz als Staat noch nicht, vor 300 Jahren gab es nur eine homogene Schweiz; heute aber beherbergt sie drei verschiedene Nationalitäten, welche die Bevölkerung des Landes ausmachen. Der französische Schweizer hat sich der Uhrenfabrikation bemächtigt, der deutsche spinnt und webt, während der italienische, den trägen Gewohnheiten südlicher Breitegrade treu bleibend, kaum einen einzigen Gegenstand in die Ausstellung geschickt hat. Es bedurfte wahrlich keiner Weltausstellung, um uns mit den Genfer

Uhren bekannt zu machen, die seit vielen Jahren in unser aller Taschen einheimisch geworden sind und in den großen Schaufenstern Londons und aller andern Städte der Welt zu Tausenden prangen. Die Schweizer Uhrmacher sind des Erfolgs, den sie errungen haben, wohl würdig. Wohl werden die vollkommensten, solidesten und verläßigsten Taschenuhren und Chronometer noch immer in London gefertigt; doch ist diese Waare viel zu kostspielig, als daß 99 unter 100 Personen in der Lage wären, sie zu kaufen; deßhalb sind die meisten in England getragenen Taschenuhren fremden, zumal schweizerischen Ursprungs. In der Ausstellung finden wir von diesen ebenso gut wie elegant gearbeiteten Uhren eine reiche Auswahl. Zehn bis zwölf Genfer Firmen zeigen uns nicht nur vortreffliche, sondern auch allerliebste kleine Uhren für Armbänder, Brochen und dergl. von wunderbarer Art. Meisterstücke desselben Styls sandten die Kantone Waadt und Neuchatel. Viele darunter sandten außerdem ein Assortiment der bei der Uhrenfabrikation in Anwendung kommenden Instrumente, welche ihrer Sauberkeit und Zweckmäßigkeit wegen großes Interesse erregen. Was die Eleganz der Gehäuse betrifft, so ist in der That alle erdenkliche Phantasie aufgeboten, um den Geschmack, ja sogar die Laune jedes Einzelnen zufrieden zu stellen. Wahrhafte Künstler wie Alfons Dubois und Fritz Kundert, beide aus Lachaux-de-Fonds, zeichnen sich durch ihre Goldgravirungen aus und treten in dieser Sphäre gegen alle andern Nationen siegreich in die Schranken und es wäre interessant, genau zu wissen, wie viele Menschen sich in den Schweizer Kantonen blos durch die Uhren- und Juwelenfabrikation eine behagliche Existenz geschaffen haben. In den meisten der deutschen Ostkantone, zumal in Zürich, St. Gallen, Appenzell und Glarus, tritt eine ganz andere Industrie auf, nämlich Baumwoll- und Schafwollfabrikate, welche nicht stark auf der Ausstellung vertreten sind, Maschinenstickereien und Handstickereien aller Art, von denen Rudolf Rauch und Stäheli aus St. Gallen, Steiger-Schoch und Eberhardt und Tanner und Koller, beide aus Herisau in Appenzell, ausgezeichnete Exemplare ausgestellt haben. Seide, Bänder und einschlägige Fabrikate, die zunächst aus den Kantonen Zürich und Basel kommen, beweisen, daß auch die Industrie in der Schweiz gedeiht und was uns bei dieser ganzen schweizerischen Fabrikation besonders wohlthut, ist der Gedanke, daß ein großer Theil derselben nicht in gedrängten Fabriken, sondern in den Häusern zu Stande kommt. Betritt man einige der glücklichsten, wenn gleich von Natur ärmsten Distrikte von Appenzell, Glarus 2c., so wird man angenehm überrascht durch die vielen geschäftigen Frauen und Kinder, die an ihrer Hausschwelle mit Spinnen und Weben beschäftigt sind, während die Männer das Feld bestellen. Bern, Genf, Waadt und andere Kantone schickten Muster ihrer Stutzen ein, die zwar schwerfällig und ohne besondere Verzierungen sind, vor denen aber Jedermann gern seinen Hut abnehmen wird, der da weiß, wie viel die Schweiz von ihrem Glück und ihrer Selbständigkeit dieser Waffe zu verdanken hat und der zu sehen einmal Gelegenheit hatte, mit welcher Energie diese Stutzen geschwungen werden, wenn der Bund durch eine stärkere Nachbarschaft bedroht wird. Sehr taktvoll war es von den Schweizern, daß sie uns diesmal mit ihren holzgeschnitzten Gemsen, Steinböcken und Käsehütten verschont haben, von denen der Reisende in jedem Winkel des Berner Oberlandes, in allen Hotels, auf Seen, bei Wasserfällen und auf Gletschern so unendlich geplagt wird. Sehr gute Holz- und Elfenbeinarbeiten sind übrigens im Hauptschiff, vor dem Eingang zur schweizerischen Abtheilung zu schauen.

Mannigfaltiges.

Wie englische Zeitungen melden, sind von einem Herrn Walker, der mehrere Jahre am Gabun in Afrika lebte, von der in jenem Erdtheile neuerlichst aufgefundenen Art des Orang-Utang, Gorilla genannt, einige theils in Spiritus aufbewahrte, theils skelettirte Exemplare nach London gebracht worden.

In der Faßfabrik des Herrn Scheuer zu Döbeln im Königreich Sachsen steht gegenwärtig ein monströses Faß, welches bei einem Durchmesser von 18 und einer Höhe von 8 Ellen nicht weniger als 5300 Eimer (demnach gegen 2000 Eimer mehr als das große Heidelberger Faß) zu fassen im Stande ist. Vier echte und gerechte Biertrinker müßten unausgesetzt täglich je zehn Seidel Bier trinken, um das Faß in 52 Jahren zu leeren. Als kürzlich Hr. Scheuer in diesem Fasse seinen Arbeitern, welche mit ihren Festgenossinnen mittelst Treppen in das Innere desselben gelangten, ein kleines Fest gab, konnten zwanzig Paare hintereinander bequem darin tanzen.

Für Kerner's Denkmal auf der Weibertreu bei Weinsberg sind bis jetzt 1013 fl. 12 kr. eingegangen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 76. Freitag, 27. Juni 1862.

Ein anonymer Brief.

(Fortsetzung.)

Immerhin ist es wahrscheinlich, daß auch bei einer ausgebreiteten Kundschaft Ternisien kaum bessere Geschäfte gemacht haben würde. Er war von Natur zerstreut und sey es, daß er kopirte, oder niederschrieb, was ihm diktirt wurde, es begegnete ihm oft, daß er orthographische oder Konstruktionsfehler machte, ausradiren oder zwischenschreiben mußte. Da er sich selbst nicht traute und zu gewissenhaft war, eine möglicherweise mangelhafte Arbeit ohne Weiteres abzuliefern, so überlas er stets nochmals das Geschriebene, machte Korrekturen und wenn diese zu zahlreich waren, kopirte er von Neuem. So kam es, daß die Auslagen für Schreibmaterial zuweilen das geringe Honorar auf Null herabsetzten, besonders wenn feines Velin- oder sogar Stempelpapier in Frage kam.

„Nun, was gibt's Neues heute?"

Dies war die Frage, welche Duverrier jedesmal, wenn er an der kleinen Schreibbude vorüberging, an Ternisien richtete und dieser verfehlte nie zu erwiedern:

„Das wollte ich Sie fragen."

Die auf diese Weise begonnene Unterhaltung verlängerte sich jedoch an dem Tage, da diese Erzählung beginnt, in ungewöhnlicher Art. Politische Angelegenheiten, mit denen natürlich selten Jemand zufrieden ist, lieferten den ersten Stoff. Von diesem wichtigeren Thema ging man zu persönlichen Interessen über.

Duverrier, dessen Finanzen in gutem Stande waren, sah Alles rosenfarben, Ternisien grau in grau.

„Ich kann Ihnen eine tröstliche Nachricht mittheilen," sagte der Unternehmer des Gefangenentransports.

„Und das wäre, Nachbar?"

„Gestern, als ich meine Blumen begoß, trat Rath B., der mit dem Präsidenten sehr gut steht, zu mir und sagte: Sie haben wunderschöne Dahlias, lieber Duverrier! Ich ergriff sogleich die Gelegenheit beim Schopf und bot ihm, aus Freundschaft für Sie, Setzlinge für seinen Garten in Passy an." —

„Ich danke Ihnen herzlich, lieber Nachbar," sprach Ternisien, „nur bitte ich Sie, mir zu erklären, in welcher Beziehung das Alles zu mir steht."

„Ah, Sie wissen doch, daß man Verschönerungen in diesen Lokalitäten beabsichtigt? Ich kann es Ihnen jetzt, da ich einen Beschützer für Sie gefunden habe, wohl mittheilen, daß man gedenkt, Ihre Bude niederzureißen und Sie damit zu nöthigen, sich einen anderen Platz für Ihr Geschäft zu suchen."

„Wäre es möglich?" rief Ternisien entsetzt, denn schon sah er sich dessen, was er hartnäckig seinen Erwerbszweig nannte, grausam beraubt.

„Ja," entgegnete der Andere, „aber beruhigen Sie sich, ich habe die Gelegenheit benutzt, mit Herrn B. von der Sache zu reden und da er mir wohl will, so hat er mir versprochen, daß man Sie nicht vertreiben solle."

Diese Worte hätten das Lächeln auf die Lippen des Schreibers zurückführen können. Aber seine Gedanken waren einmal auf seine Lage gerichtet und er seufzte tief.

„Das betrübt Sie?" fragte Duverrier.

„Nein, nein, im Gegentheil, ich danke Ihnen. Man läßt mir die Hoffnung, das ist Etwas, aber man wird nicht reich davon. Sehen Sie, Nachbar, das Geschäft taugt Nichts mehr, die Neuerungen richten es zu Grunde. Es ist keine Beständigkeit in Frankreich. Man wirft die alten, guten Gewohnheiten wie einen abgetragenen Rock gleichgiltig hinweg. Die Künste, die sonst geehrt wurden, sind jetzt mißachtet, — das führt zu nichts Gutem."

„Meiner Treu," entgegnete Duverrier, „ich weiß nicht, worüber Sie sich beklagen; was mich betrifft,

so finde ich jede Veränderung vortrefflich. Der Mensch strebt nach Verbesserung, das ist das Gesetz der Gesellschaft. Mein Vater, zum Beispiel, führte die Gefangenen im Karren, die so hart stießen, daß man beim Aussteigen seine Zähne nachzählen mußte. Ich meinerseits transportire sie in sanft rollenden Wagen, in denen man wie in einer Wiege sitzt. Ich sehe darin nichts Beklagenswerthes."

„Das ist möglich," sagte Ternisien, „aber mit mir ist es ein Anderes. Als ich von dieser Stelle Besitz nahm, gab es noch manchen hübschen Verdienst, kleine Glücksfälle, welche für die Tage entschädigten, an denen Nichts zu thun war. Von dort her," und er deutete mit dem Finger auf ein Advokatenbureau, „kamen mir vortreffliche Kunden. Wenn die Arbeit drängte und die Schreiber Lust hatten, spazieren zu gehen, was oft geschah, brachten sie mir in's Geheim Akten zu kopiren. Sie bezahlten ohne zu handeln und nachzusehen, und es war leichte Arbeit, besonders da sie mir immer anempfahlen, daß es nicht leserlich seyn solle."

„Und jetzt kommen sie nicht mehr zu Ihnen?"

„Sie brauchen es nicht mehr. Hat man nicht die Lithographie erfunden? Das geht schneller und kostet weniger. So werden die Künstler ruinirt. Es ist entsetzlich, daran zu denken, es ist der Untergang der Schreibkunst. Ich weiß nicht, wo das aufhören soll. Früher gab ich, den Sie hier sehen, Unterrichtsstunden zu drei Franken das Billet. Ich lehrte die Stellung des Körpers und der Arme. Ich erklärte, wie man die Feder führen müsse, Söhnen vornehmer Familien und jungen Damen, deren Hände weißer waren, als das zarte Papier, auf dem sie ihre Lektionen niederschrieben. Ich war an der Universität angestellt und jede Ausbildung, die man mir anvertraute, dauerte wenigstens zwei Jahre. Man lernte langsam, nach Regeln; jetzt verlangen die Charlatane, die Alles umwerfen, sechs Wochen, nicht mehr. Das ist zum Bedauern. Ich bin nicht mehr jung, es ist wahr, aber mein Auge ist gut und die Hand zittert noch nicht. Ich wäre nicht öffentlicher Schreiber, wenn die alte Methode gebührend anerkannt würde."

Seit lange hatte Ternisien keine so vortreffliche Rede in einem Athemzuge gehalten. Er empfand das Bedürfniß, sich auszuruhen und bot Duverrier eine Prise.

Dieser benutzte die Pause, um zu sagen:

„Aber warum, wenn die alte Methode Nichts mehr gilt, unterrichten Sie denn nicht nach der neuen?"

„Ich!" rief der ehemalige Professor mit wahrer Entrüstung, „ich, der zwanzig Jahre seines Lebens mit dem Studium der Geheimnisse der Kunst zugebracht hat, ich soll in meinen alten Tagen durch mein Beispiel eine verderbliche Neuerung gutheißen? Nimmer! Nimmermehr! Ich! Die mechanische Schrift lehren, nach welcher man nicht mehr die Köchin von ihrem Herrn, den treulosen Charakter von dem ehrenhaften unterscheiden kann! Nein! Chrysostomus Ternisien erniedrigt sich nicht bis zur Verbreitung so schädlicher Doktrinen. Lieber wollte ich einen anderen Erwerbszweig ergreifen; es wäre vielleicht das Beste und man leistete mir möglicherweise einen Dienst, wenn man mich von hier vertriebe."

Duverrier wollte sich eine Erklärung dieser letzten Worte ausbitten, allein das Hinzutreten einer dritten Person verhinderte ihn daran. Es war ein Knabe von zwölf oder dreizehn Jahren mit dreistem, lebhaftem Blick und kecker Haltung, ein ächter Gamin von Paris. Er sah die beiden Männer abwechselnd an und fragte dann:

„Welcher von Ihnen ist der Schreiber?"

Duverrier zog sich zurück und Ternisien blieb allein mit seinem Kunden.

„Was willst Du, Kleiner?" fragte der Exprofessor.

„Kopiren Sie mir das," entgegnete der Gamin und zeigte dabei ein Blatt Papier, das er zwischen den Fingern rollte.

Ternisien warf ohne zu lesen einen Blick darauf, nur um zu sehen, wie lange die Arbeit für ihn seyn würde. Nach dieser ersten Prüfung trat er aus seiner Bude, führte den Knaben vor die Aushängetafel und sagte:

„Welche Schriftart willst Du?"

Und er bezeichnete mit dem Finger die verschiedenen Proben.

Der Knabe ließ ihn gewähren und entgegnete dann kurz, daß er die billigste wolle.

Ternisien setzte sich, nahm ein Blatt hübsches Briefpapier, schnitt eine neue Feder und begann das Manuskript durchzulesen.

Die Handschrift war zierlich und deutlich. Nach einer kleinen Weile schon sah Ternisien von dem Blatte weg auf den Gamin, welcher, mit dem Rücken gegen einen Pfeiler der Bude gelehnt, Arme und Beine gekreuzt, eine lustige Melodie mit Variationen eigener Erfindung pfiff.

Der Schreiber, indem er auf den Knaben blickte, hatte in seinen Zügen den Ausdruck des Erstaunens und Zweifels. Er öffnete schon den Mund, um ihn herbeizurufen; als er ihn aber so sorglos, so ganz ohne Theilnahme an der Sache sah, schwieg er und fuhr im Lesen fort. Sein Auge belebte sich mehr und mehr, Neugierde und Erregtheit malten

sich in seinen Mienen. Man hätte glauben können, daß er ein Räthsel vor sich hatte, dessen Auflösung seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.

Der Knabe pfiff noch immer wie ein Zeisig, aber Ternisien hörte ihn nicht mehr.

Er nahm die Feder, prüfte sie nochmals, indem er sie gegen das Licht hielt, tauchte sie in das Tintenfaß und schon bereit, den ersten Buchstaben niederzuschreiben, schwang er sie über das Blatt.

Plötzlich jedoch schien eine andere Gedankenfolge sich seinem Geiste aufzudrängen. Er zögerte von Neuem: Er schien zwischen der mechanischen Ausübung seines Amtes und der moralischen Würdigung des Schriftstückes zu schwanken.

(Fortsetzung folgt.)

Der Festplatz zu Frankfurt

enthält die Schießhalle, die Festhalle mit den dazu gehörigen Küchen- und Kellereinrichtungen und den Gabentempel. Ein Bazar mit Verkaufsgegenständen, die sich direkt auf das Schießen oder den Schützen beziehen, ist noch projektirt. Die auf 100 Stände berechnete Schießhalle zieht sich entlang der Nordseite des Platzes, nach der Friedberger Warte und dem Grüneberg zu und ist bereits ganz fertig. Sie ist 1170′ lang (das Londoner Ausstellungsgebäude mißt nur 1150′ Länge) und 700′ breit. Vor der Mitte der Schießhalle befindet sich ein einstöckiges Bretterhaus mit vielen Zimmern, in das die verschiedenen Festbureau's, sowie das Post- und Telegraphenbureau zu liegen kommen. Im Winkel an die Schießhalle schließt sich die noch im Bau begriffene Festhalle an, von deren offener Fronte man den ganzen Festplatz bequem übersehen kann. Die 400′ lange und 100′ breite Festhalle ist ein großartiger Bau; sie besteht aus einer sehr hohen Haupthalle, an deren Seiten rechts und links zwei etwas kleinere Seitenhallen hinlaufen und wird wie ein Garten mit Grün, Fontainen u. s. w. angelegt und mit Gemälden von Historienmaler Lindenschmitt geziert, welche vier Hauptschlachten darstellen, in welchen die Deutschen den äußeren Feind zurückschlugen: die Schlacht im Teutoburger Walde gegen die Römer, die Schlacht im Lechfeld gegen die Ungarn, die Schlacht bei Wien gegen die Türken und die Schlacht bei Katzbach gegen die Franzosen. Vier Figuren: Karl der Große, Kaiser Otto, Blücher und Hardenberg-Scharnhorst, sollen außerdem die Hauptrepräsentanten der Freiheitskämpfe der Deutschen darstellen. In der Halle sollen 4000 Personen zu gleicher Zeit gespeist werden. Hinter derselben liegt die bereits aufgeschlagene 200′ lange Küche. Sie wird mit einer Dampfmaschine und laufendem Wasser versehen. Zu ihren Seiten befinden sich die Lokalitäten für Speisekammern, Büffets, Konditoreien, Eisanstalten, Wein und Bierbureaus ꝛc. In der Mitte des Festplatzes erhebt sich der noch im Bau begriffene 64′ hohe Gabentempel, auf dem hoch oben die Germania thronen wird. Der jetzt noch als zum Theil erst abgemähtes Feld daliegende Platz wird bis zum Feste in einen Wald verwandelt seyn. 600 Tannen, 300 Fichten und 100 Birken wandern aus dem Frankfurter Stadtwalde nach dem Festplatze. Derselbe wird mit einer Gaseinrichtung und Wasserleitung versehen und soll auch eine Badeanstalt enthalten.

Mannigfaltiges.

Die Reibzündhölzchen sind zu einem nothwendigen Uebel geworden, weil einerseits das Bedürfniß nach einem bequemen und billigen Feuer-Erzeuger sich allgemein geltend gemacht, andererseits die diesem Bedürfnisse vorläufig abgeholfenen Phosphorzündhölzchen für die Gesundheit des Menschen und die Sicherstellung gegen Feuersgefahr sehr gefährlich sind. Einige Köpfchen von Phosphorzündhölzchen sind genügend, ein Kind zu tödten, Speisen stark zu vergiften und die wegspritzende brennende Masse eines einzigen Zündhölzchens hat schon in Wunden oftmals den Keim einer schnelltödtend wirkenden Krankheit gelegt. Durch das Spielen der Kinder mit Zündhölzchen, durch das nicht bemerkte Herabfallen einer mit solchen Hölzchen gefüllten Schachtel, durch den Stoß oder Druck, den ein auf dem Boden liegendes Zündhölzchen erhielt, durch Selbstentzündung ꝛc. haben solche Feuerzeuge schon unzählige Male großes Brandunglück hervorgerufen. In Frankreich wollte man dieserhalb schon vor Jahren den Gebrauch der Reibzündhölzchen verbieten und die Technik machte es sich zur Aufgabe, Reibzündhölzchen ohne Phosphor darzustellen. Viele Versuche dieser Art sind gemacht und mehrere derartige Fabrikate sind in den Handel gelangt, haben aber nicht befriedigt. Die Fabrikanten Möllinger und Wagner in Worms liefern dagegen jetzt Antiphosphor-Reibzündhölzchen, welche allen Anforderungen zu entsprechen scheinen. Die Hölzchen enthalten nämlich keinen Phosphor, sind in keiner Weise dem Leben des Menschen gefahrdrohend, entzünden sich ohne Krachen und ohne Wegspritzen der Masse, versagen niemals den Dienst, sind starke Holzstäbchen, welche eine große Flamme

geben und entzünden sich nicht durch Sonnenhitze oder andere Wärme, es sey denn, daß sie mit glühendem Metall, glühenden Kohlen oder brennenden Stoffen in Verbindung gebracht werden, sind nicht theuerer wie andere Reibzündhölzchen, guter Qualität und nicht leicht dem Verderben unterworfen. Dieselben haben ferner die wohl zu beachtende Eigenheit, daß sie sich nur dann entzünden, wenn man sie auf einer Reibmasse, welche der Fabrikant auf den Schächtelchen oder besonderen Brettchen liefert, streicht. Fällt demnach eine Schachtel mit solchen Zündhölzchen noch so heftig herab, oder werden solche Zündhölzchen mit Schuhwerk auf dem Boden getreten, oder spielen Kinder mit denselben, so ist keine Entzündung derselben zu befürchten. Mägde werden demnach mit solchen Hölzchen nicht ferner Tapeten und Wände als Streichfläche benutzen und Gastwirthe werden ihre Zündhölzchen nicht ferner durch ihre Gäste entfremdet sehen, weil auf den gerauhten Flächen der Zündhölzchen-Etuis oder auf anderen rauhen Flächen die Hölzchen sich nicht entzünden lassen. Die genannten Fabrikanten liefern die Hölzchen derart beschaffen, daß die brennende Zündmasse die Holzmasse mittelst Schwefel in Flammen setzt oder daß diese Vermittlerrolle durch Stearin bewerkstelligt wird. Letztere Art von Zündhölzchen führen den Namen „Salon-Zündhölzchen"; dieselben geben keinen unangenehmen Geruch und sind gar auch parfümirt zu haben, damit sich an der Stelle des bei den gewöhnlichen Reibzündhölzchen unangenehmen Phosphor-, Schwefel- und Harzgeruches gar angenehmer Wohlgeruch verbreitet.

Die chemischen Telegraphen beruhen auf der Zersetzung gewisser Stoffe durch den elektrischen Strom und zwar muß diese Zersetzung durch Farbenveränderung sichtbar werden. Dieses Gebiet der Telegraphie ist noch einer großen Ausbildung fähig und verspricht Wunderbares zu leisten. Ja sie leistet schon Wunderbares. So befindet sich z. B. gegenwärtig im Londoner Ausstellungsgebäude ein genial konstruirter elektro-chemischer Drucktelegraph des Italieners Bonelli. Neben demselben sitzt ein flinkes Mädchen und setzt aus dem zahlreichen Vorrathe gothischer, griechischer, lateinischer und anderer Lettern (gewöhnliche Buchdruckerlettern) die aufgegebene Depesche mit zierlicher Gewandtheit. Die gesetzte Depesche gelangt mittelst einer Art Schlittenvorrichtung, nachdem das chemisch präparirte Papier aufgelegt worden ist, unter die wirkende Nadelvorrichtung, der Strom influirt und im Moment sind auf der Ankunftsstation auf einem ebenfalls präparirten Papierstreifen die Charaktere in angenehmer Sepiafärbung zu lesen, welche auf der Abgabestation eben erst gesetzt worden waren.

In Oxford ist vor Kurzem ein Studiosus aus Amerika angekommen, der den wohllautenden Namen Erthatuka führt und von altem Adel, nämlich Mohikaner-Häuptling ist.

(Ein neues Instrument.) „Sind Sie musikalisch, mein Fräulein?" fragte bei Tische ein junger Mann seine junge Nachbarin, die eben Suppe aß, welche sehr heiß war. „Ja, mein Herr," erwiederte die Gefragte, „ich blase, wie Sie sehen, die Suppe."

Räthsel.

Ein naher Freund — ein warmer Freund!
Wenn Jeder kalt, er wärmer scheint;
Je mehr die kalte Welt dich flieht,
Er näher nur an's Herz dich zieht.
Und niemals täuschte dich mein Schein;
Doch darfst du wohl behutsam seyn,
Daß du mir tretest nicht zu nah':
Ich rächte mich, so oft's geschah!
Gern öffn' ich mich dir jederstund
Und geb' mein Inneres dir kund,
Und hab', wenn offen zeigt' ich mich,
Durch Einsicht mild erleuchtet dich.
Und fürcht't man meine Zungen auch —
Verschließ' sie fest; macht' nie Gebrauch,
Wenn du mir oft — was sonst kein Freund
Dir sicher zu bewahren scheint —
Geheimnisse wohl anvertraut,
Auf meine Schweigsamkeit gebaut.
(So durft' ich deine Brief' erbrechen;
Ich that's mit Haft, doch darfst du sprechen:
Wohl sichrer als in eigner Brust
Sind sie bewahrt, wie mir bewußt.)
Zwar Nahrung mußt du geben mir,
Hab' Nichts, als warmen Dank dafür.
Nur ungespeist siehst du mich kalt:
Reich'st Speise mir — bin ich der Alt'! —

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 77. Sonntag, 29. Juni 1862.

Ein anonymer Brief.

(Fortsetzung.)

Ternisien's Verstand war gerade nicht von erstem Range; in den engen Kreis einer Beschäftigung gezwängt, welche die Phantasie ohne Anregung ließ, hatte er sich an die Form des Gedankens gewöhnt, ohne immer in den Gedanken selbst einzudringen. Aber seine Seele hatte ihre Reinheit und seine Grundsätze ihre ursprüngliche Ehrenhaftigkeit bewahrt. Sein Stolz beugte sich zur Rolle einer Maschine, um die Mittel seiner ärmlichen Existenz zu gewinnen und seine Gewissenhaftigkeit kam nicht in Frage, wenn er unbedeutende Worte niederschrieb; aber oft empörte sich sein Inneres, wenn er in die Lage versetzt wurde, die Hilfe seiner Feder strafbaren Zwecken zu leihen. Es wäre ihm, selbst in seinem eigenen Interesse, unmöglich gewesen, eine Lüge hervorzubringen und er scheute sich, zuweilen die Unwahrheit und Verleumdung als Werkzeug dienen zu lassen.

Dieses Gefühl ließ ihn gegen Duverrier die Worte aussprechen:

„Es wäre vielleicht das Beste, einen andern Erwerbszweig zu ergreifen."

Die Schwierigkeit der Ausführung eines solchen Planes allein ließ ihn in seiner gegenwärtigen Lage verbleiben.

Das Manuskript, das er vor sich hatte, gab seinem Gewissen allen Anlaß zu Skrupeln. Trotz seiner selbstgerühmten Geschicklichkeit, aus der Handschrift den Charakter zu lesen, mußte er sich doch diesmal seine Ohnmacht eingestehen. Obschon er nicht wußte, wer den Brief geschrieben und an wen er gerichtet werden sollte, beunruhigte er sich über die Folgen, die er nach sich ziehen konnte. Er nahm zu einer Prise seine Zuflucht und sein Geist schweifte in einem Wirrwarr von Möglichkeiten umher.

„Wenn," so sprach er halblaut vor sich hin, „diese Anschuldigungen —"

„He?" sagte der Gamin, sich umwendend, „Sie sind fertig?"

Diese Worte entrissen Ternisien seinen Grübeleien und er entgegnete:

„Ich habe noch gar nicht angefangen."

„Ah so," ließ sich der Knabe vernehmen, „Sie können wohl nicht schreiben und warten, daß man Ihnen hilft? Geben Sie mir mein Blatt zurück, oder eilen Sie sich. Meine Zeit ist kurz, man erwartet mich."

„Wer? Die Person, die Dir den Brief gegeben?" fragte Ternisien.

„Nein; aber Kameraden, welche ich auf dem Quai aux Fleurs gelassen. Wir spielten Federball und ich überließ mein Spiel einem Knaben, der nicht so geschickt ist, wie ich; ich habe zehn Sous eingesetzt und möchte doch wissen, was daraus wird. Darum schnell, mein guter Mann, um so mehr, als ich noch einen andern Gang machen muß. Sie haben wohl Sorgen wegen der Bezahlung? Da, — sechszehn Sous zum Voraus entrichtet, ich handle nicht, aber die Sache muß schnell gehen."

Ohne sich bewegen zu lassen, des Kleinen Ungeduld zu theilen, sagte der alte Schreiber:

„Wer hat Dir den Auftrag gegeben?"

Der Gamin machte eine Schelmenmiene und erwiederte:

„Irgend Jemand."

Dann schnitt er eine Grimasse und zeigte die Spitze seiner Zunge.

Ein Anderer als Ternisien würde wahrscheinlich diese Unart gezüchtigt haben; der brave Mann jedoch wiederholte nur seine Frage.

„Wenn ich Ihnen sage, daß es „Jemand" war, so heißt das so viel, daß Sie nicht mehr davon wissen sollen. Man hat mir den Brief gegeben und gesagt, ich solle ihn von einem öffentlichen Schreiber kopiren lassen, man hat mich bezahlt und ich bin gegangen. Ich meinerseits bezahle Sie, darum

schreiben Sie! So steht die Sache. Wollen Sie, daß ich Ihnen noch ein Liedchen obendrein pfeife? Es wird Sie amüsiren."

Und er begann eine Romanze zu pfeifen, die damals alle Drehorgeln leierten:

„In einem Schlosse Andalusien's,
Als Liebe noch beständig war —".

Ternisien legte das Papier wieder vor sich zurecht und nahm jetzt ernstlich die Feder zur Hand. Gleichwohl war es nicht die Verlockung der sechszehn Sous, eines freigebigen Honorars für eine Arbeit weniger Minuten, die ihn jetzt zur Nachgiebigkeit bewog, sondern zwei ganz einfache Betrachtungen, die seinen Geist durchzogen und seine Bedenklichkeiten zerstreuten.

Es konnte ja eben so wohl Wahrheit als Erfindung seyn, was er schreiben sollte und dann würde, im Falle seiner Weigerung, sich ein Kollege finden, dem die Gewissenhaftigkeit weniger zu schaffen machte.

Ferner, — sollen wir es verrathen? — war seine Neugierde angeregt und er wartete auf den Augenblick, in welchem der Knabe, wie er nicht zweifelte, ihm Namen und Adresse der Person, an die der Brief gerichtet war, behufs der Aufschrift mittheilen würde. Dennoch, ehe er die ersten Worte schrieb, sagte er:

„Du hast das Blatt gelesen?"

„Ich? Kann ich denn lesen? Ich kenne nicht einmal die Namen der Buchstaben und es würde mir sehr leid thun, so gelehrt zu seyn, wie Sie."

„Warum?"

„Nun, weil Sie dann nicht das Vergnügen haben würden, mich zu sehen und ich nicht die Annehmlichkeit, Ihnen zu sagen, daß Sie besser thäten, Ihre Feder zu bewegen, als Ihre Zunge. Als man mir das Blatt gab, fragte man mich, ob ich lesen könne, ich sagte „nein". Dafür erhielt ich nebst meinen Instruktionen drei Franken, von denen ich Ihnen jetzt sechszehn Sous abgebe, damit Sie sich eilen. Aber ich sehe, das geschieht nicht."

Ternisien, welcher begriff, das er durch Fragen zu keiner Aufklärung gelangen konnte, machte sich an die Arbeit. Er hatte mit so vieler Aufmerksamkeit den Brief gelesen und wieder gelesen, daß er fast jedes Wort auswendig wußte. Jeder Satz bezeichnete so ernste Thatsachen und enthielt Enthüllungen, von denen das Glück und die Zukunft mehrerer Personen abhängen konnten, daß sie sich seinem Geiste fest eingeprägt hatten und alle Zerstreutheit daraus verbannten. Daher kam es, daß er ganz gegen seine Gewohnheit im Abschreiben keinen Irrthum beging. Als er fertig war, faltete er das Blatt zusammen, siegelte es und wandte sich dann gegen den Knaben.

„Man hat Dir Namen und Adresse angegeben?" fragte er.

„Ja," antwortete der Gamin und streckte dabei geschickt und ungesehen die Hand gegen den Tisch, „ja, sie sind mit Bleistift auf ein Blatt Papier geschrieben, das ich da in meiner linken Seitentasche habe, aber Sie werden Nichts davon erfahren."

Zu gleicher Zeit nahm er flugs den Brief zu sich, machte einen Sprung rückwärts und verließ die Bude.

„Ein Anderer soll das kritzeln," fügte er hinzu, „so lautet meine Instruktion."

„Gib mir den Brief wieder," sagte Ternisien, „solche Vorsichtsmaßregeln bedeuten nichts Gutes, gib mir den Brief wieder."

„Ich werde Ihnen gar nichts wiedergeben," erwiederte der Schelm; „aber Sie sollen mir das Blatt zurückgeben, das ich Ihnen brachte, oder es vor meinen Augen zerreißen; so wurde es mir anempfohlen."

„Auch das noch!" rief der Schreiber, die Hände faltend. „Ich schwöre es, daß ich in Zukunft niemals wieder anonyme Briefe kopiren werde. Man will jede Spur von diesem vertilgen. Ich hätte bei meiner Weigerung beharren sollen."

„Wie dumm der Alte ist!" murmelte der Gamin, „er sieht aus, als wäre er im Beichtstuhl. Nun, guter Mann," setzte er laut hinzu, „Sie müssen sich entschließen: zerreißen Sie das Blatt, oder mit der Bezahlung ist's nichts."

Und schon waren die sechszehn Sous wieder in seiner Hand.

Ternisien blickte auf den Knaben mit seiner imponirendsten Miene. Ein Lächeln des Mitleids spielte dabei um seine Lippen und er sprach:

„Behalte Dein Geld, wenn Du willst."

Er suchte auf dem Pult nach dem Blatte, welches er beim ersten Antriebe zu mehreren andern geworfen hatte; er zerriß es in zwanzig Stücke, warf sie dem Knaben an die Nase und sagte:

„Fort mit Dir, Gassenbube!"

„Gassenbube, aber nicht Dieb," rief dieser, „Jedem, was ihm gebührt!"

Und scharf zielend, schleuderte er die acht Zweisousstücke in die große, gähnende Tasche des alten Ueberrocks, der den Schreiber einhüllte; sie versanken darin wie in einen Abgrund.

Dann entfernte er sich rücklings und den Exprofessor verspottend, wie ein dreister Affe, der, seine Verfolger neckend, ihnen entwischt.

Ternisien verharrte einige Zeit in tiefem Nachsinnen. Endlich erhob er sich, brachte seine Papiere in Ordnung,

steckte Eines davon zu sich, schloß die Bude und ging hinüber zu seinem Nachbar Duverrier, der seine Dahlias begoß, mit ihm zu plaudern.

Der Knabe brachte unterdeß, die empfangenen Befehle getreu befolgend, den versiegelten Brief einem andern öffentlichen Schreiber, der die Adresse daraufsetzte und ihn in einen Briefkasten warf.

Die Adresse lautete:

„M. Ernst Valabert, Auditor des Staatsraths, Rue de Lille, 34."

(Fortsetzung folgt.)

Riekchen Colmann.

(Fortsetzung.)

2.

Im Jahre 1826 lebte in der Nachbarschaft von Cleve ein armer Bauer, welcher nicht weniger als elf Kinder hatte. Für die Reichen sind viele Kinder ein Segen, für die Armen oft ein Unglück.

Dieser Bauer, dessen Name Collmann war, entschloß sich dazu, seine älteste Tochter nach Holland zu senden. Es war ein sehr hübsches Mädchen, welches, gleich allen ihren Landsmänninnen, viel musikalisches Talent besaß und ganz allerliebst sang. Sie war immer lustig und fleißig, wenn sie nur etwas zu thun hatte, woran es häufig nicht fehlte. Man nannte sie gewöhnlich Riekchen, obwohl ihr Taufname eigentlich Friederike war.

Nachdem ihr Vater erst einmal entschlossen war, sie nach Holland zu senden, dauerte es auch nicht mehr lange, bis er seinen Entschluß zur Ausführung brachte — und eines schönen Morgens trat Riekchen ihre große Reise an, allein und zu Fuß; ihr ganzer Reichthum bestand in einer Guitarre, etwa 6 Gulden an Werth und einigen wenigen Kreuzern Taschengeld.

Es war ein hartes Geschick für das arme Mädchen dieser Abschied und diese weite Reise ohne Geld; sie hat mir oft davon erzählt. Zu betteln schämte sie sich und wenn sie anfing zu singen und Jemand gebot ihr Schweigen, so gehorchte sie augenblicklich und schlich still davon, die Augen voll Thränen und mit vor Angst klopfendem Herzen.

Mit so viel Scheu und so wenig Routine über ihren neuen Erwerbszweig kann man sich wohl denken, daß sie oft den ganzen Tag keinen Heller einnahm und folglich auch nichts zu essen hatte.

Eines Abends sank sie, total entmuthigt und erschöpft durch Hunger und Anstrengung, unterwegs am Fuße eines Baumes nieder und konnte nicht mehr weiter. Da kam ein Fremder vorbei, der Mitleid empfand mit so viel Jugend und Elend. Er sprach ihr Muth ein, bat sie, ihm zu folgen und geleitete sie in dem nächsten Städtchen nach einem Dampfschiffahrts-Bureau, wo er ihr ein Passagier-Billet kaufte, ein kräftiges Abendbrod geben ließ und für die Nacht ein Unterkommen verschaffte, denn das Dampfschiff kam erst am andern Vormittag. Der Fremde blieb ebenfalls die Nacht dort. —

Ein Mädchen von 17 Jahren hat erlittenen Kummer bald vergessen. Als Riekchen am andern Morgen ihr Frühstück verzehrt hatte, machte sie sich emsig über ihren Anzug her, säuberte ihn, so gut es gehen wollte, wusch sich dann das Gesicht und kämmte sorgsam ihr schönes langes Haar glatt.

Als sie mit diesen Operationen, bei denen Tugend und Schönheit sie unterstützten, zu Ende war, sah sie aus wie eine kleine Fee. Als sie sich auf dem Deck des Dampfschiffes befand, hatte fast jeder ein Lächeln für sie; man bat sie zu singen und bezahlte generös dafür, als sie es that. Sie machte an jenem Tage mehr Geld, als sie je in ihrem Leben besessen hatte.

Der Fremde schien erfreut über die Verwandlung, welche mit ihr vorgegangen und welche größtentheils sein Werk war. Er nahm ihr die Guitarre aus der Hand und begleitete sie selbst und wie jeder merkte, mit großem Geschick.

„Alle Deine Lieder sind sehr alt, mein Kind," sagte er. „Ich will Dir ein Lied schreiben, das ganz für Deine Stimme paßt. Einer meiner Freunde gab mir kürzlich einige Verse, die will ich für Dich in Musik setzen."

Er trat ein wenig auf die Seite, zog sein Taschenbuch hervor und improvisirte inmitten des fröhlichen Treibens einer Rheinfahrt in wenigen Minuten eine Melodie, die er dann dem jungen Mädchen mit leiser Stimme vorsang. Riekchen wiederholte sie mehrmals, — erst leise, dann allmälig immer lauter und ehe noch eine Stunde verging, hatte sie das Lied vollkommen inne und sang es mit einer Sicherheit und mit so viel Ausdruck und Gefühl, daß alle Zuhörer begeistert applaudirten und ganz entzückt waren über diesen unerwarteten Genuß, der die ohnehin so schöne Rheinfahrt doppelt interessant machte. Es war ein schöner, sonniger Tag, und alle auf dem Verdeck waren heiter und empfänglich für die mancherlei Genüsse, die ihnen geboten wurden. Auch der fremde Herr, der sich auf so wohlwollende Weise des jungen Mädchens angenommen und sich sogar zu ihrem Lehrmeister gemacht hatte, schien äußerst zufrieden mit Riekchens Gesang, obwohl er nicht abließ, ihn noch immer mehr zu vervollkommnen.

Inmitten dieser Studien und Erfolge langte das Schiff endlich in Rotterdam an.

„Mein Kind," sagte Rieckchens Instruktor beim Landen, indem er ihr ein Goldstück in die Hand gleiten ließ, „dies wird Dich für's Erste gegen Mangel schützen. Wenn Du das Lied singst, welches ich Dich gelehrt, so vergiß nicht zu sagen, daß Karl Maria v. Weber es für Dich komponirte und daß die Worte von Göthe sind. Dieses Blättchen Papier wird Deine Aussagen bestätigen, wenn es etwa Leute geben sollte, die an etwas zweifeln können, was von so reinen und frischen Lippen kommt, wie den Deinigen."

Sie wollte ihm die Hände küssen, aber er stürzte sich mitten in das Gedränge der versammelten Volksmenge und entzog sich so ihrer Dankbarkeit. Vergebens suchte sie ihn überall — er war verschwunden.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Die „Halberstädter Ztg." erzählt: Der Himmelfahrtstag wäre beinahe der Tag eines großen Unglücks für mehrere Familien geworden. Auf Mittag waren etwa 8 oder 9 Knaben, Schüler des hiesigen Gymnasiums, im Alter von 12 bis 15 Jahren, nach den Klusbergen hinausgegangen und hatten sich von da nach der in der Nähe belegenen sogenannten langen Höhle begeben. Sechs von ihnen, jeder mit einer Pechfackel versehen, wagten sich in die labyrinthischen Gänge derselben; einer jedoch kehrte bald zu den am Eingange zurückgebliebenen Gefährten zurück. Nachdem die Letztern mehrere Stunden auf die Rückkehr ihrer Gefährten gewartet, liefen endlich um halb 8 Uhr drei von ihnen eiligst in die Stadt und meldeten dem hiesigen Lehrer Bethge das Vorgefallene. Dieser eilte sogleich mit drei Primanern des hiesigen Gymnasiums, die gerade bei ihm waren, hinaus zur Höhle, nachdem sich Alle zuvor mit Pechfackeln und einigen Nahrungsmitteln versehen. Dort angekommen, trafen sie die nöthigen Vorsichtsmaßregeln und beschritten dann unverzagt die dunkeln, verworrenen Gänge, die an einigen Stellen so eng waren, daß Herr Bethge von seinen Gefährten an den Beinen hindurchgezogen werden mußte. Endlich nach fünfviertelstündigem Suchen und Rufen kamen sie an den Ort, wo die fünf unglücklichen und bis auf den Tod abgeängstigten Knaben nach unsäglichen Versuchen, den Ausgang wieder zu finden, in ihr Schicksal ergeben, zitternd auf dem Boden lagen. Mit welcher Freude die Armen ihren Rettern entgegensprangen, wie sie unter Thränen dieselben umarmten und herzten, kann man sich denken. Sie wurden hinausgeführt und erzählten der jubelnden Menge, die um die Wiedergefundenen sich drängte, was sie in den qualvollen Stunden erlebt. Die Fackeln waren bald erloschen und leider hatten sie nur zwei Streichhölzer mitgenommen, die bald verbraucht waren, so daß sie in der tiefsten Finsterniß Stunden lang in der Höhle umhergetappt waren, ohne den Ausgang zu finden. Dann als die Kräfte und auch die Hoffnung sie verlassen, hatten sie sich in ihr Geschick ergeben und nur noch durch Gebet und Gesang einiger frommen Lieder Errettung erfleht.

(Warnung.) Professor Hassenstein in Gotha warnt öffentlich vor dem Gebrauch von Schroten bei dem Flaschenreinigen. Vor einiger Zeit — schreibt er — erhielt ich Limonade zur Untersuchung, von welcher mehrere Personen getrunken hatten, die nach dem Genusse derselben sich unwohl fühlten. Die Untersuchung der mir übergebenen Flüssigkeit ergab einen verhältnißmäßig nicht unbedeutenden Gehalt an Bleisalzen und Spuren von Arsenik. Bei genauerer Untersuchung der Glasflasche, welche die sogenannte moussirende Limonade enthalten hatte, fand ich am Boden fest eingeklemmt 18 Stück Schroten, die durch das Bleioxyd, welches sich namentlich durch die in der Limonade enthaltene Weinsteinsäure gebildet hatte, so fest zusammengekittet waren, daß sie nur durch Anwendung einer starken Säure losgelöst werden konnten. Das Bleioxyd war in Verbindung mit Weinsteinsäure zum Theil in der Flüssigkeit gelöst enthalten. Die Schroten bestehen bekanntlich aus Blei, dem etwa 1 pCt. Arsenik zugesetzt ist, um die Masse härter zu machen.

Max Ring erzählt in seinem Berliner Wochenbericht, daß jetzt die Berliner Dienstmädchen zum Geburtstage des Hausherrn diesem ihre „photographische Visitenkarte" zum Geschenk machen, mit der Unterschrift: „Zur Erinnerung an Ihre treue Karolina".

Das „Echo de l'Est" theilt folgendes exzentrische Gesuch mit: In einem großen Hause wird ein Frauenzimmer, das lesen, schreiben, rechnen und gut Klavier spielen kann, zum Putzen der Kasserollen gesucht.

Auflösung des Räthsels in № 76:

Der Ofen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 78. Dienstag, 1. Juli 1862.

Ein anonymer Brief.

(Fortsetzung.)

2.

Das erste Kapitel dieser Erzählung bildet gewissermaßen nur deren Vorspiel. Wir müssen jetzt einige Zeit zurückgehen, um den Leser mit den Hauptpersonen der folgenden Begebenheiten bekannt zu machen und führen ihn zuerst in ein Haus der Rue de Fürstemberg, im abgelegensten Theil des Faubourg St. Germain. Das Zimmer der zweiten Etage, in das wir treten, war weder reich, noch anspruchsvoll meublirt; keine kostbaren Luxusgegenstände oder schimmernde Draperien begegneten dem Auge. Ein Spiegel, weiße Musselinvorhänge, einige Tische und einfache Stühle, aber kein Sopha, auf dem Boden ein schlichter grüner Teppich, bildeten die Einrichtung. Der einzige Gegenstand von Bedeutung war ein Piano der neuesten Form, neben welchem eine Menge Musikalien aufgehäuft lagen.

Aber ungeachtet des geringen Werthes der andern Gegenstände verlieh doch der gute Geschmack, der bei der Wahl der Zusammenstellung obgewaltet hatte, dem Gemach das Ansehen einer gewissen Eleganz und an der Sorgfalt und Reinlichkeit, mit welchem Alles gehalten war, errieth man sogleich, daß eine Frau es bewohnte.

Wirklich saß auch nahe dem Fenster, über einen Stickrahmen gebeugt, ein junges, weibliches Wesen und vollendete eilig eine sehr schöne Arbeit. Das Mädchen war weiß gekleidet und die Einfachheit ihres Anzugs stimmte gut zu ihrer Umgebung.

Ihre langen, auf die Stickerei gesenkten Wimpern erhoben sich nur von Zeit zu Zeit und dann richteten sich die dunklen Augen auf die Uhr, deren Zeiger rascher vorwärts rückte, als sie es der Arbeit wegen wünschen mochte. Die sehr weißen Hände hätten einem Künstler zum Vorbilde dienen können, wenn die Fingerspitzen schlanker gewesen wären. Der Hals war von vollendeter Schönheit und gab jeder Bewegung des Kopfes Anmuth und Weichheit.

Ein Augenblick kam, in dem das junge Mädchen die Uhr mit Zufriedenheit ansah und zugleich den letzten Faden der Stickerei abschnitt. Sie stand dann auf, warf einen prüfenden Blick auf das Ganze und klingelte. Eine alte Dienerin erschien.

„Marianne," sagte sie mit kindlicher Freude in Blick und Stimme, „ich habe die Arbeit beendet. Wie findest Du sie?"

Marianne näherte sich mit Kennermiene, setzte die Brille auf und wurde von der Lebhaftigkeit der Farben, so wie von der außerordentlichen Kunst, mit welcher sie schattirt waren, überrascht.

„Es ist ein wahres Meisterwerk!" rief sie, „wenn Sie die Sache mir überließen, so würde ich Ihnen einen viel höhern Preis, als für Ihre früheren Arbeiten verschaffen."

„Du weißt wohl," unterbrach sie ihre junge Herrin, „daß Alles im Voraus an dasselbe Haus und für denselben Preis verkauft ist."

„Unverschämte Knauser!" brummte die Alte.

„Es ist Unrecht, Marianne, so von braven Leuten zu sprechen, die mir eine sichere Hilfsquelle, die meinen Bedürfnissen genügt, geboten haben."

„Ja, aber Sie hätten solche Leute überhaupt nicht nöthig, wenn Sie —"

Ein ernster Blick des jungen Mädchens schnitt der Alten die Rede ab. Sie wandte sich und fuhr etwas verlegen fort:

„Ich wollte nur von Ihrem Musiktalent sprechen. Es sind nicht Viele so geschickt, wie Sie und wenn Sie Stunden gäben, zu zehn Franken das Billet —"

„Es würde Ernst mißfallen."

„Das ist wahr," gab Marianne zu, „und seit Sie ihn kennen, spielen Sie nur für ihn allein. Aufrichtig gesagt, gefällt mir dies auch besser, als Ihre frühere Lebensart: immer aus dem Hause und allein bei jedem Wetter, so daß Sie oft todtmüde

und ganz spät erst heimkehrten, während Sie jetzt gar nicht ausgehen, es sey denn, daß M. Ernst Ihnen der Arm reicht, was sehr selten geschieht, — sehr selten —"

Ein neuer Blick der Gebieterin machte dem Geschwätz der Alten ein Ende. Die Erstere hatte unterdeß die Stickerei aus dem Rahmen gelöst und rollte sie sorgfältig zusammen.

„Trage die Arbeit jetzt schnell fort," sagte das junge Mädchen, „ehe Ernst kömmt, — es ist seine gewohnte Stunde, — und verbirg den Rahmen, daß er ihn nicht sieht."

„Geben Sie Acht! M. Ernst liebt nicht Heimlichkeiten."

„Ach! Gott weiß, wie schwer es mir fällt, ihm nicht Alles sagen zu können!"

Marianne ging hinaus und ließ ihre junge Herrin in Nachdenken versunken zurück. Diese kurze Unterredung hatte abermals ihre ungesicherte Lage lebhaft ihr vor's Auge geführt.

Clementine war erst drei Jahre alt, als sie ihre Mutter verlor. Ihr Vater, der in der Provinz einer Lehranstalt vorstand, sparte bei ihrer Erziehung weder Mühe, noch Kosten. Die erste und beste Schülerin des Herrn Dumesnil war seine einzige Tochter. Da sie ein entschiedenes Talent für Musik zeigte, so förderte er ihre Ausbildung darin in jeder Art. Sie machte glänzende Fortschritte und wurde mehr und mehr ihres Vaters Stolz.

Mit sechszehn Jahren stand sie seinem Haushalt vor und genoß damit einer größern Freiheit, als unter den Augen einer Mutter der Fall gewesen seyn würde.

Unter diesen Umständen fiel es einem jungen Mann, Namens Julius Dupre, welcher als Sohn einer Nachbarsfamilie seit ihren Kinderjahren der Gefährte von Clementinens Spielen und Studien gewesen war, nicht schwer, die frühzeitig begonnene Freundschaft mit ihr fortzusetzen.

Herr Dumesnil, der dem Umgange der jungen Leute kein Hinderniß entgegensetzte, beging damit vielleicht eine Unvorsichtigkeit, allein da er in Julius uneingestanden den künftigen Gatten seiner Tochter sah, so war es ihm eher erwünscht, daß Beide Gelegenheit hatten, sie näher kennen zu lernen.

Clementine ihrerseits empfand keine Herzensunruhe in der Nähe ihres Jugendfreundes, vielleicht weil es kaum je möglich ist, daß Freundschaft sich in Liebe wandelt. Ihre Stellung war angenehm und die Zukunft schien heiter und friedlich, als ein schweres Unglück über sie hereinbrach. Ihr Vater starb plötzlich, ohne ihr einiges Vermögen zu hinterlassen.

Julius war damals abwesend. Seine Angehörigen, welche Clementinens Armuth kannten, bezeigten keine Lust, das Heirathsprojekt zu begünstigen.

(Fortsetzung folgt.)

Riekchen Colmann.

(Fortsetzung.)

Denselben Abend noch versuchte Riekchen die Wirkung ihres Talisman hier in der Amicitia. Kaum hatte sie ihr Lied begonnen, als Alles mäuschenstill wurde und jeder Gast mit der größten Aufmerksamkeit horchte auf die lieblichen Klänge; noch nie hatte man von einer wandernden Sängerin Derartiges gehört. Man trat zu ihr hin, erkundigte sich freundlich nach ihrer Heimath und als man im Verlaufe des Gesprächs auf das wundervolle Lied kam und sie den Namen des Künstlers nannte und das Blatt Papier herum zeigte, welches dies bestätigte, — da war in der That das Glück der jungen Rheinländerin schon gemacht; denn Alle wetteiferten nun förmlich, dem hübschen, bescheidenen jungen Mädchen sich hilfreich zu erweisen, das Karl Maria von Weber, der große Komponist des „Freischütz", auf so edle und originelle Weise protegirt hatte. Immer von Neuem mußte sie die Geschichte ihrer Reise und ihres Zusammentreffens mit ihm wiederholen und das Lied wurde immer und immer wieder gesungen.

Um kurz zu seyn: Ungefähr einen Monat nach jenem Abend stand Riekchen eines Morgens unter meinem Fenster, lehnte sich gegen einen Steinpfeiler und zählte ganze Hände voll Goldstücke — wirkliches blankes Gold. Sie betrachtete dieselben mit kindischer Freude, ließ sie in der Sonne blitzen und an einander klingen in einer Art Verzückung. Ich sah ihr von meinem Komptoir aus mit Vergnügen zu und klopfte leise an's Fenster. Riekchen erschrack und blickte auf mit einer Angst, die mich ordentlich amüsirte. Durch mein Lachen beruhigt, betrachtete die kleine Deutsche mich mit einem so bezaubernden Ausdruck der Unschuld, daß ich beschloß, ihr meinen Rath und Beistand anzubieten. Ich winkte ihr hereinzukommen und sie kam auch wirklich in mein Komptoir, ihre Goldstücke noch in der Schürze tragend, da sie in der Verwirrung noch nicht Zeit gefunden hatte, sie wieder in die Tasche zu stecken.

„Nun Riekchen," sagte ich, „Du bist ja schon ordentlich reich, wie ich sehe."

„Ich werde wohl meine tausend Gulden haben," sagte sie in einem Tone, wie unsere Vorfahren von ihren Tonnen Geldes zu sprechen pflegten.

„Und was willst Du denn mit all' dem Gelde machen," fragte ich.

„Ich will es mit in meine Heimath nehmen und meinem armen Vater geben, damit er seine Schulden bezahlen kann und im Winter keinen Mangel zu leiden braucht."

„Aber Kind, man wird Dich berauben. Es gibt genug schlechte Subjekte in der Stadt, die recht gut wissen, daß Du hier viel Geld verdient hast. Du würdest besser thun, wenn Du es mir in Verwahrung gäbest; ich könnte es Deinem Vater schicken, ehe es Dir genommen wird. Oder, wenn Du das lieber willst, ich kann es auch in mein Geschäft stecken, wo es jedenfalls, ehe das Jahr zu Ende geht, noch sehr gute Zinsen trägt."

Sie dachte einen Augenblick nach und schüttete dann das Geld, ohne ein Wort zu erwiedern, auf den Tisch. Als sie das gethan hatte, schien plötzlich ein Gedanke ihr durch die Seele zu fahren und sie nahm zwei der blinkendsten Goldstücke, die sie nur finden konnte, wieder an sich.

„Was willst Du damit machen, Kind?" fragte ich. „Deine Einnahme heute Abend wird mehr als hinreichend seyn für Deine Bedürfnisse."

Sie zögerte und blickte mich mit einer Mischung von Scham und Verwirrung an. Endlich raffte sie sich auf und sagte entschlossen:

„O, warum denn nicht, — ich möchte in die Lotterie setzen."

„Zwanzig Gulden verlieren," rief ich, „Kind, das wäre ja Tollheit."

Sie schien halb versucht, mir das Geld zurückzugeben, besann sich aber plötzlich wieder und rannte lachend davon, indem sie mir noch zurief:

„Ich habe einen glücklichen Traum gehabt, ich werde gewinnen."

Im Nu war sie verschwunden und so hastig, als ob sie fürchtete, daß ich ihr nachrennen werde.

Das Glück schien wirklich dieses junge Mädchen als Schooßkind zu behandeln. Drei Tage später stürzte sie fast athemlos in mein Komptoir, ihr Gesicht war glühend weiß und roth.

„Monsieur! Monsieur!" rief sie. „Sehen Sie nun wohl, daß mein Traum gut war?" Und mit diesen Worten zog sie ein Packet Banknoten aus ihrem Busen, — sie hatte fünfzigtausend Gulden gewonnen.

„Und was willst Du nun beginnen, mein Kind?" fragte ich, fast versteinert über ein solch fabelhaftes Glück.

Sie sah mich verwundert an und sagte dann:

„Nichts, Monsieur. Sie können dieses Geld zu dem übrigen thun; doch möchte ich, daß Sie so viel davon meinem armen Vater schicken, als nöthig ist, um ihm durch den Winter zu helfen."

„Und Du, Rieckchen, — nun Du so reich bist, welchen Plan hast Du für Dich selbst entworfen?"

„Gar keinen," antwortete sie mit einem Seufzer.

„Du beabsichtigst also, hier fortzufahren mit Deinem Singen? Du denkst nicht an die Rückkehr zu Deinem Vater. All dieses Geld, — es befriedigt Dich nicht, Du möchtest mehr haben; — ist es nicht so?"

Sie seufzte wieder und eine Thräne blinkte in ihrem Auge.

„Ich kann mich nicht trennen von Rotterdam," erwiederte sie dann; „ich kann nicht! Lieber sterben!"

Dann, als ob sie bedauerte, daß ihr diese Worte entschlüpft waren, setzte sie in anscheinend gleichgiltigem Tone, der mich indeß nicht täuschte, hinzu:

„Wenn der Winter kommt, werden Sie mir wohl Rath geben müssen. Vielleicht hat bis dahin der Himmel eine neue Ueberraschung für mich. Wir müssen auf Gottes Gnade und Weisheit vertrauen."

Ihr Geheimniß war ihr eigenes und es wäre unrecht von mir gewesen, hätte ich die Autorität, die ich über sie gewonnen, dazu benutzen können, um sie zu verwirren und auszuforschen. Ich begnügte mich deßhalb damit, es ihr dringend anzurathen, doch ja zu keinem Menschen von ihrem großen Glück in der Lotterie zu reden und begab mich dann sofort selbst auf das Administrationsbureau der Lotterie und von hier in das Komptoir, wo sie ihren Gewinn hatte ausbezahlt erhalten. Bis jetzt war die Sache noch ein Geheimniß und ich erhielt auch von beiden Seiten die Versicherung, daß man es bewahren wolle und daß es von dort aus nicht in die Oeffentlichkeit dringen sollte.

Ich wollte so gern das arme Kind schützen gegen Raub und Betrug, die ja unfehlbar in Bewegung gegen sie gesetzt worden wären, hätte man um ihren Reichthum gewußt.

Ein Monat verging wieder, ohne daß ich Rieckchen in meinem Komptoir sah. Ich sah sie nur des Abends manchmal hier in der „Amicitia", wo sich auch unsere Bekanntschaft entsponnen hatte, oder auch in irgend einem Café, immer umgeben von einer bewundernden Schaar von Zuhörern.

Rieckchen war überall beliebt, unter den Noblen und Reichen sowohl, wie unter den Bürgern und Arbeitern, und ganz besonders waren es die Seeleute, welche sie unter ihren Schutz nahmen.

Wenn sie mich unter der Menge sah, so wechselten wir im Geheimen einen Blick des Einverständnisses und einen stummen Gruß, — ich hatte sie nämlich gebeten, Niemand etwas davon zu sagen,

daß wir mit einander bekannt waren. Dies hatte ich lediglich deßhalb gethan, um die Klatschereien der leichtfertigen Zungen zu verhüten, die sich sonst über den guten Ruf des braven jungen Mädchens würden hergemacht haben. Rotterdam hat leider, wie jede andere Stadt in der lieben Christenheit, eine Menge Bewohner, die den Skandal lieben. Ich konnte mich nicht dazu entschließen, die wirklichen Motive meiner Bekanntschaft mit der schönen jungen Deutschen Jemand zu vertrauen; denn einmal bekannt, wußte ich nur zu gut, daß die böse Welt das Gift der Verläumdung über den bis dahin untadelhaften Wandel des armen Kindes gespritzt haben würde — und auf mich nicht minder.

Nach und nach war es mir aber, als ob eine Veränderung mit Rieckchen vorgegangen wäre; sie schien mir oft so still und melancholisch, so träumend und sinnend, wie in tiefe, quälende Gedanken verloren und dies führte mich selbst auf allerlei Befürchtungen und Muthmaßungen, wie ich sie bei Anderen hatte verhüten wollen. Ihre freie und unschuldige Fröhlichkeit ging oft in eine unnatürliche gezwungene Anstrengung über, heiter zu erscheinen. Das leichte, fröhliche Kindesherz von früher war es nicht mehr, das ließ sich unmöglich verkennen. Sie schien abwesend, versank häufig in eine Art Träumerei und sang dann ihre Lieder nur mechanisch. Ihre Stimme war da, aber ihr Herz nicht; ihre Aufmerksamkeit, ihre Gedanken waren wo anders.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Eine eigenthümliche Braut.) Felix Mornand theilt in einer französischen Zeitschrift sehr hübsche arabische Anekdoten aus der neuesten Zeit mit; hier nur eine davon: Der Prinz Abderaham ben Djellab, welcher kürzlich zu Tuggurt gestorben, sendete alle drei Monate seine treuesten Diener nach Konstantine, theils um daselbst Einkäufe zu machen, theils um Neuigkeiten zu sammeln. Seit einiger Zeit nun hört er von diesen Leuten viel Rühmens über ein weibliches Wesen von unvergleichlicher Schönheit, feiner Taille, lilienweißem Teint, rosigen Wangen, schöngeformten Händen, seidenem Haar u. s. w., kurz, sie schilderten die Schöne als den echten Typus eines himmlischen Kindes. Dieselbe, lautete der Bericht ferner, halte sich stets vor ihrem Hause auf, betrachte die Kommenden und Gehenden und lasse sich gern von ihnen betrachten. Daraufhin setzte sich der Prinz in den Kopf, dieses Wunder von Schönheit müsse sein werden, er war, wie man sagt, mit einem Male sterblich in die Dame verliebt. Er schickte daher sofort einen Günstling nach Konstantine mit dem Befehl, bei ihren nächsten Angehörigen um die Hand der Schönen für ihn zu werben und ihnen nach muselmännischer Sitte eine Kaufsumme dafür anzubieten. Der Sendling kommt an, sieht die Dame, findet sie der Beschreibung entsprechend und tritt in das Haus, welches ihm keineswegs prächtig und eines solchen Kleinods nur einigermaßen würdig erscheint. Eine der Zofen der Dame ist gerade beschäftigt, einige Unordnungen in der Toilette und dem Kopfputz der Dame zu beseitigen. Der Araber richtet seinen Auftrag aus. Aus einer Vertiefung des Zimmers tritt Jemand hervor — „jedenfalls," wähnt jener, „der Vater des himmlischen Kindes mit dem „Lilien-Teint" — und fragt mit einem unverkennbar provenzalischen Accent und der ganzen Zierlichkeit eines Marseillers nach dem Anliegen des Arabers. Es entspinnt sich zwischen Beiden ein höchst komisches Zwiegespräch, aus welchem Ben Djellabs Brautwerber endlich ersieht, daß er es mit einem Koiffeur zu thun hat und daß die begehrte Dame eine allerliebste Wachspuppe mit Federn und andern mechanischen Vorrichtungen ist, ein Wunderwerk europäischer Industrie, wovon man in Tuggurt, Ghat u. s. w. keinen Begriff hat. Der Gesandte ließ sich dadurch nicht irren, er zahlte, nachdem man sich mit einander verständigt, dem Koiffeur 300,000 Fr. und führte die Dame mit sich fort, welche ohne Zweifel noch jetzt die schönste Zierde in dem mit neun Thoren versehenen Ziegelpalast der Dynastie der Djellab ist.

Eine Frau zum Major gemacht! Frau Reynolds von Peoria, Illinois, Gattin des Lieutenants Reynolds im 17. Illinoisregiment, hat ihren Mann auf allen Zügen des Regiments begleitet und alle Gefahren und Strapazen mit ihm getheilt. Sie war gegenwärtig in der Schlacht bei Pittsburg, pflegte die verwundeten und sterbenden Soldaten mit rastlosem Eifer und erwarb sich den Dank und die Hochachtung der Braven, die sie kennen lernten. Gouverneur Yates von Illinois, dem ihr muthiges und löbliches Betragen gemeldet wurde, hat die Frau zum Major ernannt. Ihr Patent ist in aller Form ausgefertigt und ihr zugestellt.

In Nordamerika werden Gebäcke ohne Hefe dargestellt. Man bedient sich statt derselben des kohlensauren Gases.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 79. Freitag, 4. Juli 1862.

Ein anonymer Brief.

(Fortsetzung.)

Das verwaiste Mädchen entschloß sich, die Rückkehr des jungen Mannes nicht abzuwarten und ging nach Paris zu einer alten Verwandten, welche ihr keine Unterstützung bieten konnte, als den Rath, das Wenige, über das sie noch gebieten konnte, zur Vervollkommnung ihrer Talente zu verwenden und erst noch Unterricht zu nehmen, bevor sie solchen ertheilte.

Als der Zeitpunkt für das Letztere gekommen war, fand sie bald einige Schülerinnen und ihr Leben gewann nach und nach an Hoffnung und Aussichten.

Eines Tages beschied man sie in ein Haus der Chaussee d'Antin, um einem zehnjährigen Mädchen, Elisa de Saint-Gilles, Unterricht zu geben.

Die Familie, in welche sie auf diese Art eingeführt wurde, bestand aus gewichtigen und geldstolzen Personen. Man forderte sie auf, ein Musikstück vorzutragen und ihre Zuhörer waren entzückt.

Unter den Letzteren befand sich ein junger Mann, der sich durch die Lebhaftigkeit seiner Bewunderung auszeichnete, ohne daß sie anfangs seiner schmeichelhaften Anerkennung besondere Aufmerksamkeit zollte.

Aber nächsten Tages war er zur Unterrichtsstunde wieder da, er kam auch an den folgenden Tagen und seine auf die junge Künstlerin gerichteten Blicke machten sie gegen ihren Willen verwirrt.

Einmal fügte es der Zufall, daß sie allein zusammentrafen, die Schülerin war beim Beginn der festgesetzten Stunde noch nicht vom Spaziergange zurückgekehrt. Der junge Mann benutzte diese Gelegenheit, um zu Clementine von einer Leidenschaft zu sprechen, die bei ihrem ersten Anblick in ihm entstanden war. Wenn sie nicht arm, allein in der Welt stehend und von Jedermann abhängig gewesen wäre, so hätte sie vielleicht ohne Mißtrauen der Erklärung gelauscht; so aber war es leicht, ihr einen verletzenden Sinn zu unterlegen und sie entgegnete mit Würde:

„Ich bin eine Waise, ich bin ohne Stütze allein in der Welt, meine einzige Zuflucht ist dies," — sie deutete dabei auf das Piano, — „und Sie verkürzen mir dieselbe, denn ich kann jetzt nicht mehr in diesem Hause erscheinen."

Sie entfernte sich; allein kaum hatte sie, erregt und mit thränenschweren Augen ihr einsames Zimmer aufgesucht, als sie einen Brief erhielt, in welchem M. Ernst Valabert ihr seine achtungsvollen Entschuldigungen bot und sie beschwor, seine Selbstvorwürfe nicht noch dadurch zu vermehren, daß sie das Haus der Madame de Saint-Gilles meide; er wolle sich selbst zur Strafe nicht mehr darin erscheinen.

Die Reue des Unbesonnenen fand Gnade in ihrem Herzen; und die Furcht, durch unbegründetes Ausbleiben zu verdrießlichen Vermuthungen Anlaß zu geben, führte Clementine in das Haus der Familie Saint-Gilles zurück. Ernst Valabert blieb fern.

Das menschliche Herz ist voller Widersprüche und dem aufrichtigsten ist Selbsttäuschung möglich.

Clementine hatte sich wohl gesagt, daß sie Ernst nicht mehr treffen würde, dennoch bewegte sie der unbestimmte Wunsch, der Zufall möchte sie noch einmal zusammenführen. Fast ohne es zu wissen, verlängerte sie zuweilen die Unterrichtsstunde und leitete doch nicht mehr mit dem frühern aufmerksamen Eifer die Studien ihrer Schülerin.

Schwerlich gab sie sich von ihren Gefühlen klare Rechenschaft, dies geschah erst, als sie eines Tages etwas früher, als gewöhnlich kommend, den jungen Mann erblickte. Die Röthe, die ihre Wangen färbte und das Beben ihres Herzens sagten ihr, was sie sich bis dahin verheimlicht, daß sie ihn liebte.

Als Ernst es schüchtern, wie eine Gunst erbat, der Stunde beiwohnen zu dürfen, hatte sie in der heimlichen Freude ihres Innern nicht den Muth, nein zu sagen. Diesmal spielte sie schlecht und sang

falsch; aber am nächsten Tage, wo sie auf seine Anwesenheit vorbereitet war, übte sie ihre Kunst mit solchem Ausdruck, daß ihr der junge Mann mit beredten Blicken für den Genuß dankte, den sie ihm gewährte.

Einige Tage später sangen sie zusammen. Die gefährliche Prüfung wiederholte sich; und die Musik, diese harmonische Verlockerin der Seelen, brachte auch hier die verborgenen Flammen zum Ausbruch.

Ernst wurde zu neuen Geständnissen hingerissen; Clementine, welche Niemand besaß, der sie zur Vernunft hätte zurückführen können, vermochte nicht, ihr Herz der Sprache einer ersten und aufrichtigen Liebe zu verschließen und hatte die Schwäche, die ihre zu verrathen.

In dem ersten Rausch der Gewißheit gegenseitiger Zuneigung gedachte Keines der Zukunft und der Schwierigkeiten, die sich einer Verbindung zwischen dem Sohne eines angesehenen Hauses und der armen Musiklehrerin entgegenstellen würden; und wenn auch in Clementinen wenigstens bald sorgenvolle Bedenklichkeiten aufstiegen, so sträubte sich doch ihr Zartgefühl, sie zuerst laut werden zu lassen.

Sie liebte Ernst und daher vertraute sie ihm und aus dem Vertrauen gebar sich immer neu die Hoffnung. In stillschweigender Uebereinkunft hielten sie ihre Beziehungen verborgen; es war, wie Marianne gesagt hatte, nur höchst selten, daß Ernst das junge Mädchen zu einem Spaziergange auszuführen wagte; desto öfter aber sah die kleine Wohnung in der Rue de Fürstemberg ihn zu den Füßen der Geliebten, oder als entzückten Lauscher ihres seelenvollen Spiels.

So gingen mehrere Monate vorüber, während welcher die Neigung des jungen Mannes keinen Wechsel erlitt, im Gegentheil durch größere Bekanntschaft mit den vortrefflichen Eigenschaften des Mädchens sich noch steigerte. Dennoch lagerten sich Schatten auch über dieses Glück.

Ernst war ergeben und treu, allein er besaß einen Fehler, der ihr allen Grund zur Unruhe gab: Eifersucht und Mißtrauen wurzelten tief in seinem Charakter. Er hatte es auf das Entschiedenste verlangt, daß sie keine Stunden mehr geben solle, denn dieses stete Zusammentreffen mit verschiedenen Personen schien ihm zu voll von Gefahren, wobei er ohne Zweifel der Entstehung seiner eigenen Bekanntschaft mit Clementine gedachte. Er hatte sich bereit erklärt, den ihr aus seinem Verlangen entspringenden Nachtheil auf das Freudigste und Freigebigste zu ersetzen, was sie jedoch, obgleich dankbar, unter dem Vorgeben ablehnte, daß ihr aus der Verlassenschaft ihres Vaters und einer verstorbenen Tante eine kleine Rente verblieben, welche für ihre bescheidenen Bedürfnisse hinreiche. Wir haben indeß im Eingange dieses Kapitels gesehen, wie sie durch heimliche Anfertigung und Verkauf von Stickereien sich ihren Unterhalt zu verschaffen suchte.

Zu der Unruhe über das leicht erregbare Mißtrauen des jungen Mannes gesellte sich später die wachsende Besorgniß über die endliche Entscheidung ihres Geschicks. Sie zweifelte nicht, daß Ernst bemüht war, den Weg zu ihrer Verbindung anzubahnen, allein die einzige Stütze ihrer Zuversicht war doch nur die Hoffnung auf die Dauer seiner Liebe. Es war unter diesen Umständen natürlich, daß sie in einsamen Stunden mit Bangigkeit über die Gegenwart hinweg der ungewissen Zukunft entgegenblickte.

Dies waren ihre Verhältnisse, als wir sie die beendete Stickerei der alten Dienerin zum Verkauf übergeben sahen.

Kaum fünf Minuten, nachdem Marianne sich entfernt, wurde Clementine durch den Ton der Glocke ihrer Hausthür aus ihrem Nachdenken aufgeschreckt.

„Es war die höchste Zeit," dachte sie freudig bebend und eilte zu öffnen.

Ernst trat ein. Es war ein junger Mann von ungefähr dreißig Jahren, brünett und etwas bleich. Die Gewohnheit eifrigen Studirens hatte seinen Zügen einen frühzeitigen Ernst aufgedrückt und obschon von Natur gütig und wohlwollend, verrieth doch sein Blick jene Art von Mißtrauen, welche Personen eigen zu seyn pflegt, deren Beschäftigungen sie von der Welt fern halten und die sich nicht geübt haben, ein schnelles, sicheres Urtheil über Menschen und Dinge zu fassen.

Diesmal kam er zu Clementine mit dem Ausdruck eines Mannes, welcher zu einem wichtigen Entschluß gelangt ist und sich auf dessen Mittheilung vorbereitet. Er sah um sich und fragte, wo Marianne sey.

„Ich habe sie eben fortgeschickt," erwiederte das junge Mädchen ohne weitere Erklärung.

Ernst setzte sich nieder, ergriff Clementinen's schöne Hände und bedeckte sie mit Küssen.

„Clementine," sagte er im zärtlichsten Tone, „liebe Clementine, bist Du glücklich?"

„Warum sollte ich es nicht seyn?" entgegnete sie. „Ist Deine Liebe nicht immer gleich? Wenn Du wissen willst, ob ich glücklich bin, so frage Dich nur, ob Du mich liebst."

„Und dennoch," fuhr Ernst fort, „leidest Du, ohne es mir zu gestehen, als ob Dein Herz mir einen Kummer verbergen wolle. Mehr als einmal sah ich Thränenspuren auf Deinem Antlitz, mehr als einmal errieth ich die Bewegung Deiner Seele. Woher diese Blässe, die mich beunruhigt? Woher diese Niedergeschlagenheit, welche Dein erzwungenes

Lächeln mir nicht verhüllen kann? Sprich, Clementine, sey vertrauend! Was begehrst Du? Was verlangst Du von mir?"

„Nichts, Ernst, glaube mir. Deine Liebe ist mir Alles."

„Und besitzest Du sie nicht? Ich weiß wohl, Du strebst nicht nach den Freuden der Welt, nicht nach den Genüssen der Eitelkeit. Du verweigerst es mir, Dein Leben zu erleichtern und ich muß mich einem Stolze unterwerfen, den ich übrigens hochachte. Aber das Gut, das Du ersehnst und dessen Mangel Dir Freude, Ruhe und Gesundheit raubt, ist mehr als der Glanz, vielleicht Dir mehr, als die Liebe."

„Kannst Du es glauben?" rief sie.

„Sprich," sagte er in ermuthigendem Tone, „sprich, öffne mir Deine Seele."

„Ernst," hub sie an, „ich beklage mich nicht, ich vertraue Deiner Treue und warte in Geduld, daß die Zukunft uns vereine. Allein ich verhehle mir nicht die Kluft, die wir zu einander überschreiten müssen und ich bekenne, daß in Stunden, wenn Du mir fern bist, ich meines Vaters warnende Stimme zu vernehmen glaube, die mir zuruft Acht zu haben, daß die Kluft mir nicht den Untergang bereite. Aber ich werde diese Gedanken verbannen, ich verspreche es Dir; Du hättest sie niemals gekannt, wenn Du nicht so dringend geforscht hättest. Worüber könnte ich mich sonst beklagen?"

Sie schwieg und trocknete eine Thräne.

(Fortsetzung folgt.)

Rieckchen Colmann.

(Fortsetzung.)

Eines Morgens, als Rieckchen wieder in mein Komptoir trat, um mir abermals hundert Gulden zu bringen, die sie erübrigt hatte, sah ich es deutlich, daß entweder Krankheit oder Sorgen, vielleicht beide vereinigt, ihre schwere Hand auf sie gelegt hatten und daß sie unter dieser unsanften Berührung langsam hinwelkte. Die Rosen auf ihren Wangen waren einer fahlen Bläße gewichen; ihre Augen waren matt und eingesunken. Auf ihren dünner gewordenen Armen und Händen schimmerten deutlich die blauen Adern durch und ihre ganze Figur hatte die schöne Rundung verloren, die einst Rieckchen mehr das Ansehen eines Kindes, als das eines erwachsenen Mädchens gab.

„Du hast Kummer, mein Kind?" fragte ich theilnehmend.

Sie sah mich ernst und traurig an und schien im Begriffe, mir Alles zu vertrauen; aber die Worte erstarben ihr auf den Lippen.

„Ich muß fort in meine Heimath!" stieß sie endlich hastig heraus; „ich muß! Ich bin jetzt das einzige deutsche Mädchen, das noch hier ist; alle andern sind schon fort. Ach und ich kann mich nicht trennen von Rotterdam, — nein, ich kann es nicht! ich werde sterben, wenn ich fortgehe, — und hier bleiben kann ich auch nicht, — das ist ebenfalls mein Tod. O, Monsieur, ich bin sehr unglücklich!"

„Rieckchen, armes Kind," sagte ich, „Du liebst!" Und es that mir in der Seele weh, zu denken, daß dieses mir so lieb gewordene Mädchen vielleicht nicht länger unschuldig war.

„Lieben!" sagte sie verächtlich, „lieben! Ich hoffe, ich bin zu aufrichtig, um über und zu stolz, um unter meinem Stand zu lieben. Ach, Monsieur! Und doch weiß ich kaum noch, zu welchem Stand ich gehöre. Mein Herz fühlt sich erhoben, aber meine übrigen Verhältnisse bleiben, wie sie immer waren."

Sie sagte noch Manches, ohne mir indeß auch nur die geringste Einsicht in den wahren Zustand ihrer Seele zu geben. Ich erschöpfte mich in Ahnungen und Vermuthungen und wußte in der That nicht, was ich aus ihr machen sollte. Sie verließ mich endlich in Thränen.

Es verging nun eine lange Zeit, bis ich sie wieder sah. Es war unterdeß Winter geworden. Die Kanäle waren mit Eis belegt und der kalte Hauch des Nordwindes strich schneidend durch die Straßen und Gäßchen der Stadt. Ich glaubte, daß Rieckchen, die jetzt nirgends mehr gesehen wurde, die Stadt verlassen hatte und nach ihrer Heimath aufgebrochen war. Ich erkundigte mich brieflich, erhielt aber die Antwort, daß sie dort nicht eingetroffen war und daß ihre Angehörigen in großer Unruhe seyen wegen ihres langen Ausbleibens. Schon war ich halb und halb entschlossen, eine Nachsuchung in der Stadt anstellen zu lassen und die Polizei auf die Beine zu bringen, als eines Abends die Kleine wieder in mein Komptoir stürzte, — diesmal todtenblaß und so heftig zitternd, daß sie kaum stehen konnte.

„O, Monsieur! Monsieur!" rief sie in großer Aufregung, „wenn Sie all mein Geld zusammenrechnen, macht es die Summe von sechzigtausend Gulden aus?"

Ich schlug mein Hauptbuch auf und las:

„Rieckchen Collmann — neunundfünfzigtausend zweihundert Gulden."

„Keine sechzigtausend Gulden!" rief sie im Tone der Verzweiflung. „O, Himmel! was soll ich thun?"

Sie schien einige Minuten mit sich selbst zu kämpfen und fiel dann, die Hände ringend, plötzlich vor mir auf die Kniee nieder.

„Nicht wahr," sagte sie unter heftigem Schluchzen, „Sie werden mir das Fehlende leihen? — werden Sie? — Sie können es mir nicht abschlagen; ich will Sie so sehr bitten, daß Sie es thun müssen. Nächstes Jahr schon werde ich Ihnen die Summe wieder erstatten, vielleicht noch früher. Ich will jetzt wieder anfangen zu singen; ich bin nicht mehr so schwach, wie ich vor einigen Wochen war, — ich fühle es, meine Stimme kehrt wieder. Und — wissen Sie: ich will wieder Monsieur Webers Lied singen. Sie, — Sie könnten ihm schreiben und ihn bitten, daß er noch ein anderes für mich komponirt, — nicht wahr, das thun Sie? — Geben Sie mir die sechzigtausend Gulden, Monsieur! Ich muß sie heute haben — jetzt gleich! In einer Stunde wird es schon zu spät seyn. Bedenken Sie sich nicht lange, Monsieur, Sie kennen mich ja und ich schwöre Ihnen, mein Leben hängt davon ab, — o, viel mehr, als mein Leben!"

Natürlich war ich im höchsten Grade betroffen. „Sechzigtausend Gulden!" sagte ich, „Kind, was in aller Welt willst Du mit dem Gelde machen? — Gut, Du sollst sie haben, das heißt, wenn Du mir einen genügenden Grund angeben kannst für ein solches Verlangen und mir sagst, was Du mit dem Gelde willst. Andernfalls gebe ich Dir keinen Kreuzer, denn Du bist mir viel zu aufgeregt und es kommt mir vor, als müßte ich Dich gegen Deine eigene Thorheit schützen."

Eine glühende Röthe ergoß sich plötzlich über ihre blassen Wangen, — nicht die Röthe der Scham, sondern der Entrüstung. Ihre großen blauen Augen schossen Blitze des Zorns und der Wuth auf mich.

„Monsieur!" rief sie, „das Geld ist mein! Ich vertraute es Ihnen nur an und verlange es jetzt zurück. Geben Sie mir augenblicklich das, was mir zukommt; — das übrige werde ich dann wohl anderswo auftreiben."

„Ich werde es Dir nicht geben, Rietchen, hörst Du?" sagte ich.

„Ach, Sie wollen mir mein Eigenthum vorenthalten? — Gut denn, mein Herr, so muß ich Sie verklagen beim Bürgermeister; es wird wohl noch Recht geben in Holland."

„Deine Drohung kann meinen Entschluß nicht ändern, mein Kind!" erwiederte ich mit vollkommener Ruhe. „Außerdem hast Du gar kein Recht, über dieses Geld selbstständig zu verfügen, weil Du noch unmündig bist. Denke doch an Deine armen Eltern daheim, die in Sorgen und Kummer leben. Ich würde mich eben so sehr gegen sie versündigen, wenn ich Dir jetzt das Geld gäbe."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Wettessen.) In der Umgegend von Braunau ward zwischen einem Bauern und einem Bräuknechte eine Wette um 10 fl. und die Zeche vereinbart, welche derjenige von den Beiden gewinnen soll, der es dem Anderen an Essen zuvorthut. Die Wahl des Gerichtes stand dem Bräuer zu und dieser bewies sich hierin als ein höchst sonderbarer Gourmand, indem er sich und seinem Rivalen eine mehrere Maß haltende, mit lebendigen Maikäfern angefüllte Flasche vorsetzen ließ und mit demselben die zum Essen geradezu nicht sehr einladenden Thierchen mit Haut und Haar verzehrte. Trotz der unwillkürlichen Magenentleerungen einiger Zuschauer dieses Heldenstückes verzehrten die der Leistungsfähigkeit ihrer Mägen vertrauenden Glücksritter die ganze Auflage ihres Gerichtes, ohne daß einer von ihnen die Wette gewonnen hätte, vielmehr mußten sie wegen Mangels weiterer Vorräthe „den Wettfraß" unterbrechen.

(Verdiente Strafe.) „Sie werden heirathen?" fragte ein Freund den andern. — „Nein!" antwortete der Gefragte. — „Warum?" — „Weil ich's bereuen könnte." — „Weßhalb?" — „Weil ich sehr eifersüchtig wäre." — „Warum?" — „Weil ich fürchten würde, von meiner Frau hintergangen zu werden." — „Weßhalb?" — „Weil ich's verdiente." — „Warum?" — „Eben darum, weil ich geheirathet habe."

Landwirthschaftliches.

Die so anhaltend ungünstige Witterung veranlaßt uns, die Landwirthe darauf aufmerksam zu machen, daß feuchtes, schlecht gedörrtes Heu und Ohmet vor dem Verderben gesichert wird, wenn man während des Aufspeicherns Salz — je nach Umständen 5 bis 10 Pfd. auf den Wagen voll — dazwischen wirft. Das Heu wird dadurch nicht nur vor der Gefahr der Selbstentzündung vollkommen bewahrt, sondern auch in der Qualität bedeutend verbessert.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 80. Sonntag, 6. Juli 1862.

Ein anonymer Brief.

(Fortsetzung.)

Ernst legte Clementinens Kopf an seine Brust und sprach:

„Verbanne nicht jene Gedanken, die für Deine Seelenreinheit sprechen, überlaß es mir, sie zu entfernen. Du weißt, daß ich Dich liebe und meine Zuneigung ist zu jedem Opfer bereit, welches auch aufhört, ein solches zu seyn, wenn es Deine Ruhe und Dein Glück sichert. Jetzt höre. Meine Familie wünscht, daß ich mich verheirathe."

„Ah!" rief Clementine und sah erschreckt zu ihm auf.

„Meine Stellung in der Welt," fuhr Ernst Balabert fort, „meine Vorliebe für die Zurückgezogenheit, die Sorge meiner Zukunft, Alles treibt mich zu der Erfüllung dieses Wunsches."

Clementine bezwang sich ruhig zu fragen:

„Nun?"

„Nun! Ich habe mich entschlossen, eine Gattin zu wählen, aber ich werde sie nicht in jener Welt suchen, die reicher an glänzenden Aeußerlichkeiten, als an wirklichen Verdiensten ist und in der die Eitelkeit die besten Empfindungen verdirbt; nicht da, wo prunkende Namen und Reichthümer den Mangel an Tugend und Talent ersetzen sollen. Nein, nein, — die, welche ich wähle, ist ein schüchternes, bescheidenes Weib, an dessen Liebe ich nicht zweifeln kann, das sich nicht meiner Stellung verkauft, sondern sich meinem Herzen schenkt; ein Wesen, das verdient, den Namen eines ehrlichen Mannes zu tragen. Und dieses Weib bist Du, Clementine und dieser Name ist der meine. Ich biete ihn Dir, willst Du ihn annehmen?"

Das arme Mädchen hörte diese Worte und schien sie nicht zu verstehen. Mit gefalteten Händen saß sie da und sah ihn an, als ob sie noch immer lauschte.

Ernst ergriff ihre Hände und betrachtete sie mit Leidenschaft.

„Ist es wahr?" flüsterte sie endlich, „ist es wirklich wahr?"

„Ja, ja," erwiederte er, „es wäre ein zu grausames Spiel."

„O, mein Geliebter!"

Sie sank in seine Arme; dann aber machte sie schnell sich los, fiel auf die Kniee und rief:

„O, mein Vater!"

Ein anderer Gedanke schien darauf ihren Geist zu durchziehen; sie erbleichte, stand auf, näherte sich Ernst und sagte, während sie ihn fest ansah:

„Ich danke Dir für so viel Großmuth. Wenn Du in meinem Herzen lesen könntest, wie viel bewundernde, verehrende Liebe würdest Du darin entdecken! Aber dennoch muß ich eine Frage an Dich richten. Sie ist feierlich und ich bitte Dich, mir ebenso zu antworten. Wenn Dein Gewissen allein jetzt aus Dir gesprochen, wenn Du mir Deine Hand nur angeboten, um eine Pflicht zu erfüllen, wenn Dein Herz einst über das Opfer, zu dem Du Dich bereit erklärst, murren könnte, dann nimm das großmüthige Wort zurück und laß mich an meinem Schmerze sterben."

„Clementine," erwiederte der junge Mann, „ich schwöre es Dir, daß mein Herz allein mir diesen Entschluß diktirt hat."

Er warf sich ihr zu Füßen und in seinem Blick lag die ganze Wahrheit seines Schwures.

„Jetzt, Clementine," sprach er darauf, „wirst Du mir eine Bitte verweigern?"

„Wie könnte ich das? Was willst Du?"

„Einen Beweis Deiner Liebe. Ich habe oft gefürchtet, wie Du weißt, daß Du, ehe Du mich kanntest, einen Andern liebtest. Du hast mich oft beruhigt und dennoch hat mich der quälende Gedanke nicht ganz verlassen. Du sagtest mir einst, daß Du manches Andenken Deiner Familie und aus Deiner Kindheit bewahrt hättest; daß Du besonders einen Ring sehr werth hieltest, in welchen Deine Mutter ein Löckchen Deines Haares fügen ließ, als

Du ihre Liebkosungen noch kaum erwiedern konntest. Ich möchte ihn besitzen. Gib ihn mir heute, Deinem Gatten, der Dir die Familie, die Du verloren, ersetzen wird. Gib mir, was Dir von Deiner Mutter geblieben."

Sie machte eine Bewegung, wie zum Aufstehen, dann hielt sie an.

„Später," sagte sie.

„Warum?"

„Ernst, ich wußte immer, daß Deine Liebe zu mir aufrichtig war, ich erkannte es an Deiner eifersüchtigen Angst und mein einziger Kummer war dabei, daß ich Dich nicht beruhigen konnte. Ich empfinde die höchste Freude über Deinen Wunsch, ich erwartete ein solches Wort, welches von Deinem zarten Sinne zeigt. Dein edles Anerbieten rührt mich tief, Du sprachst es aus, ohne daß ich Dich dazu getrieben. Denn Du liebst mich und bist gut und großmüthig. Wohlan! am Tage unserer Verheirathung werde ich Dir diesen Ring geben, von dem ich mich nur um des Mannes willen, den ich liebe, trennen kann. Es ist eine Idee, die ich stets gehegt habe und diese Idee wird dem Gegenstande den Werth verleihen, der sonst vielleicht der Hochzeitsgabe mangelt."

Ernst war im Begriff, seine Bitte zu wiederholen, allein Marianne trat eben ein. Sie sah übel gelaunt aus. Sie gab ihrer Herrin ein Zeichen, daß sie die Stickerei nicht habe abliefern können, da sie Niemand zu Hause getroffen.

„Was gibts?" fragte Ernst, der das Geberdenspiel bemerkt hatte.

„Nichts," sagte Clementine lächelnd.

„Geheimnisse?"

„Gewiß nicht, Ernst."

Und sie reichte ihm die Hand.

Marianne ging hinaus. Dann fügte das junge Mädchen hinzu:

„Und Deine Familie? Glaubst Du alle Hindernisse ihres Widerstrebens besiegen, sie mit Deiner Heirath versöhnen zu können?"

Ehe er antworten konnte, ließ sich in der sonst so stillen Straße ein Lärm vernehmen. Er eilte an's Fenster und sah nahe beim Hause eine halb ohnmächtige junge Dame, welche von mehreren Leuten aus dem Volke umgeben war. Er ging sogleich hinunter, um das Nähere zu erfahren, kehrte aber nach einigen Augenblicken wieder.

„Welches Zusammentreffen!" sagte er mit einer Miene, die halb verlegen, halb verdrießlich war; „es ist Madame Launay, meine Cousine. Sie hatte sich eben bei ihrem Agenten nach einem Briefe von Wichtigkeit erkundigt, das Pferd des Kabriolets hatte sich gebäumt und der Schreck ihr fast eine Ohnmacht zugezogen. Sie ist indeß nicht verletzt und ich will sie nach Hause begleiten. Lebe wohl, auf morgen."

Er umarmte Clementine und ging eilig fort.

Sie blieb am Fenster, um ihn noch zu sehen, allein er wagte nicht sich umzublicken.

3.

Am nächsten Tage, während Ernst bei Clementine war, begab sich in einem Hause der Rue de Lille eine Scene, welche in ihren Folgen für die Pläne der beiden Liebenden verderblich ausfallen konnte.

Madame Valabert, Ernst's Mutter, hatte den Besuch der Baronin Septenil, einer Dame von gutem Adel und mit mehreren bei Hofe einflußreichen Personen nahe bekannt, empfangen. Die Unterredung zwischen Beiden war lang. Anfangs gemessen und zurückhaltend von jeder Seite, — denn es handelte sich nicht um eine gewöhnliche Höflichkeitsbezeugung, sondern um eine Verhandlung feierlicher Art, — war das Gespräch nach und nach belebt und vertraut geworden, indem jede der Damen es endlich nach manchem politischen Umschweif für passend erachtet hatte, sich über die Hauptsache zu vereinigen.

Als die Unterhaltung beendet, geleitete Madame Valabert die Baronin bis zur Thür und schon wechselten sie ein freundschaftliches, obschon immer noch mit einer gewissen Würde gesprochenes Abschiedswort, als die Ankunft von zwei neuen Personen das Zusammenseyn um einige Minuten verlängerte.

Die Eine war ein Mann von vierzig bis fünfundvierzig Jahren, mit offener Miene, die zugleich eine blühende Gesundheit und die gänzliche Abwesenheit jeder Sorge verkündete. Sein Benehmen zeigte von der Gewohnheit, in der Welt zu leben, entbehrte aber doch der geschmeidigen Eleganz und jeder natürlichen Auszeichnung. Seine grauen Augen hatten keinen andern Ausdruck, als den einer beständigen Zufriedenheit.

Er trug die Nase hoch, wie alle selbstgefälligen Leute, welche sich einbilden, auf Jedermann den angenehmen Eindruck hervorzubringen, den sie selbst bei jedem Blick in den Spiegel empfangen.

M. de Saint-Gillets hatte bei der zweiten Restauration den Militärdienst verlassen und sich in Spekulationen versucht, welche ihm, wie manchen Leuten, die unternehmen, was sie kaum verstehen, geglückt waren. Der Zufall hatte ihn bereichert und der Reichthum machte ihn selbstzufrieden.

Die andere Person, die ihn begleitete, war eine noch junge Frau, die etwa sechsundzwanzig Jahre alt seyn konnte und auch nicht jünger scheinen zu wollen schien. Ihre Züge hatten überdies noch die

Feinheit und Frische der ersten Jugend bewahrt, ihr Lächeln war anmuthig und ihre Bewegungen ruhig und harmonisch. Ihre Schönheit konnte nicht beim ersten Blick auffallen, war jedoch von jener Art, die sich allmälig in's Herz schmeichelt und sicher seyn darf, die Liebe dauernd zu erhalten, die sie einmal eingeflößt hat. (Fortsetzung folgt.)

Rieckchen Colmann.

(Fortsetzung.)

„Ich sah, daß Rieckchens Augen sich augenblicklich mit Thränen füllten, als ich sie an ihre Heimath erinnerte. Sie verbarg ihr Gesicht in den Händen und schluchzte laut; ich hoffte, daß sie nun ohne weiteres Sträuben meinem Rath folgen und der Vernunft Gehör geben würde.

Darin hatte ich mich indeß geirrt.

„Mein Vater, meine arme alte Mutter!" rief sie. „O ich weiß, was ich gethan. — Ich kann es nicht ändern; — ich muß das Geld haben! Und wenn Sie es mir nicht geben wollen, so will ich sterben und das vor Ihren Augen!"

Mit diesen Worten eilte sie ans Fenster, war im Nu auf der Fensterbank, riß klirrend beide Flügel auf und schwang sich, mit den Händen den Pfosten umklammernd, über die Mauer hinaus, so daß sie zwei Stockwerke hoch frei über dem gefährlichen Abgrund der Straße baumelte. Das Alles war so schnell und mit solcher Behendigkeit geschehen, daß ich noch heute nicht begreife, wie es dem schwachen Kinde möglich war. Ich stand wie versteinert.

„Kommen Sie mir nicht nahe, oder ich lasse mich los," rief sie. „Soll ich die sechzigtausend Gulden haben?"

„Um Gottes willen, Kind, Du sollst Dein Geld haben!" erwiederte ich; denn ich wußte, daß sie ihre Drohung ausführen würde. Schweigend nahm ich die verlangte Summe in Banknoten aus meinem Pult und legte sie ihr auf die Fensterbank.

Da verklärten sich ihre Züge.

Leicht und gewandt schwang sie sich wieder über die Mauer und sprang ins Komptoir zurück, wo sie auf mich zueilte, meine Hände mit Küssen bedeckte, darauf einige Worte des Dankes murmelte und dann wie ein gescheuchtes Reh davonfloh. Ich rief ihr noch nach, als sie die Treppe hinunterflog, aber sie sah sich nicht um und im Nu war sie meinen Blicken entschwunden.

3.

Hingerissen von dem lebendigen Interesse, welches sogar der Erzähler selbst noch immer an diesem Vorfall nahm, hatte er längst seine Pfeife ausgehen lassen. Er unterbrach sich jetzt einen Augenblick, um sie wieder anzuzünden. Als dies geschehen war und er uns auf's Neue vollständig in dichte Dampfwolken eingehüllt hatte, fuhr er folgendermaßen fort:

„Ich erzählte Ihnen, daß Rieckchen, nachdem sie das Geld von mir erhalten hatte, wie eine Wahnsinnige davon eilte, ohne mir auch nur die geringste Aufklärung über ihr seltsames Betragen zu geben. Zwei Tage nach diesem Vorfall mußte ich eine Reise nach Deutschland antreten, wohin mich wichtige Geschäftsangelegenheiten riefen.

Meine Abwesenheit dauerte 3 Monate. Kaum war ich in Rotterdam angelangt, als ich einen jungen Kaufmann, denselben, welchen Sie, Monsieur, heute Abend in so ungewöhnlicher Aufregung gesehen, in mein Komptoir treten sah.

„Mein theurer Herr," sagte er, auf mich zutretend, „ich komme, um Ihnen zu danken. Sie haben mein Leben und meine Ehre gerettet, — gestatten Sie mir nun, Ihnen meine aufrichtige Hochachtung und Verehrung auszudrücken und nehmen Sie die Versicherung an, daß Sie in allen Dingen, was es auch immer sey, auf meine Erkenntlichkeit rechnen können. Wollte Gott, ich hätte dereinst Gelegenheit, dies durch die That zu beweisen, denn ich fühle es, Worte sind zu arm, um eine solche edle Handlungsweise nach Gebühr zu belohnen."

„Ich wüßte doch nicht," antwortete ich, „daß ich Ihnen je einen Dienst geleistet hätte; es ist wohl ein Irrthum, mein lieber Herr."

Ich dachte nämlich gleich, daß der arme Mann möglicherweise den Verstand verloren habe; denn ich kannte ihn kaum dem Ansehen nach und hatte nie ein Wort mit ihm gewechselt.

„Es ist nutzlos, daß Sie sich jetzt noch länger verstellen," sagte er. „Wochenlang habe ich meinen unbekannten Wohlthäter gesucht und — Gott sey gelobt, ich habe ihn endlich gefunden! Geben Sie sich keine Mühe mehr, mich zu täuschen, denn ich versichere Ihnen, jeder Zweifel ist gewichen; ich habe positive Beweise, daß Sie es gewesen sind, der in meiner Bedrängniß mir die helfende Hand entgegenstreckte. Ohne Sie wäre ich verloren gewesen."

„Ich verstehe Sie wirklich nicht, mein Herr. Es ist ganz gewiß ein Irrthum."

Er lächelte und ließ es sich trotz meiner Abwehr nicht nehmen, mir in großer Bewegung die Hand zu drücken.

„Bitte, bitte, Monsieur," sagte er, „endigen Sie diese generöse Verstellung. Dank Ihnen, bin ich jetzt im Stande, Ihnen die Summe zu erstatten, welche Sie mir in so delikater Weise vorstreckten.

Nehmen Sie sie an, mein Wohlthäter, mein Retter!"

Und indem er dies sagte, zog er ein Taschenbuch hervor und reichte es mir dar.

„Aber, mein lieber Herr, wenn das kein Mißverständniß ist, dann weiß ich in der That nicht —"

„Es kann kein Mißverständniß seyn. Können Sie läugnen, daß die Nummern auf diesen Papieren von Ihrer Hand geschrieben sind?"

„Nein, gewiß nicht, — das kann ich nicht läugnen. Aber was beweis't das?"

„Das beweis't, mein theurer Herr, daß all' Ihre Bemühungen, mir den wahren Namen meines Wohlthäters zu verbergen, nutzlos sind. Alle diese Banknoten, welche an einem gewissen Abende auf so geheimnißvolle Weise in mein Haus gebracht wurden, kamen von Ihnen, denn alle trugen dasselbe Merkmal, welches Sie nach Ihrer Gewohnheit sämmtlichen Werthpapieren mitgeben, welche Ihren Besitz verlassen. Dazu kommt noch dieses kurze Begleitschreiben, welches ganz und gar Ihre Handschrift zeigt. Sie sind mein Retter, das weiß ich und kein Anderer; gestehen Sie es nur, es hilft Ihnen doch Alles nicht! — Was ich wissen möchte, ist nur, wie Sie das Geheimniß meiner Noth entdeckten, — ein Geheimniß, das, wie ich glaubte, außer mir nur meinem Vater und einem meiner Freunde bekannt war. Doch, das können Sie mir nachher erzählen, nehmen Sie nur erst die sechzigtausend Gulden wieder in Empfang, die ich nun sehr gut wieder entbehren kann, nachdem sie mich vollständig aus meiner bedrängten Lage herausgerissen. O, mein Herr, Gott weiß, wie voll mein Herz ist von Dankbarkeit und Verehrung für Sie!"

„Sechzigtausend Gulden?" rief ich in großer Bestürzung. „O, nun ist mir Alles klar. Ja, mein Herr, jetzt erkenne ich den Ursprung dieses Räthsels, das mir bis auf diesen Augenblick unerklärlich war. Sagen Sie mir, wo sprachen Sie mit Ihrem Vater über die temporaire Bedrängniß, in welcher Sie sich befanden?"

„Ein Banquier, mein Korrespondent in Hamburg, bei welchem der größte Theil meines Kapitals deponirt war, fallirte ganz unerwartet. Der Verlust von hunderttausend Gulden, auf deren Auszahlung ich zu einer bestimmten Zeit fest gerechnet hatte, machte es mir für den Augenblick unmöglich, meinen Verbindlichkeiten nachzukommen. Mein Vater hatte ebenfalls immense Zahlungen zu leisten und alle seine Mittel erschöpft. Ich konnte nur vierzigtausend Gulden aufbringen und mir fehlten noch sechzig. Als ich die unglückliche Nachricht aus Hamburg erhalten hatte, eilte ich sofort in die „Amicitia", um einen Freund, den ich dort wußte, um Hilfe zu bitten. Auch dieser war leider nicht bei Kasse; aber der Himmel wollte es, daß Sie unser vertrauliches Gespräch hören mußten, so behutsam und leise wir auch waren und so wurden Sie mein großmüthiger Retter. Gott segne Sie dafür, mein theurer Herr und vergelte Ihnen Ihre Wohlthat tausendfach!"

„Wie wurde Ihnen denn die Summe gebracht? Wer gab sie ab?"

„Es war ein unbekanntes Frauenzimmer, welches einen weiten Mantel und eine Art Kapuze trug, die ihre Gestalt und ihr Gesicht absichtlich zu verhüllen schienen. Sie brachte ein Päckchen, das mit einer Adresse versehen war und nachdem sie es meinem Bedienten übergeben, machte sie sich eiligst davon."

„Es ist so," erwiederte ich, „ich war die Person, welche Ihnen Beistand leistete und doch war ich es auch wieder nicht. Ihr Zwiegespräch in der „Amicitia" wurde nicht von mir belauscht, auch war ich in Wirklichkeit nicht Ihr Retter; aber ich kann Ihnen nun sagen, wer es war."

„Wer war es denn? Reden Sie, ich beschwöre Sie!"

„Es war Riekchen Colmann, eine deutsche Sängerin."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Vor einigen Wochen wurde der Lieutenant a. D. Otto, welcher in Berlin ein Institut zur Vorbereitung zum Fähnrichs-Examen dirigirt, um die Summe von 15,000 Thlrn., theils in baarem Gelde, theils in Wechseln bestehend, bestohlen. Der Verdacht lenkte sich auf seinen Burschen und einen Bedienten, welche dann auch gefänglich eingezogen wurden. Nicht lange hernach traf aus Hamburg ein rekommandirter Brief an Herrn Otto ein und fand dieser zu seinem Erstaunen in demselben einen Theil der ihm gestohlenen Wechsel im Betrage von 9000 Thlrn. mit folgender lakonischen Bemerkung: „Ew. Wohlgeboren sende ich in der Anlage 9000 Thlr. in für mich werthlosen Wechseln zurück und bitte Sie, mein Konto um diese Summe zu entlasten. Mit Achtung ergebenst: der Spitzbube." Das nennt man ironische Koulanz.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 81. Dienstag, 8. Juli 1862.

Ein anonymer Brief.

(Fortsetzung.)

Ihre etwas brünette Hautfarbe bildete einen seltenen Gegensatz zu den blonden Haaren und blauen Augen, allein dies selten trügende Zeichen einer leidenschaftlichen Natur, in welcher sich zwei verschiedene Organisationen begegnen, — die schmachtende Zärtlichkeit mit der glühenden Lebendigkeit, — wurde durch den ernsten, keuschen Blick und einen Ausdruck entschiedenen Wohlwollens abgeläugnet. Wenn sie die Augen auf Jemand richtete, so hätte man sagen können, sie forsche nach einem Leiden, um es zu lindern und daß die Schmerzen Anderer allein die Ruhe ihrer Seele zu stören vermochten.

Ungeachtet dieser Eigenschaften war Adele Launay, — dieselbe, welche Ernst als seine Cousine betrachtet hatte, — nicht glücklich. Mit 21 Jahren an einen Mann verheirathet, der doppelt so alt war, hatte sie nicht einmal, an Stelle des Rausches einer glühenden Liebe, jenes ruhige Glück genossen, welches mehr werth ist und länger dauert, als jener.

Ihr Gatte war einer der Männer ohne Tugenden und ohne Laster, die ihr Leben damit zubringen, von einer Idee auf die andere überzugehen, einen alten Plan durch einen neuen umzustürzen; unfertige Naturen ohne Geduld und festen Willen, die überall wuchern können, aber nirgends Früchte tragen. Sie war ihm in verschiedene Städte gefolgt, wohin ihn nach einander thörichte Unternehmungen, mißlungene Versuche gezogen hatten.

Kein anderes Resultat war daraus hervorgegangen, als Verlust an Zeit und Kapital. Endlich nach einigen Jahren dieses nomadisirenden Lebens ließ sich M. Launay zu einer neuen Spekulation verlocken, die ihm zugleich die Aussicht eines großen Scenenwechsels bot. Mit den Ueberbleibseln seines Vermögens befrachtete er ein Schiff mit einer Ladung der heterogensten Gegenstände, die er mit ungeheuerem Profit an die Bevölkerung Südamerika's zu verkaufen gedachte.

Er selbst stellte sich an die Spitze der Expedition, aber allein, da es diesmal stillschweigend angenommen wurde, daß seine Frau in Paris seine Rückkehr erwarten sollte. Sie hatte ihr kleines Heirathsgut von etwa zehntausend Franken bewahrt, das für ihn unantastbar geblieben.

Madame Valabert, eine entfernte Verwandte, welche aber Gelegenheit gehabt hatte, die junge Frau würdigen zu lernen, bat sie, bei ihr zu wohnen.

Adele nahm diesen Vorschlag an, welcher ihr, indem er sie frei und Herrin ihrer Handlungen ließ, den Schutz gewährte, den ihre Jugend und einsame Stellung erheischten; und seit einem halben Jahre lebte sie nun in diesem Hause, gut und freundlich gegen Jedermann, bescheiden und doch nicht gleichgiltig und nur dann an Familienangelegenheiten theilnehmend, wenn man ihren Rath suchte.

Als Saint-Gilles die Baronin Septeuil gewahrte, lächelte er noch wohlgefälliger als gewöhnlich und seine dicken grauen Augen drückten Etwas aus, das fast einem Gedanken glich. Wenigstens begrüßte er die Dame mit schwerfälliger Höflichkeit, die sichtlich als äußerste Feinheit beabsichtigt war, und beglückwünschte sich selbst, sie bei Madame Valabert angetroffen zu haben.

Adele Launay begnügte sich, die Baronin einfach zu grüßen.

Als die Letztere sich entfernt hatte, begaben sich die Andern in den Salon. Madame Valabert sagte zu Adele:

„Sie kennen unsere Uebereinkunft, Cousine: völlige Freiheit für Jede von uns. Sie wünschten, daß Saint-Gilles Sie diesen Morgen auf Ihrem Wege, Einkäufe zu machen, begleitete. Ich bitte Sie jetzt, ihn mir zu überlassen, wir haben mit einander zu reden.“

„Sie wollen allein seyn," erwiederte Adele, „ich entferne mich."

„Ehe Sie dies thun," fuhr Madame Valabert fort, „erlauben Sie mir eine unwillkürliche Verabsäumung gut zu machen. Sie erhielten gestern Nachrichten von Ihrem Manne. Abends fühlte ich mich unwohl. Heute gingen Sie aus, ehe ich Sie sah. Sie haben mir doch nichts Unangenehmes zu berichten, wie ich hoffe?"

„Nein, liebe Cousine," entgegnete Madame Launay mit einiger Bewegung, „und ich danke Ihnen für den Antheil, den Sie an Allem nehmen, das mich betrifft."

Dann entfernte sie sich und ging in ihr Zimmer. Saint-Gilles folgte ihr mit den Augen.

„Dieser Narr von Launay ist glücklicher, als er es verdient," sagte er, „seine Frau liebt ihn trotz allen seinen Thorheiten. Wenn er ihr schriebe, ihm über's Meer zu folgen, so wäre ich nicht erstaunt, wenn sie abreiste. Wäre er im Stande, einen solchen Schatz in Ruhe zu genießen, so könnte er am andern Ende der Welt eine Niederlage von kölnischem Wasser und englischer Seife errichten! Es gibt Leute, welche mit Augen rings am Kopfe doch nichts sehen."

„Ja," entgegnete Madame Valabert traurig, „es gibt Verblendungen, die man nicht begreifen kann: die Einen verkennen die Tugend, die Andern erkennen nicht das Laster."

„Nun, mein Gott!" rief Saint-Gilles aus, welcher sich schon nach gewohnter Art mit gekreuzten Beinen in einen Fauteuil zurückgelehnt hatte, „was hat sich denn zugetragen? Sind Sie denn mit der Baronin nicht einig geworden?"

„Doch, mein Freund."

„Nun?"

„Nun! Es existirt ein Hinderniß, das Sie nicht kennen. Werden wir es besiegen können?"

„Welches?"

„Um es Ihnen mitzutheilen und Ihren Rath zu erbitten, habe ich gewünscht, mit Ihnen allein zu seyn."

Madame Valabert rückte ihren Fauteuil dicht zu Saint-Gilles.

Ehe wir die vertrauliche Mittheilung belauschen, müssen wir die Beziehungen dieser beiden Personen mit einigen Worten erklären.

Saint-Gilles war unverheirathet und Madame Valabert Wittwe; dennoch lag die Freundschaft allein ihrem Umgange zu Grunde.

Ernst's Mutter war nicht nur durch erlangte Grundsätze, sondern auch von Natur tugendhaft. Kalt und ruhig hatte sie nie der Möglichkeit eines Fehltritts Spielraum geben können; und die Liebe, welche den Kopf verwirrt, die Liebe auf ungewöhnlichen Pfaden, war für sie ein Hirngespinnst, oder ein nicht zu entschuldigendes Laster, ein Laster, wie der Diebstahl, wie die Lüge.

Saint-Gilles war dem verstorbenen Gatten der Madame Valabert zu Dank verpflichtet gewesen, er fuhr fort, die Wittwe zu sehen, und machte sich nach und nach unentbehrlich. Es war auch ein Mann, der, was kleine Aufmerksamkeiten und äußerste Sorgfalt für die Angelegenheiten Anderer betraf, nicht seines Gleichen hatte. Immer zu Diensten derer, welche ihn beschäftigen wollten, brachte er Verträge zu Stande, fand er Hypotheken zu Geldanlagen, leitete er Heirathsunterhandlungen ein, übernahm er die Darlegung von Höflichkeitsbezeigungen, oder die Vermittelung von Beschwerdeführungen. Wenn man bedenkt, daß er für seine Bemühungen keinen andern Lohn erwartete, als für den am besten gekleideten und unermüdlichsten Familienfreund zu gelten, so wird man begreifen, daß es seiner Thätigkeit nie an Ausübung fehlte.

(Fortsetzung folgt.)

Riekchen Colmann.

(Fortsetzung.)

Riekchens Instruktor wurde plötzlich blaß und fuhr zusammen, als ob ihn der Schlag gerührt hätte.

„Riekchen!" wiederholte er halb abwesend, „Riekchen! O, mein Herr, was sagen Sie mir da! Aber es ist ja nicht möglich."

Ich erzählte ihm nun Alles in wenigen Worten, wie sie zu einer so großen Summe Geldes gekommen war und auf welche seltsame Weise sie dieselbe von mir zurückverlangte. Ich verbarg ihm auch nicht, daß ich mir die größte Mühe gab, ihr Geld in Händen zu behalten und daß ich es erst herausgab, als ich sah, daß sie im Begriffe war, sich aus dem Fenster zu stürzen. Er hörte mir in zitternder Angst zu und schien kaum fähig, zu athmen.

„Riekchen! Riekchen!" rief er endlich; „o mein Gott, wie ist das möglich! Ich kannte das junge Mädchen kaum. Ich erinnere mich nur, daß ich sie einst gegen einen fremden Handlungsreisenden in Schutz nahm, der sich Unziemliches gegen sie erlaubte und sie zwingen wollte, ihm einen Kuß zu geben. Ich nahm ihre Partie und hatte einen heftigen Auftritt mit ihm. Seitdem habe ich kaum ein Wort mit der jungen Sängerin gewechselt. Es mag seyn, daß ich hin und wieder meine Gabe mit einer freundlichen Bemerkung begleitete, wenn sie in der „Amicitia" mir ihre Nußschaale präsentirte; aber wie

ist es möglich, daß sie aus einem so geringfügigen Anlaß eine solche Anhänglichkeit, eine solche beispiellose Dankbarkeit mir bewahren konnte."

„Riekchen," erwiederte ich, „war einfach und treuherzig, wie ein siebenzehnjähriges Mädchen es gewöhnlich ist und romantisch, wie eine Deutsche es ihre ganze Lebenszeit ist. Sie hat das für Liebe genommen, was von Ihrer Seite nichts weiter war als Edelmuth und Generosität; Ihre freundlichen Worte nahm sie für Zärtlichkeit, das liegt klar am Tage, so seltsam es Ihnen auch erscheinen mag. Nun lassen Sie uns sehen, was zu thun ist; daß sie ihr Geld wieder haben muß, versteht sich von selbst, natürlich mit einem ansehnlichen, hübschen Geschenk nebenbei. So weit wäre das in Ordnung; — was wir aber mit ihrer armen erregten Phantasie anfangen, das ist eine Frage, die nicht so leicht abgefertigt ist; in der That, mein lieber Herr, es ist eine sehr ernste Sache, mit der man behutsam umgehen muß."

„O, ich will ihr mein ganzes Leben weihen, wenn ich sie nur glücklich machen kann; denn ich fühle es, eine Entehrung, wie sie ein Bankerott ohne Zweifel mit sich bringt, hätte ich nicht ertragen können, das wäre mein Tod gewesen!"

„Ich glaube Ihnen; in Ihrer Lage würde ich ebenso gedacht haben. Ich weiß es, ein ächter, holländischer Kaufmann stirbt lieber, als daß er seine Ehre verliert; aber trotzdem ist es nicht leicht für Sie, den richtigen Weg zu finden, um dem braven Kinde auf würdige und angemessene Weise Ihre Dankbarkeit zu beweisen. Denken Sie erst ruhig einige Tage darüber nach, handeln Sie nicht zu rasch in einer so schwierigen Sache. Gehen Sie noch nicht zu ihr, warten Sie noch eine Woche, damit Sie fähig sind, mit der nöthigen Ruhe und Ueberlegung zu handeln. Dann kommen Sie wieder zu mir und wir wollen weiter sehen, was zu thun ist. Ich kann Ihnen keinen bestimmten Rath geben, Ihr Herz und Ihre Vernunft müssen entscheiden. Nur das versprechen Sie mir, daß Sie Riekchen nicht früher aufsuchen wollen; ich bitte Sie darum eben so sehr im Interesse des armen Mädchens, als in Ihrem eigenen."

Nach längerem Kampfe — denn er sehnte sich sehr darnach, seine großmüthige Retterin zu sehen — gab er mir endlich das gewünschte Versprechen.

Er war kaum gegangen, als ich sofort nach Riekchen schickte.

Sie kam aber nicht, sondern statt ihrer erschien eine alte Frau bei mir, die einen kleinen Handel mit Trödelwaaren trieb und bei welcher Riekchen gewohnt hatte.

„Ah, mein Herr," sagte sie, „ich bin schon oft hier gewesen für Riekchen, um zu sehen, ob Sie schon zurückgekehrt wären. Das arme Kind wünschte so sehr, Sie noch zu sehen, bevor sie fortging und um Ihre Verzeihung zu bitten, daß sie Ihnen die geliehene Summe noch immer nicht erstattet habe. Aber ich versichere Ihnen, mein Herr, es war nicht ihre Schuld. Sie ist so krank gewesen, daß es ihr in den letzten beiden Monaten nicht möglich war, zu singen. Jedesmal, wenn sie auszugehen versuchte, fiel ihr die feuchte, nebelige Luft dermaßen auf die Brust, daß sie immerfort husten mußte und oft so heftig, daß sie in einer Minute roth und blaß wurde. Ich dachte manchmal im Stillen für mich: armes Kind! wie soll das enden! Denn ich hatte bemerkt, daß sie zuweilen Blut spuckte, obschon sie sich große Mühe gab, es mir zu verbergen. Sie war so gut und freundlich und mochte um Alles in der Welt nicht Jemanden einen Schmerz machen.

„Langsam, nach und nach, sah ich sie hinwelken, — von Tag zu Tag wurde sie magerer und schwächer, ihre Wangen blaß und eingefallen. Das Einzige, was von ihrem früher so schönen Gesicht noch übrig war, das waren ihre großen blauen Augen; diese schienen noch größer geworden, aber der frühere Glanz war auch nicht mehr darin, ihr Blick war ganz matt und hoffnungslos.

„Endlich kam es so weit, daß sie nicht mehr arbeiten konnte; — denn Sie müssen wissen, mein Herr, daß Riekchen, nachdem sie gezwungen war, das Singen einzustellen, von einem Schuhladen in unserer Nachbarschaft Arbeit erhielt, nämlich Schuhe einzufassen, eine Beschäftigung, die sie auch in ihrer Heimath während des Winters betrieben. Das arme Mädchen!

„Vor drei Tagen wurden ihre Augen so schwach, daß sie nicht mehr sehen konnte, um zu arbeiten und sie sagte zu mir mit Thränen in den Augen:

„Mutter Trudchen, es geht nicht mehr, — ich muß heim."

„Was sagst Du, Kind?" rief ich, nicht wenig erschrocken. „Wie kannst Du an die Heimath denken in diesem schlimmen Wetter, — zu Fuß und krank dazu! Ohne Geld jetzt eine solche Reise zu unternehmen, eine Reise, die mehrere Wochen dauert, das wäre ja reiner Wahnsinn. Nimm es mir nicht übel, Kind, aber es ist so."

„Ich muß mich durchbetteln," antwortete sie, „glauben Sie denn, Mutter Trudchen, ich sehe es nicht, was für Opfer Sie meinetwegen bringen? Ich weiß es, Sie sind durch mich in Schulden gekommen und das kann nicht länger so fortgehen. Sie haben vier Kinder zu ernähren, vergessen Sie

das nicht; — das Brod, das ich esse, ohne es zu verdienen, ist so gut wie gestohlen, — ich muß unbedingt fort!"

„Vergebens beschwor ich sie, mein Herr, diesen Versatz aufzugeben, — aber nichts war im Stande, sie davon abzubringen; nur so weit gab sie meinen Bitten nach, daß sie es noch 8 Tage ansehen wolle. Denken Sie sich daher meinen Schrecken, als ich gestern, von einem kleinen Geschäftsgang zurückkehrend, von den weinenden Kindern hörte, daß sie fort sey. Sie hatte mit ihnen gebetet, darauf eines nach dem andern mit Thränen umarmt und dann eilig das Haus verlassen."

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Das Meer enthält unendliche Schätze; sie gehören dem, der sie aufsucht, der sie fischt. Ungeheure Reichthümer werden jährlich von den seefahrenden Nationen aus den Meeresgründen gehoben. Im Juli 1861 wurde von Kapitän Gardner und Kapitän Rhodes wieder eine unermeßlich reiche Fischbank, die so wichtig zu werden verspricht, wie Neu-Fundland, in den europäischen Meeren entdeckt, der Rockallfelsen unter 57° 25′ nördlicher Breite und 13° 40′ westlicher Länge; das ihm zunächst circa 300 englische Meilen W. N. W. befindliche Land ist die kleine Hebrideinsel St. Kilda (westlich von Schottland). An dieser Bank von nahezu 100 englischen Meilen Länge und 40 Meilen Breite wimmelt es von Seedorschen, Kabeljau's, Klippfischen, Häringen, Haien ꝛc.

In Amerika wird man eine Steuer auf die Krinolinen legen.

Nach dem Journal des Débats haben die im Hotel de Louvre und dem Hotel de la Pair eröffneten neuen Telegraphenbureaux ein Netz von Drähten nach allen Theatern von Paris gezogen, so daß man in den beiden Hotels zu jeder Zeit eine Loge oder einen gesperrten Sitz in irgend einem Theater kaufen oder erfahren kann, ob noch ein Platz frei ist.

Der Direktor des Wiener Dienstmänner-Institutes wird aus seinen der Musik kundigen Dienstmännern eine Musikkapelle organisiren, welche in schwarzer Civilkleidung auftritt und zu jeder Art von Festlichkeiten von Privaten gegen billige Taxe für einen oder mehrere Abende oder auch Tage wird engagirt werden können.

Das „Memorial de Vaucluse" erzählt folgenden beachtenswerthen Fall: Vergangenen Sonnabend ist ein 16jähriges Mädchen gestorben, dem wenige Tage vor seinem Tode eine ungewöhnlich große Raupe aus der Nase kroch. Man vermuthet, daß das Mädchen an einer Blume gerochen hat, auf der sich Schmetterlingseier befanden, die sie mit dem Dufte einsog. Die Aerzte, die sie während ihres langen und äußerst schmerzlichen Todeskampfes behandelten, sind der Ansicht, daß sich noch mehr Raupen in dem Kopfe des Mädchens befinden. Sollte die Fakultät von Montpellier, der die herausgekrochene Raupe zugesandt wurde, die Ansicht der Aerzte theilen, so dürfte dies ein warnendes Beispiel vor der Gefahr seyn, die das Einathmen des Blumenduftes nach sich ziehen kann. Das „Memorial de Vaucluse" sagt nicht, ob die Aerzte die Sektion vorgenommen haben, was zur Konstatirung des Falles für die Wissenschaft das Wünschenswertheste gewesen wäre.

Eier werden, mehrfachen Untersuchungen nach, durch den Transport auf Eisenbahnen so alterirt, daß sie nicht ausgebrütet werden können.

Gemeinnütziges.

(Ausgewachsener Salat, ein delikates Gemüse.) Ein Herr Wagus berichtet in den „Frauendorfer Blättern" Folgendes: „Wenn der Kopfsalat geschossen ist und seine Samenstengel zu treiben beginnen, so schneide man die letzteren in 3—4 Zoll lange Stücke, löse ihnen die grüne Haut ab und behandle sie in der Zubereitung wie den Spargel. Der Geschmack dieses so zubereiteten Salats unterscheidet sich kaum von dem des Spargels und muß als vortrefflich bezeichnet werden. Da der Uebelstand des Schießens beim Kopfsalat besonders in heißen Jahrgängen häufig vorkommt, so möchte diese Art des Gebrauchs desselben mancher Hausfrau willkommen seyn.

(Gemüsereinigung.) Wer nicht Lust und Zeit hat, die Schnecken und Würmer vom Gemüse, Salat ꝛc. abzulesen, der lege die Pflanzen nur ein paar Minuten in Salzwasser, worauf alles Ungeziefer schnell die Pflanzen verläßt und todt umherschwimmt. In England steht daher zu diesem Behufe stets ein Gefäß mit Salzwasser in der Küche.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 82. Freitag, 11. Juli 1862.

Ein anonymer Brief.

(Fortsetzung.)

„Mein Freund," begann Madame Valabert, „Ihnen danke ich die Bekanntschaft der Baronin Septeuil und Sie waren der Erste, der an eine für meinen Sohn so vortheilhafte Verbindung dachte. Die Baronin willigte in die Heirath und hat mich versichert, daß ihre Tochter weit entfernt sey, sich zu widersetzen. Aber ich habe ein Geheimniß entdeckt, das ich seit lange argwöhnte. Ernst steht in einem Liebesverhältniß zu einem Mädchen, in dem er das Muster aller Vollkommenheit erblickt."

„Nun," bemerkte Saint-Gilles mit Ruhe, „so was kann Einem in seinem Alter begegnen."

„Ja, aber er will sich nicht von dem Geschöpf trennen!"

„Bah! Ernst ist gescheit und wird seine Zukunft nicht einer Jugendlaune opfern. Seyen Sie deßhalb ruhig. Uebrigens weiß er, daß bereits Schritte bei der Baronin gethan wurden und er hat die Tochter gesehen. Wenn er auch noch nicht bestimmt eingewilligt, so hat er sich doch ebenfalls nicht geweigert. Er würde uns nicht so weit haben vorgehen lassen, denn auf dem Punkte, wo jetzt die Sachen stehen, würde es sehr schwierig seyn, ohne Grund abzubrechen."

„Aber wir haben ihn nicht ausdrücklich zu Rath gezogen, mein Freund, wir haben nur sein Schweigen für Zustimmung hingenommen. Ernst weiß vielleicht gar nicht Alles, was bereits gesagt wurde, es ist ihm unbekannt, daß die Baronin mich heute Morgen besucht hat. Täuschen Sie sich nicht über den Charakter meines Sohnes, ich kenne ihn besser als Sie. Er ist ein Mann, der den letzten Augenblick erwartet, nicht um einen Entschluß zu fassen, sondern um ihn zu erklären; es bedarf für ihn der Nähe der Gefahr, um Muth zu haben. Er liebt mich, er achtet mich, er fürchtet vielleicht mich zu betrüben; aber er wird nicht nachgeben, wenn seine Leidenschaft in seinem Herzen wurzelt."

„Und wer ist denn der Gegenstand derselben?" fragte Saint-Gilles; „irgend eine Grisette, — eine Schauspielerin, — Tänzerin?"

„Jedenfalls keine respektable Person," entgegnete Madame Valabert, „aber nach Allem, was man sagt, jung und schön. Sie gehört einer ehrlichen Familie an, ist aber ganz arm und hat zum Unglück eine ausgezeichnete Erziehung genossen. Es ist eine frühere Klavierlehrerin, sie heißt Clementine."

„Clementine Dumesnil?"

„Sie kennen Sie?"

„Freilich! Sie hat eine Zeitlang meiner kleinen Nichte Unterricht gegeben. Ein superbes Geschöpf, auf Ehre; Taille, Augen, Hände, bewunderungswürdig und viel Talent. Ernst hat sie bei meiner Schwägerin gesehen. Eines schönen Tages schrieb sie, daß sie nicht mehr erscheinen würde. Man kannte nicht die Ursache dieses Entschlusses; jetzt ist es heraus. Meiner Treu', sie haben Beide ihr Spiel gut gespielt, Niemand hat Etwas gemerkt. Ein schlaues Püppchen, mit ihrer bescheidenen Miene! Aber sie muß nicht denken, daß das so fortgehen kann. Wo wohnt sie?"

„Nicht weit von hier, Rue de Fürstemberg, glaube ich."

„Sogleich gehe ich zu ihr!" rief Saint-Gilles aufstehend.

„Mein Freund, ich habe niemals an Ihrer eifrigen Ergebenheit für meine Interessen gezweifelt. Aber ich möchte Sie um einen andern Dienst ersuchen. Wäre es nicht besser, ehe Sie mit dem Mädchen sprechen, die sich bei Ernst beklagen und Ihre Worte entstellen würde, sich an meinen Sohn zu wenden? Ich möchte es selbst nicht thun: er ist kein Kind, ich kann ihn nicht schelten und ungeachtet meiner Liebe für ihn könnte ich mich schwer entschließen, Zeugin seiner Verblendung zu seyn und das Lob

dieser Frau zu hören, die ihn vielleicht täuscht und die meine Pläne zerstören will. Wie könnte man an Tugend bei einer Person glauben, die den Sohn seinen Pflichten gegen eine zärtliche Mutter abwendig macht?"

„Ich wollte," entgegnete Saint-Gilles, „das wirksamste Mittel anwenden und das Uebel mit der Wurzel ausrotten. Aber, wenn Sie wünschen, werde ich mit Ernst reden, es ist unmöglich, daß er sich nicht ergibt. Ist es denn schon so gewiß, daß er die Absicht hat, sie zu heirathen?"

„Ich fürchte wenigstens, daß er dieser Thorheit zugeführt wird."

„Ja," rief Saint-Gilles, „und solchen feinen Prinzessinnen ist nicht zu trauen. Meine Menschenkenntniß sagt mir das. Es ist keine Zeit zu verlieren; solche Personen haben oft die Wuth, geheirathet zu werden. Aber Ernst wird die Augen aufmachen. Er ist verliebt? Nun, dann soll er seine Frau lieben. Die junge Person ist reizend? In acht Tagen wird er nicht mehr an sie denken. Im schlimmsten Falle gibt es ein Mittel, die Thränen dieser Ariadne zu trocknen. Was will sie denn? Eine Stellung und Geld. Man wird ihr die Hälfte von dem geben, was sie verlangen wird, um zufrieden zu seyn. Ernst ist reich von seines Vaters Seite. Zehn oder fünfzehn Tausendfranksbillete sind eine hübsche Sache. Damit schickt man Mademoiselle Clementine zu ihren Sonaten und Arien zurück und sie wird einen Musiker mit ihrer Hand beglücken: ich will selbst dafür sorgen. Und dann, wer weiß! Ich habe im Grunde dieselbe Ansicht, wie Sie, obschon ich sonst nicht ganz so strenge bin. Es ist sehr möglich, daß sie Ernst täuscht. Wir werden das untersuchen. Beruhigen Sie sich darüber."

Die Unterredung dauerte noch einige Zeit und Saint-Gilles forderte Madame Valabert schließlich auf, die Unterhandlungen mit der Baronin getrost fortzusetzen.

Seine Beredtsamkeit hatte indeß bei Ernst nicht das erwartete Resultat. Man wolle es uns erlassen, die vortrefflichen Gründe wiederzugeben, die er bei dem jungen Manne geltend machen wollte und von denen nicht Einer günstig aufgenommen wurde.

Saint-Gilles gehörte zu den Leuten, die Andern einen Dienst zu leisten glauben, wenn sie ihnen beharrlich unerbetene Rathschläge ertheilen. Er kam immer wieder auf die Sache und mit solcher Lebhaftigkeit zurück, daß eine fast heftige Scene zwischen ihm und Ernst Valabert daraus entstand.

Das sonst so ruhige Leben der Familie war umgewandelt. Ernst, der die Bitten und Thränen seiner Mutter scheute, vermied so viel er konnte ihre Gegenwart und wenn sie dennoch zusammentrafen, herrschte ein eisiges Schweigen zwischen ihnen.

Adele Launay bestrebte sich vergebens, den Druck, der auf Allen lastete, zu erleichtern. Sie wurde noch freundlicher, zuvorkommender und liebenswürdiger. Allein man hatte sie noch nicht direkt in's Vertrauen gezogen und da sie keine Mittheilung suchte, so konnte sie auch, der Ursache der allgemeinen Verstimmung fern gehalten, keine endliche Verständigung anstreben.

Ernst seinerseits hatte Clementine noch nicht von den Kämpfen mit seiner Mutter und deren Compagnon in Kenntniß gesetzt. Er befestigte sich in seinem Widerstande, indem er jedoch dabei den Augenblick fürchtete, in dem er seinen Entschluß in einer unwiderruflichen Weise würde bethätigen müssen. Er hoffte, daß man die Nutzlosigkeit der Versuche, ihn zu beugen, einsehen und die Feindseligkeiten aus Ermüdung einstellen würde.

Mehrere Tage vergingen in dieser peinlichen Lage. Sie mußte ein Ende nehmen.

Eines Morgens zeigte sich das Haus der Madame Valabert im Festgewande. Das dienende Personal lief geschäftig hin und her.

Ernst bemerkte es, als er gegen Mittag heimkehrte und wußte nicht, welcher Ursache er die Bewegung zuschreiben sollte. Er wollte sich darnach erkundigen, als die Thür des Salons, in dem er sich befand, sich öffnete.

Madame Valabert erschien. Sie trat auf ihren Sohn zu und sagte:

„Es freut mich, Dich zu sehen, Ernst. Ich hoffe, daß Du diesen Nachmittag durch keine Geschäfte, keine Verabredung entfernt werden möchtest. Wenigstens bitte ich Dich, mir Deinen Abend zu opfern. Wir empfangen Gesellschaft."

„Wen denn?"

„Mehrere Freunde, unter andern Frau von Septeuil und ihre Tochter."

„Madame —," fiel Ernst ein.

Aber schon hatte seine Mutter, welche diese Worte schnell, als ob sie keine Einwendung erwartete, gesprochen, den Salon durchschritten.

Ein Diener kam, ihr zu melden, daß ihr Wagen im Hofe wartete.

Ernst sah ein, daß man despotisch über ihn verfügen wollte, daß eine verzweifelte Maßregel im Anzuge war. Man beabsichtigte, ihn in die Nothwendigkeit zu versetzen, entweder an seine schweigende Einwilligung glauben zu machen, oder, durch sein Nichterscheinen am Abende, seine Mutter kompromittiren und sich selbst den Anschein gänzlichen Mangels an Anstandsgefühl zu geben. Dennoch konnte er nur das Letztere thun.

Aber dieser scheinbar so leicht zerreißbare Fallstrick, in den man ihn verwickeln wollte, hemmte ihn mehr, als ernstere und stärkere Bande. In seiner weltlichen Stellung, in seinem eleganten und tausend Pflichten seiner Höflichkeit unterworfenen Daseyn, engten ihn die Rücksichten der Schicklichkeit ein und obschon seine Entschlossenheit nicht wankte, zögerte er doch, sie an den Tag zu legen.

(Fortsetzung folgt.)

Riekchen Colmann.

(Schluß.)

Nachdem ich ausführlich alle näheren Umstände aus dem Munde der braven alten Frau gehört, machte ich mich sofort auf den Weg zu dem jungen Kaufmann, um ihm davon Mittheilung zu machen. Dieser ließ augenblicklich seine Kutsche anspannen und fuhr zur Stadt hinaus auf der Straße, welche Riekchen aller Wahrscheinlichkeit nach eingeschlagen hatte. Zugleich schickte er aber auch eine Anzahl Männer aus, welche Nachstellungen in der Umgebung der Stadt anstellen mußten, falls sie dieselbe dennoch sollte verlassen haben. Ein ganzer Tag wurde diesen eifrigen Nachforschungen gewidmet, — aber vergebens, Niemand hatte sie gesehen.

Nichtsdestoweniger wurde das Suchen am nächsten Tage fortgesetzt, in dem heftigsten Schneesturm, den ich je erlebte und in der bittersten Kälte; aber auch an diesem Tage sollten alle Bemühungen ohne Erfolg bleiben, nirgends war eine Spur von der kleinen Sängerin zu finden.

Der junge Mann war nun überzeugt, daß sie jedenfalls eine andere Straße gegangen und kehrte zurück, in der Absicht, in der nächst wahrscheinlichen Richtung nochmals sein Heil zu versuchen.

Als er nicht mehr weit von der Stadt war, schien es ihm, als ob in einem tiefen Graben etwas im Schnee stecke, das einer menschlichen Gestalt ähnlich war. Er sprang sofort aus dem Wagen und entfernte eilig den Schnee mit den Händen; — und in der nächsten Minute stand er wie vom Schlage gerührt da, denn es war nicht allein die Leiche eines erfrornen Menschen, — es war die Person, die er so lange mit Schmerzen gesucht hatte, — es war Riekchen!

Das arme, brave Mädchen war auf der Landstraße gestorben — vielleicht vor Kälte und Hunger!

Und das ist der Grund, mein Herr, warum der junge Monsieur D. diese Verse vom Frühling, gedichtet von Goethe und in Musik gesetzt von Weber, nicht anhören konnte ohne die heftigste Gemüthsbewegung, wie Sie vorhin gesehen haben.

Jenes Lied, welches Riekchen den übrigen Mädchen gelehrt hatte, wurde bald populär unter den deutschen Sängerinnen; es ist keine einzige hier, die es nicht kennt. In der „Amicitia“ indeß ist es den Mädchen untersagt, das Lied zu singen, wenn Monsieur D. anwesend ist; heute hatte man ihn unglücklicherweise unter der Menge nicht gesehen, daher jener Auftritt.

Es ist eine Geschichte, mein Herr, die leider kein fröhliches Ende hat; mir besonders ist die Erinnerung an das arme Kind peinlich. Doch daran läßt sich nichts mehr ändern. Trinken wir, meine Herren!“

Mit diesen Worten endete der Erzähler seine Geschichte, trank seine Tasse vollends leer, stellte die Pfeife bei Seite und zündete sich eine Zigarre an. Dann, in sein Phlegma zurückfallend, sagte er:

„Der Sturm hat aufgehört, die Straßen sind belebt, sollen wir nach Vauxhall gehen? Es ist gerade eine rechte Zeit dazu.“

Ich folgte ihm und der Abend verging unter jenen Scenen wilder und lärmender Freude, wie sie an solchen Orten üblich sind. Ermüdet und melancholisch, war ich endlich im Begriff fortzugehen und in mein Hôtel zurückzukehren, als ich mich plötzlich von einer dichten Kette singender und tanzender Matrosen mit ihren Mädchen umgeben sah und gezwungen war, gute Miene zum bösen Spiel zu machen, indem ich eine Weile an ihrem tobenden und wilden Tanz Theil nahm. Hätte ich mich geweigert, so wäre ich höchst wahrscheinlich nicht so leichten Kaufs mit diesen rohen Naturkindern fertig geworden.

Endlich entschlüpfte ich ihnen und sah unmittelbar darauf wieder den Herrn an meiner Seite, der mir die Geschichte Riekchens erzählt hatte und nur eben mit genauer Noth dem lärmenden Tanz mit den Matrosen entgangen war.

Schweigend nahm er meinen Arm, schritt mit mir zum Ufer der Meuse und winkte mir, mit ihm in ein bereitliegendes Boot einzusteigen, worauf er zwei düster blickende Ruderer bat, uns zu folgen. Schweigend stieß dann das Boot ab und glitt lautlos, nur durch den gleichmäßigen Schlag der Ruderer hörbar, über die glatte Wasserfläche dahin, in einem Nebel, so dicht und feucht, daß nur Diejenigen, die in Holland gewesen, eine Idee davon haben können.

Jetzt erst entdeckte ich, daß vor uns noch ein Boot dahinruderte, das uns indeß zu weit voraus war, als daß ich die Form und Gestalt desselben in dem Nebel deutlich hätte unterscheiden können.

Es schien mir ein dunkler Fleck zwischen all' den Lichtern an beiden Ufern des Kanals, denen der

feuchte Nebel die gewöhnlichen rothen Tinten gab. Nach und nach kamen wir dem Boote näher und nun entdeckte ich, daß es schwarz bemalt war und daß drei Männer in Trauer darin saßen.

Ich fragte meinen Begleiter, was das zu bedeuten habe, aber dieser legte den Finger auf die Lippen und winkte mir, stille zu seyn. Ueber eine halbe Stunde mochten wir so gerudert seyn, während welcher Zeit ich, in einen Lootsenmantel eingehüllt, fröstelnd dasaß, denn die Kälte war durchdringend, — als wir an einen großen Park kamen, der mit Pappeln und mit großen, flachen, bräunlichen Steinen dicht nebeneinander belegt war. Wir traten an's Land und näherten uns denselben. Auf jedem dieser Steine stand ein Name, ohne irgend eine weitere Inschrift, — unter jedem Stein war ein Grab. Wir waren auf **Croos-myk**, dem Kirchhof von Rotterdam.

Es gibt wohl schwerlich einen Friedhof, der einen melancholischeren Eindruck auf den Geist des Fremden macht, als eben dieser, der kein anderes Monument aufzuweisen hat, als die endlosen Reihen flacher Steine, welche alle symmetrisch einander gleich sind. Der einzige Vorzug, welcher hier den Reichen und Vornehmen zugestanden wird, ist die Erwerbung eines Familiengewölbes, das mit einem den Verhältnissen entsprechenden Stein bedeckt seyn muß; das ist Alles. Im Zentrum des Zirkels, den die auf solche Weise privilegirten Gräber bilden, zeigte mein Begleiter schweigend auf einen Stein; — auf demselben stand der Name: „Chatarina Friederike Colmann," darüber war ein **D.** eingravirt, der Name des jungen Kaufmanns.

„Da ruht sie nun," sagte mein Cicerone, „in der Familiengruft des braven jungen Mannes, für den sie starb. Er wird sie eines Tages wiedersehen in einer andern Welt."

Ein Gefühl tiefer Ehrfurcht erfüllte mein Herz, als ich bei dem schwachen Licht der flackernden Laterne dieses einfache, aber rührende Grabmal betrachtete. Ich konnte mich nicht enthalten, die kleine Blume, die zu Füßen des großen Steines aufgeblüht war, abzupflücken und sie als eine heilige Erinnerung für meine kleine Tochter mit in die Heimath zu nehmen. Die Reliquien solcher Märtyrer bringen Segen für den Besitzer.

Schweigend zupfte mich dann mein Begleiter am Arm und zog mich fort. Wir waren kaum gegangen, als drei in tiefe Trauer gekleidete Männer langsam und grüßend an uns vorbeischritten, dem Grabe zu.

„Haben Sie ihn erkannt?" flüsterte mein Führer. „Er war mit dabei, er besuchte sie heute auch, der arme Mann! Hätte sie gelebt, wäre sie jetzt sein Frau."

Ich habe die Erlebnisse dieses Abends in der „Amicitia" nimmer vergessen. Rieckchens Geschichte, obgleich sie ein in dem nüchternen Holland gewiß seltenes Stück Romantik enthält, ist trotzdem keine erdichtete, sie ist buchstäblich wahr; und in der Erwartung, daß auch Andere einem so edlen Herzen ihre Theilnahme nicht versagen werden, habe ich sie treu wiedergegeben, wie sie mir erzählt wurde.

Mannigfaltiges.

In der alten Stadt Coventry (Warwickshire) in England besteht aus alter Zeit eine sonderbare Sitte, nämlich der Umritt der Dame Godiva (**Lady Godiva Procession**), zur Erinnerung an die — von Tennyson in einem schönen Gedicht behandelte — Sage, daß einmal eine Gräfin von Coventry die Stadt von einer drückenden Auflage ihres hartherzigen Gemahls dadurch befreite, daß sie sich entschloß, an hellem Tag unbekleidet durch die Straßen zu reiten. Seit elf Jahren war die symbolische Nachahmung dieses Ritts nicht mehr gefeiert worden; am 22. v. M. aber fand er wieder statt und es scheint dabei ein wahrer Ueberfluß von Rittern, Damen, Herolden und Knappen entfaltet worden zu seyn, denn die dortigen Lokalblätter berichten, daß die Prozession $1^{1}/_{2}$ engl. Meilen lang war. Auch Elephanten und Kameele befanden sich im Zug. Die Darstellerin der Godiva war eine Kunstreiterin in „anständigem" fleischfarbenen Trikot.

Zweisilbige Charade.

Zwei Silben nenn' ich dir,
Der Stärke Sinnbild beide;
Die Erst' in dunkler Haide
Der Bäume Kron' und Zier.

Dich soll der Zweiten Laut
Zur Jagd, zum Siege wecken;
Doch — krönt es oft den Gecken,
Der Weiberschwüren traut.

Zwei Silben nenn' ich dir,
Sieh! auf der Ersten Spitze
Im hohen Wolkensitze —
Ein flügelschnelles Thier! —

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 83. Sonntag, 13. Juli 1862.

Ein anonymer Brief.

(Fortsetzung.)

Ernst setzte sich und sann über die Mittel nach, sich aus der Schlinge zu ziehen. Er glaubte sich allein; plötzlich aber fühlte er, wie eine Hand sich auf die Rücklehne des Fauteuils legte und gleichzeitig sprach eine sanfte Stimme:

„Nicht wahr, man quält Sie sehr, armer Vetter?“

Ernst sah sich um und erblickte Madame Launay, die ihn mitleidig betrachtete.

„Sie waren hier?“ rief er. „Seit wann? Ich erinnere mich nicht, daß ich Sie eintreten sah.“

„Ich kam in dem Augenblicke hierher, als Ihre Mutter sich entfernte, aber die Verliebten hören und sehen Nichts und ich bin Ihnen wegen Ihrer Zerstreutheit nicht böse. Sie haben nur Augen für sie.“

„Sie wissen demnach Alles?“

„Ja, vor vier Tagen schon erging diese Einladung an Frau von Septeuil. Es ist ein kleines, von Saint-Gilles eingeleitetes Komplott, das meine Cousine billigt. Keines will glauben, daß Ihre Liebe ernstlich gemeint sey.“

„Auch Sie glauben es nicht?“

„Ich kann ja nur errathen, da man mir Nichts vertraute. Was ich weiß, habe ich durch Ihre Traurigkeit erfahren, durch einige zufällig aufgefangene Reden, ein Wenig vielleicht auch durch Horchen.“

„Und wenn man Sie befragt hätte, was würden Sie geantwortet haben?“

„Ich hätte es abgelehnt, mich der Allianz anzuschließen.“

„Warum?“

„Weil man seine Verbündeten nicht verrathen darf.“

„Also beklagen Sie mich?“

„Wenn ich Sie nicht beklagte, wäre ich jetzt bei Ihnen?“

„Gute Adele! ja, ich leide, ja, ich bin unglücklich!“

„Aber Sie lieben und sind geliebt!“

„Ohne Zweifel.“

„Was mangelt Ihnen denn? Ein Glück, das von Ihnen abhängt. Sehen Sie, ich habe stets gedacht, daß die Frauen besser zu lieben wissen, als die Männer; denn sobald sie eine ernstliche Leidenschaft im Herzen tragen, kennen sie keine Hindernisse und trotzen leichter dem Tode, als Sie einen Augenblick der Verlegenheit und Beschämung.“

„Sie haben Recht,“ entgegnete Ernst, „ich bin schwach und fürchte, meine Mutter zu beleidigen.“

„Oder eines Tages zu bereuen?“

„Nein, — niemals! Wenn Sie Clementine kennen würden!“

„Nun, sprechen Sie offen, Ernst. Ich fürchte, ich habe Ihnen mit meinen letzten Worten wehe gethan. Ich sollte auch ganz schweigen, völlig neutral bleiben. Aber vielleicht ist es doch einer Freundin erlaubt, um Ihr Vertrauen zu bitten, um Sie zu trösten, wenn doch ein Anderer unaufgefordert sich das Recht anmaßt, Sie zu quälen. Antworten Sie mir: Sie lieben sie also sehr?“

„Ich könnte nicht ohne sie leben.“

„Ist sie hübsch? Ja, ohne Zweifel; aber ich meine sehr hübsch.“

„Mehr als Sie, Cousine.“

Schnell setzte er hinzu:

„Ich glaube wenigstens.“

„Lügen Sie nicht, Sie sind dessen sicher. Geistreich?“

„Mit Einfachheit; der Geist der aus dem Herzen kömmt. Wie der Ihrige, Cousine.“

„Ich will ihr nicht zum Spiegel dienen,“ entgegnete Adele lächelnd, „und ich frage nicht, nur damit Sie mir Schmeicheleien sagen. Kurz, Sie lieben sie. Sie sind gewiß, daß sie Sie wieder liebt, daß Sie ihre erste und einzige Neigung sind? Sie ist tugendhaft, nicht wahr?“

„Wer das Gegentheil sagte, müßte es beweisen, oder ich nähme ihm das Leben.“

„Mein Freund, wenn Ihr Herz frei und ungehindert wäre, eine Gattin zu wählen, Sie würden kaum hoffen, daß sie Jugend, Schönheit, Talent, Geist und Tugend vereinigt finden würden. Und nun, da Ihnen ein solcher Schatz gehört, verachten Sie ihn, denn Sie zögern, ihn zu bewahren. Und warum? Weil Sie vielleicht doch in einige der schönen Eigenschaften Zweifel setzen."

„Wie können Sie solches glauben? Nein, Clementine ist in meinen Augen die vollkommenste der Frauen."

„Nun, dann heirathen Sie sie und fragen Sie nicht um Rath."

„Ich werde auch nur mich um Rath fragen, meine gute Cousine. Meine einzige Besorgniß ist nur, wie ich die von meiner Mutter eingeleitete Verbindung brechen soll."

„Ist das Alles aber nicht ein wenig Ihre eigene Schuld? Wenn Sie vor einem Monat gesprochen hätten —"

„Ich will heute Abend nicht erscheinen. Wie aber Skandal vermeiden?"

„Ich sehe kein Mittel. Der Bruch muß erfolgen, aber nicht von Ihnen, sondern von der Baronin ausgehen. Ich an Ihrer Stelle würde, bis der Abend kommt, nicht daran denken. Wer weiß, ob nicht ein guter Engel über Sie wacht! Oft wenn man sich am unglücklichsten glaubt, ist man dem Glück am nächsten. Hoffen Sie; es ist immer ein Sieg über den gefürchteten Kummer und vielleicht kommt er nicht."

Ehe Ernst, der diese Zuversicht nicht theilte, fragen konnte, warum Adele sie hegen konnte, öffnete sich von Neuem die Thüre des Salons.

Madame Valabert erschien. Sie sah sorgenvoll und zerstreut aus und zerdrückte in ihren Händen einen Brief, der während ihrer kurzen Abwesenheit angekommen und ihr von dem Portier eingehändigt worden war.

„Mein Sohn," sagte sie mit einer Stimme, die wider ihren Willen heftige Bewegung verrieth, „Du kannst über Deinen Abend verfügen. Madame de Septeuil schreibt mir, daß sie meiner Einladung nicht folgen könne. Schicke auch einen Diener zu Herrn von Saint-Gilles, ich wünsche, daß er sich zu mir bemühe."

Sie entfernte sich, einige Worte murmelnd, die ihr Sohn nicht verstand.

Der junge Mann war erstaunt. Er sah seine Cousine an.

„Adele!" rief er, „was sagten Sie mir soeben? Daß der Bruch von der Baronin kommen müsse! Und nun ist es so! Sie wußten es?"

„Ich hoffte es."

„Der gute Engel, der über mich wachte, waren Sie!"

„Still!" sagte sie, „still!"

Leise sprach er wieder:

„Aber wie hat sich Alles zugetragen? O sprechen Sie, ich bitte, daß ich Ihnen danken kann."

„Was ich that, ist wenig; ich werde es Ihnen später sagen, wenn Sie mir nicht Vorwürfe machen wollen, die Sorgen errathen zu haben, die Sie mir nicht vertrauen wollten. Aber trennen wir uns jetzt. Kein Wort mehr, kein Heimlichthun, kein Blick des Einverständnisses. Ich sah Sie unglücklich, das ist die Entschuldigung meines Benehmens. Morgen, in einigen Tagen werden Sie Ihre Mutter von Neuem bitten und sie wird sich erweichen lassen. Verlieren Sie Ihre Zeit nicht bei mir; gehen Sie, wohin das Herz Sie ruft, zu Clementine, mein Freund, und lieben Sie sie immer, weil sie Ihrer würdig ist. Adieu, adieu."

Der Stolz der Madame Valabert war durch das Benehmen der Baronin verletzt und diese ihrerseits war ebenfalls zu stolz, einer Annäherung zugänglich zu seyn. Mit allem Aufwande an Diplomatie konnte Saint-Gilles die unterbrochenen Verhandlungen nicht wieder anknüpfen. Ohne Zweifel fürchtend, daß sie früher oder später an dem Familienstreit würde Antheil nehmen müssen, ging Madame Launay für einige Tage auf's Land zu einer Freundin ihrer Cousine.

Es dauerte lange, bis Ernst die Einwilligung, die er nachsuchte, erlangte. Wenn auch Madame Valabert zuweilen nahe daran war, sich durch die Bitten des jungen Mannes rühren zu lassen, so war Saint-Gilles immer bereit, ihr Nachgeben als Schwäche darzustellen. Er hatte durch das Scheitern eines seiner wichtigsten Projekte die empfindlichste Niederlage erlitten. Die fast beständige Anwesenheit des jungen Mannes bei Clementinen, oder doch in der Nähe ihrer Wohnung, machte es ihm unmöglich, seinen ersten Plan, sich an das Mädchen selbst zu wenden, auszuführen. Endlich, durch die Heftigkeit ihres Sohnes eingeschüchtert, gab Madame Valabert nach, jedoch unter der Bedingung, daß sie ihre Schwiegertochter nicht sehen würde.

Ernst besaß aus der Verlassenschaft seines Vaters ein Landgut etwa zwanzig Meilen von Paris. Wie die Verhältnisse standen, mußte er es vermeiden, durch ein sofortiges Einführen seiner Gattin in die Welt, seiner Mutter, die er endlich völlig zu besänftigen hoffte, Trotz zu bieten.

Er beschloß daher, die Erstere für einige Zeit wenigstens aus der Hauptstadt zu führen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Schmuggler.

An einem trüben regnerischen Märzabend des Jahres 1761 kreuzte eines jener schnellsegelnden französischen Küstenfahrzeuge, die bei den Seeleuten unter dem Namen **Chasse marée** bekannt sind, vor der Mündung der Schelde, deren schlammiges Wasser sich hier in die Nordsee ergoß und die grünen Wellen des Meeres mit graugelben Streifen durchzog.

Obwohl der Himmel bezogen und die See ziemlich unruhig war, wehte eine gleichmäßige schlanke Brise und „Sturmvogel" — das war der Name des Küstenfahrers — tanzte mit einer Leichtigkeit über die Wogen, daß auch nicht ein Tropfen Wasser sein Verdeck bespritzte.

Augenscheinlich hatte das Fahrzeug unlängst schlechtes Wetter gehabt oder sich in einer Lage befunden, wo es seine ganze Segelkraft hatte aufbieten müssen, denn in seiner Takelage war hier eine Spiere gebrochen und dort ein Tau gerissen, dessen Enden noch außerbords im Wasser schleppten. Auch in seiner ausgespannten Segelfläche zeigten sich mehrere Risse, die, um sich nicht zu vergrößern, in der Eile nach französischer Manier frisch mit einer dicken Lage Theer bestrichen waren. Trotzdem durchschnitt der Sturmvogel mit großer Schnelligkeit die Fluthen und kam mit der helfenden Fluth mit jedem Schlage, den er machte, eine bedeutende Strecke weiter in den Fluß hinein.

Auf dem Verdecke befanden sich vier Personen, von denen drei offenbar zu der Besatzung des Fahrzeuges gehörten. Der Eine von ihnen stand am Ruder und sah eher einem Waarenballen ähnlich. Sein Kopf war durch eine Regenkappe von Wachstuch, den sogenannten Südwester, so wie durch einen mächtigen wollenen Shawl, den er fünf- bis sechsmal um den Hals gewunden, ganz versteckt, während eine dicke Friesjacke, über die noch eine andere von geöltem Barchent gezogen war, den Oberkörper vor Nässe und Kälte schützte und die Füße in hoch hinaufgehenden Wasserstiefeln stacken. Er stand fast unbeweglich auf seinem Posten; nur dann und wann hob er den Kopf, um einen Blick auf die oberen Segel zu werfen, oder bewegte leicht die Ruderpinne, um das Fahrzeug näher an den Wind zu bringen. Die beiden anderen Seeleute, in ähnlicher Weise gegen die Unbill des Wetters geschützt, standen im Vordertheil des Schiffes und schienen eifrig den Horizont zu studiren, an dem sich seit Kurzem ein schwacher Schimmer der niedrigen holländischen Küste gezeigt hatte.

Die vierte Person, welche sich auf dem Deck befand, war ein in Mönchstracht gekleideter Mann von athletischem Körperbau, dessen Gesichtszüge durch einen breitkrämpigen Hut beschattet wurden. Er stand auf dem Hinterdeck an die Verschanzung gelehnt und schaute aufmerksam durch ein Fernrohr auf die dunklen Umrisse eines Segels, das im Kielwasser des Sturmvogels sich auf einige Meilen Entfernung am Horizont zeigte, mit der anbrechenden Dämmerung immer undeutlicher wurde. Die Sicherheit, mit welcher der Mönch das Fernrohr bei den schwankenden Bewegungen des Schiffes auf das fremde Schiff gerichtet hielt, verrieth, daß er nicht zum ersten Male auf der See, vielmehr genau mit dem stürmischen Elemente vertraut sey.

„Ah!" murmelte er in ziemlich profanen Worten, die schlecht zu seiner Kleidung paßten. „Ihr verdammten französischen Schufte dachtet mich zu fangen; diesmal aber habt Ihr die Rechnung ohne den Wirth gemacht und Ihr Halsabschneider müßt Euch bessere Segel anschaffen, wenn Ihr den Sturmvogel fangen wollt."

„Was meinst Du, Pieter," wandte er sich an den Mann am Ruder, „um ein Haar hätten sie uns am Kragen gehabt, als wir in der teufelmäßigen Nebelbank fast unser Bugspriet an ihrem Heck einrannten."

„Ja wohl," antwortete Pieter. „Es war ein Glück, daß der Nebel so dicht war und noch ein bischen anhielt, sonst würden wir nicht so leicht aus dem Bereiche ihrer Kanonen gekommen seyn."

„Schlecht schießen diese neugebackenen Republikaner doch nur," sagte der Mönch, „und um jene beiden Löcher in die Fock zu machen, haben sie ziemlich viel Pulver gebraucht. Mich hat nur das arme Kind dort unten gedauert," fuhr er fort, „kaum den Händen ihrer blutigen Verfolger entronnen, glaubte sie sich mit ihrem Vater unrettbar verloren, als der Franzose uns auf den Hacken war. Ich hatte alle Hände voll zu thun, um sie unter Deck zu halten und mußte meinen ganzen Vorrath an geistlichen Worten auskramen, um sie zu beruhigen."

„Ja, Ihr seyd ein vortrefflicher Mönch," lachte Pieter. „Wahrhaftig, wer Euch nicht genau kennt, sollte darauf schwören, daß Ihr ein Priester und nicht der kühnste Schmuggler seyd, der je zwischen Calais und der Schelde gefahren."

„Boje voraus am Backbord," rief jetzt einer der Leute von vorn und gab damit dem Gespräch eine andere Wendung.

„Aha!" sagte der Pseudomönch, indem er sein Fernrohr auf den gemeldeten Gegenstand richtete, den nur das geübte Auge eines Seemannes erkennen konnte, „das ist die erste schwarze Tonne der Schelde. Halt' einen Strich ab, Pieter, daß wir nicht darauf

kommen. So, nun gehen wir frei! Richtig, da ist auch die weiße Tonne an Steuerbord. Adieu, Sansculotten! für diesmal bin ich geborgen und auch meine Passagiere sind Eueren Klauen entronnen," rief er scherzend dem noch immer sichtbaren Segel zu, „in einer halben Stunde haben wir die schönste schwarze Nacht, die sich ein Schmuggler wünschen kann und wenn Ihr zwischen den Scheldebänken nicht so gut Bescheid wißt, wie ich, so gratulire ich zu einem gesegneten Strand."

„Doch nun, Pieter," fuhr der Mönch fort, „will ich mich einen Augenblick auf das Ohr legen, damit ich Euch nachher ablösen kann. Nach sechsunddreißigstündigem Wachen thut uns Beiden ein Bischen Schlaf noth. Lass' die da vorn die Augen gut aufhalten und das Loth fleißig gebrauchen, damit wir nicht auf den Strand laufen und uns morgen bei Tage der Zollkutter einen Besuch macht. Heute Nacht, denke ich, wird er uns wohl in Ruhe lassen und wenn der Wind so stehen bleibt, werden wir gegen zwei Uhr in Terneuse liegen. Wenn etwas passiren sollte, klopfe nur dreimal auf's Deck, Du weißt, ich habe keinen festen Schlaf. Gute Wache, Pieter!"

„Gute Ruh, Schiffer!" entgegnete Pieter dem Mönch, in dem wir bereits den Seemann und Herrn des Fahrzeuges erkannt haben, und dieser verschwand in der Luke unter Deck.

Das Wasser wurde jetzt etwas ruhiger, da das Fahrzeug in den Schutz des Landes kam.

Geräuschlos durchschnitt der Sturmvogel die dunkeln Fluthen und für lange Zeit herrschte auf seinem Verdeck eine lautlose Stille, die nur durch die Rufe des Mannes am Loth, wenn er die Wassertiefe meldete, oder durch das Kommando Pieters unterbrochen wurde, wenn er mit dem Schiffe wendete.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

In Paris hat sich kürzlich Folgendes ereignet: Eine sehr elegant gekleidete Dame steigt ein, setzt sich mit vielem Aplomb und legt ihre feinbehandschuhten Hände zierlich gekreuzt in den Schooß. Eine schnelle Bewegung, die von einer dritten Hand auszugehen schien, richtete die Blicke eines gegenübersitzenden Herrn auf die Dame, dessen Aufmerksamkeit sich schärfte, als er auf der andern Seite das Auftauchen und Verschwinden eines vierten Armes bemerkte und nun entdeckte, daß die mit so feinen Handschuhen bekleideten Hände nur künstliche, von Kautschuk, waren, daß die natürlichen unter dem Kleide verborgen nur erschienen, um Entdeckungen und Operationen in den Taschen der Nachbarn zu machen. Eine starke Frau, die neben der Vierhändigen gesessen, gab jetzt dem Kondukteur das Zeichen, daß sie aussteigen wolle. „Verzeihen Sie, Madame," rief jetzt der junge Mann, „vermissen Sie nichts, haben Sie nichts verloren?" Erstaunt sah die Frau ihn an. „Nein, mein Herr." „Aber ich bitte Sie, sehen Sie in Ihre Tasche." „Gerechter Gott, wo ist mein Portemonnaie?" „Fehlt Ihnen auch nichts?" wandte sich der Inquisitor an den zur Linken der feinbehandschuhten Dame Sitzenden. Dasselbe Erstaunen, doch fuhr der Gefragte schnell mit der Hand in die Tasche, das Portemonnaie war da, aber — die Uhr fehlte. Die Kautschukdame hatte die Zeit der Fragen und Erklärungen dazu benutzen wollen, um auszusteigen; der strenge Beobachter aber hielt sie freundlich zurück und vertraute sie der Gesellschaft zweier vorüberpromenirenden **sergents de ville** an, die in ihr eine sehr bekannte Dame ermittelten und die Vierhändige in sichere Obhut nahmen.

(Auch ein Kuriosum.) Die „Mainzer Ztg." schreibt: Sage noch Einer, daß Mainz keine kosmopolitische Stadt sey! Unsere Sprache ist deutsch, unser Gesetz französisch, unsere Regierung hessendarmstädtisch, unsere Kirche römisch, unser Gouvernement österreichisch, unsere Kommandantur preußisch, unsere Garnison großentheils italienisch, unsere Post thurn- und taxisch, unser Gaswerk badisch, unser Telegraph bayerisch rc.!

Ein „gebildeter" Schustersjunge. Das „Friedberger Intelligenzblatt" vom 14. Juni d. J. enthält unter Nr. 1089 folgende von humaner Gesinnung inspirirte, die Würde des Schusterjungenstandes wahrende Annonce: „Ein gebildeter junger Mann, mit den nöthigen Vorkenntnissen versehen, kann in die Lehre treten bei Georg Rausch, Schuhmachermeister."

Oelfarbeflecken an Fensterscheiben werden entfernt, wenn man dieselben mit schwarzer Seife bestreicht, die man mehrere Stunden darauf stehen läßt.

Auflösung der zweisilbigen Charade in № 82:

Eichhorn.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter für Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 84. Dienstag, 15. Juli 1862.

Ein anonymer Brief.

(Fortsetzung.)

Um Clementinen seine Anordnungen und den für ihre Verbindung festgesetzten Zeitpunkt zu verkünden, begab er sich wieder nach der Rue de Fürstemberg. Ganz von seinen Gedanken erfüllt, ging er schnell und zerstreut. Als er in das Haus eintrat, stieß er gegen einen jungen Mann, der gerade herauskam. Sie betrachteten sich einen Augenblick, ohne daran zu denken, sich zu entschuldigen; dann ging der Unbekannte weiter.

Als Ernst an Clementinen's Thür klopfte, schlug sein Herz heftig; er machte sich über den beleidigenden Argwohn, der ihn ungeachtet seiner Liebe unaufhörlich quälte, Vorwürfe. Es schien ihm, daß Marianne verlegen war, und daß Clementine erröthete, als er der Begegnung erwähnte; aber er schämte sich seiner Eifersucht; und bald durch ihre sanfte Zärtlichkeit beruhigt, vergaß er Alles über der nahen Zukunft, die ihm so viel Glück und Seligkeit verhieß.

Das Landhaus, in das er seine Frau zu führen gedachte, war seit drei Jahren unbewohnt gewesen; es bedurfte der Instandsetzung, sie zu empfangen. Ernst wollte selbst hingehen und ungefähr acht Tage von Paris abwesend bleiben, um die Anordnungen zu überwachen und zu beschleunigen. Diese Trennung war die erste, seit sie sich liebten; obgleich ihre Dauer nur kurz seyn sollte, war doch der Abschied schmerzlich, als ob sie sich nie wiedersehen würden.

Die Woche ging vorüber. Als Ernst nach Paris zurückkehrte, fand er den von Ternisien kopirten Brief, dessen Adresse, wie im ersten Kapitel erzählt wurde, von einer andern Hand geschrieben worden war.

4.

Unterdeß saß Clementine traurig an dem Platze, wo wir sie das erste Mal gesehen; ihr Ohr lauschte auf jedes Geräusch und ihre Blicke schweiften mit mehr unruhigem als hoffnungsvollem Ausdruck abwechselnd vom Fenster nach der Thür. Wie groß war ihre Freude gewesen, als Ernst ihr seinen Entschluß verkündete! Je mehr sich indeß der ersehnte Zeitpunkt nahte, je mehr zog sich ihr Herz in banger Vorahnung zusammen.

Ernst war jetzt acht Tage fort und diese erste Abwesenheit, die sie erlitt, hatte sie vertheidigungslos der Angst ihres eigenen Herzens und zu gleicher Zeit gewissen Intriguen überliefert, die sich in ihre Abgeschiedenheit eingedrängt.

Am Tage nach der Abreise ihres Geliebten hatte Saint-Gilles, den sie früher bei ihrer jungen Schülerin gesehen zu haben sich erinnerte, sich bei ihr eingefunden und ohne Umstände ein Gespräch anknüpfend, ihr die Heirathsprojekte mit Fräulein von Septenil mitgetheilt, welch glänzende Aussicht sie zu zerstören im Begriff sey. Er schilderte mit starken Farben die Verzweiflung der Mutter, ihr schmerzliches Widerstreben, sich endlich den Wünschen des Sohnes zu fügen und setzte hinzu, daß man die letzte Hoffnung auf ihre Großmuth und ihr Zartgefühl gesetzt. Um seine schönen Vorschläge annehmbar zu machen, verfehlte Saint-Gilles nicht, sie mit starken Schmeicheleien zu würzen. Man hege, so sagte er, eine achtungsvolle Meinung von ihr, daß man kaum überrascht seyn würde, wenn sie, von der Sachlage genauer unterrichtet, ihre Liebe der Zukunft und dem Glücke des jungen Valabert zu opfern sich willig zeigte; man hielte sie für uneigennützig genug, um nicht an ihrer Ergebenheit zu zweifeln und zu aufrichtig in ihrer Zuneigung, um eine Zögerung ihrerseits, Ernst's Interessen vor den ihren zu fördern, zu befürchten.

Dies Alles wurde mit Schonung, aber doch mit einem Ausdruck gesagt, der den Scepticismus des Weltmannes, der jede wirkliche Zuneigung läugnet, verrieth. Es blieb ihm noch ein letztes Argument: das einer pekuniären Entschädigung so vieler getäuschten

Hoffnungen. Er wagte nicht, solches anzubieten, ungeachtet des Erfolges, den er sich davon versprach.

Clementinens Haltung imponirte ihm zu sehr, als daß er es aussprechen konnte. Saint-Gilles zog sich zurück, ohne eine entscheidende Antwort erlangt zu haben, indem er sich begnügte, sie zu bitten, ihn ihre Entschließung wissen zu lassen.

Nach einer Nacht fieberhafter Schlaflosigkeit schickte sie ihm einen Brief mit nur den Worten:

„Wenden Sie sich an M. Ernst Valabert."

Damit war der Unterhändler auf ein Terrain zurückgeschickt, auf dem er beständig geschlagen worden war.

Aber diese Versuche, dieser Anruf an ihre Großmuth, dieses ein wenig übertriebene Bild von der Verzweiflung der Madame Valabert, hatten Clementinens ganze Sicherheit zerstört, zeigten ihr die Gegenwart voller Kämpfe und die Zukunft ungewiß und düster. Zum ersten Mal gedachte sie ernstlich der Intriguen, mit welchen eine vielvermögende und ehrgeizige Familie sie umgeben konnte. Aber sie glaubte es Ernst schuldig zu seyn, auszuharren und seinem Schutze zu vertrauen.

„Wenn seine Mutter," seufzte sie bei sich unter zahllosen Thränen, „statt dieses Mannes gekommen wäre, ich hätte mich ihr zu Füßen geworfen und ihre Barmherzigkeit erfleht, Sie würde erkannt haben, daß ihrem Namen von mir keine Unehre drohte, daß ich ihr eine zärtliche und ergebene Tochter, eine treue Gattin ihres Sohnes seyn würde. Der Blick einer Mutter trügt nicht, wenn es sich um die Zukunft des einzigen Kindes handelt."

In ihrem großen Schmerz fiel es ihr wohl ein, zu Madame Valabert zu gehen und sich ihrem Schutze zu übergeben, allein natürliche Scheu hielt sie davon ab. Wenn sie Madame Launay, diese aufrichtige und nachsichtige Freundin, deren edles, hülfreiches Benehmen Ernst ihr geschildert hatte, gekannt hätte, so würde sie vielleicht bei dieser Trost gesucht haben; allein auch hier mangelte ihr der Muth. So sah sie während dieser acht qualvollen Tage, allein und ihren Befürchtungen überlassen, sich ohne andere Stütze, als das Vertrauen zu Ernst. Aber er war fern und sie kannte seine Schwäche.

Andere Sorgen peinigten ihren zur Uebertreibung des Uebels jetzt so geneigten Geist: Ernst könnte einst das ihr gebrachte Opfer bereuen und der Herrschaft seiner Mutter wieder vollen Einfluß gestatten; die seinem Charakter innewohnende Eifersucht ihren häuslichen Frieden mit Hirngespinnsten umdüstern! Wäre sie mit den Uebeln dieser Welt und den Vortheilen, welche die Verläumdungssucht aus den geringsten doppeldeutigen Umständen zu ziehen weiß, vertrauter gewesen, so hätte sie sich bestrebt, auch den kleinsten Schein, der gegen sie sprechen konnte, zu meiden.

Sie hätte die Nothwendigkeit eingesehen, einen andern geheimnißvollen Besuch, den sie einige Tage nach demjenigen des Herrn von Saint-Gilles empfangen, zu erklären. Allein in ihren Augen hatte jetzt nur der Gedanke an Ernst und an die Kämpfe, die ihm wie ihr drohten, Wichtigkeit.

Sie dachte, daß er wahrscheinlich schon zurückgekehrt sey und hoffte stündlich auf sein Kommen. Die Klingel wurde heftig gezogen. Clementine erzitterte.

„Er ist es!" rief sie, „er ist es!"

Sie stürzte gegen die Thür.

Ernst trat ein.

Clementinens Freude war von kurzer Dauer. Es war nicht mehr derselbe Mann. Sein Gesicht zeigte eine erschreckende Blässe, die Augen funkelten, die Lippen bebten. Sie wollte sprechen und konnte ihn nur schweigend anblicken. Wortlos schloß er die Thür und durchschritt rasch das erste Gemach. Sie folgte ihm.

Er heftete einen Blick auf sie, so streng, wie wenn er bis in die geheimsten Falten ihres Herzens eindringen wollte. Eine seiner Hände, die er im Ueberrock verborgen hielt, bewegte sich krampfhaft, als ob sie seine Brust zerreißen sollte. Mit der andern Hand packte er Clementinens Arm und zwang sie, ihm nahe zu bleiben.

Der Blick und besonders sein Schweigen erschreckten sie mehr und mehr.

„Mein Gott!" rief sie, „was ist Dir? Ernst, hab' Erbarmen, sprich!"

„Setze Dich!" sprach er düster und befehlend.

Sie gehorchte, von dem Wort und der Bewegung, die es begleitete, unterjocht.

Ernst machte eine Anstrengung, um seiner Aufregung Herr zu werden. Er schwieg noch einige Augenblicke, als ob er sich sammeln wolle, sich besser an der wachsenden Unruhe des armen Mädchens zu weiden. Dann, ohne den Blick von ihr zu wenden, sagte er kalt, um sie mit einem Wort zu prüfen:

„Also Du hast mich betrogen!"

Das beklagenswerthe Wesen fuhr entsetzt zurück. Die Sprache versagte ihr, sie glaubte ihr Ende gekommen. Ernst, der sie noch immer krampfhaft bei der Hand hielt und sie vor dieser unerwarteten Anschuldigung so bewältigt sah, schüttelte sie rauh und rief zornig:

„Antworte! So antworte doch!"

Aber vergebens suchte er sie aufzurütteln. Sie antwortete nicht. Alle ihre Befürchtungen hatten

sich erfüllt: die Intriguen, die ränkevollen Erfindungen vereinigten sich jetzt zum Angriff gegen sie! Furchtbarer Verdacht! Ernst liebte sie nicht mehr; durch seine Familie besiegt und in Uebereinstimmung mit ihr, griff er nach einem Vorwande, um sich ihrer zu entledigen. Ein Abgrund hatte sich zu ihren Füßen aufgethan und sie mußte hineinstürzen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Schmuggler.

(Fortsetzung.)

Während dem trug sich auf einem Theil des Schiffes eine Scene zu, die mit unserer Erzählung etwas näher im Zusammenhange steht.

In der kleinen, aber sehr bequem und geschmackvoll eingerichteten Kajüte, die durch eine von dem Deck herabhängende Lampe unsicher erleuchtet wurde, befanden sich zwei Männer, deren einer sich so gesetzt hatte, daß sein Gesicht vollständig im Schatten war, während er deutlich die Züge des Mitreisenden beobachten konnte, auf den der volle Schein des Lichtes fiel.

Letzterer, ein alter Mann mit weißem Haar, lag zurückgelehnt auf einem Ruhebette, das augenscheinlich von sorgsamen und zärtlichen Händen bereitet war. Sein Aeußeres war ehrfurchtgebietend und ein über ihn gebreiteter Soldatenmantel verrieth den alten Militär, der sich auch außerdem in der ganzen Haltung des Kranken und in dem dichten Schnurrbart bekundete, dessen Spitzen mit Sorgfalt aufwärts gedreht waren. Seine Züge hatten einen edeln Ausdruck und obwohl sein Körper durch Kummer und Krankheit mehr als durch Alter gebeugt schien, zeugte sein Blick von ungeschwächter geistiger Kraft.

Der andere Bewohner der Kajüte war ein junger Mann von etwa 25 Jahren, mittlerer Statur, dessen feingeformte Gliedmaßen zugleich muskulös waren und dessen schlanker Körperbau eben sowohl auf die große Gewandtheit, als außergewöhnliche Stärke schließen ließ.

Sein Gesicht war schmal, ebenso seine Stirne, das Haar schwarz und schlicht, die dünnen Lippen zusammengekniffen, die Augen tiefliegend, aber durchdringend und der unstäte Blick schweifte rastlos umher. Auf seine äußere Erscheinung war eine große Sorgfalt verwendet, jedoch machte sie auf den Unbefangenen einen unheimlichen Eindruck.

„Wie befinden Sie sich, General?“ fragte er nach einer Pause den Kranken auf Französisch, als dieser unter einem plötzlichen Schmerzensanfalle zusammenzuckte.

„Schlecht, sehr schlecht, Düval,“ antwortete der Angeredete mit matter Stimme, „und das so nahe unserm Ziele. Ich fühle, daß ich es nie erreichen werde. Meine arme, arme Helene! Doch stören Sie sie noch nicht,“ fügte er rasch hinzu, „ein wenig Zeit wird mir noch übrig bleiben und das theuere Kind hat so lange an meinem Lager gewacht, daß sie ruhen muß.“

„Vertrauen Sie mir, General,“ sagte Düval mit weicher Stimme. „Alles, was Sie wünschen, soll gethan werden, so lange es in meinen Kräften steht.“

„Dank, tausend Dank,“ erwiederte der Kranke und ergriff die Hand des Sprechenden, die er warm drückte. „Wenn ich unterwegs sterben sollte,“ fuhr er fort und ein Schatten verdunkelte seine Züge, „meine Papiere und mein Testament, das, wie Sie wissen, gerichtlich aufgenommen ist, sind dort in jener Kasette;“ dabei deutete er auf einen kleinen Koffer, der auf dem Fußboden der Kajüte stand.

Düval nickte schweigend, als Zeichen des Verständnisses.

„Verbannt aus meinem Vaterlande, verfolgt von dem Convent wegen meiner Treue für das unglückliche Haus der Bourbons und meiner Güter beraubt, habe ich dort noch etwas gerettet, um sie in besseren Zeiten erhalten zu können. Glücklicher Weise hatte ich Gelegenheit, genug nach Holland zu schaffen, um wegen Helenens Zukunft außer Sorge zu seyn — Sie stutzen,“ unterbrach er sich, als Düval bei dieser Mittheilung unwillkürlich zusammenfuhr; doch als dieser verneinend das Haupt schüttelte, fuhr der Sprechende erläuternd fort, „Ja, durch meinen alten Notar in Calais, der mein Codicill hinzufügte.“

„Ein Codicill!“ rief Düval mit schlecht unterdrücktem Erstaunen aus, „und ich nicht dabei.“

„Das ist wahr, Sie waren zufällig abwesend. Vater Maizier, der mit uns reisende Mönch, diente als Zeuge und unterschrieb es,“ entgegnete der General, dessen Kräfte immer mehr zu schwinden schienen.

„Ah so — ja, ja,“ murmelte Düval.

„Durch meinen Notar übermittelte ich auch den größten Theil meines baaren Vermögens in die Hände eines Mannes, der meiner Helene Bruder und Freund seyn wird.“

„Bruder — Freund — ah!“

„Er ist der Sohn eines Mannes, der mit mir durch die Bande der Freundschaft auf das Engste verknüpft war. Wir dienten mit einander in den Kolonieen, kämpften Mann neben Mann in vielen Schlachten, durchstreiften zusammen die Wälder der Tropen und die unwirthbaren Steppen Kanada's. Wir dankten einander unser Leben und Armand Parceval ist seines Vaters würdiger Sohn. Er wird

sich meiner Helene annehmen und ihr Alles, Vater, Bruder und Freund seyn. O, wäre es mir doch vergönnt, ihre Verbindung zu segnen! Dieser Brief" — der General zog einen solchen bereits versiegelt unter seinem Kopfkissen hervor und händigte ihn Düval ein — „dieser Brief wird Sie bei ihm einführen und empfehlen. Sie erinnern sich doch seiner, Düval, nicht wahr?

Dieser neigte statt der Antwort das Haupt, aber eine dunkle Wolke beschattete seine Züge.

„Ich beschwöre Sie bei Ihrem Seelenheil," fuhr der Kranke in feierlichem Tone fort, „ihn in Antwerpen, wo er jetzt lebt, aufzusuchen und Sie werden sehen, daß auch Sie von mir nicht vergessen sind und ich dankbar gewesen bin für die Dienste, welche Sie mir während so langer Jahre und in einer so schweren Zeit geleistet. — Vertrauen Sie daher Armand, er hat versprochen, uns entgegenzukommen und will in —" Düval bog sich bei diesen Worten, die immer leiser gesprochen waren, zu dem Kranken nieder, um den Namen des Ortes zu verstehen, allein er vernahm nur undeutliche Laute und unzusammenhängende Sätze, wie sie in Phantasien ausgestoßen werden.

Nach einer kleinen Pause schien der General wieder zu sich zu kommen; jedoch jetzt konzentrirten sich seine Gedanken auf einen andern Punkt, der schwer auf ihm zu lasten schien. „Mein Sohn, mein Etienne," rief er schmerzlich aus, „o, warum kann ich Dich nicht noch einmal sehen! — Düval, Sie kennen ihn; in dem wilden Stolze seines Jugendthumes hat er in Folge eines harten Wortes das Vaterhaus verlassen! Seine Mutter ruht lange in ihrem Grabe, aber ihren Segen hat sie ihm zurückgelassen! Suchen Sie ihn auf, Düval, und bringen Sie ihm auch meinen Segen — meine Vergebung. In späteren Jahren mag er wieder fordern, was man mir geraubt. Dort sind wichtige Papiere für ihn — dort — auch — Düval — den Priester! Rufen Sie den Vater Maizier; doch zuerst mein Elixir — die Medizin — das Elixir." — Düval hatte sich über den erschöpften Kranken gebeugt und jedes Wort desselben förmlich verschlungen. Seine Wangen bedeckte eine Leichenblässe, seine Augen starrten in unheimlichem Glanz und er biß die Lippen sich blutig. Ein dämonisches Lächeln umspielte seinen Mund, als des flüchtigen Sohnes Erwähnung geschah und zeigte für einen Augenblick zwei Reihen blendend weißer Zähne.

„Das Elixir, den Priester!" murmelte er. „Das eine ist hier, aber der andere — bah!" Dabei nahm er ein Fläschchen aus dem Tischkasten, goß ein paar Tropfen des Inhalts in ein Glas Wasser und reichte es, mit zitternder Hand und bei den Bewegungen des Fahrzeuges es halb verschüttend, dem Kranken. Dieser trank es mit geschlossenen Augen und sank, scheinbar in tiefem Schlaf und vollständig erschöpft, auf sein Lager zurück.

„Schlaf, schlaf," flüsterte Düval, „und erwache nie mehr. Er hat noch zwanzig Jahre Leben in sich, trotz des Fiebers," fügte er mit satanischem Lächeln hinzu; „desto schlimmer für mich, da ich gezwungen bin, ein Verbrechen zu begehen, um meinen Zweck zu erreichen und desto schlimmer für ihn, da er sterben muß. Manche würden zu Stahl oder Gift ihre Zuflucht nehmen — die Dummköpfe! ich werde weder Spuren des einen noch des andern zurücklassen."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Galizischer Bauernwitz.) Vor kurzem eilte ein Lastzug im vollen Gange auf der galizischen Karl-Ludwigs-Bahn dahin, als ihm von zwei Landleuten, die sich von weitem dem Zuge entgegenstellten, abgewinkt wurde. Als der Zug zum Stillstand gebracht wurde, verlangten die Landleute von dem ihnen entgegeneilenden Zugbegleitungspersonale, welches sich um die diesfällige Veranlassung eifrigst erkundigte, Feuer zum Anzünden ihrer Tabakspfeifen! Der Fall wurde unverweilt der kompetenten Behörde angezeigt.

Tragische Enthüllungen mußte dieser Tage in der Wiener Vorstadt Mariahilf ein neuvermähltes Ehepaar erfahren. Die Hochzeit desselben, welche zufolge eines von dem Brautwerber in hiesigen Blättern inserirten Antrages zu Stande kam, in welchem Inserate sich derselbe als solider Mann mit einem jährlichen Einkommen von 2000 fl. gerirte, wurde im Laufe der vorigen Woche daselbst gefeiert. Gleich darauf erlebte die neuvermählte Gattin eine höchst unangenehme Ueberraschung, weil ihr Gatte in Folge einer bedeutenden Schuldforderung gerichtlich gepfändet wurde. Dem Manne jedoch war eine ähnliche Enttäuschung vorbehalten, denn das Vermögen seiner Frau, welches dieselbe vor der Hochzeit mit 6000 fl. ausgewiesen hatte, stellte sich als ein auf einen Wechsel erwirktes Kapital heraus, welches dieselbe innerhalb eines Monats zu berichtigen acceptirt hatte. Dieses kaum vermählte Ehepaar hat gegenseitig beschlossen, sich in Güte zu trennen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 83. Freitag, 18. Juli 1862.

Ein anonymer Brief.

(Fortsetzung.)

Ernst, fast erschreckt von seinem leichten Siege, hub, sich abermals bezwingend, wieder an:

„Ich will ruhig seyn; höre mich. Diese Unterredung ist vielleicht die letzte zwischen uns; wenn Du Dich nicht rechtfertigen kannst, so sind wir auf immer getrennt. Aber ich will nicht richten, ohne Dich zu hören. Wenn Du mich täuschtest, warst Du doppelt strafbar, denn ich vertraute Dir doch immer im Grunde meines Herzens, ich wäre beschämt gewesen, Deine Schritte zu bewachen. Ich liebte Dich und hätte Dir Alles geopfert: meine Mutter, Freunde, Vermögen —“

Clementine machte eine Bewegung. Sie begriff endlich, bis zu welchem Grade er sie anschuldigte. Eine jähe Röthe bedeckte ihre Stirne und Wangen und auch diesmal schwieg sie, aber aus freiem Willen und weil sie zu tief verletzt war.

Eine neue Pause folgte.

Ernst fuhr dann fort:

„Sprich offen, Clementine, bin ich der einzige Mann, der dieses Gemach betreten? Besinne Dich wohl, — hast Du keinen andern empfangen?“

„Ach, ist es nur das?“ rief sie. „Ja, Einer, den Du kennst, einer Deiner Freunde, M. de Saint-Gilles.“

„Saint-Gilles!“ sagte Ernst überrascht.

„Er hat mich durch seine Reden auf diese furchtbare Scene vorbereitet.“

„Er! das muß er mir erklären. Aber es ist nicht das. Du sagst mir Nichts von jenem Andern, von dem jungen Mann, dessen heimlichen Besuch man mir enthüllt hat.“

„Ah,“ sagte Clementine, sich plötzlich an ein vergessenes Ereigniß erinnernd, „was hat man Dir gesagt —?“

„Was man mir gesagt hat?“ rief Ernst, mit Wuth ein Blatt zerknitternd, das er aus dem Busen gezogen; „man hat mir gesagt, daß vorgestern Abend, während ich noch abwesend war, ein junger Mann, sorgfältig in einen Mantel gehüllt, von Marianne geführt, hier eingetreten ist und Dich erst zwei Stunden später verlassen hat; daß dieser junge Mann öfters hier erschienen, obwohl Du nie davon zu mir gesprochen; endlich, daß Du ihn vor mir gekannt, daß er Dich geliebt und Dein Gatte hat werden sollen. Ist es wahr? Muß ich ihn Dir noch nennen?“

„Es ist unnöthig,“ fiel Clementine mit Würde ein. „Wer hat Dir diese Mittheilung gemacht?“

„Dieser Brief,“ antwortete Ernst. „Kannst Du ihn Lügen strafen?“

„Wer hat ihn unterzeichnet?“

„Er ist nicht unterzeichnet; aber gleichviel, wenn er die Wahrheit sagt —“

„Ein anonymer Brief!“ sprach Clementine mit einem Lächeln der Verachtung. „Das ist es, woran Du glaubst! Eine feige Anschuldigung vernichtet in Deinem Herzen die Beweise, die ich Dir von meiner Liebe gegeben! Du hast so viel Achtung für mich, daß es dem ersten Besten gelingen kann, mich bei Dir zu erniedrigen, ohne daß er nur genöthigt sey, für seine Verläumdungen einzustehen! Ach, Ernst, welche Zukunft hättest Du uns bereitet!“

„Anstatt anzuschuldigen, vertheidige Dich. Wenn der Verfasser dieses Briefes log, so werde ich ihn entdecken und bestrafen. Wenn er mich aber über einen Verrath aufklärt, dessen Opfer ich werden sollte, so ist es ein Freund und ich muß ihm danken. Höre jetzt und sage mir, welchen Namen er verdient.“

Ernst entfaltete das Blatt und las mit erstickter Stimme:

„Mein Herr!

„Jemand, der Antheil an Ihnen nimmt, aber sich keinem Hasse aussetzen mag, glaubt die Hülle der Anonymität nehmen zu dürfen, um Sie über

die Aufführung einer Frau aufzuklären, die nahe daran ist, Ihren Namen zu empfangen. Ich weiß nicht, ob Sie der Erste in ihrer Neigung sind; aber Sie sind nicht der Erste, der sie zum Altar hat führen sollen. Ein junger Mann aus ihrer Vaterstadt, seit lange mit ihr vertraut, hat sie leidenschaftlich geliebt und wollte sich mit ihr verbinden. Diese Heirath war nicht mit derjenigen zu vergleichen, welche Sie ihr boten. Sie hat ihm entsagt, aber nicht aufgehört, ihn zu sehen. Schon in der ersten Zeit Ihrer Bekanntschaft mit ihr, hat er sie besucht. Er ist wiedergekommen, Sie sind ihm einmal an ihrer Thüre begegnet; und nun da eine Trennung nothwendig geworden, hat er von ihr Abschied genommen. Ihre Abwesenheit von Paris hat die letzten Zusammenkünfte begünstigt. Gestern Abend hat sich Herr Julius Dupre, verhüllt, von der Dienerin geleitet, vorsichtig zu ihr begeben; erst nach zwei Stunden hat er sie verlassen —"

„Für immer!" rief Clementine aufstehend, „für immer!"

„Du gibst also zu, daß er gekommen ist!"

„Ja; aber höre jetzt auch mich."

„Nein, Nichts, — Nichts —" sagte Ernst zornbebend.

„Höre mich. Kannst Du mich so anklagen, ohne mir eine Erwiederung zu gestatten? Ich bin unschuldig. Mein einziges Unrecht ist, daß ich ein Geheimniß vor Dir hatte, allein Deine Neigung zur Eifersucht ist die Ursache davon. Dieser junge Mann war mir früher von meinem Vater bestimmt. Er war mir gleichgiltig; ich verließ meine Heirath, ohne ihn mir zu benachrichtigen. Er kam einmal hieher, um mir die Absicht unserer Familie in's Gedächtniß zurückzurufen. Ich ließ ihm keine Hoffnung und dennoch, Ernst, kannte ich Dich damals noch nicht. Er liebt mich, es ist wahr. Er ist wiedergekommen, das ist auch wahr, auch vorgestern sah ich ihn. Ich habe ihm nichts verborgen, weder meine Liebe zu Dir, noch Dein edelmüthiges Benehmen, noch das Loos, das meiner wartete. Er verließ mich, ergeben, ohne Hoffnung und ich sagte, für immer. Die Vorsichtsmaßregeln, von denen die Rede, habe ich nicht veranlaßt und nicht gutgeheißen. Dieser Besuch war für mich von keiner Bedeutung; er hat mich unvorbereitet getroffen, ich erwartete nur den Deinen; und wenn ich noch nicht davon sprach, so geschah es, weil ich noch nicht daran denken konnte."

Diese einfache Sprache milderte allmälig den Argwohn des jungen Mannes. Die Unruhe seines Herzens sänftigte sich und er fing an, sich zu schämen, daß er sich so leichtgläubig gezeigt.

Durch den aufrichtigen Ausdruck ihrer Erklärung erschüttert, war er schon bereit, vor dieser Frau, die wieder sein Idol zu werden begann, auf die Kniee niederzusinken, als sein Blick auf den Schluß des Briefes fiel, den er Clementinen noch nicht gelesen hatte. Es gelüstete ihn nach einer letzten Prüfung.

„Vergebung," sagte er, „tausendmal Vergebung, wenn ich Dich verkannt, wenn ich Dich ungerecht beargwöhnt habe! Das Uebermaß meiner Liebe macht mich mißtrauisch. Zürne nicht meiner Aufregung. Dein Verbergen dieser Vorgänge möge mir als Entschuldigung dienen. Verzeihst Du mir?"

Sie legte eine Hand auf's Herz, die andere überließ sie ihm. Er bedeckte sie mit Küssen. Sie sagte:

„Ach, Ernst, Du hast mir sehr wehe gethan, und ich glaubte nicht, daß man so viel leiden könne, ohne zu sterben."

„Jetzt," fuhr er fort, „verleihe mir als Bürgen dieser Aussöhnung jenes Pfand, das Du mir bis jetzt so hartnäckig verweigert, den Ring, der Dir von Deiner Mutter geblieben. Je mehr Dein Herz ihm Werth beilegt, je theuerer wird mir das Opfer seyn."

Sie erwiederte lächelnd:

„Hast Du vergessen, was ich Dir sagte? Warum dieses Verlangen? Und welch große Bedeutung hat denn dieser Ring in Deinen Augen?"

„Enthält er nicht die Haare meiner theueren Clementine? Haare von ihrer Stirne gelöst, als sie noch ein Kind war? Erfülle meine Bitte, ich beschwöre Dich. Ich weiß, wo Du den Ring eingeschlossen hast. Er ist in einem kleinen Etui in der ersten Schublade dieses Sekretärs. Gib mir den Schlüssel, ich bitte Dich."

Seine Blicke waren noch zärtlich und schmeichelnd, aber die Stimme zitterte und hatte einen fremden Ton. Clementine bemerkte es.

„Ah," sagte sie, „Du bittest mich um Verzeihung und beargwöhnst mich noch!"

Sie barg den Schlüssel in ihrem Busen und wich einige Schritte zurück.

„Ich will ihn!" rief Ernst, indem er den Zorn ausbrechen ließ, den er so lange mit Mühe zurückgehalten, „ich will diesen Schlüssel, ich muß ihn haben! Eher werde ich ihn Dir entreißen!"

„Immer noch Verdacht!"

„Immer noch Geheimnisse!"

„Wohlan, Ernst, ich will Alles sagen. Ich habe mich geweigert, diesen Sekretär zu öffnen, weil Du darin Rechnungen und Papiere finden würdest, welche beweisen, daß ich, anstatt, wie ich Dir sagte, von einem Vermächtniß zu leben, mir meinen Unterhalt durch Arbeit erwarb. Ich habe Dir dies verborgen,

weil ich zu stolz war, Deine Gaben anzunehmen: ist dies ein Verbrechen? Und werden diejenigen, welche Dir schreiben, mich jetzt noch eigennützig nennen können?"

Ernst hätte ihr glauben mögen, aber der unselige Brief brannte wie ein zehrendes Gift in seinen Händen. Er lächelte bitter, indem er sagte:

„Also hast Du mich doch täuschen können und diese Lüge hast Du mir oft wiederholt, die Hehlerei lange Zeit getrieben und ich habe Nichts davon gemerkt, so aufrichtig war Dein Blick, so unschuldsvoll Dein Mund, gerade wie in diesem Augenblick, wo Du mich abermals täuschest!"

Er entriß ihr den Schlüssel. Von seiner Heftigkeit bewältigt, sank sie halbtodt in einen Sessel.

Ernst öffnete den Sekretär, dann die Schublade, dann das Etui, — der Ring war nicht darin!

„Ah!" rief er, „ich wußte es!"

(Fortsetzung folgt.)

Der Schmuggler.

(Fortsetzung.)

Während dieser Zeit herrschte in der Kajüte eine lautlose Stille, nur das Klatschen der Wogen gegen die Seiten des Schiffes und das Pfeifen des Windes in der Takelage drang bisweilen durch die Thüre. Es war Nacht geworden und die Wolkendecke des Himmels ließ weder Mond- noch Sternenschimmer durch. Nur der Horizont war etwas heller und auf ihm unterschied das Auge den niedrigen schmalen Streifen der holländischen Küstenlinie, nach deren Gestaltung der Steuermann Pieter den Cours seines Fahrzeugs richtete. In einer von der Kajüte getrennten Kammer, die, nur roh zusammengeschlagen, ein Theil des Ladungsraumes zu seyn schien, auf einem kümmerlichen Lager, ruhte die Tochter des Generals, die liebliche Helene in tiefem Schlafe. Ermüdet von dem langen Wachen am Bett ihres geliebten Vaters, abgespannt durch die beständige Angst vor Entdeckung, in der die Flüchtlinge schwebten, hatte sie, wenn auch mit Widerstreben, der Natur ihre Rechte einräumen müssen und war eingeschlummert. Auf der anderen Seite des Schiffes, Helenens Kammer gegenüber, befand sich ein ähnliches Gemach, in dem Vater Maizier, der Pseudopriester, ruhte. Ob er schlief oder in der dunklen Kammer sich seinen Gedanken überließ, wissen wir nicht, obwohl bisweilen ein gurgelnder Laut, wie wenn Flüssigkeit aus einer Flasche läuft und ein darauf folgendes Schmatzen der Lippen andeutete, daß der Mönch wahrscheinlich meditirte. Nach einer größeren Pause, während der Düval aufmerksam die Züge des Schlafenden betrachtete, hörte man Pieter's lautes Kommando: „Klar zum Wenden." Das Geräusch, welches jetzt die im Winde flatternden Segel und das wendende Schiff machten, benutzte Düval, der einen Augenblick die Thür geöffnet hatte, um zu lauschen, und erhob sich von seinem Sitze. Mit einem teuflischen Grinsen, das seine sonst regelmäßigen Züge verzerrte, ergriff er ein leinenes Tuch, faltete es zusammen und tauchte es in Wasser. Nachdem er es dann theilweise ausgerungen, breitete er es vorsichtig über das Gesicht, den Mund und die Nasenlöcher seines Opfers, indem er zugleich, mit allmälig zunehmender Gewalt, die Brust des unglücklichen Generals zusammendrückte. Nach einigen Minuten entfernte er das Tuch, wischte sorgfältig alle Feuchtigkeit von dem Gesichte, schleuderte ersteres durch das Kajütenfenster über Bord und starrte alsdann mit einer fürchterlichen Ruhe auf den todten Körper vor ihm.

Einen Augenblick schien es, als ob der Mörder vor dem Schrecken seiner That zusammenschauderte, doch, es war nur ein Moment: mit hastiger Gier eines Geizhalses ergriff er einen Schlüsselbund, mit zitternder Hand suchte er den passenden Schlüssel zur Kassette, öffnete dieselbe und suchte unter den versiegelten Packeten und Papieren nach einem Briefe mit der Adresse von Armand Parceval, den er nebst den Schlüsseln des Koffers an seinem Körper verbarg, während er den übrigen Inhalt der Kassette unberührt ließ. Ebenso ließ er das darin enthaltene Gold unangetastet, so sehr ihn der Wunsch nach seinem Besitze auch verzehrte. Seinen Hauptzweck hatte er offenbar erreicht. Ein Geheimniß von ungemeiner Wichtigkeit, der Talisman zu Reichthum, Macht und Liebe — ja, selbst zu Liebe — war in seiner Hand. „Und Niemand hat mich beobachtet," murmelte er frohlockend. „Diese stummen Lippen können mich nicht anklagen; kein Anzeichen verräth, daß nicht ein ruhiger Tod im Schlafe sie geschlossen."

Der Kurzsichtige! Während der letzten Viertelstunde seines Mords und Vernichtungswerks war er so mit sich beschäftigt gewesen, daß er ein menschliches Antlitz nicht sah, dessen blitzende Augen mit unschlüssigem Ausdrucke auf ihm ruhten — ein Gesicht, das durch eine halb geöffnete Thüre schaute, durch welche die Kammer des Priesters mit der Kajüte in Verbindung stand, die jedoch bisher nie geöffnet und daher von Düval nicht gekannt war. Dieses Antlitz hatte Düval seit dem Augenblicke, als dieser dem kranken General die Medizin reichte, aufmerksam beobachtet; es hatte das Selbstgespräch vernommen, jedoch nicht so deutlich, um dessen furchtbaren Sinn zu verstehen; es hatte gesehen, daß Düval ein Tuch zur Hand ge-

nommen und sich damit zu schaffen gemacht, da jedoch dieser zwischen ihm und dem Kranken stand, keine Ahnung von der Anwendung gehabt, bis es zu spät und der Mord vollbracht war. Bisher glaubte er nur, der gewissenlose Sekretär benutze den Schlaf seines Herrn, um ihn zu berauben, doch bald stieg ein gräßlicherer Verdacht in ihm auf.

Eine Bewegung Düval's veranlaßte das leise Schließen der halbgeöffneten Kammerthüre, während dieser geräuschlos die Treppe hinauf zum Verdeck schlich, gleichsam, als wollte er frische Luft schöpfen oder um sich schauen, wo das Schiff sey.

Nicht sobald hatte der Sekretär die Kajüte verlassen, als der Mönch sie betrat, um sich über seinen Verdacht Gewißheit zu verschaffen und zu seinem Schrecken die bereits erkaltete Leiche des Generals vorfand.

Ein heftiger Schauder durchzuckte jeden Nerv und jede Muskel des Priesters, als er diese Entdeckung machte und jetzt wie ein Blitz die Fäden des Verdachtes sich zu einem Gewebe schürzten, das keinen Zweifel mehr über Alles, was geschehen, über die Art des Mordes und den Augenblick seiner Ausführung ließ. Dem Mörder mit der schweigenden Energie eines aufgeregten Gemüths fluchend, verwünschte er seine eigene Kurzsichtigkeit, die ihn den Zusammenhang nicht eher ahnen ließ, als bis es zu spät war.

Krank im Herzen und voll tiefen Mitgefühls für die arme zurückgelassene Waise, die noch ihren Verlust nicht kannte, verließ der Priester die Kajüte und betrat in demselben Augenblicke das Deck, als Düval sich wieder herunter begab. Unwillkürlich zuckten die nervigen Hände des Mönches nach der Kehle des Mörders, doch bezwang er sich mit gewaltsamer Anstrengung und kurz grüßend, gingen beide an einander vorbei.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Ein weibliches Mitglied eines Berliner Theaters hatte in voriger Woche bis spät in der Nacht einem Schmause rc. beigewohnt und deßhalb die auf 9½ Uhr angesetzte Probe versäumt. Der Theaterdiener, ein drolliger Kauz, der nach ihrer Wohnung geschickt wurde, kam von dort zurück und stattete dem Regisseur folgenden Rapport ab: „Das aufgeweckte Talent, Frl. X., hat diese Nacht so lange gastirt, daß ich sie aus dem Bett herausrufen mußte. Sie wäscht bereits ihre Hände in Unschuld, wird dann sehr anziehend seyn und bittet um Entschuldigung, daß die dramatische Kunst bis jetzt auf sie gewartet hat."

Aus Ostpreußen wird berichtet, daß durch die bisherige kalte und nasse Witterung eine große Menge Schwalben umgekommen. Viele dieser Vögel kamen ermattet auf die Straßen und ließen sich fangen, starben aber bald darauf.

Gemeinnütziges.

(Nahrhaftigkeit verschiedener Viktualien.) Für unsere Haushaltungen dürften folgende zeitgemäße Notizen von Interesse seyn:

Süßer Kappes ist viel nahrhafter als Sauerkraut. Weiße Rüben, schichtenweise mit Sauerkraut eingemacht, sind schmackhafter, als separat eingemachte.

In 90 Pfund Erbsen ist so viel Nahrungsstoff enthalten, wie in 600 Pfund Kartoffeln und wie in 800 Pfund gelben Rüben. Oder: 100 Pfund Erbsen enthalten 29 Pfd. fleischbildendes Prinzip, 100 Pfund Bohnen sogar 31, 100 Pfd. Kartoffeln aber nur 2 Pfund dieses Nahrungsstoffes. Hieraus erhellt, daß die vermeintlich theuern Erbsen und Bohnen dennoch viel wohlfeiler, als die wohlfeilsten Kartoffeln sind.

(Prüfung eines gefällten Stammes, ob sich in der Mitte anbrüchiges Holz befindet.) Zu dem Ende legt man den Stamm horizontal mit jedem Ende auf eine Unterlage, worauf Jemand mit einem Hammer gegen die eine Grundfläche des Stammes schlägt, während ein Anderer das Ohr der entgegengesetzten Grundfläche nähert. Ist der Stamm von gesundem Holze, so hört Letzterer jeden Hammerschlag hell und deutlich, sollte auch der Stamm 60—80 Fuß lang seyn. Wenn dagegen die Hammerschläge am andern Ende nicht hörbar sind oder dumpf klingen, so ist dies ein Zeichen von anbrüchigem Holz im Innern des Stammes.

(Unfruchtbare Bäume fruchtbar zu machen.) Man winde im Juni oder Juli einen starken Bindfaden mehrere Male um den Stamm oder einen einzelnen Ast des unfruchtbaren Baumes. Je fester man denselben bindet, desto besser. Dadurch wird der Saft verhindert, zu den Wurzeln zurückzukehren, er muß sogleich Fruchtknospen bilden. Im nächsten Winter kann man den Bindfaden wieder entfernen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter für Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 86. Sonntag, 20. Juli 1862.

Ein anonymer Brief.

(Fortsetzung.)

Bei diesem Ausruf kam Leben in Clementine, sie eilte zum Sekretär und suchte ihrerseits.

„Mein Ring! Wo ist mein Ring!"

„Verschwunden!"

„Gestohlen! Gestohlen!"

„Ja, gestohlen!" wiederholte Ernst. Dann das junge Mädchen heftig beim Arm ergreifend, hielt er ihr den Brief vor die Augen und fuhr laut zu lesen fort:

„Zum Beweise, mein Herr, daß noch nicht alle Bande zwischen dieser Frau und diesem früheren Geliebten gelöst sind, zum Beweise, daß sie noch für ihn empfindet und seine Entfernung nur eine vortheilhafte Heirath hat begünstigen sollen, gab sie ihm beim Abschiede einen Familienring, ein Andenken ihrer Mutter, in dem ihre Haare eingelegt waren —"

„Nun!" fuhr er fort, „so läugne doch noch! Dieser Ring, Du hast ihn mir verweigert! Den Schlüssel verweigertest Du mir auch! List über List! Lüge über Lüge!"

„Marianne!" rief Clementine, mit verstörter Miene und gelösten Haaren von Gemach zu Gemach eilend, „wer hat diesen Ring genommen! Marianne! Marianne!"

„Ah! Du wußtest wohl, daß sie nicht da ist! Ich allein werde Dir antworten. Ich verfluche Dich und den Tag, an dem ich Dich kennen lernte! Fort! — fort! Sage Deinem Geliebten, wieder zu kommen!"

Indem er hinauseilte, warf er einen letzten Blick auf sie. Sie lag auf der Erde, regungslos, bleich, in einem dem Tode nahen Zustande. Er ging ein paar Schritte zurück, um ihr beizustehen; aber von Neuem dem Gefühl der Entrüstung und Verachtung nachgebend, stürzte er fort, rief eine alte Nachbarin herbei und sagte, auf das ohnmächtige Mädchen deutend:

„Helfen Sie dieser Frau!"

Dabei warf er eine goldgefüllte Börse hin und verschwand.

5.

Als Romeo von seinem Diener Balthasar die Nachricht vom Tode Juliens empfängt, fordert er nur die feindlichen Gestirne heraus, ihn schwerer zu treffen. Dann kauft er Gift.

Aber dieser dumpfe, wortkarge Schmerz ist ergreifender, als beredte Klagen. In der That nehmen wir auch nur so lange Theil an einem Menschen, so lange er, gleichviel welchem Ziele er zuschreitet und selbst, wenn wir seine Empfindungen und Leidenschaften nicht billigen, von der Hoffnung gestützt wird und die Ungewißheit den Ausgang der Begebenheiten verzögert. Wenn aber sein Schicksal entschieden ist, verzichten wir auf den Ausdruck seiner Freude oder seines Schmerzes. Was beendet ist, regt nicht mehr unser Interesse an.

Wir ersparen deßhalb dem Leser die ausführliche Beschreibung der moralischen Qualen des unglücklichen Ernst. Nach der traurigen Scene am Ende des letzten Kapitels überspringen wir einen Zeitraum von achtzehn Monaten und finden ihn, seit einem Jahre ungefähr verheirathet, in dem Augenblick wieder, wo seine Frau, die Thür seines Arbeitskabinets öffnend, sanft und schüchtern sagt:

„Vergib die Störung, mein Freund; der Mann, den Du hast aufsuchen lassen, ist gekommen. Willst Du ihn gleich empfangen, oder soll er warten?"

Ernst hatte seine alte Freundin, seine gute Kousine, Adele Launay, geheirathet.

Einige Worte sind nöthig, um die in der Lage dieser beiden Personen eingetretene Veränderung zu erklären.

In Folge seines Bruches mit Clementine hatte ein heftiges Fieber das Leben Ernst's in Gefahr gebracht. Ohne die außerordentliche Sorgfalt seiner Mutter und Adelens wäre er erlegen. Dankbarkeit und Freundschaft ketteten ihn wieder an das Daseyn.

Aber eine tiefe Traurigkeit, eine Art schwermüthigen Hinsiechens folgte den Stürmen. Ohne Kraft und ohne Willen ließ er sich auf das Land führen, wo, wie die Aerzte hofften, frischere, reinere Luft ihm mehr Energie verleihen und der Anblick neuer Gegenstände nach und nach seine schmerzlichen Erinnerungen verwischen würde. Er ging mit seiner Mutter und Adele in die Umgebung von Lyon. Einen Augenblick war die Rede davon, daß Saint-Gilles sie begleiten sollte; wenn aber auch Ernst, welcher nicht zweifelte, daß der anonyme Brief dessen Werk gewesen, ihm innerlich danken mußte, ihn aufgeklärt zu haben, so war ihm seine Gegenwart doch peinlich. Alles, was ihn an den erlittenen Verrath erinnerte, verursachte ihm eine gefährliche Aufregung. Er hatte vielleicht heimlich auf einen Brief Clementinens gehofft und erwartete, daß sie wenigstens versuchen würde, sich zu rechtfertigen. Aber keine Nachricht war ihm zugegangen; Jedermann um ihn her beobachtete Stillschweigen und sich seiner eigenen Schwäche schämend, vertraute er sich Niemanden an. So verließ er Paris, den stummen Gram, der ihn verzehrte, in sich schließend, zu tief beleidigt, um den Gedanken einer Aussöhnung zu nähren, zu liebend noch, um vergessen zu können.

Aber jede Stunde, die vorübergeht, gießt einen Balsamtropfen auch in die brennendsten Wunden, jeder Tag stumpft einen der Stacheln, die das Herz bluten machen. Während der ersten Monate seines Aufenthaltes auf dem Lande empfand Ernst keine sichtbare Erleichterung. Die heißen Tage und lauen Nächte des Sommers lasteten auf seinem geschwächten Körper. Die Blumen in ihrem vollen Glanz und Duft, die grünenden Flächen, das kräftige Laub der Wälder, dieses vollpulsirende Leben der Natur, alle diese Pracht des Himmels und der Erde beugten ihn, wie eine grelle Verhöhnung, wie ein schneidender Gegensatz zu der Trauer und Verödung seiner Seele, in der Nichts keimen konnte, als der Kummer, der sich nicht zum Schweigen bringen ließ.

Aber nach und nach welkten die Blumen, das Laub wurde fahl, der Herbst nahte sich mit seinem düstern Gefolge und seiner Urne kühlen Thaues, mit seiner bleichen, den Nebel durchschimmernden Sonne, einem Lächeln gleich, das hinter Thränen leuchtet.

Ernst fühlte den starren Schmerz sich lösen. Das Trauergewand der Natur entsprach seiner Stimmung und erweckte sein Vertrauen.

Seine einsamen Spaziergänge wurden durch solche mit seiner Mutter und Adele ersetzt und ein innigeres Verständniß entwickelte sich zwischen ihm und der Letzteren. Die Frau, welche seinen früheren Wünschen so wohl gedient und seine Hoffnungen getheilt hatte, sollte sie nicht die Erste seyn, ihn zu trösten?

Zu ihr allein wagte er von Clementinen zu sprechen. In den Stunden langen Beisammenseyns, welches eine Gewohnheit jedes Tages wurde, in ihren abendlichen Plaudereien am Kamin, theilte sie ihm mit, durch welche Mittel sie das Heirathsprojekt zwischen ihm und Fräulein von Seupteuil aufgelöst hatte; wie sie, ohne daß man die Fäden einer Intrigue, welche die gute Absicht rechtfertigte, gewahrte, durch geschickt verbreitete Gerüchte die Baronin allmälig zu einem Zurückziehen ihrer ersten Zusagen hingeleitet hatte; wie sie, zu gleicher Zeit in Kenntniß gesetzt, daß Fräulein von Seupteuil, einem augenblicklichen Liebesverdruß nachgebend, nur ihrer Mutter gehorchte, dem frühern Bewerber gerathen, sich nochmals als solcher vorzustellen.

Von Mittheilungen zu Mittheilungen enthüllte sie ihm ein Geheimniß, welches sie, befürchtend, durch Erzählung eigner Unglücksfälle seinen Kummer zu vergrößern, bis dahin verborgen gehalten. Sie hatte für sich keine der Tröstungen beanspruchen wollen, die, wie sie wünschte, nur ihm gehören sollten. Ihr Gatte war gestorben und Adele hatte die Nachricht nur kurz vor der Zeit erhalten, in welcher Ernst den Verrath seiner Liebe entdeckte.

Der junge Mann konnte nicht müde werden, diese unerschöpfliche, immer sich Andern zu opfern bereite Güte zu bewundern. Ein solcher Schatz war jetzt ohne Besitzer. Ihre Unterredungen wurden länger und häufiger, und ohne daß sie Etwas von ihrem Reiz und ihrer Innigkeit einbüßten, wurden sie doch zuweilen von beiden Seiten schüchtern und verlegen geführt; Clementinens Name wurde nicht mehr so oft genannt; und eines Abends fragte Ernst, die Hände seiner Kousine haltend und Blicke auf sie richtend, die sie verwirrten, ob sie ihr Werk vollenden, ihn gänzlich dem Leben wieder zuführen und ihm ein Glück geben wolle, das er noch nie gekannt.

„Wir haben Beide gelitten," sagte er. „An einen Mann verheirathet, der Sie nicht zu schätzen wußte, war bloße Geduld und Ergebung Ihr Loos, — das meine die heftige, zerstörende Leidenschaft. Beide von einer drückenden Kette befreit, Sie von dem auferlegten Zwange, ich von meinen Irrthümern, bedürfen wir der ruhigen, aufrichtigen Zuneigung. Geben Sie mir Ihre Hand aus Mitleid, wenn es nicht aus Liebe seyn kann und ich werde Ihnen dennoch danken."

Sie antwortete nicht, aber zwei Monate später war sie seine Gattin. Sie verlebten noch das erste Jahr ihrer Verheirathung auf dem Lande.

(Fortsetzung folgt.)

Der Schmuggler.

(Fortsetzung.)

Der Priester, dessen wettergebräunte Wangen vor innerer Aufregung glühten, maß mit hastigen Schritten das kleine Deck des Fahrzeuges. Plötzlich stand er still und sagte zu Pieter, der über das frühe Wiedererscheinen seines Herrn ziemlich erstaunt war, in barschem Tone: „Paß' auf Dein Ruder auf, Pieter, wo zum Henker willst Du hin? Siehst Du nicht die Tonne an Backbord! Luv hart, sage ich. So! nicht höher, recht so, nun geht es klar. Wahrhaftig, wenn wir nicht stranden, ist's weil wir einen Heiligen an Bord haben. Ich bin es allerdings nicht, aber wenn unter der lebendigen Ladung nicht ein Satan ist, so" — das übrige verhallte im Winde, der mit frischer Kraft zu blasen begann. „Was sagt Ihr, Schiffer?" fragte Pieter aufmerksam.

„Ich sage, halt Dein Maul," entgegnete ihm Vater Maizier in übellaunigem Tone, während er seinen Marsch auf dem Deck wieder begann. „Halt Dein Maul und verrathe mich nicht, oder Du machst meinen ganzen Plan zu Schanden. Sieh, da ist die Baake von Teurneuse schon quer ab, laß einen Strich abfallen, Pieter."

Dieser gab der Ruderpinne eine leichte Bewegung und das Vordertheil des Schiffes richtete sich mehr dem Lande zu und dabei bemerkte er, jedoch in einem Tone, der durch den wollenen Shawl wie das Brummen eines Bären klang: „Wenn Ihr nicht erkannt seyn wollt, thut Ihr am besten, zu schweigen. Es wäre klüger, wenn Ihr hinunter gingt und Eure Passagiere fertig zum Landen machtet."

„Ja wohl, Pieter, ja wohl, mein Junge, es ist jedoch einer dort unten, der nimmer wieder aufwacht. Potz Donner und Hagel, ich möchte den Schuft an einem Tauende im Wasser schleppen lassen. Doch hier sind wir, paß auf das Signal, Pieter, ob die Luft rein ist, ich gehe hinunter!" Mit diesen Worten begab sich der Mönch in seine Kammer und schloß die Thür hinter sich.

Das Fahrzeug schoß jetzt in einen kleinen Fluß hinauf, der oberhalb Ferneuse in die Schelde mündet und glitt in dem Schatten seiner hohen Ufer lautlos über die glatte Wasserfläche. Der Wind strich stoßweiße über das Land und fiel in die Segel des Sturmvogels, der sich unter dem jedesmaligen Drucke auf die Seite neigte.

Ein schimmerndes Licht erschien am linken Ufer des Flusses. Als Pieter es erblickte, rief er den Leuten auf dem Vorderdeck zu: „Halloh da vorn, eine Laterne klar am Vortopp!"

„Ei, ei!" lautete die Antwort, „alles klar!"

„Auf damit und guckt aus für die Kameraden!"

Eine Laterne ging an der Flaggleine in die Höhe und flimmerte wie ein Stern an der Spitze des Mastes. Zu gleicher Zeit lief das Fahrzeug längsseit eines Bollwerks; eine Menge dunkler Gestalten zeigte sich am Ufer, Erkennungsworte wurden gewechselt und bald wimmelte das Deck des Fahrzeugs von Menschen.

„Macht die Lichter aus," kommandirte Pieter, „und nehmt die Luken ab!"

„Habt Ihr die Wagen fertig?"

„Alles klar!" war die Antwort.

„Dann alle Mann an die Arbeit und Jeder auf seinen Posten. Nicht geschwatzt da, scheert die Ladetakel und stoppt die Fässer ein. So ist's recht, Jungens, heiß weg!"

Hinten und vorn vertaut lag der Sturmvogel bald ruhig am Ladungsplatze, der sich in unglaublich kurzer Zeit mit Ballen, Kisten und Fässern aller Art bedeckte. Eben so schnell verschwanden sie wieder; Karren, Wagen und Gefährte der verschiedensten Art nahmen sie auf und in weniger als einer Stunde, während welcher die Schmuggler den Genever fleißig herumgehen ließen, war das Fahrzeug vollständig leer und jeder Besuch von Seiten der Zollbeamten ungefährlich.

Während dem trat der Priester, der mit dem Inhalt eines Kistchens in seiner Kammer die Taschen gefüllt und verächtlich eine leere Flasche bei Seite geworfen hatte, die kurz vorher nicht leer war, in die Kajüte, wo Düval saß und grüßte ihn mit ruhiger Stimme, indem er seinen Hut tiefer ins Gesicht zog.

„So sind wir endlich am Orte unserer Bestimmung," äußerte Düval. „Der General hat lange geschlafen. Ich hoffe, auch Ihr habt gut geruht, Vater."

„Verdammt — Gott segne uns Alle, wollte ich sagen, ich habe nicht besonders geruht, mein Sohn," entgegnete der Priester mit einer leichten Betonung. „Doch hat Euer Patient Euch nicht gestört?"

„Nur einmal," erwiederte Düval mit einer solchen eisernen Ruhe, daß sie selbst den Priester überraschte.

„Nur einmal!" wiederholte dieser und diesmal begleitete ein durchbohrender Blick seine Worte, der den Mörder einen Augenblick erzittern machte. Bald jedoch faßte er sich wieder und wollte gerade das

Gespräch von Neuem beginnen, als sich die Thür der Kajüte öffnete und ein junges Mädchen in Begleitung einer Dienerin eintrat, dessen liebliche und edle Züge, welche den Abdruck von des Generals Gesicht wiedergaben, die Tochter desselben verriethen.

„Hier ist Fräulein Helene," sagte der Mönch, da er in großer Erregung zitterte und an den Kummer der unausbleiblich folgenden Scene gedachte. Als das junge Mädchen sich hastig dem Ruhebette näherte, grüßte auch Düval sie mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung.

„Wie befindet sich jetzt mein theurer Vater?" fragte sie. „Schläft er? O, wie glücklich wird er jetzt seyn, mein theurer geliebter Vater!"

Ihre Worte schlugen mit zerschmetternder Gewalt an das Ohr des Mörders — sie klangen ihm wie das Geläute von Todtenglocken. Er glaubte zu ersticken und zog sich langsam in das Dunkel zurück.

Plötzlich erfüllte ein herzzerreißender Schrei die Kajüte, der das Blut der Versammelten zu Eis gerinnen machte.

„Mein Vater, mein Vater!" schrie Helene und sank auf ihre Kniee. „Todt, todt, gestorben, und ich nicht hier, um seinen Segen, seinen letzten Kuß zu empfangen." Ihr Schmerz war erschütternd und sie sank besinnungslos zusammen.

Der Mönch zog seinen Mantel über das Gesicht und schluchzte laut, während die todtenbleichen Züge Düvals eine aschgraue Farbe annahmen und sich verzerrten. Er sah aus wie ein schreckliches Gebilde von Stein, das mit gespenstischen Blicken vor sich hinstarrte.

Auch unter der Besatzung des Sturmvogels erregte das Bekanntwerden von des Generals Bonsens Tode große Bestürzung und Pieter konnte seine Thränen nicht zurückhalten, als er in das blasse Antlitz Helenens schaute, in dem sich ihre Verzweiflung ausprägte. Als sie etwas ruhiger geworden, richtete der Mönch einige leise Fragen an sie und begab sich alsdann mit ihr an das Land, wo Düval in Begleitung von Pieter und zwei Seeleuten, die sein Gepäck trugen, ihnen zu einer kleinen Herberge folgte, die eine halbe Stunde landeinwärts lag. Hier wurde Helene der Obhut der Wirthin übergeben und Düval, der die Kassette selbst trug, erhielt gleichfalls ein eigenes Zimmer. Die Schmuggler erfrischten sich indessen im „Grünen Busch", — so hieß die Herberge — wechselten einige Goldstücke, leerten verschiedene Flaschen echten Schiedamer auf die Gesundheit Helenens und der schwarzäugigen, hübschen Wirthin, auf welche Pieter ein besonderes Auge geworfen zu haben schien und nahmen dann ihren Weg zurück an Bord des Fahrzeugs, in dessen Kajüte die Leiche des Generals noch immer lag.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Der „Sidney Morning Herald" erzählt, daß man einem werthvollen Schäferhund (Hrn. Martyn zu Murrurundi gehörig), der zufällig Strychnin gefressen hatte, eine Dosis Arsenik gegeben, um seine Leiden abzukürzen. Sonderbar genug war die Wirkung eine ganz entgegengesetzte, indem der Hund vollständig wieder genaß. Bei zwei weiter angestellten Versuchen wurde mit demselben Verfahren auch ganz der nämliche Erfolg erzielt.

Auf dem „Great Eastern" hatten sich bei seiner letzten Fahrt nach Amerika nicht weniger als 14 Personen versteckt, um als blinde Passagiere die Reise frei mitzumachen. Nur durch einen besonderen Zufall wurden sie entdeckt und in Cork ans Land gesetzt. Bei diesem Schiffe geht eben Alles ins Große.

(Winke für Damentoiletten.) Ein rosiger Teint wird stets durch ein grünes Band am Hute oder eine grüne Schleife gewinnen, denn grün ist das Komplement zu roth, wie wir wissen. Nur muß es ein zartes Grün seyn, um die Harmonie der Farbentöne nicht zu stören. Eine dunklere Hautfarbe dagegen, zumal, wenn sie in's Gelbliche spielt, wird im besten Falle nur dunkelgrün vertragen. Lichtgrüne Tinten würden derartigen Gesichtern einen häßlichen, ziegelrothen Ton versetzen. Einer prononzirten Brunette kleidet keine Farbe besser als das Gelb, denn die orangen Tinten, welche durch die Haut der Brünetten durchschimmern, werden durch Gelb neutralisirt und erscheinen ruhiger, während die weiße Hautfarbe von Blondinen durch Gelb matter, gewissermassen violet wird. Nach einem gelblichen Teint sehnt sich kein weibliches Geschöpf, folglich trage keine ein violettes Band oder Kleid, der es nicht darum zu thun ist, ihren Teint vermittelst des Kontrastes weißer erscheinen zu lassen. Blau wird ewig die Lieblingsfarbe der Blondinen, wie Gelb die der Brunetten bleiben, weil es den lichten rosigen Teint und das gelbliche Haar ins beste Licht bringt. Die Brunette dagegen hat in ihrem Teint der orangen Tinten zu viel, um Blau vertragen zu können.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 87. Dienstag, 22. Juli 1862.

Ein anonymer Brief.

(Fortsetzung.)

Ein trauriges Ereigniß, der Tod der Madame Valabert, zog die Bande, die sie vereinigten, noch fester zusammen. Zu Anfang des folgenden Winters kehrten sie nach Paris zurück; Ernst nahm seine früheren Beschäftigungen wieder auf, die schon zu lange unterbrochen worden waren und suchte mehr in der Arbeit, als in den Genüssen des Reichthums, Zerstreuung von dem Kummer, dessen Spur noch nicht völlig getilgt war.

Saint-Gilles war während dieser langen Zeit der Habitué anderer Kreise geworden; er kam nur selten und erwähnte, auf Adelens ausdrückliche Bitte, niemals der Vergangenheit.

Zu Valabert's gewöhnlichen Geschäften gesellte sich jetzt noch die Regelung von Familienangelegenheiten. Erbschaftsakten mußten durchgesehen, Briefe und andere Papiere kopirt werden. Er hatte Auftrag gegeben, daß man einen ehrlichen, zuverlässigen Mann aufsuchte, dem diese Arbeit zugewiesen werden konnte; und jetzt war es, wie wir im Eingang dieses Kapitels erzählt haben, daß seine Frau ihm die Ankunft der unbekannten Persönlichkeit ankündigte.

Auf ihre Frage: „Willst Du ihn jetzt empfangen?“ hatte Valabert bejahend geantwortet.

„Ernst,“ setzte seine Frau hinzu, „willst Du mir erlauben, zu bleiben?“

„Gewiß; aber weßhalb dieser Wunsch? Es handelt sich um Geschäfte, Briefschaften, Zahlen; die Verhandlung wird langweilig seyn.“

„Es ist nur,“ entgegnete sie, „weil nach der allerdings kurzen Unterredung zu schließen, die ich eben mit ihm hatte, er ein Original voll belustigender Ideen zu seyn scheint, oder ich müßte mich sehr irren.“

„Nun, Du wirst darüber urtheilen. Laß ihn eintreten.“

Ein Greis erschien, dessen Eintritt schon die Ansicht der Madame Valabert rechtfertigte. Auf der Schwelle angekommen, grüßte er in possirlicher Art und mit übertriebener Höflichkeit. Mit beiden Händen hielt er einen alten Hut, dessen Ränder zerbrochen waren; und die schnelle Bewegung, mit welcher er seinen Kopf grüßend bis zu den Knieen herabgebeugt, hatte den zerfetzten Zipfel einer fettigen Mütze von schwarzer Seide auf seine Stirne verpflanzt. Als ob es an einem einmaligen Gruß so komischer Art nicht genug gewesen wäre, wiederholte er ihn drei Mal, immer zwei Schritt weiter vortretend und ohne im Geringsten zu bemerken, daß Herr und Madame Valabert die größte Mühe hatten, das Lachen zu unterdrücken.

Als der arme Mann seine Verbeugungen beendet hatte, richtete er sich auf und blickte scheu und demüthig um sich. Plötzlich nahm sein Gesicht den Ausdruck des Erstaunens an; mit verblüfften Augen und weit geöffnetem Munde blieb er vor Valabert stehen.

Adele forschte in dieser unerklärlichen Grimasse, als ihr Mann, der sich alte Erinnerungen zurückgerufen, ausrief:

„Ternisien!“

„M. Ernst Valabert!“ erwiederte der Exprofessor. „Wie, Sie haben die Güte, sich meiner Züge zu erinnern? Sie haben den nicht vergessen, welcher Sie mit den Regeln einer Kunst vertraut gemacht hatte, die jetzt verachtet ist und deren letzter Repräsentant ich vielleicht bin? Ach, es war anders zur Zeit, als ich Ihnen Stunden gab, Rue Saint-Honoré, im Hause, das Ihr Herr Vater bewohnte! Es ist jetzt wohl 18 Jahre her, aber ich habe mich stets Ihrer erinnert, weil Sie gütig und folgsam gegen Ihren Lehrer waren. Ich bitte um Vergebung, Madame, daß ich so vor Ihnen spreche, anstatt die Befehle Ihres Herrn Gemahls zu erwarten, aber es verjüngt mich, an jene Zeit zu denken. Sehen Sie, Madame,

Sie dürfen es mit der Art, wie ich gekleidet bin, nicht genau nehmen. Heute früh, um zu Ihnen zu gehen, habe ich diese Lumpen gebürstet und gereinigt, so gut ich konnte, aber Alles das, ich weiß es wohl, ist alt und elend. Ich schämte mich beim Eintreten in das Haus; wären Sie nicht dagewesen, so hätten mir die Bedienten, wie einem Bettler, die Thüre gewiesen.

„Davon bin ich verlegen geworden und habe sehr tief, sehr tief gegrüßt, damit man meine Anwesenheit in einem so schönen Zimmer vergebe. Früher, Madame, wußte ich mich besser vorzustellen und habe junge Damen gescholten und bestraft, die so schön und reich waren, wie Sie."

Adele lächelte gütig und beruhigte damit den armen Ternisien.

„Wirklich!" sagte er zu Ernst, „es freut mich recht, Sie wiederzusehen."

„Mich auch," antwortete der junge Mann.

„Ich sehe, Sie sind nicht verändert, immer gut und ohne Stolz. Weil Sie mir das Herz so leicht machen, so bitte ich Sie, mir zu erlauben, während Sie mir sagen, worin ich Ihnen dienen kann, mich an das Kamin zu setzen. Ich habe schon lange keine andere Flamme mehr gesehen, als die meines Lichtes, und oft sogar gehe ich, aus Sparsamkeit, mit der Dunkelheit zu Bett."

Ternisien rückte einen Lehnstuhl herbei, setzte sich ohne viele Umstände und alle Etikette vergessend, stellte er seine Füße auf das Gitter und wärmte, die Ellbogen auf die Kniee gestützt, an der hellen Flamme seine dürren, runzeligen Hände.

Ernst, der seinen alten Lehrer wiederfand, wie er ihn früher gekannt, einfach und herzlich, betrachtete ihn mit Freundlichkeit.

„Ich sehe, mein armer Ternisien," sagte er, „daß es Ihnen nicht gut geht. Aber da Sie sich meiner erinnerten, warum sind Sie nicht zu mir gekommen? Sie wären zu jeder Zeit willkommen gewesen."

„Ja, ich hatte vielleicht Unrecht. Aber diejenigen, welche immer reich waren, kennen nur eine Seite des Almosens. Es ist nicht schwer zu geben, aber zu verlangen, das ist hart."

„Nun, ich danke dem Zufall, der uns zusammenführte. Ich habe Arbeit für Sie für mehrere Wochen und ich hoffe, Sie werden mir erlauben, daß ich selbst das Honorar bestimme."

„Wir werden über den Preis einig werden, M. Ernst. Was ich noch von Talent besitze, ist zu Ihren Diensten."

„Sie wohnen wohl in der Nähe? Ich hatte angeordnet, daß man zuerst in diesem Stadttheile nachfrage."

„Ich habe ein kleines Zimmer Rue de Fürstemberg Nr. 4."

Ternisien bemerkte nicht, daß seine Antwort Ernst und seine Frau erbeben machte.

Es folgte ein Schweigen von einigen Augenblicken, während welchen die beiden Gatten, bei denen das Wort die gleiche Erinnerung erweckte, unwillkürlich einen ängstlichen Blick austauschten.

„Nun, M. Ernst," sagte der alte Professor, „was verlangen Sie von mir?"

Valabert legte ihm einen dicken Papierstoß vor, den er ihn zu kopiren beauftragte.

Nachdem der Preis bestimmt war, wollte Ternisien sich entfernen, aber Ernst hielt ihn zurück. Er scheute sich, ihn zu befragen und wünschte doch, Etwas zu erfahren. Das Wort „Rue de Fürstemberg" klang in seinem Ohre. Wenn seine Frau nicht anwesend gewesen wäre, so hätte er wohl an seinen alten Lehrer eine direkte Frage gerichtet. In dem Hause wohnend, seit er es nicht mehr besucht, konnte Ternisien ihm vielleicht mittheilen, was ein Geheimniß für ihn geblieben. Die Gegenwart Adelens, welche nicht geneigt schien, sich zu entfernen, nöthigte ihn zu einem Umwege.

„Was haben Sie in den letzten Jahren gemacht?" fragte er ihn.

„Ich trieb ein Handwerk, das mir nicht zusagte," erwiederte Ternisien. „Ich hatte meine Stelle als Professor an einer Abtheilung der Universität verloren; meine Zöglinge hatten mich verlassen: nicht daß ich unfähig geworden wäre zu unterrichten. Wenn auch die Hand weniger leicht wurde, so waren doch die Regeln, wie Sie wissen, vortrefflich und die Erfahrung ersetzt wohl die Lebendigkeit der Jugend. Dies nützte jedoch Nichts. Ich mußte der neuen Methode weichen und wurde in der Noth öffentlicher Schreiber. Einige Jahre schlug ich mich so durch, aber ich war unzufrieden mit meinem Loose und meiner neuen Lage. Mehrere Mal dachte ich daran, sie aufzugeben. Ein Umstand, der mein Gewissen beunruhigte, ein Brief, den ich für ein elendes Honorar zu kopiren die Schwäche hatte, brachte mich endlich zum Entschluß."

„Ein Brief?" fragte Ernst in gleichgiltigem Tone.

„Ein anonymer Brief, welcher die schwersten Anschuldigungen enthielt. Ich muß Ihnen sagen, daß ich stets eine tiefe Verachtung für Enthüllungen hatte, die man nicht zu unterzeichnen wagt und es scheint mir, daß die Wahrheit niemals fürchten darf, sich offenen Angesichts zu zeigen. Das ist auch Ihre Ansicht, nicht wahr?"

„Ja," erwiederte Ernst, welcher, voll Aufmerksamkeit für die Erzählung Ternisien's, nicht mehr

daran dachte, seine Frau anzusehen. „Aber," setzte er hinzu, „wie konnte dieser Brief bis zu einem Grade auf Ihren Geist einwirken, daß Sie einen solchen Entschluß ausführen konnten?"

„Weil er einer unschuldigen Person den größten Schaden zufügen, sie vielleicht tödten konnte. Allerdings konnte er auch eine andere aufklären und den schändlichsten Verrath entlarven."

„Warum?" sagte Madame Valabert, welche in der Miene ihres Gatten die Empfindungen las, die er vergebens zu verhüllen strebte, „warum haben Sie nicht im Interesse Ihrer eigenen Ruhe der zweiten, ebenso wie die erste wahrscheinlichen Voraussetzung, den Vorzug gegeben?"

Ternisien sah zum Himmel auf und seufzte tief.

„Ich konnte es anfangs, Madame," sagte er, „Sie haben Recht; aber jetzt —"

„Jetzt?" wiederholte Ernst.

„Kann ich es nicht mehr. Es war in mir eine Ahnung. Ach! sie ist schnell und furchtbar zur Wahrheit geworden!"

„Von wem sprach denn der Brief?" fragte Valabert.

„Von einem jungen Mädchen."

„An wen war er adressirt?"

„Das habe ich niemals erfahren. Der Knabe, der ihn mir zum Abschreiben brachte, hatte Befehl erhalten, die Adresse von einem Andern darauf setzen zu lassen und wollte nicht einmal sagen, ob ein Mann oder eine Frau ihm den Auftrag gegeben. So viel Heimlichthun beunruhigte mich. Es war nicht das erste Mal, daß ich wegen Briefen dieser Art Befürchtungen hegte, aber niemals hatte ich sie so lebhaft empfunden; und diese ganz einfache und natürliche Handlung, die mein Erwerbszweig mit sich brachte, warf ich mir immer wie eine böse That vor."

(Fortsetzung folgt.)

Der Schmuggler.

(Fortsetzung.)

Mitternacht war vorüber, die alte Kuckuksuhr in der räucherigen Küche hatte bereits die erste Stunde des jungen Tages abgerufen und nur ihr gleichmäßiges Tiktak unterbrach die lautlose Stille, die in den Räumen der Herberge herrschte. Ein sanfter erquickender Schlaf schien sich auf ihre Bewohner herabgesenkt zu haben.

Einmal glaubte Düval, der allein noch wach geblieben war, die Hausthüre öffnen und schwerere Tritte als die der Wirthin auf der Hausflur zu hören. Diese waren jedoch lange verhallt, er vernahm nichts mehr und glaubte daher alles in tiefem Schlaf.

Er saß in Gedanken versunken vor einem Tische, auf dem ein Licht, eine Flasche Genever, verschiedene Gläser, Zucker und Wasser standen, während die letzten Reste eines Feuers im Kamin loderten und der Wiederschein auf dem getäfelten Fußboden und den dunklen Holzwänden des Zimmers schimmerte; ohne Gewissensbisse und ohne das mindeste Gefühl von Reue hatte Düval sorgfältig den Inhalt der Kassette und sich zum Herrn aller Geheimnisse gemacht, welche sie barg, — Geheimnisse, für ihn von unberechenbarem Nutzen.

Das Zimmer, welches er einnahm, war niedrig. Rings an den Wänden liefen Gesimse von dunkelm Eichenholz, das an seinen Enden mit wunderlichen Schnitzereien verziert war. Ein ähnliches Gesimse umgab den Kamin und auf ihm standen neben blank gescheuerten Zinnkrügen und Kannen bunt bemalte Gypsfiguren mit wackelnden Köpfen, sowie die aus einer Bibel und einem Gesangbuche bestehende Hausbibliothek. Ein schneeweiß überzogenes Bett in einem Alkoven, der sauber gescheuerte Fußboden, sowie die altmodischen dunkeln Nußbaummöbel, auf denen auch nicht das geringste Stäubchen haftete, zeugten von dem Ordnungssinn und der Reinlichkeitsliebe der Wirthin, die gern Alles in ihrem Hause so schön und schmuck haben wollte, wie sie selbst war.

Ehe wir in unserer Erzählung weiter gehen, dürfte es am Orte seyn, einige Worte über Düval zu sagen, die zugleich Aufschluß über die Motive seiner schwarzen That geben werden.

Geboren in einer der Vorstädte von Paris und unter kümmerlichen Verhältnissen, war er früh mit dem Elende und den Sorgen der Armuth vertraut geworden. Er kannte die Schrecken des Mangels und wußte, wie weh der Hunger thut. Ohne elterliche Stütze wild aufwachsend, fühlte er nur das Schreckliche seiner Lage und als sein Verstand zu reifen begann, gelobte er sich mit einem Eide, weder arm noch elend seyn zu wollen. Nur in dem Reichthum sah er alles Glück und er wollte reich werden.

Die Natur hatte den Knaben mit reichen Geistesgaben ausgestattet und er benutzte sie mit allem Fleiße und aller Ausdauer eines eisernen Willens, der sich durch kein Hinderniß abschrecken läßt und kein Mittel scheut, um das Ziel, das er sich vorgesteckt, zu erreichen.

Verschlagen und ohne Grundsätze, kühn und gewissenlos, ein Mensch, der alles sich selbst verdankte, durch und durch Jesuit, hart und grausam, wo er sich Nutzen davon versprach, war er der rechte Mann, um seinen Plan auszuführen.

Durch Zufall kam er auf die Besitzung des Generals Bonsens, wo er durch unablässiges Studium in den

Schätzen einer reichen Bibliothek in überraschend kurzer Zeit seine Kenntnisse vermehrte, so daß der General ihn bald zu seinem Sekretär machte und alle Ursache hatte, mit den Leistungen des jungen Mannes zufrieden zu seyn.

Hier hatte er das Aufblühen von Helene Bonsens beobachtet und hatte gesehen, wie sich die knospende Rose zur lieblichen Blume entfaltete. Eine Zeit lang war er sogar ihr Lehrer gewesen und ein Theil seines Vorhabens war, ihre Liebe zu gewinnen oder sie wenigstens um jeden Preis die Seine zu nennen.

Der General hatte auch einen Sohn und so schwierig es ist, Zwietracht zwischen Eltern und Kind zu säen, so geschah es dennoch.

Nach einer stürmischen Scene verschwand der junge Bonsens aus dem elterlichen Hause und man hörte nie wieder von ihm.

Eines Tages ließ sich Düval gegen seinen Willen von der Gewalt der Leidenschaft hinreißen, Helene seine Liebe zu erklären, wurde jedoch von ihr mit Abscheu und Verachtung zurückgewiesen. Es schien fast, als hätte die Vorsehung sich schützend zwischen das unschuldige Kind und ihren furchtbaren Lehrer gestellt; Düval sah jedoch jetzt seine Gefahr und unter schrecklichen Drohungen, die ihr Blut erstarren ließen, band er Helenens Lippen mit einem Schwur zu ewigem Schweigen.

Nach dieser Zeit wurde sie in eine auswärtige Pension geschickt und kehrte erst nach dem Tode ihrer Mutter in die Heimath zurück, um den Lebensabend ihres Vaters zu erheitern und zu versüßen.

Gleichfalls kannte Düval den jungen Armand Parceval und ahnte auch die beabsichtigte Verbindung zwischen ihm und der Tochter des Generals. Ja, später überzeugte er sich vollständig von der Gegenseitigkeit ihrer Neigung und da dies durchaus nicht seinem Plane entsprach, beschloß er, daß die Heirath nie stattfinden solle.

Während der ganzen Zeit genoß er das volle Vertrauen des Generals, denn seine Maske war eben so vollendet, als undurchdringlich.

Die Schrecken der Revolution zwangen jedoch den General, auf seine Sicherheit bedacht zu seyn. Von schweren körperlichen Leiden heimgesucht, durch Angst und Sorge niedergedrückt und durch die Anstrengungen der Reise bis auf den Tod ermattet, gelang es ihm, Calais zu erreichen und von dort mit Düval, Helene und seiner Dienerschaft durch die Vermittlung des Vaters Maizier nach Holland zu fliehen, wo er den Sohn seines Freundes Parceval zu finden hoffte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Eine Enttäuschung.) Eine der beliebtesten und nebenbei hübschesten Pariser Schauspielerinnen erhielt eines Morgens ein duftendes Billet, begleitet von einem prachtvollen Strauße der seltensten Blumen. Nachdem sie das Bouquet mit ihrem reizenden Näschen willkommen geheißen, erbricht sie den Brief und ist entzückt über die glühende Huldigung, welche der Schreiber ihren Talenten und ihrer Schönheit darbringt. Man konnte diesen Brief ein geschriebenes Delirium, ein kalligraphisches Fieber nennen. Sie wurde förmlich gerührt von dieser überschwenglichen Sprache und ihre Rührung verwandelte sich in freudiges Herzklopfen, als sie endlich an folgende Stelle kam: „Erlauben Sie mir, himmlische Zauberin, daß ich Sie um Ihre Hand, um diese Götterhand bitte, die ꝛc. ꝛc.“ Rasch blickt sie nach der Unterschrift und findet den Namen eines der reichsten und glänzendsten Kavaliere der Hauptstadt. Ueberglücklich, wonneberauscht liest sie den Brief zu Ende, doch wer beschreibt ihren Schrecken, als sie an das **post scriptum** kommt, welches lautet: „Haben Sie die Güte, mich wissen zu lassen, wenn ich, ohne Sie zu stören, Ihnen meinen Former schicken kann.“ Der glühende Verehrer der schönen Künstlerin, mit dem sie sich schon vor dem Traualtar stehen sah, wollte ihre Hand nur in — Gyps besitzen!!

Räthsel.

Gleich dem Phönix, den die Gluth geboren,
Steig' ich aus dem Feuermeer empor,
Schweb' im weiten Luftraum, schreibe Horen
Ihren Tanz mit heller Stimme vor.

Traurig klag' ich über frische Grüfte,
Stürme, wo empörte Flammen sprüh'n;
Warnend hall' ich durch der Felsen Klüfte,
Töne lustig, wo die Heerden zieh'n.

Andacht weck' ich in des Frommen Herzen,
Jauchze bei der Ehe süßem Bund,
Und der Trauernden verborgne Schmerzen
Mach' ich laut, doch ohne Zunge, kund.

Selig der, dem jede Lebensstunde
Als ein Ruf zu reiner Lust erklingt,
Dem mein letzter leiser Ton die Kunde
Der Vergeltung schöner Thaten bringt.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 88. Freitag, 25. Juli 1862.

Ein anonymer Brief.

(Fortsetzung.)

„Man machte mir damals", fuhr Ternisien in seiner Erzählung fort, „Schwierigkeit wegen meines längeren Aufenthaltes im Hofe der Sainte-Kapelle. Ich schloß meine Bude und miethete in der Rue de Fürstemberg No. 4 ein kleines Zimmer, das eine alte Frau eben verlassen hatte. Während der zwei ersten Nächte war Alles ruhig und still; aber in der dritten Nacht vernahm ich Stöhnen und erstickte Klagerufe. Am nächsten Morgen erfuhr ich, daß die Wohnung gegenüber von meinem Zimmer ein junges Mädchen beherberge, das zu Tode krank darniederlag.

„Mehrere Tage vergingen. Einmal, als ich gegen drei Uhr Nachmittags nach Hause kam, war ich überrascht, die Thür jener Wohnung weit offen zu finden. Ich sah hinein: Niemand war im ersten Zimmer und es herrschte ein erschreckendes Schweigen. Ich wagte mich in's nächste Gemach und erblickte ohnmächtig auf ihrem Bette ein junges Mädchen, deren Züge durch Krankheit gelitten, die aber, als sie glücklich war, sehr schön gewesen seyn mußte. Ich folgte meiner ersten Regung des Mitleids. Ich legte ihren abwärts hängenden Kopf auf das Kissen, ich hielt ihr ein Flacon vor, das ich auf dem Kaminsims fand und suchte sie wiederzubeleben. Als sie die Augen öffnete, war ich beschämt, mich auf diese Art allein mit einem jungen, weiblichen Wesen zu finden; ich entschuldigte mich und zog mich eilig zurück. Die Portiersfrau, bei der ich mich erkundigte, sagte mir, daß die Kranke an demselben Tage von ihrer Dienerin verlassen worden sey. Ohne weiter zu fragen, ging ich fort und holte eine Krankenwärterin. Glücklicherweise fand sich Geld bei Mademoiselle Clementine Dumesnil vor, — so war ihr Name, ich vergaß ihn zu nennen —"

Ernst stand auf und Ternisien, seinen Bericht unterbrechend, sah ihn bleich, entstellt, das Gesicht in Thränen gebadet; er blickte Madame Valabert an, sie zitterte und ein tiefer Schmerz malte sich auf ihrem Antlitz. Ihr Gatte näherte sich ihr, ergriff ihre Hand und sagte:

„Adele, meine Thränen, die wider meinen Willen fließen, sind eine Beleidigung für Dich. Entferne Dich, ich bitte Dich und vergib mir."

Sie senkte den Kopf und entgegnete leise, aber mit dem ergreifenden Ausdruck der Verzweiflung:

„Ach, ich wußte wohl, daß Du sie immer noch liebtest."

Ternisien war, ganz bestürzt, ebenfalls aufgestanden und als er mit Ernst allein war, wußte er nicht, nach der Scene, die sich eben zugetragen, ob er schweigen oder fortfahren solle. Valabert jedoch, endlich von jedem Zwange befreit, trat zu ihm und sagte:

„Sie ist todt, nicht wahr?"

Und er ächzte schmerzlich.

„Ja."

„Man hatte sie verleumdet?"

„Ja."

„Wer hat es Ihnen gesagt?"

„Das Mädchen selbst und ein unwiderleglicher Beweis."

„Welches ist dieser Beweis?"

„Hören Sie. Ich erkundigte mich mehrere Mal nach ihrem Befinden. Ihr Ringen mit dem Tode war lang und ich hatte Zeit, ihr Vertrauen zu gewinnen. Ich war Tag und Nacht zu Häupten ihres Bettes und pflegte sie wie ein Vater. Sie erzählte mir ihre Geschichte: sie sagte mir, daß kurz vor dem für ihre Hochzeit bestimmten Tage ihr Verlobter zornig und verstört zu ihr gekommen sey und sie auf Grund eines anonymen Briefes, den sie mich lesen ließ, angeschuldigt habe. Denken Sie sich mein Erstaunen, als ich Wort für Wort den Brief wiedersah, den man mich hatte schreiben lassen! Sie schwor mir, daß sie, ungeachtet des gegen sie zeugenden

Anscheins, unschuldig sey; und ich, der ein unwillkürliches Unrecht gut zu machen hatte, ich drängte sie, mir den Namen desjenigen zu sagen, den eine schmähliche Verleumdung getäuscht und der seinen Irrthum noch rechtzeitig erkennen konnte. Aber sie war nicht zu bewegen.

„Wozu ihn belästigen?" sprach sie. „Möge er mich vergessen, wie schmerzlich mir dies auch ist, die ich ihn so sehr geliebt habe. Ich will ihm lieber unnöthige Gewissensbisse ersparen, nun da ich sterben muß!"

„Der Blutsturz, mit dem ihre Krankheit angefangen, wiederholte sich verschiedene Mal und ihre Kräfte nahmen sichtlich ab. Eines Abends war ich mit der Wärterin allein bei ihr und wir erwarteten den verhängnißvollen Augenblick. Seit einer Stunde hatte sie nicht mehr gesprochen. Ich erinnere mich der geringsten Einzelheiten dieses langen Abends, und ein an sich unbedeutendes Ereigniß, dem aber die Nähe des Todes einen erschreckenden und feierlichen Charakter verlieh, wird niemals aus meinem Gedächtniß entschwinden. Ein einziges Licht brannte auf dem Tische neben ihrem Bette. Ich wollte den Docht aufrichten, der herabgesunken war, da aber meine Augen voll Thränen waren und meine Hand zitterte, löschte ich das Licht aus und wir blieben im Dunkeln. „Das ist die ewige Nacht," murmelte eine gebrochene Stimme. Dies waren die letzten Worte, die sie sprach.

Ernst hatte das Gesicht in den Händen geborgen und die Thränen rieselten durch seine Finger. Plötzlich, als ob er sich noch hinter einen letzten Zweifel, eine letzte Selbstentschuldigung flüchten wollte, rief er:

„Sie sagten, daß sie verläumdet wurde; aber den Beweis, den unwiderleglichen Beweis nennen Sie nicht!"

„Sie hatte sich gerechtfertigt, einen jungen Mann bei sich empfangen zu haben. Was ihr den Untergang brachte, war ein Ring, den man sie beschuldigte, als Liebespfand einem frühern Bewerber gegeben zu haben und dessen Verschwinden sie nicht erklären konnte. Dieser Ring war ihr durch die Frau, die sie bediente, durch Marianne gestohlen worden, die man mit Gold bestochen hatte, ihn aus der Schublade des Sekretärs zu entwenden. Am Tage, da ich zum ersten Mal bei Clementine eintrat, war Marianne, von Gewissensbissen gepeinigt, entwichen, nachdem sie das schriftliche Geständniß ihres Verbrechens hinterlassen, ohne jedoch die Person zu nennen, die sie dazu verleitet. Sie hatte das geschriebene Bekenntniß ihrer Herrin auf's Bett gelegt, während diese schlief; sie hatte nicht gewagt, sich mündlich anzuklagen und Verzeihung zu erbitten. Clementine wollte nicht, daß man nach ihr suchte. Als sie das Blatt gelesen, war sie in Ohnmacht gesunken und wäre ohne Hilfe geblieben, wenn der Zufall mich nicht hinzugeführt hätte. Das Geständniß habe ich selbst gesehen."

„Genug! genug!" rief Ernst. „Diesen anonymen Brief, ich habe ihn erhalten! Clementine ist todt und ich habe sie gemordet! Wer hat mich in diesen furchtbaren Schlingen gefangen? Wer hat mich blind dem Elend zugetrieben? Hat Clementine es Ihnen gesagt?"

„Sie hat mir Niemand genannt. Sie erzählte mir nur von den Schritten, welche ein Freund der Familie ihres Verlobten, welche der Heirath abgeneigt gewesen, bei ihr versucht."

„Saint-Gilles! Ah! Er ist es! Er! Der Vertraute meiner Mutter! Soll man glauben, daß sie in Uebereinstimmung gehandelt, daß die Einwilligung, die ich erlangte, — o! nein, — nein! Er hat allein gehandelt! Ich erinnere mich der Vorstellungen, die er mir gemacht; ihn allein klage ich an, ihn allein!"

„Wenn Sie ruhiger wären," sagte Ternisien, „so würde ich Ihnen den mangelnden Beweis geben, das Manuskript des Briefes —"

„Sie haben es?"

„Ich bewahrte es. Der Knabe, der es mir brachte, hatte den Befehl, es zerreißen zu lassen, da er aber nicht lesen konnte, so vernichtete ich ein anderes Stück Papier, ohne daß er die Verwechslung bemerkte. Ich habe den Entwurf zu Hause."

„Sie werden ihn mir morgen geben, — heute noch, — sogleich, — ich muß ihn haben. Ich gehe mit Ihnen!"

Als aber Ternisien die krampfhafte Freude sah, die Ernst's Züge entstellte, bereute er, die letzte Mittheilung gemacht zu haben.

„Wir könnten es jetzt nicht finden, ich muß es erst suchen. Vielleicht auch existirt es nicht mehr. Uebrigens werde ich es Ihnen auch nur dann geben, wenn Sie mir den Gebrauch sagen, den Sie davon machen wollen."

„Ich will einen Beweis, das ist Alles," entgegnete Ernst, sich bezwingend, „einen Beweis, der mir das Recht gibt, den Urheber dieses Briefes zu verachten."

„Wenn es nur das ist, so gehe ich und werde Ihnen das Blatt morgen früh bringen, wenn ich es wiederfinde. Ich hoffe es, bin dessen aber nicht gewiß."

Der Abend war gekommen. Ternisien verabschiedete sich und erreichte in großer Verwirrung sein bescheidenes Zimmer. Er wußte ganz gut die unglück-

liche Schrift zu finden. Er hatte nur, Balabert's Aufregung gegenüber, vorsichtig seyn zu müssen geglaubt. Dennoch schien seinem mehr als friedlichen Sinne die bloße Verachtung als eine genügende Rache, und er dachte nächsten Morgens das Verlangte auszuliefern.

Balabert glaubte nicht an so viel Einfalt, denn sobald er allein war, rief er:

„Er wird mir den Beweis nicht geben; aber brauche ich ihn denn?"

Eine Stunde später trug ein Diener drei Briefe fort. Zwei davon waren an Freunde Balabert's gerichtet, der dritte an Saint-Gilles.

(Fortsetzung folgt.)

Der Schmuggler.

(Fortsetzung.)

Kehren wir nach dieser Abschweifung zu Düval zurück, so finden wir ihn noch immer bei der Durchsicht der in der Kassette aufbewahrten Papiere, die er einzeln auf den Tisch vor sich legte und nach deren Kenntnißnahme seine Pläne eine schnelle aber vollständige Gestaltung zu nehmen begannen.

Das erste Glied in der Kette der Verbrechen, welche er zu schmieden gedachte, war der Abbruch zwischen Helene und Parceval; dann aber mußte der Mönch bei Seite geschafft werden, den er fürchtete, da er nicht wußte, wie weit Vater Maizier in das Vertrauen des Generals eingeweiht war und ihm auch dessen eiliges Verlassen des Schmugglerfahrzeugs verdächtig vorkam. Augenblicklich glaubte er ihn in einem entlegenen Zimmer des „Grünen Busches" logirt.

Das Ergebniß seines Gedankenganges war die möglichst schleunige Beerdigung des Generals; dann wollte er, gestützt auf die mündliche und schriftliche Vollmacht desselben, Helene nach einem entfernten Orte bringen und den Umständen gemäß handeln.

Es war freilich keine so leichte Sache, das Band zu brechen, welches Helene und ihren Geliebten mit einander verknüpfte, und jede Chance auf eine Erneuerung zu vernichten; jedoch schrack Düval keineswegs davor zurück und unter seiner Vormundschaft und Bewachung wollte er ihr freiwilliges Jawort gewinnen oder ihre stolze Seele brechen.

Arme Helene! sie war fast ja schon gebrochen, denn selbst in ihrem Schlummer seufzte und weinte das verlassene Kind den Namen ihres Vaters.

Was Vater Maizier betraf, wußte Düval sehr wohl, daß er mit ihm zu kämpfen hatte. Er mußte alle Geschicklichkeit aufbieten, um seinen Beistand zu gewinnen, oder wenn dies fehlschlug — ein dämonisches Lächeln zuckte um Düval's Lippen, als er an die andere Alternative dachte.

In der Verfolgung seiner finstern Ideen hatte Düval unwillkürlich die Feder ergriffen und malte sorgfältig einige Schriftzüge auf ein weißes Blatt Papier, die bald den ganzen Raum desselben erfüllten, jedoch immer nur die beiden Worte „Etienne Bonsens" darstellten. Mit stets größerem Eifer widmete er sich dieser Beschäftigung, bis die Aehnlichkeit mit dem Namenszuge des Generals vollkommen war. Düval hatte schon früher die Möglichkeit erwogen, daß Fälschung ihm von Nutzen seyn könne und demgemäß sich eine große Uebung in Nachahmung von Handschriften erworben. Höchst wahrscheinlich hat er auch diesen Namen nicht zum ersten Male geschrieben; dies verrieth die Genauigkeit der Nachbildung.

Plötzlich schlugen, wie das Zischen einer Schlange, die folgenden in sarkastischem Tone gesprochenen Worte an sein Ohr:

„Was eine kostbare Hand Ihr schreibt, mein Sohn! Wie wunderbar gleicht sie dem Original! Uebung macht den Meister, sagen die guten Leute der Welt. Was haltet Ihr davon?"

Düval war so beschäftigt gewesen, daß ein Blitz, der neben ihm eingeschlagen wäre, ihn nicht hätte heftiger erschrecken lassen, als diese Worte. Es war, als ob er plötzlich seine innersten Gedanken aussprechen hörte. Die geheimsten Falten seiner Seele waren aufgedeckt und ein panischer Schrecken durchfuhr ihn, als er beim Wenden des Kopfes den leuchtenden und kühnen Blicken des Priesters begegnete, die mit durchdringender Schärfe auf ihm hafteten.

„Was für ein industriöser junger Herr Ihr seyn müßt!" fuhr der Mönch fort, indem er leise näher trat und sich auf der andern Seite des Tisches niedersetzte. „Ohne Zweifel leset Ihr jene Papiere, damit Euch die Kenntniß derselben von Nutzen seyn könne," und mit einer Ruhe, die Düval vor Wuth zittern machte, braute sich Vater Maizier ein mächtiges Glas holländischen Punsch, aus dem er einen Zug nahm, den nur Gewohnheit oder ein Kopf von Eisen rechtfertigen konnten. Der Priester nickte und setzte mit einem humoristischen Augenzwinkern das leere Glas auf den Tisch. „Wahrhaftig, es hat nie bessern Genever gegeben, als diesen," sagte er mit einem lebhaften Schnalzen der Zunge.

„Wie kamt Ihr hieher! Wie dürft Ihr es wagen, in mein Zimmer einzudringen und den Spion zu spielen?" schrie Düval aufspringend und außer sich vor Zorn, indem er forschend den Blick im Zimmer umherwarf.

„Macht doch nicht so viel Geräusch, mein guter Herr," antwortete der Andere ruhig. „Dies ist ein merkwürdiges altes Gebäude, voll von geheimen Gängen, Treppen und Thüren," — er zeigte bei diesen Worten auf ein Fachwerk hinter Düval, durch das er eingetreten war — „ich konnte keine Ruhe finden auf meinem Lager, deßhalb begann ich ein wenig umherzuwandern und bin hier."

Der Ton des Priesters, seine Manieren, ja sein ganzes Wesen schienen sich allmälig zu verändern; es war, als ob er eine Maske abwerfen wolle, die er gezwungen getragen hatte.

Düval gerieth in Verwirrung. Er hatte noch zu wenig über den Mönch nachgedacht, um zu wissen, was für ein Benehmen er der offenbar vertraulichen Weise desselben entgegensetzen sollte.

„Sollte ich diesen Mann verkannt haben?" dachte er. „Ich kann keinen Mitwisser dulden. Was ist zu thun?"

„Ich glaube," fuhr Vater Maizier fort, „Ihr hieltet mich zuerst für den — nun Ihr wißt wohl, wen ich meine" — der Mönch lachte schelmisch; „nun setzt Euch und wißt, daß ich Euer Freund bin," fügte er, das letzte Wort scharf betonend, hinzu.

„Was bezweckt Ihr mit diesem Besuche und der Versicherung Eurer Freundschaft?" fragte Düval, der jetzt seine ganze Fassung wiedergewonnen hatte; „ich kann nicht voraussetzen, daß das ein bloßer Zufall und das andere ganz ohne Grund sey.

„Ihr habt Recht," lautete die Antwort. „Ich darf sagen, das Geheimniß ist etwas werth. Theilt es daher mit mir, ich —"

„Mein Geheimniß?" stieß Düval hervor, dessen Gesicht sich abermals mit einer Leichenblässe bedeckte.

„Mein geschickter junger Freund," entgegnete der Mönch mit großer Ruhe, „ich habe Augen und Ohren und ganz besonders, wenn es darauf ankommt, diese werthvollen Sinne zu gebrauchen. Ihr seyd ein kühner Bursche und der höchsten Stellung fähig, die ein Mensch einnehmen kann — ja wäre diese selbst so hoch als der Galgen. Was beabsichtigt Ihr mit diesen Papieren zu thun? Was mit Fräulein Helene, deren Vormund Ihr geworden? Kann ich mit meinen geringen Fähigkeiten Euch nicht helfen, über ihre Zukunft zu wachen?"

„Keine Zweideutigkeiten," sagte Düval finster, „sprecht deutlicher."

„Treibt keinen Scherz mit mir oder mit Euch selbst," entgegnete der Mönch mit einem drohenden Stirnrunzeln, daß sein ganzes Wesen ein anderes schien. „Ich sah —"

„Ihr saht? was saht Ihr?" fragte Düval mit verdächtiger Hast.

„Ich sah einen Mann heute eine That auf eine Weise begehen, die mich überzeugt hat, daß es ebensowohl ein Genie für Mord als für Diplomatie gibt. Ich war Zeuge von dem, was in der Kajüte geschah," sagte der Mönch und heftete seine Augen durchbohrend auf den Meuchelmörder.

„Glaubt Ihr, daß Niemand außer Euch bei dem Tode des Generals Bonsens interessirt seyn kann?" fragte er dann in leichterem Tone, und um den andern zu ermuthigen, begann Vater Maizier sich einen zweiten Krug Punsch zu brauen, der denselben Weg nahm wie der erste.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

(Die Macht des Zufalls.) Ein Bediensteter eines Wiener Großhandlungshauses hatte den Auftrag, eine bedeutende Summe Geldes in die Nationalbank zu tragen. Er steckte die vollgestopfte Brieftasche zu sich und am Ziele angekommen, wollte er sich des gegebenen Auftrags entledigen; doch wer beschreibt seinen panischen Schrecken, als ein zufälliger Griff an die Brusttasche ihn von dem Abgange des ihm anvertrauten Geldes überzeugt. Die Versuche zur Auffindung der verlorenen Brieftasche waren fruchtlos, der Gemüthszustand des Unglücklichen fürchterlich. In später Nachtzeit steht der Verzweifelte am Kettenstege, dem Stelldichein aller Jener, die in den Fluthen der Donau ihre Ruhe suchen wollen. Er ergreift krampfhaft mit beiden Händen das eiserne Geländer der Brücke, um mit einem Sprunge über dasselbe den Folgen seiner Fahrlässigkeit zu entrinnen; in diesem entscheidenden Augenblick erhält er aber einen gelinden Schlag auf die Hüfte. Erschreckt und unwillig zugleich, in seinem Vorsatze gestört zu seyn, wendet sich der Selbstmörder um — erblickt jedoch Niemand. Aber ein Griff nach seinen hinteren Rockschößen überzeugt ihn nicht nur von der Ursache des Schlages, sondern auch von dem Vorhandenseyn der inhaltschweren Brieftasche, die sich durch ein Loch der Brusttasche in die weiten Räume seines modischen Rockes verloren hatte. Er war gerettet.

Auflösung des Räthsels in № 87:

Die Glocke.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 89. Sonntag, 27. Juli 1862.

Abschied.

Leb' wohl, mein Füchschen schlank und blank;
Der Spaß hat nun ein Ende.
Du schüttelst den Kopf, du glaubst mir nicht,
Du schnoberst mir um die Hände.

Weißt du, mein Freund, was Scheiden heißt?
Muß wandern von hier noch heute.
Ich stehle nun keinen Hafer mehr
Für dich, meine Herzensfreude.

Umsonst wirst du nach deiner Thür
Von Morgen bis Abend schauen.
Ich komme nimmer, zu tummeln dich
Lustig durch Felder und Auen.

Das Schicksal, wenn es zum Abschied bläst,
Fragt nicht nach Lust und Liebe.
Und geht's an's Scheiden, so weinen sie all,
Sogar die Haferdiebe.

Ja, lieber Fuchs, ich liebte dich,
Wir haben uns verstanden,
Viel besser als ich verstanden hab'
So manchen alten Bekannten.

Mein lieber Fuchs, du liebtest mich,
Du wiehertest mir entgegen.
Du legtest den Kopf an meinen Hals
Und folgtest mir allerwegen.

Du folgtest meiner Autorität
Mit gläubigem Gemüthe.
Mein Fuchs, du hattest Treu' für Treu'
Und Dank für jede Güte.

Du schaust mich an, du sprichst zu mir
Mit klugem, frommem Blicke.
Die eitlen Menschen heißen's Instinkt,
Gottähnlichkeit ihre Tücke:

Sie heißen Instinkt die heil'ge Natur,
Fortschritt ihr Witzeln und Kritzeln.
Sie kritzeln und witzeln und kitzeln sich
Und bringen sich um mit Kitzeln.

Mein Füchschen, daß ich dich lassen muß,
Gereicht mir zu großem Leide.
Schon leichter schied ich von manchem Schuft
In Hut und Frack und Seide;

Von manchem Reifrocksparadies
Küßt' ich mich fort mit Schrecken;
Mein Füchschen, küss' ich deinen Hals,
Keine Schminke brauch' ich zu lecken.

Mein junger Freund, auch deine Zeit
Zum Spielen ist bald vorüber.
Man schlägt dir die ersten Eisen auf
Und führt dich zu Markt, mein Lieber.

Du bist so schön, vom zierlichen Huf
Bis zu den zierlichen Ohren,
Du trägst so stolz deinen schönen Leib —
Zu was Großem bist du geboren.

Ich seh' sie rennen und feilschen schon
Und preisen dich als ein Wunder.
Kein Affe, kein Laffe wird reiten dich,
Ich weiß, du wirfst ihn herunter.

Keinen gnädigen Esel wirst du zieh'n
Im prunkenden Galawagen,
Zu königlich ist deine Art —
Einen Helden wirst du tragen.

Bald stehst du in der vordersten Reih',
Wenn die Trompeten blasen.
Sie blasen zum Ruhm, sie blasen zum Schlaf
Wohl unter dem grünen Rasen.

Dann schnaube Feuer und stampfe den Grund,
Dann zeige dich vor dem Volke,

Und in die Kampfnacht stürze dich
Wie ein Blitz aus der Donnerwolke.

Doch hast du, mein Roß, genug des Ruhms,
Das Sterben dir zu versüßen,
Dann soll eine Kugel mitten in's Herz
Dich treffen und von mir grüßen,

Daß du nicht erlebest, alter Held,
Die Tage, die Keinem gefallen,
Daß dich nicht ereile der Lohn der Welt
In eines Kärrners Krallen.

Leb' wohl, mein Freund, leb' wohl. Auch ich
Hör' eine Trompet' erklingen.
Die Ehre, die Ehre ruft uns beid' —
Gott laß es uns wohl gelingen.

— r.

Ein anonymer Brief.

(Fortsetzung.)

6.

Kaum zehn Minuten waren verflossen, seit Ternisien nach Hause gekommen, als leise an seine Zimmerthüre geklopft wurde. Dieses Geräusch unterbrach ihn in der Beschäftigung, aus einem Pack alter Papiere die Schrift herauszusuchen, die er am nächsten Morgen Valabert bringen sollte. Da er keinen Besuch erwartete und in seiner Zerstreuung nicht kurz zuvor das Oeffnen und Schließen der Hausthüre gehört hatte, so glaubte er anfangs, daß es der Wind gewesen, welcher ein offenstehendes Treppenfenster zugeschlagen und fuhr in seiner Arbeit fort. Eine Minute verging; dann meinte er ein Tasten längs des Thürgerüstes zu vernehmen, als ob eine Hand in der Dunkelheit nach einem Klingelzuge suche. Eine Klingel war aber in Ternisien's Haushalt ein unbekannter Gegenstand. Es klopfte daher zum zweiten Mal und in einer entschiedeneren, vernehmlicheren Weise.

„Wer ist da und was will man von mir?" fragte Ternisien.

Er erhielt keine Antwort, aber es klopfte von Neuem.

„Kommen Sie morgen wieder," sagte der Ehrenmann, den eine solche Beharrlichkeit beunruhigte und welcher fürchtete, das Opfer eines Fallstricks zu werden; „kommen Sie morgen wieder; ich bin im Bett und habe kein Licht."

Unglücklicherweise strafte der Schimmer, der durch die Thürspalte nach außen drang, seine Angabe Lügen.

„Oeffnen Sie, ich bitte!" sagte eine sanfte, bebende Stimme, „öffnen Sie, Sie haben Nichts von der Person, die Sie bittet, zu befürchten. Erkennen Sie denn nicht, wer zu Ihnen spricht?"

Ternisien entschloß sich zu öffnen.

Eine verschleierte Frau trat hastig ein. Sie schien in großer Aufregung und als sie das Gesicht enthüllte, um besser athmen zu können, entfuhr dem alten Professor ein Ausruf des Erstaunens beim Anblick der Veränderung, welche in wenigen Stunden nur mit diesen Zügen vorgegangen war.

„Schließen Sie die Thüre," sagte sie.

Ehe er gehorchte, blickte er auf die Treppe.

„Allein? Sie sind allein, Madame?"

„Niemand weiß und soll meine Anwesenheit bei Ihnen wissen. Wenn man sie fragt, mein Herr, schwören Sie mir, nicht zu sagen, daß ich gekommen bin."

„Madame," erwiederte Ternisien, mehr und mehr erstaunt über den Besuch und das Geheimniß, das ihn umgeben sollte, „Madame, ich liebe es nicht, mich durch Schwüre zu binden, deren Erfüllung oft schwierig und peinlich ist. Ich werde Ihnen indeß, wenn Sie es verlangen, mein Wort geben, sobald Sie die Güte hatten, mir zu erklären, was Sie zu mir führt."

„Ich begreife Ihre Vorsicht, aber haben Sie keine Furcht: die Verschwiegenheit, welche ich begehre, ist für Sie ganz ungefährlicher Natur. Sie sollen selbst darüber urtheilen."

Sie sah sich um und sagte nach einigen Augenblicken des Stillschweigens:

„Man muß leise sprechen, nicht wahr? Man kann von dieser Seite belauscht werden."

„Ja, Madame, denn aus jenem Zimmer drangen die erstickten Jammertöne der unglücklichen Clementine zu mir, der ich doch nicht zu hören suchte. Sie waren nicht mehr da, Madame, als ich Ihrem Gatten das Ende der traurigen Geschichte erzählte —"

„Ja, ja," fiel Adele mit scharfem Tone ein, „diese Clementine ist todt, ich weiß es."

„Hat Herr Valabert nach meinem Weggehen Zeit gefunden, es Ihnen mitzutheilen?"

„Ich habe ihn nicht wiedergesehen."

„Weiß er auch nicht, daß Sie hierher gekommen sind?"

„Gewiß nicht."

„Aber, Madame, wenn er heute Abend Ihre Abwesenheit bemerkte?"

„Heute Abend? O, heute Abend wird er sicher nicht daran denken, sich nach mir zu erkundigen! Er denkt jetzt nicht an mich!"

Ungeachtet seines natürlichen Mangels an Scharfsinn und seiner gänzlichen Unkenntniß der Leiden-

schaften, fing Ternisien doch zu begreifen an, welcher geheime Schmerz die Züge der Madame Valabert so verwandelt hatte, ihrem Blick die Wildheit, der Stimme den fremden Ton gab. Er gedachte der Thränen, welche ihr Gatte nicht hatte verbergen können und der Worte, mit denen er sie gebeten, sich zu entfernen.

Es war die Eifersucht, die ihr am Herzen nagte. Aber er konnte noch nicht verstehen, welche Ursache sie zu ihm führte. Sie gab ihm ein Zeichen, sich neben sie zu setzen.

„Sie haben den Entwurf dieses anonymen Briefes bewahrt," sagte sie.

Ternisien betrachtete sie mit Erstaunen, nicht wissend, ob sie ihn befragte, oder eine Thatsache bestätigte, deren sie gewiß war.

„Sie haben ihn bewahrt," fuhr sie fort, „Sie sollen ihn morgen meinem Manne geben. Suchen Sie nicht zu läugnen. Ich war im anstoßenden Zimmer, ich habe Alles gehört, ich weiß Alles. Wenn auch Ihre Stimme und die seine nicht zu meinem Ohr gelangt wären, so würden meine Augen die Blicke der Mauer durchdrungen und die Worte an der Bewegung der Lippen errathen haben. Sie müssen mir den Entwurf dieses Briefes wiedergeben."

„Madame, ich habe versprochen, ihn Ihrem Gatten einzuhändigen."

„Ihm, oder mir, gleichviel."

„Wenn Sie mit seiner Bewilligung hier wären —"

„Sie werden ihm morgen schreiben, daß Sie das Blatt nicht gefunden haben, er wird Ihnen glauben. Haben Sie ihm nicht bereits gesagt, daß es vielleicht nicht mehr existirte?"

„Ich fürchte in der That, Madame, die Wahrheit gesagt zu haben."

„Nein, Sie haben es gleich anfangs zugegeben, daß es in Ihrem Besitz sey; und sehen Sie, Sie haben schon zu suchen angefangen. Ich will diesen Brief, geben Sie ihn mir, mein Herr, verkaufen Sie ihn mir, setzen Sie einen Preis darauf, wie Sie wollen: Sie sind arm und ich kann Sie reich machen."

Während sie so mit einer Schnelligkeit sprach, die Ternisien nicht zu unterbrechen vermochte, hatte sie ihre Tasche geöffnet.

„Nehmen Sie das," fügte sie hinzu. „Vier Tausendfrankenbillete, — es ist nicht genug, ich weiß es wohl, — es ist alles Geld, das ich im Augenblick in meinem Pult hatte, — aber ich werde Ihnen mehr geben, viel mehr. Ich werde diese Summe verdreifachen, — zwanzigtausend Franken, — wenn Sie wollen, mein ganzes Vermögen! — Und dann habe ich Juwelen, — da, nehmen Sie —"

Ihr Gesicht, das eben noch so bleich war, röthete sich; die Augen schimmerten in ungewöhnlichem Glanz, ihre Hände leerten, so schnell, daß man der Bewegung nicht folgen konnte, die Tasche. Ein Perlenhalsband, Diamanten, kostbare Ringe, sogar ihre Ohrgehänge, fielen in einer Sekunde vor Ternisien nieder. Der arme Mann betrachtete sie ganz bestürzt.

(Fortsetzung folgt.)

Der Schmuggler.

(Schluß.)

Eine lange Todtenstille erfolgte, während der in Düvals entstellten und zuckenden Zügen sich alle Leidenschaften der Hölle abspiegelten, die in seinem Innern wogten. Weißer Schaum zeigte sich auf seinen Lippen, als er mit Blicken verhaltener Wuth seinen kühnen und sarkastischen Gegner maß.

„Habt Ihr denn nicht Ursache, mich zu meiden?" fragte er, mit den Zähnen knirschend. „Seyd Ihr nicht überzeugt, daß es für Euch viel besser seyn würde, nicht meinen Pfad zu kreuzen?"

„In Wahrheit, Ihr habt etwas von einem Tiger an Euch. Nicht doch, laßt Eure Waffen ruhig stecken —"

„Ich habe keine," sagte Düval hastig und zog seine Hand aus dem Busen.

„Ich glaube, Ihr lügt," erwiederte kalt der Mönch, „aber es ist gleichgiltig. Wißt, daß ich Euch eben so wenig fürchte als nach Euch frage; aber wenn Ihr einen Schatz gefunden habt, halb Part, halb Part, mein Freund."

„Halb Part! gut, ich werde es mir überlegen und Euch morgen Antwort geben. Wenn Ihr jedoch glaubt," fügte Düval mit einer Ruhe hinzu, die seinen Nerven alle Ehre machte, „das Geringste von mir zu erpressen — versucht es und fürchtet die Folgen."

„Wahrhaftig," lachte der Priester, „Euch fehlt nicht viel, um vollkommen zu seyn. Aber warum sollen wir die Sache aufschieben, warum sie nicht jetzt abmachen, während wir allein sind und Niemand sich in der Nähe befindet?"

„Allein! Niemand — Niemand in der Nähe?" fragte Düval in leisem Flüstern, indem er einen unheilverkündenden Blick auf seinen Gegner heftete.

„Allein bis auf die, welche meine Stimme in einem Augenblick in dies Zimmer rufen könnte," entgegnete Vater Maizier. „Aber redet! Wollt Ihr des Generals verlorner Sohn werden oder wollt Ihr die Tochter heirathen und in Eurer Person die Rechte des Schwiegersohnes mit denen des Sohnes

vereinigen, der, obwohl abwesend, dennoch wieder aufzufinden seyn möchte?"

„Wißt Ihr das ganz gewiß?" fragte Düval.

„Ich habe meine Gründe, es zu glauben," war die Antwort.

„Ich werde Euch sagen, was ich zu thun gedenke," flüsterte Düval, sich erhebend und einen Schritt auf den Priester zuschreitend, als wollte er ihm etwas vertrauen. „Ich denke," dabei sprang er wie ein Tiger auf ihn los, „ich denke, mir Dein Stillschweigen zu sichern und mit Niemand zu theilen," und in dem Schein des Lichtes erglänzte im selben Augenblicke ein Dolch, der wie ein Blitz herniederfuhr.

„Den Teufel sollst Du!" und als jetzt die Kutte des Pseudopriesters zu seinen Füßen niederfiel, stand an seiner Stelle ein athletisch gebauter Mann in Seemannstracht vor dem wüthenden Düval. „Einmal hast Du die Rechnung ohne den Wirth gemacht und verdammt will ich seyn, wenn es nicht zum zweiten Male geschieht." Er empfing zwar den Stoß, dem er nicht ausweichen konnte, allein nur in den fleischigen Theil seines Arms, während sich zu gleicher Zeit seine andere Faust wie ein Schmiedehammer auf Düval's Gesicht mit einer Gewalt niedersenkte, daß dieser mit Blut bespritzt, besinnungslos auf die Flur rollte.

„Kommt herein, meine Herren, der Fuchs ist gefangen. Potz Hagel, ich fühle ein wunderbares Gelüste, ihm die Gurgel zuzuschnüren, doch das wollen wir lieber dem Henker überlassen!" und der Schmuggler band mit gewandten Fingern Düval's Hände und Füße zusammen, während er zugleich Kassette und Papiere zu sich nahm. Auf seinen Ruf aber erschienen zwei wohlbewaffnete junge Leute in derselben Thür, durch welche der Mönch zuerst eingetreten war.

Einer derselben schien der gemordete General, zurückgekehrt zum Leben und verjüngt, zu seyn. Es war wirklich der verschollene junge Bonsens, der seit langer Zeit bei seinem Freunde Parceval eine Heimath gefunden und jetzt zum Elternhause zurückkehren wollte. Der zweite, ein schöner, schlankgebauter Mann, war Parceval selbst. Auf die Benachrichtigung von des Generals und seiner Tochter Ankunft hatte er in derselben Herberge seinen Aufenthalt genommen und beide waren in den Thatbestand vom Schmuggler so weit eingeweiht, um Düvals weitere Pläne zu kennen und zu verhindern. Als dieser wieder zur Besinnung gekommen war, erdrosselte er sich in dem Zimmer, wo man ihn eingesperrt und entging dadurch der strafenden Gerechtigkeit.

Unsere Erzählung ist zu Ende, denn das übrige — Helenens Vereinigung mit ihrem wiedergefundenen Bruder, so wie die noch süßere mit dem Geliebten ihres Herzens, die ihr für den verlornen Vater Ersatz gaben — kann sich der Leser wohl denken. Bei der Bezahlung des Passagegeldes wurde natürlich die Bemannung des Sturmvogels nicht vergessen.

Am dritten Abend nach den erzählten Ereignissen und als die irdischen Ueberreste des Generals zu ihrer letzten Ruhestätte geleitet waren, standen Parceval, Etienne und Helene mit thränenden Augen am Ufer des kleinen Flusses, wo der Sturmvogel fertig zum Segeln lag.

„Und nun, mein braver Freund," sagte Parceval zu dem Schmuggler, dessen Hand er warm drückte, „was sollen wir Euch sagen, wie unsere Schuld der Dankbarkeit an Euch abtragen?"

„Sprechen Sie nicht weiter davon," wehrte der Schmuggler, während er mit einem Fuß auf dem Bord seines Fahrzeugs fertig zum Hinaufspringen stand. „Wenn Sie nächstens zusammensitzen und die Winde über die See wehen hören, dann gedenken Sie freundlich an Jean Wacht, obwohl er außer dem Gesetz steht. Und nun" — mit diesen Worten sprang er auf das Verdeck — „werft die Taue los und hißt die Segel, Jungens, Hurrah für guten Wind, blau Wasser und eine mondlose Nacht. Leben Sie wohl!" rief er den am Ufer Stehenden heiter zu, als die Segel standen und der frische Wind sie füllte. „Pieter, denk' nicht zu viel an die Wittwe und steure uns nicht in die Wiesen. Leben Sie wohl, Fräulein Helene. Gott segne Sie alle!"

Viele Jahre nachher aber hörten sie noch von den verwegenen Thaten des „kühnen Schmugglers", dessen Name einst so berühmt an den holländischen Küsten war, aber sie sahen ihn niemals wieder.

Mannigfaltiges.

(Karpfen.) Vor einiger Zeit war in Berliner Zeitungen „zur Erzeugung von Karpfen — Karpfen-Pulver, die Schachtel zu 1 Dukaten" empfohlen. Ein in Berlin anwesender Gutsbesitzer, der diese Fische gern auf seiner Besitzung einbürgern wollte, sandte seinen Diener nach der bezeichneten Adresse, erhielt aber seinen Dukaten in Begleitung eines Schreibens zurück, in welchem es hieß: „Verzeihen Sie — es galt eine Wette. Ich hatte behauptet, daß man das Dümmste, den größten Unsinn empfehlen könnte und doch Gläubige finde. Sie sind der Sechste, welcher — Karpfen-Pulver haben will."

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 90. Dienstag, 29. Juli 1862.

Ein anonymer Brief.

(Fortsetzung.)

Ternisien hatte da, auf einem Zipfel seines abgeschabten Rockes, eine zehnmal größere Summe, als alles Geld, das er in seinem ganzen Leben berührt; und dieses unerwartete Vermögen, man warf es ihm hin, ohne zu zählen, es war sein! Er brauchte nur die Hand auszustrecken, um es zu ergreifen! Aber dieser Gedanke war es nicht, der Ternisien erfüllte. Zwischen dem Reichthum, den er nie gekannt und dem Elend, das sein Alter bedrängte, fand in diesem einfachen und ehrlichen Herzen keine auch noch so verzeihliche Idee der Berechnung Raum. Er sagte zu Madame Balabert mit bewegter Stimme und Thränen in den Augen:

„Sie sind also sehr unglücklich, Madame!"

„Ja, sehr unglücklich," erwiederte sie, „aber es hängt von Ihnen ab, daß ich es nicht mehr bin. Sie können mir die Ruhe wiedergeben, mein Glück sichern. Willigen Sie ein?"

„Die Erzählung dieses Ereignisses hat in Ihrem Gatten die Erinnerung einer früheren Liebe erweckt, nicht wahr? Ich hätte es bemerken sollen und abbrechen, als er bat, sich zu entfernen; ich hätte, anstatt zu sprechen, wie ich that, diese Wunde nicht öffnen sollen. Vergeben Sie mir, Madame, das Leid, das ich Ihnen unwillkürlich verursacht habe: das Andenken an den Tod dieses armen Mädchens, das ein Engel der Tugend war und das man so unwürdigerweise verläumdet hatte, stieg zu lebendig in mir auf. Wenn Sie sie wie ich gekannt, wenn Sie die Betheuerungen ihrer Unschuld vernommen hätten, würden Sie eines unwiderleglichen Beweises nicht bedurft haben, um daran zu glauben. Aber Vergebung, Madame, ich betrübe Sie von Neuem, ich spreche von ihr und vergesse, was ich erst seit Minuten weiß, daß die Liebe auch auf eine Nebenbuhlerin eifersüchtig seyn kann, die nicht mehr existirt. Sie fürchten, daß Ihr Gatte sich an dies Andenken kettet und neben Ihnen sich derjenigen erinnert, die er früher geliebt hat. Ich werde mir mein Lebenlang den Kummer vorwerfen, den ich Ihnen gemacht habe, aber wie kann der Besitz dieses Briefes Sie glücklich machen? Das ist es, was ich nicht verstehe. Welches Interesse läßt Sie diesen Besitz so heftig wünschen, daß Sie bereit sind, ihn mit Ihrem ganzen Vermögen zu bezahlen?"

Sey es, daß Adele keine genügende Antwort auf diese Frage zu geben wußte, oder, daß ihre Aufregung zu groß war, sie verharrte im Schweigen.

Ternisien fuhr fort:

„Als ich sah, daß M. Ernst den Brief auf der Stelle haben wollte, sagte ich ihm, daß ich vielleicht ihn nicht würde wiederfinden können; denn ich besorgte, Madame, er möchte die Handschrift erkennen und mit diesem Beweise bewaffnet, den Schreiber des Entwurfs zur Rechenschaft ziehen. Er beruhigte mich, es ist wahr und ich glaubte ihm auch. Was soll ich aber jetzt denken, — und Sie, fürchten Sie etwa auch —"

„Ja, das ist es, ich fürchte, daß er sein Leben preisgibt!" rief Adele, als ob Ternisien's Worte ihr die Erklärung geliefert hätten, die sie zu geben wünschte. „Ihre Freundschaft für ihn hat das Unglück errathen, das meine Liebe verhüten will. Deßhalb, mein Herr, bin ich allein, zu dieser Stunde der Nacht, hierher gekommen; deßhalb dürfen Sie Niemandem sagen, daß Sie mich gesehen haben. Ich weiß, — fragen Sie mich nicht, wie ich es erfahren habe, — wer den Brief verfaßt hat; mein Mann wird die Handschrift erkennen, er wird sich schlagen, seyen Sie überzeugt, mein Herr; er wird sich schlagen, er wird vielleicht getödtet werden, — und zwei Mal werde ich ihn um dieses unglücklichen Mädchens willen verlieren! Geben Sie mir diesen Brief, — daß ich den Beweis vernichte; und wenn sein Argwohn keine Stütze mehr haben wird, wenn

der Schuldige läugnen und den Kampf verweigern kann, dann werde ich glücklich seyn, wenigstens ruhig über das Leben meines Gatten. Diesen Brief! — ich bitte Sie auf den Knieen darum!"

„Stehen Sie auf, Madame," sagte Ternisien. „Ich bedauere schon zu sehr, was sich zugetragen hat, um Ihnen nicht die Ruhe wiederzugeben. Den Schwur, den Sie von mir verlangten, ich leiste ihn: ich werde Ihren Besuch Herrn Valabert verschweigen. Aber nehmen Sie Ihr Geld und Ihre Juwelen zurück, Madame, ich werde Nichts davon behalten. Es ist eine Rückerstattung, die ich Ihnen schulde und nicht ein Beweis, den ich Ihnen verkaufe."

Während er so sprach, händigte Ternisien Madame Valabert die zerstreuten Bankbillete und Juwelen wieder ein. Er stand auf, ging an den mit Papieren bedeckten Tisch, suchte einige Augenblicke und wandte sich dann zu Adele.

Als sie das zerdrückte Papier gewahrte, das er in der Hand hielt, sprang sie darauf zu und ergriff es mit krampfhafter Bewegung. Dann, während sie las, ging eine sonderbare Veränderung mit ihr vor, welche die Freude, durch das Zerstören dieses Beweises möglichenfalls ein Duell zu verhüten, vor hellsehenderen Blicken, als denen Ternisien's, allein nicht erklärt haben würde. Es lag eine Art Raserei in ihrer Freude.

Von den zwei entgegengesetzten Naturen, die, wie wir schon bemerkt, in ihr vereinigt seyn mochten, brach die heftigere, lange durch einen eisernen Willen unterdrückte, endlich hervor und ergoß, jede Schranke und Verstellung überfluthend, ihre glühenden und entsetzlichen Leidenschaften. Sogar ihre Züge, Spiegel einer reinen Seele, schienen einen andern Charakter angenommen zu haben. Es war nicht mehr die schüchterne, unterwürfige Frau, die mit Thränen flehte: es war eine Löwin, welche gierig ihre Beute verschlang. Als ob es ihre Hände allein nicht vollbringen konnten, zerriß sie den Brief mit den Zähnen; dann die Stücke sammelnd, verbrannte sie eins nach dem andern am Lichte. Wie die Blättchen sich verzehrten, glänzten ihre Blicke und folgten dem Zerstörungswerk der Flamme, wie den Zuckungen eines hinsterbenden Opfers. Als das Feuer Alles vernichtet hatte, zerstreute sie mit ihrem Athem die schwärzlichen Aschenflocken, die sie umflogen.

„Nichts mehr!" rief sie, „keine Spur! Der Brief hat niemals existirt! Gerettet! Ich bin gerettet!"

In ihrem Delirium rang sie die Hände und lachte und weinte zu gleicher Zeit.

Ternisien stand verblüfft vor diesem unsinnigen Jubel.

„Ihnen verdanke ich mein Glück," sagte sie, „ich werde es nie vergessen. Sie haben meine Gaben ausgeschlagen, aber kommen Sie wieder zu mir, mein Herr: ich habe es Ihnen gesagt, mein Vermögen gehört Ihnen. Adieu, es ist spät. Ich habe Ihr Wort: Sie werden verschwiegen seyn, nicht wahr? — Adieu, adieu, bleiben Sie im Zimmer, ich bedarf Niemanden, um mich zu leiten. Das Bleiben allein wäre jetzt für mich Gefahr."

Sie öffnete die Thür, eilte gegen die Treppe und ungeachtet der Dunkelheit war ihr Gang so leicht, daß Ternisien kaum das Geräusch ihrer Schritte vernahm. Die Hausthür schloß sich; er ging an's Fenster und durch die von Schnee und Kälte getrübten Scheiben sah er beim flackernden Schein der Laterne, wie sie allein um die Straßenecke bog.

Der alte Professor blieb eine Zeitlang wie betäubt von der Scene an demselben Platze.

Tausend verworrene Ideen kreuzten sich in seinem armen Kopfe. Der Verdacht des Bösen war der letzte Gedanke, den er hätte fassen können; aber indem er sich die Anerbietungen zurückrief, die er ausgeschlagen hatte, dünkte es ihm, daß sie wie eine schwere Last sein Gewissen gedrückt haben würden und daß er genöthigt gewesen wäre, die empfangenen Geschenke wieder zurückzugeben.

Er schrieb an Valabert, daß seine Nachsuchungen vergeblich gewesen, daß er lange das Blatt bewahrt habe, dasselbe aber jetzt nicht mehr existire. Endlich ging er zu Bett, konnte aber nicht den Schlaf finden und die unbestimmten Vermuthungen zerstreuen, die sich immer wieder seinem Geiste aufdrängten.

Madame Valabert war nach Hause gekommen, ohne daß ihr Gatte nach ihr gefragt hatte. Während der Nacht störte kein Geräusch die Stille des Hauses.

Am nächsten Morgen, als das Tageslicht zu dämmern begann, stand Ernst von dem Schreibtisch auf, an dem er seit dem vorigen Abende beschäftigt war, nachdem er auf die abgeschickten Briefe Antwort erhalten hatte. Er überlas und siegelte mehrere Schreiben: eines, sehr lang und ganz mit Thränen benetzt, war an seine Frau gerichtet; ein anderes, gleichfalls aus mehreren Blättern bestehend, sollte seinem Notar eingehändigt werden, bei welchem sein Vermögen niedergelegt war und enthielt seine letzten testamentarischen Verfügungen.

Er legte beide in eine Briefmappe und ließ die andern auf dem Kamin. Das Schlafzimmer seiner Frau war von seinem Arbeitskabinet nur durch ein kleines Gemach getrennt, dessen Thür sich in die Bibliothek öffnete; er wendete sich nach dieser Seite und horchte einige Augenblicke: Alles war still.

„Sie schläft," sagte er, „ich kann fortgehen und, wenn der Himmel gerecht ist, wiederkehren, ohne ihre Ruhe unterbrochen zu haben. In zwei Stunden wird Alles entschieden seyn: er oder ich. Jetzt fort!"

(Fortsetzung folgt.)

Im Landstädtchen.

Novellette von A. R. Hahn.

Abgespannt und niedergeschlagen, trat ich am 22. Dezember, von meiner Amtsstube kommend, in mein Zimmer. Draußen auf der Straße war es bitter kalt, in meiner Stube ebenfalls, denn meine Hauswirthin, eine alte Jungfer, befand sich, wie jeden Dienstag, im Missionskränzchen und ich wurde nicht von ihr erwartet, weil ich ein für alle Mal Dienstags zu dem reichsten Manne des Städtchens, dem Kaufmann Werner, eingeladen war und stets von dem edlen Landgerichte aus, wo ich als Assessor angestellt war, um sechs Uhr direkt hinzugehen pflegte.

Auch Katharina, die Dienerin des Hauses, hatte sich die Abwesenheit der Herrin zu nutze gemacht und spazierte, ungeachtet der Kälte, zwischen den zwanzig Buden umher, welche man in dem Städtchen „Weihnachtsmesse" zu betiteln pflegte; zum Glück leuchtete mir der Vollmond durch die hart gefrorenen Scheiben, ich brauchte also nicht lange nach Feuerzeug umherzutappen.

Eilig machte ich mir Licht, zündete ein tüchtiges Feuer im Ofen an, hüllte mich in meinen Schlafrock, ergriff einen neuen Roman, welcher sich durch einen seltenen Glücksfall für das Nest in die, aus 300 Bänden bestehende einzige Leihbibliothek verirrt hatte und dachte:

Heute mögen Werners warten, ich bin viel zu verstimmt, um mich in ihrer langweiligen Gesellschaft noch mehr verstimmen zu lassen und den miserablen Singsang der drei Fräulein Werner auf dem Pianoforte zu begleiten.

Das Buch war sehr interessant, aber ich vermochte nicht zu lesen, immer wieder flog mein Geist zurück nach der Vergangenheit in das schöne W., wo ich, Reisen abgerechnet, bis in mein sechsundzwanzigstes Jahr gelebt hatte.

Nie war mir das kleine Landstädtchen, in welches mich das Schicksal verschlagen hatte, so widerwärtig erschienen, als heute. Mir graute schon vor den Weihnachtsfeiertagen.

Den ersten Feiertag gab es Concert im Casino, da ließen sich hören der Herr Gerichtsarzt, der einigermaßen Violoncello spielte und für einen Bernhard Romberg gehalten seyn wollte, ferner unser vortrefflicher Tenor, der Rentbeamte Streicher.

Er hatte einmal im Leben Tichatscheck gehört und ahmte ihm alle Unarten nach, ohne seine Stimme zu besitzen; Fräulein Aloise Werner sang mit ihm ein Duett und Eins strebte das Andere zu übertönen, ihre Schwester Silvia spielte leidiglich Harfe, war aber voll Arroganz und Ziererei wie die meisten Institutspflänzchen und ich Unglücklicher mußte diese Künstler begleiten, ich wünschte oft, es wäre geheim geblieben, daß ich Piano spielte.

Der zweite Feiertag wurde durch einen Ball verherrlicht, da mußte ich tanzen, mit jeder Dame einmal, denn fiel es mir ein, mit Bürgermeisters Therese zweimal zu tanzen, weil sie mit Leichtigkeit und Anmuth tanzte, so war ich ja entweder ihr Bräutigam, oder — ein schlechter, herzloser Mensch, welcher ein unbescholtenes Mädchen in's Gerede gebracht und nachher sitzen ließ.

„Der Teufel hole alle Kleinstädter nebst ihrer Dummheit und Boshaftigkeit!" rief ich und siehe da, Katharina steckte ihr dickes rothes Gesicht durch die geöffnete Thüre und sagte:

„Riefen Sie mich? Befehlen der Herr Assessor Thee und Zubehör, da Sie, wie ich sehe, nicht bei Werners sind?"

Ich hatte Katharinen dahin gebracht, daß sie einen guten Thee machte, nahm also ihr Anerbieten an und setzte mein Selbstgespräch fort.

Als seltenen Glücksfall hatte ich es betrachten müssen, daß ich schon jung zum Assessor ernannt worden war, mehr noch als meinen guten Zeugnissen hatte ich es dem Justizminister zu verdanken, der ein persönlicher Freund meines verstorbenen Vaters war; welch ein Glück hatte ich aber in dem, nicht einmal in hübscher Gegend liegenden Neste gefunden?

Nicht ein Mensch befand sich daselbst, mit welchem ich gern umging, mein Vorgesetzter war ein mürrischer Mann, meine Kollegen Erzphilister, der Doktor wollte, daß ich seine ledige Schwester, der Apotheker, daß ich seine Schwägerin heirathen sollte, der Kaufmann Werner versicherte mir sehr oft: „daß seine Töchter nur aus aufrichtiger Liebe heirathen sollten und daß er jeder, welche einen achtbaren Staatsdiener heirathe, außer einer brillanten Einrichtung sechstausend Gulden baar mitgebe, nach seinem Ableben würde sich auch noch etwas vorfinden."

Mit Julie Wilandt, einer armen, übersehenen Waise, hatte ich aus Mitleid zuweilen getanzt und sie war seitdem ein arges Kokettchen, ein Mädchen ohne Mittel und Verbindungen, vor welchem man mich ernsthaft zu warnen für nöthig hielt, denn sie war hübsch.

Und der Christabend! Auch den ließ man mich nicht in Ruhe zwischen meinen vier Pfählen verleben, denn erst mußte ich zu meiner Hauswirthin, dem redseligen Fräulein, welches mir, wie in früheren Jahren, auch diesmal wieder scherzhaft eine Frau von Lebkuchen überreichen wollte, wie mir Katharina unter dem Siegel der Verschwiegenheit vertraut hatte, dann zu Werners, wo ich unter einem prachtvollen Tannenbaume sicherlich wieder zierliche, aber nicht sonderlich geschmackvolle Handarbeiten der Fräuleins vorfand.

Ich mußte, da ich nicht ihr Schuldner bleiben wollte, den Damen Taschenbücher oder Musikalien verehren und mich wohl hüten, nicht etwa Einer von den Dreien den kleinsten Vorzug zu geben!

Oh, und dem Weihnachtsfeste folgte das Neujahr, wo ich im Staatsanzuge überall Gratulationsbesuche abzustatten hatte und wo an einem Orte das als Neuigkeit erzählt wurde, was ich schon am andern gehört.

Jetzt erschien Katharina mit dem Thee.

„Es sind auch zwei Briefe gekommen," sagte sie; „den einen brachte der Briefträger, der andere lag auf der obersten Treppenstufe.

„Schon gut, Katharina, ich brauche nichts mehr!"

Langsam, neugierige Blicke auf die Briefe werfend, entfernte sie sich.

Der eine mit dem Postzeichen Berlin war sicherlich wieder von meinem alten mürrischen Oheim, welcher mir alle Vierteljahre einmal schrieb.

Den Anfang des Briefes machten regelmäßig Bibelsprüche und Ermahnungen, doch ja fleißig die Kirche zu besuchen, dann kam die Bitte, ihm drei Pfund der vortrefflichen Lebkuchen des Städtchens zu besorgen, welchen er aus Gesundheitsrücksichten speisen müsse, wofür ich niemals Geld erhielt, den Schluß machten dann wieder erbauliche Anweisungen auf himmlische Freuden und fromme Wünsche: daß Gott mich züchtigen möge, weil er mich liebe.

Ich warf ihn auf die Seite und erbrach den andern Brief; er lautete:

„Ein aufrichtiger Freund, welcher in einer delikaten Angelegenheit sich nicht gern nennen will, theilt Ihnen aus wahrer Theilnahme mit: daß Sie seit einiger Zeit sehr in Mißkredit gekommen sind bei allen respektabeln Leuten der Stadt.

Man findet nämlich das Spiel, welches Sie mit den drei Fräulein Werner treiben, sehr Ihrer unwürdig und wünscht im Interesse dieser achtbaren und angesehenen Familie, daß Sie sich endlich erklären möchten, welche von den drei jungen Damen, die alle reizend, wohl erzogen und tugendhaft sind, Sie zu Ihrer künftigen Lebensgefährtin wählen werden.

Daß die Aelteste außer der Aussteuer siebentausend Thaler Mitgabe bekommt, während die Jüngeren sich in zwölftausend Thaler theilen müssen, wird für einen Mann, wie Sie, kein Grund seyn, die Aelteste zu wählen.

Daß man diesen armen Mädchen, sowie Bürgermeisters Therese, Ihretwegen das Schlimmste nachredet, können Sie sich denken, Ihre Verlobung mit einem der Fräulein Werner wird aber solchen Verleumdungen ein Ende machen. R. R."

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Eine nette, heiter endende Entführungsgeschichte ist kürzlich in Lille in Frankreich vorgekommen. Ein großer Kaufmann dort hat einen tüchtigen und — hübschen Kommis und eine schöne Tochter: Beide gefallen dem glücklichen Prinzipal und Vater. Daß sich die beiden jungen Leute auch untereinander gefallen, weiß der „alte Herr" nicht und wäre ihm auch nicht gerade angenehm. Auffallend ist ihm nur die plötzlich eintretende Verstimmung und Zerstreutheit seines sonst so fleißigen Kommis. Er verhört ihn und erfährt, daß der junge, aber arme Kaufmann die Tochter reicher Eltern liebt und — wieder geliebt wird. Um dem jungen Manne ein leichtes Herz und sich wieder einen rüstigen Arbeiter zu verschaffen, schlägt er ihm die Entführung des Mädchens vor, bietet ihm dann seine einflußreiche Vermittelung bei den Eltern, für die Zeit der Flucht 600 Frks. und sein Kabriolet an. Der selig Liebende weiß gar nicht, wie ihm geschieht, nimmt Alles dankbar an und verläßt zwei Stunden darauf mit der Braut, dem Geld und dem Wagen die Stadt Lille. Am Abend geht der Kaufmann in seine Familie und vermißt beim Essen — die Tochter des Hauses. Dem menschenfreundlichen Planmacher läuft's beim Gedanken an seine Tochter heiß über den Rücken und ein höflicher Brief des Kommis benachrichtigt ihn, daß dieser seinen Rathschlägen gefolgt sey und das Mädchen, das er liebe, die Tochter seines Prinzipals, entführt habe. — Erst war der Herr Papa wüthend, dann besann er sich, daß er das Uebel selber angerichtet habe, fuhr den Entflohenen nach und gab ihnen, nach gehörigem Wischer, seinen Segen. — Die Geschichte ist übrigens, wenn auch nicht im Leben, doch auf den Brettern, die dasselbe bedeuten, schon dagewesen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 91. Freitag, 1. August 1862.

Ein anonymer Brief.

(Fortsetzung.)

Ernst hüllte sich in einen Mantel, nahm ein Pistolen enthaltendes Kästchen und drehte leise den Schlüssel im Schloß. Aber zu gleicher Zeit öffnete sich die Thüre von außen und Ernst befand sich seiner Frau gegenüber, deren Blässe und Verstörung, so wie der in Unordnung gerathene Anzug bezeugten, daß auch sie die ganze Nacht gewacht hatte.

Ueberrascht fuhr Ernst einige Schritte zurück.

Adele trat ein, schloß heftig die Thüre des Kabinets und ohne ein Wort hervorzubringen, ohne eine Erklärung zu geben oder zu verlangen, schlug sie mit rascher, entschlossener Bewegung den Mantel auseinander und riß das Pistolenkästchen aus den Händen ihres Mannes.

„Du wolltest fortgehen, um Dich zu schlagen?“ sagte sie.

Ernst, kaum seine Verwirrung besiegend, antwortete:

„Ich soll heute Morgen einem Freunde als Sekundant dienen. Diese Pistolen sind für ihn. Adele, fürchte nichts und laß mich fortgehen.“

„Ah! Du wirst mich nicht täuschen,“ sprach sie, „Du willst Dich schlagen.“

„Adele!“

„Keine unnützen Worte! Keine unwahren Schwüre! Du willst Dich schlagen! Niemand hat es mir gesagt, aber ich weiß es!“

„Mich schlagen! Und warum? Gegen wen?“

„Gegen wen? Gegen Denjenigen, welcher einst diesen Brief geschrieben hat und den Du zu kennen glaubst! — Warum? Weil Du das Andenken dieser Frau, die Du stets beweint hast, rächen willst. Ich weiß es, sage ich Dir; bedarf das Herz einer Erklärung, warum es verlassen bleibt? Hat die Eifersucht nöthig, daß man ihr Beweise gebe? Habe ich Dich nicht gestern, während dieser Mann sprach, ganz der Erinnerung an diese Geliebte hingegeben gesehen? Habe ich es nicht empfunden, wie Du meiner Anwesenheit nur gewahr wurdest, um mich zu bitten, mich zu entfernen, damit ich Deinem Schmerz keine Fessel auferlege? Und weil ich Dich verließ, glaubst Du, ich hätte Nichts gehört, nicht Deine Thränen, nicht Dein Begehren, nicht den Entschluß, den Du gefaßt? Ernst, wage doch nochmals mir zu sagen, daß Du Dich nicht schlagen willst!“

Er wandte einen Augenblick sich ab und bekämpfte seine Erregung.

„Adele,“ sagte er dann langsam und feierlich, „es war stets mein Schicksal, die unerschöpfliche Güte auf die Probe zu stellen, die einen Engel aus Dir macht. Du allein hast einst Derjenigen Gerechtigkeit widerfahren lassen, welche, in Deiner Eigenschaft als Gattin, Du jetzt hassest. Später, als ich nahe daran war, zu erliegen, hast Du mich noch getröstet; seit beinahe zwei Jahren umgibst Du mich mit aufmerksamer Zärtlichkeit und ich schwöre Dir, daß ohne diese unvorhergesehene Enthüllung, die mich so gewaltsam in die Vergangenheit zurückgeführt hat, niemals eine Klage, ein Bedauern, ein schmerzlich gedenkendes Wort meinem Herzen entstiegen wäre. Finde in dieser Tugend, die keine Frau so hoch wie Du besitzt, die nöthige Kraft, den letzten Schlag zu ertragen. Es handelt sich hier nicht mehr um Liebe, weil keine Rache Die, welche nicht mehr lebt, wieder erwecken kann; aber der Elende, welcher die Frau, die Du selbst in Schutz nahmst, verleumdete, soll den Preis seiner Lügen empfangen. Ja, ich gehe, mich zu schlagen, ich will nicht länger Dich zu täuschen suchen. Heute, morgen, in zwanzig Jahren, so lange mein Arm einen Degen erheben oder eine Kugel gegen das Herz meines Gegners richten kann, werde ich für diese feige Schandthat Genugthuung verlangen, werde ich Clementinens Tod rächen. Ich wollte es vermeiden, Dich zu sehen, Adele, ich fürchtete Deine Thränen, Deine Verzweiflung, Deine

Vorwürfe; aber meine letzten Gedanken gehörten Dir. Hier ist der Brief, den ich Dir schrieb, in dem ich von Dir Abschied nahm. Empfange ihn jetzt, da ein unglücklicher Zufall Dich hierher führte. Suche nicht mich zurückzuhalten, mein Entschluß ist gefaßt. Es ist eine Sühne, die ich schuldig bin; und indem ich mein Leben wage, lege ich mir die Strafe für eine Leichtgläubigkeit und einen Irrthum auf, den ich mehr als jeder Andere hätte von mir weisen sollen."

Adele war vor ihm stehen geblieben, stumm, mit starrem Blicke und gefalteten Händen; aber als sie ihn sich zum Fortgehen anschicken sah, ergriff sie heftig seinen Arm.

„Ha!" rief sie mit dem Ausdruck verhaltener Wuth, „ich soll mich also abermals unterwerfen; die Geduld, das ist mein ewiges Loos! Für Andere die Leidenschaft, das Herz, das lodert und sich ergießt, — für mich die Kälte und Unempfindlichkeit des Marmors! Nein, nein, so wird es nicht seyn! Du verlangst von mir eine Erhöhung der Tugend und ich, mein Gott! ich ringe, daß der Verstand mir nicht entweiche! Laß das Geheimniß meines Herzens nicht auf meine Lippen steigen, schließe meinen Mund, o mein Gott! Ersticke meine Stimme, ehe sie spricht, was ich weiß! Befreie mich von dem Wahnsinn, der mich vernichtet und gib mir den festen Willen wieder, der mich verläßt! O, mein Gott, Erbarmen!"

„Adele, was willst Du sagen?" fragte Ernst. „Woher diese Verwirrung?"

„Muß ich Dir erklären, warum ich leide? Denkst Du mich zu täuschen? Sie war also sehr schön, diese Frau, weil ihr Andenken über meine Liebe den Sieg davon trägt! Aber wie liebte sie Dich denn, um Dich mehr zu lieben, als ich? Du weißt nicht, Ernst, wie ich Dich liebe! Du hast nur eine schüchterne, ruhige Frau gekannt, die ein Blick glücklich machte; aber ich erwartete nur ein leidenschaftliches Wort, eine glühende Liebkosung, um mich an Dich zu ketten, um Dich zu lieben, nicht wie eine Gattin, sondern wie eine Geliebte! O! sage mir doch, daß Du sie nicht kennst diese Entzückungen, dieses verborgene Verlangen meiner Seele, diese Zärtlichkeit, welche sich nicht zu zeigen wagte und die mich jetzt aufgelöst im Schmerz, flehend, wahnsinnig, zu Deinen Füßen wirft! Du wirst nicht fortgehen, nicht wahr? Du wirst dieses Mädchen um meinetwillen vergessen, die in Thränen Deine Hände küßt, Deine Kniee umklammert! O, ich beschwöre Dich! Ja, sie war schön; aber ich bin es auch, Du hast es mir oft gesagt und das Glück wird mich noch verschönern, Du wirst mich mit Stolz betrachten! Ja, sie war unschuldig, aber ich bin strafbar, Dich zu lieben und ich werde sterben, sterben wie sie, wenn Du mich verlässest! Willst Du denn uns Beide tödten?"

Ernst war gerührt, aber nicht wankend gemacht. Er fühlte, wie gerecht Adelens Schmerz war und wie groß dessen Heftigkeit seyn mußte, um ihr eine so leidenschaftliche, jede Zurückhaltung entbehrende Sprache einzuflößen. Aber alle diese Worte trafen mehr sein Ohr, wie sein Herz: seit dem vorigen Abende war er ganz dem Andenken Clementinens wiedergegeben. Er machte sich von seiner Frau los und wollte fortgehen.

Adele stand hastig auf, sah ihn scharf an, als ob sie sich überzeugen wolle, daß er wirklich beabsichtigte, sie zu verlassen, dann warf sie sich ihm abermals entgegen.

„Also Du gehst!" sagte sie. „Alles, was ich Dir sagte, um Dich zurückzuhalten, war vergebens! Du gehst!"

„Es muß seyn!"

„Und Du wirst nur gerächt oder todt wieder in dieses Haus kommen!"

„Ja."

„Und während Deiner Abwesenheit werde ich, die Alles weiß, bittere Thränen weinen, verzweiflungsvoll mein Haar zerraufen, die Stirn an diesen Wänden zerschlagen und Alles dieses wird Dich nicht aufhalten können! Nichts; — dort, Deinem Gegner gegenüber, wird es Dich nicht beunruhigen, Dein Herz nicht schlagen, Deine Hand nicht beben machen! Das ist es, was meiner wartet: entweder, Du kehrst zurück, um sie neben mir zu beweinen, oder man bringt mir eine Leiche, — einen Sterbenden vielleicht, den ich pflegen darf, dessen Leben ich verlängern werde, um den Namen Clementinens immer und immer von seinen Lippen zu hören! O, Ernst, Du weißt nicht, was Du thust, wohin Du mich treibst! Du weißt nicht, daß Du mich wahnsinnig machst, — daß ich Dich lieber todt, als lebendig wiedersehen möchte! Aber Du wirst nicht fortgehen, — Du wirst Dich nicht schlagen! — Wer ist Dein Gegner? Wer hat diese Frau getödtet? Saint-Gilles, nicht wahr?"

„Wer denn, als er?"

„Aber, wenn er das Duell ausschlägt?"

„Er wird es nicht, ich habe schon seine Antwort."

„Seine Antwort auf einen beleidigenden Brief! Aber man wagt nicht sein Leben für eine Beleidigung, die man gut machen kann. Wenn er sich nicht schlagen will, wenn er Dir sagt, daß er den Brief nicht geschrieben hat, — was würdest Du thun?"

„Ich würde ihm sagen, daß er ein Feigling ist! Ich würde ihn mit der einen Hand an der Kehle

packen und mit der andern ihm in's Gesicht schlagen."

(Schluß folgt.)

Im Landstädtchen.

(Schluß.)

Indignirt im höchsten Grade, warf ich den allerliebsten Brief hin. Also ein Fräulein Werner sollte ich heirathen! Denn, daß dieser Brief von der Werner'schen Familie ausging, war klar, ich hätte sehr wenig von der nothwendigen Schlauheit des Juristen haben müssen, um nicht das zu erkennen.

Hatte ich Etwas gesagt und gethan, um die edlen Fräuleins, oder deren theuere Eltern zu irgend einem Anspruche an meine Person zu berechtigen?

Nicht das Geringste!

Als ich vor drei Jahren in das Städtchen kam, empfing mich mein Herr Vorgesetzter auf das Liebenswürdigste und übernahm selbst die Mühe, mich bei den angesehensten Familien zu introduziren.

Nachdem er seine Stieftochter an einen benachbarten Gutsbesitzer verheirathet hatte, wurde er merklich kühler gegen mich, seinem Beispiele folgten einige andere Familien, nur Werners blieben sich immer gleich und obgleich ich sie immer langweilig und sehr oft einfältig fand, so trug doch ihr Benehmen vom Hausherrn an, bis auf den zehnjährigen Sohn, den Liebling der Eltern, stets das unverkennbare Gepräge von Gutmüthigkeit und Freundschaft, so daß ich immer wieder ihren Einladungen Folge leistete.

Wie oft hatte ich nicht, um nicht unredlich zu handeln, geäußert: daß ich bei der nächsten Gelegenheit um Versetzung suppliziren würde, wie oft ich nicht geäußert: daß ich an kein Eheband denke, daß ich es für Unsinn halte, ein Weib an mich zu fesseln und mich in Sorgen zu stürzen, da ich nichts als meinen unbedeutenden Beamtengehalt besäße, sie erwiederten dann gewöhnlich nichts, nur in der letzten Zeit sagte Herr Werner einmal:

„Warum auf das Glück der Häuslichkeit verzichten? Wählen Sie ein Mädchen mit Vermögen, ein gesetztes, was nicht mehr viel Neigung zu Bällen und anderen Vergnügungen hat," und hatte bei diesen Worten mit schelmischem Lächeln auf seine achtundzwanzigjährige Aloise geschaut.

Ein Fräulein Werner heirathen, das war rein unmöglich, sie hätten alle drei für mich nichts Anziehendes gehabt, auch wenn ich nicht im Innersten des Herzens die Erinnerung an Lina bewahrt hätte.

Recht lebhaft stand sie jetzt vor meinen Augen, das eigenthümliche Wesen, interessant, geistvoll, natürlich und die Herzensgüte selbst; wenn ich sie in meinem Hause als Gattin bei mir gehabt hätte, dann wäre mir selbst das langweilige Städtchen ein bezaubernder Ort gewesen, aber ich wußte, daß ihr Vater, der Hofrath Hallwig, kein großes Vermögen besaß und, weil er einen ansehnlichen Gehalt hatte und den Luxus sehr liebte, seine Familie an alle feineren Genüsse des Lebens gewöhnt hatte.

Ich konnte mir Lina nicht in Umgebungen denken, wie ich sie ihr bieten konnte, ich hatte deßhalb niemals ein Geständniß gewagt, nur der Stimme meines Herzens lauschte ich gern und diese sagte mir, daß sie mich allen andern jungen Männern vorzog, welche auf Bällen und in Gesellschaften sie umflatterten, ihre Eltern waren stets gütig gegen mich, ich war ein gern gesehener Gast in den interessanten Abendgesellschaften des Hofraths, aber ein Beamter mit einem Einkommen von achthundert Gulden, wohnhaft in dem erbärmlichen Städtchen, war ein solcher berechtigt, sich ein Juwel wie Lina anzueignen?

Nein, nein, nein!

Ein Blick auf den fatalen Brief riß mich aus meinen Träumen, ich fand das Städtchen jetzt unausstehlicher wie je und beschloß den nächsten Tag aus Gesundheitsrücksichten um Versetzung zu bitten, Werners Haus aber nicht wieder zu betreten.

Da ich nun doch schon so geärgert war, daß ein zweiter Verdruß mich nichts mehr anfocht, öffnete ich den Brief aus Berlin, welcher jedoch nicht, wie ich gedacht hatte, von meines Oheims Hand war; die Schrift hatte nur viel Aehnlichkeit mit der seinigen.

Ich las:

„Hochzuverehrender Herr Assessor!

Unter heutigem Dato habe ich die traurige Pflicht, Ihnen anzuzeigen, daß Ihr theurer Oheim, Herr Dr. Steinberg, die Erde mit dem Himmel vertauscht hat. Sein Testament denkt a) der Bibelgesellschaft tausend Thaler, b) meiner Wenigkeit als Testamentsvollstrecker und alten Freund dreitausend Thaler zu, das Uebrige fällt Ihnen, seinem nächsten Verwandten zu, ist auf sichere Grundstücke hiesiger Bürger ausgeliehen und beträgt fünfundzwanzigtausend Thaler. Seine Bibliothek, die sehr werthvoll, Bilder, Silberzeug und dergleichen fällt ebenfalls Ihnen zu und ich halte es für gut, wenn Sie in Bälde hierherkommen, die Erbschaft in Empfang zu nehmen, u. s. w."

Einige Minuten glaubte ich, daß ein Traum mich narre, aber da hielt ich den Brief, der Schreiber desselben war eine in Berlin bekannte Persönlichkeit, ein Justizrath, es verhielt sich Alles, wie der Brief sagte.

Meine ersten Empfindungen waren Dankbarkeit und Wehmuth, der Oheim, den ich für mürrisch und lieblos gehalten, hatte meiner gedacht, als aber die Wehmuth um den Mann, den ich seit meinen Kinderjahren nicht gesehen, niedergekämpft war, pries ich mein Geschick, denn, wenn ich auf meine Bitte auch nicht versetzt wurde, so konnte ich doch nun allenfalls den Staatsdienst quittiren und als Rechtskonsulent mich niederlassen, wo ich wollte, oder, — was mir das Angenehmste, — mich literarischen Arbeiten hingeben, ich brauchte ja nun nicht mehr einzig und allein vom Ertrage meiner Schriftstellerei zu leben und gewann nun Zeit dazu.

Ein Unglück kommt selten allein, aber auch Geld und Glück lieben Gesellschaft.

Noch überlegte ich, wie ich es anfangen wollte, meinen Herrn Rath zu bewegen, mir für die nächsten acht Tage Urlaub zu geben, als das rasche Pochen des Briefträgers, das ich gut kannte, mich in meinen Gedanken unterbrach.

„Ich komme spät, Herr Assessor, weil ich bei Ihnen eben vorbeigehend, noch Licht sah, sonst hätten Sie diese Briefe erst morgen früh erhalten.“

Ich zahlte das Porto und einen Thaler mehr, leuchtete ihm hinunter und hüpfte, ohne auf den Dank des Briefträgers zu achten, die Treppe hinauf und überflog den Leipziger Brief: meine Novellen waren angenommen, ein hübsches Honorar mir sicher.

Der Brief aus W. war von der Hand des Hofraths Hallwig, zwei ältere Assessoren waren vorgerückt, ich jetzt, — „nicht ganz ohne mein Zuthun,“ schrieb der verehrte Herr, — an die Stelle des jüngsten Oberappellationsgerichts-Assessors gekommen und sollte sofort eintreffen.

Außer mir vor Freude eilte ich sogleich zu meinem Vorgesetzten, obgleich es, nach den Begriffen des Städtchens, schon Nacht war.

Der würdige Staatsdiener hatte bereits von der Regierung Instruktionen erhalten und somit stand meiner Abreise nichts mehr im Wege.

Jubelnd packte ich meinen Koffer, verschenkte, was ich nicht mitnehmen wollte, an meine Hausherrin und bedachte die dicke Katharina mit einem reichlichen Trinkgelde.

Fröhlichen Herzens, aber aus Höflichkeit ernsthaft, sagte ich am andern Morgen den wenigen Bekannten Lebewohl, auch zu Werner's ging ich und empfahl mich ihrem gütigen Andenken.

Herr Werner machte eine frostige Verbeugung, die jungen Damen sahen sehr verdrießlich aus und Frau Werner bemerkte:

„Ich hoffe, daß Herz und Gewissen Sie bald zu uns zurückführen werden, obgleich die meisten jungen Männer es nicht für Sünde halten, zarte Herzen zu brechen.“

Den Nachmittag fuhr ich mit dem Omnibus bis zur nächsten Eisenbahnstation, den andern Nachmittag um vier Uhr stieg ich vor dem Hotel „Zum Kronprinzen“ in W. aus der Droschke.

Mein Erstes war, Toilette zu machen, wozu ich heute mehr Zeit brauchte, als gewöhnlich; mein Zweites, als ich durch die erleuchteten Straßen ging, in dem ersten Juwelenladen einen Brillantring zu kaufen; mein Drittes, den Hofrath Hallwig um ein Christgeschenk zu bitten.

Er gab es mir mit seinem Segen, — es war die Hand seiner Tochter.

Zehn Jahre sind seitdem verschwunden, ich bin jetzt zum Rathe vorgerückt und im Besitz meiner lieben Lina und zwei schöner Kinder glücklich; zur Schriftstellerei bleibt mir wenig Zeit, aber doch habe ich Muße gefunden, einige Geschichten „aus dem Landstädtchen“ zu Papier zu bringen, welche ich, da sie auf Wahrheit beruhen, später vielleicht durch den Druck veröffentliche.

Mannigfaltiges.

(Beamtenpünktlichkeit.) In Chambery ist die Frau des Maire-Adjunkten mit einer Tochter niedergekommen; der Maire war abwesend, der Adjunkt mußte sich daher selbst davon Anzeige machen und redigirte ein Protokoll des Inhalts: „Am .... erschien ich Liard, Maire-Adjunkt, in Begleitung zweier Zeugen vor mir selbst, um zu erklären, daß meine Frau niedergekommen sey; ich beantwortete meine Frage dahin, daß das Kind ein Mädchen aus meiner Ehe mit Josephine Baccin sey und unterzeichnete mit den geladenen Zeugen das Protokoll.“

Ein englischer Reisender erzählt, daß auf der von den Russen entdeckten Insel Unamarch die Frauen als Geld dienen. Der Preis der Käufe und Verkäufe wird nach Frauen bestimmt. Man gibt eine, zwei oder vier, je nachdem der Werth der Waare ist. Da die Frauen dort sehr lügenhaft sind, so ist man häufig der Gefahr ausgesetzt, falsches Geld einzuwechseln.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 92. Sonntag, 3. August 1862.

Ein anonymer Brief.

(Schluß.)

„Aber dann wird er Dich vielleicht tödten. — Und dennoch ist er es nicht, der diesen Brief hat schreiben lassen —“

„Wer denn?“

„Jemand, den Du nicht tödten kannst, — Jemand, der nicht will, daß Du stirbst —“

„Adele —!“

„Jemand, der Deine Kniee umfaßt, eine Frau, welche die Eifersucht verbrecherisch machte und welche die Furcht, Dich zu verlieren, jetzt zum Sprechen treibt. — Ich bin es, Ernst —“

„Du!“

Dieses furchtbare Bekenntniß traf Ernst gleich einem Donnerschlage.

„Du!“ wiederholte er nach einem Momente des Schweigens.

„Ja, ich,“ sagte sie und suchte seine Hände zu fassen, aber er stieß sie zurück.

Er betrachtete sie mit Bestürzung und Entsetzen. Ein Schwindel ergriff ihn, indem er in den unermeßlichen Abgrund der Verstellung dieses Herzens, in diesen unter dem Eise glühenden Vulkan blickte.

Endlich rief er:

„Was hatte sie Ihnen gethan, Madame? Ah! Wenn Sie die Wahrheit sagten, nähern Sie sich mir nicht. Ich möchte nur Mitleid mit Ihnen haben und Sie erfüllen mich mit Abscheu!“

„Ernst, Du fragst, was sie mir gethan? Ich liebte Dich, seit dem Tage, als ich Dich zuerst sah und sie liebte Dich auch! Frage mich nicht, wie ich von den Besuchen Julius Dupré's Kenntniß erhielt; ich war eifersüchtig und Gold lieferte mir alle Geheimnisse aus. Ich war es, welche den Brief mit allen Vorsichtsmaßregeln, wie Ternisien berichtet, schreiben ließ. Gestern Abend nahm ich den von meiner Hand geschriebenen Entwurf von ihm zurück und zerriß ihn; ich bestach Marianne und sie stahl für mich den Ring, dessen Verschwinden als Beweis gegen Clementine dienen sollte. Das habe ich gethan und Alles scheint mir ein Traum — ich glaube selbst nicht mehr daran, — ich glaube nicht, daß ich Dir Alles gestanden habe —. Meine Vernunft hat mich verlassen, — mein Kopf ist schwach wie meine Glieder; — warum habe ich gesprochen? Es geschah, weil Du Dich mit Saint-Gilles schlagen wolltest, nicht wahr? — Weil Dein Leben auf dem Spiele stand und ich Dich retten wollte!“

„Und Ihnen hat Marianne diesen Ring eingehändigt, Madame? Geben Sie ihn mir.“

„Ich habe ihn nicht mehr.“

„Geben Sie ihn mir!“ wiederholte er mit Heftigkeit, indem er sie zwang aufzustehen.

Sie taumelte zurück und streckte die Arme gegen ihn aus.

„Ernst,“ sagte sie, „ich habe diesen Ring nicht mehr; Deine Blicke entsetzen mich, Deine Stimme macht mich zittern, — o, mein Gott, — Ernst, — hast Du denn kein Mitleid mit mir?“

„Hatten Sie Mitleid mit ihr?“

„Immer nur sie!“

„Erinnern Sie sich denn nicht, daß sie todt ist? Todt, gemordet durch Sie? Mitleid mit Ihnen! Nimmer!“

„Habe ich denn nicht auch gelitten? Bin ich nicht eifersüchtig gewesen? Bin ich es nicht noch? Habe ich nicht gelitten, als ich, einer Liebe zur Beute, die mich bis zum Wahnsinn erfüllte, Dich fortgehen sah, um zu ihr zu gehen? Habe ich nicht schweigend meine Thränen verschlungen? Habe ich nicht die Nächte durchseufzt? Scheinbar ruhig und unempfindlich, bin ich nicht beim Geräusch Deiner Tritte, beim Ton Deiner Stimme und wenn Deine Hand die meine berührte, erbebt? Und seit zwei Jahren, was ist mein Loos? Am Tage beschäftigt sie Deine Gedanken; Nachts flüsterst Du ihren Namen in

Deinen Träumen. Habe ich Klagen laut werden lassen? Und jetzt, weil die Angst, Dich zu verlieren, mich zum Sprechen zwang, Thörin, die ich bin, jetzt verstößest Du mich ohne Erbarmen! Dein Auge hat nicht eine Thräne für meine Qualen, Dein Herz nicht eine Entschuldigung für mein Vergehen! Sie hat sterben können, sie, Du hast sie geliebt! — Aber ich, was wird aus mir, wenn Du mich nicht mehr sehen willst? Ein Wort, Ernst, ein Wort aus Barmherzigkeit! Nicht ein Wort der Liebe, Du kannst es jetzt nicht, ich weiß es und dennoch würdest Du mich so glücklich machen! Aber nein, — das ist es nicht, was ich von Dir verlange, — laß nur noch ein einziges Mal einen Blick auf mich fallen, wie sonst, wie gestern noch, — und ich verlasse Dich —! Du wirst an sie denken, — Du wirst sie beweinen; — und wenn Deine Augen sich getrocknet haben, werde ich zu Dir zurückkehren, — vor Dir niederknieen und Deine Vergebung erflehen —. O, mein Kopf brennt! — Ein Wort, oder ich sterbe!"

Sie schleppte sich zu ihm hin. Abermals stieß er sie zurück.

„Schändliche!" rief er. „Den Ring will ich, den Ring!"

„Was willst Du damit thun?" sagte sie, den Kopf erhebend und plötzlich eine durch die Verzweiflung hervorgerufene Energie bezeigend.

„Ich würde ihn vor Ihren Augen mit Küssen bedecken," erwiederte er, „und noch einmal vor unserer ewigen Trennung Ihnen zeigen, wie sehr ich Diejenige geliebt habe, die ihn getragen!"

„Unserer Trennung! Ah, Ernst, Du trotzest mir! Du glaubst mich schwach und zu Boden getreten! Unserer Trennung! Aber ich bin Deine Frau und ich werde Dir überall folgen. Was willst Du denn angeben, daß man uns trenne? Daß ich aus Eifersucht Deine Geliebte getödtet habe? Und der Beweis, wo ist er? Dieser Brief, ich habe ihn vernichtet! Ich werde sagen, daß Du lügst. Ah! Du bist mitleidslos! Du willst mich für meine Liebe durch das Andenken strafen, das Du einer andern bewahrst, die Du doch treulos wähnen konntest und dann stößest Du mich grausam von Dir! Wohlan! ich hänge mich an Dich, ich bin Deine Frau und als solche beanspruche ich mein Recht, bei Dir zu seyn! Ich werde Dich nicht verlassen, verstehst Du, Ernst?"

„Madame, wir werden uns nicht mehr sehen."

„Wir werden uns alle Tage sehen. Alle Tage werde ich Dich mit meiner Gegenwart belästigen, mit meiner Liebe, meinen Klagen, meiner Eifersucht!"

„Schweigen Sie, Madame, schweigen Sie!"

„Ich werde nicht heute, ich werde nicht morgen schweigen! — Ah! Du glaubst gelitten zu haben, weil Du eine Geliebte verloren! Und eine andere Frau, deren Vernunft Du zerstört hast, kann als Lohn ihrer Liebe nichts Anderes erlangen, als Schimpf und Trennung! Nein, — nein! Wir sind an einander gekettet, mein Herr, und man wird uns nicht trennen. Unser Leben wird eine Hölle seyn, aber ich bin gewöhnt zu leiden und ich nehme mein Loos an."

Außer sich, rasend, dem Wahnwitz verfallen, klammerte sie sich an ihren Mann, welcher sich vergebens loszumachen suchte und dessen Zorn durch diese leidenschaftliche Herausforderung noch gesteigert wurde. Ein erschreckender Ausdruck des Hasses und der Verachtung blitzte in seinen Augen.

Die Thür des Kabinets öffnete sich jetzt rasch und zu gleicher Zeit, als drei Männer eintraten, erhob Ernst mit einer letzten Anstrengung und als ob er die Anwesenheit der Kommenden nicht bemerkt hätte, die Hand gegen seine Frau. Unter dem Schlage, den sie empfangen, sank sie halb ohnmächtig in sich selbst zusammen.

Ernst wandte sich zu den Eintretenden.

„Meine Herren," sagte er, „die für das Rendezvous bestimmte Stunde ist verflossen; Sie kommen ohne Zweifel, mich zu holen, M. de Saint-Gilles. Ich war im Begriff, Ihnen meine Entschuldigungen zu überbringen und Sie zu bitten, den Brief zu vergessen, den Sie empfangen haben. Sie sehen die Ursache der Verspätung, — ein häuslicher Zwist, den ich nicht verbergen kann, wie die vielen, die ihm vorausgingen. Madame Valabert begehrte eine Scheidung, die ich verweigerte. Jetzt setze ich ihrem Verlangen kein Hinderniß mehr entgegen und das Zeugniß, welches Sie, meine Herren, zu ihren Gunsten ablegen werden, soll die Strafe einer Rohheit seyn, über die ich zu spät erröthe."

Er trat zu seiner Frau und sagte leise:

„Noch heute reichen Sie Ihre Klage ein, Madame, oder ich entehre Sie, indem ich veröffentliche, was ich weiß."

Einen Monat später erfolgte die Scheidung.

Adele verschwand aus Paris; Ernst fand nimmer die Ruhe. Noch war das Jahr nicht beendet, als Ternisien tief betrübt einem großen Leichenzuge folgte, der das Haus Nummero 34 der Rue de Lille verließ.

Eine glückliche Kur.

Aus den Erinnerungen eines Arztes.

Es war bereits ein Jahr her, daß mein Name mit den Attributen „Praktischer Arzt und Geburtshelfer" auf einer Messingplatte an der Thüre des Hauses eingravirt stand, in dessen höherer Region ich meine Wohnung aufgeschlagen hatte und noch immer wollte sich keine Kundschaft finden. Erst ein Patient, oder vielmehr eine Patientin hatte sich meiner Behandlung anvertraut, ein Anfang, der jedoch in keiner Weise zu Hoffnungen auf eine günstige Fortsetzung berechtigte. Es war dies nämlich eine junge Dame von sehr zweifelhaftem Rufe, deren flüchtige Bekanntschaft ich in meinen Studentenjahren gemacht hatte und die ich in der großen Stadt, welche ich mir zu meinem Wirkungskreise auserſehen hatte, zufällig in leidendem Zustande wieder antraf.

Die „Camelie" welkte dem Grabe zu; ich konnte nur ihre Schmerzen lindern und mein Lohn dafür bestand allein in dem befriedigenden Bewußtseyn, welches stets mit der Tugend verbunden seyn soll.

Eines Tages, als ich in Verzweiflung über mein Deficit und die ganze Haltlosigkeit meiner Stellung nach längerem zwecklosen Umherstreifen wieder nach Hause kam, fand ich ein Billet von dieser meiner bisherigen einzigen Patientin vor.

„Wenn Sie wünschen," so schrieb sie, „Ihren liebsten Freund aus den Jahren der Studentenzeit wieder zu sehen, so kommen Sie heute Abend gegen zehn Uhr in's Elysium, Hengstenbergerstr. Nr. 4. Wir, d. h. Ihr Freund und ich, werden Sie dort erwarten."

Wer sich jemals in einer ähnlichen Lage befunden hat, wie ich damals, einsam und hilflos, der weiß, wie man mit beiden Händen nach einer Gelegenheit greift, sich noch einmal in die alte frohe Zeit zurückversetzen zu können, und daß man an den unbedeutendsten Vorfall die ausschweifendsten Träumereien zu knüpfen geneigt ist.

Ich besann mich also keinen Augenblick, ob ich dieser Aufforderung nachkommen sollte, sondern machte mich frühzeitig auf den Weg zum — Elysium.

Im Begriffe, in das glänzende Lokal einzutreten, fiel mir eine Dame auf, die sich durch den herabgelassenen dichten Schleier, sowie durch die ganze Art ihrer Toilette, besonders aber durch die Unsicherheit und Scheu, mit der sie am Eingange stand, offenbar zweifelhaft, ob sie eintreten solle, durchaus von den Damen unterschied, welche dieses Lokal zu besuchen pflegen. Ein junger Herr nahte sich ihr lächelnd mit den Worten:

„Nur herein, schönes Kind; es wartet schon eine Menge Tänzer auf Sie!"

Sie wandte sich hastig ab, entschlossen, wie es schien, den Ort zu verlassen. Dabei trat sie mir gerade entgegen und ich glaubte nicht anders zu können, als ihr meine Hilfe anzubieten, falls sie sich in irgend einer Verlegenheit befände.

„Ja, mein Herr," antwortete sie. „Ich habe dringende Gründe, einen Blick in den Saal zu werfen, scheue mich aber, einzutreten. Wollten Sie mir für einige Minuten Ihren Arm geben, mich einmal durch den Saal führen und dann sicher wieder herausgeleiten, so würden Sie mir die größten Verpflichtungen auferlegen."

„Es gibt geschlossene Logen, aus denen man den Saal vollständig übersehen kann," antwortete ich ihr. „Wenn damit Ihrer Absicht Genüge geleistet wird, so möchte es am besten seyn, wenn ich Sie in eine solche geleite."

„Ich verlasse mich auf Ihren Edelmuth, mein Herr. Führen Sie mich dorthin!"

Wir traten in eine Loge. Sie setzte sich an die Brüstung und schaute halb verdeckt durch den Vorhang, wie es schien mit ängstlicher Spannung hinunter in den Saal, während ich mich vergebens nach meiner Patientin und dem Freunde, den sie mir zuführen wollte, umsah. Doch ich konnte von meinem Standpunkte aus nur die Hälfte des Saales überblicken und jene mochten in der andern Hälfte Platz genommen haben.

Die junge Dame schien gleichfalls nicht zu finden, was sie suchte. Unruhig durchliefen ihre Augen den Saal, hastig schob sie den Schleier bei Seite, um besser sehen zu können und zeigte mir damit ein Gesicht, das alle männlichen Besucher des Lokals in Aufregung versetzt haben würde, wenn es sich frei unter ihnen gezeigt hätte. Plötzlich zuckte sie zusammen. Sie hob den Vorhang völlig zur Seite und unverwandt blieb ihr Auge eine Weile auf einen Punkt des Saales gerichtet, der mir verdeckt war. Dann erhob sie sich hastig.

„Es ist genug," sprach sie leise. „Bitte, führen Sie mich zurück!"

„Verlassen Sie mich hier," sagte sie, als wir draußen angelangt waren. „Nehmen Sie meinen innigsten Dank für Ihr edelmüthiges Benehmen, mein Herr! Wüßte ich nur etwas, wodurch ich Ihnen meinen Dank beweisen könnte!"

„Durch ein Versprechen, meine Dame."

„Und das wäre?"

„Ich bin Arzt. Versprechen Sie mir, daß Sie an mich denken wollen, sollten Sie einmal krank werden. Es könnte seyn, daß Ihr Hausarzt ver-

hindert wäre und mir würde dann vielleicht eine Gelegenheit werden, Sie wieder zu sehen."

„Ich verspreche es Ihnen. Geben Sie mir Ihren Namen und Ihre Wohnung!"

„Hier ist meine Karte."

Ich kehrte in's Elysium zurück und betrat den Saal. Bald sah ich meine Camelie, die schöne Dora, mit einem Herrn an einem Tischchen in einer Nische beim Champagner sitzen.

Das Gesicht war mir bekannt; ja, es war mein lieber alter Freund Amberg, den ich seit Jahren nicht gesehen und über den ich weiter nichts gehört hatte, als daß er sich irgendwo mit einer reichen Erbin verlobt habe. Verlobt, vielleicht verheirathet, dachte ich; da ist in der That das Elysium ein sonderbarer Ort zu einem Rendezvous.

Dora sprang auf, als sie mich erblickte.

„Sehen Sie, jetzt haben Sie mir doch auch etwas zu danken; ohne mich hätten Sie Ihren Freund vielleicht nie gefunden."

„Aber wie habt Ihr Euch denn getroffen?" fragte ich nach der ersten Begrüßung.

„Fräulein Dora erkannte mich," antwortete Amberg, „als ich sie heute Mittag zufällig auf der Promenade traf. Sie theilte mir mit, daß Du hier lebest; aber sie kannte Deine Wohnung nicht und gab als einziges Mittel, Dich zu finden, an, heute Abend hierher zu kommen, wo Du stets zu treffen seyst."

„Dora meine Wohnung nicht kennen," sagte ich erstaunt, „und ich immer in diesem Lokale zu treffen? Was soll das bedeuten, Fräulein?"

„Ei nun," antwortete diese lachend. „Sollte ich denn gar nichts von dem Wiedersehen haben? Ich merkte bald, daß Herr Amberg auf keine andere Weise hierher zu bringen sey, als wenn ich ihm vorschwindelte, nur hier könnte er Sie treffen. Er ist so solide," fügte sie achselzuckend hinzu.

Ich lachte, aber Amberg machte ein ernstes Gesicht. Und jetzt erst fiel mir auf, daß er überhaupt meine Freude nicht recht zu theilen schien. Er sah bleich aus und schien zerstreut.

„Ich bin Ihnen für diese Täuschung jetzt sehr dankbar," sagte er mit einem eigenthümlichen Lächeln. „Sie haben mir hier soeben zu einer Entdeckung verholfen, die mir äußerst werthvoll ist."

„Mein Gott, wie geheimnißvoll," rief ich ärgerlich. „So erkläre Dich doch! Was ist's mit Dir? Ich denke in Dir einen lustigen alten Freund wieder zu finden als glücklichen Ehemann, oder wenigstens Bräutigam und nun sitzest Du da mit einer Miene, als laste alles Unglück der Welt auf Deinen Schultern."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Der Berliner Witz, schreibt man der „W.=Z.", läßt sich nicht so leicht aus der Fassung bringen und schöpft selbst aus der trüben Quelle der Gegenwart den flüchtigen Schaum des Scherzes und der Lust. Auch in den Wahlen findet er einen reichen Stoff, eine Fülle von heiteren Anekdoten und komischen Situationen. So erzählt man sich folgende schnurrige Geschichte von einem Charlottenburger Barbier und seinem Kunden. Besagter Herr, ein konservativer Beamte, eröffnete nämlich seinem Barbier, der zu der liberalen Partei gehörte, daß er ihm seine Kundschaft für immer entziehen würde, wenn er nicht im ministeriellen Sinne wählen wollte. Der freisinnige Barbier, ein abgesagter Feind jedes Gewissenszwanges und aller Jagow'schen Wahlerlasse, ließ sich keineswegs durch eine derartige Drohung einschüchtern, sondern gab dem Kandidaten der Fortschrittspartei seine Stimme. Zugleich aber theilte er seinen Charlottenburger Kollegen mit, wie es ihm ergangen, indem er sie aufforderte, eine derartige Beschränkung der staatsbürgerlichen Rechte furchtbar zu rächen. Die empörten Bartkünstler faßten mit seltener Einmüthigkeit den heroischen Entschluß, den Spieß einmal umzudrehen und den Charlottenburger Geßler furchtbar zu bestrafen. Als er am nächsten Tage einen anderen Barbier holen ließ, versagte dieser ihm den verlangten Dienst; eben so erging es ihm mit einem Zweiten und mit einem Dritten. Der Herr saß verzweiflungsvoll mit seinem langen Bart, aber kein Barbier wollte kommen; sie hatten bei Messer und Becken geschworen, ihren Kollegen zu rächen und die Wahlfreiheit zu vertheidigen. Zuletzt blieb dem Unglücklichen nichts übrig, als sich in den Omnibus zu werfen und nach Berlin zu fahren, um sich seines lästigen Bartes zu entledigen. Die Moral aber von der Geschichte ist in hohem Grade beherzigenswerth und enthält die große Lehre:

„Was Du nicht willst, daß man Dir thu',
Das füg' auch keinem Andern zu."

Räthsel.

Wer kennt den Rang im Militär,
Der immerdar sich gleicht,
Und auch gelesen hin und her,
Nicht sinket und nicht steigt?

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 93. Dienstag, 5. August 1862.

Tintenlied.

„Der Mann sitzt in der Tinte drin.“
So hört' ich öfters sagen,
Doch nirgends konnt' ich den wahren Sinn
Von diesem Wort erfragen.

Nun, seit ich Rollenfuchser ward,
Hab' ich den Sinn erfahren,
Er ward mir klärlich offenbart,
Es graust mir in den Haaren.

Es heißt: Verpackt in tiefster Gruft,
Von Kraft und Leben träumen,
Der Jugend goldnen Maienduft
Versäumen und verleimen.

Ach, wie ein Klepper an der Post
Zu treiben das ewig Eine,
Um sechse hin und — oh, der Trost —
Zurück um halber neune.

Ha, regnete es Tinte doch,
Daß alle Flüsse schwöllen,
Und brausten über Damm und Joch
Mit rabenschwarzen Wellen,

Auf daß der Spötter feiles Heer,
Gleich mir, die Qual empfinde,
Zu patscheln in dem schwarzen Meer,
Zu sitzen in der Tinte.

Ihr Guten, die mich einst gekannt
Mit Schläger, Mütz' und Bändern,
Werd' ich nun bald als todt genannt,
So mög't ihr einkalendern:

„Er starb nicht am Champagnerwein,
Denn mager war sein Beutel.
Zu viel studieren ließ er seyn,
Weil alles Wissen eitel.

Kein Musterschauspiel bracht' ihn um,
Nicht Carrière's Aesthetik,
Denn all das Phrasenheldenthum,
Er hatte es von se dick.

Er starb auch nicht vor Liebesleid,
Denn Witz war in dem Jungen,
Kein Schwerthieb hat im grimmen Streit
Das Grablied ihm gesungen.

Kein Fieber blies das Licht ihm aus,
Und Bräune nicht und Schwinde.
Es ist das gute alte Haus
Gestorben an der Tinte.“

Dann weint ein Thränlein ächten Schmerz,
Ihr alten flotten Füchse,
Und bringt zu Grab mein armes Herz
In einer Streusandbüchse.

Doch fällt es vor der Zeit mir ein,
Den Lebenszwirn zu kürzen,
Werd' ich mich nicht in's Wasser, nein,
Mich in die Tinte stürzen.

— c.

* Daumesdick.

Dem Französischen frei nacherzählt von Fz. Lrbgr.

Es ist nicht zu läugnen, daß in vielen Familien die moralische Erziehung der Jugend wo nicht ganz, doch großentheils sehr vernachlässiget wird und die emporwachsenden Kinder entweder blos zur Arbeit und Erwerbsgeschicklichkeit, oder in der Kunst, in den Zirkeln der vornehmen Welt aufzutreten und da eine beifällige Rolle zu spielen, abgerichtet werden, je nachdem sie den niedern oder höhern Ständen entsprossen, je nachdem sie einen Bauern oder Schuhmacher, einen Geheimrath oder Baron zum Vater zählen. Hat nun in ersterem Falle ein Kindlein das Unglück, kränklich, mit schwächlichen Gliedern zur

Welt zu kommen, so wird es zwar nicht mehr, wie weiland bei den Spartanern, ausgesetzt; nein — dieses geschieht oder darf vielmehr nicht geschehen; allein wenn irgend ein Rabenvater dieses dem armen Würmlein, aus Furcht vor dem hochnothpeinlichen Kriminalgerichte, das in den hänfenen Halsbinden und der Dame Guillotine hinlängliche Abschreckungsmittel gegen solche Gelüste besitzt, nicht anzuthun wagt, oder aber seine Rohheit, seine Herz- und Gefühllosigkeit noch nicht diese höchste Potenz erreicht hat, um den Tod des armen Wesens nachgerade verlangen zu können, so ist dieses doch eine Last, ein Unding, der Gegenstand des Hasses und aller Lieblosigkeiten in seines Vaters Hause; und wehe diesem Kinde, wenn nicht die Liebe und der Verstand einer Mutter die Rohheit und den Unsinn des Vaters paralysirt, sonst wird und muß es in den meisten Fällen geistig und körperlich verkommen. Welch' jämmerliche, egoistische Dummheit aber ist es, nur auf das Physische zu rechnen; nur auf die Kinder bauen zu wollen, die in ihrer Jugend Anlage zeigen, später wenigstens ein halber Herkules werden zu können! Ist denn Geist und Herz nicht in Anschlag zu bringen? Ich glaube wenigstens, daß ein Mensch mit schwächlichem Körperbaue, der aber einen energischen Geist, ein gefühlvolles, liebeglühendes Herz besitzt, mehr zuwege bringt, als ein Goliath ohne Herz und mit einem kleinen Gehirne. — Die Geschichte des kleinen Knaben, die nachstehend kurz erzählt wird, soll den Beweis liefern für das vorhin Gesagte.

1.

Henri Manquaut, genannt Daumesdick, war der älteste von dreien Kindern. Die Mutter war Weißzeugnäherin, der Vater Zimmermann. Zur Zeit, wo wir dies erzählen, war Vater Manquaut bereits von dem größten der Baumeister in die ewige Werkstätte abgefordert worden, um Rechenschaft zu geben von dem, wie er hienieden gebaut! Dieser Mann, einer der rauhesten Mitglieder seines Gewerks, der die Unempfindlichkeit, oder besser die Gefühllosigkeit sich gleichsam zum System erhoben, hatte nur eine ganz mittelmäßige Zuneigung für den kleinen Henry gehabt, welchen er scherzweise nur Daumesdick nannte; denn dieser war für sein Alter von wirklich außerordentlich kleiner Statur, dazu zum Erschrecken blaß und hager. In Folge des Gesagten umgab ihn die Mutter mit allen möglichen Sorgen; die mütterliche Liebe suchte ihn so viel wie möglich zu entschädigen für das Unrecht, das Mutter Natur an ihm begangen. Der Vater aber, der Mann mit dem herkulischen Körperbaue, nur auf das Physische Gewicht legend, er konnte sich niemals darüber trösten, ein so schwächliches Geschöpf zum Nachfolger zu haben.

„Was willst Du, daß man mit dem mache?" wiederholte er oft. „Das wird niemals die Kraft haben, einen Hobelspan in die Höhe zu heben; das hat weder Beine noch Schultern. Gib einmal die Axt oder den Schlägel in diese Hände da! Gerade als wenn ich der Schwalbe sagte, mit einem Balken fortzufliegen. Welche Figur! Das hat nichts als den Athem — nicht?"

„Ja," erwiederte sanft die gute Näherin, „mein armer, kleiner Henry hat nichts als die Seele. Gebe Gott, daß er sie bewahre!"

Solche Zwiegespräche, immer in Gegenwart des Kindes geführt, riefen in diesem allerlei verworrene Bilder hervor, in denen der Vater stets wie ein schwarzer Schatten, die Mutter aber als sanft lächelnder, rettender Engel erschien.

In diesem Knaben aber, dem Scheine nach so schwächlich, lag ein Feuer, eine Lebhaftigkeit des Geistes, welche sich verrieth durch eine stete Beweglichkeit, durch ein ununterbrochenes Thätigseyn, Ungestüm, und mehr Spiel ohne Zweifel, wodurch aber zu erkennen war, daß diese schwächliche Hülle einen ungewöhnlichen Grad von Energie und Geisteskraft in sich berge; und was eine willenskräftige Seele über einen schwachen Körper vermag, werden wir im fernern Verlauf dieser Erzählung noch kennen lernen.

In der Schule brav und gute Fortschritte machend, war der Lehrer Henry's sehr mit ihm zufrieden. Sein Lieblingsfach jedoch, worin er exzellirte, war die Gymnastik und Vater Jahn würde gewiß stolz auf Daumesdick gewesen seyn, wenn er ihn zum Schüler gehabt hätte; denn der kleine, unscheinbare Knirps verband mit der Geschicklichkeit und Behendigkeit eines Eichhorns den Muth und die zähe Ausdauer eines canadischen Pelzjägers. In jeder gymnastischen Uebung war er Meister. Er machte aber auch bei jeder passenden Gelegenheit seine Kraftstücke lachend und in der besten Laune, einzig um seine Kameraden zu unterhalten, vielleicht auch ein wenig aus Eitelkeit, denn nicht einer Derjenigen, welche ihm zusahen und vor Begierde brannten, es ihm nachzumachen oder gar vorzuthun — der Neid schleicht sich überall ein — war dies auch nur ganz entfernt im Stande. In solchen Augenblicken war Daumesdick glücklich; er hatte etwas wie Flammen in den Augen, das Leben übersprudelte in ihm.

Heimgekehrt, wurde Daumesdick bleich, beinahe traurig; sein Blick schien zu erlöschen. Wie alle nervösen Naturen tödtete ihn die Langeweile. Wenn die Luft ihm fehlte, die Thätigkeit ihm nicht Leben

eingoß, dann war es, daß der rauhe Zimmermann ihn quälte, überall herumstieß — das arme Kind!

2.

Eines Tages überraschte Manquaut seinen Sohn, als er eben wieder mit gewöhnlicher Begeisterung seine Luftsprünge ausführte. Der Vater, wüthend vor Zorn, führte ihn, an den Ohren fassend, auf den Weg nach Haus, ihm mit Fluchen, Schimpfen und Stockschlägen das Geleite gebend, was bei Vielen noch das Mittel ist, seinen Kindern die Moral zu instruiren.

„So, dazu bist Du gut, Taugenichts!" schrie er; „gut, um den Hanswurst zu machen!" Und hageldicht fielen bei diesen Worten die Schläge auf des armen Knaben Rücken. Diejenigen aber, die diesem Auftritte zusahen, sprachen:

„Das ist zum Erbarmen, zu sehen, wie dieser Herkules der Haut des armen Jungen mitspielt!"

„Hm! Es ist sein Vater!" sagten die Einen.

„Der Fall ist der, daß er in seinem Rechte ist," die Andern.

„In seinem Rechte, ihn zurechtzuweisen, sey es," antworteten die Gemäßigtern; „aber nicht, ihn zu mißhandeln."

„Das römische Gesetz gibt den Vätern Recht über Leben und Tod ihrer Kinder," äußerte sich einer jener gelehrten Dummköpfe, die ihre Weisheit überall an den Mann zu bringen suchen.

Während dieser Konversation schlug der Mann, das Kind schrie! Da wurde der Koloß aber auf einmal von zu allen Seiten herbeieilenden Frauen umringt; diese waren zwar weniger gelehrt, weniger Raisonneur, weniger Philosoph; was mir aber weit besser dünkt, hatten sie, wie es schien, ein Herz und dieses auf dem rechten Fleck! Die Eine ergriff den Dräuenden am Kragen seines Wamses; Alle aber, halb mit Gewalt, halb mit Bitten, zwangen ihn, sein Opfer fahren zu lassen. Daumesdick, mit blutendem Ohre, setzte nun aber alle Schnellkraft seiner Unterthanen in Bewegung, um sobald wie möglich aus dem Bereiche seines Peinigers zu kommen.

Nachdem der Zimmermann mit zur Hälfte gedämpftem Zorne nach Hause kam, fand er Mutter und Kind in Thränen aufgelöst, Eines in den Armen des Andern. Als Manquaut das Wort nehmen und von Neuem seinem Unwillen Bahn lassen wollte, gleichsam um die blauen, gelben und schwarzen Striemen auf den zarten Gliedern des armen Knaben zu rechtfertigen, hielt ihn die Mutter durch eine Geberde auf.

„Manquaut," sprach sie, „wenn Du Dir noch einmal beigehen lässest, diesen armen Kleinen zu mißhandeln, werde ich, mich wenig um Deine zornigen Augen und Deine wilden Rohheiten mehr kümmernd, von Dir fortgehen. Die Mutter, die wahre Mutter lebt nicht allein für ihren Mann, sondern auch und mehr noch für ihre Kinder. Dies ist ohne Zweifel nicht der Grundsatz gewisser Frauen; allein es ist der meinige und ich werde darnach handeln."

(Fortsetzung folgt.)

Eine glückliche Kur.

(Fortsetzung.)

„Gewiß ist es etwas mit der Dame da oben, über deren Anblick Sie vorhin so erschracken," sagte Dora leichthin.

„Es ist mir eben etwas sehr Unangenehmes begegnet; das ist Alles. Es macht mich aber leider heute Abend unfähig, unser Wiedersehen zu genießen. Entschuldige mich, mein Lieber! Wir wollen uns unsere Wohnungen mittheilen und für heute scheiden. Morgen muß ich auf einen Tag verreisen, aber übermorgen sehen wir uns wieder."

Das war in der That ein anderes Wiedersehen, als ich gehofft hatte. Wir trennten uns verstimmt.

* * *

Am nächsten Morgen traf mich die größte Ueberraschung. Ein Diener überbrachte mir einen Ruf zu einer Patientin in einem der elegantesten Stadttheile, der jungen Nichte einer alleinstehenden Wittwe.

Voller Erstaunen, mit bangen Zweifeln, ob dem nicht ein Irrthum zu Grunde liege, eilte ich hin. Doch es war wirklich und unzweifelhaft, daß ich, der Doktor so und so, aus der Straße so und so, Nummer so und so, auf den besonderen Wunsch der kranken jungen Dame herbeigeholt war. Die Tante, eine besorgt aussehende, ehrwürdige Matrone, theilte mir dies mit und schien nicht weniger erstaunt zu seyn, als ich selbst.

Erwartungsvoll trat ich in das bezeichnete Zimmer ein. Die Kranke saß zurückgelehnt in einem Sessel und wandte langsam bei meinem Eintritt den Kopf herum.

„Nun ist mir alles klar," rief ich bei mir mit Oedipus. Es war die junge Dame, die ich gestern Abend in's Elysium geleitet hatte. Sie befand sich unwohl, vielleicht in Folge der kalten Abendluft erkältet, hatte sich des Versprechens erinnert, welches sie dem, wie ich mir schmeichelte, wohlaussehenden und liebenswürdigen jungen Arzte gegeben hatte. Vielleicht auch war sie gar nicht krank und hatte doch des Arztes gedacht! Wer weiß! Ergreife

das Glück, rief eine Stimme in meinem Innern; nimm alle Deine Geschicklichkeit als Arzt und Deine Liebenswürdigkeit als Mann zusammen!“

„Liebe Tante,“ sagte Fräulein Marie, — denn mit diesem Namen hatte die Tante sie angeredet. „Liebe Tante, ich glaube, ich könnte mich freier gegen den Arzt aussprechen, wenn wir allein wären.“

„Wie Du willst, liebes Kind,“ sagte die Tante und verließ kopfschüttelnd das Zimmer.

„Sie sehen, Herr Doktor, daß ich mich meines Versprechens erinnert habe, obwohl ich weiß, daß mir kein Arzt helfen kann. Denn ich leide nicht körperlich. Meine Tante aber verlangt, daß ich ärztliche Hilfe in Anspruch nähme und ich hatte zu Ihnen das meiste Vertrauen, daß Sie auf meinen Gemüthszustand Rücksicht nehmen würden.“

„Wie verstehe ich das?“ dachte ich klopfenden Herzens. Laut antwortete ich:

„Ich danke Ihnen, mein Fräulein und versichere Ihnen, daß Sie sich nicht in mir getäuscht haben. Allein, wenn Sie einmal Vertrauen zu mir gefaßt haben, so bedenken Sie, ob es nicht das Beste ist, mich ganz zum Vertrauten zu machen. Vielleicht kann ich Ihnen doch nützlich seyn; auf alle Fälle aber weiß ich dann besser, wie ich mich in meiner Eigenschaft als Arzt zu benehmen habe.“

Sie schwieg eine Weile nachsinnend und sagte dann:

„Sie haben Recht und sollen Alles wissen. Mein Leiden steht im engsten Zusammenhange mit meinem gestrigen Erscheinen in jenem Hause, welches Ihnen sehr sonderbar vorgekommen seyn muß. Sie müssen zunächst wissen, daß ich verlobt bin mit einem eben so schönen als geistreichen jungen Manne. Nur gegen seine Treue ergriff mich zuweilen der Argwohn und ach, nur zu gerechtfertigt war derselbe, wie ich gestern erfahren mußte. Ja, er ist mir untreu, in der abscheulichsten Weise untreu,“ rief sie in Thränen ausbrechend. „Gestern ging mein Kammermädchen über die Promenade und da sieht sie, unbemerkt von ihm, zu ihrem Erstaunen meinen Bräutigam mit einer etwas auffallend gekleideten jungen Dame sprechen und hört, wie sie sich mit den Worten trennen: Also heut' Abend um zehn Uhr im Elysium! Ich beschloß, zu thun, was Sie wissen. Ach, ich fand die Aussagen meines Mädchens nur zu deutlich bestätigt. In einer Nische saß er und trank mit einer jener Unglücklichen Champagner, während ich ohne den Zufall, der mir seine Schändlichkeit verrieth, ihn auf einer Reise vermuthen mußte, die er mir gegenüber angegeben hatte. Unsere Blicke begegneten sich plötzlich und ich sah an seinem Schrecken, daß er mich erkannt hatte. Noch immer hoffte ich jedoch, er würde sich rechtfertigen können und zu diesem Zwecke heute Morgen zu mir kommen. Statt dessen brachte mir mein Mädchen eben die Nachricht, daß er heute früh abgereist sey. — Ach, mein Herr, Sie müssen mich für sehr exzentrisch halten, daß ich jenen Schritt thun konnte und daß ich Ihnen, der mir doch eigentlich ganz, ich wollte sagen, recht fremd ist, das Alles erzähle. Aber Sie kennen nicht die Qualen verschmähter Liebe!“

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

London. Ein hartnäckiger Saisonkarteninhaber hat sämmtliche kgl. Kommissäre der Industrieausstellung vor das Grafschaftsgericht in Brompton zitiren lassen, um von ihnen die Summe von einem Penny zurückzubekommen, welche Summe er für die Verwahrung seines Regenschirms, während er sich in der Gemäldegallerie befand, zu zahlen gehabt hat. Die k. Kommissäre haben die Vorladung angenommen und werden die Forderung der Pennygebühr für die Aufbewahrung von Stöcken und Regenschirmen vertheidigen. Im Anfang hatte man einen Versuch gemacht, Stöcke und Regenschirme zu dulden, aber nach wenigen Tagen schon sah man die Gefahr, in der die Gemälde schwebten, indem enthusiastische Laien mit dem Stock auf die hervorstechendsten Schönheiten hinwiesen und oft einen halben Zoll von der Leinwand mit der eisenbeschlagenen Spitze hin- und herfuhren.

Salz soll ein treffliches Dungmittel für Spargel seyn. Eine Hand voll Salz für jede Pflanze unter die Erde gemischt lieferte ausgezeichnete Erfolge. Dagegen sterben Rosen, Geranien, Epheu 2c. bei dieser Düngung sehr schnell ab.

(Ein neues Material zu Gespinnsten ist aus dem Hopfen dargestellt worden.) Es gleicht der Wolle. Die Pflanzen werden zuerst getrocknet, dann zwischen Walzen zerquetscht und nachher zwischen Stampfern und sich drehenden Stampfern zerstoßen, wodurch die Fasern getrennt werden, die nun weiterer Verarbeitung unterliegen.

Auflösung des Räthsels in № 92:

Aga.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 94. Freitag, 8. August 1862.

* Daumesdick.

(Fortsetzung.)

Es gibt Töne, so zu sagen übermenschliche, deren Klang eine magische Gewalt hat über die wildeste Brandung des menschlichen Zornes, wie einst das Wort des Herrn über die entfesselte Windsbraut und die empörten Wogen des galiläischen Meeres: es wurde ruhig! So auch hier. Manquaut, welcher dieses opferwillige Weib, von einer Hochherzigkeit und gewissermaßen heroischen Rechtlichkeit, liebte und ehrte, schwieg, warf den Stock in eine Ecke und versprach seiner Frau, welche nach ihren gewichtvollen Worten in einen wahren Paroxismus des Schmerzes ausgebrochen war, daß er den bösen Taugenichts nicht mehr schlagen werde. Allein seine Meinung sey die, daß Mama Manquaut ihren Sohn verderben und daß derselbe, Dank ihrer Erziehungsweise, all sein Lebtag ein nichtsnutziger Bube bleiben werde. Darauf beharre er!

Als jedoch Manquaut an's Sterben kam, war es ihm wie ein schwaches Licht, wie eine Art Offenbarung, wessen sein Sohn eines Tages fähig seyn könnte. Er richtete daher, ihn gegen seine schwache Brust pressend, folgende Abschiedsworte an ihn:

„Mein Henry, Du verstehst gut zu schreiben und zu lesen; Dein Lehrer ist zufrieden mit Dir; Du hast Verstand . . . . . . man sagt auch, Du hättest ein gutes Herz . . . . Lebewohl, mein Sohn! In diesem Falle liebe Deine Mutter recht sehr und habe Sorge für Deine Schwestern. Mich — kannst Du vergessen, wenn Du willst“ . . . . . . Henry zerfloß in Thränen in den Armen seines Vaters; wenige Augenblicke später hatte dessen Geist seine irdische Hülle verlassen und trauernd drückte der Sohn dem Heimgegangenen die Augen zu.

3.

Wenn der Bote des Unglücks Einkehr hält bei einer Familie, wird er manchmal grausam. Das Unglück bringt Unglück, oder wie das Sprichwort sagt: Kein Unglück kommt allein! Nach dem Tode ihres Mannes wurde Frau Manquaut gefährlich krank und die arme Familie kam in den Fall, das tägliche Brod entbehren zu müssen.

Daumesdick, seine Mutter schmerzlich leiden sehend, stand wie versteinert an dem Lager derselben. Elisa und Marie, die beiden Schwesterchen, weinten in einer Ecke und schliefen endlich vor Erschlaffung und Hunger wieder ein. Eine alte Nachbarin war schnell zur Hilfe herbeigeeilt; allein leider bestand, arm wie sie war, ihre ganze Unterstützung in ihrem herzlichen Mitleide mit den Bedauernswerthen. Der Arzt, welchen man gerufen, verordnete: man solle die Kranke in das Hôtel-Dieu verbringen; allein Frau Manquaut hatte Furcht vor dem Hospital und hatte dieses auch der alten Nachbarin gestanden. Dieses mit halber Stimme gemachte Geständniß, so wie die Klage über den pekuniären Stand der Verhältnisse und die Sorge der beiden Frauen über das endliche Schicksal der drei Waisen, war von Daumesdick gehört und verstanden worden und erregte eine Revolution von Gedanken in seinem kleinen Gehirnkasten; er zerbrach sich fast den Kopf, wie er seiner Mutter und seinen Geschwistern nützlich werden könne.

Als die Frühstücksstunde gekommen war, verließ er heimlich das Haus. So viel gespart und daher so viel mehr für sie, dachte er. Zum erstenmale tiefe Traurigkeit im Gesichte, schlenderte Henry, den Blick zur Erde gesenkt, durch die Straßen der Metropolis. Es war ein lieblicher Frühlingssonntag. Auf einmal, fast wie auf einen Schlag, fingen alle Glocken der großen Stadt zu läuten an, gleichsam mit ihren ehernen Stimmen dem Wanderer hienieden zurufend, den Blick vom Irdischen ab und dem Himmel zuzulenken. Auch in dem kleinen Knaben weckten die harmonischen Glockentöne, die so sonntagfröhlich durch die klare Morgenluft fortzitterten, eine wundersame,

fast gehobene Stimmung; angelangt an Nôtre Dame, trat er in die ehrwürdige Kathedrale ein und sich auf die Kniee werfend, betete er lange und inbrünstig; besonders aber sich und die Seinigen der Fürbitte „Derjenigen" empfehlend, die wir als die Mutter der Armen, die Zuflucht der Betrübten lobpreißen. Nach geendigtem Gottesdienste lenkte er seine Schritte nach dem Quai de Gèvres; in gegenwärtiger Epoche war dieser Kai der Tummelplatz aller möglichen Taschenspieler, Wahrsager, Quacksalber und Possenreißer. Von dem Volke wurde er gewöhnlich der Vogelskai genannt, analog der beträchtlichen Menge von Vogelstellern, welche dort täglich den befiederten Luftbewohnern nachstellten.

Ferner befand sich daselbst eine Menge Polichinelbuden, Schauspiele à fünf Centimes. — Diese Kai's waren zu jener Zeit die gewöhnlichen Belustigungsorte einer Agglomerat-Bevölkerung, zusammengewürfelt aus der Hefe der rue de la Mortellerie, der Nachbarschaft des Grèveplatzes und der Vorstädte und mußte denn natürlich die beste Kundschaft für Charlatane, Possenreißer und Wahrsager abgeben.

Unter diesen Söhnen Pythia's, welche Dir für die Kleinigkeit von zwei Sou das Horoskop stellten, befand sich an diesem Tage einer in der größten Verlegenheit; in dem Augenblicke, als die Vorstellung beginnen sollte, hatte ihn sein Bajazzo verlassen, um einem andern Herrn zu folgen, der ihm doppeltes Salair versprach, zum ärgsten Verdruß unsers Nekromanten, der fluchend und wetternd sich zu allen T[illegible]n wünschte.

Das Wetter ist prächtig, die Menge zahlreich und vielleicht gerade geneigt, sich dupiren zu lassen; die Einnahme verspricht eine glänzende zu werden und der Tausendkünstler gewahrt auf mehr als auf einem Gesichte die Silbermine, die seine Taschen füllen sollte. Allein der Liebling des Publikum's, welcher die Menge herbeizieht, sie in Ordnung bringt, bis zum Augenblicke, wo man sie bestiehlt, lange Weile oder stürmisches Lachen und Jubeln hervorruft, dieser Liebling, oder wenn man es mehr liebt, der Bajazzo, der Harlekin, der Hanswurst war fort und mit ihm die Hoffnung des Meisters. Sicherlich würde auch dieser, ohne die Dazwischenkunft des armen Daumesdick, welcher die Lamentationen des verzweiflungsvollen Nekromanten gehört hatte, seine Sitzung verfehlt haben.

Daumesdick hatte diesen öffentlichen Vorstellungen hundertmal beigewohnt; kannte alle Kraftstückchen, die aufgeführt wurden; seinem Scharfblicke entgingen selber die mannigfachen Schliche und Kunststücklein — **vulgo** Hexereien — nicht, mit denen die werthen Zuschauer bedient und ihnen das Geld aus der Tasche manövrirt wurde. Immer placirt am ersten Platz trotz den Püffen, die ihm dieser von dem Träger der Schellenkappe, für den er nie ein anderes **pour boire** als seinen guten Willen hatte, auch eintrug, versäumte er nie eine Vorstellung, die für ihn beim hundertstenmal so neu war, als das erstemal. Selber die Namen dieser Künstler waren ihm, wie aus folgendem Dialog zu ersehen ist, bekannt:

„Wenn der Signor Gasparini mich will," sprach jetzt Daumesdick, „bin ich zu seinen Diensten."

„Dich, Daumesdick!" spottete Signor Gasparini beim Anblicke dieser unscheinbaren Persönlichkeit.

„Ja, Signor," antwortete der Junge, „Ihr habt's getroffen; Daumesdick ist wirklich mein Name. Man sieht wohl, daß Ihr ein Hexenmeister seyd!" fügte mit heimlichem Spott in seinen Mienen der kleine Schelm noch bei.

4.

„Nun denn, laß einmal hören, was Du kannst?"

„Was macht dieses, wenn ich nur recht viele Zuschauer zusammenbringe?"

„Das ist wahr!" versetzte der riesige Wahrsager, und die intelligenten Züge des Gamin bemerkend frug er:

„Kannst Du Schläge auf den Mund und Fußtritte auf den Körpertheil aushalten, den gewöhnliche Menschen das Sitzfleisch, wir Künstler aber **le gros Thomas** heißen?"

„So viel Sie wollen," gab der Sohn des Zimmermannes zur Antwort.

„Gut! wenn ich mit Dir zufrieden bin, erhältst Du am Ende des Tagwerks dreißig Sou. Da, hier ist die Verlassenschaft Deines undankbaren Vorgängers — und fangen wir jetzt an."

Diese Verlassenschaft bestand in einem sonderbar geformten Barette mit verbogener Hahnenfeder und einer verblichenen Jacke von rothem Sammt; beide Stücke viel zu groß für den neu engagirten Bajazzo!

O unerklärliches Geheimniß des Herzens! Wunderbare Naivetät, welche das ganze Glück der Jugend bildet, ihr Alles mit poetischem Schimmer verklärt, welche in diesem Alter Glückliche macht mit einer welken Blume, einer altväterischen Kopfbedeckung, einem beinahe nur mehr aus Lappen bestehenden sammetnen Mäntelchen! Wer sollte es glauben? Kaum stack Daumesdick in dem sonderbaren Putze seines Vorgängers, da fühlte er eine närrische Freude in seinem Innern und er zeigte sich dem harrenden Publikum in seinem neuen Kostüm stolzer als der erste Held des Theatre francais.

O Dichter, suche doch die Ehre! Held, suche doch den Ruhm! Spieler, suche den Reichthum!

Welche Lehre für unsere Eitelkeit! Ehre, Ruhm, Reichthum, ein Lächeln dieses Kindes sagt euch was ihr seyd, welchen Werth ihr habt, und welche Beachtung eure glänzende, verlockende Perspektive verdient!

(Fortsetzung folgt.)

Eine glückliche Kur.

(Schluß.)

„Ich kann Ihr Verhalten in dieser Sache nur bewundern, mein Fräulein," antwortete ich, ein Lächeln unterdrückend, denn Fräulein Marie kam mir wirklich sehr exzentrisch vor und die Lebhaftigkeit ihres Kummers konnte mich nicht so rühren, als daß ich darüber das Komische in diesem meinem Abenteuer übersehen hätte.

„O Georg, Georg!" seufzte Fräulein Marie.

Georg, — wie ich diesen Namen hörte, fiel es mir wie Schuppen von den Augen und ich errieth, was der freundliche Leser schon längst errathen hat.

„Georg heißt Ihr Bräutigam? Vielleicht Georg Amberg?"

„Wie?! Sie kennen ihn?"

Meine Antwort wurde durch ein Klopfen an die Thüre unterbrochen. Das Mädchen, welches durch seine Klatscherei das ganze Unheil angerichtet hatte, trat ein mit den Worten:

„Es ist soeben ein Brief für Sie gekommen, Fräulein und da ich die Schrift Ihres Herrn Bräutigams erkannte, glaubte ich, ihn gleich bringen zu müssen."

Damit entfernte sie sich. Hastig erbrach das Fräulein den Brief, bei dessen Inhalt sie erbleichte.

„Um des Himmels willen," fragte ich, „doch kein Unglück?"

„Lesen Sie! hier, nehmen Sie!"

„Es kann Sie nicht überraschen," schrieb Amberg, „wenn ich Ihnen mittheile, daß ich meine Reise weiter ausdehnen werde, als anfangs beabsichtigt war. Ihre Nähe muß mir eben so drückend seyn, als Ihnen die meinige, nachdem mir der gestrige Abend einen so unzweifelhaften Beweis der Liebe und Treue gegeben hat, welche Sie mir so oft geschworen. Ihr mir gegebenes Wort soll ferner kein Hinderniß seyn für Ihre engere Verbindung mit dem mir leider unbekannten Herrn, dem Sie gestern an einem so durchaus passenden Orte, wie das Elysium, ein Rendezvous gaben. Nehmen Sie hiermit Ihr Wort zurück und zugleich meine besten Wünsche für Ihr Wohl!"

„Herr Amberg ist also eben so eifersüchtig wie Sie," sagte ich lächelnd.

„O, mein Herr, Sie sind gefühllos."

„Bitte um Entschuldigung. Ich fühle Ihren Kummer auf's Tiefste, aber ich überlege, ob nicht zu helfen ist."

„Nein, nein! Es gibt keine Hilfe! Denn wollte ich auch vergessen, was ich mit meinen eigenen Augen gesehen, oder wäre er auch wirklich unschuldig, so wird er doch nicht von der Verblendung lassen, in der er sich von mir abgewendet hat."

„Was das Erste betrifft, so kann ich Ihnen versichern, daß Ihr Bräutigam vollkommen unschuldig ist und höchstens etwas unüberlegt handelte. Und Punkt Zwei betreffend, so übernehme ich es, Amberg von Ihrer Unschuld zu überzeugen."

Ich glaubte nun nicht länger mit der Beruhigung warten zu dürfen, welche ich dem Herzen des armen Mädchens durch eine Darlegung des wahren Sachverhaltes konnte zu Theil werden lassen. Und sie hatte denn auch natürlich den besten Erfolg.

„Ich hoffe, eine gute Kur gemacht zu haben, Fräulein. Befinden Sie sich nicht wieder vollkommen wohl und gesund?"

„O, so wohl, wie lange nicht."

„Gut, theilen Sie Ihrer besorgten Frau Tante die glückliche Wendung in Ihrer Krankheit mit. Ich werde indessen sehen, wie ich die Kur mit dem andern Patienten zu beginnen habe."

Ambergs Aufenthalt war bald ermittelt. Sein Diener war noch zurückgeblieben, um die Vorbereitungen zu einer längeren Reise zu treffen. Er sollte seinen Herrn in einem bestimmten Gasthofe der nächsten Stadt aufsuchen. Statt des Dieners reiste ich hin und es gelang mir bald, meinen Freund zu schleuniger Rückkehr zu bewegen.

Nach einer wahrhaft rührenden Versöhnungsscene glaubten beide Theile, mir ihren besonderen Dank aussprechen zu müssen.

„Ich habe Ihren Dank wohl verdient," antwortete ich, „denn ich habe bei dieser glücklichen Kur die Arznei verbraucht, die mir selbst helfen sollte."

„Wie so?"

„Ei nun, ich zweifelte schon gar nicht mehr daran, daß ich Dein glücklicher Nachfolger seyn würde, mein lieber Freund; und es ist wirklich ein Stück der aufopferndsten Freundschaft, zugleich die Hoffnung auf das schönste Liebesglück, auf eine glänzende Stellung und auf eine Praxis in den ersten Kreisen der Stadt aufzugeben."

Man lachte.

„Das Letzte wenigstens soll Ihnen nicht verloren gehen," sagte die liebenswürdige Braut. „Ich werde

dafür sorgen, daß bald Jeder in jenen Kreisen glauben soll, Sie hätten mich aus der größten Lebensgefahr gerettet und wenn diese glückliche Kur nicht der Anfang einer ganzen Reihe ist, so wird das Ihre eigene Schuld seyn."

Mannigfaltiges.

(Ein Gaunerstückchen.) In Amiens stieg ein junger Mann von empfehlendem Aeußern, guten Manieren und feiner Toilette in einen Waggon zweiter Klasse, wo eine ältere Dame und ein alter Herr saßen. Als der Zug sich wieder in Bewegung setzte, sagte der Fremde lachend: „Mein Bruder erwartet mich heute in Versailles, wo ich zum Tauffest seines kleinen Sohnes eingeladen bin, aber ich hasse die langweiligen Tauffeste und die kleinen Kinder. Meine Eltern wünschten aber, daß ich der Aufnahme des kleinen Menschen in den Bund der Christen beiwohne, ich fügte mich; aber nun ich mich Paris nähere, faßt mich die Lust, lieber dort zu bleiben, mich zu amüsiren so viel als möglich und dann als reuiger Sünder nach Hause zurückzukehren." — „Ich rathe Ihnen, das nicht zu thun," sagte mit großem Ernst der alte Herr, „es wird Ihnen dieser Betrug kein Glück bringen, gehen Sie nach Versailles zur Taufe Ihres Neffen." — „Ach," antwortete der junge Mann, „ein so leichter Betrug ist schon zu riskiren; Papa wird lachen, Mama schmollen, doch ich werde auch sie schnell versöhnen." — „Folgen Sie mir, mein Herr," fuhr der Alte in noch strengerem Tone fort; „auch das kleinste Unrecht findet seine Strafe." — „Sie mögen wohl Recht haben, doch der Trieb zu dieser Sünde ist so mächtig in mir, daß ich ihm nicht widerstehen kann." — „Sie werden es bereuen, denken Sie an mich, Ihnen droht ein Unglück." Je mehr man sich Paris näherte, je düsterer wurden die Drohungen des Greises, die endlich doch ihre Wirkung auf den leichtsinnigen jungen Mann übten. Bestürzt wandte er sich heimlich an seine Nachbarin und bat sie, ihn für diese Nacht in ihrer Wohnung aufzunehmen und die mehrmals wiederholte, sehr entschieden ausgesprochene Weigerung entmuthigte den Bittenden nicht. Er wußte für jeden ihrer Gründe eine Antwort und selbst jenen, daß es ihrem Ruf Gefahr bringen könne, einen jungen fremden Menschen in ihr Haus aufzunehmen, wußte er mit fast kindlicher Naivetät zurückzuweisen, immer nur sie beschwörend, seinem Wunsche nachzugeben, da seine Furcht vor dem unheimlichen Manne, der gewiß seinem Leben Gefahr drohe, mit jedem Augenblick wachse. Das Mitleid der guten Frau war rege geworden, sie gab endlich dem sie Bestürmenden nach, beide nahmen einen Wagen und fuhren in die Straße Roquépine. Die Dame führte ihren Gast in ihren Salon und war bald beschäftigt, ihm auf dem Fußboden desselben eine Lagerstätte einzurichten. Der junge Mann war von ihrer Gastfreundschaft innig gerührt, dankte ihr für ihre Güte, sprach von seiner großen Furcht, die ihm der Fremde eingeflößt und wünschte ihr endlich mit der liebenswürdigsten Freundlichkeit gute Nacht. Am andern Morgen war es die erste Sorge der gütigen Frau, dem Flüchtling ein Frühstück zu verschaffen; aber wer beschreibt ihr Entsetzen, als sie den Salon leer und alle Sachen ihrer Schränke und Schübe am Boden findet. Sie denkt sogleich an Diebstahl, aber als sie mit Ruhe nachsieht, fehlt nichts, als der abendliche Gast. Da erblickt sie ein Papier auf dem Tische, sie nimmt, entfaltet es und liest: „Madame! Wir haben uns gegenseitig getäuscht, Sie, daß Sie mich für einen ehrlichen Mann hielten, — ich, daß ich Sie eine reiche Frau glaubte. Ich bin ein Dieb, der mit Ihnen ein schlimmes Spiel treiben wollte. Meine Geschichte im Waggon, die Warnungen meines Gefährten, meine Furcht vor ihm, war eine Komödie, die gut gespielt worden seyn muß, um Sie so zu täuschen. Ich kam, Sie zu berauben, fand Sie aber so arm und so ehrenwerth, daß ich mich geschämt haben würde, Ihnen das Kleinste zu entwenden. Nehmen Sie beiliegende 100 Fr. als Dank für Ihre mir so bereitwillig gewährte Gastfreundschaft, die Ihrem Herzen Ehre macht — und zur Erinnerung an mich und das Abenteuer auf der Eisenbahn."

Logogryph.

Glänzend strahl' ich durch die Welt,
Bring' aus fernen Zeiten Kunde,
Preise, Weiser, dich und Held!
Doch nicht stets mit wahrem Munde.
Aber brichst du mir den Fuß,
Schenk' ich still dir und bescheiden
Deines Selbstes Vollgenuß,
Ja, der sel'gen Götter Freuden.
Nimmst du mir ein andres Glied,
Das der Gallier komisch flieht,
Bin ich dir zum Trank verwandelt,
Aecht vom Briten nur erhandelt.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 95. Sonntag, 10. August 1862.

* Daumesdick.

(Fortsetzung.)

So sehen wir denn Daumesdick Sprünge machen, Purzelbäume schlagen, die Sabotière tanzen, untermischt mit lustigen Einfällen und den sonderbarsten Grimassen. Die Zuschauer fangen an sich zu mehren. Daumesdick verdoppelte seinen Eifer: das arme Kind arbeitete gewissenhaft. „Dreißig Sous!“ sprach er zu sich selbst, indem er auf Kopf und Händen zu marschiren anfing; „für dreißig Sous werden die zu Haus Brod haben für zwei Tage!“ Sein Auge funkelte in einem Strahl von Freude; sich aufrichtend machte er auf einem und zwar immer dem nämlichen Beine die Runde um den ganzen Umkreis des Publikums; dann setzte er, einen Anlauf nehmend, dreimal hintereinander mit gleichen Füßen über zwei aufeinander stehende Stühle.

„Armes Kind!“ sprach ein dekorirter Herr, welcher ganz das Aussehen eines Militärs in Urlaub oder Pension hatte. (Zu dieser Zeit waren die pensionirten Militärs zahlreich, denn man war im Anfange der Restauration.) „Armes Kind!“ sagte er noch einmal; „es wird sich bei diesem Spiele am Ende das Genick brechen.“

„O, es hat keine Gefahr,“ erwiederte ein neben ihm stehender Tölpel, eine Art von Klopffechter; „sie sind das gewöhnt.“

„Es scheint, daß man sie schon in der Wiege daran gewöhnt,“ fügte ein Anderer bei, „und daß man ihnen früh Arme und Beine dreht, um sie geschmeidig zu machen.“

Der Militär zuckte mit den Schultern und schwieg. In diesem Augenblicke hielt sich Daumesdick, den Kopf abwärts, im Gleichgewichte auf der Lehne eines Stuhles. Ein Murmeln der Verwunderung durchlief die Menge. „Ich werde meine dreißig Sous bekommen,“ sprach Daumesdick zu sich selbst.

Signor Gasparini aber, ein so zahlreiches Publikum um seinen kleinen Bajazzo versammelt sehend, schloß, daß es jetzt an der Zeit wäre, sein Entrée zu machen. Dieser Signor Gasparini war ganz einfach eine jener Personen von zweifelhaftem Gewerbe, die je nach Umständen bald Possenreißer, Gauner, Polizeispione, Diebsfänger oder selber Diebe sind.

Obwohl unser Meister ganz einfach Michel Legrand hieß und zu Großcaillou das Licht der Welt erblickt hatte, nannte er sich doch ganz pompös: **il Signor Gasparini**! Diese Benennung, sowie ein etwas fremdartiger Accent, den unser Schalk anzunehmen wußte, gab ihm der Menge vom **Quai des oiseaux** gegenüber einen Anstrich von Gelehrsamkeit, der ihm zum Erstaunen dienlich war.

Noch wollen wir ein wenig sein originelles Kostüm beschreiben. — Er trug eine mächtige, tüchtig gepuderte Perücke mit dickem, ellenlangem Zopfe, der mit zahlreichen Bandschleifen zierlich durchflochten war. Dann war er bekleidet mit einer rothen, goldbordirten Weste nach holländischem Schnitte, die fast den ganzen ziemlich umfangreichen Bauch bedeckte; über dieser trug er einen grauen, vielfach mit Litzen verbrämten, baskischen Rock mit langen Schößen, welcher reichlich mit vergoldeten Bronceknöpfen besetzt war. Auf diesem ein dreifach übereinander fallender Kragen, der sich vorne breit öffnete, gleichsam um Allen zu sagen: „So repräsentirt sich Signor Gasparini!“ Fügen wir noch bei, daß diese Persönlichkeit, deren gediegene Waden in einem Paar tüchtiger Kappenstiefel Asyl gefunden, mit wahrhaft spanischer Grandezza die mit Ringen überladenen Hände in die Taschen seiner aus gelbem Sammt bestehenden Unaussprechlichen steckte, um darinnen mit den Goldstücken zu klimpern, die ihm sein schon lange bestehender Ruf als gelehrter Mann eingetragen hatte, so haben wir das Porträt des Signor Gasparini ganz naturgetreu.

Diese nun in Scene gesetzte Figur des Signor Gasparini sollte mächtig auf die Einbildungskraft der Zuschauer wirken, der Art, alle diese meist nicht sehr hellen Geister zu verführen.

Signor Gasparini trennte die Menge und gelangte wie ein stürmender Jupiter in die Mitte des Zuschauerkreises und verkündigte hier seine Ankunft dadurch, daß er dem armen Daumesdick, wie abgesprochen, einen furchtbaren Tritt auf **le gros Thomas** gab. Er nannte dies sein Entrée machen.

Dieser schreckliche Fußtritt warf Daumesdick an das andere Ende des Kreises und veranlaßte eine rauschende Fröhlichkeit bei all' Denen, welche Linné zwar nicht klassifizirt, die wir aber unter die zweibeinigen Raubthiere rechnen wollen.

Das arme Kind der Wittwe überwand den Schmerz; und wie es noch mit einer jämmerlichen Grimasse die Hand an jenen Ort legte, wo ihn der Stiefel des Riesen getroffen, verdoppelten sich die Lacher.

Daumesdick hatte Erfolg!

„Was machst Du da, Daumesdick?“ fragte ihn sein wilder Interlokuteur.

„Signor, ich bin in die Höhe gestiegen, um zu sehen, ob Sie mit der Post oder mit dem Omnibus kommen,“ erwiederte der Junge mit einer starken Gesichtsverzerrung.

„Wie, Coquin! Du stellst mit dem Kopfe auf dem Boden und den Füßen in der Luft Beobachtungen an! Warte, ich werde Dich lehren, über den Signor Gasparini Dich lustig zu machen!“ Und der Charlatan applizirte dem Kleinen eine derbe Maulschelle, ohne daß dieser Zeit hatte, wie sich das gewöhnlich macht, die Hände auf den Mund zu legen, um den Schlag zu pariren und doch glauben zu machen, diesen für gut empfangen zu haben.

Abermaliges Lachen der zwei= bis dreihundert Elenden, die den Kreis bildeten.

„**Tonnerre**!“ murrte von Neuem der Militär, „dieses wilde Thier wird das arme Kind tödten, wenn es so fortfährt!“

„Ah bah! Der Junge ist d'ran gewöhnt,“ antwortete der schon erwähnte Pariser Straßengladiator, den dieses Schauspiel unendlich amüsirte; „sehen Sie nicht, wie er lacht!“

Daumesdick aber, mit einer komischen Geberde sich die Wange reibend, nahm auf eine linkische Weise und Grimassen schneidend die Flucht, um Lachen zu erregen. Derjenige, der ihn aber in der Nähe hätte betrachten können, hätte wahrnehmen müssen, wie er zwei große Thränen, die gewaltsam hervorbrechen wollten, zurückzuhalten suchte; die eine wegen dem Fußtritte, die andere für die Maulschelle. Allein was macht man nicht mit zwölf Jahren für die Summe von dreißig Sous?! Was macht ein Kind nicht für eine kranke Mutter und hungrige Geschwister?!

Auf eben beschriebene Weise führte Henry sein Tagwerk aus; am Ende desselben sprach sein Meister zu ihm:

„Kleiner, ich bin zufrieden mit Dir; hier hast Du die versprochene Summe und noch zehn Sous Trinkgeld. Wenn Du nichts Besseres zu thun hast, komme Morgen wieder; ich kann Dich noch beschäftigen!“

„Ja, Signor,“ erwiederte Daumesdick mit frohem Herzen.

Jetzt flog aber unser schnellfüßiger Achilles wie ein Blitz der mütterlichen Wohnung zu, wo er, unter jedem Arme ein Brod, im Triumphe einzog. Die Mutter schlief; die kleinen Schwesterchen spielten in einer Ecke mit ihrer Puppe, unbekümmert um ihre traurige Lage, die sie ja noch nicht begreifen konnten. Einen Augenblick später fragte eine sanfte, schwache Stimme:

„Elisa, meine Tochter, ist Euer Bruder noch nicht heimgekommen?“

„Ja, Mama, hier bin ich;“ antwortete Henry. Und er näherte sich dem Bette, um die arme, kranke Mutter zu umarmen.

„Wie Deine Wangen glühen, mein Kind! Du springst zu viel, Du erhitzest Dir das Blut,“ sagte ihm die Kranke.

„O nein, Mama, ich bin nicht herum gelaufen!“

„Du wirst Dich tödten, liebes Kind!“

„Ich versichere Dich, Mutter, ich habe nicht gespielt!“

„Aber doch, Lieber, ist Dein Kopf ganz im Feuer. Du wirst wieder einmal jene häßlichen Purzelbäume ausgeführt haben, die mich immer so in Schrecken setzten?“

Henry schwieg.

„Und doch hattest Du mir versprochen, diese Sprünge, bei denen Du immer Gefahr läufst, den Hals zu brechen, nicht mehr auszuführen,“ fuhr die Wittwe Manquaut fort.

Henry küßte ihr mit Zärtlichkeit die Hand und sprach:

„Herziges Mütterchen, sobald Du wieder gesund bist, werde ich ein Handwerk lernen.“

„Ja, mein Kind! welchen Stand willst Du ergreifen?“

„O, das ist mir einerlei; wenn ich nur gleich Geld verdienen kann, um es Dir zu geben,“ lautete seine Antwort.

„Armer Kleiner! . . . . . Du bist nicht krank, Henry?"

„Nein, Mutter!"

„Habt Ihr Etwas zu essen, meine Kinder?"

„Ja, Mama," antworteten die kleinen Schwesterchen; „Henri hat uns zwei große Brode gebracht." Dieser machte ihnen ein Zeichen, zu schweigen und nichts zu sagen. Die Wittwe Manquaut aber, mit deren Krankheit eine immerwährende Schlafsucht verbunden war, schloß die Augen und verfiel wieder in ihren gewöhnlichen tiefen Schlummer.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben einer Sängerin.

Theater-Novelle.

1.

Im Gasthof „zum goldenen Elephanten" in B., der unweit des Theaterplatzes liegt, war noch spät am Abend in den letzten Tagen des Oktobers 1847 eine lustige Gesellschaft versammelt. „Der Elephant" war der Sammelplatz junger Gelehrten und Künstler, die hier unter sich beim Schoppen Wein und in heiteren, geistreichen Gesprächen die unfreundlichen Herbstabende zubrachten.

Mehrere Schriftsteller und junge Rechtsgelehrte, einige Maler und Schauspieler bildeten den Kreis, der sich fast allabendlich um den runden Tisch des Gastzimmers versammelte; Tagesneuigkeiten, Literatur, das Theater und die mannigfachen Lebensabenteuer der Einzelnen gaben den Stoff zur Unterhaltung, der stets durch Humor, sprudelnden Witz und heitere Satyre gewürzt war.

Zehn Uhr hatte es geschlagen, da rief der junge Rechtsadspirant Schilden:

„Kellner, ein Bowle Punsch!"

„Potz Element! Was fällt dem Aktenwurm ein?" lachte seelenvergnügt über den guten Einfall Schildens der Schauspieler Zech, ein leidenschaftlicher Verehrer des Bachus.

„Er hat vermuthlich seinen ersten Prozeß gewonnen und will Madame Themis die Bowle als Dankopfer darbringen für die glückliche Rekommandation," brummte der Literat Gottschalk, der trotz der guten Fabeln, die er dichtete und in denen er der Jugend Mäßigkeit und Enthaltsamkeit predigte, viel lieber ein kleines Glas Cognac als eine große Tasse Hollunderthee trank.

„Unser **Gellertus redivivus** wird Recht haben," schmunzelte der Historienmaler Brand, „diese Advokaten sind zu spekulative Kerle, als daß sie eine Bowle Punsch gratis daran geben sollten."

Während so ein Jeder seine Meinung über Schildens urplötzliche Freigebigkeit zum Besten gab, war unbemerkt von der Gesellschaft ein Fremder ins Zimmer getreten und hatte sich, nachdem er ein Glas Sherry bestellt, an ein kleines Tischchen in die Nähe des Ofens gesetzt, unverwandt in die Gluth desselben blickend und theilnahmlos für das, was sich rings um ihn zutrug. Mitunter nippte er zwar von dem Wein, aber man bemerkte deutlich, daß es eine rein mechanische Bewegung war, wenn er die Hand zum Glase und das Glas zum Munde führte.

Die jungen Männer, die um den runden Tisch saßen, hatten ihn anfänglich nicht bemerkt, Zech war der Erste, der die Uebrigen auf den Fremden aufmerksam machte.

„Wer mag es seyn," brummte phlegmatisch Gottschalk, „ein **Commis voyageur** in Wein, der dem Wirthe eine seiner Proben offerirt."

„Mir scheint es fast nicht so," warf Brand, der Maler, dazwischen, „wenn ich mich nicht ganz täusche, so muß es ein Italiener seyn."

„Eine bewunderungswürdige Logik, Freund Brand," spottete launig Schilden, „weil es Dir scheint, daß der Unbekannte ein Italiener, soll er kein **Commis voyageur** seyn; als ob die Soldini's und Chiasi's und Alippi's und wie die Herren auf ini alle heißen mögen, die im Lande Italien hausen, keine derartigen Apostel der Kultur und Industrie in die Eichwälder und Sümpfe der blondhaarigen germanischen Barbaren sendeten."

„Hört, Brüder, den Tag streiche ich mir in meinem Bierkalender roth an," brummte Zech im tiefsten Baß, „mit dem Schilden muß heute ein Wunder vorgegangen seyn. Erst bestellt er eine Bowle Punsch — er, der Mäßigkeitsvereinler und Wassertrinker und dann spricht er mehr als 10 Worte auf einmal hinter einander. Hier ist ein Wunder, glaubet mir," den Mephisto parodirend.

In diesem Moment wurde der Punsch von dem Kellner auf den Tisch gestellt.

„Heil sey dem Tag, an welchem Du bei uns erschienen, dibeldum dibeldei — es ist schon lange her," brummte Gottschalk und schöpfte mit dem gewaltigen Löffel aus der heißen Fluth.

„Der Zech hat's getroffen," hub, als Alle ihre Gläser gefüllt, Schilden an — „es hat sich heute allerdings etwas Sonderbares mit mir ereignet, gerade nicht ein Wunder — aber etwas Aehnliches."

„Du hast Dich doch nicht etwa verliebt — Platoniker!" rief mit einer Geberde komischen Entsetzens

der Fabeldichter und setzte das gehobene Glas von den Lippen wieder zurück auf den Tisch.

„Wird er nicht roth wie eine Jungfer, wenn sie den ersten Kuß bekommt?" flüsterte Brand dem Schauspieler zu, als sich Schildens Stirne auf die Bemerkung Gottschalks mit Purpurröthe färbte.

„O, nein, verliebt nicht," antwortete etwas verlegen Schilden und wühlte dabei mit der Hand in dem langhaarigen Felle des Neufundländers, der zu seinen Füßen lag, „das liegt auch nicht in meinem Naturell. Ich könnte wohl lieben, recht innig lieben — aber mich verlieben, nein, ich glaube nicht, daß ich dies jemals im Stande wäre."

Er hatte die letzteren Worte in einem ernsten Tone gesprochen, welcher gegen die leichte, scherzhafte Weise der Unterhaltung merklich abstach.

Gottschalk bemerkte dies und minder ironisch fragte er ihn, was sich denn Merkwürdiges mit ihm zugetragen.

„Ich kam," begann Schilden auf diese Aufforderung zu erzählen, „heut' Morgen vom Stadtgericht, wo ich im Auftrag eines befreundeten Sachwalters einen Termin abgewartet hatte und wollte durch die St. Petersstraße auf die Promenade gehen, um vor Mittag ein wenig frische Luft zu schöpfen, als im vollen Trabe ein eleganter Reisewagen die Straße heraufgerasselt kam. Der Wagen schien die Richtung nach dem Hotel de Milano zu nehmen und fuhr, da es Markttag war und die Bauernweiber an den Seiten der Straße Alles mit ihren Körben besetzt hielten, in der Mitte des Wegs; es geschah vielleicht durch den Markttumult, daß die Pferde beim Umlenken — Ihr wißt, das Hotel ist das Eckhaus — scheu wurden und mit Ungestüm gegen die steinernen Pfeiler der Einfahrt anzogen. Ich befand mich in unmittelbarer Nähe — noch eine Sekunde und die Deichsel war zerschellt, die wüthenden Pferde gingen mit dem Wagen durch und es konnte sowohl für die Darinsitzenden, als für die Menschen auf der lebhaften Straße ein namenloses Unheil geschehen. Die Gefahr wahrnehmen und sofort herbeispringen, war bei mir das Werk eines Augenblicks, doch in demselben Moment stieß schon die Deichsel an einen Pfeiler und die Pferde bäumten sich hoch empor. Mit fester Hand fiel ich den Pferden in die Zügel und riß sie mit solcher Gewalt herum, daß sie, wie durch einen Zauberschlag gebannt, plötzlich stillstanden."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Das Frankfurter Schützenfest, das der ergreifenden Momente so viele zählte, hat auch manch heitere Episode geliefert. So finden wir in einem Berichte vom Samstag folgende nette Schilderung: An einem Tische saßen vierzehn Offiziere des Frankfurter Linienbataillons und bei ihnen eine Anzahl Wiener und Bremer. Toaste wurden ausgebracht von einem Offiziere auf Zusammenhalten mit Oesterreich, von einem Bremer auf die braven Frankfurter Offiziere u. s. w. Aber der Frohsinn hat einmal die Herrschaft gewonnen über das Pathos. Als der eine Wiener recht rührend sprach von den Opfern, die im letzten Krieg von Oesterreichern gebracht worden, wie Familienväter willig die Muskete auf den Rücken genommen, wie jeder Oesterreicher bereit sey, Deutschland mit Gut und Blut zu vertheidigen, wie er (Sprecher) selbst, der Vater sey von siebzehn Kindern, — da ließ man ihn nicht ausreden, sondern unterbrach ihn mit einem Hoch auf die siebzehn Kinder, in das die Tischgenossen, ja alle Umstehenden und die Gäste an den übrigen Tischen, den Gegenstand des Toastes kennend oder nicht kennend, so muthvoll mit einstimmten, daß vom hohen Orchester herab das Musikkorps, an nichts Geringeres als an Freiheit, Ehre und Vaterland denkend, mit dem prachtvollsten Tusch den Ruf verherrlichte.

„He, Meister Bader," sagte ein wohlhabender Bauer zu seinem Barbier, „das Getreide ist ja jetzt so wohlfeil, Ihr könnt mich nun um den halben Preis rasiren!" — „Kann nicht seyn, Meister Speck," versetzte der Bader, „ich sollte sogar jetzt den doppelten Preis verlangen, denn wenn das Korn billig ist, machen die Bauern so lange Gesichter und ich muß dann zweimal so viele Fläche abschaben."

(Gegen Fliegen.) Von den Fleischhauern wird bekanntlich in der heißeren Jahreszeit das sogen. Lorbeeröl benutzt, um durch dessen Geruch, der den Fliegen so antipathisch ist, dieselben von den Fleischvorräthen abzuhalten. Ein Wiener Fleischhauer hat nun kürzlich dieses Oel in einer neuen Weise in Anwendung gebracht, indem er dasselbe einer weißen Farbe beimischen und mit letzterer die inneren Wände des Verkaufsgewölbes überziehen ließ. Eine Fliege ist seither daselbst nicht mehr zu sehen.

Auflösung des Logogryphs in № 94:
Ruhm, Ruh, Rum.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 96. Dienstag, 12. August 1862.

* Daumesdick.

(Fortsetzung.)

Daumesdick, vertraut mit den häuslichen Verrichtungen, zündete Feuer an, nahm dann einige Zwiebeln, ein wenig Fett und kochte, so gut es eben ging, für sich und seine Geschwister eine Suppe. Plötzlich tauchte in dem kleinen Henry eine Idee auf: er dachte es sich als sehr möglich, daß seine Mutter kalte Füße haben könnte. Dieser Gedanke quälte und beunruhigte ihn sehr. Durch die Gewohnheit der niedern Volksklassen, sich durch das Beiseyn der Kinder in ihrer Unterhaltung keine Schranken setzen zu lassen (was leider gar oft von den furchtbarsten Folgen ist, denn in gar manches schuldlose Kinderherz wird durch die frivolen und sittenlosen Gespräche der Alten der Keim zur spätern Ausartung gelegt), war es Henry bekannt, daß der Tod bei den Füßen anfange und diese dann steif und kalt werden. Der besorgte Knabe machte schnell einen Backstein warm, wickelte ihn in ein altes Tuch und schob ihn dann so sanft und leise wie möglich der Mutter unter die Füße. Einen Moment darauf begehrte diese zu trinken.

Henry, welcher sich erinnerte, wie ihm früher, wenn er unwohl war, die Mutter Thee gekocht hatte, brachte schnell Wasser zum Sieden; dann nahm er in der Kommode eine Handvoll hiezu bestimmter Blüthen und bald brachte er der Kranken in einer reinlichen Tasse einen stärkenden Trank.

Nachdem die Mutter wieder eingeschlafen war, legte er Hand an und bald hatte er, wie ein verständiges, fleißiges Mädchen, die kleine Haushaltung in Ordnung. Den kleinen Schwestern, welche Lärmen machten, befahl er ruhig zu seyn und brachte sie zu Bette. Es war inzwischen Nacht geworden und Henry zündete eine kleine Unschlittkerze an.

Menschen sahen in den durch ein falbes, flackerndes Licht nur schwach erleuchteten Schatten der Nacht nicht dieses bleiche, traurige Kind, nach seinem mühseligen Tagewerk die Füße auf einen hölzernen Schemel gestützt, die ganze Nacht noch wachen an dem Schmerzenslager der armen Mutter!

Sollte ihn Niemand sehen?! —

Die ganze Nacht begehrte die Kranke zu trinken und in ihren wirren Fieberphantasien sprach sie immer von einem kleinen Engel des guten Gottes, welcher ihr die Füße wärme und ihr lindernden Balsam in den Mund träufele!

Henry hatte sich dem Fenster genaht und blickte hinauf in das Sternenmeer. Das Kind weinte! Sollte nicht Einer aus jener Welt diese Blicke, diese heißen Thränen sehen?! —

Dank der aufopfernden Sorgfalt des Knaben, verbrachte die Wittwe keine so schlimme Nacht. Als am andern Morgen die alte Nachbarin kam, um nach dem Zustand der Kranken zu sehen, erstaunte sie über die Ordnung und Reinlichkeit, in welcher sich Alles befand. Allein Daumesdick wußte wohl, daß der größte Abscheu der Mutter die Unordnung und Unreinlichkeit sey und er folgerte daher ganz richtig, daß es ihr immerhin eine Beruhigung seyn müßte, zu sehen, daß das Zimmer aufgeräumt und sauber sey.

Henry kämmte und bekleidete seine Schwesterchen, empfahl seine Mutter, einen leisen Kuß auf ihre Stirn drückend, der Obhut der Nachbarin und kaum hatte die bestimmte Stunde geschlagen, stand er auf dem **Quai des aiseaux** vor dem gestrengen Signor Gasparini, mit welchem er seine Uebungen von gestern wiederholte. Nämliche Zwischenfälle, nämliches Honorar. Am Ende des Tages nahm ihn sein Meister beim Kinn und sprach:

„Du bist ein verständiger, geschickter Junge; hast sogar sehr spassige Manieren und bist mir viel werth; allein ich kann Dich nicht mehr beschäftigen, mein Knabe!"

„Warum denn?" fragte Daumesdick auf einmal ganz bleich.

„Weil Du zu klein bist, meine Fußtritte und Maulschellen zu empfangen; das könnte Dir am Ende ein Uebel verursachen!"

„Was macht das Ihnen!" bemerkte Daumesdick.

„Das macht mir, daß die eine Hälfte des Publikums murrt, während die andere Hälfte lacht. Vor einem Augenblicke noch hat es mir ein alter Militär in Beziehung dieser Sache direkt unter die Nase gerieben. Da, hier hast Du zwei Franken, mein Junge, und damit **bon jour**! Suche schnell zu wachsen, dann werden wir später sehen!" setzte Signor Gasparini noch lachend bei, in seiner mächtigen, weißen Kravatte, die ihm fast das ganze Kinn verbarg und seine Ohren in einen Blokus legte, sich brüstend wie ein Pfau!

Daumesdick kam traurig nach Hause. Seine Mutter, welche von Zeit zu Zeit aufwachte, hatte mehrmals nach ihm gefragt und seine Abwesenheit schien sie zu verstimmen. Henry, der dieses wußte, empfand darüber ein peinliches Gefühl. In seiner folgenden Nachtwache, bekümmert um das Brod für den nächsten Tag, schmerzerfüllt wegen dem Kummer, den er seiner Mutter in Folge seiner langen Abwesenheiten bereitete, kam er auf eine neue Idee.

Er erinnerte sich, daß in der untersten Schublade des Schrankes das niedliche Kostüm eines kleinen Troubadour's sich befinde, welches ihm früher die Mutter zur Karnevalszeit gefertigt hatte. Dieses nahm er am Morgen, nachdem er Alles geordnet hatte und lenkte seine Tritte der Barrière du Maine zu; hier bog er in eine Allee ein, verwandelte sich daselbst eiligst in einen allerliebsten Minnesänger und begann dann auf einer belebten Promenade seine Sprünge auf einem Teppich, der ehemals eine Wickelschnur war, in welcher ihn vielleicht die gute Frau Manquaut früher eingewickelt und gewiegt hatte. Diese neue Art, sein kleines Talent auszubeuten, gelang herrlich; vielleicht auch, daß Gott die Anstrengungen des armen Kleinen segnete, der sich übertraf, um seiner Familie helfen zu können. Daumesdick verließ jetzt später seine Wohnung und kam eher zurück; die Mutter schien glücklich zu seyn, daß Henry sie nicht mehr verließ und ihr Zustand fing an, sich ein wenig zu bessern. Der Arzt verschrieb ein Rezept, das eine Krise herbei und die Kranke auf den Weg der Genesung führen sollte. Unglücklicher Weise war dieses Rezept theuer und das nöthige Geld nicht vorhanden, um den Apotheker zu bezahlen. Die alte Nachbarin hatte dieses dem Knaben im Vertrauen mitgetheilt, der ihr aber zur Antwort gab:

„Wohl denn! gib mir den Zettel; ich werde Geld finden, ich!"

Die Frau gab ihm das glückverheißende Papier und Daumesdick flog mit der Geschwindigkeit eines Eichhörnchens die Stiege hinab; eine halbe Stunde später war er an der Barrière. Es war Kirchweihfest in dem Dorfe Plaisance. Hier war es, wo er heute seine Kunstfertigkeit zeigen wollte.

6.

Alle Tage im Leben sind nicht glücklich. Das beste Vorhaben entbehrt nicht selten des Erfolgs und die Hoffnung führt uns oft aus einem Betruge in den andern. Die Vorsehung ist ebenfalls nicht immer nach unsern Wünschen.

Daumesdick war froh; er hoffte! Das Fest und die zahlreichen Theilnehmer wahrnehmend, schloß er auf eine glänzende Einnahme, indem er darauf baute, daß Lust und Freude die Herzen weicher stimme und zu kleinen Wohlthaten geneigt mache. Daumesdick irrte sich. Nicht, daß das Publikum gleichgiltiger gewesen wäre als gewöhnlich; sondern die Rivalität war groß! Taschenspieler, Gaukler, Wahrsager stritten sich von allen Seiten um die immer sparsam zu seyn pflegende Freigebigkeit der Zuschauer. Daumesdick machte drei Versuche, ohne einen Heller zu bekommen und er brauchte viel — der arme Knabe! Seine Heiterkeit fing an zu weichen; er konnte sich seine Erfolglosigkeit nicht deuten und verwünschte die Härte der Herzen in seinem Unglücke. Zwanzigmal hatte er den Gedanken, sich zu den Füßen einer der schönen, reichen Spaziergängerinnen oder ihrer glänzenden Kavaliere zu werfen, um die zur Genesung seiner Mutter so nothwendige Summe zu erflehen; allein ein gewisses Etwas sagte ihm, daß dieses vergeblich sey und er hatte Recht, der arme Kleine; wohlverstanden — daß oft auf hundert Herzen nur ein wahrhaft edelmüthiges zu finden ist. Und wie dieses errathen? Die äußere Hülle ist nicht selten eine arge Lügnerin!

Daumesdick fühlte nicht die Stärke in sich, die neun und neunzig Versuche zu wagen; er fing an, den Verlust der Fußtritte und Maulschellen Signor Gasparini's zu bedauern.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben einer Sängerin.

(Fortsetzung.)

Der Fremde am Ofen machte eine lebhafte und hörbare Bewegung.

Die Gesellschaft am Tisch beachtete es aber nicht weiter und Schilden fuhr in seiner Erzählung fort:

„Aus dem Wagen erscholl ein Hilferuf — ich eile an den Schlag und öffne die Thüre: zwei Frauen-

gestalten lagen in leichter Ohnmacht auf weichen Polstern. Ich beuge mich über die Eine, um zu sehen, ob sie athme — und in demselben Augenblicke schlägt sie ihre Augen auf.

„Santa Maria!“ flüsterte sie leise und schloß die Lider wieder. Indessen war die Andere, das Kammermädchen der jungen Dame, wieder zu sich gekommen und hielt ihrer Herrin ein Fläschchen mit **Eau de Cologne** vor, worauf jene sich erholte und mit meiner Hilfe aus dem Wagen stieg. Ihr Fuß hatte noch nicht die Erde berührt, als ich mich stumm verbeugte, um meinen Weg fortzusetzen — da fühlte ich einen leichten Dankesdruck ihrer Hand, die ich noch unbewußt in der meinen hielt und — doch es ist genug,“ unterbrach er sich selbst, „Ihr wißt nun, warum ich heute Abend so vergnügt bin und warum Ihr die Bowle Punsch habt.“

„Sehr verbunden, mein tapferer Ritter,“ dankte Zech und leerte sein volles Glas.

„Und hast Du nicht erfahren, wie die schöne Dame heißt?“ fragte neugierig der Literat.

Schilden beugte bejahend das Haupt.

„Nun?“ riefen Alle in gespannter Erwartung.

„Es war die Signora Angelina Fiametta di Riccobini, die morgen in der Oper „Robert der Teufel“ in der Doppelrolle der Isabella und Alice mit dem berühmten Tenoristen Alvarez Valesco Lambrini auf — —“

Ein klirrendes Geräusch unterbrach den Sprechenden — alle Augen wandten sich nach dem Platz, wo der Fremde saß.

Dieser war, als Schilden den Namen der Signora genannt, heftig aufgesprungen und hatte den kleinen runden Tisch sammt dem Glas über den Haufen geworfen.

Mit flammenden Augen und bebend vor Aufregung trat er vor den erstaunten und überraschten Schilden hin und rief:

„Herr, es ist eine Lüge, was Sie da von Signora Angelina di Riccobini gesagt, Sie sind ein Ehrloser, ein Verläumder! **Voila!**“ dabei warf er eine Adreßkarte auf den Tisch und rannte, noch ehe Schilden ein Wort der Entgegnung sagen konnte, wahnsinnig davon.

Höchlich überrascht, blickten sich die Freunde an. — Zech fand zuerst die Sprache wieder.

„Höll und Teufel,“ fluchte er, „das war ein freundlicher „gute Nachtgruß“, Schilden, den der Schwarze mit dem gelben Gesicht hinterlassen, das Kompliment darfst Du nicht unerwiedert einstecken.“

„Alvarez Correa Valesca March. di Lambrini,“ stand in lateinischen Lettern auf der zierlich gepreßten Karte.

„Ist das nicht der Name des Sängers, der morgen mit der Signora Riccobini in der Oper auftreten soll?“ fragte Gottschalk verwundert.

„Bei Gott, er ist es,“ rief Schilden und las den Namen noch einmal.

„So ist das Räthsel auf einmal gelöst,“ bemerkte Brand; „der Signor di Lambrini, den Freund Gottschalk zum **Commis voyageur** stempelte und den Satanas in den „Elephanten“ führen mußte, ist in die Signora Angelina verliebt, wie Othello, und eifersüchtig wie ein Türke und da Du von dem Händedruck sprachst, den Dir die dankbare Signora gegeben, so —“

„Muß ihm Freund Schilden, um ihn abzukühlen und seine Aufregung zu besänftigen, einen kleinen Aderlaß geben,“ fiel Gottschalk ein.

„Komm morgen früh zu mir, Gottschalk,“ sprach nach einigem Sinnen Schilden und steckte die Karte ein; „ich werde Dir dann die Antwort auf des Signors Begrüßung geben.“

„Von Herzen gern, Brüderchen,“ jubelte Gottschalk, „wir wollen dem hitzköpfigen Italiener deutsche Sitte mit einem Rezept von etwas kaltem Eisen beibringen.“

Schilden schwieg und erwähnte der ganzen Angelegenheit mit keiner Silbe mehr, sondern war lustig und heiter, wie nie; Rundgesänge und Becherklang ertönten noch lange im Gastzimmer zum „goldenen Elephanten“, und es hatte längst Mitternacht geschlagen, als die Gesellschaft aufbrach, um nächtliche Ruhe zu suchen.

2.

Robert der Teufel.

Die dämonische Ouvertüre zu „Robert der Teufel“ rauschte in den Räumen des übervollen Hauses. Die Anzeige, daß die berühmte Signora Angelina Fiametta di Riccobini und der ausgezeichnete Tenorist Lambrini auftreten würden, hatte trotz der doppelten Preise eine ungeheure Menge in's Opernhaus geführt; die glänzendste Gesellschaft der Stadt war in den Logen und in dem Parquet vertreten.

„Wissen Sie,“ flüsterte ein eleganter Dandy einer jungen Dame zu, die an der Seite ihres ältlichen Gatten saß, „wissen Sie, daß man sich eine ganz sonderbare Geschichte von dem Sänger erzählt, der heute mit der Signora die Bühne betreten wird?“

„Eine sonderbare Geschichte?“ fragte die Dame zurück, „nein, davon ist mir nichts bekannt — wollen Sie dieselbe mittheilen?“ setzte sie mit schmeichelndem Lächeln hinzu.

„Man erzählt sich,“ begann der Elegante, indem er sich nachlässig auf die Brüstung der Loge lehnte

und das Band seiner Lorgnette durch die Finger laufen ließ, „man erzählt sich, daß Signor Lambrini aus einer der ältesten und reichsten Familien des venetianischen Adels stamme; er habe lange Zeit in Paris und dann in Neapel gelebt und dort in dem Rufe eines gefürchteten Bonvivants gestanden."

„Eines gefürchteten?" warf befrembet die junge Dame ein; „war er denn ein Fra Diavolo oder ein Bravo Kapitän?"

„Das heißt, ein von den Ehemännern und Vätern gefürchteter," erklärte lächelnd der junge Mann, „die Sprödeste mußte sich ihm ergeben, dabei war er von einer fabelhaften Unbeständigkeit und man erzählt, daß er niemals länger als vier Wochen sein Herz einer Dame geschenkt habe." —

„Es scheint ein höchst interessanter Mann zu seyn," flüsterte, mit ihrem Handschuh spielend, die junge Dame.

„Da geschah es einst," fuhr der Erzähler fort, „daß der junge flotte Marquis mit einigen der hübschesten aber auch ausgelassensten Damen Neapels im San Carlo-Theater war; „Othello" sollte gegeben werden und die Parthie der „Desdemona" wurde von einer zum ersten Mal auftretenden Primadonna gesungen. Lambrini scherzte vor dem Beginn der Oper auf's Ausgelassenste in seiner Loge mit den Damen und war toller, denn je — da beginnt die Ouvertüre, der Vorhang rollt empor und Desdemona erscheint. Die Signora Desdemona sehen, hören und auf das Wahnsinnigste in sie verliebt seyn — war bei dem erregbaren Marquis das Resultat eines Augenblickes. Aber was das Merkwürdigste bei der ganzen Geschichte ist: die Signora Riccobini — denn sie war die Desdemona, wies alle Anerbieten und Bewerbungen des unwiderstehlichen Marquis, nach dem alle Damen von Neapel seufzten, ja selbst seine Hand, die er ihr im Uebermaß seiner Liebe anbot, entschieden zurück und er in seinem Liebeswahnsinn, denken Sie sich, Gnädigste, **quel horreur** für einen Marquis! nimmt beim ersten Gesanglehrer Neapels Unterricht und wird zum Entsetzen seiner stolzen Familie — Komödiant! Die Liebe oder die gütige Natur unterstützen seine Anstrengungen und er hatte sich bald einen bedeutenden Ruf erworben. — Er folgt nun der Signora auf ihren Reisen wie ihr Schatten, bewacht sie wie ein hundertjähriger Argus und wo die Riccobini singt, da singt auch Maestro Lambrini."

„Und die Signora Angelina?" fragte die Dame.

„Soll ihm nichts weniger als zugethan seyn, man —" die letzten Worte verklangen in den rauschenden Akkorden des Finale und der Vorhang rollte empor.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Eine seltsame Industrie wird jetzt mit abgestempelten Briefmarken geübt; von mehreren adeligen Häusern geht eine wahre Jagd nach solchen unscheinbaren Objekten, die Sache aber wird sehr ernst betrieben. Warum? Diese Marken kommen nach Frankreich und von hier durch Missionäre nach China. Dort dienen sie als Tauschobjekt. Für ein Tausend solch abgestempelter Briefmarken verkaufen die Chinesen — ein Kind, welches dann getauft und christlich erzogen wird. Was die Spitzköpfe wohl mit den Briefmarken anfangen mögen? Etwa ein Zimmer damit austapezieren und Mosaik davon einzukleistern. Die Sache sieht wie ein Humbug aus, der früher mit einer Erbschaftsangelegenheit getrieben wurde; die fleißig sammelnden Damen aber sind so hohe und achtbare, daß an der Wahrheit wohl nicht gezweifelt werden darf, auch wenn die abendländische Welt den morgenländischen Schwindel nicht begreifen sollte.

(Zwei Kuriositäten auf der Londoner Ausstellung.) Die Kuriositäten wachsen aus dem Boden hervor und nicht die Engländer sind es, diese Kuriositätenliebhaber, die sich auf diesem Felde am reichsten zeigen. Will man aber solche, da gehe man vorzugsweise zu den Genfern. Ihre singenden Vögelein und Spieluhren jeder Art sind wahrhafte Kunstwerke der Mathematik und selbst die Dinge, welche wie blose Spielereien aussehen, sind Zeugnisse für die ungeheure Feinheit, für die mikroskopische Genauigkeit, mit der sie auf nützlichem Felde, z. B. in der Uhrmacherei, zu arbeiten im Stande sind. Ich nenne Ihnen nur eine kleine Pistole, die nicht zweimal so groß ist, als dieser Gedankenstrich —. Ihr Lauf ist nicht zweimal so dick. Doch ist es eine vollkommene Pistole, die mit einem feinen Pulverkörnchen geladen und regelmäßig abgeschossen werden kann. Es ist wohl in mikroskopischer Arbeit noch nichts geleistet worden, was sich mit dieser Pistole vergleichen ließe. Was ihren utilitarischen Werth betrifft, wüßte ich freilich keinen andern anzugeben, als höchstens die Jagd auf gewisse unnennbare Thiere, oder ein Duell zwischen zwei Liebhabern aus der Bartoloto'schen Schauspielergesellschaft.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 97. Freitag, 15. August 1862.

Auf dem Königsstuhle des Donnersbergs.

Schön ist's, vom Felsengipfelrand
Hinaus in's blaue Land zu grüßen,
Das, wie ein Bild von Meisterhand,
Liegt aufgerollt zu meinen Füßen.

Welch feierliches Schweigen rund!
Kein Laut wird hier heraufgetragen.
Nur drüben überm Waldesgrund
Hör' ich die Drossel einsam schlagen;

Nur leise rauschen mir in's Ohr
Die Eichen an der Bergeshaide.
Sie stehen in gedrängtem Chor
Und spähen flüsternd in die Weite.

Laß sinken mich in deinen Schooß.
Wie groß, Natur, in deiner Stille,
Wie schwelgt frohlockend, fessellos
Der Geist in deiner Thalenfülle!

Der Ferne Reiz, der Nähe Lust
Gönnst du, in einen Blick zu sammeln,
Und aus beregter Menschenbrust
Den Ruhm des Ewigen zu stammeln!

Erhabner Geist, es ist kein Traum,
Ich fühle deiner Flügel Streben,
Bis zu der Ferne bleichstem Saum
Dein leises wunderbares Weben:

Der du gewaltig riefst dem All,
Das donnernd aus dem Nichts gesprungen,
Es hälst, allewig überall,
Mit Schöpferliebeslust umschlungen.

Und immer stiller wird's umher.
Mein Geist, von edelm Schauer trunken,
Ruht in der Ferne blauem Meer
Andächtig ahnungsvoll versunken.

O weites, stilles Heiligthum!
Der Drossel Lieder sind verklungen.
Nur Waldesrauschen um und um
Spielt in mein Ohr mit tausend Zungen.

Es ist, Natur, dein Geisterlied,
Gesungen durch die weiten Räume.
Wie Schlafgesang der Mutter zieht
Es leis herein in meine Träume.

— h.

* Daumesdick.

(Fortsetzung.)

Mit gesenktem Kopfe und langsamen Schritten gelangte Daumesdick an ein Wirthshaus: **Moulin de la vierge** geschildet; hier saßen unter blühenden Bäumen und Gebüschen eine Menge Gäste und brachten unter fröhlichem Getümmel Bachus und Gambrinus ihr Opfer dar; und wollte der, von diesen gespendete Nektar nicht munden, gleich war Frau Gastronomie bei der Hand, um allenfallsige Differenzen mit einem ihrer mannigfachen Produkte, je nach Geschmack mit oder ohne Sauçe, auf's Liebevollste auszugleichen! Hier bei diesen vergnügten Menschenkindern, denen der Frohsinn aus jeder Pore hervorsah, war Hundert gegen Eins zu wetten, unser kleiner Springer werde eine gute Ernte halten.

Daumesdick waffnete sich noch einmal mit Muth; er rollte seinen improvisirten Teppich auseinander und begann. Er ging die ganze Tonleiter seiner Sprünge und Purzelbäume durch, voltigirte trotz einem Zuaven, manövrirte auf der Erde und in der Luft, auf Stuhlbeinen und Tischecken, kurz, er bot sein ganzes Genie auf, sein Publikum zu befriedigen. —

Niemand beachtete ihn viel, ausgenommen ein dekorirter Militär, derselbe, den wir schon auf dem **Quai des oiseaux** gesehen haben und der sich jetzt ganz allein mit einer Flasche **vin gris** gütlich that.

„Der Henker soll mich holen!" sprach er zu sich selbst, „wenn dieses nicht der kleine Harlequin vom Kai ist! Er betrachtete mit aller Aufmerksamkeit dieses bleiche Gesicht, diese schwachen Glieder des Kleinen. Nachdem er mit einer Anstrengung, von der er sich selber keine Rechenschaft geben konnte, den verschiedenen Bewegungen des Kindes gefolgt war, beobachtete er mit dem nämlichen Interesse, ob die Einnahme reichlich ausfallen werde. Mit vielem Mißvergnügen bemerkte er aber, daß keine einzige Münze auf den Teppich gefallen war. Daumesdick machte die Runde, allein kaum zwei bis drei Sous bildeten den Inhalt seiner Casquette. Der Militär murrte, so viel Mitgefühl hatte er mit dem lieben Kleinen. Als sich ihm Daumesdick nahte, bemerkte man Thränen in dessen Augen und der Blick, den er auf den ernsten, doch keineswegs rauhen Krieger richtete, zeigte ein trauriges Lächeln und den Ausdruck tiefer Entmuthigung. Der Militär betrachtete ihn mit durchdringenden Augen; er bemerkte jedoch an demselben nicht die gewöhnliche Unverschämtheit dieser Klasse Leute, im Gegentheil! es war ihm, als gewahre er etwas von einem Engel in den süßen, blauen Augen und den blonden Ringellocken dieses Kindes. Die Neugierde bewog ihn zu fragen.

„Du hast den Dienst des Signor Gasparini verlassen?" frug er auf etwas barsche Weise. Daumesdick wurde von dem anscheinend rauhen Wesen des Kriegers keineswegs eingeschüchtert, er erwiederte:

„Nein, mein Herr! im Gegentheil, er hat mich entlassen!"

„Warum denn?"

„Er fand mich zu klein, um seine Fußtritte und Maulschellen auszuhalten. Er sagte, dies könnte ihm am Ende eine üble Affaire geben, und schon hätte ihn ein Herr darüber getadelt!"

„Wie viel gewinnst Du durch diese Beschäftigung?"

„Je nachdem 30, 40, manchmal 50 Sous des Tags!"

„Was ist Dein Vater?" fragte er immer noch mit hartem Ausdrucke weiter.

„Todt!" antwortete in lakonischem Tone der arme Daumesdick.

Der Militär ließ noch ein Glas bringen, schenkte ein und sprach zu dem Knaben:

„Da setze Dich hin . . . . . . so, nun trink!"

Daumesdick setzte sich und trank. Mit dem Weine, den er trank, fing die Hoffnung wieder an, in sein Herz einzukehren; er fühlte etwas wie ein fernes Glück!

„Hast Du Geschwister?" fragte ihn von Neuem sein Bewirther.

„Ich habe zwei Schwestern," gab Henry zur Antwort.

„Sind sie noch klein?"

„Die älteste ist fünf Jahre alt!"

„Mit was beschäftigt sich Deine Mutter?"

„Meine Mutter!" . . . . . erwiederte der arme Kleine und konnte seine Thränen nicht mehr zurückhalten, „meine Mutter liegt krank im Bette!"

Der Militär that von Neuem einen kräftigen Zug und fuhr mit der Hand über seinen Schnurrbart, um seine Bewegung zu verbergen, dann fuhr er fort:

„Also darum empfingst Du die Fußtritte und Maulschellen des Marktschreiers?"

„Ja, mein Herr!"

„Und Dein Vater, was war er?"

„Mein Vater war Zimmermann!"

„Und Deine Mutter, was thut sie, wenn sie gesund ist?"

„Meine Mutter ist Weißzeugnäherin!"

„Zum Donner! wie kommst Du, das Kind von Handwerkern, zu diesem elenden Gewerbe da!" —

„Es ist nicht mein Gewerbe, mein Herr; sonst that ich es blos zum Spielen und zum Lachen. . . . . . Allein heute, wo meine Schwestern hungrig sind und meine Mutter ihr Lager nicht verlassen kann, gedachte ich meine kleinen Kunstfertigkeiten zu verwerthen, damit jene nicht ohne Brod seyen. Meine gute Mutter weiß von nichts, um so mehr, da sie immer schläft. Allein unterdessen, bis sie sich erholt, verschaffe ich meiner kleinen Elisa und Marie Brod; das ist die Ursache, warum ich singe, tanze und springe," erwiederte der kleine Henry, in ein herzbrechendes Weinen ausbrechend.

„Was Du mir da erzählst, ist gewiß wahr, mein Kind?"

„O gewiß, mein Herr! heute hoffte ich eine gute Einnahme zu machen, denn der Arzt hat ein Mittel verschrieben, welches, wie er sagte, die Mutter retten würde; allein wir haben kein Geld zu Hause, den Apotheker zu bezahlen; ich habe zu dem lieben Gott gebetet, daß er Mitleid mit uns habe . . . . und . . . ."

„Und er hat auf diesen Ruf nicht gehört?" unterbrach ihn der Militär ganz ernsthaft.

„Hélas, nein," fuhr Henry fort; „es ist 2 Uhr, ich habe kaum fünf Sous und bin schon um 9 Uhr fort; jetzt ist es mir nicht mehr möglich, die — für die Arznei, welche meine Mutter retten soll — so nöthige Summe zu gewinnen!"

„Sie ist also sehr theuer, diese Arznei?" fragte der Militär weiter, indem er seine Augen ganz inquisitorisch auf die des armen Kleinen heftete.

„Es scheint nicht anders," erwiederte dieser, „denn das Rezept ist lang." Zu gleicher Zeit zog er dasselbe aus der Tasche und reichte es offen dem Kriegs-

manne hin, dessen Züge sich bei dem Lesen desselben verfinsterten — seine Gewohnheit, sein Mitgefühl zu bezeigen.

„Du bist ein guter Junge," machte dann dieser, gewaltig seinen Schnurrbart drehend; „hier sind zehn Franks; jetzt schnell fort und Gott rette Deine Mutter! . . . . . Noch ein Wort — wo wohnt Ihr?"

„Straße Oblin, Nr. 10," antwortete der Knabe, dem die Sohlen unter den Füßen brannten.

„Allons, noch einen Schluck, denn ich sehe, daß Deine Unterthanen ordentlich zu thun bekommen werden, d'rum noch einen Schluck — das stärkt!"

(Schluß folgt.)

Aus dem Leben einer Sängerin.

(Fortsetzung.)

Jubelnder Beifall empfing die Sängerin, als sie in dem Pilgergewand der Alice auftrat und mit Robert das erste Duett sang; es lag in ihrem ganzen Erscheinen, in der Wahl ihres Anzugs, in ihrem Spiel eine Jungfräulichkeit und mädchenhafte Würde, die Jeden bezauberte, selbst wenn ihm nicht der glockenreine Klang ihrer herrlichen Stimme in die Brust gedrungen wäre. Eine schlanke und doch volle Gestalt, herrliche braune Augen, die wie zwei Sonnen die edlen Züge des Madonnengesichts mit ihren sanften und doch feurigen Strahlen verklärten und die vollen rosenrothen Lippen, zwischen denen die süßesten Töne hervorperlten, brachten einen Eindruck hervor, der den Kältesten nicht unberührt ließ. —

Schilden stand mit Gottschalk dicht an der Brüstung des Parterre, die sich bis zum Orchester erstreckte; er verwendete kein Auge von der Sängerin, in stummer Bewunderung, ganz in ihrem Anschauen versunken, vergaß er alles Andere, die Mitspielenden und das Publikum.

Da streifte ihn ein Blick der Sängerin, die mit ihren großen braunen Augen die Versammlung überflog — er bebte zusammen und ein seliger Schauer durchrieselte ihn — aber auch die Signora fühlte ein leichtes Zittern, als sie dem träumerisch bewundernden Blicke Schildens begegnete. —

Kein Einziger im ganzen Theater hatte von dieser Erkennungsscene, die kaum eine Sekunde dauerte, das Geringste bemerkt, nur der Signor Lambrini hatte mit dem scharfen Auge der Eifersucht die stumme Begrüßung, die zwischen der Signora Angelina und Schilden stattgefunden, erkannt.

Mit verbissenem Grimm schaute er, als die Scene geendet und der Vorhang gefallen war, der Signora nach.

„Diable!" murmelte er, „läuft mir das Blut doch wie siedend durch die Adern, wenn der deutsche Bär die Signora mit seinen blauen Augen anstarrt — bei Christi Wunden, das muß ein Ende nehmen."

Während des Zwischenaktes ging Gottschalk mit Schilden im Korridor des Theaters auf und ab.

„Du hast den Herrn Marquis also noch nicht zu Hause getroffen?" fragte Schilden den Schriftsteller, der die vorübergehenden Damen lorgnettirte.

„Nein! und abermals nein," brummte ungeduldig Gottschalk, „wie oft soll ich es Dir noch wiederholen; Du scheinst heute teufelmäßig blutdürstig zu seyn."

„Soll ich den Schimpf auf mir sitzen, soll ich den Lügner und den Ehrlosen stecken lassen, daß sich der Welsche damit ungestraft gegen die Signora brüsten darf?" brauste Schilden auf.

„Das soll er nicht," gegenredete Gottschalk, „aber Du sollst mir Vernunft annehmen und endlich begreifen, daß Ihr Euch nicht diesen Abend die Klingen in den Leib rennen könnt; — doch komm, der Akt beginnt."

Der Beifall des Publikums wurde nach jedem Akt rauschender, Blumen und Kränze in Menge flogen der Sängerin zu. Aber auch Signor Lambrini wurde mehrmals bei offener Scene von dem begeisterten Publikum gerufen. Am tragischsten aber war die Scene, in welcher Isabella-Angelina zu den Füßen Roberts um Gnade für sich und für ihn bat — mit dem Ausdruck des tiefsten, namenlosen Schmerzes wand sie sich vor ihm im Staube und ein fröstelnder Schauer durchrieselte die Zuhörer, wenn der wilde Herzog der Normandie das weinende Flehen und die blutigen Thränen mit dem eisig kalten „Nein! Nein!" beantwortete. Man vergaß, daß man im Theater war und glaubte, ein Stück Wirklichkeit vor sich zu sehen.

Unter donnerndem Bravoruf fiel endlich der Vorhang und ein Blumenregen überschüttete die Sängerin, die an der Hand des mitgerufenen Lambrini erschien und, sich züchtig verbeugend, dem Publikum für den reichen Beifall dankte. Sie wollte einige Worte sprechen, doch die Blumen und Lorbeerkränze, die von allen Seiten niederregneten und der immer von Neuem ausbrechende Applaus ließen sie verstummen.

Da fiel ein kleines einfaches Sträußchen von Veilchen und Vergißmeinnicht mit einem rothseidenen Bändchen umwunden unter die prachtvollen Blüthen von Camellien und Hyazynthen und Orangen — der Vorhang senkte sich und in demselben Augenblicke beugte sich die Sängerin zur Erde und hob die blauen duftenden Blümchen auf und steckte sie an ihren Busen.

„Maledetto!" murmelte der Signor Lambrini zwischen den Zähnen und ließ die Hand Angelinas aus der seinigen, „er ist von ihm."

„Was nur gestern Abend dem jungen Herrn begegnet seyn mag," sagte des andern Morgens die alte Dienstmagd zu der Dame, in deren Haus Schilden wohnte, „er kam spät nach 10 Uhr nach Hause und ich mußte ihm noch heißes Wasser bringen, damit er sich Punsch oder Grog machen konnte — und dann hat er die ganze Nacht fortgesungen, daß die Leute im oberen Stock kein Auge zugethan haben, so schön soll es geklungen haben."

„Was mag er gehabt haben," brummte die alte Dame und setzte die Brille auf die Nase, um den Morgensegen in ihrer Hauspostille zu lesen — „vielleicht ein Spiel gewonnen, oder eine leichtfertige Dirne nach Hause geführt. — Gott! erbarm's, wie ganz anders waren die Mannsbilder doch zu meiner Zeit."

(Fortsetzung folgt.)

Die beiden Juli-Kometen.

Herr Professor Heis schreibt in der Kölnischen Zeitung vom 6. August aus Münster:

„In der Nacht vom 2. auf den 3. Juli entdeckte Herr Tempel in Marseille mit freiem Auge im Sternbilde der Kassiopeia einen Kometen. Einige Stunden früher hatte Herr Schmidt, Direktor der Sternwarte in Athen, und am 3. Juli Herr Bond in Cambridge (Massachusetts) denselben Kometen gesehen. Der Himmelskörper entzog sich aber in Folge seines raschen scheinbaren Laufes in wenigen Tagen den Blicken der Beobachter.

Derselbe Monat Juli brachte uns einen zweiten Kometen, der am 22. auf der Sternwarte zu Florenz und am 28. auf der zu Kopenhagen entdeckt wurde. Auch dieser Himmelskörper war mit freiem Auge sichtbar und erscheint jetzt als ein Stern fünfter bis sechster Größe; sein Licht wird jedoch am Abende durch das helle Licht des Mondes bedeutend geschwächt.

Die Beobachtungen, welche man an den Kometen angestellt hat, reichen hin, schon die wahre und scheinbare Bahn im Voraus anzugeben. Herr Dr. Hornstein an der Sternwarte zu Wien findet, daß der Komet zwischen dem 23. und 24. August der Sonne am nächsten kommt und zwar auf eine Entfernung von etwa einer Sonnenweite. Der Komet befindet sich augenblicklich in einer Gegend des Himmels, welche arm an hellen Sternen ist, in der Gegend des Sternbildes der Giraffe, an dem Halse derselben, so daß es den Meisten schwer fallen wird, denselben aufzufinden. Gegen halb zehn Uhr Abends befindet er sich in den nächsten Tagen nahezu im Norden unterhalb des Polarsternes, um ein Weniges höher als der obere Stern der Hinterräder des großen Wagens, zwischen dem Viereck des großen Bären und der Kassiopeia. Der Weg, den der Komet im Laufe des jetzigen Monats zurücklegen wird, zeigt sich für uns in einem höchst günstigen Verhältnisse; hoch am Himmel über den großen Bären hinweg wird sich nämlich der Komet bewegen, täglich mehr und mehr nach der linken Seite hin unter den Sternen fortschreitend; hierbei wird er nach und nach an Größe zunehmen. Die Helligkeit des Kometen, die Entwicklung des nach oben gerichteten Schweifes wird besonders hervortreten, wenn zur Zeit der Mitte des gegenwärtigen Monats der abendliche Himmel nicht mehr durch die Strahlen des Mondes erleuchtet werden wird. Gegen Mitte des Monats wird der Komet den Schwanz des Drachen erreichen, dann unterhalb des kleinen Bären sich fortbewegen und zwar nach einem Punkte, der zwischen Alpha des Drachen und Beta des kleinen Bären sich befindet, zwischen Alpha und Jota des Drachen hindurchgehen, darauf dem rechten Fuße des Herkules und dem Kopfe des Bootes sich zuwenden und am Ende des Monats das schöne Sternbild der nördlichen Krone erreichen. Heute Abend konnte der Komet trotz der Helligkeit des Mondes und trotz der nicht ganz reinen Luft als ein Stern von nahe 5. Größe mit freiem Auge deutlich erkannt werden. Im Fernrohr erschien die Nebelhülle oval, der Kern glänzend sternartig, nicht völlig in der Mitte. Die nebelige Luft ließ den Schweif nicht weithin verfolgen."

Gemeinnütziges.

(Sicheres Mittel gegen Warzen und Leichdornen.) Dr. Lange empfiehlt zur Vertilgung der an den Händen oft auftretenden Warzen die örtliche Anwendung einer Lösung von 1 Drachme Chromsäure und 2 Drachmen Wasser. Die Warzen sind zweimal täglich zu betupfen, wodurch sie sich schwarzbraun färben. Nach 4 Tagen schäle man die schwarzbraune Kruste mit einem scharfen Messer weg, wiederhole das Betupfen, schäle nach 4 Tagen wieder u. s. w. Nach 3 Wochen etwa sind die Warzen verschwunden und erneuern sich nicht wieder. Die Kur ist durchaus schmerzlos.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 98. Sonntag, 17. August 1862.

* Daumesdick.

(Schluß.)

Daumesdick trank schnell, faßte noch schneller eine Hand seines Wohlthäters und bedeckte sie mit Küssen; dann verschwand er wie ein Blitz, Teppich und Casquette zurücklassend. Eine halbe Stunde später trat er mit der genesungbringenden Arznei an das Krankenlager. In der That wirkte diese auch das Wunder, welches der Arzt von ihr erwartet hatte. Frau Manquaut hatte eine Krisis, welche ihre ganze Familie in Schrecken setzte; allein die Nacht war ruhig und den folgenden Tag konnte sie sich schon Rechenschaft geben von dem, was um sie her vorging. Groß war ihr Erstaunen, als sie vernahm, daß seit 10 Tagen ihren Kindern nichts gemangelt habe. Die alte Nachbarin erzählte ihr dann auch, daß die zur Ankaufung der wunderthätigen Arznei so nothwendigen 10 Fr. von Henry herbeigeschafft worden wären, daß er überhaupt das ganze Hauswesen besorge, seine Schwestern nähre, sie des Morgens bekleide und Abends in's Bett bringe; daß er es gewesen wäre, der ganze Nächte an dem Bette der Kranken gewacht und Thee und Fußwärmer bereitet habe. „Nur Etwas noch," setzte die Nachbarin noch bei, „Henry ist den ganzen Tag abwesend; er geht um sechs und kommt um zehn Uhr; allein immer mit Geld und Lebensmitteln versehen."

„Was denkt Ihr davon, meine Freundin?" fragte Frau Manquaut.

„Dam! Ich weiß wenig davon zu halten," antwortete die gute Frau; „um so weniger, da Henry mir keine Rechenschaft über sein Thun und Lassen, über sein Gehen und Kommen ablegt."

„Sonderbar," fuhr Erstere fort, „wir haben keine Verwandten und Freunde in einer Stellung, uns nützlich seyn zu können, und unsere Gewohnheit von früher war, nichts zu leihen oder zu borgen.

„Mag's seyn, wie es will, aber er stiehlt nicht," rief die alte Nachbarsfrau.

„Ohne Zweifel," lächelte die Kranke.

„Im Falle denn, daß er nicht die Wohlthätigkeit guter Seelen anspräche, meine Liebe, dann ......"

Eine leichte Röthe färbte das Gesicht der Frau Manquaut und sie beeilte sich zu antworten:

„Das ist unmöglich!"

Im nämlichen Augenblicke aber trat Daumesdick mit fröhlichem Gesichte zur Thür herein und brachte seiner Mutter einen Strauß Feldblumen. Die Kranke umarmte ihren Sohn mit Zärtlichkeit, bemerkte aber gleich mit großer Unruhe, daß er sehr aufgeregt war.

„Du bist doch nicht krank, mein Kind?"

„Nein, lieb' Mutter, Dein Zustand ist ja besser!"

„Du bist vielleicht müde?"

„O, was das anbelangt, hast Du recht, Mutter; ich bin ein wenig matt!"

„Nun denn, mein Kind, so ruhe Dich aus!"

„Heute nicht, Mutter! im Gegentheil, ich muß meinen Muth zusammen nehmen; ich und meine Schwestern haben guten Appetit: daher ist es nothwendig, daß ich unsern Unterhalt gewinne in der Erwartung, daß Du, beste Mutter, bald wieder ganz hergestellt seyn wirst."

„Du verdienst also Geld?" fragte die Wittwe Manquaut ganz erstaunt.

„Gewiß, Mutter," entgegnete das Kind lächelnd und tausend närrische Sprünge im Zimmer herum machend.

„Und wie gewinnst Du dieses Geld?" frug die Wittwe weiter, die zarten Finger ihres Kindes in ihren schwachen, abgemagerten Händen haltend und zitternd vor Aufregung.

„Eines Tages werde ich es Dir sagen, und es wird Dich lachen machen," antwortete Daumesdick, „allein nicht heute, Mutter! nicht heute!"

„Gut, wie Du willst, mein Sohn," sagte die Näherin, beruhigt durch die heitere Miene ihres

Sohnes, der außerdem in einem Tone redete, welcher ein gutes Gewissen verrieth.

7.

Einige Tage waren verflossen; die Wittwe des Zimmermannes war wieder vollständig auf den Füßen. Henry hatte wie gewöhnlich seinen Gang angetreten, mehr wie je entschlossen, seine Mama in ihren so schweren Pflichten als Wittwe und Mutter, so viel wie thunlich, zu unterstützen. Die arme Frau, umgeben von ihren zwei kleinen Mädchen, arbeitete schon in der Nähe des offenen Fensters, auf welchem die Feldblumen ihres lieben Henry zur Zierde aufgestellt waren. Da klopfte es an der Thür.

„Herein!" rief Frau Manquaut.

Die Thüre öffnete sich und herein trat mit höflicher Verbeugung, den Hut in der Hand, ein Herr in den vierziger Jahren, welcher eine Dekoration auf seinem schwarzen Rocke trug.

„Verzeihung, Madame, ich habe mich wahrscheinlich geirrt," sprach derselbe, eine Frau, noch jung, von ziemlich hübscher Figur und einnehmenden Gesichtszügen sehend, die wie eine Person in der vollkommensten Gesundheit arbeitete.

„Wenn der Herr sagen wollte, wen er sucht.... so . . ." antwortete Frau Manquaut.

„Mein Gott, Madame, ich suche eine Kranke, zwei kleine Schwestern, ihre Töchter . . . . . Hier sind wohl zwei kleine Mädchen, allein die Kranke sehe ich nicht."

„Im Fall der Herr uns den Namen der Kranken sagen wollte, wäre es möglich, daß . . . . ."

„Noch einmal Verzeihung, Madame, allein leider weiß ich den Namen nicht!"

„Dann ist es allerdings schwer."

„Doch wenn Madame es erlaubte, könnte ich ihr vielleicht einige Erklärungen geben."

Frau Manquaut bat den Fremden, Platz zu nehmen und dieser hub nun an:

„Madame, ich bin ein alter Soldat, ich suche weder ein Abenteuer, noch eine Liebelei. . . . . Haben Sie in Wahrheit nicht eine kranke Person im Hause gehabt?"

„Doch, mein Herr."

„Es sind ungefähr sechs Tage, da war diese Person gefährlich krank?"

„Ja, mein Herr."

„Die Person ist Wittwe, hat drei Kinder, wovon das eine ein kleiner Knabe, und sie selber ist Weißzeugnäherin?"

„Ja, mein Herr!"

„Nun denn, wollen Sie mir sagen, wo diese Person ist?"

„Diese Person, mein Herr, bin ich!"

„Wie, Madame! so krank gewesen und doch schon so emsig an der Arbeit!"

„Ich muß wohl, mein Herr," entgegnete die Wittwe des Zimmermanns mit einem Blick auf ihre kleinen Mädchen.

„Ich verstehe," sprach der Militär . . . . . . „Madame, Sie haben einen Knaben von ungefähr zehn Jahren?"

„Verzeihen Sie, mein Herr, er hat dreizehn."

Der Fremde beschrieb nun den kleinen Henry mit so vieler Genauigkeit, daß die Mutter es zugestehen mußte: es wäre ihr Sohn.

„Und er heißt Daumesdick?" sprach Jener weiter. „Ohne Zweifel ist dies sein Kriegsname?" setzte er lächelnd bei.

„Ja, mein Herr, sein armer Vater nannte ihn so, weil er gar so klein und schwächlich war."

„Nun denn, Madame, ich sage Ihnen, daß Sie ein bewunderungswerthes Kind haben, die Krone der Kinder. Wir alten Soldaten glauben nicht leicht an Engel, eh bien! dieser da hat meine Ungläubigkeit überwunden. Wo ist er? wo ist das liebe Kind, daß ich es umarme!"

Und er stand auf und ließ seine Augen durch das ganze Zimmer herum gehen, dessen auffallende Ordnung und Reinlichkeit ihm eine heimliche Verwunderung abnöthigte. Frau Manquaut begriff diese Ausrufungen des Fremden nicht recht; dieser aber fing an zu erzählen, unter welchen Umständen er die Bekanntschaft des Jungen auf dem **Quai des oiseaux** gemacht; wie er ihn eines Tages gefragt und das Kind ihm geantwortet habe, es empfänge die Fußtritte und Maulschellen des Signor Gasparini, um seinen Schwesterchen Brod und seiner kranken Mutter ein wenig Linderung in ihren Leiden zu verschaffen.

„**Tonnerre**! Madame, das hat mir die Seele weicher gemacht, als alle Kartätschenkugeln, die mir einst um die Ohren pfiffen und ihrer waren's nicht wenige, ich kann Sie versichern! Nun wollte ich aber auch wissen, ob mich der Gamin nicht angelogen habe; deßwegen erlaubte ich mir heute, Ihnen meine Visite zu machen. Jetzt ziehe ich mich zurück; ich sehe, daß es keine bravern Leute gibt! Eigentlich sollte aber Daumesdick — sonderbar, wie ich diesen Namen liebe — dieses Treiben, das ihn am Ende tödtet, nicht mehr fortsetzen."

Die Wittwe zerfloß beinahe in Thränen, als sie hörte, aus welcher Quelle ihr lieber Henry seine Hilfe schöpfte. Da gab es auf einmal ein Lärmen auf der Treppe: es war Daumesdick, der pfeifend die Stiege heraufsprang; fröhlich öffnete er die Thür

und — stand wie versteinert bei dem Anblicke des mit seiner Mutter sprechenden Militärs! Eine Sekunde, dann warf er sich mit lautem Jubel an den Hals des freundlichen Kriegers, der ihm die Arme entgegenbreitete.

„Du erkennst mich doch, junger Freund?“ sprach dieser.

„Ich werde Sie erkennen immer und ewig; denn Sie, mein Herr, sind es, der uns die Mutter wieder gegeben hat,“ und Daumesdick erzählte Alles.

„Jetzt,“ fuhr er fort, „adieu Mütze und Jacke des Signor Gasparini; ich werde ein Handwerk lernen.“

„Ja, mein Sohn,“ erwiederte der Militär, „und ich werde das Lehrgeld, die Kosten Deiner Ausstattung u. s. w. übernehmen.“ Dann wandte er sich zu Frau Manquaut und sprach mit einer offenen, militärischen Geradheit:

„Sie, Madame, sind eine brave, liebenswürdige Person; ich weiß nicht, was die Zeit entscheiden, was Sie denken und was Sie thun werden; allein wenn es Ihnen genehm wäre, würde ich meinen kleinen Ruhm, mein kleines Vermögen Ihnen zu Füßen legen; Ihnen ein gutes Herz und einen Namen ohne Flecken anbietend. Die Entscheidung steht Ihnen frei; doch was Sie auch sagen und was Sie auch thun werden, Daumesdick ist und bleibt mein Sohn. Komm, mein Kind, daß ich Dich an mein Herz drücke!“

„Und ich will Sie umarmen für meine Mutter,“ sprach der kleine Henry, sich an die starke Brust des Kapitains werfend.

„Nun, mein Herr, weil Sie einmal durchaus der Vater meines lieben Jungen seyn wollen, so hoffe ich, daß Sie ihn oft zu seiner Mutter bringen werden,“ sprach mit einem Lächeln, worin sich ihre ganze Erkenntlichkeit spiegelte, die glückliche Frau.

„Sey zufrieden, Mutter!“ rief der kleine Schalk; „ich hoffe, daß meine Schwestern eines Tages ebenfalls die Töchter des Herrn Kapitain's seyn werden!“

Aus dem Leben einer Sängerin.

(Fortsetzung.)

3.

Der Vampyr.

In einem kleinen aber traulichen Gemach, dessen Atmosphäre von einem süßen Wohlgeruch durchzogen und dessen Dielen mit bunten türkischen Teppichen bedeckt waren, saß auf einer schwellenden Ottomane im weißen reizenden Negligee die berühmte Sängerin Angelina di Riccobini, zu ihren Füßen kniete auf einem Schemel Schilden und ließ seinen Kopf im Schooß des schönen Mädchens ruhen; er hatte ein schwarzseidenes Tuch um das Haupt geschlungen — seine Züge waren etwas bleich und angegriffen.

„Schmerzt die Wunde noch, mein Heinrich?“ lispelte die Sängerin und hauchte einen leichten Kuß auf die blonden Locken des jungen Mannes.

„Schmerzen? wenn Angelina's Hauch die Wunde fächelt?“ fragte Schilden zärtlich zurück und rollte eine der langen Locken auf, die über Angelina's Nacken herabflossen.

„Beim ewigen Gott, meine Angelina!“ rief er plötzlich und sprang vom Schemel auf, „tausendmal schon habe ich die Kugel gesegnet, die mir an jenem kalten Morgen aus Lambrini's Gewehr entgegenzischte, denn sie hat Dich mir erworben — und was aus Blut und Blei zusammengeschmiedet, kann keine andere Macht der Erde trennen.“

„Hu! es war ein grausig-kalter Morgen,“ fuhr die Sängerin fort, „er wird mir ewig im Gedächtniß bleiben. Ich war in der Theaterprobe und hörte um mich herum ein Flüstern, von dem ich weiter nichts unterscheiden konnte, als meinen und Lambrini's Namen. Da tritt eine Dame auf mich zu und fragt mich, ob ich nicht wisse, daß heute Morgen um meinetwillen ein Duell zwischen Lambrini und einem jungen Manne aus hiesiger Stadt stattgefunden, in welchem der letztere durch einen Pistolenschuß schwer am Kopfe verwundet worden wäre. Ich war erstarrt. Um meinetwillen ein Duell! ruf' ich aus. — „Um Ihretwillen,“ entgegnete noch einmal die Dame; „es soll derselbe junge Mann seyn, der in demselben Augenblick, als Ihre Rosse beim Hotel de Milano scheu wurden, mit eigener Lebensgefahr die unbändigen Thiere zum Stehen brachte und Sie dadurch rettete.“ Meine Angst war grenzenlos, denn schon damals, was soll ich es Dir verbergen, mein Heinrich, schon damals liebte ich Dich mit aller Gluth, wie sie die Mädchen meines Landes durchströmt, wenn sie ihr Herz zum ersten Male der Liebe öffnen. Die Stunde der Probe wurde mir zu einer Ewigkeit, noch vor Ende derselben schützte ich eine plötzliche Unpäßlichkeit vor und fuhr nach Hause. Hier ließ ich durch meine kleine Zerline Nachforschungen anstellen und in einer halben Stunde hatte ich den Namen meines Retters und des Spenders dieser Blumen“ — sie drückte ein kleines verwelktes Sträußchen von Veilchen und Vergißmeinnicht an ihre Lippen — „entdeckt.“

„Und dann,“ vollendete Schilden, indem er Angelina's Lockenhaupt an seine Brust drückte, „dann kam meine Angelina selbst in dunkler Nacht, von

der treuen Zofe begleitet, zu dem Lager des wunden und todtkranken Schildens und flößte Balsam in des Herzens Wunde — und wie die geheilt, dann war die Gefahr vorbei und neues Leben durchrieselte meine Glieder."

„Ich weiß es wohl," begann nach einer kleinen Weile Angelina, „daß Eure Mädchen und Eure Frauen es verdammen und mich darob schelten, daß ich zu dem Fremden gegangen und ihn gepflegt in seiner Krankheit und in seinem Schmerz — aber in unserm Italien würde die stolzeste Marquise und die arme Gondoliere dasselbe gethan haben."

„Und deßhalb lieb' ich Dich so, meine Angelina," sprach Schilden, das Mädchen an seine Brust drückend, „weil Du nur dem eigenen warmen Herzen, nicht aber den unnatürlichen Regeln einer kalten herzlosen Sitte folgst."

Unter Liebeständeln und scherzendem Gekose verfloß die Zeit, bis die Dämmerung hereinbrach und die Alabasteruhr die sechste Abendstunde schlug.

„Die Pflicht ruft, mein Heinrich," sprach die Sängerin und erhob sich vom Sopha, „es ist hohe Zeit, daß ich aufbreche, um noch meine Toilette für den Abend zu vollenden."

„Nicht wahr, Angelina, es ist der Vampyr, den man heute gibt?" fragte Schilden und ordnete seine Locken.

„Ja, und der Vampyr, jenes furchtbare Ungeheuer, welches den armen, schuldlosen Geschöpfen das Blut aus dem Herzen saugt, ist — der abscheuliche Lambrini."

„Sey unbesorgt, meine Angelina," entgegnete halb im Scherz, halb ernst Schilden — „hier ist seine Macht gebrochen."

„Du begleitest mich doch?" fragte Angelina nach einer Weile.

Schilden machte eine bejahende Geberde und bot Angelina seinen Arm; „fahr schnell, Kutscher," rief er, als sie in den Wagen stiegen, „in fünf Minuten mußt Du am Opernhause seyn."

Die Ouvertüre hatte geendet und der Vorhang hob sich; Lambrini in den schottischen Plaid gehüllt stand inmitten der Nachtgeister und Dämonen, die den grausen Herenchor sangen. Seine schwarzen Augen flammten von einem wilden Feuer und seine bleichen Wangen überflog von Zeit zu Zeit eine fieberhafte Gluth, die aber bald wieder verschwand und die tiefe Blässe seines Gesichts noch mehr hervortreten ließ.

„Er ist furchtbar schön!" flüsterte eine junge Dame ihrer Nachbarin zu, die dies durch ein Kopfnicken bestätigte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(„Stille Wasser.") Ein Herr aus Finnland mit seiner Gattin war vor Kurzem in Hamburg eingetroffen, um verschiedene Geschäfte zu reguliren, u. a. für seine Häuslichkeit eine deutsche Gouvernante zu engagiren. Er wandte sich an ein dortiges bekanntes Vermittlungsbureau und dies sandte ihm denn auch sogleich eine Anzahl von Bewerberinnen für die vortheilhafte Stelle zu. Unter Letzteren befand sich ein junges Mädchen von sehr angenehmem Aeußeren und einem sittig bescheidenen Wesen, welches sie zur Erziehung junger Mädchen ganz besonders geeignet erscheinen ließ. Man beeilte sich, diese Bewerberin allen übrigen vorzuziehen und gewährte ihr die annehmbarsten Bedingungen, weil man des Engagements sicher seyn wollte; sie erhielt ein Jahresgehalt von 150 Rthlr. bei freier Station zugesichert. Die Reise nach Finnland sollte die neue, so viel versprechende Gouvernante mit der Herrschaft zugleich antreten. Mit der größten Delikatesse bot ihr der finnländische Herr einen Vorschuß an, falls sie ihre Garderobe zu vervollständigen wünschte; aber das feinfühlende Mädchen lehnte dies Anerbieten mit erröthenden Wangen ab. Als der Termin zur Abreise herankam, wartete die Herrschaft vergeblich auf die engagirte Gouvernante. Da man durchaus nicht ohne sie, die man für einen Phönix hielt, abreisen wollte, begab sich der Herr, der ihm übergebenen Adresse folgend, in die Wohnung der Säumenden auf dem Schulterblatt. Wie groß war sein Erstaunen, als er dort erfährt: das sittig-bescheidene Mädchen — sey von der Polizei verhaftet worden, welche in ihr eine raffinirte Schwindlerin fing, auf die man seit längerer Zeit vigilirt hatte. Es ist dies dieselbe Person, welche in Läden werthlose Spielmarken für Halb-**Souvereigns** auszugeben beflissen war.

Der letztüberlebende Genosse Napoleons I. in seiner Verbannung auf St. Helena ist in diesen Tagen gestorben. Er hieß Santini und fungirte als Kammerdiener des Kaisers. Nach zweijährigem Aufenthalte auf St. Helena wurde er eines Mordanschlages auf Sir Hudson Lowe beschuldigt, verhaftet und nach Europa zurückgeschickt. Im Jahre 1849 ernannte ihn Louis Napoleon zum Hüter des Kaisergrabes.

Wenn man das Holz der Geräthe, welche von dem Holzwurme angegriffen sind, mit Terpentinspiritus tränkt, wird der Holzwurm verschwinden.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 99. Dienstag, 19. August 1862.

Eine hohe Jagd.

Aus den Erinnerungen eines Kriminal-Beamten.

Es war im Jahre 184*, zu einer Zeit, wo noch in den meisten Gauen Deutschlands die blutigen Forst- und Jagdgesetze aus den Zeiten des Mittelalters in voller Kraft standen und leider auch in den meisten Fällen mit rücksichtsloser Härte gehandhabt wurden, als ich auf einer Reise, die ich zu meiner Erholung und in Familienangelegenheiten unternommen, zu dem Gute eines früheren Universitätsfreundes aus Göttingen an der oldenburgischen Grenze gelangte. Wir hatten früher bei derselben Verbindung gestanden und waren seitdem noch in stetem Briefwechsel geblieben; ich benutzte daher bei der jetzigen Gelegenheit um so lieber seine oft wiederholte Einladung, als ich von Anderen erfahren, daß er noch stets der Alte geblieben.

Als Student war er einer der wildesten in unserem wilden Korps gewesen, immer voran, wenn es galt, bestehende Gesetze und Verordnungen zu verhöhnen, mehr auf der Mensur als im Kolleg, gefürchtet von seinen Gegnern und beliebt, wie Keiner fast bei seinen Genossen.

Er war von hoher, kraftvoller Figur, mit seltener Stärke begabt, ein guter Reiter, vorzüglicher Schläger und sicherer Pistolenschütze, dabei reich und freigebig, — Gründe genug, um bei seinen Kommilitonen eine große Rolle zu spielen. Ich gestehe selbst, daß ich wieder alte studentische Regungen in mir erwachen fühlte, als ich so am herrlichen frischen Julimorgen durch den thaufunkelnden Buchenwald dahinschritt; es ist ein eigen Ding, mit noch jugendlichem Herzen Jahr aus Jahr ein unter staubigen Akten zu sitzen, die Schattenseiten des menschlichen Charakters zu studiren und die immer noch auftretende Lebenslust hinter der unveränderlichen Maske amtlicher Strenge und Würde zu verbergen und ich freute mich im Voraus der Tage, die ich hier in froher Erinnerung der glücklichen Jugend verleben, der Ungebundenheit, welcher ich mich hier inkognito hingeben wollte.

Es war, wie gesagt, ein Sommertag, wie man ihn nur in einem Laubwalde erleben kann, wenn die Sonne strahlend und lachend durch die dichtbelaubten Bäume schimmert, allerhand Schnörkel und Lichtfiguren auf den dunkelgrünen Rasen malt und mit jedem einzelnen Blatt an den uralten Buchen zu spielen scheint.

Alles athmete Ruhe und Frieden unter dem weiten Laubdach; in den Wipfeln säuselte leise der Wind, summende Käfer und Fliegen schossen blitzschnell durch die Lichtungen, hin und wieder lief eine grünschillernde Eidechse über den Weg und aus dem Unterholz traten zahme Rehe hervor, welche neugierig und zutraulich mir nachsahen, als wüßten sie, daß sie jetzt, in der Schonzeit, von den Menschen nichts zu fürchten hätten.

In dem schwellenden Moosboden hörte ich nicht einmal das Rasseln des Wagens, der mir langsam nachfuhr und als ich einen Seitenpfad einschlug, der mir seinen Anblick entzog, konnte ich glauben, ich sey in einem Urwald, den nie ein menschlicher Fuß betreten, so heilig still war Alles um mich her. Eine kleine klare Quelle rieselte vor mir von einem kleinen Hügel durch den Rasen; ich setzte mich an ihren Rand und lauschte dem geschwätzigen Murmeln, das ich seit Jahren nicht vernommen, bis ich der Versuchung nicht widerstehen konnte, mich in ihrem Krystallwasser zu baden.

Ich warf den Rock ab und tauchte den Kopf tief in den klaren Silberspiegel, dann wusch ich Arme und Füße und neues Leben strömte durch meine Adern. Ich ging weiter, bis der Weg sich verengte und in das Dickicht führte; von meinem Wagen sah und hörte ich nichts und meinem lauten Gesang

antworteten nur die Singvögel auf den Zweigen oder das eintönige Hämmern des Spechtes.

Ich warf mich lang in das hohe Gras, blickte hinauf in das Laubdach der mächtigen Buche, unter der ich ruhte, folgte dem Zuge der weißen Wölkchen, die an dem blauen Himmel hintrieben und hatte in meiner Träumerei Alles um mich her vergessen, als ein schwerer, obgleich gedämpfter Schritt sich mir näherte.

Ich lag mit dem Ohr dicht am Rasen, sonst hätte ich wohl kaum das leichte, unmerkliche Geräusch vernommen; fast gleichzeitig, als ich aufmerksamer horchte, fiel ein Schatten über den Weg und als ich mich aufrichtete, stand dicht vor mir ein Mann in Arbeitertracht, der mich aufmerksam zu betrachten schien. Wir blieben wohl eine Minute in derselben Lage, bis ich Miene machte, mich zu erheben.

„Ihr seyd fremd hier?“ fragte er im Dialekt der dortigen Gegend.

„Ihr habt's gerathen, Freund.“

„Wie kommt Ihr hierher? Es ist kein Weg, der viel betreten wird, denn er führt nur zu Holzschlägen.“

„Ich ließ meinen Wagen zurück, um durch den Wald zu gehen. Der Rasen des Weges verlockte mich und ich ging vorwärts bis hierher, wo Ihr mich gefunden habt.“

„Ihr habt einen Wagen? Wohin wollt Ihr?“

Ich nannte das Gut meines Freundes und fragte ihn, ob er mich führen wollte.

„Dorthin?“ lachte er bitter; „ich sollte — doch Ihr könnt das nicht wissen. Seyd Ihr allein?“

„Wie Ihr seht.“

„Aber Ihr seyd Mehrere in dem Wagen und die Andern folgen Euch?“

Der hastige Ton seiner Frage, sowie die seltsame Art, mich anzureden, veranlaßte mich, ihn genauer anzusehen und ich muß gestehen, meine Einsamkeit hatte jetzt weniger Reiz für mich.

Es war ein großer, breitschulteriger Kerl von einigen und dreißig Jahren, wie ich annahm, von mächtigem Gliederbau und straffer, soldatischer Haltung. Sein Anzug war schäbig, zerrissen und beschmutzt, was dort auch bei dem geringsten Taglöhner von Seltenheit ist; eine wollene Friesjacke, bis an den Hals zugeknöpft, ein schmutziges Paar Leinwandhosen, die in zerrissenen Stiefeln steckten und ein breitkrempiger Strohhut vollendeten seine äußere Erscheinung. Was sein Gesicht betraf, so war es nichts weniger als charakteristisch, es war eher stumpf und zeigte nicht viel Verstand, aber was es mir in diesem Augenblicke unheimlich machte, war das ruhelose, blaugraue Auge, welches unter dem Hut mit scheuer Hast umherblickte und kaum einen Augenblick auf einem bestimmten Punkt haftete.

In der Hand trug er einen starken Knittel, der nicht ein Haar anders aussah, als ihn alle Holzschläger dortiger Gegend tragen, aber ich weiß nicht, woher es kam, — ich konnte mich des Gedankens nicht erwehren, der Knittel sey nicht zum Schutz, sondern zum Angriff, er sey nicht eine Stütze, sondern eine Waffe.

Jetzt, wo ich stand, sah ich erst die volle, trotzige Kraft des Mannes, und wahrlich, wenn hinter diesen scheuen Augen böse Gedanken lauerten, so war der Körper mehr als geeignet, sie auszuführen.

Unwillkürlich trat ich einen Schritt zurück und fühlte nach dem Messer, welches ich bei mir trug; im nächsten Augenblicke aber mußte ich über meine eigene Furcht lächeln, hier dicht an der Straße, in dem ruhigen Walde einen Ueberfall zu vermuthen und sah auch ferner ein, daß mir, wenn ich wirklich angegriffen wurde, gegen einen solchen Riesen und gegen einen solchen Knittel meine schwache Klinge nichts helfen konnte.

Er mochte wohl etwas von meinen inneren Empfindungen in meinen Zügen gelesen haben, denn sein Blick verlor plötzlich die bisherige Ruhelosigkeit und heftete sich fest, fast drohend auf mich, während seine Gestalt sich aufrichtete.

„Seyd Ihr auch einer der Stadtleute, die Jeden, der einen schlechtern Rock trägt, für einen Dieb und Räuber halten? Ihr habt nur Muth, wenn Ihr einem Gefangenen und Gefesselten gegenübersteht, — hier im freien Walde zittert Ihr Alle vor jedem Winde, der sich rührt, vor jedem Frosch, der Euch über den Weg hüpft.“

„Ihr seyd im Irrthum, wenn Ihr glaubt, daß ich Furcht vor Euch habe,“ entgegnete ich lächelnd, denn ich las in seinen Worten nur eine Aeußerung bäurischen Dünkels, wie ich ihn überall getroffen und der es liebt, sich über die vornehmen Städter bei jeder Gelegenheit lustig zu machen. Auch seine Ideenverbindung mit Gefängniß und Fesseln erschien mir nichts weniger als beunruhigend, denn Taglöhner, wie er einer zu seyn schien, kamen selten zu anderen Zwecken nach der Stadt, als um Beides für Holzfrevel oder grobe Mißhandlungen in Empfang zu nehmen.

„Wollt Ihr mich bis nach P . . . führen?“ fuhr ich fort. „Ich scheine vom Wege abgekommen zu seyn.“

Er erwiederte nichts, sondern lauschte angestrengt nach der Richtung hin, wo nach meiner Berechnung der von mir verlassene Fahrweg lag und als ich ebenfalls genauer hinhorchte, vernahm ich deutlich ein

schnell sich näherndes Hundegebell, dazwischen das scharfe Klatschen einer Peitsche und laut rufende Stimmen, die in den Wald hineinschallten. Es war offenbar der Kutscher meines Wagens, der im Verein mit Anderen sich aufgemacht hatte, mich zu suchen und doch erfreut über dieses Zusammentreffen, welches mich meines sonderbaren **Tête-à-tête** überhob, setzte ich meine Hände als Schallrohr an den Mund und schrie mit aller Macht meiner Lunge ein langgedehntes Ahoi! durch das Gehölz.

Ein eben solcher Ruf und ein schriller Pfiff antworteten mir, das Bellen des Hundes tönte lauter und näher und einzelne trockene Zweige knisterten schon vernehmbar unter den Tritten der herbeieilenden Männer.

„Dank Euch, Freund," wandte ich mich zu meinem Begleiter, „ich bedarf Eurer Dienste nicht mehr, denn ich höre —"

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben einer Sängerin.

(Fortsetzung.)

Grauen durchrieselte die Zuschauer, als Lambrini mit jener teuflich-listigen Lockung die armen Mädchen, die sich vertrauensvoll an seine Brust schmiegten, den bösen Geistern opferte. Die Begier nach der wilden Lust und die heimliche Angst, daß ihm sein Schlachtopfer doch entrissen werden könne, malten sich so lebhaft auf seinem Gesicht, daß alle Augen mit fieberhafter Spannung der Handlung folgten.

So war der letzte Akt herangekommen, wo der Lord sein drittes Opfer, Malvina, des Grafen Tochter, zum Altare führen wollte.

Im weißen, blendenden Gewand, einen Kranz von weißen Rosen im schwarzen, üppigen Lockenhaar, schritt Angelina an Lambrini's Seite.

Kein Athemzug im ganzen, dichtgedrängten Hause — hingerissen lauschte Alles der Entwicklung — das Paar ist am Altar angelangt, — schon triumphirt der Vampyr über das neue Opfer, da bricht Aubry, Malvinens Geliebter, durch die Menge und, auf den Lord zeigend, ruft er: „Er ist der Vampyr;" Alles stiebt auseinander, Volk und Brautgäste — da in diesem Tumult fällt ein Pistolenschuß und mit dem Ruf: „Heilige Jungfrau! ich bin getroffen," sinkt Angelina zu Boden.

Es entstand eine entsetzliche Verwirrung, der Vorhang wurde blitzesschnell niedergelassen und das Publikum gerieth in die heftigste Aufregung. Als der Tumult auf's Höchste gestiegen, trat der Regisseur aus einer der Seitenkoulissen und zeigte dem Hause an, daß die Oper nicht zu Ende gespielt werden könne, indem durch einen bis jetzt unerklärlichen Zufall die Signora Angelina di Riccobini, welche die Partie der Malvina gesungen, durch eine Pistole, die Signor Lambrini im Gürtel getragen und die sich plötzlich entladen habe, verletzt worden sey, doch könne er dem Publikum die Versicherung geben, daß nach dem Ausspruch des Theaterarztes die Wunde durchaus nicht gefährlich sey.

In großer Aufregung verließen die Zuschauer das Haus und die verschiedenartigsten Vermuthungen über den „unerklärlichen Zufall" wurden laut — nur Wenige, unter ihnen Gottschalk und Brand, mochten eine bestimmte Ahnung haben.

Auf derselben Ottomane, auf der sie noch vor wenig Stunden mit dem Geliebten gekoset, lag bleich und matt Angelina. Die Kugel hatte zum Glück die linke Seite nur gestreift und der Blutverlust war allein das Gefährliche der Wunde — aber die Erschütterung und die Aufregung hatte doch ein leichtes Fieber erzeugt; Schilden kniete zu ihrem Haupt und hielt ihren weißen Arm in der Linken, während er mit der Rechten die Pulsschläge der Kranken zählte und am untern Ende weinte Zerline, die treue Kammerzofe.

Angelina phantasirte mit geschlossenen Augen, wirre Bilder zogen an ihrer Seele vorüber. „Heinrich, Heinrich," rief sie mit ängstlicher Hast, „siehst Du dort die große Fledermaus, — hu, wie sie mich mit ihren rollenden, glühenden Augen anstarrt — jetzt wirft sie die Hülle ab — Hilfe, Heinrich, es ist Lambrini — er will mich tödten — ha! schon fühle ich seine scharfen Zähne in meiner Brust — aber jetzt, jetzt eilt Heinrich herbei — er sinkt nieder — hu! wie das rothe Blut aus dem Herzen fließt — Hilfe! Hilfe! — die Geister!" —

So phantasirte sie noch länger in ängstlicher Hast, bis ein erquickender Schlaf die wilden Fieberphantasien in sanfte Traumbilder auflöste.

4.

Romeo und Julie.

Wochen waren seit diesem Ereigniß vergangen und Angelina war vollständig von der Wunde genesen; die Nachforschungen, die man über die Ursache des Schusses angestellt, hatten zu keinem Resultate geführt — Lambrini hatte erklärt, daß er die Pistole von dem Requisitenmeister erhalten und sie nicht weiter untersucht habe; die Waffe habe sich wahrscheinlich durch irgend eine Erschütterung entladen und die Wunde wäre durch den stark gedrehten Pfropfen verursacht worden. Niemanden schien etwas

daran zu liegen, die Sache genauer zu untersuchen; man hatte auch von Seite der Theaterdirektion Alles aufgeboten, um die Sache zu vertuschen — vielleicht aus Rücksicht für die Betheiligten und der ganze Vorfall hatte anscheinend keine weiteren Folgen.

Schilden hatte dem Signor noch eine Herausforderung zum Zweikampf mit dem Säbel zugeschickt, allein der Italiener hatte das Rendezvous abgelehnt, „weil er sich schon einmal mit Schilden geschlagen und somit den Forderungen der Ehre Genüge geleistet habe.“ —

Schilden kam in dieser Zeit wenig in das Gastzimmer zum „goldenen Elephanten“, nur flüchtige Augenblicke verweilte er im Kreise der Freunde und alle bemerkten an ihm eine gewisse Unruhe — er hatte ganz das Aussehen eines Menschen, der einen Plan bei sich herumträgt und über denselben nicht einig werden kann.

Signora Angelina war seit jenem Abend noch nicht wieder aufgetreten, der Direktor drang endlich mit flehenden Bitten in sie, dem dringenden Wunsch des Publikums nachzugeben und noch einmal zu singen.

Angelina versprach es ihm unter der Bedingung, daß „Romeo und Julie“ gegeben würde. Mit Freuden ging der Direktor darauf ein.

An den acht Tagen, die man brauchte, um die Oper gehörig einzustudiren, kam Angelina, auch wenn sie zur Probe mußte, nicht über die Schwelle ihres Zimmers und Schilden war dann stets allein bei ihr; selbst Zerline, die getreue Kammerzofe, durfte zu gewissen Stunden das Zimmer nicht betreten. Sie hörte dann, wenn sie an der Thüre lauschte, ein eigenthümliches Geräusch, wie das Zusammenklirren von Waffen und halblaute Rufe Schildens, die ihr aber unverständlich blieben.

Am Tage vor der Aufführung der Oper schickte Schilden seinen Freund Gottschalk zu Lambrini und ließ ihn noch einmal zum Zweikampf auffordern und ihn der Feigheit beschuldigen, wenn er sich weigere; allein Lambrini blieb hartnäckig und gab die Antwort: „Er schlage sich nicht.“

Der Opernabend war herangekommen. Stundenlang vor Eröffnung der Kasse harrte das Publikum am Eingange des Theaters — der Unfall, der die beliebte Sängerin betroffen, hatte den Enthusiasmus nur gesteigert.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

(Grüner Thee.) Ein Aufsatz in der „Didaskalia“ weist nach, daß der Genuß von grünem Thee Gift für die Nerven — Gift im buchstäblichen Sinne des Wortes sey. (Schwarzer Thee ist der Verfälschung nicht in so hohem Grade ausgesetzt und darum weniger bedenklich.) Die ungeheure Nachfrage nach einem mäßig theuren grünen Thee verführte die Kaufleute von Hong dazu, jene Farbe künstlich nachzuahmen, und dies thun sie mit solchem Erfolg, daß die gewöhnlichen Beurtheiler dieses Artikels dadurch getäuscht werden. Es ist jetzt eine ganz offene Thatsache, daß schwarzer Thee in der Nachbarschaft von Canton im allergrößten Maßstab gefärbt und nachher als grüner Thee in den Handel gebracht wird. Die Färbung geschieht während des Röstungsprozesses durch eine Vermischung von Preußisch-Blau und Gyps. Der chinakundige Mr. Robert Fortescue war Zeuge eines solchen Fälschungsprozesses. Er sagt in einem neueren, „Die Theedistrikte in China und Indien“ betitelten Werke: „Ich gab mir viele Mühe, die Quantität von Farbestoff zu erfahren, welche bei der Theefälschung in China angewandt wird, nicht um andern, welche sich derselben Kunst etwa befleißigen wollten, einen Dienst zu erweisen, als vielmehr um unsern Liebhabern von grünem Thee zu zeigen, welche Masse von Preußisch-Blau und Gyps sie im Laufe eines Jahres hinunterschlucken. Zu $14^1/_2$ Pfund Thee wurde mehr als eine Unze Farbestoff gesetzt, so daß mit jedem 100 Pfd. gefärbten Thee's der Trinker $^1/_2$ Pfd. Preußisch-Blau und Gyps zu sich nimmt!“ Und nun klage man über Herzklopfen und schlaflose Nächte, man wundere sich darüber, daß die Bewohner des himmlischen Reiches Katzen und Hunde fressen!

Zweisilbige Charade.

Mein erstes Silbchen zählet nur zwei Zeichen,
Ist selten Haupt, doch oft der erste Fuß;
Man zieht damit vom Vordersatz den Schluß,
Und braucht es oft, zwei Dinge zu vergleichen.

Das Viergespann der Zweiten zu erreichen,
Strebt jedes Mädchen bei des Spiegels Gruß,
Und ist's erreicht, wer möchte nicht zum Kuß
Ein so geschmücktes holdes Kind erweichen?

Als Ganzes — ach! da tön' ich Liebeswonnen
Und, mindestens kürzer, der Liebe Klagen,
Als Heroide, Ode und Romanze.

Will mir Apoll des Zweiten Preis versagen,
Doch bin ich bald dem Schöpfungssturm entronnen.
Denn — mit dem letzten Reim bin ich das Ganze. —

In der 5. Strophe des Gedichtes „Auf dem Königsstuhle“ in Nr. 97 d. Bl. lese man: „bewegter“ statt: „beregter“ Menschenbrust.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 100. Freitag, 22. August 1862.

Eine hohe Jagd.

(Fortsetzung.)

Aber sonderbar, — in der kurzen Zeit, welche ich verwendet hatte, den Suchenden zuzurufen, war der Mann so schnell und spurlos verschwunden, wie er erschienen war; die Stelle, auf der er noch soeben gestanden, war leer und wie ich auch suchte und spähte, nicht der leiseste Fingerzeig belehrte mich, wo er geblieben.

Rings um mich her waren Gebüsche, die er durchschritten haben mußte, um sich zu entfernen, aber kein raschelndes Blatt, kein schwankender Zweig, kein Brechen trocknen Holzes verrieth seine Spur.

Indem brach der Hund schon durch das Unterholz, ihm folgte die hohe Gestalt eines Försters, wie ich an seiner grünen Tracht erkannte und neben diesem mein Kutscher, der über mein Ausbleiben besorgt geworden war und mich jetzt mit Freuden bewillkommnete.

„Ist Euch Niemand begegnet?" fragte ich den Förster. „Ich sprach eben mit Jemand, der mich führen sollte und als Ihr kamt, war er plötzlich verschwunden."

Der Förster meinte, es sey wohl ein Holzfäller gewesen, der bei ihrer Annäherung seine fernere Anwesenheit nicht mehr für nöthig gehalten und sich deßhalb schnell entfernt habe.

„Wäre er länger geblieben, so hätten Sie glauben können, er wolle ein Geschenk von Ihnen und die Leute hier herum sind nicht so versessen auf fremdes Geld, wie die im Unterland."

Ich mußte unwillkürlich über meine unbegründete frühere Furcht lächeln und bat dem ehrlichen Kerl im Stillen das Unrecht ab, welches ich ihm zugefügt, dann schritt ich an der Seite des gesprächigen Försters meinem harrenden Wagen zu und als ich nun durch den herrlichen Wald und dann über weite lachende Felder und Wiesen dem Herrenhaus zurollte, hatte ich bald das Zusammentreffen im Holze vergessen.

Wie ein Goldmeer wogte die reife Saat in dem hellen Sonnenscheine und wenn der Wind darüber hinfuhr, so nickten und schwankten und flüsterten die schweren Halme; sie neigten sich grüßend gegen den Wanderer und selbst die blauen Kornblumen und der dunkelrothe Mohn, welche das Kornfeld wie mit einem bunten Teppich umgaben, schienen ihn lustig und verstohlen winkend zu bewillkommen. So hoch und üppig stand das Getreide, daß ein einzelner Reiter, der langsam durch die Felder ritt, bis an den Kopf seines Pferdes in dem wogenden Meere verschwand und wenn der Weg sich senkte und tief in das Erdreich einschnitt, so sah man gar nichts von ihm, als seinen breiten Strohhut, der noch über den Halmen schwebte.

„Dort kommt der Graf," sagte der Förster, indem er auf den Reiter wies.

Der Weg, den er ritt, durchschnitt die Fahrstraße und wir näherten uns gleichzeitig diesem Punkt; er hatte uns bereits bemerkt und schaute spähend herüber.

Der Förster war abgesprungen und ging neben dem Wagen her, da er eine dienstliche Meldung zu besorgen hatte.

„Im Dienst ist der Herr Graf streng," sagte er, „und er würde es übel vermerken, wenn ich vom Wagen herab mit ihm reden wollte. Er ist sonst ein guter Herr, aber hierin unnachsichtlich."

Ich konnte mich kaum in diese Schilderung finden, denn in meinen Erinnerungen lebte der Graf nur als der ungebundenste aller Menschen, der mit besonderer Vorliebe auf jedes Standesvorrecht verzichtete und die aufgeblasenen Junker Göttingen's bei jeder Gelegenheit verspottete, — ich vergaß aber, daß die Jugendträume von Freiheit und Gleichheit nur allzu schnell verschwinden, wenn das wirkliche ernste Leben mit allen seinen Lockungen des Besitzes, Ranges und Standes an uns herantritt.

Er war im Aeußern noch der Alte, wie er auf stattlichem Pferde hielt und mit einiger Neugier zu mir herüberschaute; ein voller dunkler Bart umgab sein Gesicht, aus dem die dunklen Augen feurig und befehlend blickten und in dem eleganten hellen Anzuge, den er trug, zeichnete sich das vollkommene Ebenmaß seiner Figur vortheilhaft ab. Er lüpfte den Hut zum Gruß, als ich vorüberfuhr und machte Miene, weiter zu reiten, bis ich mit freudigem Austruf ihn bei seinem frühern Kneipnamen begrüßte.

Alle Zweifel und Bedenken, welche die Bemerkung des Försters in mir erregt hatte, verschwanden an der stürmischen und aufrichtigen Herzlichkeit, mit der er mich bewillkommnete und mir für die endliche Erfüllung seines Lieblingswunsches dankte; ich sah in ihm nur wieder den lustigen, übermüthigen Studenten und gern folgte ich seiner Einladung, den Rest meines Urlaubs bei ihm zu verbringen.

„Es ist der letzte Sommer," lachte er, „den ich noch als Junggeselle verbringe und wir wollen ihn noch zu guter Letzt mit allem Pompe feiern, denn, wenn erst Weiber das Regiment im Hause führen, ist es aus mit dem fröhlichen Burschenleben."

„Warum heirathest Du denn, wenn Du keine Neigung verspürst?"

Er zuckte mit den Achseln.

„Wir sind Alle von äußeren Verhältnissen abhängig. Ich brauche eine Frau zur Repräsentation meines Hauses und dann weißt Du, daß ich der Letzte unserer Linie bin, — ich muß also für die Fortdauer meines Stammbaumes sorgen, sonst fallen nach meinem Ableben sämmtliche Besitzungen an die Nebenlinie, die ich hasse, wie die Kröten!"

War das der Schwärmer für Frauenliebe, der schon die Ehe mit der Geliebten für eine thörichte Beschränkung hielt? Und er heirathete jetzt aus so trivialen Gründen? Ich schwieg, einigermaßen überrascht, während er lustig fortplauderte und mit alter Herzlichkeit und Theilnahme sich nach den übrigen Freunden erkundigte.

Wir waren im Schloßhofe angelangt und stiegen die breite Treppe hinan, als er des Försters ansichtig wurde, der nur bisher in bescheidener Entfernung gefolgt war und ruhig wartete, bis der Graf ihn anreden würde.

„Sieh da, Jörgens," sagte er gutgelaunt, „hast Du eine Meldung zu machen?"

„Zu Befehl, Herr Graf."

„Folge mir hinauf," befahl er und zu mir gewendet, setzte er lächelnd hinzu: „Du erlaubst doch, daß ich meine niedere Gerichtsbarkeit in Deiner Gegenwart übe? Es werden unbedeutende Holzfrevel seyn, aber man darf sie nicht hingehen lassen, sonst werden die Leute immer kecker und zudringlicher."

Er hatte Recht, denn der Förster hatte eine lange Liste von Holzdiebstählen vorzutragen, die mehr oder minder gravirend und bedeutend waren; der Graf hörte sie geduldig an und schloß mit dem summarischen Verfahren, daß er Jeden der Uebelthäter auf einen bis drei Tagen bei Wasser und Brod einzusperren befahl.

„Ich habe früher nie gestraft," bemerkte er mir, als ich über diese Prozedur meine Verwunderung nicht unterdrücken konnte, „aber es ist mit diesem Volke nicht anders durchzukommen. Sie brauchen nicht zu stehlen, denn sie haben Holzgerechtigkeit im Ueberfluß und wenn es ihnen wirklich fehlen sollte, so wissen sie, daß es mir auf einige Klafter nicht ankommt; aber sie stehlen, um mich zu ärgern und so muß ich ihnen doch zeigen, wer hier der Herr ist. Hast Du noch etwas, Jörgens?"

Der Förster zauderte sichtlich mit der Antwort, als ob er befürchtete, daß seine Meldung übel aufgenommen würde, bis der Graf seine Frage ungeduldig wiederholte.

„Unten am schwarzen Wasser, dicht unter dem Felsen, wurden in den letzten Tagen zwei Rehe geschossen."

„Tod und Teufel!" fuhr der Graf auf, „und Du hast die Hallunken erwischt."

„Nein, Herr Graf, es war keine Spur zu entdecken und die einzigen beiden Burschen, denen ich das Wagstück zutrauen könnte, waren in den Tagen draußen in den Holzschlägen unter meiner eigenen Aufsicht."

„Verdammt! Ich will aber, Du sollst mir den Thäter entdecken und wenn Du wochenlang selbst auf dem Anstand stehen müßtest! Nimm Dir Leute so viel Du willst, umstelle das ganze Gehege, mache was Dir gut scheint, — aber wenn ein einziges Stück Wild geschossen wird, so bist Du am längsten Förster gewesen!"

Ueber das braune Gesicht des bejahrten Mannes flog ein Schatten des Unmuths und einen Schritt näher tretend, entgegnete er rauh, fast ärgerlich:

„Ich bin seit dreißig Jahren in diesem Walde und Jeder weiß, wie er mir an das Herz gewachsen ist, Jeder weiß, daß ich ihn sorgsamer hüte, als wäre er mein Eigenthum. Herr Graf können unbesorgt seyn, — ich würde selbst meinen Rock ausziehen, wenn ich nicht Tag und Nacht wachte und bei Gott! ich werde den Schurken finden, der mir jetzt das Wild niederschießt!"

„Gut, gut, Jörgens, ich weiß, daß Du treu und sorgsam bist, — halte gute Wacht und wenn Du den Kerl vor den Lauf bekommst, so weißt Du, was Deines Amtes ist."

Der Jäger schlug mit der flachen Hand gegen den Kolben seiner Büchse und ein kurzes, grimmiges

Lachen zog über seine Züge, dann blieb er kerzengrade stehen und erwartete weitere Befehle seines Herrn, der, immer noch erregt und zornige Verwünschungen ausstoßend, in dem Zimmer auf und ab ging.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben einer Sängerin.

(Schluß.)

Bei ihrem ersten Auftreten wurde die Signora mit dem rauschendsten Beifall empfangen — aus den Logen und dem Parterre tönten ihr jauchzende Rufe entgegen; aber ihre Erscheinung war auch wahrhaft bezaubernd; die ritterliche Kleidung Romeo's paßte trefflich zu ihrer hohen, schlanken Gestalt, eine Fülle brauner Locken quoll aus dem Helm hervor und mit kampfesmuthiger Geberde trat sie den rachgierigen Capuletti's entgegen.

Hier war nicht jene ängstliche Befangenheit, jene weibliche Unbeholfenheit in dem ungewohnten Gewand, jenes schüchterne knabenhafte Auftreten, an welchem meist die Romeo's kranken, eine kühne jugendliche Heldengestalt war es, die die Fehde mit dem Erbfeind ihres Stammes ausfocht. Das große braune Auge flammte von glühendem kampfesmuthigem Feuer und wenn ihr Blick auf Lambrini traf, der als „Tebaldo" zu des alten Capuletti Seite stand, dann war er wie drohendes Wetterleuchten, welches ein heraufziehendes Gewitter verkündet. Jetzt sang Romeo mit Julie jenes reizende Duett, in dem er sie zur heimlichen Flucht zu bereden sucht. „Auf, laß uns fliehen" — lange schwankt sie unentschlossen, doch die allmächtige Liebe siegt über die Pflicht und Ehre der edlen Veroneserin und sie willigt ein, dem geliebten Mann zu folgen; Romeo verläßt sie, um die Vorbereitungen zu treffen und stößt auf Tebaldo, den gehaßten Nebenbuhler; es kömmt zum Wortwechsel und die beiden ziehen.

„Vertheidige Dich, Elender, Meuchler," flüsterte Angelina dem überraschten Lambrini zu und dringt mit regelrecht geführten Stößen auf ihn ein.

„Ha!" ruft Jener bestürzt aus, als er bemerkt, daß Angelina's geschärfte Klinge ihm den Arm streift, „ist's so gemeint," — blitzschnell folgt Angriff und Vertheidigung, die Degen klirren heftig zusammen, das Publikum, das Ganze für eine eingelegte Improvisation haltend, ist außer sich vor Begeisterung.

„Bei Gott, das Mädchen ficht wie St. Georg!" ruft Gottschalk verwundert aus, während Schilden in tödtlicher Spannung dem Kampf folgte. Die Klingen kreuzen sich noch einmal, als Angelina mit einem stürmischen Ausfall die Waffe ihres Gegners zur Seite schlägt und diesem ihren Degen in die Seite stößt.

Lambrini bricht in einen lauten Schmerzensschrei aus und stürzt zu Boden, während Angelina mit gesenkter Klinge zu seiner Seite steht; in demselben Moment fällt der Vorhang und das Publikum, welches Alles noch für Täuschung und Tebaldo's Verwundung für eine fingirte hält, ruft ein donnerndes „Bravo!"

Als sich Gottschalk umdrehte, um Schilden seine Verwunderung über Angelina's wunderbare Fechtergewandtheit zu erkennen zu geben, bemerkt er, daß dieser nicht mehr an seiner Seite sey; — er sieht sich vergebens nach ihm im Parterre um, durchsucht die Korridors — nirgends ist Schilden zu finden.

Der Zwischenakt verlängert sich über die Gebühr und die Zuschauer geben schon durch allerlei Zeichen ihre Ungeduld zu erkennen; endlich klingelt es, der Vorhang hebt sich, aber anstatt der erwarteten Sängerin tritt der Direktor in schwarzer Kleidung auf die Bühne und erklärt, daß zu seinem Bedauern die Oper wegen eines dem Signor Lambrini zugestoßenen Unfalls nicht weiter gespielt werden könne; um das Publikum jedoch einigermaßen zu entschädigen, sollte das Lustspiel „Liebe kann Alles" zum Ersatz den Rest des Abends ausfüllen. So unangenehm die Szene auch für die Zuschauer war, so mußten sie sich doch darin fügen und das Lustspiel wurde ohne Störung zu Ende gespielt.

Am andern Abend saß der Maler Brand mit Zech und noch einigen Freunden wieder im Gastzimmer „Zum goldenen Elephanten" und unterhielt sich von dem gestrigen Vorfall in der Oper. Lambrini, der gefährlich verwundet war, hatte erklärt, daß er sich aus Versehen in den Degen Angelina's gerannt und daß die Signora außer aller Schuld sey.

„Und die Signora — was sagt sie dazu?" fragte einer aus der Gesellschaft.

„Läßt sich uns als Neuvermählte mit Freund Schilden bestens empfehlen", antwortete der eben eingetretene Gottschalk und legte einen Brief, den er erhalten, auf den Tisch. Eine kleine Karte fiel heraus.

Heinrich Schilden,
Angelina Schilden-Riccobini,

glänzte in Golddruck den Neugierigen entgegen.

„Sie sind gestern unmittelbar nach Lambrini's Verwundung in den bereit gehaltenen Reisewagen gestiegen und haben sich in einem kleinen Städtchen jenseits der Grenze in der Nacht von einem katholischen Geistlichen trauen lassen. In Hamburg, wohin sie

sich begeben, will Schilden die protestantische Zeremonie vollziehen lassen und dann geht er mit seiner jungen Frau zu Schiff nach London."

„Viel Glück auf diese Reise," brummte Zech und steckte die Karte ein; „nun fehlt mir blos noch die Rendezvouskarte des Marquis und ich habe den Stoff zu einem famosen Drama."

Mannigfaltiges.

(Eigenthümlichkeit bei den Frauen in Tibet.) In diesem Lande herrscht ein Gebrauch, welchem die Europäerinnen sich niemals anbequemen würden. „Jede weibliche Person muß allemal, wenn sie das Haus verläßt, ihr Gesicht mit einem schwarzen klebrigen Syrup anpinseln." Jede rechtschaffene Frau hat die Pflicht, im Publikum recht häßlich zu erscheinen; sie muß jene schmutzige Salbe kreuz und quer über das Antlitz schmieren. Der Reisende Huc, welcher in der Hauptstadt Hlassa war und sich über eine so seltsame Erscheinung nicht wenig wunderte, erzählt, daß die Tibetanerinnen kaum noch ein menschliches Ansehen hätten. Daß jene Sitte schon im 13. Jahrhundert im Schwange ging, weiß man aus ganz zuverlässiger Quelle; sie ist in Hochasien überhaupt sehr alt.

In London fand eine Auktion von Cremoneser Geigen statt, die etwa 1718 Pfd. St. abwarf. Die besten Geigen stammten aus der Sammlung des Grafen Castelbarco in Mailand. Es wurden sechs Stradivari-Geigen verkauft, zwei von 1685 und 1701 mit 135 Pfd. St., eine von 1715 mit 100 und die drei anderen mit 90, 70 und 50 Pfd. St. bezahlt. Ein Cello von Stradivari von 1697 brachte 210, ein anderes von 1687 115 Pfd. St. ein. Ein Cello von Amati von 1687 wurde mit 130 Pfd. St. und eine Geige von demselben Meister mit 30 Guineen bezahlt.

Der Verein der Gasfachmänner Deutschlands hat vor Kurzem zu Berlin einen Kongreß abgehalten. Laut eines demselben vorgelegten Berichtes über die durch den Verein gemachten statistischen Erfahrungen beläuft sich die Zahl der gegenwärtig in Deutschland mit Gas beleuchteten Städte auf 293; da jedoch anzunehmen ist, daß einige nicht angegeben sind, so wird man rund wohl 300 rechnen können. Die Einwohnerzahl der betreffenden Städte ist ungefähr $5^3/_4$ Millionen. Das Quantum Gas, das diese Anstalten produziren, beträgt annähernd 3600 Mill. Kubikfuß; das Kapital, was sie repräsentiren, $57^1/_2$ Millionen Gulden oder 33 Millionen Thaler; die Anzahl der Flammen, welche sie speisen, 1,810,000, davon 75,000 Straßenflammen und 1,106,000 Privatflammen. Das Rohmaterial, was sie verarbeiten, beträgt $7^1/_2$ Millionen Zentner und die Rohrlänge, mit Ausschluß aller Abzweigungsröhren, 14 Millionen laufende Fuß oder fast 600 deutsche Meilen.

In einer Kreisstadt in der Provinz Posen hat, wie die „Bromberger Zeitung" mittheilt, die Polizei die Verordnung ergehen lassen, daß die Dienstmädchen keine Krinoline tragen sollen. Als Grund hierfür wird angegeben, daß durch dieses unnütze Kleidungsstück der Neuzeit schon vielfach uneheliche Geburten verheimlicht wurden.

Die Nähnadel.

Aus dem Französischen des P. Dupont von A. L.

O Nadel der Frauen,
So lieblich zu schauen,
Wie eilst du, wie fliegst du,
Wie fleißig bekriegst du,
Wie tapfer besiegst du
Der Armuth Beschwer;
Wie führen behende
Die zierlichen Hände
Den friedlichen Speer!
Wie die Schneide des Degens
So blank und so blau,
Blitzt das Werkzeug des Segens,
Die Nadel der Frau;
Der Degen zerstöret,
Die Nadel erschafft,
Der Vorrang gebühret
Der schaffenden Kraft.
Wie folgt ihr der Faden
Im fröhlichen Schwung,
Sie bessert den Schaden
Für Alt und für Jung.
Mit emsiger Treue
Erschafft sie das Neue.
O Frau'n, euren Händen
Laßt niemals entwenden
Das schöne Symbol,
Es steht euch zu wohl.

Auflösung der zweisilbigen Charade in № 99:
Sonett.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 101. Sonntag, 24. August **1862.**

Eine hohe Jagd.

(Fortsetzung.)

Der Graf winkte dem Förster mit der Hand und dieser trat mit militärischem Gruß und Schritt ab.

„Was sollte das heißen, er solle seines Amtes warten, wenn ihm der Wilddieb vor die Büchse käme?" fragte ich den Grafen, der meine Gegenwart fast vergessen zu haben schien. Er sah mich verwundert an, dann lachte er kurz. „Sonderbare Frage! Eine Kugel auf den Pelz, wie es sich gehört!"

„Du willst doch nicht kaltblütig den Befehl geben, einen Menschen wegen eines Stück Wildes todtzuschießen? Das wäre doch offenbarer Mord!"

„Mord! Ist es Mord, wenn Ihr einen Verbrecher auf das Schaffot schickt? Du bist selbst Jurist und mußt wissen, daß ich das Recht habe, auf frischer That jeden Wilddieb, den ich mit der Waffe betreffe, niederzuschießen."

„Wohl, aber nur im äußersten Nothfalle und wenn es zur Sicherung des eigenen Lebens nothwendig ist."

Er schnippte verächtlich mit den Fingern.

„Euere Bücherweisheit!" lachte er spöttisch. „Wenn ich erst warten will, bis der Wildschütz auf mich anlegt, dann werde ich wohl nie zum Schuß kommen. Im Walde gelten andere Gesetze, da heißt es drauf und dran, und wer den ersten Schuß versäumt, hat es sich selbst zuzuschreiben, wenn er mit den Füßen voran nach Hause getragen wird."

Ich schwieg, denn ich sah wohl, daß gegen diese Ansichten mit Vernunftgründen nicht anzukämpfen war und wollte das Gespräch auf ein anderes Thema lenken, als lautes Pferdegetrappel und das helle Klirren einer eisernen Säbelscheide im Hofe mich hinabblicken ließ.

Ein Landreiter hielt unten, war eben im Begriff, aus dem Sattel zu springen und schaute nach Jemand umher, der ihm das Pferd halten könne; der Graf war auch an das Fenster getreten und winkte hinauf.

„Da hast Du eine neue Probe meines gutsherrlichen Glückes! Es ist ein wahrer Genuß, der Vater solcher Unterthanen zu seyn, die ihren Herrn bestehlen, betrügen und bei Gelegenheit über den Haufen schießen. Wer weiß, was es jetzt schon wieder gibt. Herein!"

Der Landreiter trat ein und überreichte dem Grafen ein großes versiegeltes Schreiben von dem nächsten Justizbeamten. Der Graf erbrach es hastig und überflog eilig seinen Inhalt, dann warf er mir das Papier zu.

Es war eine Meldung des Justizamtes zu R. . ., daß ein vor Kurzem wegen Brandstiftung eingelieferter Verbrecher entsprungen sey und sich höchst wahrscheinlich in dortiger Gegend aufhalte.

„Hab's mir gleich gedacht," sagte der Graf verdrießlich zu dem Landreiter, „daß Ihr den Kerl nicht lange halten würdet. Wie ist er Euch denn entkommen?"

„Der Herr Amtmann hielt das Gefängniß nicht für sicher genug und wollte den Verbrecher nach N. abliefern; er wurde geschlossen und einem Transporteur übergeben, aber unerklärlicher Weise gelang es ihm unterwegs, seine Fesseln abzustreifen und ehe es sich der Christian, der ihn transportirte, versah, hatte er ihn bei einem Fuße gepackt und warf ihn aus dem Sattel. Ein furchtbarer Faustschlag traf ihn, als er sich wieder erheben wollte und dann wurde ihm der Hals zugeschnürt, daß ihm die Besinnung verging. Als er wieder zu sich kam, lag er im Graben, sein Pferd stand ruhig auf der Straße, aber der Verbrecher war verschwunden und mit ihm sein Karabiner."

Ich hatte inzwischen das Schreiben weiter durchlesen und ein unwillkürlicher Ausruf der Ueberraschung entfuhr mir. Das Signalement des Entflohenen war beigefügt und je weiter ich las, desto mehr wurde

es bei mir zur Gewißheit, — ich hatte den Gesuchten schon gesehen.

Derselbe Anzug, dieselbe Figur, namentlich derselbe Ausdruck des Gesichts mit dem besonderen Kennzeichen des scheuen, unsteten Auges, — es war kein Zweifel, ich hatte den Mann im Walde getroffen.

Nun wurde mir Alles klar: sein unruhiges Wesen, seine seltsame Sprache und sein plötzliches Verschwinden und mit einer geheimen Genugthuung erkannte ich, daß mein Mißtrauen, um nicht zu sagen meine Furcht, doch wohl begründet gewesen war.

„Was hast Du?" fragte der Graf, der meinen Ausruf vernommen hatte.

„Deinen entsprungenen Brandstifter habe ich, oder vielmehr ich hatte ihn und wenn Ihr schnell hinterher seyd, so kann es Euch wohl gelingen, ihn noch zu erwischen."

Ich erzählte in der Kürze meine Begegnung im Walde, beschrieb auf das Kleinste die Gestalt des Mannes und sah meine Meinung von beiden Zuhörern ohne Widerrede bestätigt.

„Du kannst von Glück sagen," meinte der Graf, „daß Jörgens so zur rechten Zeit gekommen ist; der Bursche möchte sich bald näher mit Dir bekannt gemacht haben, als Dir lieb seyn möchte."

„Ich weiß nicht, denn wenn er die Absicht hatte, mich zu berauben, so konnte er dies längst gethan haben, ehe der Förster anlangte und abgesehen von seinem Gesichte, welches mir allerdings nicht gefiel, erschien mir seine Sprache gerade nicht furchterweckend."

„Pah! der Kerl ist nicht so dumm, wie die Anderen. Er hat etwas gelernt, aber nicht genug, um seine natürliche Rohheit zu dämpfen und nun hat ihn Hochmuth und Dünkel auf sein bischen Wissen zu dem gemacht, was er jetzt ist."

„Er schien einen besonderen Haß gerade auf Dich zu haben."

„Ja, er hat mir mehr als einmal den Tod geschworen, denn er betrachtet mich als die Ursache seines Unterganges und behauptet, ich hätte ihn zur Verzweiflung getrieben, während ich doch weiter nichts that, als seiner Unverschämtheit ein Ziel zu setzen und mein Recht zu schützen. Es ist immer das alte Lied, — man muß jeden Widerstand schonungslos im Keim ersticken und nur keine Vernunftgründe bei solchem Volk versuchen, sonst erntet man nur Spott und Haß."

„Gehört er denn zu Deinen Leuten?"

„Er war früher mein Diener hier im Schlosse, denn er ist ein anstelliger, gewandter Bursche. Ich ließ ihn anfangs ruhig gewähren, bis endlich die übrigen Hausbedienten sich über seine Tyrannei beschwerten; ich setzte ihm den Kopf zurecht, aber er war eigensinnig und wirthschaftete nach wie vor, setzte sogar meinen Befehlen offenen Trotz entgegen, bis ich ihn zum Teufel jagte. Nun ging er in's Dorf und organisirte dort eine förmliche Bande, welche systematisch meine Forsten plünderte und nicht nur todtes Holz, sondern auch ganz frank und frei grüne Stämme umhieb. Ich ließ den Kerl noch einmal zu mir kommen und suchte ihn in Güte auf seine Thorheit aufmerksam zu machen, aber ich glaube fast, der Bursche meinte, ich hätte Furcht vor ihm, denn er verlangte, ich sollte ihn als Förster anstellen. Ich warf ihn zur Thüre hinaus und drohte ihm mit der Peitsche, wenn er sich wieder in dem Forst betreffen ließe, — aber vergebens. Die Diebstähle nahmen ihren weitern Fortgang und schließlich erfrechten sich die Kerle sogar, mein Wild niederzuschießen. Jetzt ging meine Geduld zu Ende, — ich ließ den Unverbesserlichen auf Tage und Wochen in das Hundeloch sperren, ich ließ ihn, wie ich ihm gedroht, hier auf dem Hof peitschen, aber nun war gar nichts mehr mit ihm aufzustellen. Er verschwand auf einige Tage, dann kam er wieder und in der nächsten Nacht brannten meine Ställe, dann meine Scheunen und endlich meine Felder, bis es meinen Leuten gelang, des Schurken habhaft zu werden. Jetzt ist durch ihn das halbe Dorf demoralisirt; hätte ich den Schurken gleich dahin geschickt, wohin er gehörte, so hätte ich nicht den täglichen Aerger mit den Holz- und Jagdfrevlern. Das sind die Folgen der Philanthropie, deren Theorien sich vom Katheder entzückend anhören, aber in der Wirklichkeit nur Verdruß und Unheil stiften."

Er ging ärgerlich im Zimmer auf und nieder, bis er sich wieder zu dem Landreiter wandte.

„Du sagtest, er hätte den Karabiner seines Transporteurs mitgenommen?"

„Zu Befehl, Herr Graf."

„Dann ist es mir auch erklärlich, wer die Rehe geschossen hat. Nun wart', es soll das letzte Stück Wild seyn, was Du auf meinem Grund und Boden gesehen hast. Seyd morgen früh," befahl er dem Landreiter, „mit Sonnenaufgang hier und fordert Alle, welche Ihr antrefft, zum Mitgehen auf. Wir wollen doch sehen, ob wir den Fuchs nicht in seinem Bau aufspüren werden!"

Der Reiter ging und der Graf trat wieder gutgelaunt auf mich zu.

„Diese häuslichen und gutsherrlichen Angelegenheiten sind geordnet, jetzt können wir uns endlich ungestört mit uns selbst beschäftigen. Komm, ich will Dir meine Waffensammlung zeigen."

Er nahm mich unter den Arm und lustig plaudernd streiften wir durch Haus und Feld; mit keiner Silbe

ward mehr des Brandstifters gedacht und als wir am späten Abend uns mit dem letzten Glase Rheinwein trennten, hatte ich den ganzen Zwischenfall schon längst über den tausend hervorgesuchten Erinnerungen vergessen.

(Fortsetzung folgt.)

Satisfaktion.

Es ist eine alte Erscheinung: Schneider haben einen demokratischen, Barbiere einen aristokratischen Hang in ihrem Wesen. Ich weiß nicht, ob große Psychologen sich schon mit der Erklärung dieses charakteristischen Unterschiedes beschäftigt haben, was mich betrifft, so fand ich manchmal Gelegenheit, über denselben nachzudenken. Wie lebt der Schneider? Ehe er Meister wird, durchwandert er eine Reihe von Städten; in jeder sitzt er vier oder fünf Stiegen über der Bodenfläche unter einem Dach, welches Hitze und Nässe nur schlecht abhält und schaut daselbst, indem er gebückt über seiner Arbeit seufzt, durch eine schmale Lucke hinaus über Giebel und Firste. Dort gewahrt er von dem lustigen Leben tief unter ihm wenig oder gar nichts, der Winter kündigt sich ihm nur durch Frost, der Sommer nur durch Hitze an, und wenn in den Nächten des beginnenden Frühlings der erste Katerkorso unter ahnungsvollem Geheul an den Dachfirsten daher und um die erwärmten Schornsteine zieht, — was Wunder, wenn in der Seele des Schneiders ein alter Groll sich regt und er dem Schicksal flucht, welches ihn bestimmt hat, an der „Gottheit lebendigem Kleid" die Rolle eines Futtertuchbruchtheiles zu spielen. In seiner sitzenden, gebückten Lebensweise, ohne Berührung mit den mannigfaltigen Abstufungen des Lebens, von der Arbeit zum Essen, vom Essen zur Arbeit keuchend, stoßen ihm natürlich mit seiner väterlichen Kost manchmal auch die großen Fragen der Menschen auf und wenn er dieselben nicht ganz im Sinne der historischen Gerechtigkeit zu lösen gesonnen ist, wenn er daran denkt, dem armen Knoten, der seit Alexanders Zeit und noch länger nur immer durchgehauen wird, auch einmal eine aktive Rolle in der Weltgeschichte anzuweisen, — wahrlich, der arme Schneider kann auf Manches Anspruch machen, was zu seiner Entschuldigung spricht.

Kein Zweifel, von dem Zünd- und Gährungsstoff, der in der Welt angehäuft und verbreitet ist, ruht eine große Masse in Schneiderseelen.

. . . Wie anders erscheint dagegen der Barbier! In ihm steckt etwas Chevalereskes, etwas Aristokratisches. Die höchsten Stände der Gesellschaft bedürfen ihn dringend, täglich; er geht bei ihnen aus und ein, ungemeldet, ungehindert, er weidet sich an der Pracht und dem Glanz, von welchem sie umgeben sind, er sieht alle noblen Manieren und da sein Ehrgeiz unendlich ist — denn die Amputation des Bartes ist die erste chirurgische Operation, von welcher aus schon manchmal eine glänzende Karrière begonnen hat — so lernt er ab so viel als möglich, er spielt sich auf den Kavalier!

Der Barbier ist ein entschieden konservatives Element im Staate, entweder müssen die Bärte fallen oder die Privilegien; für das Letztere ist der Schneider, für das Erstere der Barbier.

Wir halten es mit dem Letzteren, denn in der Regel ist die Bartfreiheit in Revolutionen die einzige, welche in das Gesicht sticht; was die übrigen betrifft, so sind die Völker bei Revolutionen noch gründlicher barbirt worden, als bei irgend einer andern Gelegenheit. Ich weiß nicht, ob diese politische Erwägung auf Haltung der ehrsamen Barbierzunft einen Einfluß geübt hat, genug, in ihrem Wesen verleugnet sich selten eine gewisse Vornehmheit und jene Sicherheit und Ueberlegenheit in den geselligen Formen, welche ich für eine überaus glückliche und weittragende irdische Angewöhnung halten möchte.

Unter mancherlei Beobachtungen, welche ich in dieser Beziehung zu machen Gelegenheit hatte, bleibt mir eine unvergeßlich.

Vor einigen Jahren hatte ich einen Barbier, in dessen Kopf die Sitten und Bräuche der jungen vornehmen Welt, deren Gesicht er täglich mit seinen Meisterstrichen überarbeitete, eine bedenkliche Verwirrung angerichtet hatten. Er trug ein Glas im Auge, Morgens spazierte er mit der Rasirschüssel, Nachmittags mit der Reitpeitsche. Schuldenmachen war seine Leidenschaft, sie nicht zu bezahlen, sein Stolz; er schwur nur „auf Ehre" und gelobte, dieselbe, wenn sie je angetastet würde, furchtbar zu rächen.

Ich war damals gerade von der Hochschule zurückgekehrt, über dem Kanapee in meiner bescheidenen Wohnung hingen noch zwei prächtige Schläger mit den Farben unseres Korps und unter dem stumpfen Winkel, welchen ihre gekreuzten Spitzen beschrieben, entfaltete sich eine rührende Sammlung von Silhouetten, welche uns in der Regel gewissenhafter ausgestellt werden, als die Zeugnisse über die gehörten Kollegien. X. seinem M. z. fr. E. (zur freundlichen Erinnerung) oder Y. seinem lieben M., oder um einen Spitznamen zu erwähnen aus einer Zeit, in welcher einem kein Glas zu voll, kein Ausdruck zu derb ist: „Saufaus seinem lieben Vetter z. fr. E." — so lauten die zärtlichen Widmungen, mit

welchen die Schattenrisse der zerstreuten Brüder geschmückt waren. Wie oft sah ich sie noch mit tiefer Rührung an, diese Erinnerungen aus einer goldenen, freiheitstrunkenen Zeit; wie manchmal hörte ich noch im Traume diese Schläger durch die Luft sausen, vernahm das Halt! Halt! der Sekundanten und den hierauf geführten Streit, ob der eine derselben zu weit vorgelegen habe oder nicht.

Auch für meinen Barbier waren diese Reliquien von hohem Interesse. Zärtlich hing sein Auge an den Schlägern; ich glaube, er hätte für einen gut geschlagenen und gut geheilten Hieb über sein Gesicht wer weiß was gegeben. Schon ein halbes Jahr ging derselbe fast täglich bei mir ein und aus und ich muß gestehen, daß mir der lange Mensch, der mir gewissenhaft alle seine kleinen Abenteuer mittheilte, nach und nach zu einer gewohnten und erheiternden Erscheinung geworden war. Dabei war er zuverlässig und anhänglich und ich konnte mich, wenn ich ihm etwas auftrug, auf ihn verlassen. Wenn ich ihm Cigarren schenkte, so rauchte er sie pünktlich und nicht ohne Grazie und hatte er vor, auf einen Ball zu gehen, so glaubte er mich zu beleidigen, wenn er sich das nöthige Geld dazu nicht von mir auslieh.

Als ich ihm bei einer solchen Gelegenheit einmal 30 Kreuzer gab, zählte er mir dieselben verächtlich vor, indem er sagte: Damit geht ein Hausknecht, aber kein Chirurg, der Pflichten der Galanterie zu erfüllen hat. Ich gab ihm 48 Kreuzer und er schritt stolz hinweg, indem er sagte: Ein Unterschied in den Ständen muß seyn.

Aber wie es bei sterblichen Menschen so oft geht: der Uebermuth beginnt, wenn sich das Bewußtseyn der ihrer Natur gesetzten Grenzen verwischt.

An einem Morgen war ich in einer Angelegenheit, die mich auf das Aeußerste aufgeregt hatte, ausgegangen, ehe mein Seifenritter erschien. Nichts weniger als beruhigt kehrte ich jedoch bald zurück und betrat in einem bedenklichen Zustande von Unwillen und Zorn mein Zimmer.

Das Erste, was ich sah, war mein langer Barbier, der behaglich ausgestreckt auf meinem Sopha lag, eine meiner liebsten Pfeifen im Munde hatte — und fröhlich und vergnügt in die frische Morgenluft dampfte.

„Was machen Sie da, — was fällt Ihnen ein?“ rief ich fast athemlos und mein ganzer Vorrath von Wuth und Zorn wendete sich gegen meinen ahnungslosen unglücklichen Morgenbesuch.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

„So gewiß ein Unterschied zwischen Porzellan, grobem Zinn und Töpferwaaren ist, so gewiß ist es auch, daß es einen Unterschied unter den Menschen gibt,“ sagte unlängst eine altadelige Dame zu Paris in einer Gesellschaft. „Wir haben zwar keinen Adel mehr,“ fuhr sie fort, „doch aber bleiben wir das Porzellan, der Bürger das grobe Zinn und der Dienstbote die Töpferwaare.“ — Der Bediente hatte diesen gelehrten Diskours mit angehört. — Die Dame kam nach Hause und wollte ihr Kind sehen, welches noch an der Brust war. „Ruft mir die Amme mit dem Kinde herunter,“ sagte sie zu dem Bedienten. Der Bediente ging bis an die Treppe und schrie aus vollem Halse: „Irdenes Milchgeschirr, bringe das kleine Stück Porzellan herunter!“

In einem Inserat ward angezeigt, daß gegen Einsendung von wenigen Gulden die Mittel zu einem sichern Einkommen von 40, 50 fl. und noch mehr monatlich angerathen werden. Aus Neugierde machte sich Jemand den Spaß, 2 fl. zu opfern und fragte bei dem Einkommenvermittler an. Die Antwort lautete: „Thun Sie dasselbe wie ich. Lassen Sie in den Zeitungen ähnliche Anzeigen wie ich einschalten, geben Sie dabei Ihre oder eine andere beliebige Adresse an und Sie werden sehen, daß Sie monatlich ein schönes Sümmchen einnehmen werden.“

Gemeinnütziges.

(Mittel gegen Blattläuse.) In Frankreich hatte man die Erfahrung gemacht, daß betheerte Decken bei der Anzucht von Frühgemüsen alle Sorten von schädlichen Insekten von den Pflanzen abhalten und die ersteren völlig davon verschont bleiben. Aus dieser Ursache sind vergleichende Untersuchungen bei Anpflanzungen von allerlei Kohlsorten, Raps 2c. gemacht worden und haben zu befriedigenden Resultaten geführt. Man nimmt zu diesem Zwecke Hobelspäne, tränkt diese möglichst derb mit Theer und streut diese dann zwischen den Kohlpflanzen aus.

(Reinigen der Stempel.) Post-, Amts- und Briefstempel für Druckfarben und Buchdruckerlettern können augenblicklich und vollkommen gereinigt werden, wenn man sie mit wenigen Tropfen Salmiakgeist übergießt und abbürstet. Diese Operation erfordert keine Minute Zeit und ist besonders den Postamtstellen zu empfehlen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 102. Dienstag, 26. August 1862.

Die sterbende Mutter.

Wenn du am Bett der Mutter kniest,
Ihr in's erloschne Auge siehst,
Die Hand, die einst dich treu gewiegt,
Schon kälter in der deinen liegt;

Wenn vor der blassen Dulderin
Dein Herz in Thränen schmilzt dahin,
Und du gedenkest wehmuthsvoll
An manchen Trotz, an manchen Groll,

Und leise flehst, in tiefer Reu':
Ach, gute Mutter, ach verzeih'!
Und sie, der schon die Rede schwand,
Noch spricht mit mattem Druck der Hand:

Dann fühlst du, ach, zum letztenmal,
Daß in der Erde weitem Thal
Nichts kömmt dem Mutterherzen gleich,
So voll Geduld, so gnadenreich.

Wohl dir dann, wenn es in dir spricht,
Dies graue Haar verklagt mich nicht,
Wenn einst der Furchen Leidenschrift
Dein Herz mit Donnerschlägen trifft!

Wohl dir, wenn in der letzten Stund'
Ein Lächeln um den stillen Mund
Von einem guten Herbst erzählt,
Dem nicht der Liebe Frucht gefehlt;

Wenn es dir sagt: Du guter Sohn,
Ich künde dir des Himmels Lohn.
Du hast mein Alter froh gemacht,
Und fröhlich sag' ich gute Nacht.

Ach dreimal selig ist das Kind,
Das solchen Segen sich gewinnt.
Er baut auf Felsen ihm das Haus,
Schmückt es zu Gottes Tempel aus.

Er lacht ihn an vom Himmelsblau
Und aus des Frühlings goldner Au,
Er glänzt um ihn wie Sternenblick,
Scheucht jeden bösen Geist zurück,

Weht seinem Schweiße Kühlung zu
Und seinem Leiden Himmelsruh.
Er steht im Sterben ihm zur Seit',
Ein Engelsbild im weißen Kleid;

Er schließt ihm auf des Himmels Thor,
Er grüßt ihn aus der Sel'gen Chor:
Geh' ein, geh' ein, du guter Sohn,
Geh' ein, die Mutter wartet schon.

— u.

Eine hohe Jagd.

(Fortsetzung.)

Es war noch früh am Morgen und die ersten goldenen Sonnenstrahlen fielen durch die geöffneten Fenster in mein Schlafzimmer, als ein lautes Lärmen und Toben auf dem Hof mich weckte. Noch halb im Schlaf öffnete ich die Augen und in der fremden Umgebung, in dem ungewohnten Lager glaubte ich fortzuträumen, als die feste, gebietende Stimme meines Freundes, des Grafen, die von außen an mein Ohr schlug, mich schnell meinem halbwachen Zustande entriß. Ich sprang auf und eilte an das Fenster, aus dem ich den freien Ueberblick über den weiten Hof hatte.

Hier herrschte schon reges Leben und ein ungewöhnliches Getümmel; ich sah den Grafen im eifrigen Gespräch mit dem alten Förster, der Landreiter plauderte von seinem Pferde herab mit dem Verwalter und um sie her drängte sich eine Menge von Arbeitern und Hausdienern, die halb verwundert, halb trotzig und mürrisch auf den Reiter blickten.

Zwischendurch liefen Hunde jeder Größe und Gattung, die theils in munteren Sprüngen und mit lautem Gebell herumsprangen, theils in unbeweglicher Ruhe auf der Erde lagen und unverwandten Blicks jeder Bewegung ihres Herrn folgten. Meistens waren es zottige, große Schäferhunde von jener Race, die namentlich in Mecklenburg besonders ausgebildet und zur Verzweiflung aller Reisenden überaus zahlreich ist; neben dem Förster aber zerrte eine Koppel mächtiger, flockhaariger Windhunde mit einem Ungestüm an der Leine, daß es der ganzen Kraft des Mannes bedurfte, die unruhige Meute zu halten.

Der Graf, der Förster und einige seiner Diener waren mit Jagdflinten und Büchsen bewaffnet, der Landreiter untersuchte eben seine beiden Karabiner und die Uebrigen revidirten noch einmal ihren Vorrath an Pulver und Blei, als der Graf zufällig nach meinem Fenster hinaufsah und mich mit fröhlichem Lachen begrüßte.

„Schon aufgestanden? Ich habe auf Ehre nicht daran gedacht, daß Du hier heraus schläfst, sondern glaubte Dich in den anderen Zimmern einquartiert. Indessen, wach bist Du einmal, also kleide Dich schnell an und komm herunter, Du kannst den Morgenritt mitmachen."

Die Luft wehte so frisch und balsamisch herein, der helle Sang der Vögel schmetterte so lustig durch das offene Fenster und die Sonne schien so klar und lockend, daß ich jede Spur von Müdigkeit sofort verschwunden fühlte; ich nickte dem Grafen zu und zog mich eilig zurück, meine einfache Toilette zu vollenden.

An Schnelligkeit und Pünktlichkeit aus meiner preußischen Militärzeit gewöhnt, brauchte ich nur wenige Minuten zu diesem Zweck und, noch nicht völlig bekleidet, den Rock über dem Arm, eilte ich auf den Hof hinab, wo die ganze Schaar der Hunde bei meinem Erscheinen ein neues, ohrzersprengendes Gebell anstimmte, so daß man im wahren Sinne des Wortes sein eignes Wort nicht verstehen konnte. Einige derbe Püffe und Fußtritte, sowie klatschende Peitschenhiebe verwandelten dieses Gebell bald in ein wildes, durch alle Tonarten ausgeführtes Geheul, bis auch dieses zu einem leisen Winseln herabsank und die menschliche Stimme wieder in ihre Rechte trat.

Ein Stallknecht führte ein gesatteltes Pferd vor, welches mir der Graf mehr mit Geberden als mit Worten als meinen Gaul bezeichnete und mich zum Aufsitzen ermunterte. Aber dies war leichter gesagt als geschehen, denn ich war mein Lebzeit kein guter Reiter gewesen und wenn ich ja einmal eine vertrocknete Miethsrosinante aus einem Leihstall in's Freie führte, so beruhte mein Sitz im Sattel mehr auf einem stillschweigenden Uebereinkommen mit dem gutmüthigen Thiere, als auf meiner persönlichen Kunstfertigkeit.

Das Pferd vor mir schien aber keineswegs eine besondere Zuneigung zu mir zu empfinden, es stieg kerzengerade in die Luft, schlug hinten und vorne aus und schnappte gelegentlich nach mir, so daß ich es wirklich vorzog, mich unter dem grinsenden Lächeln der Knechte in das Haus zurückzuziehen.

„Alle Wetter, Mann, Du wirst doch nicht vor einem Pferde Reißaus nehmen?" lachte mein Freund, der mit der Landwirthschaft auch die anscheinend davon unzertrennliche Sucht übernommen hatte, jeden Nichtreiter und jeden Nichtbauer auf alle mögliche Weise zu foppen, — „es ist nur ein wenig wild. Sitz nur auf, so steht es wie ein Lamm."

„Ich danke für Deine Lämmer, die beißen und ausschlagen."

„Allerdings, so ruhig wie Dein Reitsessel ist es nicht, aber versuch's nur; wenn Du erst im Sattel bist, so legt sich sein Uebermuth schnell. Willst Du Sporen haben?"

„Ich will weder Sporen, noch will ich zur Unterhaltung Deiner Knechte meine Knochen riskiren."

Erst jetzt schien er zu bemerken, daß ich Gegenstand unverhohlenen Spottes seiner Arbeiter geworden war und seine Pflichten als Mann von Ton und als Wirth, die er einen Augenblick bei Seite gesetzt, gewannen wieder Platz.

Er schwang sich von seinem Pferde und mit einem einzigen Griff seiner Faust riß er das bäumende Thier herab, daß es schnaubend und zitternd, aber plötzlich gebändigt, vor ihm stand.

Mit einem Satz war er im Sattel, ein Spornstoß ließ das Pferd weit ausgreifen und ein toller Ritt um den weiten Hof, bei dem Peitsche und Zügel nicht geschont wurde, trieb ihm den letzten Rest seiner Wildheit aus.

„Nimm mein Pferd," sagte er nach kurzem Besinnen; „es geht ruhig und sicher, aber diesem Satan ist nicht zu trauen, Du könntest Unglück mit ihm haben."

Ich weigerte mich nicht länger, denn das Hohnlächeln der Leute hatte meine Eitelkeit zu sehr verletzt und ich wollte ihnen den Beweis liefern, daß ich, wenn ich auch kein Pferdebändiger sey, doch mit leidlichem Anstand in einem fast ruhigen Sattel sitzen könne.

Ich saß auf, zu meinen Seiten ritten der Graf und der Förster und mit lautem Gebell und Halloh ging es zum Gehöft hinaus.

Eine Zeit lang war es noch absolut unmöglich, ein Gespräch anzuknüpfen, denn das Bellen der

Hunde, das Schreien und Schimpfen der Männer hörte nicht auf und der Graf war bald hinten, bald vorn, um anzuordnen und abzuhelfen, wo es Noth that; mit dem alten Förster aber, der heute so sauertöpfisch und verdrießlich dreinsah, wie ein Hagelwetter, hatte ich gar keine Neigung, ein Wort zu wechseln.

Endlich wurde mehr Ruhe und Ordnung und mein Freund ritt schweißtriefend und geröthet, aber doch anscheinend befriedigt neben mir. Erst jetzt, als ich die lange Reihe der Marschirenden überblickte und ihre verschiedenartige Bewaffnung sah, fiel es mir ein, nach dem besondern Zweck des ganzen Zuges zu fragen, denn wenn ich auch einsah, daß es eine Jagd galt, so war ich doch über die Art derselben noch im Unklaren.

„Man sollte meinen, wir hätten einen Raub- und Kriegszug vor," begann ich scherzend, „wenn man unseren Troß ansieht und doch gilt es nur den unschuldigen Bewohnern des Waldes."

Der Förster warf mir einen Blick zu, der zwischen Staunen und Verachtung schwankte; auch der Graf sah mich eigenthümlich forschend an.

„Hast Du jemals gesehen, daß man zur Erntezeit mit einem solchen Apparat auf die Jagd zieht?"

„Nun, wir sind doch auf einem Jagdzuge?"

„Wie man es nehmen will. Gejagt wird allerdings, es fragt sich nur, was?"

Ein Gedanke durchzuckte blitzschnell mein Hirn, ich gedachte der Unterhaltung von gestern, ich sah den Landreiter unter dem Trupp, — es konnte die Verfolgung des Entflohenen beabsichtigt werden.

(Fortsetzung folgt.)

Satisfaktion.

(Schluß.)

Selbstzufrieden lächelnd und mich, ohne sich im Mindesten in seiner angenehmen Beschäftigung stören zu lassen, anblickend, entgegnete der unverschämte Goliath unbefangen:

„Nun, ich dächte, unter guten Freunden ist so etwas erlaubt!"

Ich kannte mich selbst nicht mehr, ich stürzte auf ihn los und ehe er sich's versah, hatte ich ihm eine Ohrfeige mit so kolossalem Effekt applizirt, daß ihm die Pfeife aus dem Munde flog und er, wie von tausend unsichtbaren Hebeln emporgeschnellt, am ganzen Leibe zitternd vor mir stand. Ich habe nie eine jämmerlichere Gestalt gesehen, als die meines Barbiers in diesem Augenblicke. — Er wollte sprechen, er konnte nicht, seine langen Hände versuchten sich zu ballen, — aber sie waren an dieses Experiment augenscheinlich nicht sehr gewöhnt; er wäre gewiß auf mich zugestürzt, wenn ihm nur ein Zucken meines Gesichtes eine Betroffenheit verrathen hätte. — Aber in mir war noch Alles empört und in erregten Augenblicken, bei mächtigen Ausbrüchen des Temperaments folgt die Natur dem Instinkt; die geringere Spannung der Nerven weicht am ersten zurück.

„Sprechen Sie nichts", rief ich, „vorwärts, rasiren Sie mich!"

Mit diesen Worten setzte ich mich nieder. Aber ich hatte ihm kaum den Rücken gewandt und mich niedergelassen, so sah ich durch den Spiegel, wie furchtbar ich das lange Menschenkind mußte beleidigt haben; seine Augen standen voll Thränen und dieselben schienen von einer unheimlichen Wuth, wie von glühendem Feuer verzehrt zu werden. Ich muß gestehen, mir ward in diesem Momente etwas unheimlich zu Muthe. Schon stand der empörte Riese, dessen schwache Verknüpfung seiner baumlangen Glieder in den Gelenken mich so oft belustigt hatte, die mir aber in diesem Augenblicke gar nichts Spaßhaftes zu haben schien, neben mir und hatte sein Messer entblößt.

„Sie werden mir Genugthuung geben!" — sagte er.

„Was fällt Ihnen ein?"

„Eine solche Beleidigung kann nur durch Blut abgewaschen werden."

„Wollen Sie noch eine haben?" rief ich, meine Wuth kehrte wieder.

„Sie werden mir keine Genugthuung geben?" fragte er noch einmal, aber mit einer Stimme, die ich früher nie gehört hatte.

„Nein!"

„Gut," sagte er und fing an, ohne ein Wort weiter zu reden, mich einzuseifen.

Ich muß gestehen, ich kam plötzlich in eine jämmerliche Situation. Ich fühlte, wie seine Hand zitterte, ich sah das unheimliche Feuer deutlicher als vorhin in seinen Augen. Jetzt trocknete er seine Hände und fing an sein Messer abzuziehen. Es war ein feines englisches Messer, eine wahre Augenweide für einen Mann, der einen starken Bart hat; wie oft hatte ich mich an seinem Anblick gelabt, wie grausig kam mir dieser Triumph der englischen Industrie jetzt vor! Ich wäre gern aufgesprungen und hätte ihn fortgeschickt, aber das schien mir jämmerlich feig, ich blieb regungslos sitzen, indem ich durch den Spiegel allen seinen Bewegungen folgte.

Ich werde das Bild nie vergessen: auf dem Stuhl ein Mensch mit weit entblößter Brust, eingeseiftem Hals und Gesicht, regungslos den Augenblick erwartend, wo ihm das Messer an die Kehle gesetzt wird

und nebenan der, welcher dieses Messer wetzt, in seinem Kunden ein verhaßtes Opfer sehend.

Es kam mir vor, als hätte der lange Schlingel nie so sorgfältig sein Messer gewetzt und nie so teuflisch dabei ausgesehen. Endlich legte er den Streichriemen weg und kam auf mich zu. Ich zuckte mit keiner Ader, aber meine Hände ballten sich in meinen Hosentaschen.

Die Operation begann. Das lange Genie war ein ausgezeichneter Barbier, sein Strich sicher und leicht, er hatte mir nie einen Tropfen Blut abgezapft. Aber diesmal schien das entsetzliche Subjekt von seiner Kunst nichts wissen zu wollen. Will er meine Todesqual verlängern, dachte ich, denn daß er mir den Hals abschneiden würde, das stand schon so ziemlich fest bei mir. Kein Wort fiel, während der Kerl sonst plauderte wie ein altes Weib. Endlich war die eine Hälfte von Gesicht und Hals rasirt. Gott sey Dank, dachte ich, nun wird's bald entschieden seyn.

Aber da setzte der Mensch plötzlich ab und wandte sich wieder zu seinem Streichriemen. Und noch einmal mußte ich die ganze Prozedur mit ansehen. Als er endlich wieder zu mir trat, bemerkte ich ein spöttisches Lächeln in seinem Gesichte. Zu meiner Schande muß ich gestehen, daß es mir wohl that. Wieder faßte er mich am Zopf und jetzt rasirte er schnell, unbegreiflich schnell.

Will er mir die Kehle abschneiden und sich vielleicht damit entschuldigen, daß er einen Krampf in die Hand bekommen habe? dachte ich. Mein Herz pochte ein paar Sekunden furchtbar schnell. Endlich fühlte ich, daß er bei dem letzten Striche ankam. Eine tiefe Beruhigung ging durch meine Seele. Plötzlich aber setzte er das Messer ab und tritt etwas zurück, während er jedoch mit seiner linken Hand noch immer meinen Kopf festgepackt hält.

„Also Sie geben mir keine Genugthuung?"

„Zum Kukuk, lassen Sie mich in Ruhe," rief ich, ich konnte es nicht über mich gewinnen, in dieser Situation ihm ein gutes Wort zu sagen.

„Gut," sagte er und in demselben Augenblick that er seinen letzten Strich. Ich fühlte einen leichten Schmerz und sprang auf nach dem Spiegel. Ein paar Tropfen Blut flossen über meine Wange. Aber ich war befreit von einer komischen, entsetzlichen Angst und sah mich nach dem langen Schlingel um. Ernst und gravitätisch stand er da, indem er sein Messer abwischte, ruhig und fest hielt er meinen Blick aus. Ich mußte mich hüten, nicht laut herauszulachen. Er mochte meinen innerlichen Triumph bemerken und sagte:

„Bei einem Duell ist doch am Ende die Todesangst die Hauptsache, ob dieselbe mit viel oder wenig Blut abgewaschen wird, bleibt sich gleich; ich habe meine Satisfaktion."

Damit hatte er seine Sachen eingepackt und empfahl sich tief und zeremoniell, wie nie. Aber am andern Morgen kam er wieder und als ich ihm eine Cigarre schenkte, nahm er sie dankbar wie immer an. Bald besuchte er wieder auf meine Kosten die Bälle, wo er Pflichten der Galanterie zu erfüllen hatte, aber auf meinem Sopha zu liegen und meine Pfeife zu rauchen, darauf hatte er für immer verzichtet.

Mannigfaltiges.

In Paris sind mit einer neuen Erfindung Versuche gemacht worden, welche die Leuchtkraft des Gases verzehnfachen und auf eine unglaubliche Entfernung wirksam machen soll. Dieselbe besteht in der einfachen Vorrichtung, auf beiden Seiten einer in der Straße brennenden Gasflamme kannelirte Gaszylinder aufzustellen. In den hiemit beleuchteten Straßen herrsche ein beinahe taghelles Licht.

Aus Danzig berichtet die „D. Z.": Am 12. in der Morgenstunde erschien im Damenbade auf der Westerplatte ein Mann. Die entrüstete Badefrau wollte dem modernen Aktäon, welcher in Frack und Strohhut gekleidet war, schon gebührend den Weg weisen, als dieser sich als **feminini generis** deklarirte und zwar als eine Justine Virago, eine bebärtete Dame nämlich, welche in einer Bude sich als Naturwunder beschauen läßt und die ihrer auffallenden Erscheinung wegen öffentlich sich nicht in Frauenkleidung präsentiren kann.

Charade.

Die Erste hat so Mancher schon
Im Kampf und Streit erhalten;
Die Zweite siehst du häufig wohl
In vielerlei Gestalten.
Wer sich als Tölpel nicht verräth
In Worten oder Mienen,
Wird, wie ich glaube, wohl nicht leicht
Zum Ganzen Andern dienen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 103. Freitag, 29. August 1862.

Eine hohe Jagd.

(Fortsetzung.)

Aber diese Heiterkeit bei dem Grafen, bei den Uebrigen und mich zu solchem Zwecke noch einzuladen? — nein, es war nicht möglich. Aber wie, wenn es doch so war?

„Ich glaube fast," sagte ich halb zweifelnd und zögernd, „Ihr wolltet gar —"

„Den Mordbrenner fangen, ganz richtig," sagte der Graf trocken.

Ich riß erschreckt mein Pferd zurück und starrte ihn an, als hätte ich nicht recht gehört; er erwiederte meinen Blick mit einer solchen Gleichgiltigkeit und Kälte, daß ich fast an ihm irre wurde.

„Was hast Du für Bedenken gegen unsere Expedition?"

„Es widerstrebt meinem Gefühl, einen Menschen wie ein wildes Thier zu hetzen. Und dazu hast Du mich aus meinem Schlummer geweckt und mich zu der Partie eingeladen? Das ist Dein Morgenritt?"

Er lachte kurz und spöttisch, während er meinem Pferde einen kurzen Hieb mit der Reitpeitsche gab, daß es in gleichem Schritt mit den übrigen blieb.

„Du bist Kriminalrichter, wie Du mir erzählt hast und findest Bedenken dabei, einen entflohenen Verbrecher wieder einzufangen?"

„Aber nicht mit einer solchen Treibjagd."

„Wir sind hier nicht in Berlin, alter Freund, und ich habe keine Brigade von Gendarmen und Vigilanten. Gendarmen sind wir selbst und Vigilanten sind diese da," sagte er, auf die Hunde deutend.

„Sie werden ihn zerreißen, wenn sie ihn aufspüren und packen, ehe menschliche Hilfe anlangt."

„Und wenn sie es thun? Ich glaube kaum, daß ich viel zu seiner Rettung aufbieten würde."

„Das kann nicht Dein Ernst seyn, Viktor, Du treibst Deinen Scherz mit mir!"

„Bei der Asche meines Vaters, — ich scherze nicht."

Sein Ton klang drohend und seine Miene war finster, als er diese Worte sprach. Ich wußte, daß die Versicherung, die er eben ausgesprochen, ihm heilig war, ich wußte, daß er sie nur im bittersten Ernste gebrauchte und jeder Gedanke an Scherz war verschwunden.

„Hat er bedacht, was er that, als er den Brand an mein Haus legte, als er meine Felder anzuzünden versuchte? Hat er bedacht, daß er seiner wahnsinnigen Rache gegen einen Einzelnen, der es gut mit ihm meinte, nicht einzelne, nein hunderte von Menschenleben opfern konnte? Des Sommers Gluth war groß, Alles ist ausgedörrt von der Schwelle bis zum Giebel, — laß nur einen einzigen Funken in die Strohdächer fallen, laß eine einzige Hütte in der dunkeln Nacht Feuer fangen und das ganze Dorf ist rettungslos verloren, und wer sich nicht schnell genug retten kann, ist ein Kind des Todes.

„Einem solchen Mordbrenner soll ich mehr Schonung erweisen, als dem Thiere, welches nicht weiß, was es thut? Ich sollte ihm vielleicht in sogenannter Humanität noch die Flucht ermöglichen, damit er anderwärts sein Verbrechen wirklich zur Ausführung bringt? Nein! — todt oder lebendig, — mein muß er seyn und lieber sollen ihn die Hunde stückweise zerfleischen, ehe ich ihn entwischen lasse!"

Ich kannte seine rücksichtslose Heftigkeit zu wohl, um jetzt einen Einspruch zu erheben und im Grunde genommen, hatte er nicht Unrecht.

Kein Gendarm, kein Militärposten würde sich bedacht haben, auf einen solchen Menschen Feuer zu geben und welcher Unterschied ist es in Wirklichkeit, ob ich einem Flüchtling eine Kugel nachschicke, oder einen Hund?

Und trotzdem wäre ich lieber hundert Meilen weit entfernt gewesen, als auf dieser Menschenjagd, die mit einer Ruhe, mit einer Kaltblütigkeit und Vor-

sicht in's Werk gesetzt wurde, welche mich unwillkürlich mit Schauder erfüllte. Es war ein Verbrecher, — das war nicht zu leugnen, — aber es blieb doch immer ein Mensch!

Wir ritten eine Zeitlang schweigend weiter; der Graf sprach nicht und ich konnte mit mir selbst nicht einig werden, ob ich bleiben, oder wieder umwenden sollte. Das Letztere wäre das Natürlichste gewesen, aber ich mochte es dennoch nicht thun, weil es eine offene Mißbilligung des ganzen Unternehmens gewesen wäre, welches ich doch an und für sich als gerechtfertigt anerkennen mußte. Aber noch ein zweiter Grund bewog mich zum Bleiben, — es war die Möglichkeit, daß ich das Aeußerste verhüten, daß ich durch meine Gegenwart die Gefangennahme des Verbrechers vermitteln, aber seinen Tod, seine Ermordung verhindern konnte.

Jetzt, wo ein langer Zeitraum seit diesem furchtbaren Vorfall verflossen ist, dessen Einzelheiten ewig unvertilgbar vor mir stehen werden, jetzt will wohl manchmal der Gedanke in mir auftauchen, es sey noch ein drittes Motiv gewesen, welches mich zurückhielt, — die Besorgniß, daß meine Entfernung als Feigheit, als Furcht vor dem kräftigen und entschlossenen Kerl ausgelegt werden könnte.

Ich war mir die Gründe meines Verhaltens vielleicht selbst nicht klar bewußt, ich ließ mich vielleicht unwillkürlich, wie in früheren Zeiten, durch das Beispiel des Grafen leiten, — genug, ich blieb.

Wir ritten eben in den hohen grünen Wald, der im hellen Sonnenlicht so ernst und schweigend, fast düster vor uns lag und das muntere Zwitschern und Jubiliren der Vögel empfing uns, aber meine Ohren vernahmen nichts von ihrem melodischen Gesang und meine frühere heitere Stimmung war vergällt.

Theilnahmlos ritt ich über den schwellenden, elastischen Rasen, der in Millionen blinkenden Thautropfen funkelte, gleichgiltig sah ich dem rieselnden Bache nach, dessen Murmeln mich gestern noch so entzückt, — hinter jedem Baumstamm, hinter jedem Busch glaubte ich die Gestalt des Flüchtlings auftauchen zu sehen und mehr als einmal war ich nahe daran, durch das Holz zu sprengen und den vermeintlich Entdeckten zu ergreifen, ehe die blutgierige Meute auf ihn eindrang.

Aber immer war es eine Täuschung meiner erregten Phantasie gewesen, denn rechts und links vor uns streiften einzelne Trupps durch den Wald, die scharf auslugten und sie hatten nichts bemerkt.

Auf einem freien Platze, nicht weit von der Stelle, wo ich gestern den Mann getroffen, machten wir Halt und der Graf ertheilte seine letzten Befehle.

Ein Theil ging links vor, der andere wandte sich rechts, dann sollten sie sich ausbreiten und im Verein mit uns, die wir hier Posto faßten, allmälig in weitem Kreise vordringen, bis wir jedes Fleckchen des Waldes durchsucht.

„Er wird uns hören und sich tiefer zurückziehen," wandte ich ein.

„Sey unbesorgt, von der andern Seite treiben die benachbarten Ortschaften; er kann uns nicht entgehen, wenn er nicht Flügel hat. Wo willst Du bleiben?"

„Ich bleibe bei Dir."

„Gut. Dann sitze ab, denn weiter reiten können wir nicht, wir müssen zu Fuß gehen."

Die Pferde wurden einem Reitknecht zum Halten übergeben, noch ein anderer Diener mit geladener Flinte blieb zurück und wir traten unsern Marsch an.

Wir kreuzten die Stelle, wo der Flüchtige gestern so plötzlich verschwunden war und drangen tiefer in das Gehölz; von rechts und links, aus weiter Ferne tönten die verabredeten Signale und zwischen dem Knistern und Krachen des niederen Buschwerks hörte man nur noch das tiefe, dumpfe Bellen der Hunde.

Aufgescheuchte Rehe flohen vor uns her, die Vögel flatterten ängstlich von Ast zu Ast, aber Niemand achtete ihrer, — alle Blicke suchten nur einen einzigen Gegenstand, suchten nur den unglücklichen Brandstifter.

Stunde auf Stunde verrann, wie wir so Schritt vor Schritt vorwärts rückten; die Sonne stieg höher an dem blauen, wolkenlosen Himmel und sandte ihre Strahlen versengend auf die Erde, aber wir spürten ihre Wirkung nicht; das dichte Laubdach des Waldes breitete kühlenden Schatten über uns und unsere Füße waren naß von dem reichlichen Thau der Gräser. Schärfer und spähender wurden die Blicke, je weiter wir suchten und je mehr wir uns dem Ende des Forstes näherten; nur noch eine kleine Schlucht war zu durchsteigen, dann eine einsame Steinpartie und wir standen an dem Weiher, der die Grenze der gräflichen Besitzung bildete.

Der Graf ging neben mir mit gespannter Büchse und verfolgte mit forschendem Auge die Bewegungen der Hunde, welche eifrig, die Nase tief am Boden, nach einer Fährte suchten; jetzt stand er plötzlich still und lauschte angestrengt nach der linken Seite, von wo laute, rufende Stimmen zu uns herübertönten.

Lautes Hundegebell mischte sich ein und nun krachte ein Schuß, noch einer und ein dritter, daß der Schall weithin durch die Waldung drang.

„Viktoria!" rief der Graf, „sie haben ihn!", und ein langgezogenes Signal hallte hinunter.

Aber keine Antwort erfolgte, nur das Bellen der Hunde wurde stärker, wüthender und schien näher zu kommen.

„Er ist ihnen noch einmal entwischt, aber die Hunde sind ihm auf der Spur. Er ist verloren."

Wir gingen jetzt schneller vor, die Hunde voraus und vernahmen schon die Zurufe der Andern, die sich jetzt näherten; wir sahen die Gestalten des Försters mit seinen Holzfällern und gewahrten, wie er mit ausgestrecktem Arm nach der Richtung der Schlucht deutete.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

(Theater-Anekdoten.) Vor Kurzem ist in London bei Wm. H. Allen u. Comp. in zwei ziemlich starken Bänden eine „**History of the Opera from its Origin in Italy to the present Time**" von Sutherland Edwards erschienen, welche den Leser für die Oberflächlichkeit und den Mangel wissenschaftlicher Behandlung durch einen außerordentlichen Reichthum an unterhaltenden Anekdoten über die Celebritäten der europäischen Bühnen entschädigt. Wir greifen folgende heraus:

Unter den ausgezeichneten Kunstliebhabern der Periode der (französischen) Regentschaft befand sich M. de Saint Montant, welcher die Viola wundervoll spielte und auch seine Söhne und Töchter in dieser Kunst unterrichtet hatte. In einen Prozeß verwickelt, welcher zu Nimes geführt wurde, begab er sich mit seiner musikalischen Familie zu den Richtern, legte ihnen, einem nach dem andern, seine Sache vor und gab jedem zum Schluß ein Concert, durch welches er sie so hinriß, daß sie einstimmig zu seinen Gunsten entschieden.

Früher war ein Prozeß fast in derselben Art, aber logischer, zu Gunsten von Joseph Campra, dem Bruder des Componisten an der Oper zu Marseille, entschieden worden. Der Direktor nämlich weigerte sich, die Musiker zu bezahlen, weil sie nicht gut genug spielten. In Folge dessen wurde er von dem ganzen Corps verklagt, welches bei seinem Erscheinen im Gerichtshofe durch Campra das Gesuch um die Erlaubniß stellte, seine eigene Sache führen zu dürfen. Als der Gerichtshof die Erlaubniß ertheilte, stellten sich die Instrumentalisten in Orchesterordnung auf und begannen unter Campra's Direktion eine Ouverture von Lulli und die Exekutirung dieses Stückes entzückte das Tribunal so, daß es einstimmig den Direktor zur Zahlung der verlangten Summe verurtheilte.

Ein noch kurioserer Streit zwischen einem Violinisten und einem Tänzer wurde für beide Parteien zufriedenstellend geschlichtet. Der Tänzer befand sich auf der Bühne und übte neue Pas ein, während der Violinist im Orchester die nöthige musikalische Begleitung dazu spielte.

„Ihr Gekratze ist genügend, einen Menschen wahnsinnig zu machen," sagte der Tänzer.

„Sehr wahrscheinlich," erwiderte der Musiker, „und Ihr Gespringe ist höchstens eines Clowns würdig. Da Sie ein so feines Gehör haben und die Natur Ihnen auch die geringste Grazie versagt hat, so würden Sie vielleicht gern meinen Platz im Orchester einnehmen?"

„Ihre Unbehilflichkeit mit dem Bogen läßt mich zweifeln, ob Ihre brauchbarsten Gliedmaßen nicht Ihre Beine sind," antwortete der Tänzer. „Sie werden nie etwas Vernünftiges thun, wo sie sind. Warum versuchen Sie nicht Ihr Glück im Ballet? Geben Sie mir die Violine und kommen Sie auf die Bühne. Ich kann bereits Skala spielen. Sie können mich Menuetten spielen lehren und ich will Ihnen zeigen, wie Sie dieselben tanzen sollen."

Der vorgeschlagene Tausch fand statt und hatte das glücklichste Resultat. Der unmusikalische Fiedler, dessen Name Dupré war, erwarb sich großen Ruhm im Ballet und Léclair, der ungeschickte Tänzer, wurde das Haupt der französischen Schule im Violinspiel.

Zu der Zeit, als die berühmte Tänzerin Sallé florirte, war es in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in der Pariser guten Gesellschaft nicht Sitte, daß junge Damen vor ihrer Verheirathung in der Oper erschienen. Ihre Mütter waren entschlossen, entweder ihre Töchter von jeder Gefahr entfernt zu halten, oder einer gefährlichen Nebenbuhlerschaft so lange als möglich zu entgehen. Sobald aber sie eben einen Mann hatte, konnte sich die neu verheirathete Dame in der Oper so oft zeigen, als ihr beliebte und es war ein Punkt der Etiquette, daß sie durch die Oper in die fashionable Welt eintrat. Diese Debütantinnen des Publikums präsentirten sich demselben in dem reichsten Anzuge und mit den brillantesten Diamanten und wenn der Effekt gut war, gaben die Herren in dem Parterre ihre Zufriedenheit durch Händeklatschen zu erkennen.

Mademoiselle Sallé war 1734 für die Carnevalszeit mit 1000 Kronen (3000 Franks) nach London engagirt worden. Der Direktor eines rivalisirenden Theaters bot ihr bei der Ankunft statt 1000 Kronen, welche sie von Händel angenommen hatte, 3000 Guineen (21,000 Thlr.) an, indem er hinzufügte, da sie keinen Kontrakt unterzeichnet habe, hindere sie nichts an diesem Tausche.

„Und mein Wort," antwortete die seltene Tänzerin, „zählt mein Wort für nichts?"

Diese Erwiederung bereitete, applaudirt und von Mund zu Mund zirkulirt, Sallé's Erfolg vor und hatte den glücklichsten Einfluß auf ihre Benefizvorstellung. Alle Londoner Journale gaben glänzende Berichte über die Triumphe der Maria Taglioni und die Zeichen von Bewunderung und Dankbarkeit, welche sie erhielt. Eben so schmeichelhafte Schilderungen kamen uns von den eisigen Ufern der Neva zu. Bloße Kleinigkeiten, **niaiseries, debolleze!** Dieses Furore, dieser Enthusiasmus, dieser Fanatismus, diese königliche und kaiserliche Freigebigkeit, war sehr wenig oder vielmehr nichts im Vergleich zu der Huldigung, welche die Söhne Albions an die göttliche Salé verschwendeten. Die Geschichte erzählt uns, daß bei ihrer Benefizvorstellung die Leute vor den Thüren des Theaters fochten, daß unzählige Theaterfreunde sich genöthigt sahen, mit ihren Degen oder wenigstens ihren Fäusten die Plätze zu erobern, welche ihnen zu enormen Preisen in der öffentlichen Auktion zugeschlagen worden waren. Die Plätze wurden verauktionirt; als Mademoiselle Sallé ihren letzten Knix machte und das Parterre mit der bezauberndsten Anmuth anlächelte, brach aus allen Räumen ein furioser Applaus los und schien das Theater bis in seine Grundfesten zu erschüttern. Während der Wirbelwind heulte und der Donner brüllte, fiel ein Hagel von gefüllten Börsen auf die Bühne und ein Schauer von Bonbons folgte in derselben Richtung. Diese in London verfertigten Bonbons waren von eigenthümlicher Beschaffenheit, Guineen, nicht etwa wie die Doublonen und Louisdor's in Teigmasse, wie sie in den Schaufenstern der Zuckerbäcker liegen; nein, gute, echte Guineen von peruanischem Metall bildeten, gut und solid zusammengebunden, die Leckerei und die Papillotte war eine Banknote. Das waren kostbare Projektilen; Argumente, welche noch immer klangen, wenn der flüchtige Sturm des Applauses zu Ende war. Unsere Lieblings-Virtuosinnen setzen jetzt, nachdem sie dieselben einen Augenblick ans Herz gedrückt haben, die ihnen von einem elektrischen Publikum zugeworfenen Kränze auf den Kopf. Mademoiselle Sallé steckte die Beweise der Anerkennung ihrer Bewunderer in ihre Taschen oder vielmehr Beutel und die leichte und schäkernde Truppe der kleinen Liebesgötter, welche die neue Tänzerin umschwebten, lasen die kostbaren Zuckerpflaumen, wie sie herabfielen, auf, und acht tanzende Satyrs trugen die improvisirten Schätze hüpfend hinweg. Diese Aufführung brachte Mademoiselle Sallé mehr als 200,000 Franks ein. So erzählt wenigstens Castil Blaze.

Nach einer Notiz in der neuesten Nummer der „Illustrated London News" ist ein Schneider in Orford, Will. Ashford, zur Deportation auf sieben Jahre verurtheilt worden, weil er mit **sechs!!** Frauen, alle noch am Leben, die Ehe eingegangen ist. Als er sein Urtheil vernahm, sagte er: für jede Frau ein Jahr, so habe ich also nach meiner Strafzeit noch eine frei.

C h a r a d e.

1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12.

Eines deutschen Fürsten Residenz
Nenne ich dir. Wenn die Flur der Lenz
Segensreich mit Hoffnungsblüthen schmückt,
Weilt er dort, was dann sein Volk beglückt.

1. 2. 3. 4. 5. 6.

In mir ist der edle Fürst genannt,
Der die Künste liebt, mit milder Hand
Armen hilft und für das Schöne glüht,
Daß dem Volke Glück und Wohlseyn blüht.

4. 9. 8. 1.

Und ich lindre Erdennoth und Leid;
Meine Saat, vom **Zweiten** ausgestreut,
Vielfach, reift zur Frucht, die selbst sich preist;
Sie belebt der Nachwelt Herz und Geist.

6. 9. 1. 3.

Aus dem Sand des Rheines wascht man mich,
Bin vereint mit Letztrem schwesterlich;
Stellet Eins das Andre gänzlich blos,
Bin ich ohne Werth, es blüthenlos.

8. 2. 1. 3.

Edle Herzen nur sind mein Asyl,
Mache mich bemerkbar durch's Gefühl.
Jeder leiht dem Bittenden sein Ohr,
Dessen Herz zur Wohnung ich erkor.

8. 10. 5. 1.

Siechende, im Leidenskampf erschlafft,
Stärke ich mit Heldenmuth und Kraft.
Jedem Edlen, der die Tugend ehrt,
Gelte ich als Zuruf, treubewährt!

Berichtigung. In dem Gedichte „Die sterbende Mutter" in Nro. 102 d. Bl. lese man in der 3. Zeile der 5. Strophe „**nicht**" statt „einst."

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 104. Sonntag, 31. August 1862.

Eine hohe Jagd.

(Schluß.)

Ein kleiner Hügel, oder vielmehr ein einzelner Felsblock, der im Laufe der Jahrhunderte in Trümmern zerfallen war und in dessen Rissen rankende Brombeeren und junges Gesträuch wucherte, lag in unserm Weg: wir eilten hastig um ihn herum und eine kleine, nur mit niedrigem Holz bestandene Ebene breitete sich vor uns aus.

Wir sahen die Zweige einiger Büsche sich heftig bewegen, als ob ein schwerer Körper sich durch sie Bahn bräche, und die ganze Schaar der Hunde hinterher stürmen: der Graf riß die Büchse an die Backe und feuerte nach der Richtung, wo das Schwanken der Zweige sich bemerkbar machte.

Es war kein Zweifel, der Gesuchte war hier und floh vor uns, aber der Schuß des Grafen schien ebenfalls nicht getroffen zu haben, denn das Bellen der Hunde tönte weiter und weiter und das Buschwerk war wieder ruhig und still wie zuvor.

Vor uns durchschnitt eine schmale, aber tiefe und steile Schlucht das Terrain; sie war zerrissen und mit kahlen Felstrümmern bedeckt, zwischen denen dunkelgrüne Tannen aufschossen; auch die Sohle dieses Felsthales war mit mächtigen Edeltannen bestanden, deren spitze, schwanke Wipfel fast bis zu unseren Füßen aufragten, während der Grund unter ihren breiten, hängenden Zweigen in tiefer Nacht begraben lag.

Auf der anderen Seite der Kluft erschien der Förster mit einigen Begleitern, welche auf und ab suchten und die Hunde auf die Spur zu bringen suchten, aber sie schienen keine Witterung zu haben, denn sie trabten rathlos und schnobernd hin und her.

„Drüben ist er nicht," sagte der Graf, „er muß auf unserer Seite stecken. Und sieh! Ha, ich wußte doch, daß ich ihn treffen würde!"

Triumphirend wies er auf den Erdboden zu seinen Füßen und als ich näher hinzutrat, gewahrte ich vor ihm einen großen, dunklen Fleck, von welchem sich eine lange schmale Linie, dann große Tropfen nach der Schlucht hinzogen.

Es war Blut.

„Jetzt haben wir die sichere Spur!" frohlockte der Graf, — „noch einige Minuten und er ist unser!"

Aber seltsam, — als er an der Schlucht stand und hinunterblickte, sah er die Hunde wieder schnüffeln und spüren, als hätten sie die Fährte verloren, auch die Blutstropfen, die ihn bisher geleitet, hörten plötzlich auf, und weit hinunter gelehnt, sah er verwundert hinab.

„Weiß der Teufel," brummte er, „der Kerl ist wieder fort!"

Dicht über ihn breitete eine Tanne ihre Aeste aus und hing halb über der Schlucht, während sie den Grafen, der auf einer vorspringenden Felsspitze stand, mit ihrem Schatten bedeckte. Ich glaubte einen der Zweige sich bewegen zu sehen und der Gedanke, der Gesuchte könne sich auf dem Baume verborgen haben, stieg in mir auf. Ich wollte meinem Freunde zurufen, als ein leiser, klatschender Ton diesen aufmerksam machte und ihn aufblicken ließ.

Es war ein großer schwerer Tropfen neben ihm auf den Felsen gefallen und als er ihn betrachtete, sah er, daß es Blut war. Eine grimmige Freude zuckte über sein Gesicht; er trat einen Schritt zurück, blickte scharf hinauf in das Geäste der Tanne und dann legte er, langsam und sicher zielend, die Büchse an.

„Viktor!" schrie ich in namenloser Beklemmung, „Viktor, schieße nicht, um Gotteswillen, er ist wehrlos!"

Zu spät — schon knallte die Büchse, in der Tanne raschelte und zitterte es, dann sank der Getroffene langsam herab. Mit der rechten Hand hielt er krampfhaft den Ast gepackt und hing so, lang ausgestreckt, hernieder, während ein konvulsivisches Zittern seinen Körper überflog; die Linke schlotterte schlaff hin und her und von den Fingerspitzen rann das frische Blut

in reichlichen Tropfen auf den nackten Fels. Nie werde ich den Ausdruck seines Gesichtes vergessen, als er so zwischen Himmel und Erde schwebte.

Verzweiflung, Schmerz und Wuth verzerrten es zu einem furchtbaren Bilde, nur das graue Auge, weit herausgetreten aus seiner Höhlung, blitzte in ungebändigter Wildheit und unauslöschlichem Haß zu dem Grafen herüber.

Dieser stand ruhig und gleichmüthig auf seine Büchse gelehnt und schaute theilnahmlos auf den qualvollen Kampf des Unglücklichen, unter dessen zuckenden Anstrengungen der mächtige Baum zu wanken schien.

Jetzt ließen seine Kräfte ersichtlich nach, er versuchte noch einmal, sich auf den Ast zu heben, aber vergeblich, — der Arm erlahmte ihm, die Hand öffnete sich und mit geschlossenen Augen, eine leblose Masse, stürzte er wenige Schritte von dem Grafen auf den Felsen herab.

Ich wandte mich ab, da ich den Anblick nicht ertragen konnte, der Graf aber trat näher hinzu und stieß mit dem Kolben der Büchse dem Gefallenen in die Seite — er regte sich nicht.

„Der hat genug," sagte er kalt, „er wird kein Feuer mehr anlegen."

Der Graf hatte sich umgewendet, als er diese Worte zu mir sprach; er stand dicht an dem scharfen Rand der Klippe, auf dem auch der Verwundete lag und sein Fuß berührte fast dessen schlaff und regungslos über den Stein ausgestreckten Arm.

Die Anrede meines Freundes veranlaßte mich, zurückzublicken und in demselben Augenblicke auch schrie ich laut auf:

„Viktor, sieh Dich vor — rette Dich!"

Der Brandstifter hatte sich wie durch ein Wunder aufgerichtet; mit einer letzten Anstrengung aller seiner Kräfte hatte er sich auf die Kniee erhoben, sein Auge blitzte noch einmal in vernichtender Wuth auf und die Hand streckte sich krallend nach seinem Peiniger aus.

Mit einem letzten, gewaltigen Griff seiner eisernen Faust hatte der Verwundete sein Bein gepackt, mit einer unwiderstehlichen Kraft riß er ihn nieder und im nächsten Augenblicke waren Beide über den Rand der Klippe verschwunden.

Einen erstickten Schrei vernahm ich noch, dann hörte ich deutlich ein furchtbares Krachen und Brechen in den Zweigen der unten stehenden Tannen, welches sich zwei oder drei Mal wiederholte und dann herrschte wieder eine Todesstille in der Schlucht.

Ich wagte kaum zu athmen, ein kalter Schweiß trat mir auf die Stirne und wie gebannt, keiner Bewegung mächtig, starrte ich hinab. Drüben kletterte der Förster mit der Schnelligkeit und Gewandtheit einer Katze den Abhang hinab, Andere folgten ihm und bald vernahm ich ihre Stimmen, ihr lautes Geschrei aus der Tiefe.

Der Ton ihrer Stimmen weckte mich aus meiner Erstarrung, ich folgte der Richtung, welche sie mir anzeigten und nach kurzem Marsch war ich unter ihnen.

Da lagen sie Beide, Sieger und Besiegter, Herr und Knecht, in gegenseitiger, krampfhafter Umschlingung, mit eigenem und fremdem Blut übergossen, Beide in tiefer Ohnmacht, wenn nicht im Tode.

Kein Lebenszeichen bewegte diese erstarrten Körper, kein Athem hob diese blutbeströmte Brust und kein Hauch trennte diese bleichen, in trotziger Wuth zusammengepreßten Lippen. Nur mit Mühe gelang es, die Beiden zu trennen — der Brandstifter, von der Kugel des Grafen mitten in die Brust getroffen, war todt, der Graf aber lebte noch. Er lebte, aber wie!

Auf einer Bahre nach Hause getragen, der Sorgfalt eines Arztes anvertraut, der Tag und Nacht nicht von seinem Lager wich, überwand er wohl die tödtlichen Folgen seines Sturzes, aber seine Kraft und seine Gesundheit erhielt er nie wieder.

Ich weilte an seinem Bette, so lange mein Urlaub es mir gestattete, dann reiste ich ab, ehe er noch im Stande war, mich oder einen Anderen seiner Umgebung zu erkennen — die furchtbare Erschütterung hatte seinen Verstand getrübt.

Er wurde nothdürftig wiederhergestellt, aber er schlich lahm und an Krücken umher; nie kam ein Lächeln über seine Lippen und in bitteren Schmerzen, wohl auch in tiefer, qualvoller Reue, schleppte er sein Leben noch einige Jahre hin, bis endlich der Tod seinen Leiden ein Ziel setzte.

Er war der Letzte seines Stammes und selbst sein Name ist erloschen, — noch aber lebt sein Andenken in der Gegend und noch heute heißt die Kluft, wo er hinabstürzte, die Grafenschlucht.

Taubstumme Kinder
aus Ehen zwischen Verwandten.

Ueber den Einfluß, welchen die Heirathen zwischen Verwandten auf das Hervorgehen von taubstummen Kindern ausüben, hat M. Boudin kürzlich der Akademie der Wissenschaften in Paris eine sehr interessante Abhandlung übergeben, der wir Folgendes entnehmen: 1) In Frankreich machen die Heirathen unter Blutsverwandten ungefähr 2 pCt. aller geschlossenen Ehen aus, während die Zahl der taubstummen Kinder, die aus Ehen zwischen Verwandten hervorgehen, sich

zu der Zahl aller als taubstumm geborenen Kinder verhält z. B. in Lyon wie 25 zu 100, in Paris wie 28 zu 100, in Bordeaux wie 30 zu 100. 2) Das Verhältniß der taubstummen Kinder wächst mit dem Grade der Verwandtschaft der Eltern, so zwar, daß, wenn man die Gefahr, ein taubstummes Kind aus einer gewöhnlichen Ehe hervorgehen zu sehen, mit 1 bezeichnet, diese Gefahr mit der Zahl 18 bezeichnet werden muß bei Heirathen zwischen Cousin und Cousine, mit 37 bei Heirathen zwischen Onkel und Nichte und mit 70 bei Heirathen zwischen Neffe und Tante. 3) In Berlin zählt man $3^1/_{10}$ taubstumme Kinder auf 10,000 Katholiken, 6 Taubstumme auf 10,000 Protestanten und 27 Taubstumme auf 10,000 Juden; mit anderen Worten, das Verhältniß der Taubstummen wächst in dem Grade, als die verschiedenen Religionsbekenntnisse die Ehen zwischen Verwandten erleichtern (die katholische Religion ist bekanntlich am strengsten in diesem Punkte). 4) Man zählte im Jahre 1840 im Distrikt von Jowa (Vereinigte Staaten von Nordamerika) $2^3/_{10}$ Taubstumme auf 10,000 Weiße, aber 212 Taubstumme auf 10,000 Negersklaven. Unter der farbigen Bevölkerung, wo die Sklaverei die Heirathen unter Blutsverwandten geradezu begünstigt, ist also die Zahl der als taubstumm Geborenen im Verhältniß 91mal so groß, als bei der freien weißen Bevölkerung, die von Gesetz, Moral und Religion geschützt wird. 5) Taubstumme Kinder stammen nicht immer direkt von blutsverwandten Eltern ab, sondern gehen manchmal auch indirekt erst aus weiteren Kreuzheirathen hervor. 6) Aus Ehen, die zwischen taubstummen, aber nicht verwandten Eltern geschlossen werden, gehen nur höchst ausnahmsweise wieder taubstumme Kinder hervor, so daß man nicht im Entferntesten an eine Erblichkeit des Uebels glauben darf. 7) Die Zahl der Taubstummen wächst oft sehr merklich in Gegenden, wo sich natürliche Hindernisse den Kreuzheirathen entgegensetzen; so z. B. erhebt sich die Zahl der Taubstummen, die für das ganze Frankreich 6 auf 10,000 Einwohner beträgt, auf der Insel Korsika auf 14, in den Hochalpen auf 23, in Island auf 11, im Kanton Bern auf 28 (immer für 10,000 Einwohner gerechnet). 8) Man kann die Zahl aller Taubstummen in ganz Europa auf ungefähr eine Viertelmillion abschätzen.

Mannigfaltiges.

(Interessante Folgen einer Indiskretion.) Das nachfolgend erzählte pikante Abenteuer bildet zur Zeit den Gesprächsstoff in der Berliner Gesellschaft: Ein junger Künstler, der zwar ein hübsches Talent, aber sonst kein Vermögen besaß, erhielt vor wenigen Tagen eine Einladung zu einem glänzenden Zauberfeste, das einer unserer reichsten Rentiers auf seiner reizenden Villa gab. Es wurde ausgezeichnet soupirt, Champagner in Strömen vergossen und Eis in Bergen verzehrt. Die Gesellschaft amüsirt sich „gottvoll" und besonders die glückliche Jugend, welche nicht den Augenblick erwarten konnte, wo in dem eleganten Salon der Ball eröffnet wurde. Am Arme ihrer Tänzer schwebten die holden Damen und wiegten sich zum Takte der Musik, Niemand aber tanzte besser und graziöser als die einzige Tochter des reichen Rentiers an der Seite des jungen Malers. Es bildete sich ein Kreis von Bewunderern um das schöne Paar, das in der That für einander geschaffen schien, aber wie durfte ein Künstler, dessen ganzes Vermögen in seinem Pinsel und in der Palette bestand, seine Augen zu der vielbegehrten Königin des Festes erheben? Und selbst, wenn er so dreist gewesen wäre, konnte er jemals hoffen, den praktischen, lebensklugen Vater zu gewinnen? Der arme Maler verschloß daher das Geheimniß seiner Liebe in der Tiefe seines Herzens und ließ selbst seine nächsten und besten Freunde nicht ahnen, wie innig und leidenschaftlich er das schöne Mädchen liebte. Zu diesen Freunden gehörte vor Allen der Bruder seiner Angebeteten, ein liebenswürdiger Mann von vierundzwanzig Jahren, der ebenfalls in Amors Fesseln schmachtete. Er interessirte sich lebhaft für eine Freundin seiner Schwester, deren piquantes und zugleich launenhaftes Wesen ihn fortwährend wegen der Erwiederung seiner heimlichen Neigung in Zweifel ließ. Die reizende Coquette fand ein besonderes Vergnügen daran, seine Huldigungen anzunehmen, ihn jedoch durch Erregung von Eifersucht zu quälen und seine Geduld mitunter auf die härtesten Proben zu stellen. Das hatte sie auch an diesem Abende redlich gethan und ihn dadurch, in Verbindung mit einigen Gläsern Champagner, in einen Zustand der höchsten Aufregung versetzt, so daß er seine Leidenschaft kaum mehr zu zügeln vermochte. Der Gegenstand seiner Eifersucht war ein Regierungsassessor, ein ausgezeichneter Tänzer und außerdem ein gefährlicher Eroberer weiblicher Herzen. Kurz vor dem Cotillon, den er selbst mit der kleinen Coquette zu eröffnen gedachte, suchte der Sohn des Hauses die Dame seines Herzens, um sie zu engagiren. Aber vergebens schweiften seine Blicke von einem Ende des Saales bis zu dem andern; nirgends war sie zu sehen. Auch der Assessor, der sie den ganzen Abend nicht verlassen hatte, war verschwunden. Ein furchtbarer Verdacht ergreift den jungen Mann und die Furien der Eifersucht bestürmen

seine ihren Einflüsterungen nur allzu leicht zugängliche Brust. Er zweifelte nicht daran, daß es sich um ein Rendezvous in dem dunklen Garten handle, der dicht an die Villa grenzt. Die Leidenschaft verblendet ihn in einem so hohen Grade, daß er jede Diskretion vergißt und nur den einen Gedanken zu fassen kann, sich an der Treulosen zu rächen. Er forderte einige Freunde auf, ihm in den Park zu folgen, wo ein Feuerwerk das heutige Fest krönen sollte. Unter dem Vorwande, die getroffenen Vorbereitungen zu untersuchen und dann die Schwärmer, Leuchtkugeln und Raketen selbst abbrennen zu wollen, durchstreift er den ganzen Garten nach allen Richtungen, bis ihn ein verrätherisches Flüstern auf die richtige Spur und in die Nähe einer Laube führt. Vorsichtig schleicht er mit seinen Begleitern heran, indem er ihnen einen Wink gibt. Zugleich zieht er aus seiner Tasche eine zu diesem Zwecke mitgebrachte bengalische Flamme, welche er mit seinem Luntenfeuerzeuge anzündete. Augenblicklich erscheint die Laube in taghellen Beleuchtung, ein Schrei ertönt und der Unbesonnene sieht zugleich mit seinen Freunden — die eigene Schwester an der Seite des armen Malers. In höchster Bestürzung fordert er den Anwesenden ihr Ehrenwort ab, kein Wort von dem tückischen Zufall zu verrathen; aber schon in der Pause, welche dem Cotillon folgte, wurde das Siegel von ihren Lippen genommen. Der reiche Rentier, der übrigens ein höchst vernünftiger und lebenskluger Mann war, verkündigte unter schmetterndem Trompetenklang seinen erstaunten Gästen die Verlobung seiner einzigen Tochter mit dem jungen Maler, nachdem er zuvor mit seinem Sohne eine kurze Unterredung gehabt hatte. Auch die kleine Coquette vermochte sich in den Augen ihres Liebhabers vollkommen zu rechtfertigen und Beide scheinen aus dem Vorfalle manche nützliche Lehre geschöpft zu haben, so daß vielleicht statt eines, bald zwei Brautpaare in dem Hause des glücklichen Rentier sich finden werden.

(Heirathen in Persien.) Ueber die Art und Weise, wie dieselben zu Stande kommen, berichtet Petermann Folgendes: Wenn ein Moslem in Bagdad sich verheirathen will, so geht er zu dem Imam seines Stadtviertels und sagt ihm, daß er sich das Mädchen oder die Wittwe N. N., Tochter des N. N., zur Frau erkoren habe. Auf dessen Frage, ob sie mit ihm einverstanden sey, erwiedert er mit ja; dann läßt sich der Imam von ihm sagen, wie viel er ihr bei der Hochzeit und welche Summe er ihr für den Fall, daß er früher als sie sterbe oder sie entlasse, zu geben bestimmt habe. Er sagt ihm Beides und der Imam begibt sich darauf zu der Braut und fragt sie in Gegenwart ihrer Angehörigen. Anfangs schweigt sie verschämt, dann gesteht sie ihm, daß sie einig sey und sagt ihm die Mitgift. Nun muß sie einen Vormund stellen. Dieser ist entweder ihr Vater, oder, wenn dieser schon gestorben ist, ihr Oheim von Vatersseite oder ihr Bruder. Auch der Bräutigam stellt einen Vormund. Darauf schreibt der Imam den Ehevertrag, untersiegelt ihn — nämlich mit Tinte, wie dies überall, auch bei allen Briefen und Bescheinigungen geschieht, nicht mit Siegellack — und läßt ihn neben und nach sich auch von den beiden Muchtars des Stadtviertels untersiegeln. Diesen Vertrag trägt er in den Gerichtshof zu dem Kadhi oder dessen Stellvertreter und mit ihm gehen die beiden Vormünder dahin. Sie legen die beiden Daumen der rechten Hand ineinander, darüber wird ein Tuch gelegt und dann ein Gebet, eine Art Einsegnung, darüber gesprochen. Hierauf wird eine gedruckte, mit dem Siegel des Sultans versehene Formel ausgefüllt und damit ist die Ehe geschlossen. Der Bräutigam macht sein Haus zurecht und holt die Braut, wenn er fertig ist, aus dem Harem, wo eine Frau seine Hand in die ihrige legt und sie ihm dann übergibt. Wenn der Vater nicht Vormund seyn und nicht einwilligen will, so kann dies der Oheim oder der Bruder der Braut gegen des Vaters Willen thun; wollen aber diese Alle nicht, so können sie, sofern kein Verbrechen von Seiten des andern Theils obwaltet, nach der Lehre der Hanefiten dazu gezwungen werden, nicht aber nach der der Schafiiten und Malekiten. Man sieht hieraus, daß doch auch bei den Mohamedanern eine vorherige gegenseitige Bekanntschaft und Zuneigung vorausgesetzt wird.

(Ein Bamberger Cicerone.) Die Münchener „Fliegenden Blätter“ bringen folgendes Zwiegespräch. Fremder: „Erlauben Sie mir, lieber Herr, können Sie uns nicht sagen, wo man hier ein gutes Glas Bier zu trinken bekommt!“ Bamberger: „Dös kann ich Ihne schon sagen, meine Herren. Wanns a gutes Glas Bier trinken wollen, so gehens da die Gassen hinauf, bei der Kirchen vorbei, die nächste Gasse danach biegens links ein und gehen bis zur dritten Quergasse rechts. Die gehens hinunter; dann kommens an eine Brucken, die gehens hinüber und gleich rechts das vierte Haus, da findens a gutes Bier. Wanns aber a recht gutes Bier trinken wollen, so gehens nur gleich in das Haus da vor uns, in fünf Minuten bin ich auch schon dort!“

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 105. Dienstag, 2. September 1862.

Göttliches Walten.

1.

Unruhig schritt der alte Major von Helmbrück in seinem Arbeitszimmer auf und nieder, bald maß er mit langen Schritten das mittelgroße Gemach, bald stand er wieder vor dem Fenster still und blickte, die Stirne in krause Falten gezogen, den dichtfallenden Schneeflocken zu, dann griff er hastig nach dem auf seinem Schreibtische liegenden Brief und überlas den schon zwanzig Mal gelesenen zum einundzwanzigsten Male, stampfte ungeduldig mit dem Fuße, setzte die längst ausgegangene Pfeife unsanft in die Ecke und rief: „Er soll mir nur kommen, der Junge! Mir solche Streiche zu machen! Sich in ein Blumenmädchen zu verlieben, das fehlte mir auch noch! Hab's aber immer gesagt, aus dem Jungen wird nichts, er hat gar keinen Ehrgeiz, darum wollte er auch kein Soldat werden, dazu ist er zu weichlich. Das hat man von den Muttersöhnchen, die die Mama verhätschelt. Hat ihn ja immer in Schutz genommen, die Frau Mama, bin doch begierig, was sie jetzt für Beschönigungen wird ausfindig zu machen wissen, oder ob ihr mütterliches Bemäntelungstalent jetzt endlich einmal auf den Sand aufzusitzen kommt! Potz Bomben und Granaten, man möchte rasend werden über so einen verrückten Jungen! — Ein Blumenmädchen! ein Blumenmädchen! Wäre ein gefunden Fressen für die alten Klatschjungfern! Aber was mache ich da noch lange Faxen," fuhr er nach einer kleinen Pause fort, „ich will mich sogleich hinsetzen und ihm meine väterliche Resolution mittheilen, heißt einfach: Rechtsumkehrt, Marsch!" Und er schrieb:

Ungerathener, pflichtvergessener Sohn!

Angesichts dieses befiehlt Dir Dein erzürnter Vater sofort Ordre zu pariren, sie lautet: Einpacken, nach dem Bahnhof zu fahren, Karte nach Neustadt lösen, morgen hier seyn und bleiben bis auf Weiteres.

Noch Dein Vater

Major von Helmbrück.

„So, das hätten wir besorgt," rief der Alte triumphirend über seine energische Prozedur, „nun soll's der Johann auch sogleich zur Post besorgen." Aber die Nemesis schreitet schnell, der so unglücklich begonnene Tag sollte nicht so bald eine ruhigere Physiognomie zeigen. Der Major klingelte, griff dann nach der Streubüchse, aber, o Unglück, in der Eile vertauschte er das Tintenfaß, das er seinem ganzen Inhalt nach über das Papier entleerte, so daß der Tisch von der dunklen Flüssigkeit überschwemmt war. Schon drohete das schwarze Meer sich auch auf den Boden zu ergießen, da sprang der Major fluchend auf, wobei er dem treuen Caro, der kaum wieder aus der Ecke, in welcher er sich bei den Wuthausbrüchen seines Herrn erschreckt verkrochen hatte, wedelnd herausgeschlichen war, so gewaltig auf den Fuß trat, daß das arme Thier heulend nach der neben sich öffnenden Thüre sprang. Die alte Köchin Margaretha war nämlich gerade eingetreten, um zu melden, daß der Johann von der gnädigen Frau ausgeschickt worden und der Herr Major sich darum etwas gedulden müsse. Caro benutzte diese Gelegenheit und versuchte der dicken Trulle zwischen den Beinen durchzuschlüpfen, worüber diese jedoch das Gleichgewicht verlor und schreiend zu Boden stürzte. Bei diesem Aufschrei drehte sich der Major, in der Hand das mit Tinte getränkte Papier, welches er dem Papierkorbe zuzuschicken beabsichtigte, herum; die bereits zum Wurfe gehobene Faust machte ebenfalls eine Schwenkung und das Papier flog statt in den Korb nach der Thüre und dem gerade unter dieselbe tretenden Barbier, welcher bei dem allzukomischen Vorgang seine Lachmuskeln nicht zu bemeistern vermochte und seinen großen Rachen eben weit aufgesperrt hatte, gerade in denselben — pardautz und

das Tintenpapier steckte ihm zwischen den Kinnladen. Dieses so unerwartet auf seinen gähnenden Schlund applizirte Pflaster bewies sich von ebenso rascher Wirkung; sein Mund verzog sich, als ob er Wermuth geschluckt und er fing so jämmerlich an zu speien und zu pusten, daß der Major trotz seines Aergers und Zorns in ein wahrhaft konvulsivisches Lachen ausbrach, an welchem die wieder erstandene Köchin herzlichen Antheil nahm. Es dauerte einige Minuten, bis derselbe wieder so weit Herr seiner selbst geworden, daß er im Stande war, die Köchin mit einem kleinen Donnerwetter hinaus zu expediren und sich selbst auf den Sorgensessel niederzulassen, um der alltäglichen Schur heute mit einer gewissen Resignation sich zu unterziehen, es kostete eine verzweiflungsvolle Anstrengung, um für eine kleine Weile den Aerger zu unterdrücken. Aber, armer Barbier, wie unbehaglich war Dir zu Muthe bei den grimmigen Blicken, welche der alte Bär unter seinen buschigen Brauen hervorwetterleuchten ließ! Fürchtest Du Dich doch schon vor dem barschen, martialischen Mann auch zu den gewöhnlichen, ruhigen Zeiten, wenn nur die stereotypen Rauchwolken den Majorshorizont nebelhaft umwölkten und verdüsterten! Aber der Muth der Verzweiflung bewirkte Wunder und es gelang ihm heute, das rauhe Steppelfeld so glatt abzumähen, daß den prüfend darübergleitenden Fingerspitzen auch nicht die geringste Unebenheit begegnete und zwar gelang dies, ohne alle und jede Blutspur, ohne den geringsten Ritz oder Schnitt. Der Major, der, als er sich im Spiegel betrachtet, zufällig einen Blick auf das ihn ängstlich beobachtende Gesicht des Barbiers warf, mußte unwillkürlich lächeln und dieser zufällige Blick, das darauf folgende Lächeln und die ganz absichtslos an den Barbier gerichtete Frage sollte auf das Schicksal zweier uns bis jetzt kaum genannten, aber uns im Verlaufe dieser Erzählung noch vielfach begegnenden Personen einen ganz entscheidenden Einfluß ausüben.

„Ei, wo haben Sie denn so fein rasiren gelernt, Herr Doktor?“ fragte der Major lachend. „Mein Bart ist ja wie weggeblasen und mein Kinn fühlt sich an wie das Sammtpatschchen eines jungen Mädchens. Hier haben Sie doch gewiß nicht Ihre Studien gemacht?“

„Halten zu Gnaden, Herr Major, nein, hier nicht, sondern in der Residenz, ich war bis vor einigen Wochen auf der ersten Barbierstube daselbst bei Herrn Kleinhans auf dem Wilhelmsplatz?“

„Kleinhans?“ murmelte der Major für sich, „ei das ist ja der verflixte Name: Rosalie Kleinhans, da müssen wir uns einmal näher erkundigen. Kleinhans?“ frug jetzt der Major laut, „der Name ist mir bekannt, gibt es noch mehr Kleinhanse in der Residenz oder sind Sie dort nicht bekannt?“

„Der Herr Major werden exkusiren, ich bin nur eine halbe Stunde von der Hauptstadt geboren, habe dort mehrere Verwandte und kenne mich so ziemlich daselbst aus. Ja, der Kleinhanse gibt es eine ganze Masse: da ist neben dem Meister Bader noch der Schneidermeister in der goldenen Hutgasse, der Bäcker in der grünen Leiter, der Leinweber an dem rothen Kreuzthor, der Kärrner in der Bockgasse, Einer ist Wirth, ein Anderer Musikus, ja und wart' einmal, da war ja auch Einer Adjunkt oder so etwas beim Hofgärtner, der ist aber schon lange todt, hat aber ein paar wunderhübsche Madels hinterlassen, ich sage Ihnen, Herr Major, da lauft einem das Wasser im Munde zusammen, wenn man die Madels sieht; die Katherl die ist prächtig, aber über die Roserl (bei diesem Namen horchte der Major hoch auf) da geht kein Maderl in der ganzen Welt. Ist die schön und gescheidt, alle jungen Herren und namentlich die Herren Lieutenants, die durch die Schiffergasse kommen, recken und drehen sich bald die Hälse aus, aber es ist ganz umsonst. Die Roserl sieht's wohl, aber sie thut, als ob sie's nicht sähe und geht ihnen aus dem Wege, denn sie ist ein braves, ehrliches Mädchen. Und dabei ist sie so gut und freundlich, pflegt und sorgt für ihre alte, kranke Mutter, ich sage Ihnen, Herr Major, sie ist ein Engel von einem Mädchen.“

„Ei, Sie sind ja ganz Feuer und Flamme, Sie gehören wohl auch zu der Zahl der vielen Anbeter dieses seltenen Wundervogels?“

„Ach nein, so hoch versteigt sich mein Sinn nicht. Ist die Roserl schon nur eine Gärtnerstochter und treibt jetzt, da das kleine Vermögen und die geringe Pension zur Ernährung der ganzen Familie und Verpflegung der kranken Mutter nicht ausreicht, einen Handel mit Blumen und Bouquets, die sie so reizend zu binden versteht, daß die vornehmen Herren und Damen nur von ihr Bouquets haben wollen, so ist sie doch für mich eine vornehme Dame: sie spielt Klavier, ist in eine Fräuleinsschule gegangen und spricht und benimmt sich nicht wie unser Eins. Sie kommt mir oft vor, wie eine verwünschte Prinzessin. Da muß Einer wie ich mit der Nase davon bleiben. Roserl hätte schon die schönsten und reichsten jungen Leute haben können, aber sie thut's nimmermehr um's Geld. Uebrigens habe ich vor ein paar Tagen gehört, daß man munkelt, ein reicher Graf habe sich in sie verliebt und habe geschworen, sie mit Gewalt zu entführen, wenn sie ihn nicht nehmen wolle. Aber der Herr Major werden es nicht übel nehmen, ich verplaudere meine Zeit und

der Herr Stadtpfarrer haben mich doch präzis zehn Uhr bestellt, weil er um elf heute den hochgeborenen Herrn Baron von Gumpfingen mit Fräulein Süß zu trauen hat."

„Ja, ja," brummte der Major, „das ist auch so eine von den Mesalliancen um des eitlen Mammons willen. Wird sich auch schön ausnehmen, die Mamsell Esther Süß, des weiland Juden Amschel Löb Süß neubekehrte Tochter, unter den hochnasigen Gumpfingen's und Ellenrod's; doch gehen Sie nur, der Herr Pastor möchten sonst höchst unchristlich und dem Brautpaar zum bösen Omen die Schale seines priesterlichen Zorns über Ihr unschuldiges Haupt ergießen, wovon ich nicht die Veranlassung seyn möchte, wenn schon nach dem heutigen Tintenbade eine Taufe mit geweihtem Wasser Ihnen sehr wohl bekommen möchte."

(Fortsetzung folgt.)

Eine Studentenwirthschaft im 15. Jahrhundert.

Im Jahre des Herrn 1451 sandte Herr Junker Ort zum Jungen, wohnhaft in Frankfurt zum Roobe auf dem Kornmarkt, seinen Sohn Petrum Jungen nach Erfurt auf die hohe Schule und gab ihm einen gewissen Nikolaus Rode von Lindenfels als Informator und Begleiter mit. Von diesem Letzteren ist im großherzoglich Hessen-Darmstädtischen Archiv ein Rechnungsbericht über die Ausgaben seines Zöglings von Ostern 1451 bis Ostern 1452 vorhanden, aus dem Archivrath Märker in Berlin im „Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit" auszugsweise einige Notizen mitgetheilt hat, die geeignet sind, ein damaliges Burschenleben zu charakterisiren. Wie mancher unserer heutigen Studenten, wenn er noch so bescheiden sich durchzuhelfen gewöhnt ist, würde es doch für eine starke Zumuthung halten, wenn er in einem Jahre mit nur 26 Gulden auskommen sollte! Mehr beträgt nämlich nicht Summa Summarum die Rechnung für beide zusammen, ohne daß sie jedoch sich dabei Etwas hätten abgehen lassen; auch ist alles Nothwendige mit eingerechnet: Kollegienhonorar, Wohnung, Kleidung, Wäsche und auch was verkneipt worden ist. Nach der vorliegenden Zusammenstellung betrug die Rechnung im ersten Halbjahr 14 Gulden weniger 14 Pfennige und im zweiten 9 Gulden 10 Groschen 4 Pfennige; dazu kommen noch an Geschenke für Nikolaus Rode 3 Gulden; macht 26 Gulden. Auf der Hinreise hat er 5 Groschen dem Fuhrmann für das Gepäck gegeben und für die Fahrt von Kreuzberg bis Salzen 6 Groschen, von da bis Erfurt 8 Groschen und unterwegs verzehrt haben sie 3 Ort. Zur häuslichen Einrichtung versahen sie sich dann mit einigen Kissen, Polstern und Betten. Die Einschreibegebühren („**pro intitulatione**") haben 23 Groschen betragen und mußte an die **Magistri** halbjährlich ein Honorar im Betrage von 1 Sexagenar entrichtet werden. Außerdem sind noch einmal 3 Pfennige für den Magister Haffnis, den Konrektor des Pädagogii, angesetzt und ebensoviel für einen Magister Simon. Einmal sind auch 5 Denar „**pro Zecha**" in Gemeinschaft mit den Herren **Magistris** in Rechnung gebracht. Ebenso ist der Pedell („**Codellus**") zweimal mit einem Salair von 4 Pfennigen bedacht worden. Was die Wohnung anlangt, so sind 5 Novi halbjährlich für Miethzins angesetzt. Für die Zeche sind wöchentlich im Durchschnitt 3 Denar in Rechnung gebracht, für die Bursa (Taschengeld) 5 Novi; in **anglinia** (d. h. den Quatemberfasten) gab es keine Bursa. Für Wäsche — gewöhnlich alle 14 Tage — werden durchschnittlich 2 oder 3 Denar, wenn aber der große Magistermantel dabei ist, 6 Denar ausgegeben. Ein Bad ist mit 2 Denar angesetzt und der Barbier halbjährlich mit 4 Groschen. Ein sich zeitweilig wiederholender, räthselhafter Ausgabeposten „**pro punctis**" ist mit gewöhnlich 3 Denar, auch mit 6 Denar angesetzt. Nach glücklicher Absolvirung des Studienjahres findet sich in der Osterwoche 1 Denar für die Beichte in Rechnung.

Mannigfaltiges.

(Eine Sklavin.) New-Orleans ist eben der Schauplatz eines tragischen Ereignisses geworden, dessen Veranlassung nirgends anderwärts als in der Sklaverei zu suchen ist, zu deren Vertheidigung der Sonderbündler das traurige Elend eines Bürgerkrieges über Amerika gebracht hat. Ein reicher Kaufmann von New-Orleans hatte eine Kreolin geheirathet, die ihm mehrere Pflanzungen mit einem zahlreichen Sklavenbestande zubrachte. Unter diesen Sklaven befand sich eine Mulattin, welche im Herrenhause als Näherin beschäftigt wurde. Dieselbe hatte eine Tochter von 7 Jahren, ein reizendes Kind. Der Kaufmann, dem die außerordentliche Schönheit des Mädchens auffiel, beschloß, dasselbe der elenden Lage, zu welcher es seine Geburt verurtheilte, zu entheben. Er brachte das Kind in einem Pensionat des Nordens unter, um demselben die Erziehung einer Freigebornen geben zu lassen. Die Abstammung seines Schützlings verschwieg er. Das Mädchen blieb bis zu ihrem 16. Jahre in diesem Pensionat, wo sie die sorgfältige Erziehung einer vornehmen Kreolin erhielt. Sie

selbst hatte dort sehr bald ihre eigentliche Stellung vergessen und wuchs in dem Glauben heran, die Tochter eines freien und reichen Gentleman zu seyn. Ihr vortrefflicher Charakter erwarb ihr die Liebe ihrer Mitschülerinnen und Lehrerinnen und nur mit Bedauern sah man sie mit ihrem Adoptivvater nach dem Süden zurückkehren.

Ein junger Pflanzer aus Louisiana, welcher die reizende Kreolin in Philadelphia gesehen und eine lebhafte Neigung zu ihr gefaßt hatte, folgte ihr nach dem Süden und warb um ihre Hand. Sie wurde ihm gewährt und der Hochzeitstag festgesetzt. Die Trauung war vorüber, als die Mutter der jungen Frau in den Festsaal kam. Das Glück und die Schönheit ihres Kindes ließen die Mutter ihre Zurückhaltung vergessen und in der Freude ihres Herzens verrieth sie das Geheimniß. Der Leser mag sich den Skandal denken, den diese Enthüllung in einem Lande verursachte, wo die Verbindung eines freien Mannes mit einer Sklavin als entehrend betrachtet wird!

Wie heftig auch die Leidenschaft des jungen Mannes war, so vermochte dieselbe doch nicht, über seine Vorurtheile zu triumphiren und nachdem er den Adoptivvater seiner jungen Frau mit den bittersten Vorwürfen über sein Benehmen überhäuft hatte, versuchte er sich mit einem Pistolenschusse das Leben zu nehmen. Aber die Kugel brachte ihm nur eine leichte Wunde bei und er eilte fort, um der Lächerlichkeit seiner Lage zu entfliehen.

Unterdessen hatte man das arme Mädchen in die reich geschmückte Brautkammer gebracht. Als man sie daselbst am Morgen aufsuchte, fand man sie todt. Sie hatte sich vergiftet. Alle Sorgfalt, welche man auf die Erziehung der Armen und die Bildung ihres Geistes verwandt, hatten nur dazu gedient, sich gegen sie selbst zu bewaffnen. Der junge Pflanzer hat sich freilich aus der Verwirrung gefunden, in die ihn die plötzliche Entdeckung der Geburt seiner jungen schönen Frau gestürzt hat. Die Wunde seines Körpers ist vernarbt, nicht die seiner Seele und er führt in Einsamkeit und Verzweiflung ein elendes Daseyn.

Daß auch die Sprünge einer Balletttänzerin — geistiges Eigenthum in den Augen französischer Balletmeister und — Richter werden können, lehrt folgender Fall, den das Börsenblatt für den deutschen Buchhandel aus Paris berichtet und den es mit Randglossen begleitet, die wir weglassen, da dieser Fall sich selbst glossirt. Die Gemahlin des kaiserlich russischen Balletmeisters in Petersburg, Frau Marie Petitpa von der großen Oper in der Stadt an der Newa, hat kürzlich mit Glanz an der großen Oper in Paris gastirt. Ganz besonderen Beifall errang sie sich in einem Tanze: „**La Cosmopolite**", den sie in einigen Vorstellungen des Ballets „**Le marché des Innocents**" einschaltete, und welcher aus einer Reihenfolge von Pas besteht, welche den Nationaltänzen der verschiedenen Völker entlehnt sind. Nun hat aber die graziöse Tänzerin diesen Tanz schon in Petersburg unter dem Namen „**La Cosmopolitana**" getanzt und zwar hat sie ihn dort unter Anleitung des Tänzers und Balletmeisters Perrot einstudirt. Perrot ist seitdem von Petersburg nach Paris zurückgekehrt, um sich hier zur Ruhe zu setzen und findet sich in dieser ersehnten Ruhe von der Entrüstung gestört, die es ihm verursacht, daß Mad. Petitpa diesen Tanz, den er „komponirt" hat (d. h. nicht etwa die Musik, sondern immer nur die Sprünge!), den Parisern vortanzt, ohne ihn um Erlaubniß zu fragen und noch dazu in einem Ballet, welches von Herrn Petitpa verfaßt ist. Perrot hat Herrn Petitpa als Nachdrucker vor's Civilgericht zitirt und auf 10,000 Fr. Schadenersatz verklagt. Das Tribunal des Departements der Seine hat den denkwürdigen Beschluß gefaßt, daß die Sprünge einer Tänzerin ein — geistiges Eigenthum sind. Der Nachdrucker, Herr Petitpa, ist zu 500 Fr. Strafe und in die Kosten verurtheilt worden. Der Umstand, daß der vor einiger Zeit zwischen Frankreich und Rußland abgeschlossene Vertrag zum Schutze des literarischen Eigenthums Musik und Theater (auch die wirklichen geistigen Produkte) ausdrücklich ausschließt, ist damit beseitigt worden, daß Herr Perrot geborener Franzose sey.

(Gemüsereinigung.) Wer nicht Lust und Zeit hat, die Schnecken und Würmer vom Gemüse, Salat ꝛc. abzulesen, der lege die Pflanzen nur ein paar Minuten in S a l z w a s s e r, worauf alles Ungeziefer schnell die Pflanzen verläßt und todt umherschwimmt. In England steht daher zu diesem Behuf stets ein Gefäß mit Salzwasser in der Küche.

Palindrom.

Vorwärts wie rückwärts beständig verfehlt es die Mitte der Sache;
Nimmer erreichst du das Ziel, bleibst du dem Worte vereint.

Auflösung der Charade in **№ 103**:
Ludwigshöhe, Ludwig, Wohl, Gold, Huld, Heil.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 106. Freitag, 5. September 1862.

Göttliches Walten.

(Fortsetzung.)

Die Aeußerungen des Barbiers hatten den Major sehr nachdenklich gestimmt und es wandelten ihn einige leise Zweifel an, ob der Befehl an seinen Sohn, augenblicklich hierher zurückzukehren, wohl von Erfolg seyn dürfte. Er wurde unschlüssig, was er thun sollte und das brachte den stolzen, heftigen Mann, der überall gewohnt war, seinen Willen durchzusetzen, nur bei seiner Frau nicht, noch mehr auf. Er nahm sich vor, nähere Erkundigungen einzuziehen, aber wie und durch wen? Und was sollte er seiner Frau gegenüber thun? Er konnte zwar gewiß seyn, daß diese ebensowenig mit einer solchen Mesalliance einverstanden seyn würde, um so mehr, da sie immer noch hoffte, daß Hermann die Tochter ihres verstorbenen Bruders einmal heirathen würde, wozu er freilich bis jetzt wenig Lust gezeigt. Aber was wär den Bitten des einzigen Sohnes dem liebenden Mutterherzen gegenüber nicht möglich? Diese Angelegenheit, das fühlte er, mußte vorsichtig, diplomatisch angefaßt werden, aber eben dazu war er nicht der Mann. Es war zum Rasendwerden und doch mußte er sich Gewalt anthun. „Aber wie?“ rief er auf Einmal, „ist denn mein alter Freund Barthel nicht aus der Residenz gebürtig und hat lange Zeit dortselbst gelebt? Der kann und wird mir helfen. Freilich,“ setzte er bedenklich hinzu, „ist Barthel ein alter wunderlicher Hagestolz, der den Teufel von jungen Mädchenherzen und verliebtem Firlefanz versteht, aber das thut nichts, vier Augen sehen immer mehr als zwei, gehen wir immer erst zum alten Barthel. Keinenfalls kann es etwas schaden, denn verschwiegen ist der alte Murrkopf und erhalte ich wirklich einen guten Rath, erfahre ich etwas Bestimmtes, so habe ich bei meiner Frau ein viel leichter Spiel, sie kann dann, wenn ich ihr so gut unterrichtet entgegentrete, mir nicht wohl widersprechen, ich schlage sie dann mit Thatsachen, mit Beweisen.“

Der Major schlüpfte also in seinen Waffenrock, setzte die Mütze auf, warf den Mantel um und wanderte eilenden Fußes hinaus vor das Thor nach dem Garten des alten Barthel. Johann Nepomuk Barthel war seines Standes Rechtsanwalt und Notarius, hatte sich aber mit einem ansehnlichen ererbten und erworbenen Vermögen schon seit fünfzehn Jahren in Ruhe gesetzt und war, da ihm ein mißglücktes Heirathsprojekt den Aufenthalt in der Residenz verleidet hatte, in die ferne Provinz gezogen. In Neustadt war gerade eine ihm zusagende Villa billig zu akquiriren, die Gegend, die Stadt und die Bevölkerung sagten ihm zu und so kam er denn eines Morgens, nachdem er seine Mobilien und Bücher vorausgeschickt, mit seiner Haushälterin und seiner prächtigen, schneeweißen Angorakatze, um sich in sein Besitzthum förmlich zu installiren. Er war ein langer, hagerer Mann von nahezu sechzig Jahren, mit grauen spärlichen Haaren, kleinen funkelnden Augen, die von auffallend großen Brillengläsern ganz verdeckt waren. Seine lange Nase, sein spitziges Kinn, der große fast zahnlose Mund mit den dünnen Lippen konnten der Physiognomie keinen Anspruch auf Schönheit und Anmuth geben, aber dennoch machte die ganze Erscheinung keinen unangenehmen Eindruck. Der stets äußerst saubere schwarze Anzug, der schwarze Frack und die tadellose weiße Halsbinde verliehen dem Inhaber eine gewisse Würde, während dem Menschenkenner trotz des finstern Stirnrunzelns und des mürrischen Tones ein nicht zu beseitigender Zug, der um die Mundwinkel spielte, eine innere Herzensgüte und einen oft gewaltsam unterdrückten Hang zu einem jovialen Humore verrieth. Auch unser Major hatte den alten Hagestolzen von der edelsten Seite kennen gelernt.

Der Major hatte nämlich von Haus aus nur wenig Vermögen, aber er hatte eine alte, unver-

heirathete Tante zu beerben, in deren bedeutenden Besitz er und ein jüngerer Bruder sich fast allein zu theilen hatten. Nun war aber der Major in seiner Jugend ein zwar gutmüthiger, aber wilder Kamerad, der ein Bischen toll hauste und nie bei Kasse war, stets mehr Schulden als Geld hatte. Sein Bruder Adolf dagegen war ein sehr geordneter, sparsamer, ja geiziger Mann, der nur recht zusammenscharren wollte und gern den Reichthum der Tante allein geschluckt hätte. Hart und heimtückisch, wie er war, suchte er, der als Regierungsrath in der Residenz lebte, den Bruder stets zu verleumden und anzuschwärzen, und als dieser einmal, von der Tante mit einem Verlangen nach einem kleinen Darlehn abgewiesen, sich in einem arglosen Briefe an seinen sauberen Herrn Bruder etwas soldatisch derb über die Filzigkeit von seines Vaters Schwester aussprach, so hatte Adolf nichts Eiligeres zu thun, als in vorgeblicher Entrüstung über des Bruders gröbliche Undankbarkeit der schwachen Tante diesen Brief mitzutheilen und durch seine spitzbübischen Einflüsterungen dieselbe immer noch mehr in Harnisch zu bringen. Hierdurch und indem er selbst der Tante in allen Dingen schmeichelte und auf ihren beschränkten Ideenkreis einging, wußte er es dahin zu bringen, daß sie, als sie anfing immer schwächer und hinfälliger zu werden, den Entschluß faßte, ihren Neffen Adolf zum Universalerben zu ernennen und seinen Bruder Karl, damals noch Oberlieutenant, mit einer geringen Rente abzufinden. Dazu war nun ein Notar nöthig, aber Tantens Rechtsbeistand war eben kein Anderer als Johann Nepomuk Barthel und so wurde denn Barthel geholt. Diesem erklärte jetzt die Tante, daß sie ihr Testament machen wolle. Dabei war nichts zu erinnern. Als sie aber dem mit den Verwandtschaftsverhältnissen wohl bekannten Notarius angab, daß ihr Neffe Adolf ihr Universalerbe seyn solle, so fiel Jener sogleich ein: „Nun, und der Herr Oberlieutenant, wie ist es mit dem? Der ist doch gerade so gut Ihr Neffe wie der Herr Regierungsrath." Die Tante fuhr entrüstet auf und erklärte zornig, daß sie von ihrem Neffen Karl nichts wissen wolle, der sey ein Bruder Lüderlich, voller Schulden, der sich nicht entblöde, sie schlecht zu machen und sie zu verspotten, Alles nur, weil sie sich weigere, seine Schulden zu bezahlen. Aber der alte Barthel kannte die beiden Brüder besser und Barthel war ein Ehrenmann. Der Herr Regierungsrath hatte zwar nicht verfehlt, vorher dem Rechtsbeistande einen Besuch zu machen, um über die Testamentserrichtung mit demselben Rücksprache zu nehmen, freilich, wie er vorgab, lediglich in dem Interesse der alten schwachen Frau selbst, die ihn so warm in ihr Herz geschlossen habe. Mit anscheinendem Bedauern setzte er dem Notar auseinander, wie die Tante sich einmal in den Kopf gesetzt, ihm ihr ganzes Vermögen zuzuwenden und wie er, da seine Einsprache sie stets nur erbittert habe, gezwungen sey, sie gewähren zu lassen, indem sonst zu befürchten stehe, daß sie ihr großes Vermögen nur an milde Stiftungen schenke, er könne ja nach dem Tode der Tante deren Ungerechtigkeit wieder gut machen. Dabei verfehlte Adolf von Helmbrück nicht, den Notar seines vollen Vertrauens zu versichern und ihm seine hohe Protektion zu versprechen. Der Notar dankte äußerst kalt und der Regierungsrath empfahl sich, nicht ahnend, daß er sich selbst den schlechtesten Streich gespielt habe. Barthel genoß nämlich allgemein ein großes Vertrauen und durch seine Hände gingen allerlei Geschäfte; da hatte er denn auch Manches in Erfahrung gebracht, was dem Charakter des Regierungsrathes wenig Ehre machte. So kriechend und geschmeidig er gegen oben war, so hochmüthig und hart war er gegen die, welche unter ihm standen. Für das Unglück Anderer hatte er kein Herz, er konnte diejenigen, deren Unglück er selbst verschuldet und ohne jede Berechtigung veranlaßt hatte, unbarmherzig dem Elend und der Schande preisgeben. Barthel war im Stande, der Tante einige Thatsachen zu enthüllen (und wie die Umstände lagen, nahm er auch keinen Anstand, frei von der Leber weg zu reden), welche ihr den Neffen Adolf in einer Gestalt vorführten, unter welcher sie ihn sich nie auch nur von ferne hätte träumen lassen, wogegen Barthel ihr auf der anderen Seite den Charakter ihres Neffen Karl mit ganz anderen Farben schilderte, als dies sein sauberer Bruder gethan hatte. So leichtsinnig Karl auch sonst war, so unterließ er doch nicht, von den geringen Zinsen seiner elterlichen Erbschaft noch ein paar alten Leuten, die lange Jahre hindurch in seinem elterlichen Hause gedient, eine kleine Pension zu sichern, während sein sparsamer Bruder Adolf keinen Pfennig für die armen Leute übrig hatte. Die Entdeckung der bodenlosen Schlechtigkeit ihres Neffen Adolf erschütterte die schwache Frau so, daß sie ihren Entschluß, dennoch ein Testament zu errichten, aber von ganz anderem Inhalte, als Adolf erwarten mochte, nicht mehr in Ausführung bringen konnte. Ein hitziges Fieber machte in wenigen Tagen ihrem Leben ein Ende; ein Testament fand sich nicht vor und Adolf von Helmbrück erfuhr nun den Grund, an welchem die Errichtung gescheitert war. Er bekam die Tante gar nicht mehr zu Gesichte, da nach Aussage der Kammerfrau der Arzt verboten hatte, daß irgend ein Besuch, wer es auch sey, zu ihr gelassen werde und ehe er noch Zeit gehabt, recht zu über-

legen, was jetzt wohl zu thun sey, traf ihn auch schon die Nachricht ihres Todes. Barthel äußerte sich zwar über diesen Vorgang so wenig gegen den Oberlieutenant, wie gegen den Regierungsrath, aber er stand dafür dem ersteren mit einem Eifer und einer Uneigennützigkeit in Ordnung der Erbschafts-angelegenheiten bei, machte ihn auf verschiedene Legate, Pensionen, Geschenke aufmerksam, deren Verabreichung von der Tante beabsichtigt gewesen, wobei er sich immer nur an den Oberlieutenant wendete, daß dieser, der den wunderlichen Kauz immer lieber gewann, ihm eines Tages seine Verwunderung zu erkennen gab. Der Notar fuhr wie von einer Schlange gestochen auf und bat ihn, seines Bruders gar nicht mehr erwähnen zu wollen. Karl von Helmbrück schwieg betroffen. Als er jedoch nach einiger Zeit in einem kleinen Käftchen, welches früher bei der Durchsuchung der Papiere der Tante übersehen worden war, ein paar seiner eigenen Briefe an seinen Bruder fand, in denen er sich über die Tante nicht sehr glimpflich geäußert hatte, so drang er so energisch in den Notar, daß diesem nichts Anderes übrig blieb, als zuzugestehen, daß sein Bruder diese Briefe absichtlich der Tante zugestellt habe, um sie gegen ihn zu erbittern und daß nur der schnelle Tod derselben ihn verhindert habe, mehr zu erreichen. Obgleich Barthel nicht weiter in's Detail ging, so wußte Karl von Helmbrück doch jetzt genug. Seit dieser Zeit sahen sich beide Brüder nicht mehr und standen in keinem Verkehr mit einander. Auch zwischen Barthel und dem Major war über diese Angelegenheit kein Wort mehr gewechselt worden, doch hatten sich beide als charaktervolle Ehrenmänner kennen gelernt und ohne viele Worte hatten ihre Herzen einen engen Freundschaftsbund geschlossen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Auszug aus den Briefen eines Kapitäns im französischen Expeditionskorps in China.) Wunderbare Sachen bekommt man hier in Menge zu sehen und nimmt Erinnerungen mit fort, die man so leicht im ganzen Leben nicht wieder vergißt. So brachte ich den letzten Abend in Kalkutta in einer Vorstellung zu, die von einigen indischen Gauklern vor einem zahlreichen Kreise von Offizieren gegeben wurde. Wahrhaftig, da hörte fast die Täuschung auf, man traute kaum seinen eigenen Augen mehr und konnte nicht begreifen, daß dies Alles, was man soeben selbst gesehen hatte, wirklich ausgeführt sey. O ihr gewandtesten Taschenspieler von ganz Europa und ihr geschicktesten Bajazzo's des Cirque Imperiale in Paris, im Vergleich zu diesen indischen Gauklern seyd ihr in aller euerer Kunstfertigkeit doch nur elende Stümper, kaum werth, als Lehrlinge bei ihnen zu dienen! Was sagst du zum Beispiel zu folgendem Kunststück? Einer der Gaukler, ein ganz stattlich aussehender, würdevoller Mann, mit grauem Barte, trat mit tiefer Verbeugung in die Halle, in der diese Vorstellung stattfand. An der Hand führte er ein junges, sehr hübsches Mädchen von kaum 16 Jahren, welches ganz den Typus der Sinduracе zeigte. Ein leichtes Jäckchen von feinem, weißen Baumwollengewebe und dunkelrothe, weite Pantalons von Seide bildeten den Anzug der Schönen, deren volles, langes, glänzend schwarzes Haupthaar auf sehr geschmackvolle Weise aufgeputzt war. Ein junger Gehilfe des Alten, ein klug und sehr behende aussehender Bursche, brachte nun mehrere starke Seile aus Bast und schnürte damit die Glieder des schönen Mädchens auf eine Weise zusammen, als wolle er einen Waarenballen daraus machen. Ueber Arme und Brust, Schenkel und Leib wurden die Stricke der Kreuz und Quer nach gezogen und wir anwesenden Offiziere auch aufgefordert, so viel Knoten, als wir nur wollten, dabei knüpfen zu helfen, was einige von uns auch thaten. Das arme Geschöpf, welches bei dieser Operation sich der Länge nach auf einen Teppich gelegt hatte, konnte zuletzt fast kein Glied mehr rühren. Jetzt ward von zwei andern Hindus ein Korb, ungefähr drei Fuß hoch und eben so breit, der die Gestalt eines Hühnerkorbes hatte und aus feinem Bambusrohr geflochten war, herbeigetragen und mitten zwischen uns gesetzt. In diesen engen Käfig wurde nun das gebundene Mädchen hineingezwängt, was anfänglich bei seiner Kleinheit kaum möglich zu seyn schien, so daß sie den ganzen Raum desselben ausfüllte. Ein dichter Teppich von grobem schlechten Zeug ward über das Ganze geworfen, so daß wir die Gestalt des Mädchens nicht mehr sehen konnten und so verhüllt trugen die beiden Burschen den Korb ungefähr zehn Schritte fort und stellten ihn in einen Winkel der Halle. Jetzt machte der alte Gaukler wiederum mehrere Verbeugungen, nahm einen Bogen und schoß ungefähr ein halbes Dutzend Pfeile mit scharfer Spitze auf den Korb; so daß dieselben durch den Teppich in das Geflecht eindrangen und darin stecken blieben. Nach jedem Schuß schien es uns, als dringe ein Klageton aus dem Innern des Korbes heraus. Nachdem er seine Pfeile abgeschossen hatte, warf der Alte noch mehrere scharfe Dolchmesser nach dem Korbe, deren Klingen ebenfalls in demselben stecken blieben. Er näherte sich nun demselben unter verschiedenen Geberden und

Verbeugungen und breitete nochmals einen schönen rothen Teppich über das Ganze, worauf er wieder zu uns zurückkehrte. Einige Augenblicke später nahmen seine beiden Gehilfen zuerst diesen rothen und dann den alten, von den Pfeilen und Dolchen durchlöcherten zweiten Teppich fort; wir näherten uns nun dem Korbe, aber siehe da, die zusammengeschnürte Gestalt des jungen Mädchens war daraus verschwunden und statt ihrer saßen zwei weiße Tauben in demselben.

Es ist mir noch jetzt völlig unerklärlich geblieben, in welchem Augenblicke und wodurch das Mädchen, welches übrigens den ganzen Abend nicht wieder zum Vorschein kam, entfernt wurde.

Ein anderes, fast gräulich anzusehendes Kunststück bestand darin, daß ein kleines, ungefähr zehnjähriges Mädchen, ein hübsches, niedliches Kind, an die Wand gestellt wurde und ein Gaukler nun mit Dolchen nach ihm warf, so daß die Klingen kaum einen halben Zoll vom Kopfe in das Holz drangen. Die Kleine stand bei diesem gefährlichen Experimente ganz ruhig und furchtlos da und blinzelte nicht einmal mit den Augen, wenn die scharfen, blitzenden Klingen ihr unmittelbar am Kopfe vorbeiflogen. Die gefährlichsten Sprünge über scharfe Schwerter und Pyramiden von Lanzen mit langen scharfen Spitzen wurden von diesen Gauklern ebenfalls mit der größten Sicherheit und Behendigkeit ausgeführt und auch an einer Menge sehr geschickt ersonnener und behend ausgeführter Taschenspieler-Kunststücke fehlte es nicht, so daß mehrere Abendstunden auf eine für uns ganz angenehme Weise ausgefüllt wurden. Alle diese Kunststücke wurden mit sehr vielem Anstande und mit einer Grazie, wie ich solche in Europa bei derartigen Gelegenheiten niemals gesehen habe, dargestellt. Die ganze Bande mochte wohl 20 bis 25 Köpfe, darunter einige Kinder und mehrere sehr hübsche junge Mädchen, stark seyn. Alle solche Gaukler sollen in ganz Indien einer bestimmten Kaste angehören und von frühester Jugend in ihrem Fache geübt werden.

Die sämmtlichen Diamanten auf der Industrie-Ausstellung werden auf mehr als 25 Millionen Thaler geschätzt. Der theuerste Stein, der noch zu verkaufen ist, gehört dem Amsterdamer Steinschleifer Coster. Dieser Edelstein trägt den poetischen Namen „Stern des Südens" und soll eine Million Pfund Sterling (sechs und eine halbe Million Thaler) kosten. Er stammt aus Brasilien und wurde von einem Amsterdamer Juwelier erworben; dieser hatte gehofft, ihn an die Kaiserin Eugenie verkaufen zu können. Die Unterhandlung war im besten Gange, als die Aufdeckung des kolossalen Defizits und die Ernennung Fould's zum Finanzminister allen Verhandlungen ein Ende machte. Da aber, wie Thomas Carlyle gesagt, Schmuck das höchste und oft einzige Ziel des weiblichen Herzens ist, so gibt sich der jetzige Eigenthümer des Steines noch immer der Hoffnung hin, daß sich doch wohl noch eine Käuferin dazu finden wird.

(Man muß sich zu helfen wissen.) „Berliner Blätter" berichten: Es werden hier noch mancherlei ergötzliche Geschichten aus der Zeit der Japanesischen Gesandtschaft bekannt, so die folgende: Ein hiesiger Restaurant hatte aus Spekulation schon seit mehreren Abenden seinen Gästen den Besuch von Mitgliedern der Gesandtschaft in Aussicht gestellt; die Stammgäste hatten zur Verbreitung der Nachricht das Ihrige gethan, und so war denn allabendlich das Lokal ansehnlich gefüllt. Der Wirth, immer mehr gedrängt, wußte jetzt keine Ausflucht mehr und es mußte Rath geschafft werden. Zum folgenden Mittwoch, einem Tage, an welchem sein Lokal stets wenig besucht war, versprach er mit Gewißheit das Eintreffen der sehnlich erwarteten Gäste. Das Lokal war gedrängt voll und gegen 10 Uhr kommt denn auch wirklich ein Japanese nebst Dollmetscher vorgefahren. Nachdem man ihn eine Zeit lang von allen Seiten gehörig begafft und belastet und seine Verwunderung über diese eigenthümliche Menschenrace ausgesprochen hat, verläßt der hohe Gast das Lokal. Einer aus der Gesellschaft aber, der ihn als „ausgestoppten" Japanesen erkannt haben will, ruft ihm nach: „Gute Nacht, Richter!" Der Japanese dreht sich um und erwiedert: „Auf Wiedersehen, Heidemann!" und ist sofort in seinem Wagen verschwunden. Allerdings war die Gesellschaft dupirt; die Maske war aber so naturgetreu, daß man den Wirth veranlaßte, eine Photographie davon aufnehmen zu lassen, die Alle, die eine solche und die wahren Japanesen gesehen, über die Aehnlichkeit erstaunen läßt.

Am 14. August fiel in Paris die Seiltänzerin James Potter, als sie eben im Hippodrom ihre gefährliche Luftreise antreten wollte, von einer Höhe von 90 Fuß zu Boden; man hofft, daß sie am Leben bleiben wird. Wie vor zwei Jahren, als zwei unglückliche Seiltänzer in denselben Räumlichkeiten das Leben verloren und der dritte ein Krüppel wurde, war auch diesmal das Seil gerissen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 107. Sonntag, 7. September 1862.

Göttliches Walten.

(Fortsetzung.)

Zu diesem Notar Barthel nun verfügte sich jetzt der Major. Als er eintrat, kam jener sogleich auf ihn zu mit der Bemerkung, daß er soeben im Begriff gewesen sey, sich fertig zu machen, um ihn aufzusuchen, da er einen Brief aus der Residenz erhalten habe, der eine den Major jedenfalls sehr interessirende Nachricht enthalte. Der Major unterbrach ihn sogleich:

„Einen Brief, einen Brief aus der Residenz? Ei gerade deßwegen komme ich zu Ihnen."

„Also wissen Sie schon davon?" fiel der Notar ein. „Das ist doch wunderbar, man schrieb mir doch ausdrücklich, daß bis zur Heirath Alles geheim gehalten werden sollte und die Heirath soll doch erst morgen seyn!"

„Was?" schrie der Major, „morgen soll die Heirath seyn? Ei, Mensch, sind Sie verrückt; wie kann's der Bube wagen, hinter meinem Rücken zu heirathen? So ein Skandal ist ja noch gar nicht dagewesen. Diese Heirath ist durchaus null und nichtig, dazu gebe ich nimmer meine Einwilligung, ich remonstrire, protestire und massakrire den Jungen. Ich gehe direkt zum König, wenn es nicht anders ist!"

„Aber, lieber Major," begann der Notar, „wie können Sie sich nur so ereifern? Was geht Sie denn die ganze Heirath von Haut und Haaren an?"

„Was mich diese Heirath von Haut und Haaren angeht? Nun, da hört aber doch Alles auf, da möchte man an seinem eigenen Verstande zweifeln. Wach' ich, oder träum' ich? Können Sie, quittirter Rechtsanwalt und Notarius, im Ernste fragen, was mich die Heirath von meinem eigenen Fleisch und Blut angeht?"

„Ihr eigen Fleisch und Blut?" frug ganz erstaunt der Notar.

Der Major brach in ein lautes Gelächter aus. „Der Alte hat wahrhaftig den Verstand verloren, oder zweifeln Sie vielleicht daran, daß Hermann Oskar Karl Adalbert von Helmbrück der ächte, leibliche Sohn des Majors Karl Theodor von Helmbrück ist?"

„Ja, aber wer spricht denn von Ihrem Sohn?" fragte Barthel ärgerlich.

„Wer?" sagte der Major. „Wer? Ei wer denn anders als Sie selbst? Ich kam hierher zu Ihnen in Folge einer Liebesgeschichte meines Sohnes und eines Briefes, den ich heute Morgen erhalten habe, in welchem er meine Einwilligung zur Ehelichung seiner angebeteten Dulcinea nachsucht; in meiner Verzweiflung laufe ich hierher, um mir, weil Sie besser als ich in der Residenz bekannt sind, bei Ihnen Raths zu erholen und kaum habe ich den Fuß über die Schwelle gesetzt, als Sie mir sofort mittheilen, daß Sie die Sache, warum ich käme, schon wüßten, Sie hätten eben zu mir gewollt, morgen sey schon die Trauung. Nun zum Henker, wessen Trauung soll denn seyn, wenn nicht die meines Sohnes? Nun, ist's nicht so, Alter? Ich denke, ich habe das doch Alles — — —"

Hier blieb der Major mitten in seiner Rede stecken, denn der Notar hatte sich auf einen Stuhl niedergelassen und lachte, daß er sich den Bauch halten mußte. Nach einer Pause begann der Major:

„Nun, so rücken Sie denn doch endlich einmal mit der Sprache heraus, Sie machen mich sonst noch ernstlich böse; was hat es denn mit Ihrem Briefe für eine Bewandtniß?"

„Meine Angelegenheit ist wahrhaftig sehr alltäglicher Natur und hat im Grunde genommen mit der Heirath gar nichts zu thun, oder doch mit der Heirath, aber nicht mit der Ihres Sohnes: Sie wissen ja, daß der Hauptmann von Lilienstern, der saubere Patron, demnächst in den heiligen Ehestand tritt, aber das werden Sie wohl schwerlich wissen,

denn das erfahre ich soeben durch einen Geschäftsfreund, der mir es jetzt schon mittheilt, weil die Sache in einigen Tagen doch publik wird und weil er weiß, daß ich bei dieser Angelegenheit persönlich betheiligt und mitleidend bin, — das nämlich, daß Lilienstern keineswegs beabsichtigt, mit der Mitgift seiner Frau seine zahlreichen Gläubiger zu befriedigen, sondern daß er sofort seinen Abschied nehmen und sich, wenn es nöthig, insolvent erklären will. In der Residenz ist es seines Bleibens nicht mehr, er soll also den Plan haben, mit dem Gelde und auf den Namen seiner Frau sich hier anzukaufen und hierher zu ziehen. Denken Sie sich nur die Unannehmlichkeit, das Gut Ihrer Frau Schwägerin, über das Sie bereits abgeschlossen haben, hat der Oekonom Kalden nicht für sich, sondern für die demnächstige Frau Baronesse von Lilienstern gekauft, ist das nicht ein fataler Streich? Indessen das mag seyn, wie es will, Sie scheint eine noch viel fatalere Geschichte zu mir geführt zu haben, lassen wir also vorerst den Hauptmann von Lilienstern und beschäftigen wir uns mit Ihrem Sohne: Was ist denn mit dem Hermann passirt? Ich kann nicht glauben, daß der Junge einen ehrlosen oder auch nur dummen Streich begangen hat, er ist ein wackerer, braver, talentvoller Jüngling, den ich liebe, wie ich einen eigenen Sohn nur immer lieben könnte."

„Nun ja," meinte der Major, „es ist schon recht, aber ein dummer Streich ist das doch sicherlich, was er vorhat. Ich will Ihnen Alles sagen, was ich weiß, dann urtheilen Sie selbst, oder besser, ich lese Ihnen seinen eigenen Brief vor, er enthält ja Alles, was mir bekannt ist."

Der Major las folgendermaßen:

„Mein lieber Vater!

„Schon lange wäre es meine Pflicht gewesen, einen Gegenstand mit Dir zu besprechen, der zu entscheidend für meine ganze Zukunft ist, als daß er anders als mit der sorgfältigsten Ueberlegung und der prüfendsten Vorsicht behandelt werden dürfte. Aber gerade die hohe Wichtigkeit der Sache hat mich bestimmt, zuvor erst mit mir selbst auf das Gewissenhafteste zu Rathe zu gehen, mein eigenes Herz und die Festigkeit meiner Gesinnung auf das Genaueste auszuforschen und auf die Probe zu setzen, ehe ich vor Dich hintrete und offen und freimüthig, aber auch ebenso fest und entschieden zu Dir spreche: Hier stehe ich, Gott helfe mir, ich kann nicht anders, Amen!

„Mein theurer Vater, es handelt sich um mein zukünftiges Schicksal, um mein ganzes Lebensglück, darum darfst Du überzeugt seyn, daß ich ernstlich mit mir selbst zu Rathe gegangen bin, aber keine Erwägung, keine mögliche Folge konnte mich beirren und zweifelhaft machen; es ist nicht allein mein Herz, es ist auch mein Verstand, der meine Gefühle und Neigungen in jeder Weise billigt. Du weißt, lieber Vater, daß ich nie unüberlegt und leichtsinnig, aber auch nie heimlich und im Verborgenen gehandelt habe, daß ich nie auf Schleichwegen zu meinem Ziele zu gelangen suchte. Es fällt mir darum auch nicht ein, bei diesem wichtigen Schritte meines Lebens mit Bitten und Thränen das weiche Mutterherz zu bestürmen, nein, ich halte es für meine Pflicht, mich sogleich offen und direkt an Dich zu wenden und mit Dir zu reden und zu berathen als Mann, als Mann von Ehre mit dem Manne von Ehre. Ich kann voraussehen, welche Gefühle bei meiner Eröffnung in Dir aufsteigen werden; es ist möglich, daß mir harte Kämpfe bevorstehen, aber ich weiß ja, daß Du mich liebst, daß Du einen selbständigen Charakter und edle, warme, einem unverdorbenen, für das Schöne und Hohe empfänglichen Herzen entfließende Gefühle achtest und zu würdigen weißt, und daß Du ebenso allen verschrobenen Standesvorurtheilen unzugänglich bist. Ich bin darum auch ganz sicher, daß auch zwischen uns das Schöne und Edle, das ächt Menschliche den schließlichen Sieg davon tragen wird über alle Gefühle, die in irdischen, weltlichen, selbstsüchtigen Interessen und Rücksichten wurzeln.

„Doch ich fühle, ich muß endlich zur Sache kommen, denn es ist ja meine Absicht, Dir Alles zu gestehen, gerade so wie es sich zugetragen hat und aus meiner langen Einleitung kannst Du höchstens entnehmen, daß Dein Sohn Dir etwas mitzutheilen hat, was für den ersten Augenblick wenigstens durchaus nicht nach Deinem Geschmack seyn dürfte. Vielleicht wirst Du auch weiter schon errathen haben, daß es sich hier um eine Liebesangelegenheit handelt, bei welcher ich zu fürchten scheine, daß der Gegenstand meiner Wahl Dir nicht genehm seyn möchte. Und so ist es allerdings, mein Vater! Ich liebe, ich bete wahrhaft an ein Mädchen von seltener Schönheit, Herzensgüte, Geist und Tugendhaftigkeit, aber dieser Engel in Menschengestalt ist leider keine Gräfin oder Baronesse, auch nicht einmal eine Bankiers- oder hohe Beamtentochter, nein, sie ist vielmehr nichts mehr und nichts weniger als — ein Blumenmädchen, eine einfache Blumenhändlerin. Da hast Du das schreckliche Verbrechen!

(Fortsetzung folgt.)

Ein glücklicher Kuß.

An der Universität zu Upsala studirte vor einigen Jahren ein junger, still für sich hinlebender Mensch, welcher mit Eifer den Studien oblag, aber nicht die materiellen Mittel besaß, sich ihnen ungestört hingeben zu können. Er war arm und hatte keine Verbindungen. Dennoch aber gab er den Entschluß, sich eine wissenschaftliche Laufbahn zu eröffnen, nicht auf, erwarb sich theils durch schriftliche Arbeiten seinen dürftigen Unterhalt, ließ sich durch keine Hindernisse niederbeugen und tröstete sich für alle Entbehrungen mit der Hoffnung auf eine bessere Zukunft. Obgleich er nicht vielen Umgang pflog, wurde er doch wegen seines milden friedlichen Charakters und seines trefflichen Herzens von allen, die ihm nahe kamen, geliebt und Niemand war ihm gram. Eines Tages stand er mit einigen seiner Kommilitonen auf dem Hauptmarkte der Stadt und verschnaufte eine Stunde der Erholung, als die Aufmerksamkeit der Studenten durch ein junges, außerordentlich elegant gekleidetes schönes Mädchen gefesselt wurde, welches an der Seite einer älteren Dame langsam an ihnen vorüberging. Es war die Tochter des Gouverneurs von Upland, welcher in Upsala wohnte, und die sie begleitende Dame ihre Mutter. Die Studenten sahen ihr, während sie wie eine anmuthige Vision vorüberschwebte, mit Bewunderung nach und als sie außer Hörweite waren, rief einer von ihnen aus: „Wahrhaftig, es wäre Millionen werth, einen Kuß von solchem Rosenmunde zu erhalten." Der oben erwähnte junge Mann, der Held unserer Anekdote, welche von Friedrike Bremer erzählt und verbürgt wird, hatte dem schönen Kinde mit ehrerbietigem Staunen in die reinen engelgleichen Züge gesehen und stand dann sinnend da. Plötzlich rief er, wie von einer unvermutheten Inspiration ergriffen aus: „Ich glaube, ich könnte einen bekommen!" „Was, bist Du wahnsinnig?" „Nicht im geringsten, aber dennoch bin ich überzeugt, daß sie mich küssen würde, wenn ich sie darum bäte." „Was, hier auf dem Markte, vor unser aller Augen?" „Allerdings." „Aus freien Stücken?" „Ganz gewiß; glaubt Ihr denn, ich würde unverschämt seyn und sie zwingen?" „Nun, wenn Du das wahr machst, so gebe ich Dir tausend Thaler!" rief einer. „Ich auch! ich auch!" fügten drei oder vier andere hinzu. Die jungen Leute waren sehr reich und mündig, also vollkommen fähig, ihr Versprechen zu erfüllen, wenn sie durch die Wette auch nichts zu wagen glaubten, da ihnen das Unterfangen ihres Kameraden als eine Tollkühnheit erschien, die üble Folgen nach sich ziehen werde. „Gebt mir die Hand darauf!" Es geschah und alle Formalitäten zu einer regulären Wette wurden erfüllt. Unser Held, welcher nicht gerade schön war, bei dem aber besondere Gründe für die Annahme sprachen, daß ihn die Natur keineswegs stiefmütterlich behandelt hatte und daß er namentlich in diesem Augenblick einen vortheilhaften Eindruck machte, ging jetzt entschlossen der Dame nach und sagte fest: „Mein Fräulein, mein Schicksal liegt in Ihrer Hand." Sie stand still und sah ihn erstaunt an. Er theilte ihr seinen Namen, seine Lebensstellung, sein Streben, seine Ansichten mit und erzählte mit offener Treuherzigkeit Wort für Wort Alles, was soeben zwischen ihm und seinen Kameraden vorgefallen. Sie hörte ihm aufmerksam zu und sagte, als er zu Ende war und sich nochmals ehrerbietig verneigte, erröthend und freundlich: „Nun, wenn ein so geringer Dienst so viel Gutes stiften kann, so wäre es sündlich von mir, wenn ich Ihnen denselben verweigern wollte." Damit küßte sie den jungen Mann und ging dann weiter. Am andern Tage wurde der verwegene Student zum Gouverneur geholt. Derselbe wollte den Mann sehen, welcher es gewagt hatte, seine Tochter um einen Kuß zu bitten und was noch schlimmer war, ihn erhalten hatte. Er empfing und musterte ihn von oben bis unten mit gerunzelter Stirne, ließ sich aber doch in eine Unterhaltung mit ihm ein, welche über eine Stunde währte und einen so günstigen Eindruck auf ihn machte, daß er den Jüngling sofort lieb gewann und ihn bat, während der Dauer seiner Studien mit seinem Mittagstisch vorlieb zu nehmen. Unser junger Freund war jetzt frei von Mangel und betrieb seine Studien auf eine Weise, die ihn bald zu einem angesehenen Zögling der Universität machte. Seit dem ersten Kuß ist kaum ein Jahr verflossen, als er schon die Erlaubniß erhielt, der Tochter des Gouverneurs einen zweiten zu geben und sie als Braut zu umarmen. Er wurde später einer der Gelehrten, welche den schwedischen Namen dem Auslande gegenüber gefeiert machten.

Mannigfaltiges.

Den Liebhabern hochfeiner Cigarren stellt man, nach dem Berichte der „Presse" von der Londoner Weltausstellung her, für die nächste Zeit ein sehr trauriges Prognostikon, da jenes edle Blatt, welches zu ihrer Fabrikation erforderlich ist, in der westlichen Erdhälfte immer weniger angebaut wird, weil es nur in sumpfigen Gegenden gedeiht, die der reichgewordene Kultivator schnell zu entwässern und mit Kolonisten zu besetzen trachtet. Auch ist die Tabakkultur in Amerika größtentheils nur mit Sklaven-

arbeit ermöglicht; sie muß daher mit jedem Schritte einbüßen, den die Freiheit und Negeremanzipation vorwärts macht. Rechnet man hiezu, daß selbst auf Cuba die vorzüglichsten Tabaksdistrikte durch fortwährenden Anbau erschöpft und gewissermaßen ausgesogen werden, so läßt sich in der That bei der fabelhaft zunehmenden Leidenschaft für aromatische Glimmstengel, welche heutzutage selbst in den weniger bemittelten Klassen grassirt, die Befürchtung rechtfertigen, daß in diesem gesuchten Handelsartikel bald eine bedrohliche Ebbe eintreten werde, wenn sich nicht die südamerikanischen Plantagen bewähren sollten, auf deren Ergiebigkeit man früher so große Hoffnungen setzte, oder wenn nicht hierfür geeignete neue Landstriche in Ostindien erschlossen werden, wozu allerdings gegründete Aussicht vorhanden scheint. Inzwischen ist man in der Anfertigung der geringen Sorten in England bereits weit genug vorgeschritten. Man nimmt seine Zuflucht nachgerade — **horribile dictu** — zu Mist und Küchenabfällen. Im Somerset House ist daher eine eigene Spezialkommission fortwährend damit beauftragt, diese Falsifikationen mit der Loupe genau zu ermitteln, um die Uebertreter zur strengen Verantwortung ziehen zu können. Man kann sich übrigens leicht vorstellen, daß der schrankenlos ausgreifende Spekulationsgeist des englischen Volkes auch in dieser verwerflichen Richtung das Unglaubliche leistet. Daß bei alledem die feinsten Qualitäten noch immer, selbst im Schooße der Tabaksfälschung, vorhanden sind, erhellt aus einem von Amerikanern veranstalteten Lunch, auf welchem nach dem Dessert Proben der besten Cigarrenwaare zu 1 Schilling 6 Pence (15 Sgr.) und 2 Schilling (20 Sgr.) per Stück umhergereicht wurden. Neben den kostbaren Havannesen fiel besonders eine mexikanische Cigarre von wahrhaft bezaubernder Lieblichkeit auf, die den Titel „**San Jago de Compostella**" trug. Andere Sorten waren so stark, daß sie eine, dem Hatschisch ähnliche Wirkung hervorbrachten.

(Treues Worthalten.) Aus dem Komitatsgefängniß zu Ipolysag ist, wie wir im „Sürgöny" lesen, vor Kurzem ein in Untersuchung gestandener Gefangener entflohen. Auf dem Wege traf er einen Bekannten, durch welchen er das Komitatsgericht grüßen und demselben sagen ließ, man habe ihn zu schnell verhaftet, so daß er sein Haus in Unordnung habe zurücklassen müssen. Jetzt gehe er nur auf 3, 4 Tage nach Hause, sobald er aber in Ordnung seyn werde, wolle er wieder zurückfahren, obwohl er weiß, daß er zu $1^1/_2$ Jahre Gefängniß verurtheilt werden wird. Der Flüchtling, ein ausgedienter Soldat, kehrte nach 3 Tagen wirklich in's Gefängniß zurück und wurde wegen Diebstahls in der That zu $1^1/_2$ Jahre Zuchthaus verurtheilt.

Folgende für den Betreffenden gerade nicht angenehme Anekdote macht, wie das Abendbl. der „Wien. Ztg." schreibt, die Runde in Petersburg. Der Korrekturbogen der „Nordischen Post", offizielles Organ des Ministeriums, wird einem hochgestellten Staatsbeamten zur Revision überbracht. Es ist daselbst von der Reise des Kaisers in den Ostseeprovinzen die Rede und es heißt unter Anderem: „Das Landvolk drängte sich um das Kaiserpaar und suchte dessen Füße zu küssen." Der hohe Staatsbeamte machte die Bemerkung dazu: „Ist dies aber auch wahr?" um den Redakteur aufmerksam zu machen, daß es in einem solchen Falle für ein offizielles Blatt doppelt nothwendig sey, eine derartige Mittheilung nur dann zu machen, wenn man ihrer Zuverlässigkeit sicher sey. Sey es nun, daß von den Redakteurs diese Bemerkung übersehen wurde, oder daß ein anderer Unstern geherrscht, kurz der betreffende Passus erscheint mit dem Nachsatze: „Ist es aber auch wahr?" in der Zeitung.

(Gasthausscene in Tyrol.) Wirth: Guten Abend, Herr, wünschen Sie über Nacht hier zu bleiben? Tourist: Ja, aber warum dutzest Du mich nicht? Wirth: Willst auch was zum Trinken? Tourist: Ja. Wirth (zur Kellnerin): Sie, Stanzi, holen Sie für den Herrn gleich eine Flasche Wein. Tourist: Warum sprichst Du denn das Mädel mit „Sie" an? Wirth: Weißt, bei uns da sagt man halt nicht mehr „Du" zu einander. So grob sind wir nur noch mit den Herren Engländern und Norddeutschen, weil die sich einmal einbilden, das müßt' so seyn, oder auf besonderes Verlangen.

(Viele Räthe — und doch selten guter Rath.) Die Titelsucht der Deutschen ist schon oft mit Recht lächerlich gemacht worden und beispielsweise sey an Kotzebue's Lustspiel: „Die deutschen Kleinstädter" erinnert. Jüngst hat Jemand die Rathstitel, die schon seit Beginn des 18. Jahrhunderts in Gebrauch sind, zusammengezählt und dabei 146 Gattungen von Räthen herausgebracht. Diese Titel gehen durch das ganze A-B-C und nur die Buchstaben X und Y fehlen.

Auflösung des Palindroms in № 105:

Reben.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 108. Dienstag, 9. September 1862.

An die Pfälzer Sänger.

Zur Erinnerung an den 24. August 1862.

Ich weiß eine duftige Blume,
Die nimmer verwelkt und verblüht;
Frei strebt sie zum Aether des Himmels
Und wurzelt im deutschen Gemüth.

Sie weckt die verschollenen Jahre,
Sie fesselt das flüchtige Glück,
Und bringt die verlorne wieder,
Die goldne Jugend zurück.

Gern weilt sie beim schäumenden Becher,
Und oft mit durstigem Mund
Trank ich, ein seliger Zecher,
An ihrem Duft mich gesund.

Es lebe die duftige Blume,
Das herrliche deutsche Lied!
Das nur mit der Rebe verblühet,
Verwelkt mit dem deutschen Gemüth.

Nicht immer soll das enge Erdenleben
Geschäft'ges Müh'n und trübes Sorgen seyn.
Auch Feste sind und Freude uns gegeben,
Und Himmelsgäste kehren bei uns ein.
Wie Herzens-Sonnen schweben sie hernieder,
Erhebend und beseligend zugleich,
Und ein Jahrhundert ist der Himmel ärmer,
Und ein Jahrhundert ist die Erde reich.

Gleich holden Boten aus dem Reich des Schönen,
Mit selt'nen Gaben, die das Herz erfreu'n,
Begrüßten diesmal uns're Sängerschaaren
Die schmucke Stadt am königlichen Rhein.
Wie reich mit ihrem kunstgeschmückten Dome,
Wie stolz an ihrem liederreichen Strome
Erscheint sie heut' im festlichen Gewand
Zum würdigen Empfang der Sängergäste,
Die, zahlreich, zu dem großen Liederfeste
Von Fern und Nah die schöne Pfalz gesandt.

Auch mich lud es, das durst'ge Herz zu laben,
O deutscher Sang! in dein krystall'nes Haus,
Wo tausendfältig, auf des Wohllauts Schwingen,
Du strömtest deine klare Woge aus,
Die lieblich bald, wie Sommerabenddüfte,
Bald rein und fromm, wie Sonntagsglockenklang,
Bald kühn und stark, wie Frühlingsdonnerrauschen,
Verheißungsvoll durch aller Seelen drang.

„Die Liebe wogt auf deinen klaren Wellen,
Und strömt in dir durch jedes fühlend Herz;
Du lehrest, ihre Seufzer glüh'n und schwellen,
Und lösest heilend ihren wunden Schmerz.
Aus deinem klaren Spiegel wallt ihr Glück
In tausendfachem Wiederstrahl zurück.

„Die Hoffnung stärkt, der Glaube, will er wanken,
In deiner Quelle wunderherrlich sich;
Da wachsen Adlerflügel dem Gedanken,
Dem Auge tagt es sonn- und wonniglich,
Es schaut in deiner lichten klaren Fluth
Den Himmel und der Menschheit ew'ges Gut.

„Die Freiheit kömmt auf dir herangeschwommen,
Hat gläubig deiner Arche sich vertraut,
Und wird das Wort, das kühne, ihr genommen,
So taucht sie sich in den krystall'nen Laut
Und schifft, getragen wie von höh'rem Muth,
Ein seel'ger Schwan auf deiner Silberfluth."

Als so der Töne Wogen mich umschlangen,
Da kannte ich den Flügelschlag des Gottes,
Des mächtigen, der in Euch wirkt und glüht;
Erkannte ich die Macht des deutschen Liedes,
Das wunderbar die Herzen an sich zieht.

Als so der Töne Wogen mich umrauschten,
Da wußte ich, was Seelen-Einklang heißt;
So stark und einig, wie Ihr heut' gesungen,
So stark und einig ist auch Euer Geist!

Viel hundert Seelen in verbund'nem Drang,
Viel hundert Kehlen und ein einz'ger Klang.

Wahrt, wackre Sänger, Pfleger hier des Schönen,
Wahrt diese Welt begeisternder Gefühle,
Die in Euch blüht und rauscht in freien Tönen,
Bei dieser Zeiten banger Wetterschwüle;
Und warm, wie heut', in aller Zukunft Tagen,
Laßt Eure Herzen aneinanderschlagen!
Laßt diesen Gast, den einigen und starken,
Der stets in ernsten Tagen der Gefahr
Die Amme hoher Männerthaten war, —
Laßt dieses herrliche gemeinsam Streben
Als heil'ges Kleinod walten immerdar
In Eurem schönen heitern Sängerleben!
Laßt Ton auf Ton und Klang auf Klang,
Gleich jungen Adlern, flügelstrebend,
Mit stolzer Lust hinaus in Stadt und Land
Die Wogen des Gesanges sich ergießen,
Daß, wo sie fließen, wo sie glüh'n,
Aus diesen trüben Spaltungen und Wirren
Das schöne Reich, das Reich der Harmonie,
Das Paradies der ew'gen Liebe sprieße!
Daß überall der Wiederhall erwache
Im großen deutschen Sängerwald,
Und Nord und Süd nur eine Seele scheine,
In diesem Sinn und gleichem Geist sich eine
Durch des Gesanges fesselnde Gewalt;
Daß muthiger das Lied zum Himmel dringe,
Und des Vertrauens und der Liebe Kranz
Um Fürst und Volk sich fest und fester schlinge,
Zum Heil und Segen uns'res Vaterlands!

Speyer, 24. Aug. 1862.

Von einem Ehrengaste
aus dem wäldergrünen Westrich.

Göttliches Walten.

(Fortsetzung.)

„Dein Sohn Hermann," las der Major weiter, „hat sich in eine Gärtnerstochter verliebt und ist so ehrlich und muthig, diese Gärtnerstochter heirathen zu wollen. Rosalie Kleinhans ist die Tochter des bereits vor Jahren verstorbenen Hofgärtnersadjunkten, der nur ein unbedeutendes Vermögen hinterließ und dessen Wittwe daher genöthigt war, weil die kleine Pension von zwölf Gulden monatlich für sie und ihre vier Kinder doch unmöglich ausreichen konnte, sich durch Blumenhandel noch einen weiteren Verdienst zu schaffen. Seit vier Jahren ist aber die Mutter beständig kränklich und da ist denn voll strengem Pflichtgefühl Rosalie an ihre Stelle getreten und hat durch ihren Fleiß und ihr Geschick bald die Familie in einen gewissen Wohlstand zu versetzen gewußt, denn sowohl ihre Waare, die herrlichen, reizenden Bouquets, die sie und ihre Schwester so meisterhaft binden, als der Ruf ihrer großen Schönheit, Anmuth, Bescheidenheit und Sittsamkeit haben die schöne Blumenhändlerin nicht allein bei allen eleganten jungen Herren, sondern auch bei den vornehmen Damen in die Mode gebracht, die meist in Person ihren kleinen Laden besuchen, vor welchem man zu jeder Zeit die herrschaftlichen Equipagen kann halten sehen. Aber trotz der Umschwärmung durch die Stutzer und Löwen aus allen Ständen und von jedem Lebensalter hat es doch selbst die giftigste Verleumdung nicht gewagt, auch nur den leisesten Schatten auf dieses engelreine Wesen zu werfen; ihr Ruf ist vor wie nach durchaus tadellos. Selbst an Heirathsanträgen vornehmer und reicher junger Leute hat es Rosalien nicht gefehlt, aber Rosalie kennt keine selbstsüchtigen Motive, sie verschenkt nimmermehr ihre Hand ohne ihr Herz.

„Und glaube nicht, daß ich mir mit diesen Dingen etwa leichtgläubig einen Bären habe aufbinden lassen, die ganze Stadt weiß hievon und Niemand wagt es, das gute Kind deßhalb des Hochmuths zu beschuldigen. Ich wußte lange nichts von der Existenz dieser seltenen Perle, bis ich eines Tages Gelegenheit bekam, ihr eine kleine Gefälligkeit zu erweisen, wofür sie sich so dankbar bezeigte, daß mir hierdurch sogleich eine sehr vortheilhafte Meinung von ihr beigebracht wurde, die sehr schnell in die glühendste Liebe überging. Rosalie pflegte nämlich, namentlich früher, öfter die Gewächshäuser der größeren Handelsgärtner in der Umgegend des Ankaufs von Blumen wegen aufzusuchen, wobei sie sich von ihrer kleinen Schwester begleiten ließ. Eines Tages that auf dem Rückwege in einer noch ziemlichen Entfernung von der Stadt die Kleine einen Fehltritt, fiel und verletzte sich dermaßen, daß sie den Weg unmöglich zu Fuße zurücklegen konnte. Ich kam gerade des Wegs und überzeugte mich sofort von der Sachlage. Ich bot ihr an, das Mädchen bis zum nächsten Hause führen zu helfen und ihr sodann einen Wagen aus der Stadt herauszuschicken, was sie mit einer so reizenden, verschämten Verlegenheit und Verwirrung unter den lebhaftesten Danksagungen annahm, daß ich davon ganz entzückt war. Leider hatte ich nicht den Muth gehabt, mich nach dem Namen und der Wohnung meiner schönen Unbekannten zu erkundigen, aber ihr Bild brachte ich gar nicht aus dem Gedächtniß und meine Spaziergänge gingen von nun an in derselben Richtung.

„Es dauerte indessen mehrere Wochen, bis ich das Glück hatte, meiner Unbekannten wieder zu begegnen; sie bewillkommnete mich sogleich auf's Herz-

lichste und der kleine Wildfang, der sie wieder begleitete und sich sogleich an mich hing, verrieth zur größten Verlegenheit für sie und zur höchsten Freude für mich, wie oft seither von mir die Rede gewesen, wie man bedauert hat, meinen Namen nicht zu wissen, wie sehr die Mutter verlange, mich kennen zu lernen und ich dürfe darum auch jetzt nicht fort, ich müsse sie zur Mutter begleiten. Ich blickte bei dieser Einladung das schöne Mädchen fragend an, die tief erröthend die Augen niederschlug und in der sichtlichsten Verwirrung stammelte: „Gewiß werden Sie damit der Mutter die größte Freude machen." — „Und Ihnen," frug ich, „wird Ihnen mein Besuch auch Freude machen?" — „Ich," erwiederte sie lächelnd, „werde es mir zur höchsten Ehre anrechnen, unsern Wohlthäter bei uns empfangen zu dürfen." — „Wie können Sie aber von dem kleinen Dienst, den ich Ihnen zu erzeigen das Glück hatte, nur so viel Aufhebens machen! Das ist ja gar nicht der Rede werth, ich muß mich wahrlich schämen über diese allzu große Erkenntlichkeit. Indessen nehme ich Ihre freundliche Einladung an, denn ich werde den Tag, wo ich das Vergnügen hatte, eine so liebe Bekanntschaft zu machen, immer zu den glücklichsten meines Lebens zählen."

„Ich ging mit und aus diesem kleinen Anfange sollte mir bald die höchste Wonne erblühen. Vater, Du liebst und ehrst die Mutter, wie ein Mann nur seine Frau lieben und ehren kann, aber doch weiß ich nicht, ob Du das Gefühl kennst, welches mein Herz erfüllt. Ich frage mich manchmal: ob ich wirklich noch ich selbst bin? Ich möchte lachen und weinen zugleich, ich möchte alle Menschen als meine Brüder umarmen, ich fühle mich der Gottheit näher und verwandter als früher; keinen Wurm könnte ich zertreten, ich freue mich wie ein Kind an meines Schöpfers prächtigem Werk, aber doch könnte ich nicht ausgelassen lustig seyn, ich könnte nicht lärmen und toben, da würde ich mich vor mir selbst schämen. Wenn ich so neben dem über Alles geliebten Mädchen sitze, so wandelt mich oft ein heiliger Ernst an: ich wage es manchmal nicht, sie nur anzurühren, gleichsam als ob ich damit eine schwere Sünde begehen würde, denn neben ihrer demuthsvollen, anspruchlosen, engelreinen Unschuld und Lauterkeit komme ich mir so klein, so unrein vor. Und doch kömmt es auch über mich wie ein heiliger Schauer, es weht mich manchmal an wie mit einem göttlichen Odem und ich sage mir: das ist der Hauch Gottes, mit welchem er die großen heiligen Männer anwehte und sie zu ihren hohen, tugendreichen Thaten begeisterte. Ja, ich fühle es, diese Liebe ist von Gott, sie streift mir die irdische Sünde ab und macht mich besser, edler, reiner, sie gibt mir Kraft und Muth zu allem Guten und läßt mir das Schwierigste leicht erscheinen.

„Bei solchen Gefühlen wirst Du es aber ganz erklärlich finden, daß der Gedanke an krumme Wege nicht aufkommen kann und daß ich nimmermehr ein Glück finden könnte in einer Verbindung, welcher der Segen meiner Eltern fehlen würde. Rosalie und ich sind darin ganz gleichen Sinnes: wir haben uns ewige Liebe und Treue gelobt, aber eine heimliche Verbindung werden wir nie eingehen. Offen und freimüthig trete ich darum vor Dich und die Mutter und bitte um Euere elterliche Einwilligung, daß ich das theuere Mädchen als meine Frau heimführe. Ich kann Euch, wenn Ihr aus meiner langen Schilderung noch nicht die Ueberzeugung geschöpft habt, wie nie eine Andere als sie mir angetraut werden soll, zu meiner besseren Rechtfertigung nichts weiter hinzufügen. Denn das wird nicht erst meiner ausdrücklichen Versicherung bedürfen, das werdet Ihr schon aus Allem ersehen haben, daß meine Rosalie keine gewöhnliche Blumenverkäuferin ist: sie hat vielmehr eine sehr gute Erziehung und Ausbildung genossen und hat dabei so viel natürlichen Takt und angeborne Grazie, daß sie sich mit Leichtigkeit in den höchsten Kreisen bewegen könnte, ohne Anstoß zu erregen. Mein Glück liegt in Eueren Händen; überlegt es wohl, ehe Ihr unbarmherzig den Stab brecht über eine Neigung, die den Stolz eines jungen Mannes ausmacht, der doch ohne alle Selbstüberhebung glaubt von sich behaupten zu dürfen, daß er in keiner Weise aus der Art geschlagen ist. Bedenkt, es handelt sich um das Wohl und Wehe Eueres einzigen Kindes, das Euch über Alles liebt und bedenkt, daß dieses Kind Euch vorher auf seine Ehre versichert, daß es Euch nie ungehorsam seyn wird, mag Euere Entscheidung ausfallen wie sie will. Nie wird Euch ein Vorwurf von ihm treffen, aber wohl hält es Euer Sohn für seine Pflicht, zu sagen, daß er so innig wie von seinem eigenen Leben davon überzeugt ist, daß Ihr mit Euerer Weigerung sein Glück und seine Freude am Leben für immer begraben werdet. Theuerer Vater, theuere Mutter, wollt Ihr denn nicht das Glück Eueres Euch so zärtlich liebenden Sohnes?

„Lebt wohl und verzeiht mir den Kummer, welchen ich Euch verursache; gewiß, eine innere, nie trügende Stimme sagt es mir, daß auch hier auf Leid bald Freud' folgen wird.

Meiner theuersten Eltern

ewig dankbarer Sohn

Hermann."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Zwei Cousinen erschienen in diesen Tagen vor dem Zuchtpolizeigerichte in Paris. Die eine hat der andern eine Ohrfeige gegeben, beide sind von ihren Ehemännern begleitet. Die Verhandlungen des Prozesses eröffnen in folgender erbaulichen Weise: Präsident zu dem Gemahl der Klägerin: Wie viel Schadenersatz verlangen Sie für die Ihrer Frau ertheilte Ohrfeige? Gemahl: 300 Franken. Eine Stimme: Renten und Zucker und Seife obendrein. Präs.: Wer erlaubt sich, die Sitzung zu stören? Beklagte: Mein Mann. Präs.: Wir fordern ihn auf, stille zu seyn, sonst lassen wir ihn hinausbringen. Gemahl der Klägerin: Bravo! Präs.: Sie werden sich gleichfalls ruhig verhalten; Sie haben weder Billigung noch Mißbilligung an den Tag zu legen. Gemahl der Beklagten: Bravo! (Gelächter.) Präs.: Man führe diesen Mann hinaus! Gemahl der Klägerin: Das ist Recht! (Abermals Gelächter.) Präs.: Man führe den anderen auch hinaus. Die ihrer natürlichen Vertheidiger beraubten feindseligen Cousinen müssen nun ihre Sache selber vertreten und dieselbe endigt damit, daß die Ohrfeigenertheilerin, die, nach Aussage eines Zeugen, eifersüchtig wie ein Dachs ist, zu 20 Fr. Geldbuße und statt der geforderten 300 zu 25 Fr. Entschädigung verurtheilt wird.

Ein großer Kopf unter einem kleinen Schädel! In Bayard Taylor's Beschreibung seiner Reise in Griechenland findet sich in den Nachrichten, die er an Ort und Stelle über Lord Byron's letzte Tage sammelte, folgende für die Herren Phrenologen interessante Mittheilung: „Byron's Helm mit seinem Wappen und dem Motto „Crede Byron“ ist im Besitz des Dr. S. G. Howe zu Boston, der ihn vom Grafen Gamba erhielt. Er ist so klein, daß nur wenige Männer gefunden wurden, die ihn auf den Kopf bringen konnten.“

Zu Armbändern und Brochen nimmt man neuerdings gern gravirte Steine und hat z. B. Haararmbänder, deren Flechten abwechselnd von gravirten Steinen unterbrochen werden. Dazu ist die aus der Medicäerzeit stammende Mode wieder sehr in Aufnahme gekommen, den Steinen durch den Anfangsbuchstaben ihres Namens eine Bedeutung zu geben, welcher Buchstabe mit den Lettern eines Vornamens übereinstimmen muß. Macht man z. B. einer jungen Dame, welche den Namen Rosa führt, ein solches symbolisches Armband zum Geschenk, so kann dasselbe aus den aufeinanderliegenden, durch eine Goldkette verbundenen Steinen bestehen: Rubin, Opal, Saphir. Ganz neu und sehr gesucht sind die Halsbänder, Kämme und Ohrringe im venetianischen Styl, d. h. aus lauter größeren und kleineren Kugeln von Korallen und Gold, zuweilen auch mit Amethisten, Smaragden oder Perlen verziert. Sehr eigenthümlich ist die Wiederholung der Mode, Gürtel aus russischem Leder zu tragen, doch sieht man dieselben meistens zu den Reise- und Landanzügen, zu Kleidern aller Art, am liebsten aber zu Jäckchen und Röcken nebst Chemisetts. Diese Gürtel dürfen wohlgemerkt nur aus russischem Leder seyn, haben kein Schloß und werden mit einer doppelten Klappe geschlossen. Ebenso tragen die Damen zu diesen einfachen und leichten Anzügen keine goldenen Uhrketten, sondern anstatt deren feine, netzartige Ketten aus russischem Leder geflochten — die goldenen Ketten bleiben zu den Staatstoiletten aufgespart.

Landwirthschaftliches.

Nach den Mittheilungen des Herrn Oberamtmanns Rothe besteht die erfolgreichste Mastungsmethode des Rindviehes und der Schafe in Folgendem: Man muß das Futter in möglichst trockenem Zustande verabreichen, den Zusatz von Oelkuchen nicht im Saufen auflösen, sondern in Pulverform mit dem Futter geben und dasselbe anfangs mit $^1/_4$ Pfund, später steigend bis zu $^1/_2$ Pfund Leinöl anfeuchten. Besonders dieser Oelzusatz verkürzt die Mastungsperiode um fast einen Monat, indem sich dabei eine tägliche Gewichtzunahme von $3^1/_2$ Pfund per Stück Rindvieh ergibt, während ohne Oelzusatz die tägliche Zunahme nur ungefähr $2^1/_2$ Pfund beträgt. Als Saufen ist blos klares Wasser zu verabreichen, damit die Thiere nicht mehr saufen, als zur Stillung des Durstes nothwendig ist.

Räthsel.

Es stellt ein kleines Silbenpaar
Hier, lieber Leser, dir sich dar,
Und denke nur, wie sonderbar,
Es gleichet jede auf ein Haar
Der andern, und es nennt sogar
Ein gleich benanntes Städtepaar
Und dies in einem Reiche zwar,
Wo längst das Ganze Herrscher war.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 109. Freitag, 12. September 1862.

Göttliches Walten.

(Fortsetzung.)

„Nun, was sagen Sie zu diesem Briefe?" fuhr jetzt der Major heraus. „Finden Sie nicht, daß der Junge reif für das Tollhaus ist? Ich will gar nicht davon reden, daß er damit den Lieblingswunsch seiner Mutter, die so gern sähe, daß er seine Cousine Karoline zur Frau nähme, zerstört; aber das konnte er doch wissen, daß ich zu dieser Heirath nimmermehr meine Einwilligung geben werde!"

„Sie, Herr Major?" fragte ganz ernsthaft der Notar, bei dem, so gutmüthig er im Grunde seines Herzens auch war, doch nur höchst selten der eingewurzelte Hang zur Satyre vollständig in den Hintergrund trat.

„Nun, wer denn, als ich?" brauste der Major auf.

„Ich bitte um Entschuldigung," entgegnete Barthel. „Ich glaubte, Sie hätten sich versprochen, Sie hätten vielmehr Ihre Frau Gemahlin nennen wollen; ich hätte gedacht, Sie bekümmerten sich um solche kleine häusliche Angelegenheiten nicht. Indessen" — fuhr er, als er die Zornader auf des Majors Stirne bedenklich aufschwellen sah, begütigend fort — „bin ich durchaus nicht der Ansicht, daß die Sache mit der Cousine schon für verloren zu geben sey. Hermann ist in der Residenz fern von den Seinigen und hat von jeher das häusliche Leben, den Familienkreis geliebt; er war immer ein Stubenhocker. Was Wunder, daß er sich die Familie, die er nicht hat, neu zu bilden sucht. Er fand ein Mädchen, welches ihm gefiel, von der er glaubte, sie könne ihm eine angenehme Häuslichkeit schaffen; so schloß er sich an sie an und er ist zu ehrlich und zu redlich, als daß er glauben könnte, er dürfe ihr das Vergnügen, welches er an ihrem Umgang findet, anders lohnen, als daß er sie heirathe. Es bleibt nichts übrig, als Hermann diesem Kreise zu entziehen. Gewalt und Strenge anzuwenden, bleibt in solchen Fällen immer gefährlich, denn unter Umständen wird auch das Lamm zum Löwen. Man muß hier vor Allem erst sondiren, man muß sein Terrain kennen lernen, den jungen Baron und das betreffende Mädchen beobachten und ausforschen. Dann wäre es auch gewiß von dem besten Erfolge, wenn beide Eltern persönlich einmal das Söhnchen aufsuchten. Ich habe da einen Einfall, der gewiß Ihren Beifall hat."

„Und der wäre?" fragte der Major.

Der Notar setzte jetzt dem Major eindringlich auseinander, wie er als ein heftiger, jähzorniger Mann die Erledigung dieser Angelegenheit nicht selbst in die Hand nehmen dürfe, indem es dann leicht zu unangenehmen Auftritten kommen könnte und die Sache statt gebessert nur verschlimmert würde. Ebenso sey es nicht gut, Briefe hierüber zu wechseln, dieselbe werde sich vielmehr am rascheſten durch persönliche Zusammenkunft ordnen, der Major solle mit seiner Frau seinen Sohn durch einen Besuch überraschen, aber ohne jener vorher von der ganzen traurigen Affaire etwas mitzutheilen. Barthel erbot sich, zu diesem Zwecke vorauszugehen, sich über den Stand der Dinge genau zu orientiren, dem jungen Baron Vernunft zu predigen und überhaupt Alles zu thun, was zu einem guten Erfolg zu führen verspreche. Er erklärte dem Major, daß er aus doppelten Gründen sich hier für die geeignetste Mittelsperson halte, einmal weil er Hermann kenne und zu behandeln wisse, und dann, weil er auch der Familie Kleinhans nicht unbekannt und sein Wort dort ebenfalls von Gewicht sey.

Bei den Vorschlägen des Notars brauste der Major erst zornig auf über die ungebührliche Zumuthung, daß er selbst zu seinem ungerathenen Sohne reisen und demselben für die dummen Streiche, die er im Sinne führe, gar noch gute Worte geben solle; — nach einigem Hin- und Herreden begann

er indessen ruhiger: „Wenn man Sie mit so viel Ueberzeugung Ihre Ideen auseinander setzen hört, so könnte man zuletzt an seiner eigenen Ansicht irre werden; aber wenn ich auch ein Bischen zweifelhaft geworden bin, mit Ihrer Meinung kann ich mich darum doch ebenso wenig befreunden."

„Ist auch gar nicht nöthig, Herr Major; kann mir das recht gut denken; ja, wenn's hieße, mit dem Bataillon eine Bresche stürmen, da würden Sie sich keine Minute besinnen, aber einen ungehorsamen Sohn mit Nachsicht und Schonung zu behandeln, ihn mit Schmeicheleien und List halb wider Willen zu überrumpeln, das dünkt Ihnen eines geraden, offenen Soldatencharakters nicht würdig, das ist weibisch, hinterlistig. Je nun," fuhr Barthel die Achseln zuckend fort, „es kommt eben darauf an, wie man am besten und sichersten zum Ziele kommt. Und ich sage Ihnen, ich möchte fast mit meinem Kopfe dafür einstehen, daß es so gelingt."

„Nun meinetwegen," sagte der Major, „ich will Ihnen folgen; vierzehn Tage will ich Ihnen Frist geben; werden Sie binnen dieser Zeit nicht mit dem Jungen fertig, dann fahre ich aber mit dem Säbel dazwischen, dann mache ich Ernst, mag es hernach ausgehen, wie es will!"

„Topp, es sey, ich bin's zufrieden; ich reise morgen, Sie folgen in 8 Tagen mit den Damen und handeln vierzehn Tage lang ganz nach meiner Weisung, nach vierzehn Tagen aber sey meine Herrschaft zu Ende."

So geschah es denn auch. Der Major verfügte sich nach Hause und machte noch beim Mittagessen seiner Frau den Vorschlag, die nächste Woche Hermann zu besuchen und auf dieser Reise ihre Nichte Amalie mitzunehmen und als diese erstaunt fragte: was ihn so plötzlich auf diesen Gedanken gebracht habe, so erwiederte er: „Man reist jetzt gar zu rasch; heute Vormittag sprach ich den Notar Barthel, der mir erzählte, daß er vor einigen Stunden einen Brief erhalten habe, welcher ihn in Geschäftsangelegenheiten nach der Hauptstadt berufe; morgen früh gehe er mit dem ersten Zuge ab und den Abend sey er bereits an Ort und Stelle. Er bleibt etwa vierzehn Tage aus. Da kam mir nun so unwillkürlich die Idee, wir könnten wohl auch einmal auf diese Weise Hermann einen Besuch abstatten, das wäre eine ganz prächtige Ueberraschung."

Frau von Helmbrück wollte zwar einige Einwendungen in Bezug auf die nöthige Garderobe ꝛc. erheben, der Major blieb jedoch einmal ausnahmsweise unerschütterlich und so wurde denn nach einigen Hin- und Herreden beschlossen, in acht Tagen sich auf den Weg zu machen.

2.

Einige Tage vorher, ehe unsere Erzählung beginnt, saß eines Vormittags in den warmen Schafpelz eingehüllt der Geheime Rath Adolf von Helmbrück in dem mit verschwenderischem Luxus ausgestatteten Arbeitszimmer seines stattlichen Hauses an der neuen Promenade. Trotz des schützenden Pelzes hatte er bei der draußen herrschenden Kälte den bequemen Lehnsessel neben das knisternde Kaminfeuer gezogen, an dessen lodernder Gluth er sich behaglich wärmte. Vor ihm stand ein kleiner Tisch, auf welchem neben einem großen Becher mit dampfender Chokolade verschiedene Zeitungen, Briefe und Papiere ausgebreitet lagen, in welchen seine mit schweren goldenen Ringen verzierte feine weiße Hand herum blätterte, während die Augen mit flüchtig prüfender Hast die aufgeschlagenen Blätter durchliefen. Nachdem diese Beschäftigung eine halbe Stunde gewährt hatte, schob der Geheime Rath die Papiere mit einer unmuthigen Handbewegung von sich weg und lehnte sich nachlässig in den Sessel zurück, indem er die leicht gekräuselten Rauchwolken seiner duftenden Havannacigarre gedankenvoll vor sich hinblies. „Wo nur Hermann bleiben mag?" begann er nach einer Pause zu sich selbst; „ich habe ihn seit Wochen mit keinem Auge gesehen."

Da hörte man plötzlich auf dem Gang einen festen, klirrenden Schritt und nach einem kurzen, lautem Anpochen wurde ohne das „herein" erst abzuwarten, die Thüre rasch aufgerissen und in das Zimmer trat ein untersetzter, kräftiger Mann im besten Lebensalter von röthlichem Haupthaar, mit dickem, rothem Schnauzbart, von breitem, wohlgenährtem Antlitz mit lebhaft blickenden Augen. Die schalkhafte Laune und die selbstgefällige Zufriedenheit, die aus den großen, blauen Augen des in die schöne Dragoneruniform des Landes gekleideten munteren Lebemannes sprachen, brachten den Geheimen Rath unwillkürlich zum Lächeln. Der Besuch des Rittmeisters von Anstett war ihm stets erwünscht, denn Niemand war geeigneter, die Gedanken der Langweile und des Lebensüberdrusses zu verscheuchen, als der stets gut gelaunte Kriegsmann mit seinem unverwüstlichen Humor und seinem unerschöpflichen Schatz von Anekdoten und selbsterlebten oder auch erlogenen Abenteuern und Quidproquo's.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber narkotische Biere.

Von H. Creuzburg.

Unter vorstehender Rubrik enthält **Dr.** Dingler's polytechn. Journal (165. Band) einen sehr interessanten Artikel, wovon wir hier einen Auszug geben: „Von dem Biere, einem Getränk, welches von Hoch und Niedrig, Reich und Arm, Jung und Alt genossen wird, als Durstlöschungs- und Erfrischungsmittel nicht allein, sondern das auch den Kranken laben und stärken, den Arbeiter zu neuen Kräften anregen soll, darf man wohl mit einem heiligen Recht voraussetzen, daß es rein und unverfälscht, d. h. nicht mit fremden Substanzen versetzt sey, welche der Gesundheit nachtheilig sind und die Gesellschaft muß bei dem Bezug desselben auf die Ehrenhaftigkeit, die Gewissenhaftigkeit der Bierproduzenten vertrauen können. Daß aber dieses Vertrauen von den Bierbrauern nicht immer gerechtfertigt, sondern mißbraucht wird; daß es noch immer viele Biere gibt, deren Genuß unbehagliche, das Nerven- und Blutsystem auffallend störende Symptome wahrnehmen läßt, die also mit fremden schädlichen Substanzen versetzt sind, das ist leider eine so bekannte Sache, daß es fast als überflüssig erscheinen möchte, dieses Thema wiederholt zur Sprache zu bringen. Daß ich aber diesen Gegenstand einer neuen Erörterung werth halte, wird die Art der Auffassung und Darstellung desselben in dieser Abhandlung hoffentlich rechtfertigen. Wir kennen zur Genüge jene Vorschriften, „Rezepte zum Sud" genannt, welche von manchen Bierbrauern in ihrer Verblendung als Arkana geschätzt und angewendet werden, um aus ihrem sonst vielleicht guten Biere ein ungesundes Bier zu machen. Man geht in Biergesellschaft, um sich eine Erholung zu machen und wanket — nachdem man zwei bis drei Glas Bier getrunken hat — unangenehm verstimmt und in einem betäubten, einem Rausch ähnlichen Zustande wieder nach Hause. Der Verdacht einer Narkotisirung solchen Bieres ist der Sanitätspolizei vielleicht nicht fremd, allein es ist schwer, diesen Verdacht zu rechtfertigen, weil narkotische Pflanzengifte, in der kleinen Menge, deren es hier bedarf, in einem Bier auf chemischem Wege mit Evidenz nicht leicht nachzuweisen sind und gewöhnlich die Güte, Stärke des Bieres, sowie dessen Gehalt an angeblich narkotischem Hopfen vorgeschützt wird. Die Wissenschaft hat diese angeblich betäubende Eigenschaft des Hopfens gleichsam stillschweigend zugegeben und doch hätte sie dieselbe widerlegen können, denn der Hopfen hat in der That in dem Zustande, wie seine extraktiven Bestandtheile in dem Biere enthalten sind, keine wirklich betäubenden Eigenschaften, am wenigsten im Sinne eines Narkotikums. Man nehme eine Abkochung von Hopfen, in dem Verhältniß wie derselbe im Biere gegeben ist, innerlich, und man wird nichts von narkotischen Symptomen an sich verspüren. Wenn man auf einem mit Hopfen gefüllten Sack schläft, bekommt man freilich Kopfschmerzen und Nervenaffektionen, allein daraus folgt nicht, daß der Hopfen ein Narkotikum ist, denn das bewirken andere starkriechende Spezereien auch. Man schlafe auf einem Sack mit Steinklee oder Saffran und man wird Kopfschmerzen und Nervenerregung verspüren, es wird aber darum Niemand einfallen, diese Droguen für Narkotika zu erklären. Das etwas Betäubende des Hopfens rührt von seinen riechenden Bestandtheilen her. Bei der Bierbereitung wird aber der Hopfen mit der Würze gekocht (weil der Gerbstoff desselben das Gerinnen des Klebers bewirken soll); dabei gehen die riechenden aromatischen Theile größtentheils verloren. Steht aber einmal toxikologisch fest, daß der Hopfen kein eigentliches Narkotikum ist, so darf auch ein aus Malz und Hopfen nach Vorschrift bereitetes Bier keine auffallend narkotische Wirkung wahrnehmen lassen, denn dem geringen Alkoholgehalt des Bieres sind jene nicht zuzuschreiben. Um in die Sache behufs sanitätspolizeilicher Untersuchungen einige Klarheit zu bringen, ist es nothwendig, die Wirkung eines reinen guten Bieres sowohl, als jene eines narkotischen Bieres einigermaßen symptomatisch festzustellen.

Die Wirkung eines reinen unverfälschten Bieres besteht bekanntlich in einer gewissen angenehm belebenden Erregung aller körperlichen und geistigen Lebensfunktionen, ohne — mäßigen Genuß vorausgesetzt — auffallend unangenehme Beschwerden zurückzulassen. Auch eine mäßige Berauschung ist ohne sehr lästige Folgen; man schläft in der Regel gut darauf und fühlt am andern Morgen selten Kopfschmerz oder sonstige unangenehme, den sogenannten Katzenjammer bezeichnende Beschwerden. Nur bei stärkerer Berauschung ist das letztere der Fall, wobei aber hie und da das starke Tabakzumal Cigarrenrauchen mit in Anschlag zu bringen seyn wird.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

(Frische Luft.) Wer den wohlthätigen Einfluß, die unumgängliche Nothwendigkeit der frischen Luft für das Leben läugnen möchte, der mag durch Folgendes belehrt werden:

Der London Jerry, ein zwischen Liverpool und Sligo laufender Dampfer, lief am 2. Dezember 1848 aus nach Liverpool mit 200 Passagieren, meist Auswanderern, an Bord. Es kam stürmisches Wetter und der Kapitän befahl, daß alle hinuntergehen sollten. Die Kajüte für die Hinterdeckspassagiere war nur 18 Fuß lang, 11 Fuß breit und 7 Fuß hoch. In diesen kleinen Raum wurden die Passagiere eingezwängt. Wären die Lucken offen gelassen worden, so hätten sie doch wenigstens nur eine gewisse Unbequemlichkeit beim Athmen zu leiden gehabt, der Kapitän ließ sie aber schließen und aus einem noch unerklärlichern Grund ließ er einen Gummimantel über den Eingang der Kajüte werfen und befestigen. Die unglücklichen Passagiere waren verurtheilt, dieselbe Luft immer von Neuem wieder zu athmen. Das wurde bald unerträglich. Und nun begann eine schaudererregende Szene von Wahnsinn und Gewaltthaten unter dem Stöhnen der Sterbenden und den Flüchen der Kräftigeren; sie wurde durch einen der Leute unterbrochen, dem es gelang, sich mit Gewalt einen Weg auf das Verdeck zu bahnen und den ersten Steuermann in Allarm zu bringen, dem nun ein fürchterliches Schauspiel bevorstand: 72 waren bereits todt, viele waren im Sterben; ihre Körper waren krampfhaft gewunden, das Blut trat aus Augen, Nasen und Ohren. Der Grund zu diesem tragischen Vorfall lag in der Unwissenheit des Kapitäns und seines Steuermannes. Sie hatten nichts von der Bedeutung frischer Luft für das Leben erfahren. Ihnen war nie gelehrt worden, daß bereits ein Mal geathmete Luft ohne Nachtheil nicht noch ein Mal wieder geathmet werden kann; ihnen war die Thatsache fremd, daß die Luft, welche ein Mal in die Lungen ein und wieder ausgetreten ist, verdorben ist und daß verdorbene Luft so schlimm ist, wie ein Gift.

Ein schreckliches Beispiel, welche Folgen eine Nichtbeachtung der Nothwendigkeit frischer Luft haben kann, liefert auch das Dubliner Gebärhaus. Hier kamen im Laufe von 4 Jahren unter 7658 Geburten 2944 Todesfälle neugeborner Kinder im Alter von 1 bis 15 Tagen vor; diese Zahl wurde plötzlich während einer gleichen Periode auf 279 vermindert, nachdem ein neues System der Lufterneuerung eingeführt worden war. Es kamen mehr als 2500 Todesfälle oder einer auf je drei Geburten nothwendig auf Rechnung der schlechten Luft.

(Eine Verfassung als Brautgeschenk.) Man erzählt sich folgende artige Anekdote: Prinzeß Alice von England, seit Kurzem die Gemahlin des präsumtiven Thronfolgers im Großherzogthum Hessen, war bekanntlich die Lieblingstochter des durch ungewöhnliche Bildung glänzenden Prinzen Albert. Mit besonderer Sorgfalt leitete er ihre Erziehung und weihte sie selbst in die tiefsten Fragen des Staatsrechts ein. Nun soll Prinz Alice noch als Braut ihrem Bräutigam eines Tages ein kostbar in Sammt und Gold gebundenes Buch mit der Bitte überreicht haben: er möge recht oft darin lesen, es würde dies ihrer Ehe zum höchsten Segen gereichen. Es war — die englische Verfassung!

Aus Prag schreibt man der „D. A. Z.“: In einem Städtchen des Königgrätzer Kreises wurde eine czechische Theatervorstellung gegeben, wobei ein historisches Drama aufgeführt wurde. Der „deutsche Gesandte“ sagt nun zu einem „böhmischen Ritter“ die Worte: „Meines Schwertes bist Du nicht würdig, elende czechische Seele.“ Ein furchtbares Geschrei entsteht nun in Folge dieser Worte; das Gewirr wird im Publikum immer größer und drohender, die Gallerien leeren sich und das Publikum drängt sich stürmisch unter furchtbarem Geheul gegen die Bühne. „Fort, Du Lump, Du Galgenstrick, weg von der Bühne“ und andere Aeußerungen fallen. Was war zu thun? Endlich gelingt es dem Regisseur, das Publikum mit den Worten zu beruhigen: „Meine Herren, Sie werden volle Satisfaktion erhalten, der Kerl wird ja im dritten Akt todt gestochen!“ Das wirkte und beruhigte. Und als im dritten Akte „der Kerl“ todt gestochen wurde, da gab sich die Freude durch lange dauernden Applaus kund, ja einige von den Zuhörern verlangten stürmisch **da capo**.

(Erfahrungssatz.) Noch so feste Bande lockert zuweilen der Umstände eisernes Gebot. Menschen von Geist und Gemüth ertragen solchen Schachzug des Lebens mit Gelassenheit und bewahren jenen, von welchen sie getrennt, ein treues Andenken; nur verstandsarme und gefühllose Personen vermögen sodann auf die zu schmähen, denen sie früher gerne angehangen.

Auflösung des Räthsels in **No. 108**:

Barbar.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 110. Sonntag, 14. September 1862.

Im Forsthaus.

Ein voller Humpen auf dem Tisch;
Sein Pfeifchen stopft der Alte frisch.
Ich schaue nach dem holden Kind,
Das dort im Winkel sitzt und sinnt.

Die Schwestern sind zur Ruhe schon,
Sie sitzt und lauscht auf Wort und Ton.
Der Alte guckt mir in's Gesicht
Und nickt und räuspert sich und spricht:

„Ja, Herr, ich sag' es frei heraus,
Nicht Jeden seh' ich gern im Haus.
Ein Gottwillkomm dem wackern Gast,
Aber die Zieraffen sind mir verhaßt

Viel Worts ist nicht nach meinem Sinn,
Man muß mich nehmen, wie ich bin.
Wer erst viel Komplimente macht,
Den hole der Teufel über Nacht.

Kam jüngst ein Kerlchen hergerannt —
Ich glaub', er war aus Pommerland —
Sprach viel von meiner Gastlichkeit,
Wie sie berühmt sey weit und breit;

Sprach von Natur und Kunstgenuß,
Von Blüthenträumen, Mondlichtsgruß,
Und wie ihm für sein Nervensystem
Die Waldluft sehr zu Statten käm'.

Ob ich Quartier ihm geben wollt?
Käm' ihm nicht an auf Silber und Gold —
Klimpert dabei mit dem Lumpengeld,
Als gäb's nichts Bessers in der Welt.

Ich sprach: Mein Haus ist kein Hotel,
Doch weis' ich Niemanden die Schwell.
Das Wort dem Schlucker wohl behagt,
Mich aber reut's, wie ich's gesagt.

Denn kurz! der Kerl gefiel mir nicht.
Hielt ein Riechfläschchen vor's Gesicht,
Kam auch — zum Spuck für Hirsch und Reh' —
Hier in die Wildniß mit Glaçés;

Die langen Beine eingezwängt,
Einen Weibsshwal trug er umgehängt.
Potz Blitz! Ich hatts ernstlich Sorg',
Der Kerl wär' ein maskirter Storch.

Nun sprach er auch so hochgelehrt,
Wie ich mein Lebtag nichts gehört,
Meinte, Bildung und Intelligenz
Wär' doch kein Fressen für die Gäns';

Wies nach, Berlin wär' eine Stadt,
Die nirgends ihres Gleichen hat;
Vor allem aber wär' Berlin
Moralisch viel größer doch als Wien;

Berlin wär' Deutschlands Schild und Hort,
Und hätte ein Eckensteher dort
Mehr feine Manieren und Verstand,
Als ein Professor hier zu Land.

Empfahl mir dringend hinzugeh'n,
Nach der Kultur mich umzuseh'n,
Sah so voll Antheil auf mich drein,
Als dauert' ich ihn in's Herz hinein.

Ich dachte mir, dir fehlt's im Hirn.
Sein Stimmlein war wie Schneiderzwirn;
Auch hatt' er Ruh' an keinem Platz,
Und sprang und hupfte wie ein Spatz.

Was mich noch mehr verdroß, war dies:
Wenn ich ein Späßchen fallen ließ,
Wupp! fuhr das Fläschchen vor die Nas',
Als hätt' er Witterung von Aas.

(Schluß folgt.)

Göttliches Walten.

(Fortsetzung.)

Niemand wurde in so viele Mißverständnisse und komische Situationen verwickelt und Niemand wußte seine Erlebnisse besser zu erzählen als der Rittmeister. Dieser war der Taufpathe des Geheimen Raths, der noch als Assessor von seinem damaligen Kollegen ersucht worden war, seinen neugeborenen Sprößling aus der Taufe zu heben. Adolf von Helmbrück entledigte sich des angenommenen Pathenamtes in ganz konventioneller Weise, verfehlte nicht, die üblichen Geschenke zu geben, bekümmerte sich aber im Uebrigen nicht weiter um sein Pathchen, sondern betrachtete vielmehr, wie dies ja so vielfach in der Welt geschieht, hiermit diese Angelegenheit als abgemacht und erledigt. Anstett starb und Helmbrück verlor dessen Familie vollends aus den Augen. Erst viele Jahre später wurde ihm in einer Abendgesellschaft ein Lieutenant von Anstett vorgestellt, der sich ihm im Laufe des Gesprächs als seinen Taufpathen zu erkennen gab. Der junge Mann sagte ihm zu; aber obwohl er denselben aufforderte, ihn in seiner Wohnung zu besuchen, so war Helmbrück doch viel zu kalt und mißtrauisch, als daß sich eine intimere Annäherung hieraus entsponnen hätte. Erst als während einer schweren Krankheit des Geheimen Raths Lieutenant Anstett denselben fleißig besuchte, des Nachts bei ihm wachte und ihn mit Liebe und Aufopferung pflegte, fing die Eisrinde um sein Herz an zu schmelzen und er gewann den munteren, edelmüthigen Mann so lieb, wie dies seinem harten, egoistischen Charakter überhaupt möglich war. Seine Liebe theilte sich zwischen Anstett und seinem Neffen Hermann, der ihm als alleiniger Sprößling des alten Geschlechts der Helmbrück doppelt werth war, denn die Erhaltung seines Familiennamens, den er mit dem Gefühle hohen und stolzen Selbstbewußtseyns trug, lag dem alten Geheimen Rath vor Allem am Herzen. Er hatte darum trotz des gespannten Verhältnisses zu seinem Bruder seinen Neffen mit offenen Armen aufgenommen, er sah in ihm seinen nahen Blutsverwandten und einstigen Erben und betrachtete ihn ganz wie einen eigenen Sohn. Zu Anstett hingegen zog ihn mehr die Dankbarkeit und das Vergnügen, welches er an seiner Gesellschaft fand, er war die einzige Erheiterung in seinem freudelosen Daseyn, welches in sich verschlossen und mißtrauisch, zerfallen mit sich und der Welt, in der Umgebung von theilnahmlosen Dienstboten in langweiliger Einförmigkeit dahinfloß.

Selten verließ der Geheime Rath sein Zimmer, Gesellschaften konnte er, wenn er auch wollte, seines schwächlichen Zustandes wegen nicht besuchen, es gab für ihn nur noch einen Unterschied von Wachen und Schlafen und selbst die Jahreszeiten theilten sich für ihn lediglich in Beziehung auf die Kälte und Wärme nur in die Monate mit und ohne Kaminheizung.

Der Abstand zwischen dem Geheimen Rath und dem Rittmeister sprang schon in der äußeren Erscheinung beider unverkennbar in die Augen. War dieser untersetzt, kräftig, von lebhafter Gesichtsfarbe, munter und guter Dinge, so war jener lang und schmächtig, ja hager und dürr; hatte dieser eine feste, stramme, militärische Haltung, so war hingegen der Oberkörper des Geheimen Raths stark vorgebeugt, sein Kinn war stets glatt und sauber rasirt, seine kleinen, grauen, stechenden Augen liefen alle Zeit unruhig umher, sein kahler Scheitel war mit spärlichen Silberhaaren bedeckt, sein spitzes Kinn und die lange spitze Nase zeigten den charakteristischen Typus eines hartherzigen, geizigen, mißtrauischen Greises auf. Um den sinnlichen Mund spielte gern ein sarkastisches Lächeln, welches in unbewachten Augenblicken einem scharfen Beobachter das stillschweigende Selbstbekenntniß hätte verrathen können, daß der Satz **mundus vult decipi** (die Welt will betrogen seyn) von dem alten Staatsmanne auch in seinen Privatangelegenheiten eifrigst beherzigt worden war, und daß er nicht versäumt habe, das **ergo decipiatur** (sey sie drum betrogen) in weitestem Umfange und in allen möglichen Modulationen und Variationen praktisch in Ausführung zu bringen.

„Können mich der Herr Geheime Rath brauchen?" fragte der Rittmeister. „Ach leider werden Sie nicht mehr lange sich meiner Besuche erfreuen! Es ist eine fatale Geschichte, die wahrhaftig im Stande wäre, mir die Nachtruhe zu rauben, wenn nicht nach getragener Tageslast und Mühe am stillen Abend der Schlaf in Morpheus Armen — welchen ich übrigens, unter uns gesagt, eine Matratze von so und so viel Pfund Gummielastikumkraft aus dem berühmten Mayer'schen Magazine, als bei weitem bequemer und praktischer, vorziehe — gar zu einladend winken und auf Sinne und Nervensystem eine zu verführerische Kraft ausüben würde. Sie wissen ja, ich bin ein gar guter Kerl, warum sollte ich den Gott Morpheus beleidigen, der mir nie etwas zu Leide gethan? — Aber, damit ich es ja nicht vergesse," unterbrach er sich plötzlich, „haben Sie denn nichts von Ihrem Neffen Hermann gehört, war er noch nicht bei Ihnen?"

„Ich habe ihn lange nicht gesehen," entgegnete lächelnd der Geheime Rath, der des Rittmeisters Art schon kannte; „es mag wohl schon vierzehn Tage her seyn. Ich weiß gar nichts, darum erzählen

Sie, aber hübsch Eins nach dem Anderen, dort stehen die Cigarren, bedienen Sie sich, rücken Sie sich einen Sessel zu mir; Sie trinken doch eine Tasse Chocolade?"

„Wird mit Dank acceptirt."

Der Geheime Rath klingelte seinem Kammerdiener und bestellte noch einen Becher Chocolade für den Rittmeister, der sich inzwischen eine Cigarre angezündet, einen Sessel an die andere Seite des Kamins zog, sich nachlässig hineinwarf, die Füße weit von sich streckte und indem er abwechselnd an der Chocolade nippte und die Dampfwölkchen seines Rauchstengels in die Luft blies, folgendermaßen zu erzählen begann:

„Also, Sie wissen wirklich nichts von Hermann! hm! hm! wer hätte das gedacht! Ich hätte es nimmermehr hinter dem bescheidenen, verständigen und gesetzten jungen Mann gesucht; ich versichere Sie, ich habe es selbst lange nicht geglaubt, aber es ist dennoch wahr, ich habe mich ganz genau erkundigt, ja ich habe mich mit eigenen Augen und Ohren überzeugt und ich halte in der That dafür, daß er mit einer recht gefährlichen Krankheit behaftet ist — — —"

„Krankheit?" unterbrach ihn der Geheime Rath ärgerlich, „was für eine Krankheit? Halten Sie mich nicht zum Narren, Adolf, und schießen Sie endlich einmal los mit Ihren merkwürdigen Neuigkeiten! Zum Henker, können Sie denn nie geradeaus militärisch auf's Ziel losgehen?"

„Nun, nun, werden Sie nur nicht so hitzig, Herr Pathe, ich komme ja schon, aber ich versichere Sie, ich kann mich selber noch gar nicht von meinem Erstaunen erholen und ich wette, es geht Ihnen ebenso. Haben Sie den Muth, einen Korb Champagner einzusetzen, daß Sie, trotz Ihres Geheimenraths-Charakters, nimmermehr errathen, was mit Hermann vorgegangen ist? Haben Sie Lust zu wetten?"

„Was weiß ich von Euren Narretheien?" brummte der Geheime Rath. „Was wird's seyn, eine Liebschaft oder sonst so ein Unsinn?"

„Nun, eine Liebschaft, das will gar nichts heißen. Liebschaften habe ich alle Tage, Liebschaften gibt es so viele, wie es Sand am Meere, wie es Sterne am Himmel gibt. Wer zählt die Völker, nennt die Namen? sagt der große Schiller. In Spanien Tausend und drei, singt Leporello. Aber wer, frage ich Sie, hat schon eine so fabelhafte Mähre gehört, daß ein junger, hübscher, gescheidter, solider, feingebildeter, wohlerzogener, reicher Baron von so und so viel Dutzend Ahnen ein Mädchen heirathen will, ein Mädchen, das eigentlich gar kein Mädchen ist, ein Mädchen aus dem Volke, da ganz unten, aus dem allertiefsten Grunde? Schön soll sie seyn! Ja, schön ist sie, das ist wahr, ich habe sie selbst gesehen, aber damit ist auch Alles gesagt. Ei nun, wie kann man auch überhaupt etwas sagen von einem Mädchen, das zur **misera plebs**, zur Canaille gehört? **Fi donc**, welch ein Geschmack, welch ein Horreur! Denken Sie, Herr Geheime Rath, ein Blumenmädchen, eine Dirne, welche Blumen feil hält, soll Ihre Nièce werden! Was sagen Sie dazu?"

„Ich bin ganz starr vor Staunen, lieber Adolf, aber woher wissen Sie denn das? Ist denn die Geschichte schon so stadtkundig? Erzählen Sie doch."

(Fortsetzung folgt.)

Ueber narkotische Biere.

(Schluß.)

Die Wirkung eines narkotischen Bieres ist, ohne daß man an demselben einen auffallenden Nebengeschmack bemerken kann, doch von der Wirkung eines reinen Bieres merklich verschieden. Anfangs zwar ist in der Wirkung narkotischer Biere nichts auffallendes zu bemerken und da sie in der Regel gut munden, so wird man getäuscht und läßt sich's schmecken. Allein, schon bevor man sein gewohntes Quantum getrunken hat, stellen sich unbehagliche Symptome ein; zuerst ein dumpfes Gefühl im Kopf, das zwar kein eigentlicher Kopfschmerz, aber doch geeignet ist den Frohsinn etwas herabzustimmen, dabei manchmal Blutwallung nach dem Kopf. Nach und nach, bei weiterem Trinken, stellt sich eine Art dumpfer Betäubung ein; man ist nicht mehr gut aufgelegt zur Unterhaltung und obwohl man kaum so viel getrunken hat, als man sonst ganz gut vertragen kann, so verliert man fast die Lust mehr zu trinken. Trinkt man aber weiter, so stellt sich ein Zustand der Berauschung ein, als hätte man bereits doppelt so viel getrunken, als man wirklich trank. Es ist aber keine wahre Berauschung; die Symptome sind anders, als wenn man von einem reinen Bier zu viel getrunken hat. Man fühlt durch alle Glieder ein Fibriren, manchmal einen kaum bemerklichen Grad von Lähmung dabei, der Gang ist unsicher, fast taumelnd und doch anders als bei einem gewöhnlichen Rausch. Nicht berauscht, sondern betäubt ist man. Dazu gesellt sich zuweilen etwas Ueblichkeit, obwohl selten bis zum Erbrechen, bei Manchen auch Harnstrenge und ein gewisser stierer Blick im Auge. Die Nachwirkung ist ebenfalls anders, als bei einem reinen, guten Biere. Der betäubende Zustand dauert lange fort, man ist nicht aufgelegt zur Arbeit.

Geht man zu Bett, so ist es zuweilen, als gehe das Bett im Kreis herum, wobei sich Ueblichkeit einstellt, doch geht das meistens vorüber und man versinkt in einen dumpfen Schlaf, der oft unruhig unterbrochen und bei jungen Leuten nicht selten von wollüstigen Träumen begleitet ist, endlich erfolgt in der Regel ein Wiederversinken in einen tiefen, über die gewöhnliche Zeit anhaltenden Schlaf. Nach dem Aufsteigen vom Bett verspürt man, wenn nicht Kopfschmerz, doch ein unangenehm dumpfes Gefühl im Kopf bis in den Nacken, hohle Augen, man ist verdrießlich und nicht zur Arbeit aufgelegt, am wenigsten zu Kopfarbeiten. Nach dem Kaffeetrinken tritt zwar eine Erleichterung dieser Zufälle ein, aber sie dauern oft noch den ganzen Tag an, bis sie mit Zurücklassung eines gelinden Schwachheitsgefühls im Kopf sich nach und nach verlieren." — Dann nennt der Verfasser mehrere schädliche Substanzen und sagt: „Wie aber die betäubenden Mittel, welche den Bieren zugesetzt werden, sehr verschieden sind, so sind auch die Wirkungsäußerungen der narkotischen Biere, je nachdem sie mit diesem oder jenem Narkotikum oder mehreren zugleich, versetzt sind, mehr oder weniger abweichend; allesammt laufen sie aber auf Irritation der Nerven hinaus. Auch wirken dergleichen narkotische Biere — je nach körperlicher Konstruktion und Nervenreizbarkeit — mehr oder minder abweichend. Manche Personen werden davon höchst auffallend afficirt, andere nur bei übermäßigem Genuß. Man kann sich auch nach und nach an ein solches Bier gewöhnen, so daß man dasselbe am Ende ohne sehr auffallendes Ungemach vertragen kann. Wenn aber Manche die Schädlichkeit solcher narkotischen Biere in gelinderes Licht setzen wollen, indem sie einwenden, daß Personen solches Bier Jahre lang tranken und doch bis 60 Jahre alt wurden, so möchte ich dagegen einwenden, daß Solche vielleicht über 70 Jahre alt geworden wären, wenn sie nicht dieses, sondern ein reines, unverfälschtes Bier getrunken hätten." — Am Schluß dieser Abhandlung bespricht der Verfasser die Prüfung narkotischer Biere; da aber dieselbe auf chemischem Wege zu geschehen hat, so verweisen wir deßhalb Fachmänner auf das polytech. Journal.

Mannigfaltiges.

In der Grafschaft Essex befindet sich ein bedeutendes Dorf: Dunmow Parva. Einer seiner Eigenthümer im dreizehnten Jahrhundert stiftete ein Vermächtniß ganz eigenthümlicher Art. Es sollten nämlich dem Ehemann, der ein Jahr nach seiner Verheirathung vor dem Altare in Gegenwart der ganzen Gemeinde beschwören konnte, daß er sich in dem verflossenen Jahre mit seinem Weibe nicht einmal gezankt und seine Verheirathung nicht einen Augenblick bereut habe, eine Speckseite und verschiedene andere Eßwaaren mit gewissen Feierlichkeiten als Geschenk überreicht werden. Die Jahrbücher des Ortes sollen nur drei Männer nennen, die während eines Zeitraums von mehr als fünfhundert Jahren dieses Geschenkes theilhaftig wurden.

Eine Dame, welche vom Ministerium in Berlin verlangt hat, es möge sie von der zu großen Nähe einer Schlosserei befreien und abschlägig beschieden worden war, hat sich dieserhalb an das Abgeordnetenhaus gewendet und in ihrer Eingabe ausgeführt, der Herr Minister sollte ein paar Nächte in ihrem Hause schlafen, dann würde er begreifen, daß die Nachbarschaft einer Schlosserei für ruheliebende Leute unerträglich sey.

Die Civilisation schreitet vor! Der Fabrikant Kilian in Neuwied kündigt für die Damen mit der Bezeichnung als höchst possirliches Geschenk für nur 15 Sgr. Maschinen zur Jagd auf gewisse Thierchen an, macht also auch dafür der Hände Arbeit entbehrlich.

(Kindliche Naivetät.) „Liebe Schwester Bertha, hast Du denn unseren Eltern so außerordentlich viel Geld gekostet, daß man darüber seufzen muß?" — „Ich verstehe Dich nicht, Louischen, wie kommst Du zu dieser Frage?" — „Das will ich Dir gleich sagen. Ich habe recht oft gehört, daß der Vetter Moriz, der uns jetzt so oft besucht, wenn er mit Dir allein zu seyn glaubte, recht tief seufzte und zu Dir flüsterte: Theure Bertha!"

(Man muß sich auskennen.) Ein Verbrecher, der unlängst Diebstahls wegen zu einem Jahre schweren Kerkers verurtheilt wurde, äußerte über die Frage, ob er mit dem Urtheile zufrieden sey, der Gerichtshof möge ihm wenigstens drei Monate mehr geben, denn da käme er nach Stein, wo man mehr zu essen bekommt! Ein guter Freund, der ihn dann über den Gang hinausbegleitete, gab ihm, jedoch zu spät, den weisen Rath: „Sixt's Franzl, wärst nur mit'n Staatsanwalter recht grob gewest, der hätte Dir's schon verschafft!"

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 111. Dienstag, 16. September 1862.

Im Forsthaus.

(Schluß.)

Doch all das war noch leidlich gut,
Eins aber ging mir heiß in's Blut:
Als ich ihm Platz zum Sitzen bot,
Was that der Himmelschwerenoth?

Setzt' er sich hin? Ei, weit davon!
Sein Taschentuch zog der Patron
Und blies und wischte an dem Stuhl,
Als wär's ein grüner Gänsepfuhl.

Daß dich! Mein Aeltstes stand davor,
Ward feuerroth bis hinter's Ohr. —
Nun schau'n Sie selbst die Stühle an,
Ob man sie saubrer finden kann.

Ja, Herr, das stieß mir vor den Kopf!
Ich schwur mir's zu: Mit diesem Tropf
Kampir' ich nicht in einem Haus;
Einer von beiden muß hinaus.

Es stellt' auch bald der Fall sich dar.
Mein Kerlchen, patzig wie es war,
Schnüffelt im ganzen Haus umher,
Stellte Fragen die Kreuz und Quer'.

Nun hielt er einmal vor der Wand
Und rief und zeigte mit der Hand
Nach einer Fuchsfall', die dort hing:
„Jott, Förster, was ist das für'n Ding?"

Da dacht' ich mir: Nun lustig zu!
Sprach zu dem Wicht in guter Ruh:
„Die Fall', die ist für Gimpel da;
Ich bitt' Euch, kommt ihr nicht zu nah."

Hei, guckt mich da das Herrchen an!
Ich that, als läg' mir gar nichts dran.
Er sprach fortan kein Sterbenswort.
Am andern Morgen schob er fort."

Der Alte lacht, ich stimme ein
Und blinze nach dem Töchterlein.
Wie süß das Rosenmündlein blüht!
Sie lächelt, weil sie mich lächeln sieht.

Der Alte füllt die Gläser frisch,
Stützt sich behäglich auf den Tisch,
Erzählt von Waidmanns Lust und Glück
Mir manches auserwählte Stück,

Von Land und Leuten allerlei,
Kommt endlich bis in die Türkei.
Die Reise war mir viel zu weit,
Ich blieb daheim die ganze Zeit;

Blieb bei Mariechen traut und süß,
Und kam doch bis in's Paradies.
Manch' goldne Frucht mein Auge pflückt,
Manch' Engelslächeln mich beglückt.

„Ja, spricht der Alte, die Türkei
Bricht bald zu Stücken doch entzwei.
Dann wird der Sultan ausgestopft,
Der ganze Harem wird verklopft.

Wie werden da die feinen Herrn
Sich reißen drum von nah und fern!
Ja, wenn die Waar' recht billig wär',
Ich holte mir auch noch Eine her."

Der Alte lacht, ich stimme ein
Und blinze nach dem Töchterlein.
Der Alte macht ein pfiffig Gesicht,
Aber das Feinste merkt er nicht.

— t.

Göttliches Walten.

(Fortsetzung.)

„Ja, was ist da zu erzählen? Ich weiß selbst nichts Näheres; Sie selbst müssen ihm einmal zu Leibe rücken, aber die Geschichte mit meinem Strippelmann muß ich Ihnen erzählen, das amüsirt Sie besser. Aber Herr Pathe, nehmen Sie mir's nicht übel," unterbrach sich der Rittmeister, „der Teufel kann hier sitzen, der Kamin meint es gar zu gut; ich placire mich mit Ihrer gnädigsten Erlaubniß an's Fenster, ich bin schon halb gebraten, ich glaube, in zwei Minuten hätten Rock und Hosen lichterloh in Flammen gestanden! — So, jetzt ist's besser, also der Strippelmann, — — doch zuerst die Hauptsache: Denken Sie, Herr Geheimer Rath, die infamen Neuerungen! Wir Dragoner, die wir seit des Regiments Gedenken stets in der Hauptstadt lagen, sollen ja auf Einmal die Garnison wechseln! Es ist zwar noch nicht publik, aber gewiß ist es darum doch, ich hab's aus der besten Quelle. Ich wollte, daß dem naseweisen Herrn Kriegsrath, der die superkluge Schinderei ausgedacht hat, seine Leberknödel zu Pflastersteinen würden, daß er bei jedem Biß einen seiner falschen Zähne abbrechen müßte! Und wo glauben Sie erst, daß man uns hin verlegen will? Ja, wenn's noch eine vernünftige Garnison wäre mit Theater und Bällen, hübschen Mädchen und gutem Wein! Aber, Goddam, weit hinein in die Provinz geht's, wo sich die Füchse und Hasen gute Nacht sagen, nach dem Neste Neustadt und den Dörfern auf fünf, sechs Stunden im Umkreise! Ich wollte, der Kriegsminister müßte in mit Erbsen gefüllten Stiefeln den ganzen Weg dorthin neben meiner Schwadron herlaufen! Ich sage Ihnen, eine solche Ungerechtigkeit ist noch gar nicht dagewesen. Bin ich, sind meine Kameraden Soldaten geworden, um auf einem elenden Bauerneste fern von der gebildeten Menschheit trübselig zu versauern und zu verbauern? Aber ich weiß mir schon Rath: ich heirathe die reiche Brauerswittwe, die mir immer so verliebte Blicke zuwirft, trotz der drei Zentner, die sie wiegt und ihres fetten Mopses, der mir neulich fast in die Nase gebissen hätte, als ich in verzeihlicher Neugier durch meine zärtliche Umarmung zu entdecken suchte, ob bei der alten Hexe wirklich die Stelle noch herauszufinden sey, wo andere ehrliche Christenfrauen die Taille zu haben pflegen — und dann, dann nehme ich meinen Abschied, ich werde Rentier, meinetwegen auch Brauer, Oekonom oder gar noch Bauer, aber nach Neustadt geh' ich ein für alle Mal nicht!"

„Nun," begütigte der Geheime Rath, „Sie können auch einmal nach Neustadt gehen, es ist im Sommer eine ganz schöne Gegend, im Winter nehmen Sie ein paar Monate Urlaub und dauert die Sache gar zu lang, so lassen Sie sich in ein anderes Regiment versetzen, dafür will ich schon Sorge tragen. Aber in Neustadt liegt ja gegenwärtig mein Bruder, wissen Sie nicht, wo der hinkommt?"

„Ja, das sechste Regiment kommt hierher, ich glaube, dem geschieht damit so wenig ein Gefallen als uns, aber was fragen die hochweisen Federfuchser im Ministerium nach solchen Lappalien? Uebrigens sage ich Ihnen einstweilen meinen Dank für Ihren Vorschlag, ich denke, ich überlege mir doch die Sache mit der Brauerswittwe noch ein Mal, so eine Parthie kann ich in zehn Jahren noch machen. — Aber den Strippelmann nicht zu vergessen, das war eine Geschichte zum Todtschießen . . . ."

Und nun erzählte der Rittmeister, wie er kürzlich bei der Frau Hofrath von Stein zum Diner eingeladen, durch Unwohlseyn aber verhindert gewesen sey, dieser Einladung nachzukommen und darum sich genöthigt gesehen habe, absagen zu müssen. Er habe seinen Bedienten Strippelmann hingeschickt, zugleich aber demselben Auftrag gegeben, ihm sein Mittagessen mitzubringen; der dumme Kerl habe jedoch, statt das Essen im Gasthof zu holen, solches bei Frau von Stein verlangt, auch erhalten und nach Hause gebracht. Der Rittmeister war unglücklich über diese Ungeschicklichkeit seines Bedienten und sann darauf, wie er für die liebenswürdige Gastfreundlichkeit der Hofräthin einigermaßen sich zu revanchiren im Stande sey. Er war darum sehr erfreut, daß er in Erfahrung brachte, wie das Geburtsfest jener Dame gerade auf die nächsten Tage falle. Er kaufte ein passendes Geschenk, ließ es durch seinen Strippelmann früh am Morgen abholen mit dem Auftrag, der Frau Hofrath dasselbe zu überbringen und schärfte ihm dabei wiederholt ein, dies Mal ja keine Dummheiten zu machen. So weit ging auch Alles gut, Strippelmann holte und lieferte ab in pünktlicher Befolgung der erhaltenen Weisung. Frau von Stein zeigte sich über diese Aufmerksamkeit des Rittmeisters sehr erfreut und gab dem Freund Strippelmann ein extragutes Trinkgeld von einem Thaler. Was that aber Strippelmann? Gerade wie das erste Mal blieb er unbeweglich stehen und sah mit ängstlichen, verzweiflungsvollen Blicken bald die Hofräthin an, bald auf das blanke Thalerstück. Dies veranlaßte die wohlwollende Dame, ihn zu fragen: ob er noch Etwas wolle? Und da platzte denn unser Strippelmann, dem unglücklicher Weise sein Herr den Auftrag gegeben hatte, das Geburtstagsgeschenk beim Abholen sogleich zu bezahlen, in seiner Herzensangst mit dem naiven Ausruf heraus: „Sie

werden entschuldigen, gnädige Frau, die Blumen kosten aber zwei Thaler, die habe ich soeben selbst bezahlt."

Nur mit Mühe konnte die Hofräthin das Lachen unterdrücken, aber sie empfand doch Mitleiden mit dem armen Rittmeister und sagte deßhalb nur: es sey schon gut, das wisse sie, der Thaler sey für ihn. „Ich habe mir darum," fuhr der Rittmeister fort, „auch vorgenommen, die ganze Geschichte zu ignoriren, als wisse ich von nichts. Aber sagen Sie selbst, Herr Geheime Rath, ob Einem solch ein Kameel oder Nashorn nicht wahrhaft in Verruf bringen kann? Ich hätte ihn zwischen den Fäusten zerreiben mögen; nein, ich kann ihn wahrhaftig nicht länger behalten, so treu und ehrlich er auch ist und so gut er mit den Pferden umzugehen versteht."

Der Geheime Rath mußte herzlich lachen und meinte, wenn der Rittmeister seinen Strippelmann nicht mehr im Dienst zu behalten gedenke, wolle er selbst ihn miethen, der Bursche sey gar zu komisch in seiner Dummheit. „Aber," setzte er hinzu, „was mache ich mit Hermann? Adolf, Sie müssen mir behilflich seyn, ich muß wissen, wie die Dinge stehen; der Junge ist wahrhaftig im Stande, einen dummen Streich zu machen, gerade weil er so unverdorben ist. Ich binde Ihnen den Hermann auf die Seele, suchen Sie ihn auf und bringen Sie mir ihn hierher. — Das fehlte mir gerade noch," fuhr er, wie einer peinlichen Erinnerung nachhängend, finster fort, „daß der Beste der Helmbrück's solch eine Mesalliance einginge!"

Der Rittmeister versprach sein Bestes zu thun und nahm unter abwechselndem Lachen und Schimpfen auf das ungerechte Schicksal, welches ihn aus seinem gewohnten lieben Kreise zu reißen drohe, Abschied von dem Geheimen Rath.

Seit dieser Zeit war indessen ein Tag nach dem andern vergangen und schon war die Woche ihrem Ablauf nahe, ohne daß sich weder der Rittmeister noch Hermann bei dem alten Geheimen Rath hätten blicken lassen, so daß bei diesem, mißtrauisch wie er war, der Gedanke sich immer mehr festsetzte, daß Beide unter einer Decke steckten und ihn zu betrügen unternommen hätten. Finster, mit zusammengezogenen Brauen und fest zusammengekniffenen Lippen saß er manche Stunde vor seinem Kamin, den Blick starr in die Gluth geheftet. Keiner der Diener durfte ihm nahen und wenn er sie zu einem Dienste herbeirief, so klang seine Stimme noch härter und schneidender als sonst. „Also auch die Wenigen, denen ich mit Liebe zugethan war," sagte er zu sich selbst, „wollen sich von mir abwenden und mir Aergerniß und Schande bereiten! Nun, wenn sie vorziehen, mich zum Feinde zu haben, so mögen sie es nur probiren! Sie sollen es zu ihrem Schaden empfinden, wessen ich fähig bin, wenn man mich beleidigt und meine Pläne durchkreuzt!"

So saß er denn eines Morgens wieder ernst vor sich hinbrütend und die Chokolade unberührt vor sich stehen lassend, bis er, wie aus einem tiefen Traume erwachend, mechanisch nach den vor ihm liegenden Zeitungsblättern griff und sie zerstreut durchblätterte. Da fiel sein Blick zufällig auf das Verzeichniß der angekommenen Fremden und zwar gerade auf die Stelle: „Barthel, Notar aus Neustadt."

„Notar Barthel?" sprach der Geheime Rath finster zu sich selbst, „was will der hier? Will der die Dinge noch mehr verwirren? Will er mir wieder einmal hemmend in den Weg treten? Ich hätte gute Lust, den alten Naseweis ein für alle Mal von seiner Sucht, sich um ungelegte Eier zu bekümmern, recht gründlich zu heilen."

Kaum aber, daß der Geheime Rath die Ankunft Barthel's auf diese Weise erfahren hatte, so trat auch schon sein Kammerdiener mit einem Briefe herein und meldete: „Eben hat des Herrn Rittmeisters von Anstett Bediente diesen Brief gebracht, ich wollte Exzellenz fragen, ob er auf Antwort warten soll?"

„Lassen Sie ihn warten; ich werde klingeln, wenn ich den Brief gelesen habe."

Der Brief lautete:

Hochgeehrter Herr Pathe!

Entschuldigen Sie, daß ich so lange nichts von mir habe hören lassen, aber zwei Tage suchte ich vergebens nach Ihrem Neffen und als ich ihn endlich auffand, konnte ich ihn nicht bewegen, zu Ihnen zu kommen, da ich leider so unvorsichtig war, Sie als im höchsten Grade auf ihn erzürnt darzustellen, womit ich ihn zu schrecken und zu sich selbst zu bringen gedachte. Auch am folgenden Tage brachte ich die Sache nicht weiter; doch gestand er mir ein, daß er unerschütterlich fest entschlossen sey, das Mädchen zu heirathen und daß er sich brieflich an seinen Vater gewandt habe, um dessen Einwilligung einzuholen. Ich wollte Ihnen diese Mittheilung selbst hinterbringen, aber seit gestern hält mich ein kleines Unwohlseyn an mein Zimmer gefesselt und so sah ich mich genöthigt, um Sie nicht länger in Ungewißheit zu lassen, Ihnen zu schreiben.

Ihr treu ergebenster
Rittmeister von Anstett."

(Fortsetzung folgt.)

Londoner Industrieausstellung.

Würtemberg, Baden und Bayern bilden den lokalen Mittelpunkt der *Zollvereinsausstellung*. Die gelungenste Partie der *badischen* Abtheilung ist die Ausstellung der Pforzheimer Bijouteriewaaren, in ihrem Theile ein weiterer Beweis von dem hohen Werthe der Kollektivausstellungen. Wer würde, von den pompösen Schaustellungen der englischen Gold- und Silberschmiede und Juweliere gesättigt und übersättigt, den die Bestandtheile der Pforzheimer Fabrikation ausmachenden Bracelets, Brochen, Ohrgehängen, Ringen, Medaillons, Nadeln, Ketten, Knöpfen, Uhrschlüsseln, Petschaften, „Phantasiegegenständen" aller Art große Beachtung schenken, wenn sie in zerstreuten Schränken und Schränkchen ihm entgegentreten würden? Nun aber, da diese Sachen in einer langen Reihe gleichartiger, hübscher Auslagekästen geordnet sind, die einen eigenen Gang in der Zollvereinsabtheilung bilden, nun wird ihnen allgemeine Aufmerksamkeit gewidmet und der Name Pforzheim wird aller Welt bekannt. Nun bekommt Jedermann von selbst den Eindruck, daß er es hier mit einer lokalisirten Industrie zu thun habe, die Tausenden von Händen Arbeit gibt und dem länderverbindenden Handel Stoffe zuführt. Auch darf der Einzelne, der sich einer Kollektivausstellung so zu sagen unterwirft, nicht befürchten, als Einzelner unbeachtet zu bleiben. Im Gegentheil spricht die Erfahrung dafür, daß gerade eine Gesammtausstellung den Beschauer reizt, Vergleichungen der Einzelleistungen anzustellen, indem sie ebenso den genaueren Einblick wie den allgemeinen Ueberblick erleichtert. Die Pforzheimer Industrie ist u. a. auch noch durch eine Papierausstellung von Bohnenberger u. Comp., der einzigen in der badischen Abtheilung, vertreten. Einen großen Theil der badischen Ausstellung nehmen die Uhren, namentlich des Schwarzwalds ein, die in reicher Auswahl eingesendet wurden. Ein zahlreiches Publikum wird stets durch das Orchestrion angezogen, jenes von Mich. Welte in Vöhrenbach gefertigte, vom Großherzog für die Ausstellung überlassene Werk, das die Spieluhrenfabrikation des badischen Schwarzwalds zu repräsentiren bestimmt ist. Wenn dieses Musikwerk von der Größe einer Zimmerorgel beginnt, die Tellouverture mit täuschender Nachahmung eines ganzen Orchesters (daher Orchestrion) zu spielen, so haben die Angestellten der 6 oder 8 Johann-Maria-Farina-Quellen in der Nähe Zeit, sich ein wenig zu erholen von der angestrengten Arbeit, den ganzen Tag über die Taschentücher, namentlich der weiblichen Ausstellungsbesucher in das duftende Kölner Naß zu tauchen. Denn schleunigst zieht sich alles in der Nähe des Orchestrions befindliche Publikum zu diesem hin, um nicht mehr zu weichen, bis der letzte Ton darauf abgespielt ist. Wird es dem badischen Orchestrion, so vortrefflich seine Leistungen sind, auch nicht gelingen, Jedermann mit der doch immer seelenlosen mechanischen Musik zu versöhnen, so wird doch Niemand dem Verfertiger, der Solches zu Stande brachte, ohne studirter Musiker und Mathematiker zu seyn, seine Bewunderung versagen können. Die Naturprodukte des gesegneten badischen Landes sind hauptsächlich durch zahlreiche Einsendungen von Weinen vertreten, sowie durch heimischen Tabak und aus solchem gefertigte Cigarren, die theilweise ein so verführerisches Aussehen haben, daß sie der schützenden Glashüllen wohl bedürfen. Von in die Augen fallenden badischen Ausstellungsgegenständen nennen wir noch einen großen Spiegel von der Mannheimer Spiegelmanufaktur, einen prachtvollen schwarzen Schmuckschrank mit Elfenbeinverzierung von Haßlinger u. Comp. in Karlsruhe, mathematische Instrumente von Sickler ebendaselbst, Leder von Fabrikanten in Lahr, Villingen und Weinheim und ausgezeichnete Photographieen, große oberitalienische Architekturstücke von Lorent in Mannheim. Wir hätten noch Vieles zu verzeichnen, eilen aber zur *bayerischen* Ausstellung zu gelangen. Die Zahl der bayerischen Aussteller ist eine verhältnißmäßig kleine und eine Vollständigkeit in Vertretung der bayerischen Industrie ist noch weniger als bei andern Zollvereinsstaaten vorhanden. Dennoch macht die bayerische Ausstellung durch die hübsche Anordnung, die ihr gegeben wurde, einen angenehmen Eindruck. Auch enthält sie zahlreiche Gegenstände von derjenigen Art, welche für ein großes Publikum, nicht blos für Fachleute anziehend ist. Wir nennen Steigerwalds (München) Glaswaaren, die namentlich durch eine vielfach angewendete Art von Verzierung, feine Linienarabesken in Gold, großes Gefallen (und in Folge davon reißenden Absatz) gefunden haben; ferner verschiedene Proben von Porzellanmalerei; die Becker'schen (München) Oelfarbendrucke, die in täuschender Wiedergabe von Oelbildern, man sehe z. B. die bekannte Gruppe vom Bettelknaben nach Murillo, Treffliches leisten; die Albert'schen (München) Photographieen nach Kaulbachs Handzeichnungen zu Göthe, die stets von einem zahlreichen, Bewunderung zollenden Publikum belagert sind.

(Schluß folgt.)

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 112. Donnerstag, den 18. September 1862.

Riekchen Cohmann.

(Fortsetzung.)

Um kurz zu sein: Ungefähr einen Monat nach jenem Abend stand Riekchen eines Morgens unter meinem Fenster, lehnte sich gegen einen Steinpfeiler und zählte ganze Hände voll Goldstücke — wirkliches blankes Gold. Sie betrachtete dieselben mit kindischer Freude, ließ sie in der Sonne blitzen und an einander klingen in einer Art Verzückung. Ich sah ihr von meinem Comptoir aus mit Vergnügen zu und klopfte leise an's Fenster. Riekchen erschrack und blickte auf mit einer Angst, die mich ordentlich amüsirte. Durch mein Lachen beruhigt, betrachtete die kleine Deutsche mich mit einem so bezaubernden Ausdruck der Unschuld, daß ich beschloß, ihr meinen Rath und Beistand anzubieten. Ich winkte ihr hereinzukommen und sie kam auch wirklich in mein Comptoir, ihre Goldstücke noch in der Schürze tragend, da sie in der Verwirrung noch nicht Zeit gefunden hatte, sie wieder in die Tasche zu stecken.

„Nun Riekchen," sagte ich, „Du bist ja schon ordentlich reich, wie ich sehe."

„Ich werde wohl meine tausend Gulden haben," sagte sie in einem Tone, wie unsere Vorfahren von ihren Tonnen Geldes zu sprechen pflegten.

„Und was willst Du denn mit all' dem Gelde machen?" fragte ich.

„Ich will es mit in meine Heimath nehmen und meinem armen Vater geben, damit er seine Schulden bezahlen kann und im Winter keinen Mangel zu leiden braucht."

„Aber Kind, man wird Dich berauben. Es gibt genug schlechte Subjekte in der Stadt, die recht gut wissen, daß Du hier viel Geld verdient hast. Du würdest besser thun, wenn Du es mir in Verwahrung gäbest; ich könnte es Deinem Vater schicken, ehe es Dir genommen wird. Oder, wenn Du das lieber willst, ich kann es auch in mein Geschäft stecken, wo es jedenfalls, ehe das Jahr zu Ende geht, noch sehr gute Zinsen trägt."

Sie dachte einen Augenblick nach und schüttete dann das Geld, ohne ein Wort zu erwiedern, auf den Tisch. Als sie das gethan hatte, schien plötzlich ein Gedanke ihr durch die Seele zu fahren und sie nahm zwei der blinkendsten Goldstücke, die sie nur finden konnte, wieder an sich.

„Was willst Du damit machen, Kind?" fragte ich. „Deine Einnahme heute Abend wird mehr als hinreichend sein für Deine Bedürfnisse."

Sie zögerte und blickte mich mit einer Mischung von Scham und Verwirrung an. Endlich raffte sie sich auf und sagte entschlossen:

„O, warum denn nicht, — ich möchte in die Lotterie setzen."

„Zwanzig Gulden verlieren," rief ich, „Kind, das wäre ja Tollheit."

Sie schien halb versucht, mir das Geld zurückzugeben, besann sich aber plötzlich wieder und rannte lachend davon, indem sie mir noch zurief:

„Ich habe einen glücklichen Traum gehabt, ich werde gewinnen."

Im Nu war sie verschwunden und so hastig, als ob sie fürchtete, daß ich ihr nachrennen werde.

Das Glück schien wirklich dieses junge Mädchen als Schooßkind zu behandeln. Drei Tage später stürzte sie fast athemlos in mein Comptoir, ihr Gesicht war glühend weiß und roth.

„Monsieur! Monsieur!" rief sie. „Sehen Sie nun wohl, daß mein Traum gut war?" Und mit diesen Worten zog sie ein Packet Banknoten aus ihrem Busen, — sie hatte fünfzigtausend Gulden gewonnen.

„Und was willst Du nun beginnen, mein Kind?" fragte ich, fast versteinert über ein solch fabelhaftes Glück.

Sie sah mich verwundert an und sagte dann:

„Nichts, Monsieur. Sie können dieses Geld zu dem übrigen thun; doch möchte ich, daß Sie so viel davon meinem armen Vater schicken, als nöthig ist, um ihm durch den Winter zu helfen."

„Und Du, Rieckchen, — nun Du so reich bist, welchen Plan hast Du für Dich selbst entworfen?"

„Gar keinen," antwortete sie mit einem Seufzer.

„Du beabsichtigst also, hier fortzufahren mit Deinem Singen? Du denkst nicht an die Rückkehr zu Deinem Vater. All dieses Geld, — es befriedigt Dich nicht. Du möchtest mehr haben; — ist es nicht so?"

Sie seufzte wieder und eine Thräne blinkte in ihrem Auge.

„Ich kann mich nicht trennen von Rotterdam," erwiederte sie dann; „ich kann nicht! Lieber sterben!"

Dann, als ob sie bedauerte, daß ihr diese Worte entschlüpft waren, setzte sie in anscheinend gleichgültigem Tone, der mich indeß nicht täuschte, hinzu:

„Wenn der Winter kommt, werden Sie mir wohl Rath geben müssen. Vielleicht hat bis dahin der Himmel eine neue Ueberraschung für mich. Wir müssen auf Gottes Gnade und Weisheit vertrauen."

Ihr Geheimniß war ihr eigenes und es wäre unrecht von mir gewesen, hätte ich die Autorität, die ich über sie gewonnen, dazu benutzen können, um sie zu verwirren und auszuforschen. Ich begnügte mich deßhalb damit, es ihr dringend anzurathen, doch ja zu keinem Menschen von ihrem großen Glück in der Lotterie zu reden, und begab mich dann sofort selbst auf das Administrationsbureau der Lotterie und von hier in das Comptoir, wo sie ihren Gewinn hatte ausbezahlt erhalten. Bis jetzt war die Sache noch ein Geheimniß und ich erhielt auch von beiden Seiten die Versicherung, daß man es bewahren wolle und daß es von dort aus nicht in die Oeffentlichkeit dringen sollte.

Ich wollte so gern das arme Kind schützen gegen Raub und Betrug, die ja unfehlbar in Bewegung gegen sie gesetzt worden wären, hätte man um ihren Reichthum gewußt.

Ein Monat verging wieder, ohne daß ich Rieckchen in meinem Comptoir sah. Ich sah sie nur des Abends manchmal hier in der „Amicitia", wo sich auch unsere Bekanntschaft entsponnen hatte, oder auch in irgend einem Café, immer umgeben von einer bewundernden Schaar von Zuhörern.

Rieckchen war überall beliebt, unter den Noblen und Reichen sowohl, wie unter den Bürgern und Arbeitern, und ganz besonders waren es die Seeleute, welche sie unter ihren Schutz nahmen.

Wenn sie mich unter der Menge sah, so wechselten wir im Geheimen einen Blick des Einverständnisses und einen stummen Gruß, — ich hatte sie nämlich gebeten, Niemand etwas davon zu sagen, daß wir mit einander bekannt waren. Dies hatte ich lediglich deßhalb gethan, um die Klatschereien der leichtfertigen Zungen zu verhüten, die sich sonst über den guten Ruf des braven jungen Mädchens würden hergemacht haben. Rotterdam hat leider, wie jede andere Stadt in der lieben Christenheit, eine Menge Bewohner, die den Scandal lieben. Ich konnte mich nicht dazu entschließen, die wirklichen Motive meiner Bekanntschaft mit der schönen jungen Deutschen Jemand zu vertrauen; denn einmal bekannt, wußte ich nur zu gut, daß die böse Welt das Gift der Verleumdung über den bis dahin untadelhaften Wandel des armen Kindes gespritzt haben würde — und auf mich nicht minder.

Nach und nach war es mir aber, als ob eine Veränderung mit Rieckchen vorgegangen wäre; sie schien mir oft so still und melancholisch, so träumend und sinnend, wie in tiefe, quälende Gedanken verloren, und dies führte mich selbst auf allerlei Befürchtungen und Muthmaßungen, wie ich sie bei Anderen hatte verhüten wollen. Ihre freie und unschuldige Fröhlichkeit ging oft in eine unnatürliche gezwungene Anstrengung über,

heiter zu erscheinen. Das leichte, fröhliche Kindesherz von früher war es nicht mehr, das ließ sich unmöglich verkennen. Sie schien abwesend, versank häufig in eine Art Träumerei und sang dann ihre Lieder nur mechanisch. Ihre Stimme war da, aber ihr Herz nicht; ihre Aufmerksamkeit, ihre Gedanken waren wo anders.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schlacht von Waterloo.

(Fortsetzung.)

Das Plateau war erreicht. Seltsames Zusammentreffen! Sechs und zwanzig Bataillone standen 26 Schwadronen gegenüber. Hinter dem Kamme der Höhe, gedeckt durch eine maskirte Batterie, war die englische Infanterie in dreizehn Carres à 2 Bataillone in 2 Reihen aufgestellt, schußfertig der Dinge wartend, die da kommen sollten. Ruhig, stumm und unbeweglich standen sie, — dreizehn Vulkane, jeden Augenblick bereit, Tod und Verderben um sich zu schleudern. Furchtlos hörten sie diese gewaltige Menschenfluth emportauchen. Das Schnauben und Traben der Pferde, das Rasseln der Kürasse und Säbel wurde stärker und stärker, kam näher und näher und braus'te endlich mit der verheerenden Gewalt eines losgelassenen Orkans gegen sie heran.

Eine schauerliche Stille war eingetreten. Da, plötzlich, erschienen auf der Höhe des Kammes eine lange Reihe geschwungener Säbel, dann Helme und Kürasse, Trompeten und Standarten, an die viertausend Köpfe mit gewaltigen Schnurbärten. Mit dem Rufe „es lebe der Kaiser“ war die ganze Cavalerie auf dem Plateau erschienen. Mit dem dröhnenden Getöse eines beginnenden Erdbebens sprengte sie vor, um sich auf die ihr gegenüber stehenden Eisenmauern der Engländer zu stürzen. Auf Einmal entstand auf dem rechten Flügel der Franzosen ein entsetzlicher Lärm, ein unentwirrbares Durcheinander. Die Spitze der Cürassier-Colonne hielt plötzlich vor einem tiefen, breiten Graben, — dem Hohlweg von Ohain, — hinter welchem die englischen Carres aufgestellt waren.

Ein furchtbarer Augenblick!

Vor sich die Schlucht, vor der die Pferde scheuten, sich bäumten und zurückprallten, hinter sich die ganze Gewalt der im Fluge nachdrängenden Reitermasse. — Die Wucht, welche die Engländer zerschmettern sollte, ward ihnen nun selbst zum Verderben. Das zweite Glied drängte auf das erste, das dritte auf das zweite u. s. f. Roß und Reiter stürzten Glied um Glied in den Todesrachen, bis der schreckliche Schlund mit Menschen und Thieren, lebenden und todten, ausgefüllt war. Der dritte Theil der Brigade Dubois fand hier sein schauerliches Grab. Die Uebrigen setzten unerschüttert darüber hinweg, aber die Wirkung des ersten Anpralls war gebrochen, und so wurde dieses entsetzliche Ereigniß der Anfang des Verlustes der Schlacht.

Gleichzeitig mit dieser Katastrophe wurde die Batterie der Engländer demaskirt und die Kugeln von 60 Kanonen und von nahe an 10,000 Gewehren schlugen, wie eben so viele Donnerschläge, aus nächster Nähe in die Reihen der betäubten Reiter ein. Groß war der Verlust, den die Division des Generals Wathier bisher erlitten; die Hälfte lag innerhalb einiger Minuten theils im Hohlwege, theils von den englischen Kugeln niedergeschmettert, todt und verstümmelt am Boden. Aber der Muth der Ueberlebenden war ungebrochen; es waren dies Männer, bei welchen die Kraft in dem Maße sich vervielfacht, als die Anzahl sich verringert. Die Division des General Delord, welche weiter links die Höhe erstiegen hatte, war jetzt, ohne auf ähnliche Hindernisse gestoßen zu sein, unverletzt angekommen. Wirksam erwiederte sie das Feuer der englischen Batterie und brachte sie bald zum Schweigen. Die fliegende Artillerie zog sich in das Innere der Carres zurück. — Mit losgelassenem Zügel, im stärksten Galopp, den Säbel zwischen den Zähnen, die Pistolen in den Händen, stürzten sich jetzt die Cürassiere auf die Engländer. Die Bataillone aber wichen und wankten nicht; kalt wie Bildsäulen, wie Granit gewordenes Gebein standen sie diesem ungestümmen Anpralle.

(Fortsetzung folgt.)

Gemeinnütziges.

Aus Seidenstoffen entfernt man die Moderflecken, indem man mit einer weichen Bürste von einer Mischung aus 2 Theilen Wasser und 1 Theil Salmiakgeist aufträgt. Man läßt das Zeug in einer warmen Stube trocknen und bügelt es auf der linken Seite.

Verschiedenes.

(Die Soldaten haben kein Geld?) Im „Hansjörgel" lesen wir folgende unterhaltende Geschichte: In den Gebirgen von Ischl lustwandelte einmal ein Marine-Offizier, und da er den Weg nicht genau kannte, so trat er in eine Hütte und ersuchte die Besitzerin, ihm ihren Sohn als Wegweiser mitzugeben. Bereitwillig sagte die Mutter zu, und freundlich und höflich rannte der Knabe vor dem Officiere her, bis sie den gebahnten Weg gefunden hatten. Der Officier wollte dem Knaben ein Geschenk geben, allein dieser verweigerte die Annahme mit dem Bedeuten, daß d'Soldaten eh koan Geld haben." — „So?" erwiderte der Officier, „woher weißt Du denn das?" „J hab an Brudern beim Militär", sagte der Knabe, „der hat nie a Geld; erst heunt hat d'Mutter d'letzte Goas verkauft und hat ihm s'Geld geschickt." — Gerührt von dieser schlichten Einfalt kehrte der Marineofficier nach dem Bauernhause zurück, zahlte der hocherfreuten Mutter den dreifachen Betrag der verkauften „Goas" und versprach sich ihres Sohnes anzunehmen, wenn er „brav" sei. Daß er Wort gehalten, versteht sich von selbst, denn der Marineofficier war — S. k. H. Erzherzog Ferdinand Max.

(Für Turner.) Von dem bekannten amerikanischen Kunst-Herkules Dr. Windship ist soeben ein Buch erschienen: „Gesundheit und Kraft", welches in turnerischen Kreisen besondere Beachtung verdient. Windship wurde auf der Schule als der kleinste, schwächste Junge verlacht und verhöhnt, und nahm sich vor, ein starker Mann zu werden. Diesen Vorsatz hat er mit jahrelanger Ausdauer und wissenschaftlich practischer Gymnastik ausgeführt, bis er anerkannt als der stärkste Mann Amerikas gefeiert ward. Er reiste seit zwei bis drei Jahren als practischer Herkules und Lehrer der Gesundheit und Kraft umher, und hob unter Andern zuletzt in Lynn 1860 Pfund Gewicht, in Brooklin 1890, in Medford 1934 und Charlestown 1940 Pfd. Wenn man bedenkt, daß die stärksten Männer gewöhnlichen Schlages schon braun und blau werden, wenn sie 500 Pfund heben, kann man einen gebildeten Arzt, der beinahe vier Mal so viel trägt und neulich eine Vorlesung mit der Versicherung schloß, daß er nach Experimenten mit der Tragkraft des menschlichen Knochengerüstes erst 3000 Pfund als die Grenze menschlicher Hebekraft ansehe und diese zu erreichen hoffe, gewiß als einen versöhnlichen Triumph menschlicher Willens- und Muskelkraft gelten lassen. Sein Buch ist reich an physiologischen, diätetischen und gymnastischen Lehren für Ausbildung einer allseitigen Gesundheit und Kraft.

Therese Milanollo, welche sich nach ihrer Verheirathung mit einem belgischen Marineofficier aus der Oeffentlichkeit zurückgezogen hatte, will im Laufe des nächsten Winters wieder in die Reihe der concertirenden Virtuosen treten.

Räthsel.

Rath' Ritter: Zehn Vögel gut.
Der erste davon hat keinen Muth.
Der ander hat gar keinen Magen.
Der dritte aber mangelt des Kragen.
Der vierte hat keine Zunge.
Der fünfte säugt selbst seine Junge.
Dem sechsten fehlt sogar die Galle.
Der siebente singt, schöner denn sie alle.
Der achte verkündet die künftige Zeit,
Der neunte fliegt über alle weit,
Und der zehnte ist so klug und weis',
Daß er ißt dreijährige Speis'.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 112. Freitag, 19. September 1862.

Göttliches Walten.

(Fortsetzung.)

„Da wüßte ich denn eigentlich nicht viel mehr als vorhin," sprach jetzt der Geheime Rath, „mit dem einzigen Unterschied, daß für heute und vielleicht auch für die nächsten Tage nicht auf Adolf zu rechnen ist. Ich bin also auf mich allein angewiesen, um den verdammten Barthel, der mir, er mag jetzt hier wollen, was er will, ganz unausstehlich ist, wieder aus der Stadt zu entfernen." — Er sann einen Augenblick nach, dann rief er auf Einmal: „Ich hab's, ja so geht es. Jedenfalls, das unterliegt gar keinem Zweifel, weiß Barthel durch meinen Bruder von Hermanns Affaire und diese Wissenschaft muß ich benutzen, um ihm eine Falle zu stellen. Das ist freilich nicht so leicht," fuhr er fort, „denn dumm ist der Notar nicht und ich kenne die ganze Angelegenheit viel zu wenig. — — Wie wär's, wenn ich den Strippelmann —? Vielleicht ist aus dem dummen Kerl doch auch einmal etwas Gescheidtes heraus zu bringen."

Der Geheime Rath klingelte. Dem eintretenden Kammerdiener rief er entgegen: „Der Strippelmann soll herein kommen." Strippelmann trat ein, salutirte militärisch, aber zu erfahren war von ihm nichts; er wußte weder etwas von dem jungen Baron Hermann, noch von dessen Liebschaft, noch von Notar Barthel. Der Geheime Rath wandte sich mißmuthig ab und befahl ihm zu warten, er wolle ihm einen Auftrag mitgeben. Er setzte sich dann an seinen Schreibtisch, schrieb mit verstellter Hand ein paar Zeilen, kouvertirte das Geschriebene, ohne es zu unterschreiben, schrieb dann ebenfalls mit verstellter Hand die Adresse an „Herrn Notar Barthel aus Neustadt, dermalen im Gasthofe zur goldenen Traube dahier", gab dem Strippelmann das Briefchen mit der Bitte, es in den nächsten Briefkasten zu werfen, indem er ihm zugleich einen Thaler für seine Bemühung in die Hand drückte. Außerdem trug ihm der Geheime Rath an den Herrn Rittmeister einen Gruß auf, derselbe solle machen, daß er bald wieder gesund werde und dann ja nicht versäumen, ihn, den Geheimen Rath, sogleich zu besuchen. Strippelmann versprach pünktliche Besorgung und der Geheime Rath hatte auch nicht den geringsten Zweifel in dieser Beziehung und war namentlich auch darüber außer Sorge, daß Strippelmann nicht ausplaudern werde, an wen er einen Brief fortgetragen habe, da derselbe nicht lesen konnte.

Aber die Sache sollte anders kommen. Strippelmann, der mit großem Vergnügen den blanken Thaler, welchen ihm der Geheime Rath gegeben hatte, in seiner Tasche befühlte, bekam Appetit nach noch mehr Thalern und dachte darum, es sey doch Schade, daß er nicht lesen könne, vielleicht würde ihm die Besorgung dieses Briefes noch einen Thaler eintragen. Da wollte nun der Zufall, daß, als Strippelmann diesem verlockenden Gedanken nachhing, ihn plötzlich der junge Baron Hermann von Helmbrück anrief, sich erkundigte, wie es dem Rittmeister gehe? und wie er öfters seinen Spaß mit ihm machte, ihn weiter ausforschte, wo er herkomme? wohin er gehe? ꝛc.

Strippelmann zeigte dem jungen Baron den Brief, welchen er zur Besorgung von des Herrn Onkel Geheimer Exzellenz erhalten habe und als jener Barthel's Adresse las, so nahm er, da er gerade auf dem Wege zum Notarius war, dem Strippelmann den Brief ab, mit der Bemerkung, daß er ihn mitnehmen wolle. Strippelmann schaute dem davon gehenden Baron verblüfft nach und seufzte wehmüthig: „Der Herr Baron hätte mich doch auch den Thaler können verdienen lassen." Indessen dieser Seufzer verhallte ungehört; Hermann lieferte ganz gleichgiltig den Brief an Barthel ab, mit der Bemerkung, daß er ihn einem von seinem Onkel kommenden Boten abgenommen und diesem dessen Besorgung zugesagt habe.

„Von Ihrem Onkel?“ fragte zweifelnd der Notar, erbrach das Schreiben, las es aufmerksam durch und gab es dann spöttisch lächelnd an Hermann: „Hier lesen Sie den Brief Ihres Onkels und sagen Sie mir dann, was Sie davon halten?“

Hermann nahm den Brief und las zu seinem größten Erstaunen:

„Ein wohlmeinender Freund räth Ihnen, so schnell als möglich wieder diese Stadt zu verlassen; es ist hier Ihres Bleibens nicht, der Zweck Ihres Aufenthalts ist entdeckt und es drohen Ihnen von verschiedenen Seiten Gefahren, welche Sie sich nur durch die Flucht entziehen können.“

„Aber das ist ja gar nicht meines Onkels Hand und der Brief hat auch gar keine Unterschrift, da hat sich Einer einen schlechten Spaß mit dem dummen Strippelmann gemacht.“

„Nun,“ meinte Barthel, „das mag seyn, wie es will, schrecken lasse ich mich durch das Ding nicht, mir macht es im Gegentheil nur Vergnügen, aber geben Sie den Wisch doch gefälligst her, er gehört zu einer Sammlung von Urkunden, die, wie ich hoffe, mir in den nächsten Tagen noch wohl gute Dienste leisten sollen.“ Und damit faltete er das Schreiben zusammen und legte es in seine mächtig große Brieftasche zu anderen Papieren, deren er in den paar Tagen seines Hierseyns schon mehrere da und dort sich zusammengeholt hatte.

Barthel war von einer wahrhaft unermüdlichen Thätigkeit gewesen. Gleich am ersten Tage hatte er gesucht und nachgeforscht, gefragt und gefunden, er hatte alte vertraute Freunde besucht, war bei dem Pfarrer des Kirchensprengels gewesen, er hatte Hermann gesehen und sich freundlich mit ihm unterhalten, ohne mit einer Silbe des Zwecks seiner Reise zu erwähnen; er hatte sich inkognito zu Rosalie Kleinhans begeben, kurz, er hatte wie ein kluger und umsichtiger Feldherr sein Terrain genau rekognoszirt, seine wie des Gegners Kräfte klug berechnet, ehe er sich zur Schlacht entschloß. Jetzt war er aber auch seiner Sache sicher, er hielt alle Fäden des Gespinnstes nur in seiner Hand und das Wild, welches er vor Allen zu jagen hatte, gab ein erwünschter Zufall nun vollends von selbst in seine Hände.

Nochmals überflog der alte Notar seine Anordnungen im Geiste und er lächelte still in sich hinein, als er so bedachte, wie Alle auf ihn angewiesen seyen und wie nur er allein wisse, wie sich die Sache entwickeln werde. Er hatte an Alles gedacht und wußte für Alles Rath. Niemand sollte verletzt werden, Alle sollten froh und glücklich seyn. Aber ehe er sich zum Geheimen Rath, den er sich bis auf zuletzt aufgespart hatte, auf den Weg machte, mußte er doch zuvor mit Hermann im Reinen seyn; er wandte sich darum jetzt zu diesem, reichte ihm treuherzig die Hand hin und sah ihm dann einen Augenblick, ohne ein Wort zu reden, in die Augen, mit Blicken, in welchen sich der edle, wohlwollende, biedere Charakter des Alten, die wahrhaft väterliche Zuneigung, die er für den jungen Baron fühlte, auf das Lebhafteste spiegelten, so daß Hermann ihm, wiewohl er den Notar etwas unbegreiflich fand, doch warm die Hand drückte und gerührt ausrief: „Mein lieber väterlicher Freund!“

„Ja, Hermann,“ hub Barthel an, „schon länger als drei Tage bemühe ich mich lediglich in Ihrem Interesse und jetzt steht mir noch der schwierigste Gang bevor. Ich habe Ihre Rosalie gesehen, habe Erkundigungen über sie eingezogen. Je nun,“ — fuhr der joviale Alte scherzend fort — „es ist ein braves, ehrliches Mädchen, sanft, gut, bescheiden, sittsam — —“

„Nicht wahr,“ unterbrach ihn Hermann stürmisch, „ein wahrer Engel — —“

(Fortsetzung folgt.)

Londoner Industrieausstellung.

(Schluß.)

Tritt schon bei den aufgeführten Gegenständen ein besonderer Charakterzug der bayerischen Ausstellung hervor, der nämlich, daß man darin auf Schritt und Tritt an das durch einen hochsinnigen Fürsten in Bayern eingebürgerte Kunstleben erinnert wird, so ist dies auch bei anderen Theilen derselben der Fall. Die stattlichen Ausstellungen verschiedener berühmter Bleistiftfabriken, Sammlungen von Malerpinseln, Malerfarben u. s. w. rufen gleich beim Betreten der bayerischen Ausstellung jene Erinnerungen wach. Noch mehr thun es die prachtvollen holzgeschnitzten Schränke, in welchen jene Bleistiftausstellungen untergebracht sind. Diese Schränke sind Kunstwerke für sich und gereichen der bayer. Ausstellung zu einer ungemeinen Zierde. Man weiß nicht, ob man die originelle, kraft- und stylvolle Zeichnung oder die tüchtige Ausführung derselben mehr bewundern soll. Sie sind Erzeugnisse der Nürnberger Kunstgewerbeschule, von den Lehrern derselben, Direktor Kreling, Prof. Mayer, und von Schülern der Anstalt ausgeführt. Die Firmen, welche das treffliche bayerische Erzeugniß in schwarzen und farbigen Stiften ausgestellt haben, sind A. W. Faber in Stein bei Nürnberg, das altberühmte Haus, Berolzheimer und Illfelder in Fürth, Großberger

und Kurz, J. G. Städtler und G. W. Sußner in Nürnberg. Ebenfalls von prachtvollen holzgeschnitzten Rahmen eingefaßt ist die Ausstellung des Gewerbevereins von Fürth, die auch in anderer Beziehung besondere Hervorhebung verdient. Der Fürther Gewerbeverein hat nämlich in einem großen Tableau das Erzeugniß der gesammten Fürther Industrie in geordnet zusammengestellten Proben zur Anschauung gebracht und so in seinem Theil den Fehler gut gemacht, dem man so vielfach in der Zollvereinsausstellung begegnet, daß nämlich kleinlich aussehende Artikel, die möglicherweise einen ganz bedeutenden Betrieb repräsentiren können, von den einzelnen Erzeugern kleinlich und vereinzelt, oft auch an ganz unpassenden Orten aufgestellt wurden. Bei der vom Fürther Gewerbeverein gewählten Ausstellungsart war es möglich, selbst aus unausstellbar scheinenden Artikeln ein interessantes Industriebild zusammenzustellen. Hören wir, wie der Katalog die auf jenem Tableau vereinigten Gegenstände aufzählt: Spiegelglas, unbelegt, mit Quecksilber oder Silber belegt, gefaßte Spiegel aller Art, optische Artikel; Brillengestelle in Stahl, Eisen, Messing, Horn; Lorgnetten; Gürtlerwaaren; Galanterieschreiner- und Drechslerwaaren; Feinblatt-Gold u. -Silber; Blattmetall und Bronzefarben; Cartonnagearbeiten; Buntpapier; Spielkarten; Blechwaaren; Kinderspielzeug; Zinnfiguren; Folien; Elfenbein- und Holzschnitzerei; Porzellanmalerei; Holzbronzewaaren; Schläuche; Kämme; Zeug- und Strumpfwirkerei; Lichtergarne; Nachtlichter; Oblaten; chemische Produkte u. s. w. Unter diesen Artikeln sind mehrere, welche der bayerischen Industrie eigenthümlich und daher auch sonst mehrfach vertreten sind, so namentlich Blattgold und Blattsilber, Blattmetall aller Art, Buntpapiere, Silber- und Goldpapiere, ferner Farben, so aus den altberühmten Schweinfurter Etablissements, aber auch aus der Fabrik von „Mittlers giftfreiem Grün in Augsburg", dem neuen, immer mehr Eingang findenden Surrogat für die arsenikhaltigen und darum in ihrer Verwendung zu Zimmertapeten und zum Anstrich der Wände gesundheitsgefährlichen grünen Farben, deren schönes Feuer eben von jener Giftsubstanz herrührt, jetzt aber durch andere gesundheitsunschädliche chemische Zusammensetzungen beinahe erreicht wird. Statt vieles Anderen, was in der bayerischen Abtheilung erwähnenswerth ist, machen wir nur noch auf Einen Gegenstand aufmerksam, der eine ganze Reihe anderer aufwiegt. Im Maschinenammer steht das in großem Maßstab ausgeführte Modell eines Bogens der Rheinbrücke bei Mainz, die von der Maschinen- und Brückenbauanstalt Cramer, Klett und Comp. in Nürnberg gegenwärtig gebaut wird und ihrer Vollendung in Bälde entgegensteht. Reisende aus dem Süden Deutschlands, welche die Londoner Ausstellung besuchen, haben Gelegenheit, das herrliche Werk selbst zu bewundern. Das Modell in der Ausstellung wird ihnen eine angenehme Reiseerinnerung seyn und eine gute Gelegenheit, was sie im Vorbeipassiren nur flüchtig betrachten konnten, hier mit Muße zu studiren. Und eines Studiums ist diese Brückenkonstruktion nach dem Pauli'schen System werth. Die Brücke mit eisernem Oberbau für zwei Eisenbahngeleise und zwei Trottoirs für den öffentlichen Verkehr hat 32 Oeffnungen, darunter über dem Hauptstrom 4 Hauptöffnungen von der ungemeinen Weite von je 101,29 Meter. Die ganze Brücke ist 1028,6 Meter lang. Das Pauli'sche System unterscheidet sich von den älteren Trägerkonstruktionen dadurch, daß es aus dem Prinzip der Träger von gleichem Widerstande unter der Bedingung entwickelt ist, daß die Gurtungen nach ihrer ganzen Länge gleichen Kräften zu widerstehen haben, daher auch gleiche Querschnitte haben müssen. Aus dieser Bedingung bestimmt sich die Konstruktion des Trägers, der nachweisbar den geringsten Materialbedarf unter allen Balkenträgern nöthig hat. Interessant dürften auch folgende Notizen seyn, die uns die ausstellende Firma über die bei der Mainzer Brücke zum Schutz gegen den Einfluß der Atmosphärilien auf das Eisen und gegen Ausdehnung durch Belastung getroffenen Vorrichtungen gibt. Das bei der Brücke zu verwendende Eisen wird durch Beizen und Scheuern von dem daran haftenden Hammerschlag und Rost möglichst gereinigt, abgewaschen und naß in siedendes Oel gebracht. Durch die große Hitze des Oels wird jede Spur von Feuchtigkeit entfernt und es bildet sich auf dem reinen Eisen eine sehr fest haftende Firnißschicht. Auf diese kommt dann die gewöhnliche Grundirungsfarbe aus Eisenminium. Alle Zugbänder werden beim Aufstellen der Träger durch eigenthümliche Vorrichtungen um etwa $^1/_{6000}$ ihrer Länge gespannt, damit noch möglicherweise vorhandene kleine Biegungen verschwinden und die Bänder mit dem Beginn der Formveränderung durch die Belastung in Wirksamkeit treten. Gelegentlich sey hier auch gleich ein anderes Brückenmodell aus der deutschen Ausstellung aufgeführt, dasjenige eines Theils des berühmten Riesenwerks, der Weichselbrücke bei Dirschau, welche die russische Eisenbahn mit der preußischen verbindet. Eine englische Stimme nennt diese von der kön. preußischen Maschinenbauanstalt in Dirschau gefertigte Brücke „die nobelste Bindewerkstruktur wahrscheinlich der ganzen Welt". Dieselbe Stimme, die eines Gegners der Röhrenkonstruktion,

sagt weiter zum Ruhme der deutschen Arbeit: „Die Dirschauer Brücke beweist zur Genüge, wie groß der Irrthum der röhrenförmigen Brückenbauart sey, so sehr auch dieselbe von den Partisanen des verstorbenen Robert Stephenson hervorgehoben wurde. Die Hälfte des ungeheuern Kapitals, welches auf die Britannia- und Viktoriabrücke verwendet wurde, hätte man vielleicht erspart, wären sie nach dem Plan der Dirschauischen Brücke, welche für jeden nützlichen Zweck ebenso dauerhaft als hinreichend ist, ausgeführt worden. Es ist ein besonderer Charakterzug der ausländischen Ingenieure, verglichen mit den unsrigen, daß jene sehr oft Alles durch einfachere, mehr wissenschaftliche und weniger kostspielige Mittel erzielen. Die Ursache ist ohne Zweifel darin zu suchen, daß theils die ausländischen Ingenieure eine viel bessere theoretische Schule, mit der sie uns bedeutend voranstehen und hinter welcher unsere ältere so beklagenswerth zurück war, als die unsern genießen und theils auch, daß unsere Kapitalisten so reich und oft so ignorant sind, daß sie leichter gezapft werden können, während die weniger reichen Leute auf dem Kontinente darauf bestehen, daß man ihnen gründlich Rechnung über große Ausgaben für Ingenieurunternehmungen trage." — An die bayerische Abtheilung stößt ein von einem Frankfurter Industriellen aufgestelltes Kabinet, an dem wir nicht vorübergehen dürfen. Es stellt ein im Jägergeschmack dekorirtes Zimmer vor; eine vollständige Garnitur von Möbeln aus Hirschhorn ist darin enthalten, die mit so vielem Geschmack gearbeitet sind, daß wir, trotzdem die Ausstellung in solchen Möbeln eine überaus reiche Auswahl enthält, gerne dabei verweilen, um so mehr, als ein Schrank in dieser von Fr. Böhler in Frankfurt a. M. eingesendeten Ausstellung wahre Perlen der Elfenbeinschnitzkunst enthält. Es sind hier aus Elfenbein geschnitzte Pokale aufgestellt, die ebenso in Größe wie in Feinheit der Arbeit eine so ausgezeichnete Leistung zeigen, daß man die Höhe der geforderten Preise begreiflich findet. Der größte unter den ausgestellten Bechern, eine Gruppe von Hirschen darstellend, eine Arbeit von drei Jahren, ist zu 6000 fl., ein kleinerer, mit Jägers Heimkehr nach Landseer, mit 4200 fl. angeschlagen. Besonders anziehend ist ein Becher mit Darstellungen aus Reinecke Fuchs nach Kaulbachs klassischen Zeichnungen. Ein anderes sehenswerthes Hirschhorn-Möbelkabinet, von Rampendahl in Hamburg, findet sich in der Ausstellung der Hansestädte und Mecklenburgs, die überhaupt in Möbeln viel Interessantes bietet, während das Ganze dieser Ausstellung, da der Schwerpunkt des hanseatischen Erwerbslebens mehr im Handel als in der Industrie liegt, gegenüber der Zollvereinsausstellung an Anziehungskraft weit zurücksteht. Gut, daß dort einige Schiffsmodelle stehen, damit man doch Deutschlands Antheil am Meere nicht vergesse. Modelle der deutschen Zukunftskriegsmarine muß man sich freilich dazu denken. Ob sie auf einer nächsten Weltausstellung vielleicht erscheinen werden, oder auf einer übernächsten, oder auf einer über-übernächsten?

Mannigfaltiges.

Der mechanische Erfindungsgeist des Engländers erstreckt sich auch auf die Kirche. **Clark's Patent enameled pew umbrella stand** zur Unterbringung nasser Regenschirme in den Kirchstühlen kündigt sich schon äußerlich als ein religiöses Geräth an dadurch, daß die Köpfe der Schrauben, welche das zur Aufnahme des ablaufenden Wassers bestimmte Becken an der Wand des Kirchstuhls befestigen, nicht rund sind, sondern dreieckig, wie Jehovah auf den Titelblättern älterer Gesangbücher. Ein Anderer hat ein patentirtes Kniekissen für Herren ausgestellt, das zugleich als Hutschachtel dient. Der Erfinder versichert, es lasse sich nicht nur an sich sehr komfortabel darauf knieen, sondern der Komfort werde noch erhöht durch das Bewußtseyn, daß der Hut gegen alle Beschädigung durch nachbarliche Beter geschützt sey.

Ein interessanter Fund ist in der Bibliothek der medizinischen Fakultät in Montpellier gemacht worden. Derselbe besteht in einem, französische Gesänge aus dem dreizehnten Jahrhundert enthaltenden Manuskript, in dem sich Spuren des doppelten Kontrapunktes zeigen, dessen Erfindung man bisher immer erst dem sechzehnten Jahrhundert zuschrieb. Die Handschrift umfaßt 350 Stücke in zwei-, drei- und vierstimmigem Satze.

Die Wiener Zeitung sagt: Der von uns wiederholt angeführte Schöckelprophet, der in diesem Jahre fast für jeden Monat die Witterung ziemlich genau vorhergesagt hat, läßt sich wieder vernehmen und verkündet einen herrlichen warmen Oktober, aber einen frostigen, regen- und schneereichen November, wie überhaupt nach seinen Wahrzeichen ein früher und kalter Winter bevorstehen soll.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 113. Sonntag, 21. September 1862.

Göttliches Walten.

(Fortsetzung.)

Barthel winkte dem lieben Schwärmer lächelnd mit der Hand Schweigen zu und fuhr dann fort, ihm in ernsthafter, eindringlicher Meinung ein erschütterndes Bild aufzurollen, wie er mit seinem abenteuerlichen Heirathsplan unfehlbar den Zorn seines Vaters in einer Weise erregen müsse, der sogar seine Verfluchung nach sich zu ziehen im Stande seyn könnte, wie dann seine Mutter sich in verzweiflungsvollem Schmerze zu Tode grämen würde und wie es sehr zweifelhaft seyn möchte, ob er selbst sich in einer Ehe wahrhaft glücklich fühlen dürfte, die mit solchem Leid und Jammer anfinge und ihn aus seiner eigenen Familie sowie aus allen ihm liebgewordenen Kreisen ausstoßen würde. Der alte Notar erinnerte Hermann ferner an seine Cousine Amalie und an den Wunsch seiner Mutter, die so gern sähe, daß aus Beiden ein Paar würde.

Hermann wollte jedoch von einer Verbindung mit Amalie unter keinen Umständen etwas wissen, betheuerte aber wiederholt, daß er gar nicht daran denke, gegen den Willen seiner Eltern, welchen er achte und deren Widerstreben er hier nur zu natürlich und erklärlich finde, sich verheirathen zu wollen. Wenn es nicht anders sey, so bleibe eben sein grausames Schicksal zu beklagen; er könne aber nie eine Andere heirathen und sey somit genöthigt, auf das Glück der Liebe für alle Zeiten zu verzichten.

„Armer Schelm!" sagte jetzt Barthel, „das ist ein schlimmer Handel, aber ich verzweifle noch nicht ganz. Es gibt noch Einen, der helfen kann und wird, wenn wir es danach anfangen. Wissen Sie auch, wer das ist?"

Hermann schüttelte verneinend den Kopf und Barthel fuhr munter fort: „Das will ich Ihnen sagen, das ist kein Anderer als Ihr Onkel, der Geheime Rath. Ja ja, sehen Sie mich nur nicht so ungläubig an, es ist schon so, wie ich Ihnen sage. Freilich dürfen Sie dann nicht, wie Sie seither gethan, Ihren Onkel meiden und vernachlässigen; Sie müssen ihn vielmehr recht bei gutem Willen erhalten. Doch das werde ich Ihnen Alles später noch genauer angeben. Jetzt frage ich Sie nur: wollen Sie sich mir anvertrauen? Glauben Sie, daß ich es gut mit Ihnen meine, daß ich Ihr Bestes will?"

„Ja, das glaube ich schon," versetzte Hermann, „aber ich muß doch eigentlich wissen — —"

„Nichts, gar nichts müssen Sie wissen!" rief Barthel launig. „Sie haben jetzt gar nichts Anderes zu thun, als mir in die Hand hinein zu versprechen, nicht allein, daß Sie gar nichts in dieser Sache ohne mich thun wollen, sondern auch, daß Sie Alles, was ich Sie heiße, unweigerlich ausführen, es mag Ihnen ge- oder mißfallen, einleuchten oder nicht. Nur unter dieser Bedingung kann ich Ihnen helfen, anders geht es wahrhaftig nicht."

Hermann sah den Notar einen Augenblick zweifelnd an und sagte dann kopfschüttelnd: „Ich will mich hängen lassen, wenn ich von Allem dem ein Wort verstehe; indessen es sey! Gut, hier meine Hand, ich gebe Ihnen das gewünschte Versprechen nach seinem vollen Umfange."

„So ist es gut und so weit wären wir also glücklich," schmunzelte Barthel, indem er sich vergnügt die Hände rieb. „Jetzt fort zum Geheimen Rath. Morgen kommen Sie wieder zu mir, dann wollen wir weiter sehen."

Eine Stunde später meldete dem Geheimen Rath von Helmbrück der Kammerdiener den Herrn Notar Barthel von Neustadt. Der Geheime Rath traute seinen Ohren nicht; er hatte gute Lust, den Notar gar nicht anzunehmen, aber so sehr er denselben haßte, ebenso sehr fürchtete er ihn auf der andern Seite. Barthel, dessen Augen früher schon so manchmal mit vielsagenden, eindringlich forschenden Blicken auf

ihm geruht hatten, personificirte ihm sein eigenes mahnendes Gewissen, dessen Stimme er, wenn es in seiner Wahl stand, freilich lieber nicht lauschte. Barsch und kurz fertigte er darum den Kammerdiener mit einem „Lassen Sie eintreten" ab.

Barthel seinerseits trat vollkommen unbefangen ein, ging freundlich auf den Geheimen Rath zu und sprach nach der ersten Begrüßung zu diesem, der ihn mit mißtrauischen Blicken voll Furcht und Zweifel halb von der Seite anschaute: „Es sind viele Jahre her, daß ich nicht die Ehre hatte, Ew. Excellenz zu sehen. Ich würde auch jetzt es nicht gewagt haben, da ich hörte, daß Sie kränklich sind und wenig Besuche empfangen, wenn es nicht eine Familienangelegenheit von der höchsten Wichtigkeit wäre, in welcher ich mit Ermächtigung Ihres Herrn Bruders hier bin und in der ich hoffe, zu allseitiger Zufriedenheit mich nützlich machen zu können."

Da der Notar hier inne hielt, so versetzte der Geheime Rath: „Fahren Sie nur fort, Herr Barthel, ich bin bereit, Sie anzuhören."

„Sie wissen schon von der unseligen Liebschaft des jungen Baron Hermann; er will nicht von dem Mädchen lassen, er verlangt sie zu heirathen. Seine Eltern werden nun noch in dieser Woche hierher kommen, um ihn zu holen und ich bin nur vorausgeeilt, um ihm einstweilen den Kopf zurechtzusetzen, damit es nicht zu unangenehmen Szenen zwischen Vater und Sohn kommt. Aber leider mußte ich mich überzeugen, daß Hermann Vernunftgründen kein Gehör gibt; die Sache muß anders angefangen werden, wir müssen dieselbe auf einen anderen Weg bringen und dazu erlaube ich mir, mich an Sie zu wenden."

„An mich?" fragte der Geheime Rath. „Mit dem größten Vergnügen, wenn ich etwas dazu beitragen kann; aber warum glauben Sie gerade, daß ich hier etwas ausrichten kann?"

„O, aus sehr guten Gründen, Excellenz. Sie werden mir gewiß vollkommen beistimmen, wenn Sie nur erst den Sachverhalt genau kennen. Mir scheint es, wenn ich die ganze Angelegenheit so mit meinem schlichten, einfältigen Verstande betrachte, eine wunderbare Fügung des Himmels zu seyn, für welche ich, wenn ich an Ihrer Stelle wäre, der Vorsehung nicht genug dankbar seyn könnte."

„Ich?" fragte verwundert und zugleich ärgerlich Herr von Helmbrück. „Ich muß bitten, daß Sie mich ein für alle Mal aus dem Spiele lassen, ich persönlich habe mit dieser Angelegenheit ganz und gar nichts zu thun und wenn Sie meinen Rath oder Beistand für meinen Neffen von mir verlangen, so ersuche ich Sie, sich deutlich auszudrücken und endlich einmal zur Sache zu kommen."

„Und dennoch muß ich behaupten, Herr Geheime Rath, daß Sie diese Sache allerdings persönlich sehr nahe angeht, sintemal und alldieweilen es sich um Ihre eigene, leibliche Tochter handelt."

„Um meine Tochter? Sind Sie bei Sinnen? Herr, Sie werden beleidigend, ich werde von meinem Hausrechte Gebrauch — — —"

Hier stockte der Geheime Rath mitten in seiner Rede, ein einziger, ihn gleichsam faszinirender Blick des Notars war hinreichend, ihn zum Schweigen zu bringen und Barthel fuhr, gerade als ob er etwas ganz Bekanntes und Unzweifelhaftes gesagt habe, das gar keiner Verwunderung werth sey, gelassen fort: „Ich bitte um Entschuldigung, aber Sie dürfen sich nicht ereifern; es war mir nicht bewußt, daß ich Umstände kenne, die Ihnen, den sie doch viel näher angehen, gänzlich unbekannt zu seyn scheinen. Rosalie Kleinhans, mit welcher Baron Hermann durch einen so merkwürdigen Zufall bekannt geworden war und in welche er sich so heftig verliebte, ist nur die Adoptivtochter des verstorbenen Gärtners Kleinhans, ihre rechte Mutter war Kleinhansens Schwester Marianne Kleinhans gewesen."

„Marianne Kleinhans? Ach, mein Gott!" rief der Geheime Rath erbleichend und das Gesicht mit beiden Händen bedeckend.

„Hier sehen Sie die Beweise," und indem er dem Herrn von Helmbrück mehrere Papiere, Geburtsscheine, Familienatteſtate, Notariatsinstrumente rc. überreichte, fuhr er mit feierlichem Ernste und wachsender Dringlichkeit fort: „Herr Geheime Rath, ich habe Alles überlegt, es ist Ihnen hier, um eine schwere Jugendsünde wieder gut zu machen, eine so günstige Gelegenheit gegeben, wie sich dieselbe nie wieder zeigen dürfte. Sie machen dadurch einen edlen, liebenswürdigen jungen Mann, der noch dazu Ihr Neffe ist, für sein ganzes Leben glücklich, versöhnen sich mit Ihrem Bruder und erleichtern Ihr beschwertes Gewissen und das Alles auf die einfachste Art von der Welt. Niemand braucht das wahre Sachverhältniß zu wissen. Der Minister ist Ihr Freund, eine Eingabe an den König, von ihm unterstützt, legitimirt und adelt Ihre A d o p t i v t o c h t e r, die die hinterlassene Waise irgend eines verstorbenen Freundes oder Gott weiß von wem seyn kann. Fürchten Sie das Residenzgeschwätz? Gut, so gehen Sie ihm aus dem Wege; kommen Sie zu uns nach Neustadt, dort in der frischen Luft werden Sie wieder gesund, dort werden Sie mit den Jungen wieder jung, im Kreise der Ihrigen wird ein ganz neues Leben für Sie beginnen. Ich muthe Ihnen übrigens gar nicht zu, die Katze im Sack zu kaufen; sehen Sie selbst erst einmal das

Mädchen an, welches Sie als Tochter anerkennen sollen, ich bin überzeugt, daß Sie sich dann nicht länger weigern werden, meinen Gründen Gehör zu schenken."

„Herr Notar, Sie sind wahrlich ein edler Mensch, aber für den Augenblick bin ich nicht im Stande, Ihnen ein Wort weiter zu sagen. Diese Unterredung hat mich zu sehr angegriffen, ich muß Sie bitten, mich jetzt allein zu lassen. Kommen Sie, ich ersuche Sie darum, morgen frühe wieder, ich hoffe, wir werden uns dann verständigen."

„So ein klein wenig Teufel steckt dennoch in mir, Herr Geheime Rath, ich kann es darum auch nicht unterlassen, Ihnen ein kleines Brieschen zurückzugeben, welches Sie vergessen haben zu unterzeichnen und das auch, wenn ich nicht sehr irre, eine falsche Adresse erhalten hat!" Damit übergab er ihm den uns schon bekannten anonymen Brief.

Der Geheime Rath erröthete und sagte: „Sie sammeln feurige Kohlen auf mein Haupt, ich merke wohl, daß Strippelmann wieder ein Mal eine Dummheit gemacht hat, aber vielleicht wird diese nur zum Guten ausschlagen."

(Fortsetzung folgt.)

Der Leibkutscher Friedrichs des Großen.

Auf dem Hofe des königlichen Marstalls zu Berlin war heute ein reges Leben und Treiben; mitten unter seinen Untergebenen stand der Leibkutscher Friedrichs des Großen, ein stattlicher Mann mit einem wohlgenährten, rothen Gesichte und gab seine Befehle zu der morgigen Vermählungsfeierlichkeit der Nichte seines Herrn mit dem Erbstatthalter der Niederlande. Bei solchen Gelegenheiten zeigte sich der König gern, wenn er auch sonst überaus sparsam war. Das wußte der alte, treue Leibkutscher Pfund, der schon manches Jahr mit ihm gut gefahren war und genau ihn kannte. Deßhalb sah er mit eigenen Augen überall nach und ließ die Wagen und Pferde eine strenge Musterung passiren. Wehe dem Stallknecht, der nicht das ihm untergebene Gespann so sauber hielt, daß auch nicht ein Stäubchen daran zu finden war; denn der alte Pfund konnte sehr grob werden und wo er mit seinen gewichtigen Fäusten hinschlug, da wuchs kein Gras mehr. Sonst war's ein herzensguter Mann und der ganze Marstall liebte ihn wie einen Vater.

Die heutige Revue schien zu seiner Zufriedenheit ausgefallen zu seyn, denn er schmunzelte und ließ nur von Zeit zu Zeit ein kleines Donnerwetter gegen einen oder den andern Stallbuben los, der nicht seine Pflicht gethan. Aber beim Anblick des goldenen Krönungswagens, in dem das hohe Brautpaar sitzen sollte, verklärte sich das dicke Gesicht und glänzte wie die Spiegelscheiben der Kutsche im hellen Sonnenlichte und als gar die sechs Prachtschimmel mit dem rothsammetnen Geschirr und den wehenden Federbüschen vorgeführt und zur Probe angespannt wurden, da konnte er es sich nicht versagen, auf den Bock zu steigen und zwei Mal um den Hof zu fahren. In diesem Augenblick kam er sich fast so bedeutend vor wie der König selbst, den er doch für den größten Mann auf der Erde hielt. Nachdem er so seine Lust gebüßt, rief er einen Stallknecht, dem er die Zügel zuwarf, worauf er mit großer Würde sich im Kreise umschaute, um den Zoll der Bewunderung von allen Anwesenden entgegenzunehmen.

„Das wird morgen ein schöner Tag werden," wagte einer seiner Untergebenen zu bemerken.

„Will es meinen," entgegnete der Leibkutscher. „Ich hoffe, mit meinem Fahren alle Ehre einzulegen."

„Und die Trinkgelder, die es absetzen wird."

„Die ästimire ich weniger als die Ehre und meine Reputation. Geld ist eine schöne Sache, aber die Glorie ist mir lieber. Wenn der König sagen wird: „„Pfund, ich bin mit Dir zufrieden!"" so ist es mir mehr werth, als tausend Dukaten."

„Aber das schöne Essen und Trinken ist auch nicht zu verachten."

„Allerdings nicht und ich hoffe, ihm alle Ehre anzuthun, da Seine Majestät mir noch den Spezialauftrag gegeben hat, den Leibkutscher des Herrn Erbstatthalters zu traktiren. Werde nicht manquiren, ein ordentliches Essen im „König von Portugal" zu bestellen, damit der Holländer sieht, daß wir Preußen auch zu leben wissen. Wir wollen uns einmal sehen lassen."

„Auf Rechnung des Königs?"

„Versteht sich und der alte Fritz läßt sich bei solchen Affairen nicht lumpen. Ich weiß, wie er es gern hat. Das Traktament, das ich gleichsam in seinem Namen gebe, soll sich gewaschen haben. Der ganze Marstall ist hiermit eingeladen, mit Ausnahme der Stallbuben, was sich auch nicht schicken würde."

Bei diesen Worten erhob sich ein lautes Jubelgeschrei auf dem Hofe, das gar nicht enden zu wollen schien.

„Gut, schon gut!" winkte gnädig der Beherrscher des Stalles und schickte sich an, in seine Wohnung zurückzukehren, nachdem er nochmals seinen Untergebenen für den morgenden Tag die strengste Pünktlichkeit und Sauberkeit eingeschärft hatte.

Als er in die Stube trat, fand er seine Frau im eifrigen Gespräche mit einem Fremden, der seinem Aussehen und seiner Tracht nach ein Geistlicher vom Lande schien.

„Vetter Frommberg!" sagte Madame Pfund, den Besuch vorstellend. „Ich hab' Dir schon oft von ihm erzählt."

„Freut mich," entgegnete der Leibkutscher, dem Pastor die derbe Hand entgegenstreckend, „freut mich, Sie einmal bei uns zu sehen. Sind wohl auch gekommen, den Spektakel morgen anzusehen, wo unsere allergnädigste Prinzessin sich mit dem Erbstatthalter von Holland verheirathet?"

„Wäre mir zwar ein groß Plaisir," entgegnete der geistliche Herr, „solcher Feierlichkeit mit beizuwohnen, bin aber leider verhindert, da meine Gemeinde schon zu lange Zeit des Hirten entbehrt, weßhalb ich schleunig den Rückzug antreten und auf dies Vergnügen verzichten muß. Habe keine Zeit, wollte mir aber dennoch nicht versagen, meine Frau Base, die ich seit Jahr und Tag nicht gesehen habe, einmal zu besuchen, da ich ohnehin in der Residenz zu thun hatte."

„Das ist schön und es freut mich um so mehr, da es mir und meiner ganzen Familie zur besonderen Ehre gereicht, einen so gelehrten und studirten Herrn zur Verwandtschaft zählen zu können."

Diese Worte kamen aus der ganzen Seele des Leibkutschers, der, trotzdem ihm selber jede Bildung fehlte, die höchste Achtung vor dem Gelehrtenstand empfand und deßhalb sich nicht wenig geehrt durch den Besuch des Pastors fühlte. Im Laufe des Gesprächs erzählte dieser von seinen Verhältnissen, die eben nicht die allerbesten waren. Wie die meisten Landgeistlichen hatte er eine überaus zahlreiche Familie und dabei ein sehr geringes Einkommen, gerade hinreichend, um nicht zu verhungern. Vergebens war er bei dem Konsistorium um eine bessere Stelle eingekommen, er wurde stets abschläglich beschieden und Andere ihm vorgezogen, die gute Vettern hatten und die Hinterthüren kannten, durch die man zu einem bessern Amt gelangt. In seiner Verzweiflung hatte er sich auf den Weg nach Berlin gemacht, um durch persönliche Vorstellung seine Angelegenheiten zu fördern, ohne deßhalb glücklicher gewesen zu seyn. An leeren Versprechungen und Vertröstungen hatte man es nicht fehlen lassen, aber sonst ihn wie früher mit seinen Bitten abgewiesen. Der ehrliche Leibkutscher hörte mit der größten Theilnahme dem Pastor zu, der ihm seine Noth klagte und seinem gepreßten Herzen Luft machte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Ein Hamburger Telegramm an den Handwerkertag in Weimar.) An den in Weimar versammelten Handwerkertag ist als erster Festgruß von einem humoristischen Freunde der Gewerbefreiheit in Hamburg nachfolgendes Telegramm gesandt worden, dessen Wortlaut wir zufällig erfahren haben. Das Telegramm lautet: „An das Komite des Handwerktags in Weimar. Allen versammelten Pansen und Schimpansen ein dreimal donnerndes Hoch! Eine Stimme aus der Unterwelt: Karl August." Panse ist bekanntlich der mit der „Kreuzzeitung" verschwägerte Zunftritter und Schuhmacher in Berlin; Schimpanse ist eine große Affenart und Karl August war bekanntlich der hochsinnige Fürst, der Weimar mit Göthe und Schiller zum Vorort geistiger Freiheit erhob, während jetzt in jener Musenstadt die Zünftler ihre letzten Stoßseufzer aushauchen.

Das Augsburger Anzeigeblatt enthält folgendes humoristische Eingesandt:

— „Wenn!" — — — — — — — — — — —

Wenn der Garibaldi österreichische Papiere kauft
Und der Papst nach Moskau geht und Schlittschuh lauft —
Wenn Viktor Emanuel für den Münchener Volksboten
Artikel schreibt
Und Mazzini mit Antonelli Kegel scheibt —
Wenn der Hecker als Gesandter in Berlin brillirt
Und der Czaar Herrn Herzen zum Geburtstag gratulirt —
Wenn der Kass'ler Kurfürst zählt zum Nationalverein
Und die deutsche Flotte läuft zu Kopenhagen ein —
Wenn der Sultan Aziz als solider Eh'mann lebt
Und der Fould den Rothschild aus der Taufe hebt —
Wenn der deutsche Bund hat ein Zentralorgan
Und der Ronge in Madrid wird Hofkaplan —
Wenn man in Berlin sich deutsch frisirt
Und Hannovers Welf besser katechismusirt —
Wenn der Mörder Sobbe sitzt auf Lebenszeit
Und auch Hausknechtsblut zum Himmel schreit —
Wenn ein Volk für Heeresaufwand freudig blecht
Und der Palmerston den rothen Adler möcht —
Wenn dies Alles und noch Anderes ist geschehen,
Wird der Reiter der Gesellschaft in's Kloster gehen.

Seit vier Wochen hat London ungefähr dreißig Feuersbrünste von Bedeutung erlebt. Auch die Krinoline hat zehn bis zwölf Frauenzimmern das Leben gekostet.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 114. Dienstag, 23. September 1862.

Göttliches Walten.

(Fortsetzung.)

3.

In den folgenden Tagen sehen wir unsere Angelegenheit sich immer glücklicher abwickeln. Der Geheime Rath hatte Rosalie aufgesucht, hatte bei ihr gekauft, sich mit ihr unterhalten und er mußte sich gestehen, daß das Mädchen hinter Barthel's Beschreibung nicht zurückstand. Sie war nicht allein schön, noch schöner als ihre Mutter, welche doch seiner Zeit allgemein für eine anmuthige, liebliche Erscheinung galt, denn sie besaß bei aller Aehnlichkeit mit der Mutter: schlankem Wuchs, zarten und doch wohlgerundeten Gliedmaßen, rabenschwarzen Haaren von seltener Fülle, tief dunklen Augen, in welchen sich nordische Schwärmerei und südländische Gluth vereinigte, einem reizenden kleinen Mund voll der niedlichsten Zähne, die gleich einer dichtgereihten Perlenschnur erglänzten, kurz neben der von der Mutter ererbten frischen, blühenden Schönheit, daneben das feine aristokratische Wesen des Vaters in der ganzen Erscheinung, in den Zügen, der Figur, dem Blick, der Haltung, nur daß über den hochmüthigen Stolz, der bei dem Vater herrschte, die sittsame, anmuthige Bescheidenheit der Mutter den Sieg davon getragen hatte. Der Geheime Rath war so befriedigt von seiner Tochter, dieselbe hatte einen solch günstigen Eindruck auf ihn gemacht, daß er nicht länger mehr zauderte, sondern mit Barthel eingehende Verabredungen traf, die aber vorerst noch Allen ein Geheimniß blieben.

Hermann durfte seiner Rosalie noch immer nichts mittheilen; er wurde einfach auf die Ankunft seiner Eltern verwiesen. Barthel aber hatte noch nicht genug an dem, was er erreicht hatte; er war einmal im Zuge: es sollte jetzt Alles, was nöthig, gut oder wünschenswerth erschien, zu einem befriedigenden Ziele geführt werden. So wurmte es ihn, daß das schöne Gut, welches Amalien und ihren Geschwistern gehörte und der Erbtheilung wegen verkauft worden war, an den Hauptmann von Lilienstern kommen sollte, welcher auf diese Weise Nachbar des Majors und sein eigener geworden wäre. Denn Lilienstern war dem Major feindlich gesinnt, obgleich dieser ihm früher große Gefälligkeiten erwiesen und noch aus einem Darlehen eine Forderung an ihn zu machen hatte. Er hätte darum gern den Kauf rückgängig zu machen gesucht und siehe da, es gelang seinen und namentlich den Bemühungen des Rittmeisters von Austett, welchen er bei dem Geheimen Rath getroffen und der sich, als die Rede auf diesen Gegenstand kam, erboten hatte, ihm hierzu behilflich zu seyn. Aus mehreren Gründen, namentlich auch, weil jetzt die Verlegung des Dragonerregiments des Rittmeisters nach Neustadt bekannt geworden war, hatte Lilienstern wenig Geschmack mehr an diesem Besitzthum, denn er hatte eben sehr triftige Ursachen, Allen denen, welche in der Residenz zu seinem Umgang gezählt, vorerst aus dem Wege zu gehen und so ließ er sich denn ohne viele Schwierigkeiten bereit finden, von dem Kaufe einfach abzustehen.

Alles dies that Barthel getrost auf eigene Faust. Aber er that noch mehr. Er hatte bei diesen Verhandlungen von Seiten des Rittmeisters Wahrnehmungen gemacht, die ihn mit großer Freude erfüllten und auch die letzten leisen Schatten von Bedenklichkeiten von seiner Stirne verscheuchten. Er gab an Hermann einen Wink, der nicht auf unfruchtbaren Boden fiel und so sah er denn anscheinend ganz gleichgiltig, aber im Innern voll triumphirender Freude der Ankunft des Majors nebst Familie entgegen.

Und so finden wir denn am Abend des achten Tages Hermann, den Notar und den Rittmeister von Anstett auf dem Bahnhof, um die Ankunft des von Neustadt kommenden Zuges abzuwarten. Des Notars Augen funkelten, ein über das andere

Mal rieb er sich vergnügt die Hände und seine gute Laune zeigte sich in zahllosen Witzen, die meistens seine eigene Häßlichkeit, seinen Junggesellenstand, seine Ungeschicklichkeit bei den Damen zum Thema hatten: „Wahrhaftig, Anderen kann ich's zeigen, wie man's machen muß und doch kann ich's nicht vollbringen. — Ja, Anderen weiß ich trefflich zu rathen, weiß sie zu bemannen und zu beweiben, für mich selbst bin ich aber ewig ein langweiliger Kleiderstock geblieben, der keine drei zählen kann."

Der Rittmeister meinte erwartungsvoll: „ob das auch in der That kein Irrthum sey, ob Amalie von Wernhardt auch dasselbe Fräulein von Wernhardt sey, das er vor zwei Jahren auf einem Balle kennen gelernt und deren Bekanntschaft er so gern kultivirt hätte, wenn ihm dazu die Zeit vergönnt gewesen wäre." — Hermann aber blickte voll Erwartung in die Ferne, von woher der Zug kommen mußte; zwischen Furcht und Hoffnung schwebte sein Herz wie zwischen Thüre und Angel.

Endlich brauste das schnaubende Feuerroß heran und machte vor ihnen Halt, die Wagenthüren wurden geöffnet und heraus ergoß sich ein buntes Gewoge von Reich und Arm, Jung und Alt, Schön und Häßlich, das in fluthendem Strome gegen unsere drei seltsam kontrastirenden Freunde so heftig andrängte, daß dieselben nur mit Mühe ihre Plätze behaupten konnten. Endlich erblickte Hermann seinen Vater und mit Gewalt brachen die jungen Leute sich Bahn und eine freie Gasse für den Notar, der bedächtig ihren Schritten folgte. Stürmisch fliegt Hermann in die Arme seiner Mutter, erröthend wendete er sich weg vor dem forschenden Blick des Vaters, und verlegen begrüßte er seine Cousine Amalie. Aber während er, eine Ableitung für seine Verwirrung, den ersten freien Augenblick benutzt, um seinen Freund Anstett den Seinigen vorzustellen, bei welcher Vorstellung dem aufmerksamen Beobachter nicht entgehen konnte, wie freundlich überrascht Amalie bei dem Anblick des Rittmeisters war, zog der Major den alten Barthel, der jenen mit Lachen und Scherzen bewillkommnet hatte und ihn daneben mit Blicken ansah, welche die muthwillige Ausgelassenheit seiner Worte nur noch mehr erhöhten, auf die Seite und flüsterte ihm zu: „Nun, alter Junge, wie steht's mit Hermann? Wie es scheint, gut? Denn Sie sind ja heute ganz des Teufels!"

„Ruhig, Freundchen, Sie müssen sich gedulden, hier haben Sie nichts zu kommandiren, bei mir gilt der Majorstitel nichts, ich kenne keine militärische Disziplin. Sie werden Alles erfahren, aber heute nicht und morgen auch nicht, ich habe meine Vorbereitungen noch nicht vollendet. Und unser einer hat auch seine Ideen von Schick und Anstand. Förmlichkeiten gehören am Ende zu Allem, das können Sie von Niemanden besser lernen, als von einem Notar."

Darum war es auch ganz umsonst, Barthel ließ nicht mit sich akkordiren, der Major mußte seine Ungeduld zügeln. Was wollte er auch machen, wußten doch seine Frau und seine Nichte kein Wort von der widerwärtigen Geschichte.

Die ganze Gesellschaft verfügte sich nunmehr in den Gasthof und schon unterwegs fand der Rittmeister Gelegenheit, seine Bekanntschaft mit Amalie zu erneuern. Auf seine Frage bemerkte sie mit schalkhaftem Lächeln, daß sie sich seiner noch recht wohl erinnere und als Anstett ihr gestand, wie lebhaft er es damals bedauert habe, daß er so schnell von ihr sich habe trennen müssen, versetzte sie schelmisch: „Wirklich, Herr Rittmeister, haben Sie dies damals so lebhaft bedauert? Nun, da ist es ja recht gut, daß wir jetzt nicht mehr **damals** haben, das wäre ja ein entsetzliches Unglück!"

In diesem Tone unterhielten sich die Beiden noch lange und auch die übrige Gesellschaft war heiter und guter Dinge.

Der Vorschlag des Notars, der mit komischem Pathos hervorhob, wie er sich unter Beilegung der umfassendsten diktatorischen Befugnisse für die ganze Dauer dieser Vergnügungstour eigenmächtig zum **maitre de plaisir** ernannt habe und wie Jeder, welcher sich gegen diese seine Ernennung aufzulehnen Miene mache, gewärtig seyn müsse, sich seine allerhöchste Ungnade zuzuziehen, — dieser Vorschlag, dahin gehend, morgen eine gemeinschaftliche Schlittenparthie nach dem See zu veranstalten, wurde darum mit allgemeiner Akklimation genehmigt. Für übermorgen habe er, so setzte er hinzu, eine allgemeine große Ueberraschung vorbereitet, die er aber heute noch nicht verrathen dürfe.

Der Major sah den Notar bei diesen Worten betroffen an, dieser aber nickte ihm bedeutungsvoll lächelnd zu und that, als merke er des Majors Erstaunen gar nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Der Leibkutscher Friedrichs des Großen.

(Fortsetzung.)

„Aber warum," fragte Pfund, „wenden Sie sich nicht an den König?"

„Wo denkt Ihr hin?" entgegnete der bescheidene Pastor. „Mir fehlt die nöthige Courage und dann

hat der König andere Dinge im Kopf, als mir eine bessere Pfarre zu verschaffen."

„Sie sollen aber doch den König sprechen und die beste Pfarre in ganz Preußen haben."

„Wie sollte das möglich seyn!"

„Das werde ich schon machen — verlassen Sie sich nur auf mich. Wenn Ihnen der alte Pfund ein Wort sagt, so können Sie darauf Häuser bauen."

„Aber sagt mir nur, wie Ihr es machen wollt?"

„Das ist meine Sache; kümmern Sie sich um Nichts und wenn ich nicht Wort halte, so will ich mein Lebtag nicht mehr die Zügel in die Hand nehmen und den großen Friedrich fahren."

Der bescheidene Pastor dankte im Voraus seinem Beschützer, auf dessen Versprechungen er indeß keine allzugroße Hoffnung setzte. Nachdem er noch an dem Mittagbrode der Familie auf die dringende Einladung seiner Base Theil genommen, empfahl er sich, um den Rückweg nach seinem Dorfe anzutreten, trotzdem ihn der Leibkutscher herzlich nöthigte, noch einen Tag zu bleiben und die Vermählungsfeierlichkeit mit anzusehen. Aber die Sehnsucht nach seiner zurückgelassenen Frau und den Kindern, verbunden mit seinem strengen Pflichtgefühl, ließen ihm keine Ruhe, so daß er, doch immer noch mit schwerem Herzen, von seinen neuen Freunden Abschied nahm.

Am andern Tage hatte der Leibkutscher so viel zu thun, daß er fast den armen Pastor und sein ihm gegebenes Versprechen vergaß. Alles ging aber nach Herzenswunsch und wie er in der neuen Uniform mit der großen Perücke auf dem Bock so stattlich saß und das fürstliche Brautpaar unter dem Jubel des Volkes zur Kirche fuhr, da hätte er mit keinem Könige der Welt getauscht.

Am Tage war er ganz Würde und Respekt, dafür ließ er sich am Abend um so heiterer gehen, als er den Leibkutscher des Erbstatthalters, seinen Kollegen, bewirthete und die Honneurs an der Tafel machte. Er ging mit gutem Beispiel seinen Gästen voran und aß und trank aus Leibeskräften, daß sein rothes Gesicht noch röther wurde und wie ein wahres Freudenfeuer leuchtete. Ein Glas nach dem andern leerte er auf das Wohl des großen Königs und der Neuvermählten, bis er nicht mehr wußte, was er that. Aus lauter Vaterlandsliebe und um sich zu zeigen, schonte er kein Geld. Die theuersten Gerichte wurden von ihm bestellt, die feinsten Weine anbefohlen und mehr als hundert Flaschen Champagner gab er seinem Kollegen und dem schönen Feste zu Ehren, so daß die Rechnung des schmunzelnden Wirthes zu einer ansehnlicheren Summe anschwoll, als dem sparsamen Monarchen lieb war. Darum kümmerte sich indeß der weinselige Pfund nicht, der sich nicht lumpen lassen wollte.

Am andern Morgen erwachte er mit einem dumpfen Kopfschmerz; er konnte sich gar nicht erinnern, wie er eigentlich in sein Bett gekommen war. Erst nachdem er sich mit eiskaltem Wasser gehörig den Kopf begossen, kam er zur Besinnung und war wieder ganz der Alte.

Der König hatte ihn rufen lassen, wie er glaubte, um mit ihm wegen der nahe bevorstehenden Revue in Schlesien zu sprechen. Bei dieser Gelegenheit fiel ihm auch der Pastor ein und er nahm sich vor, ein gutes Wort für den Vetter seiner Frau einzulegen. Als er aber in das Schloß kam und das Gesicht des Königs sah, da verging ihm alle Lust dazu. Der große Friedrich trat seinem Leibkutscher mit einer Miene entgegen, vor der selbst der Muthigste erschrack; sein blaues Herrscherauge blitzte und die Furchen auf seiner sonst so klaren Stirn deuteten wie dunkle Wolken auf ein furchtbares Donnerwetter. In der einen Hand hielt er die Rechnung, welche der Gastwirth zum „König von Portugal" eingereicht hatte, in der andern den bekannten Krückenstock, der zuweilen hart genug auf dem Rücken seiner Diener tanzte.

„Kerl!" rief ihm der zornige König schon von Weitem entgegen, „was hat Er sich unterstanden?"

„Ihro Majestät!" stammelte der erschrockene Pfund, „ich weiß von Nichts!"

„So zu fressen und zu saufen! Es ist unerhört. Leberpasteten, Fasanen und mehr als hundert Flaschen Champagner zu bestellen! Er ist ein insolenter Taugenichts und verdient, daß ich ihm hundert Hiebe für jede Flasche aufzähle und zum Teufel jage."

Während der König sprach, verwendete der Leibkutscher keinen Blick von seinem Gesichte. Ein leises Zucken um die Mundwinkel seines Herrn verrieth, daß er trotz seines Zornes doch innerlich lachen mußte. Pfund kannte den König und wußte, wie ihm beizukommen war. Hätte er irgend eine Entschuldigung gestammelt und seine Verwirrung gezeigt, so wäre er verloren gewesen; nur durch Dreistigkeit und einen guten Witz konnte er sich retten und das Donnerwetter beschwören.

„Glauben vielleicht Ihro Majestät," sagte er darum schnell gefaßt, „daß der Leibkutscher des Erbstatthalters eben so ein armer Teufel ist wie ich? Der Kerl säuft nichts als Champagner. Was sollte ich ihm anders vorsetzen?"

Das Zucken um die Lippen des Königs verwandelte sich in jenes unwiderstehliche Lächeln, womit er jedes Herz gewann.

„Gut!" fügte er hinzu. „Ich will dies Mal Gnade für Recht ergehen lassen; aber künftig, wenn

Er wieder einen Leibkutscher auf meine Rechnung traktiren sollte, so menagiere Er sich und setze ihm Bier oder höchstens eine Flasche Rheinwein vor. Will Ihm nicht zumuthen, daß Er Grüneberger trinkt, den ich einmal in meinem Leben gekostet habe und nie wieder."

„Will es mir merken," brummte der Leibkutscher.

„Also dies Mal soll es Ihm vergeben seyn und ich werde Seine theure Rechnung noch ein Mal zahlen. Halte Er sich bereit, in acht Tagen gehen wir zur Revue nach Schlesien ab und da soll Er mich wieder fahren."

Damit wandte ihm der König den Rücken, noch ehe er ein Wort zu Gunsten des Pastors vorbringen konnte, was ohnehin nicht an der Zeit gewesen wäre. Deßhalb sparte der ehrliche Pfund, der seinen Herrn kannte, seine Bitte auf eine bessere Gelegenheit auf.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Eine Rennthierkolonie.) Im Bergener Stift, weit unten im Süden Norwegens, waren die schönen Gebirge nur von sehr wenigen wilden Rennthieren bevölkert und man kam auf den Gedanken, die reiche Weide da oben doch ausnutzen zu lassen. Die größeren Gutsbesitzer thaten sich zusammen und kauften eine Rennthierheerde von ungefähr anderthalbhundert Stück, mietheten eine lappländische Familie, welche Hirtendienste verrichten sollte und setzten die ganze Gesellschaft aus. Der Erfolg übertraf alle Erwartungen. Die Heerde vermehrte sich sehr stark und schon nach einigen Jahren mußte man sie in mehrere zertheilen. Man hatte um diese Zeit über 1000 Stück Rennthiere. Da trat ein Umstand ein, welchen man freilich nicht erwarten konnte. Wie es in Lappland zu geschehen pflegt, so auch hier, von allen Seiten zogen sich die Wölfe nach jenen Gebirgen, faßten dort Stand und thaten den Rennthieren großen Schaden. Als man die Hunde vermehrte, um die Heerde zu schützen, that man ihrem Wüthen zwar Einhalt, was die Renntbiere anlangt, allein die Wölfe zogen sich fortan von den Gebirgen nach der Tiefe hernieder und machten alle Weiden, welche früher ganz sicher gewesen waren, ja selbst die Dörfer besorgnißerregend unsicher. Die Noth wuchs von Winter zu Winter und man mußte sich endlich entschließen, das Halten der Rennthierheerden dort aufzugeben. Da geschah es nun, daß viele dieser Thiere von den Besitzern frei gegeben wurden, weil diese es nicht über ihr Herz bringen konnten, ihre Heerdenthiere massenhaft abzuschlachten. Die frei gegebenen verwilderten in kürzester Zeit und ihre Nachkommen bevölkern jetzt in sehr starken Trupps alle Gebirgszüge des Bergener Stifts bis weit nach Süden herunter, jedenfalls so weit, als es kahle Fjelds von größerer Höhe gibt.

Vor einigen Wochen stellten sich auf der türkischen Gesandtschaft in Wien vier muhamedanische Pilger vor, welche von Ofen kamen, wo sie das Grab eines ihrer dort begrabenen Propheten besucht hatten. Muhammed, Halil, Abdul Hamid und Mehemed Refik, so lauten die Namen dieser Fremdlinge, die von Delhi über Mekka nach Ofen gekommen waren, um am Grabe eines der Ihrigen die Andacht zu verrichten. Muhammed, ein 65jähriger Alter, scheint der Führer dieser Pilgrime zu seyn. Ihre Kleidung besteht aus elenden Lumpen und ihr ganzes Gepäck in einer Schnur mit riesigen Betkügelchen. Als sie gefragt wurden, wie sie reisten, antwortete Muhammed: „Zu Fuß." Wie lange sie, seit sie Delhi verlassen, unterwegs seyen? „Zehn Jahre lang." Wie lange Zeit sie zur Rückkehr in die Heimath brauchten? „Wahrscheinlich eben so lange," lautete die Antwort. Die Pilger scheinen absolut keines Reisegeldes zu bedürfen; denn als man sie fragte, wovon sie lebten, antwortete Muhammed mit einem heiter-fatalistischen Blicke gen Himmel und lispelte: „Allah!"

(Probates Wanzenvertilgungsmittel.) Man thue in einen eisernen Kessel, dem eine Unterlage von Steinen gegeben werden muß, pulverisirten Schwefel, fülle jedoch, um einen allenfallsigen Brand zu verhüten, den Kessel nur halb voll, zünde den Schwefel, nachdem man vorher die Fenster luftdicht verschlossen, an, schließe die Thüre und verklebe auch deren Oeffnungen mit Papier, um das Entweichen der Schwefeldünste zu verhüten. Nach 2 bis 3 Tagen können Fenster und Thüren wieder geöffnet werden. Um auch die noch nicht entwickelte Brut vollständig zu zerstören, wiederhole man das nämliche Verfahren nach 3 bis 4 Wochen nochmals. Damit der Schwefelgeruch nach Oeffnung des Zimmers schneller entweiche, nehme man Chlorkalk, rühre diesen mit Essig zu einem Brei an und lasse solchen im Zimmer stehen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 115. Freitag, 26. September 1862.

Göttliches Walten.

(Fortsetzung.)

War indessen der Major über Barthel betroffen, so war es auf der andern Seite Amalie über Hermann, der ganz vergessen zu haben schien, daß sie schon seit langer Zeit stillschweigend so halb und halb für seine Braut galt. Hermann sah selbst ein, daß er sich erklären müsse und er benutzte darum die erste passende Gelegenheit, welche sich bot, um Amalie zu unterrichten, wie er des Rittmeisters Neigung zu ihr, die schon vor zwei Jahren her datire, in Erfahrung gebracht habe und deßhalb bereit sey, zurückzutreten, einmal aus Liebe zu dem Freunde, dann, weil er sich überzeugt halte, daß Amaliens Herz nicht sehr warm für ihn empfinde. Er sey nicht egoistisch genug, um Amaliens Glück im Wege stehen zu wollen.

Vergebens suchte auch am folgenden Tage der Major Etwas aus Barthel herauszulocken; dieser vertröstete ihn auf morgen, wo er im Wagen die ganze Familie abholen werde. Beim Nachhausegehen bestellte aber der Alte den Rittmeister und Hermann auf Vormittags elf Uhr des anderen Tages zum Geheimen Rath in dessen Wohnung mit dem Zusatze, daß er ganz sicher auf deren Erscheinen sich müsse verlassen können. Er gab sodann noch Hermann einige Aufträge und wandte sich hierauf zu dem Rittmeister: „Nun, Herr Rittmeister, wie ist's? War das die rechte Amalie? Wie meinen Sie? Wäre es recht, wenn ich bei dem Major um die Hand seiner Mündel für Sie anhielte?"

„Aber, Herr Notar," versetzte Anstett, „ich bitte Sie, das hieße ja mit der Thüre in's Haus fallen. Das Fräulein kennt mich ja kaum; ich glaube zwar annehmen zu dürfen, daß ich ihr nicht mißfalle, aber — — —"

„Aber? Hat sich was zu abern? Nicht mißfallen? Und wie gefallen Sie ihr! Sie nimmt Sie lieber heute als morgen, das ist ja eine alte Geschichte, daß alle jungen Mädchen das zweierlei Tuch gerne sehen. Also noch ein Mal: Ich, Johann Nepomuk Barthel, frage Sie, den Rittmeister Adolf von Anstett, ob Sie das Fräulein Amalie von Wernhardt als eheliches Gemahl heimzuführen Verlangen tragen und ob Sie mich, quieszirten Notar und Rechtsanwalt, ermächtigen wollen, um die Hand wohlbesagten Fräuleins bei dero Oheim und Vormund feierlichst anzuhalten, Ja oder Nein?"

„Nun ja, aber — —"

„Das Aber schenke ich Ihnen, ich weiß schon genug, das Uebrige ist meine Sorge; also morgen früh elf Uhr, und jetzt gute Nacht, Kinder."

Der Alte ging, Hermann und der Rittmeister ergingen sich aber in allerlei Vermuthungen über Barthels Vorhaben, ohne sich über dessen wahrscheinliche Absichten einigen zu können.

Am nächsten Vormittag fanden sich, wie man sich leicht denken kann, Hermann und der Rittmeister pünktlich bei dem Geheimen Rath ein, den sie zwar etwas angegriffen und aufgeregt fanden, der aber Beide herzlich begrüßte. Bald nach ihnen traf auch Barthel ein mit dem Major, dessen Frau und Nichte. Der Major war zwar erstaunt gewesen, als Barthel den Kutscher an dem Hause seines Bruders anfahren ließ; als er aber sah, daß sein Bruder sogleich mit offenen Armen auf ihn zu eilte, ihn fest an sein Herz schloß und dann Barthel warm die Hand drückte, so dachte er, daß dieser ihn nur mit jener Aussöhnung habe überraschen wollen. Er wandte sich deßhalb um und drohte Barthel lächelnd mit dem Finger ob dieser unerlaubten Willkür und der geheimnißvollen Wichtigthuerei, mit welcher er über die Angelegenheiten des Majors eigennützig nach Belieben schalte und walte.

Barthel zuckte die Achsel und gab dann dem Geheimen Rath einen Wink, welcher sagte: „Unser Freund, Herr Barthel, wünscht der Gesellschaft einige

Aufklärungen darüber zu geben, warum wir alle insgesammt heute hier versammelt sind; ich bitte, ihm einige Augenblicke Gehör zu schenken."

„Aha, endlich!" rief neugierig der Major, und Barthel hob nicht ohne einige Befangenheit und ohne Besorgniß vor dem leicht erregbaren Zorn des Majors also an: „Was Gott zusammenfügt, das soll der Mensch nicht scheiden. Freilich gibt es Fälle genug im Leben, wo man zweifelhaft darüber seyn könnte, ob die Zwei, die zu einander streben, wirklich mit dem Willen und der Bewilligung Gottes die angestrebte Vereinigung in's Werk setzen. Kaum dürfte aber irgend Jemand bei einem Falle, wie ich ihn jetzt Ihnen mittheilen will, darüber im Unklaren sich befinden, daß hier die Hand der Vorsehung entschieden waltete. Ich kenne zwei Brüder, die, obwohl beide tüchtige, verständige und edle Männer, sich dennoch schon in ihrer Jugend über einen Vorfall entzweiten, bei welchem der Eine allerdings dem Anderen schweres Unrecht zufügte. Der eine Bruder heirathete inzwischen und aus seiner Ehe ging ein einziger Sohn hervor, der andere hingegen liebte ein Mädchen und wurde wieder geliebt gegen den Willen ihrer Familie. Sie hatten ihre schwache Stunde, aber ehe der Fehler gut gemacht werden konnte, starb das Mädchen und hinterließ eine Tochter, erst mehrere Tage alt. Diese Tochter wurde von der Familie dem leiblichen Vater vorenthalten, der seine Rechte nicht gesetzlich zur Geltung bringen konnte. Ja, man ging so weit, daß man durch Entfernung und Namenwechsel dieser Tochter die Spur derselben für den Vater unauffindbar machte. Nun will ein ganz merkwürdiger Zufall, daß nach länger als zwanzig Jahren der Sohn des einen Bruders aus weiter Ferne kommt und kaum langt er in der großen volkreichen Stadt an, so führt ihn auch schon nach wenigen Tagen eine ganz wunderbare Fügung mit seiner unbekannten Cousine zusammen und ohne sie zu kennen, entbrannte er alsbald in heftiger Liebe zu ihr und verlangt sie, da er wieder geliebt wird, als eheliches Gemahl heimzuführen. Finden Sie es nicht ganz in der Ordnung, daß ich, als ich von allen diesen Dingen Kenntniß erhielt, es für meine Aufgabe erkannte, Vater und Tochter zusammenzuführen, die beiden Brüder zu versöhnen und dem Werke die Krone damit aufzusetzen, daß ich Vetter und Bäschen durch das Band der heiligen Ehe zu verbinden trachte? Stimmen mir nicht alle geehrten Anwesenden bei, daß hier ein unverkennbarer Fingerzeig der Vorsehung den einzuschlagenden Weg deutlich vorgezeichnet hat?"

Hier hielt Barthel einen Augenblick inne. Da jedoch die meisten Anwesenden viel zu erstaunt waren über das, was sie soeben vernommen hatten, um sich sogleich äußern zu können, so ging der Notar nach der Thüre des Nebenzimmers, öffnete sie und kehrte sofort mit einem einfach, aber geschmackvoll gekleideten jungen Mädchen zurück, welches bei dem Anblick der Versammelten tief erröthete und sich verlegen verneigte.

„Kommen Sie getrost, Fräulein, fürchten Sie nichts! — Hier stelle ich Ihnen die legitimirte und adoptirte Tochter des Geheimen Raths von Helmbrück vor und Sie, Rosalie," fuhr er fort, „sehen Sie hier Ihren Vater, der sie mit Freuden als seine Tochter anerkennt. Hier, meine Freunde, sehen Sie das eigenhändige Reskript des Königs **in optima forma**, welches Fräulein Rosalie von Helmbrück, einst Rosalie Kleinhans genannt, in alle Rechte einsetzt, sie in den Adelstand erhebt und ihr sogar Ahnen verleiht. Herz, was begehrst Du noch mehr?"

(Schluß folgt.)

Der Leibkutscher Friedrichs des Großen.

(Fortsetzung.)

Mochte dem Leibkutscher nun der Schreck wegen dieses Auftrittes in die Glieder gefahren seyn, oder waren es die Nachwehen des theuren Schmauses und die Folgen eines verdorbenen Magens, kaum war er in seiner Wohnung angelangt, so mußte er sich zu Bette legen, weil er von einem heftigen Fieberfrost geschüttelt wurde. Der schnell herbeigerufene Arzt schüttelte bedenklich mit dem Kopf und empfahl dem Patienten vor allen Dingen Ruhe und Schonung, womit der Kranke indeß keineswegs zufrieden war. Er wußte, daß der König zur Revue wollte und deßhalb bat er den Doktor, ihn spätestens in acht Tagen gesund zu machen, was dieser entschieden ablehnte. Der Gedanke, daß er zurückbleiben und der König mit einem Andern fahren sollte, betrübte den ehrlichen Pfund so sehr, daß sein Uebel sich nur noch verschlimmerte. Auch Friedrich der Große war keineswegs gleichgiltig bei der Nachricht, daß sein Leibkutscher schwer erkrankt sey. Er war einmal an dessen Erscheinung gewöhnt und fuhr selbst auf Reisen mit keinem andern Kutscher gern, als mit seinem alten Pfund. Deßhalb nahm sich der große Menschenkenner vor, den Kranken in seiner Weise zu kuriren; er wußte auch, wie er es mit solch einem treuen Diener anzufangen hatte, um ihn wieder gesund zu machen und rechnete dabei auf die Macht der Willenskraft, welche die Seele zuweilen auf den kranken Körper ausübt. Deßhalb setzte sich der

König hin und schrieb eigenhändig einen Brief mit der Aufschrift: „An Meinen lieben Leibkutscher," worin er ihm anzeigte, daß er dies Mal wohl die schlesische Revue aufgeben müßte, weil er mit keinem Andern fahren wolle, als mit seinem braven Pfund.

Das wirkte; denn als das Schreiben dem Kranken auf seinem Lager vorgelesen wurde, weil er selbst nicht lesen konnte, da zuckte es ihm durch alle Glieder und er sprang vor Freuden aus dem Bette, obgleich er zuvor noch sich nicht zu rühren vermochte. Alle Leiden waren vergessen und das Fieber verschwunden, als wenn es weggeblasen worden wäre.

„Bring' mir zu essen," sagte er zu seiner erstaunten Frau, „ich habe wieder meinen alten Appetit."

Das mußte auch wahr seyn, denn er leerte den vollen Teller Suppe und ließ eine Portion Braten verschwinden, die für drei gewöhnliche Männer hingereicht hätte. Darauf zog er sich an und ging in den Marstall, wo er zur Verwunderung und Freude seiner Untergebenen wieder erschien und Alles zur Reise des Königs anordnete, als hätte ihm nicht das Geringste gefehlt. Nur etwas magerer und bleicher war er geworden; aber die Stallbuben, denen er hier und da einen Schlag oder Puff austheilte, versicherten, daß seine Kräfte nicht gelitten hätten.

Am andern Morgen saß er wieder auf dem Bock und fuhr mit dem König nach Schlesien.

„Nun," sagte dieser, „ich hab' Dich besser kurirt, als der Doktor?"

„Der Quacksalber hätte mich fast unter die Erde gebracht. Ihro Majestät haben mich mit einem Worte schon gesund gemacht. Sie verstehen Alles."

„Wenigstens kenne ich meine Leute," entgegnete leutselig der große Friedrich, „und verstehe mich auf das Herz eines treuen Dieners. Jetzt fahr' Er zu und werf' Er mich nicht um, sonst geht es Ihm schlecht."

Aber das Schicksal schien einmal die Laune zu haben, dem ehrlichen Leibkutscher wieder einmal einen Possen spielen zu wollen. Er saß da droben auf seinem Bocke und dachte gerade darüber nach, wie und wann er mit dem König über die bessere Anstellung des armen Pastors reden sollte, da sich bis jetzt noch immer nicht die passende Gelegenheit gefunden hatte. Pfund war so vertieft, daß er auf den Weg nicht achtete, der sich allerdings, wie dies noch in jener Zeit häufig der Fall war, in einem sehr schlechten Zustande befand. Der König, welcher ebenfalls mit seinen Gedanken beschäftigt war, bemerkte anfänglich nicht, daß der Wagen fortwährend schwankte und eine große Neigung zeigte, nach einer Seite hinüber zu fallen. Plötzlich erhielt er einen gewaltigen Ruck und eh' er sich's versah, lag er mit der Kutsche in einem Graben, ohne jedoch irgend einen Schaden genommen zu haben, da der Leibkutscher noch so viel Besinnung hatte, die erschrockenen Pferde festzuhalten.

Friedrich griff erzürnt zum Stocke, den er in seiner Hand hielt und der ehrliche Pfund machte sich auf einige höchst eigenhändige Hiebe seines fürstlichen Herrn gefaßt.

„Kerl!" rief der König, „Ihm soll ja gleich das Donnerwetter —"

„Verzeihung!" entgegnete der Leibkutscher; „aber haben denn Ihro Majestät niemals eine Schlacht verloren?"

Diese Worte des alten, treuen Pfund entwaffneten den Zorn seines Gebieters, der mit einem Lächeln den bereits aufgehobenen Stock wieder sinken ließ. Unterdeß hatte der Leibkutscher mit Hilfe des sogleich herunter gesprungenen Bedienten den Wagen wieder aufgerichtet und so weit in Ordnung gebracht, daß der König einsteigen konnte. Bei genauer Besichtigung zeigte sich jedoch, daß ein Rad einen kleinen Schaden genommen hatte, weßhalb der König sich entschließen mußte, ein anderes Nachtquartier zu nehmen, als er ursprünglich beabsichtigte.

„Ist Er hier in der Gegend bekannt?" fragte der König Pfund.

„Zu Befehl, Ihro Majestät!"

„Gibt es ein Dorf in der Nähe, wo man übernachten kann?"

„Da drüben liegt kaum tausend Schritte weit entfernt ein Dorf, wo Ihro Majestät bei dem Pastor übernachten können," entgegnete der Leibkutscher, dem es einfiel, daß der Vetter Frommberg da wohnte und der den glücklichen Unglücksfall jetzt benutzen wollte, um sein Versprechen zu halten und ihm zu helfen.

„Irr' ich nicht," bemerkte Friedrich, der ein ausgezeichnetes Gedächtniß besaß, „so muß auch hierherum der Amtsrath Dietrich wohnen, bei dem wir gewiß ein besseres Quartier finden werden, als bei so einem armen Schwarzrock."

„Der Amtsrath wohnt in Rosenfelde und bis dahin ist es noch eine starke halbe Meile; das hält der Wagen nicht aus," antwortete der Leibkutscher, der seinen Grund hatte, den König bei dem Geistlichen übernachten zu lassen.

„So fahre Er mich in Gottes Namen zu Seinem Pastor."

Wer beschreibt das Erstaunen, als der Wagen vor der Thür des bescheidnen Hauses hielt und der König in eigener Person in die Stube des überraschten Geistlichen trat. Dieser glaubte in der That zu träumen und war so erschrocken über seinen hohen Besuch,

daß er das Buch, worin er eben eifrig gelesen, auf die Erde sinken ließ.

„Will Er mir," fragte Friedrich, „heut ein Nachtquartier geben?"

„Mein ganzes Haus," entgegnete der Pastor mit einer tiefen Verbeugung, „steht Ihrer Majestät zu Diensten."

„Inkommodire Er sich nicht; ich brauche nur eine Stube für mich und eine Kammer für meinen Kammerdiener und Kutscher. Kalte Küche führe ich bei mir, einige Eier und etwas frische Butter wird Er wohl im Hause haben."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Vor kurzem wurde in der Werkstätte des berühmten Orgelbaumeisters Walker zu Ludwigsburg eine Konzertorgel aufgestellt und einem größern Publikum vorgeführt, welche für eine große Musikhalle zu Boston in Amerika bestimmt ist und die wohl geeignet gewesen wäre, die deutsche Orgelbaukunst in rühmlichster Weise in London zu vertreten. Dieses neue großartige Orgelwerk ist in der That ein erhabenes Denkmal deutscher Kunst, deutschen Fleißes und Geschmacks. Dasselbe enthält 86 klingende Register von origineller, sehr vorzüglicher, ja zum Theil wundervoller Intonation. Das umfangreichste darunter ist ein 32füßiges Prinzipal, welches theilweise im Prospekt steht und von dessen Dimension sich alle die Nichtsachverständigen einen Begriff werden machen können, welche im Jahr 1854 in der Münchener Ausstellung jene große zinnerne Orgelpfeife gesehen und gehört haben, deren tiefer Ton Alles in Verwunderung versetzte. Die ganze Disposition dieses Werks, auf dem bekannten Abt Vogler'schen System beruhend, ist höchst sinnreich und bietet dem Organisten die größte Mannigfaltigkeit in der Tonmischung dar. Außer dem sehr angenehmen und leichten Traktament der vier Manuale und eines aus zwei Abtheilungen bestehenden Pedalklaviers, zeichnen sich zwölf Kollektivpedale und vier sehr wirksame Schweller aus, wovon zwei für einzelne sanfte Stimmen, der dritte für das aus achtzehn Registern bestehende zweite Manual und der vierte für ein Crescendo und Decrescendo des ganzen Werkes angeordnet sind. Die letztgenannte Vorrichtung (die neueste Erfindung Walker's), durch welche die Wirkung des Werks vom leisesten Hauch bis zur vollen gewaltigen Stärke nach Graden, die mittelst eines Zeigers angegeben werden, gesteigert wird, erhöht den Eindruck ungemein. Die Blasbälge werden durch Dampfkraft in Bewegung gesetzt — eine Einrichtung, welche unseres Wissens zum ersten Male in Deutschland in Anwendung gebracht worden ist. Der Preis der Orgel beträgt, ohne den Transport und ohne Gehäus, 48,000 fl. Keine von den älteren Orgeln, welche eine große Berühmtheit erlangt haben, wie z. B. die große Orgel in Weingarten, in Freiburg oder Haarlem &c., kann wohl mit diesem nicht auf empirischem Weg entstandenen, sondern aus der kunstgeübten Hand eines denkenden, erfindungsreichen und genialen Meisters hervorgegangenen Werk konkurriren. Die Prüfung derselben wurde vorgenommen von den Herren Organist Dr. Hopkins aus London, Professor Herzog aus Erlangen, Musikdirektor Seitz aus Reutlingen und Instrumentenmacher Schiedmaier aus Stuttgart, welche Experten einstimmig diese Orgel für ein vollendetes Meisterwerk erklärten.

(Für Turner.) Von dem bekannten amerikanischen Kunstherkules Dr. Windship ist soeben ein Buch erschienen: „Gesundheit und Kraft", welches in turnerischen Kreisen besondere Beachtung verdient. Windship wurde auf der Schule als der kleinste, schwächste Junge verlacht und verhöhnt und nahm sich vor, ein starker Mann zu werden. Diesen Vorsatz hat er mit jahrelanger Ausdauer und wissenschaftlich praktischer Gymnastik ausgeführt, bis er anerkannt als der stärkste Mann Amerikas gefeiert ward. Er reiste seit zwei bis drei Jahren als praktischer Herkules und Lehrer der Gesundheit und Kraft umher und hob unter Anderm zuletzt in Lynn 1860 Pfund Gewicht, in Brooklin 1890, in Medford 1934 und Charlestown 1940 Pfd. Wenn man bedenkt, daß die stärksten Männer gewöhnlichen Schlages schon braun und blau werden, wenn sie 500 Pfund heben, kann man einen gebildeten Arzt, der beinahe vier Mal so viel trägt und neulich eine Vorlesung mit der Versicherung schloß, daß er nach Experimenten mit der Tragkraft des menschlichen Knochengerüstes erst 3000 Pfund als die Grenze menschlicher Hebekraft ansehe und diese zu erreichen hoffe, gewiß als einen versöhnlichen Triumph menschlicher Willens- und Muskelkraft gelten lassen. Sein Buch ist reich an physiologischen, diätetischen und gymnastischen Lehren für Ausbildung einer allseitigen Gesundheit und Kraft.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 116. Sonntag, 28. September 1862.

Göttliches Walten.

(Schluß.)

„Also das war des Pudels Kern," begann der Major, „und da soll jetzt hinter meinem Rücken —?"

„Lieber Vater," fiel Hermann ein, der Rosalien bei der Hand gefaßt hatte und vor seine beiden Eltern hingetreten war, „liebe Mutter, könnt Ihr wirklich eine so liebe Schwiegertochter, wie ich sie Euch zuführe, zurückstoßen wollen?"

„Lieber Bruder," fing der Geheime Rath an, „kannst Du widerstehen, wenn ich meine Bitten mit den seinigen vereinige, kann unserer Versöhnung ein dauernderes und herrlicheres Siegel aufgedrückt werden, als durch diese Verbindung geschieht?"

„Aber," bemerkte bedenklich die Frau Majorin, „denkt denn Niemand an Amalie? Sollen wir sie nur mit hierher genommen haben, um die Verlobung dessen, den sie seither als ihren Bräutigam betrachten mochte, mit einer Anderen feiern zu helfen?"

„Dafür ist auch gesorgt!" rief lachend Barthel. „Sehen Sie nur hierher, gnädige Frau," — und er zeigte auf Amalie, zu welcher inzwischen der Rittmeister getreten war und sich halblaut sehr eifrig mit ihr unterhielt. Die Unterhaltung mußte sehr interessant seyn, denn Beide schienen kaum zu bemerken, was um sie her vorging.

„Dies erinnert mich daran," fuhr Barthel fort, „daß ich noch eine Besorgung übernommen habe." Er trat vor den Spiegel, zupfte seine weiße Halsbinde zurecht, zog aus der Tasche ein paar weiße baumwollene Handschuhe, in welche er mit seinen dürren Fingern fuhr, nahm aus einer der auf einem Seitentischchen befindlichen Vasen einen mächtigen Blumenstrauß, trat gemessenen Schrittes vor den Major hin und begann nach einigem Räuspern mit komischem Pathos: „Sintemal wir so gut im Zuge sind, hat ein gewisser junger Herr, in dessen Busen ein fühlend Herz schlägt, bezaubert von der Schönheit und Anmuth, von der Tugend und Liebenswürdigkeit von Dero nach seiner, wie er versichert seyn zu können glaubt, und für ihn sehr schmeichelhaften, auf allerlei Beobachtungen gestützten Wahrnehmung, ihm ebenfalls nicht abgeneigt seyenden Fräulein Nichte und Mündel, sich den Muth gefaßt, um die Hand des sothan besagten Fräuleins, des Namens Amalie von Wernhardt, bei deren gestrengem Herrn Oheim und Vormund durch mich, Johann Nepomuk Barthel, seinen wohlbestallten Hochzeitsbitter, in aller Form Rechtens ordnungsmäßig anzuhalten, und nehme ich mir insbesondere in eigener Person die Freiheit, für den hochgeborenen Herrn Rittmeister Adolf von Anstett um gnädigen Bescheid zu bitten."

„Es ist erstaunlich," scherzte der Major, „was der alte Mensch für eine Lunge hat. Und mit Euch Zwei, das sehe ich, ist's auch im Reinen, da bleibt mir nichts zu thun, als meinen Segen zu geben, das Uebrige ist Euere eigene Sache. — Aber jetzt, Kinder," fuhr der Major fort, „sagt mir doch um Gotteswillen, wer ist es denn eigentlich, der diese zwei Heirathen so schnell zu Stande gebracht hat?"

„Wer anders," lachte der Rittmeister, „als hier unser schlauer Rechtsverdreher."

„Wer mir das noch vor drei Tagen gesagt hätte," versetzte der Major, „von dem hätte ich gedacht, er will mich zum Besten halten. Wer hätte das hinter dem alten Menschen gesucht! Nun, er ist aber eine grundehrliche Haut, unser alter Freund Barthel."

Der Major drückte dem Notar herzlich die Hand. Dieser aber sagte:

„Jetzt noch Eins; haben sich meine Anordnungen bis hierher bewährt, so hoffe ich, ich werde auch noch mit Folgendem Beifall finden: Wir ziehen Alle insgesammt nach Neustadt. Des Rittmeisters Regiment wird ohnehin dorthin verlegt; das Gut,

welches ich dem Hauptmann Lilienstern wieder aus den Klauen gerissen habe, übernimmt Hermann, hier ist der Kaufbrief; der Herr Geheime Rath gibt es seiner Tochter als Mitgift und im Frühjahr feiern wir zwei Hochzeiten auf ein Mal, die ich ausrichte. Das laß ich mir nicht nehmen, ich will doch auch wissen, warum ich zwei Heirathen auf ein Mal gestiftet habe."

Alle lachten und der Major sprach salbungsvoll: „Barthel hat gesprochen; so sey es, Amen!"

Nach acht Tagen aber konnte man folgende Anzeige im Neustadter Tageblatt lesen, die alle Frau Basen in die größte Aufregung versetzte:

Verlobungsanzeige.

Freunden und Verwandten machen wir hiermit die freudige Anzeige von der heute erfolgten Doppelverlobung unseres Sohnes, unserer Tochter und unserer Nichte, nämlich:

des Herrn Hermann von Helmbrück
mit Fräulein
Rosalie von Helmbrück

und ferner:

des Herrn Rittmeisters Adolf von Anstett
mit Fräulein
Amalie von Wernhardt.

Neustadt, den 31. Januar.

Karl von Helmbrück, Major.
Clotilde von Helmbrück,
geb. von Wernhardt.
Adolf von Helmbrück, Geh. Rath.

Der Leibkutscher Friedrichs des Großen.

(Fortsetzung.)

Dem Geistlichen fiel ein Stein vom Herzen, da er nicht darauf eingerichtet war, einen so hohen Gast würdig aufzunehmen. Er gab seiner Frau den Auftrag, sogleich das beste Zimmer im Hause herzurichten und die Betten mit frischem Linnen zu überziehen. Während die Frau Pastorin, die nicht wußte, wo ihr Kopf stand, mit Hilfe der erwachsenen Tochter Alles auf das Beste und Sauberste besorgte, ließ sich der König in seiner gewohnten Weise mit seinem Wirthe in ein herablassendes Gespräch ein.

„Hat Er Kinder?" fragte Friedrich.

„Fünf Jungen und ein Mädchen," entgegnete der Geistliche mit einem leisen Seufzer.

„Die müssen Ihm wohl viel Sorge machen?"

„Sorgen, aber auch Freuden!" antwortete der Vater mit einem Lächeln bescheidener Zufriedenheit.

„Was läßt Er seine Söhne werden?"

„Sie sollen studiren und vor allen Dingen treue Diener des Königs und rechtschaffene Männer werden. Drei sind auf dem Gymnasium in der Stadt, was freilich viel Geld kostet. Gott weiß, ob ich so viel haben werde, um sie die Universität besuchen zu lassen."

„Wie hoch beläuft sich Sein Einkommen?"

„Auf dreihundert Thaler, mit den Nebeneinkünften stehe ich mich aber auf ungefähr vierhundert."

„Das ist freilich nicht viel," sagte der König, „wenn man eine große Familie zu ernähren hat; aber die Apostel hatten noch weniger."

Der gute Pastor wollte schon mit seinem Anliegen um Verbesserung seiner Stelle herausrücken, aber die letzten Worte des Monarchen benahmen ihm wieder den Muth; besonders da er wußte, daß Friedrich ohnehin nicht gut auf seine Amtsbrüder zu sprechen war. Er schwieg daher still, während der König ein Buch ergriff, das auf dem Studirtisch des Geistlichen lag. Er blätterte darin und las den Titel, der ihn zu überraschen schien.

„Liest Er," fragte er jetzt freundlicher als zuvor, „auch solche profane Bücher, wie den Cicero über die Pflichten?"

„In meinen Mußestunden studire ich gern die alten Klassiker," entgegnete bescheiden der Pastor. „Ich finde darin manches beherzigenswerthe Wort, manchen herrlichen Gedanken."

„Laß er das nicht die Herren in meinem Konsistorium hören; es könnte Ihm schlecht bekommen, wenn sie erführen, daß ein Pastor außer der Bibel und den Kirchenvätern sich mit heidnischen Schriftstellern befaßt."

„Ich glaube nicht, daß man mir daraus einen Vorwurf machen kann, wenn ich die Wahrheit nehme, wo ich sie finde. Ich bewundere diese Heiden um so mehr, weil sie, ohne das Licht der Offenbarung gekannt zu haben, häufig auf dem richtigen Weg gewandelt sind und im dunklen Drange das Höchste geahnt und oft auch ausgesprochen haben. Mancher Christ kann von ihnen immer noch lernen."

Das Auge des Königs ruhte einen Augenblick mit einem unbeschreiblich wohlwollenden Ausdruck auf dem Pastor, der diese Worte ohne Prunk, schlicht und einfach, aber aus voller Seele gesprochen hatte.

Es war eine Pause eingetreten, die der König mit der Frage unterbrach:

„Ist Er niemals um eine Verbesserung Seiner Stelle eingekommen?"

„Drei Mal schon, Ihro Majestät! Aber ich bin immer abschläglich beschieden worden."

„Er muß es noch ein Mal versuchen. Die Herren vom Konsistorium sind mitunter taub. Er hat wohl

keinen Vetter oder vornehmen Patron, dessen Kammerjungfer er geheirathet hat?"

„Nein, Ihro Majestät!"

„Da muß Er sich einen solchen Vetter anschaffen, das ist mein Rath, aber lasse Er sich ja nicht merken, daß Er auch bei den Heiden Moral und Tugend gefunden hat, sonst kommt Er in des Teufels Küche. Vor mir hat das nichts zu sagen, aber mit meinem Konsistorium ist nicht viel zu spassen."

Der Eintritt der Frau Pastorin machte dem Gespräche, das zuletzt eine mehr scherzhafte Wendung genommen hatte, ein plötzliches Ende; sie meldete, daß das Zimmer für den König in Bereitschaft gesetzt sey, worauf er sich erhob, um sich zurückzuziehen. Im Weggehen verlangte er das Buch mitzunehmen, worüber er soeben sich unterhalten hatte, um vor dem Schlafengehen in diesem Lieblingsschriftsteller noch einige Seiten zu lesen. Der Pastor wollte ihn bis an die Thür begleiten, Friedrich hieß ihn aber bleiben und ließ sich nur von der Tochter, einem schüchternen lieblichen Mädchen von achtzehn Jahren, vorleuchten. Das unschuldige, freundliche Gesichtchen schien ihm zu gefallen und als sie ihn mit einem tiefen Knix nach seinen ferneren Befehlen fragte, lächelte er gnädig und sah sie überaus freundlich an, worüber das holde Kind so roth wie eine eben aufgeblühte Rose wurde.

„Wie heißt Sie?" fragte er huldvoll.

„Emilie Frommberg," entgegnete dieselbe, noch röther werdend.

„Hat Sie schon einen Schatz?"

Die Röthe in dem lieblichen Antlitz verwandelte sich in flammenden Purpur, der statt ihrer dem König die Antwort auf seine Frage gab. Einen Augenblick schien er sich an der Verwirrung des schönen Mädchens zu weiden, dann winkte er mit der Hand zum Gehen.

„Schlafe Sie gut und träume Sie angenehm!" sagte er in heiterster Laune, worauf sie sich eilig mit einem tiefen Knix entfernte.

Unterdeß hatte der ehrliche Pfund den Pastor aufgesucht, um ihn zu begrüßen und dem Herrn Vetter, vor dem er den größten Respekt empfand, einige Winke in Betreff seiner Angelegenheit und wie der König zu behandeln sey, im Vertrauen zu geben. Der Geistliche lud den Leibkutscher ein, an dem frugalen Abendbrode der Familie Theil zu nehmen, worüber die Frau Pastorin, welche aus einer angesehenen Familie stammte, ein wenig vornehm die Nase rümpfte, da nach ihrer Meinung Kutscher Kutscher blieb, wenn er auch den König selber fuhr. Der gute Pfund ließ es sich schmecken, obgleich er an eine bessere Kost gewöhnt war, als ihm der bescheidene Pastor vorsetzen konnte. Auch das Schmalbier, das er hier zu trinken bekam, wollte ihm nicht recht munden; aber die Herzlichkeit des Wirthes und eine Pfeife guten Knasters entschädigten ihn für Alles, was er vermißte und bald dampfte er wie ein Schornstein um die Wette mit dem Geistlichen.

„Nun," fragte der Leibkutscher, „habe ich meine Sache nicht gut gemacht und mein Versprechen gehalten?"

„Mehr, als ich erwarten durfte!"

„Das haben sich der Herr Vetter nicht träumen lassen, daß ich Ihnen den König in höchst eigener Person in das Haus führen würde?"

„In der That, ich bin so überrascht, daß ich mich noch immer nicht fassen kann."

„Sie haben doch mit ihm schon über die bewußte Angelegenheit gesprochen? Man muß das Eisen schmieden, weil es warm ist. Wenn man von dem Alten etwas haben will, so muß man frisch darauf losgehen und die gehörige Courage zeigen. Hat er Ihnen eine bessere Stelle bereits zugesagt?"

„Das nicht," entgegnete der verlegene Pastor. „Bis jetzt bin ich gar noch nicht dazu gekommen, mein Anliegen dem König vorzubringen."

„Mein Gott! Was haben Sie denn die ganze geschlagene Zeit mit ihm geredet?"

„Ueber Cicero's Buch von den Pflichten."

„Hol' der Henker — Gott verzeih' mir, wenn ich in dem Hause eines Geistlichen fluche; aber hol' der Henker den „Kikero" mit sammt seinen Pflichten. Da geb' ich mir alle mögliche Mühe und verschaffe dem Herrn Vetter die schönste Gelegenheit, die in seinem ganzen Leben nicht wiederkommt; aber statt sie zu benutzen und um eine bessere Stelle einzukommen, wie doch jeder vernünftige Christenmensch an seiner Stelle gethan hätte, schwatzt er von dem verwünschten „Kikero", den ich nicht einmal kenne. Aber so sind diese Gelehrten: sie wissen Alles, nur nicht was ihnen Noth thut und wie man eine Sache am rechten Zipfel angreifen muß!"

Der Pastor konnte leider dem Leibkutscher nicht unrecht geben und entschuldigte sich nur mit seiner angeborenen Schüchternheit. Er mußte jedoch dem ehrlichen Pfund versprechen, vor der Abreise des Königs mit diesem dreist und offen über die Verbesserung seiner Lage zu reden, worauf sich der Wirth mit seinem Gaste zur Ruhe begab. Auch die Mutter und die Tochter legten sich zu Bette; aber das Mädchen konnte nicht so schnell einschlafen. Wenn aber so ein junges Ding, das noch dazu den ganzen Tag gearbeitet hat, nicht schläft, so ist sicher die Liebe

daran Schuld. Das war auch hier der Fall: die holde Emilie liebte den Sohn des Amtsraths Dietrich, der jedoch nimmermehr seine Einwilligung zu der Verbindung mit der armen Pastorstochter geben und seinen Sohn zu einer Heirath mit einer ältlichen, aber steinreichen Wittwe und Rittergutsbesitzerin zwingen wollte. Das hatte der Geliebte dem Mädchen geschrieben, aber auch hinzugefügt, daß er eher sterben oder mit ihr davonlaufen würde, als ihr untreu werden. In der Eile und aus Schreck über die plötzliche Ankunft des Königs hatte aber die Emilie den Brief schnell versteckt und jetzt konnte sie sich nicht besinnen, wo sie ihn hingethan. All ihr Suchen darnach war vergeblich und sie mußte fürchten, daß das Schreiben in die Hände ihres Vaters oder gar ihrer Mutter, vor der sie eine noch weit größere Angst empfand, gefallen sey.

Während das Mädchen sich ihren Besorgnissen überließ, blätterte der König in dem Buche, das er sich von dem Pastor geborgt hatte. Friedrich schlief nur wenig und wenn er nicht an das Wohl des Landes dachte und für Alle wachte, so las er, weil sein immer reger Geist sich keine Ruhe gönnte. Als er einige Seiten gelesen hatte und das Blatt wieder umwendete, um fortzufahren, fand er einen offenen Brief, den der Zufall oder vielmehr Emilie in das Buch gelegt. Der König wurde neugierig und warf unwillkürlich einen Blick auf das Papier. Der Inhalt mußte ihn interessiren, denn seine Züge nahmen einen überaus heiteren Ausdruck an und ein recht herzliches Lächeln umschwebte seine Lippen.

„Hab' es mir gleich gedacht," sagte er im Stillen. „Das Mädchen ist niedlich und der junge Mann scheint, nach seinem Briefe zu urtheilen, ein ehrlicher und auch gebildeter Bursche zu seyn. Vielleicht hat der umgeworfene Wagen mich hierher geführt, um zwei Menschen glücklich zu machen. Ich will morgen einmal dem Herrn Amtsrath Dietrich einen Besuch machen und doch hören, warum er das hübsche Kind nicht zu seiner Schwiegertochter haben will. Hoffe, daß er mir keinen Korb geben wird, wenn ich als Freiwerber komme."

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

(Ein geplagter deutscher Herzog.) Der gelehrteste Diamantenkenner in der Welt ist wohl der Ex-Herzog von Braunschweig in Paris. Er besitzt ungefähr für drei Millionen Dollars Diamanten. In einem Katalog, welchen er kürzlich darüber veröffentlichte, finden wir folgende werthvolle und berühmte Edelsteine verzeichnet: Einen großen Rubin, 41 Karat schwer und 80,000 Dollars werth, dessen frühere Besitzer Kaiser Barbar al Agra und Kaiser Don Pedro waren; einen Diamantring mit der Inschrift M. S., meistens der Schattenkönigin Maria Stuart gehörig; ein Paar Ohrringe, die ehemals Marie Antoinette getragen; einen Stein, welcher einst den Hut eines berühmten Deutschen Kurfürsten zierte, u. s. w. Gegenwärtig hat er zwei Diamanten im Kauf, von denen der eine 232,000 Doll., der andere sogar 650,000 Doll. werth seyn soll. Dieser „glückliche Mensch" kann aber nie sein Haus ohne Sorgen verlassen und niemals anderswo schlafen, obgleich seine Schätze fast unnahbar sind. Seine Wohnung ist nicht komfortabel, aber sehr zweckmäßig eingerichtet, die immensen Kostbarkeiten zu sichern. Dieselbe ist mit einer hohen Mauer umgeben, auf welcher zahllose scharfe Lanzenspitzen angebracht sind; sowie Jemand diese besteigt, macht ein Glockenzug, welcher mit besagten Spitzen in geheimer Verbindung steht, Allarm. Diese Einrichtung kostet nur 14,127 Dollars. Er hat seine Kleinodien in einem „Safe", welcher in einer dicken Granitwand angebracht ist und dessen Schloß nur von einem Eingeweihten geöffnet werden kann. Oeffnet es ein Fremder, so entladen sich mehrere Gewehre und tödten ihn; zu gleicher Zeit macht aber auch ein geheimer Klingelzug Allarm. Das Zimmer hat nur ein Fenster, dessen Jalousie vom stärksten Gitter ist; auch diese schließt ein Kunstschloß. Das Bett des Herzogs steht gegen die Wand, in welcher die Schätze sind und ein Dutzend sechsläufiger Revolver ist stets schußfertig dabei. Der Mann ist wirklich zu bedauern.

Dreisilbige Charade.

Mein Erstes durchströmt Italiens Auen;
Mein Zweites ist in der Ehe zu schauen,
Worin man immer es zwei Mal fand.
Mit dem Dritten nennt man meistens die Frauen,
Doch werden auch Männer so genannt.
Des Ganzen leitende Götterhand
Entführt uns rasch über Leid und Beschwerde
Zum Himmel hinauf von der dunkeln Erde,
Wir schwelgen dann im Sonnenreich
Der Phantasie den Seligen gleich.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 117. Dienstag, 30. September 1862.

Die Matratze.

Als Anno siebzehnhundertsechs
Und achtzig Ludwig, Bayerns Rex,
Zu Straßburg kam als kleiner Sohn,
Wo Vater lag in Garnison;
Da hob entzückt Max'milian
Sein Kind zum Münster hoch hinan,
Als sollte es dereinst auf Erden
Für deutsche Kunst empfänglich werden.

Er küßt' das Prinzlein ab und sprach:
„Gebor'n am heil'gen Ludwigstag!
„Auf diesen Namen treu und ächt
„Hast du ein wohlerworb'nes Recht.
„Ja, Ludwig soll dein Name seyn!“
Ach! es läßt in der Augen Schein
Max'milian von Zweibrücken
Manch' helle Freudenzähre blicken.

Die Taufe naht, und als mit Pracht
So manche Festlichkeit verbracht,
Da hält am andern Morgen früh'
Prinz Max Parade und Revue.
Doch, was ist das? — Potz Element!
In dem Elsasser Regiment
Hat Mann für Mann, gleich wie verschworen,
Schnurr- und Backenbart verloren.

Putzweg der Bart, glatt abrasirt!
„Wer hat die Ordre publizirt?“
Da tritt ein Grenadier hervor,
Hält 'ne Matratze hoch empor,
Ein Ruhekissen, weich wie Sammt,
Und spricht, indeß sein Auge flammt:
„Die Bärte, die Hoheit vermissen,
„Sind hier als Polster in dem Kissen.

„Wir schnitten, daß es Funken sprüht',
„Die Bärte ab in Reih' und Glied,
„Damit dem kleinen Täufling wir
„Auch schenkten was, die Grenadier'. —
„So schwoll das Kissen auf mit Lust,
„Gleich wie das Herz in unsrer Brust,
„Getauft mit Freudenthränenwasser
„Vom Regimente der Elsasser.“

Da lüftete sein Hütlein stracks
Der brave Kindtaufsvater Max
Und rief mit wahrer Freude dann:
„Ich dank' euch Allen, Mann für Mann!“
Er winkte mit dem Stulphandschuh'
Vergnügt den Grenadieren zu,
Verlieh dem Sohne die Matratze,
Der sie bewahrt gleich einem Schatze;

Bewahret an die siebzig Jahr',
Als Keiner wohl von jener Schaar
Gelebt mehr, der geliefert hat
Sein Theil zur Schnurrbartlagerstatt;
Bewahrt vom Fürsten, dem die Kunst
War nie im Leben leerer Dunst,
Der sie beschirmt und ihre Geister,
Der König Ludwig, der Baumeister.

Der Leibkutscher Friedrichs des Großen.

(Schluß.)

Als am nächsten Morgen der König aufgestanden war, verlangte er nach seinem Frühstück, das ihm Emilie mit einem respektvollen Gruße präsentirte. Bei ihrem Eintritt sah sie Friedrich mit einem eigenthümlichen schalkhaften Blick an.

„Schenke Sie mir eine Tasse ein,“ sagte er freundlich, „und bleibe Sie hier, weil ich noch mit Ihr zu sprechen habe.“

Das Mädchen gehorchte und vollzog den aufgetragenen Befehl mit schüchterner Anmuth, während der König sie von der Seite scharf beobachtete.

„Will Sie heirathen?" fragte er plötzlich, daß sie vor Schreck fast die Tasse, die sie ihm brachte, auf die Erde fallen ließ.

„Ihro Majestät!" antwortete sie mit niedergeschlagenen Augen, „belieben mit einem armen Mädchen nur zu scherzen."

„Es ist mein völliger Ernst und ich habe Ihr bereits einen Mann ausgesucht."

„Um des Himmelswillen!" stammelte das geängstigte Kind, das schon gehört hatte, wie Friedrich bei manchen ähnlichen Gelegenheiten durch einen Machtspruch als Ehestifter aufgetreten war.

„Sie braucht nicht darum zu erschrecken. Ich habe Ihr einen Mann bestimmt, der Ihr schon gefallen wird."

„Ich kann nicht," schluchzte Emilie, „ich kann nicht heirathen, selbst wenn Ihro Majestät es mir befehlen!"

„Das will ich einmal sehen! Ich wette, daß Sie nicht „Nein" sagen wird, wenn Sie erst weiß, welch einen Bräutigam ich Ihr zugedacht habe."

„Und wenn er noch so vermögend und schön wäre, ich darf ihn nicht nehmen. Ihro Majestät werden mich nicht unglücklich machen wollen!"

„Sie liebt bereits einen Andern?"

Sie schwieg.

„Den Sohn des Amtsraths Dietrich?"

„Ihro Majestät!" rief das Mädchen bebend und erstaunt, „sind allwissend!"

„Das ist nur der liebe Gott; aber der Zufall hat mich in Ihr Geheimniß eingeweiht. Da ist der Verräther!"

Mit diesen Worten gab er ihr den gefundenen Brief, den sie schnell und erröthend in ihrem Busen verbarg.

„Sie scheint mir," sagte Friedrich lächelnd, „doch nicht abgeneigt zu seyn und das Heirathen ganz verschworen zu haben. Wenn Sie mir ein gutes Wort gibt, so will ich Ihr den Mann, den Sie liebt, verschaffen. Ihr Vater ist ein braver Mann und Sie scheint mir auch ein gutes Kind zu seyn. Soll ich mit dem Amtsrath reden? Ich glaube, daß er auf mein Wort etwas geben wird."

„O, Ihro Majestät!" war Alles, was das glühende Mädchen hervorzubringen im Stande war.

Sie griff nach der Hand des Königs und drückte, ehe er es noch verhindern konnte, ihre weichen, rosigen Lippen darauf.

Friedrich gab seinem Leibkutscher den Befehl, den ausgebesserten Wagen sogleich anzuspannen und nahm von seinem Wirthe einen gnädigen Abschied. Der Pastor hatte sich zwar vorgenommen, wegen Verbesserung seiner Lage mit dem Könige zu reden, aber das Wort erstarb auf seinen Lippen. Brummend und im Innern die unbegreifliche Schüchternheit des Vetters verwünschend, setzte sich der ehrliche Pfund auf den Bock und schwang die Peitsche.

„Da nützt Alles nicht," murrte er für sich. „Mit solch einem Gelehrten ist nichts anzufangen. Wenn dem die gebratenen Tauben auch zufliegen, so vergißt er den Mund aufzuthun. Die Gelegenheit kommt so leicht nicht wieder."

Der König beugte sich noch einmal aus dem Wagen und grüßte den Pastor und besonders Emilie, der er einen Blick des Einverständnisses zuwarf.

„Nach Rosenfelde zum Amtsrath Dietrich!" rief er dem Leibkutscher zu, der ärgerlich gehorchte.

Im nächsten Augenblicke war der Wagen und mit ihm die Hoffnung des Geistlichen verschwunden, je zu einer besseren Stelle zu gelangen. Die Frau Pastorin machte ihrem Manne gegründete Vorwürfe wegen seiner Schüchternheit und ging sogar so weit, in ihrem Eifer auch den abwesenden König nicht zu schonen.

„Nicht einmal das gewöhnliche Geschenk," sagte sie empfindlich, „hat er uns zurückgelassen. Wo er übernachtet, gibt er doch sonst immer fünfzig Thaler. Es ist zwar auch nicht viel für einen König, aber uns wäre es doch zu gut gekommen. Ich brauche ein neues Kleid und die Kinder laufen in ihren abgetragenen Röcken herum, daß es eine wahre Schande ist. Aber so geht es, wenn der Mann nicht zu sprechen weiß und über seine Bücher seinen Vortheil vergißt."

So fuhr sie eine ganze Weile noch in diesem Zuge fort, woran der gute Pastor schon gewöhnt war. Er griff zu seinem probaten Mittel, nahm ein Buch und vertiefte sich darin, bis er nichts mehr hörte und der aufgebrachten Ehehälfte der Athem ausblieb. So ließ der so sehr ersehnte Besuch des Königs nur verstimmte Gemüther zurück; Emilie war die Einzige im Hause, welche mit seligem Lächeln, wenn auch nicht ohne Bangen, an ihn zurückdachte. Noch an demselben Tage sollte sie erfahren, daß Friedrich sein Wort gehalten. Nach dem Essen, als sie eben in dem Gärtchen, das am Hause lag, ihre Blumen begoß, wurde sie plötzlich von zwei kräftigen Männerarmen umschlungen und zwei Hände legten sich auf ihre Augen, daß sie nicht um sich sehen konnte.

„Rathe!" rief ihr eine bekannte Stimme zu.

„Karl! Du bist es!" antwortete sie freudig.

Aber der Bösewicht ließ sie nicht sogleich los, sondern drückte ihr einen herzhaften Kuß auf die Lippen, den sie, ohne sich besonders zu sträuben, auch duldete.

„Der Vater," jauchzte der junge Mann, „hat seine Einwilligung gegeben."

„Mein Gott!" fragte sie mit erheucheltem Erstaunen, „wie ist das gekommen?"

„Ja, das möcht' ich von Dir wissen. Heute Morgen kommt der König bei uns vorgefahren; ich muß ihm alle Ställe, Wirthschaftsgebäude und Vorwerke zeigen, wobei er sich mit mir unterhielt, als ob er ein geborner Oekonom sey. Ich glaube, daß er mir auf den Zahn fühlte; aber da kam er bei dem Rechten an: ich bin ihm keine Antwort schuldig geblieben. D'rauf hat er mit dem Vater lange heimlich gesprochen. Wie ich hörte, verlangte er von nun an die doppelte Pacht von der Domaine. Das ist auch in der Ordnung, da das Gut so viel bringt, daß man auch dabei noch immer bestehen kann. Der Alte war ganz bestürzt und jammerte; da hat ihm der König einen Vorschlag gethan, daß er unter einer Bedingung die alte niedrige Pacht fortbestehen lassen wollte."

„Und die Bedingung heißt?" fragte Emilie, welche Alles ahnte.

„Daß ich Mitpächter werden und Dich statt der reichen Wittwe heirathen soll, die ich mir ohnehin nicht genommen hätte."

„Du hast Dich natürlich geweigert?"

„Du Schelm! dafür mußt Du mir noch einen Kuß geben."

„Erst erzähle Deine Räubergeschichte zu Ende und dann wollen wir sehen, ob Du einen Kuß verdienst."

„Ich sagte gleich mit tausend Freuden „Ja!" Vater machte zwar ein grimmiges Gesicht, aber da er einsah, daß es dem König ernst war und er sonst hätte die doppelte Pacht zahlen müssen, so gab er klein bei und seine Einwilligung. Das ist Alles, was ich weiß und nun sollst Du mir sagen, wie der König dazu gekommen ist, meinem Vater eine solche Bedingung zu stellen!"

„Das erzähl' ich Dir ein ander Mal," sagte Emilie scherzend, „man darf nicht so neugierig seyn!"

„So gib mir wenigstens den versprochenen Kuß!"

Und sie gab ihm einen, nein zwei, drei und mehr Küsse, bis sie zuletzt ihn bitten mußte, doch vernünftig zu seyn. Arm in Arm gingen darauf die glücklichen Kinder zu dem überraschten Pastor, den sie um seinen Segen zu ihrem Bund baten.

Einige Wochen später traf ein Schreiben aus Berlin mit einem großen rothen Siegel ein, durch das der Pastor Frommberg zum Superintendenten des Kreises mit einer ansehnlichen Gehaltszulage ernannt wurde. Eigenhändig hatte Friedrich der Bestallung die Worte hinzugefügt: „Bleib Er, wie Er ist, ein vernünftiger Mann und doch ein guter Christ. Den Cicero halte Er in Ehren, denn ihm verdankt Er, daß ich bin Sein wohlaffektionirter König." Auch an Emilie hatte der König gedacht und ihr mehrere ansehnliche Hochzeitsgeschenke zugeschickt, darunter ein Kästchen zur „Aufbewahrung ihrer Briefe".

So oft aber Friedrich zur Revue nach Schlesien fuhr, kehrte er bei dem zum Superintendenten erhobenen Pastor ein, dem er bis an sein Lebensende in Gnaden zugethan blieb. Der ehrliche Leibkutscher freute sich, daß er zu dem Glücke seines Vetters das Meiste beigetragen; sein Erscheinen war dann auch ein Freudenfest für die ganze Familie.

„Der Kikero und ich," sagte er mit einem gewissen Selbstgefühl, „haben unsere Schuldigkeit gethan, nicht wahr, Herr Superintendent?"

„Darum soll auch der Cicero und der Leibkutscher leben!"

Darauf stieß dann die ganze Familie mit vollen Gläsern an.

Mannigfaltiges.

In der österreichischen Abtheilung im Londoner Ausstellungspalast ist seit Kurzem eine lehrreiche Sammlung von Produkten der Maispflanze ausgestellt, um zu zeigen, wie jeder Theil dieser Pflanze industriell verwerthet werden kann. Das wichtigste bis jetzt gewonnene Industrieerzeugniß ist ohne Widerrede Papier, von dem ganz ausgezeichnete Proben ausgestellt sind. Die „Times", welche auf diese Sammlung aufmerksam macht, bemerkt dazu: „Die bisher erzielten Resultate sind außerordentlich befriedigend. Alle Blätter und Fasern dieser Pflanze lassen sich verwerthen, theils zur Herstellung von Garnen, theils zur Papiererzeugung und Ernährung von Menschen und Thieren. Aus 300 bis 350 Pfund der oberen Blätter werden in der kaiserlich königlichen Papierfabrik bei Schlögelmühle 100 Pfund Papier erzeugt; es wären dazu 160 Pfund Lumpen erforderlich; die Wichtigkeit dieses Rohmaterials beruht auf seiner Vortrefflichkeit, Wohlfeilheit und auf seinem massenhaften Vorhandenseyn. In Oesterreich allein sind offiziellen Angaben zufolge 35 Millionen Acker Landes mit Mais bebaut, aus denen sich jährlich anderthalb Millionen Pfund Papier herstellen ließen. Die Qualität des letzteren ist übrigens so ausgezeichnet, daß es im Nothfalle statt Scheibenglases gebraucht werden könnte."

Ein amerikanischer Korrespondent erzählt folgenden gelungenen Yankeestreich: In sämmtlichen Neuyorker Blättern hatte ein gewisser Fitch vor kurzem angezeigt, gegen Einsendung eines Dollars wolle er Jedermann ein untrügliches Mittel, der Konskription zu entgehen, an die Hand geben. Binnen einer Woche hatte er sechshundert Anfragen sammt ebenso vielen Dollaren empfangen und das Mittel, das er ihnen an die Hand gab, bestand einfach in dem Rath, sich freiwillig zu stellen. Dagegen konnten allerdings auch die Behörden nichts einzuwenden haben.

(Man muß sich zu helfen wissen!) In dem Städtchen Siklos hat eine reisende Schauspielergesellschaft ein neues Stück gegeben, ohne den letzten Akt studirt zu haben. Um diesen nicht spielen zu müssen, ließ man nach dem vierten Akte den Rakoczymarsch spielen, um gewissermaßen das Publikum zum Marsch zu bringen. Allein die Sikloser beharrten auf ihrem Scheine, dem Theaterzettel, und warteten auf den fünften Akt. In dieser großen Verlegenheit machte ein Schauspieler Feuerlärm und alsbald war das Theater leer.

Der Jokey des Baron Hermann Mesnil hatte in Paris den Zug nach Rouen versäumt, wo er am nächsten Tage beim Wettrennen reiten sollte. Er telegraphirte sein Unglück dem Baron, welcher bereits in Rouen weilte. Der Baron telegraphirte zurück, daß der Jokey alsogleich mittelst Extrazug abreisen möge. Letzterer hat 800 Franken gekostet. Ein Jokey mit Extrazug reisend ist wohl zum ersten Male vorgekommen.

(Seltsame Rache einer Eifersüchtigen.) Die Taglöhnerin Therese Zawatnik ging vor einigen Tagen gegen 9 Uhr Abends durch die Haltergasse in Wien, als sich plötzlich eine Frauensperson auf sie stürzte, sie zu Boden warf und ihr unter der Drohung, daß sie dieselbe erstechen werde, wenn sie sich nicht ruhig verhalte, sogleich ihre Kniee auf die Brust setzte. Da die Angreiferin nun auch eine große Scheere aus ihrem Busen hervorzog, fürchtete die Zawatnik bereits, daß ihre letzte Stunde geschlagen habe, allein die Frauensperson hatte eine ganz andere Absicht. Sie schnitt nämlich der hilflos unter ihr Liegenden zuerst das Haar am linken Scheitel kurz an der Kopfhaut weg, wendete dieselbe sodann um und schor sie nun auch völlig am anderen Scheitel, worauf sie ihr Opfer liegen ließ und eiligst die Flucht ergriff. Therese Zawatnik machte die Anzeige von dem Vorfalle bei dem Polizeikommissariate Landstraße, welches die Thäterin sogleich zur Stelle brachte. Diese ist eine aus Chotta in Mähren gebürtige Taglöhnerin, Namens Magdalene Olschan, und wie sich herausstellte, war Eifersucht die Ursache ihrer That. Magdalena Olschan hat nämlich bereits seit längerer Zeit einen Taglöhner zum Geliebten. Sie gab nun an, daß die Zawatnik ihrem Geliebten stets nachgelaufen sey und ihn veranlaßt habe, sie zu verlassen. Sie hatte sich deßhalb vorgenommen, die Verführerin der Art zu zeichnen, daß sie sich lange nicht mehr auf der Gasse werde sehen lassen können und sie gab sich der Hoffnung hin, inzwischen wieder die Liebe ihres Mannes zu erringen. Vorläufig wurde sie jedoch wegen öffentlicher Gewaltthätigkeit verhaftet.

(Galante Räuber.) Dem „Szegedi Hirado" schreibt man aus Kecskemet folgendes artige Räubergeschichtchen: Eine in allgemeiner Achtung stehende Bürgerswittwe fuhr nach ihrer Tanya und bemerkte, daß zwei Reiter sie einzuholen suchten. Nichts Gutes ahnend, befahl sie dem Kutscher, nach der nächsten Tanya zu fahren, deren Bewohner sie mit Erdäpfelausnehmen beschäftigt fand. Sofort erschienen auch die beiden Räuber mit vorgehaltenen Gewehren. Sie befahlen den Tanya-Bewohnern, sich in eine Stube zu begeben, die einer der Räuber absperrte. Dann sagten sie zu der erschrockenen Frau mit aller Artigkeit: „Madame, steigen Sie herunter vom Wagen; auch Du, Kutscher." Als sie die Frau vor Angst zittern sahen, sagten sie zu ihr: „Fürchten Sie nichts; es soll Ihnen kein Leid geschehen, wir brauchen nur diese zwei Pferde und diesen Wagen." Hierauf banden sie ihre Reitpferde an den Wagen, setzten sich auf und fuhren fort.

Ein Urkundenwerk von solchem Umfange, wie in der Welt noch keines im Druck erschienen ist, wird jetzt in Paris begonnen. Alle in den verschiedenen Departements des französischen Reiches vorhandenen Urkunden sind verzeichnet, geordnet und von sachverständigen Händen druckfertig redigirt worden. Das Werk wird gegen 500 Bände in Quart umfassen. Jedes Departement trägt die betreffenden Kosten, welche bereits angewiesen sind. Die Auflage soll nur 200 Exemplare betragen.

Auflösung der zweisilbigen Charade in № 116:
Poesie.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 118. Freitag, 3. Oktober 1862.

Das Märchen vom Glückskind.

Erzählt von Gottfried Flohr.

Es war einmal ein kleiner Knabe, der hieß Glückskind und hatte nicht Vater noch Mutter mehr, und war so arm, ach, gar zu arm. Da verdangen sie ihn im Dorfe zu dem Hirten und er mußte die Gänse hüten.

Eines Tages war er auch wieder in den Wald gefahren und weidete seine Heerde bei einem großen Berge am Bache auf grünen Wiesen und war ganz allein.

Da rauschte es in dem Walde und kam näher und näher. Auf einmal sprang ein Fuchs aus dem Gebüsche hervor, fing eine Gans und lief damit nach dem Berge hin. Der Junge aber hob seinen Stecken auf und machte sich hurtig hinter ihm drein und schrie, daß er die Gans fahren lasse.

Wie sie nun an den Berg kamen, konnte das Raubthier nicht weiter und Glückskind wollte ihm eben mit seinem Stecken auf den Kopf schlagen. Da duckte sich der Fuchs in einen Busch und war fort.

Hinter dem Busch war eine Höhle im Berge, da hatte sich das Thier verkrochen.

Der Junge war schon oft an der Stelle gewesen, aber die Höhle hatte er noch nicht gesehen. Sie war so weit, daß er hinein schlüpfen konnte. Also schlüpfte er hinein und kroch immer weiter und weiter.

Da wurde die Höhle ganz breit und hoch, daß er aufrecht darin stehen und gehen konnte. Und so lief er fort und fort und es wurde immer dunkler und dunkler in der Höhle. Da schrie der Knabe und jammerte: „Ach, ich armer Glückskind, was soll nun aus mir werden in dieser Höhle! Ach, ich armer Glückskind, ich muß in dem Berge umkommen!"

Er wollte wieder zurück, aber weil es so stockfinster war, wußte er keinen Bescheid mehr und vor lauter Angst lief er auf's Gerathewohl zu und gerieth immer tiefer in den Berg. Und so lief er denn fort und fort und ruhte wieder ein bischen und lief wieder ein Stück und wollte gar kein Ende nehmen.

Auf einmal aber sah Glückskind weit vor sich ein Licht. Er ging darauf zu und siehe, es war ein Loch, das führte aus dem Berge. Da kam er denn endlich wieder unter den freien Himmel und war herzensfroh darüber und sah sich um, weil er glaubte, er sey wieder am Waldbache bei seinen Gänsen. Aber da war kein Bach und keine Wiese und keine Heerde; und war auch nicht mehr Abend. Eine ganz wildfremde Gegend war es, die er vor sich sah und eine große große Stadt, und gleich davor ein Garten mit einem Schlosse darin und vielen Springbrunnen und Gartenhäuschen. Das gehörte dem Könige. Und als sich Glückskind nach der Sonne umsah, wo sie stehe, da war sie verschwunden und gegen Morgen graute eben der Tag und die Vögel sangen und pfiffen von den Bäumen.

Da ging Glückskind vom Berge herunter auf die Straße und kam an den Garten des Königs und weil das Stadtthor noch zu war, so stieg er über die Mauer des Gartens und legte sich in ein Gartenhäuschen schlafen, denn er war die ganze Nacht marschirt und gar so müde.

Wie es nun heller Tag war, kam der Gärtner und sah da den Jungen liegen und weckte ihn mit dem Rechenstiele.

„Wer bist Du und wie heißest Du?" frug er.

„Ach, Herr," antwortete der Junge, „ich bin der Gänsehirt und heiße Glückskind."

„Und wo bist Du her?"

„Da und daher."

Da sprach der Gärtner: „Ei! ei! Das ist doch kurios. Das Dorf kenne ich gar nicht und bin doch weit in der Welt herumgekommen. Das muß gute hundert Stunden Wegs seyn, sonst kennt' ich's."

Glückskind aber weinte und sagte: „Ach, wie soll ich da wieder heimkommen? und im Berge ist's so dunkel, da verirr' ich mich!"

Und nun erzählte der Junge dem Gärtner, wie er hergekommen sey. Da sprach der Gärtner: „So bleib' hier und hilf mir bei der Gärtnerei. Du sollst es gut haben Deine Lebtage."

Also wurde Glückskind ein Gärtnerbursche und lernte fleißig, daß er es bald so gut konnte, wie sein Meister.

In dem Schlosse aber war eine junge Prinzessin, die hieß Marie und kam alle Tage in den Garten und spielte darin; und Glückskind mußte mit ihr spielen. Sie sangen und sprangen und wanden sich Kränze und banden sich Sträuße und tummelten sich auf dem Rasen und waren immer fröhlich beisammen.

Als sie schon groß geworden waren, hatten sie sich noch viel lieber und wollten nicht mehr von einander lassen.

Da ging Glückskind zu dem König und sprach: „Herr, gebt mir die Prinzessin Marie, Euere Tochter. Wir haben einander so lieb und wollen nicht mehr von einander lassen."

Aber der König lachte sehr und strich seinen königlichen Bart und sprach: „Narrenspossen und kein Ende! Bist Du nicht ein armer Hirtenjunge und meine Tochter ist eine königliche Prinzessin? Wie willst Du also um sie werben und bist doch nichts und hast doch nichts? Geh' mir aus den Augen, Du Galgenschwengel!"

Also ging Glückskind dem Könige aus den Augen, und sann Tag und Nacht, wie er es zu etwas brächte.

Da begab es sich, daß die Prinzessin Marie wieder ihren Geburtstag feierte und alle Herren und Frauen am Hofe und alle Prinzen in der Nachbarschaft beschenkten sie, weil sie so schön und gut war. Und die Leute in der Stadt zogen umher mit Fahnen, Trompeten und Pauken, lösten die Kanonen und läuteten mit den Glocken — alles wegen der Prinzessin Marie.

Glückskind aber saß traurig unter einem Baume im Garten, denn sie hatten ihn nicht in's Schloß gelassen mit seinem Strauße, den er gebunden hatte für die Marie. Auf einmal, wie er in die Höhe sah, stand sie vor ihm und hatte einen Stock mit drei Rosen, die waren unvergleichlich schön und rochen so süß.

„Glückskind," sagte die Prinzessin, „da haben sie mir den Stock geschenkt mit drei wunderschönen Rosen; und wenn Du ihn recht pflegst und bewahrst, daß nichts dran passirt, dann kriegen wir uns. Kommen sie aber um, dann ist's nicht gut."

Glückskind nahm den Rosenstock aus ihren Händen und hütete ihn Tag und Nacht. Bei Tage stellte er ihn in's Freie; bei Nacht in ein Häuschen an der Mauer und legte sich davor.

Als er eines Morgens wieder einmal aufwachte und sich die Augen rieb, da war eine von den Rosen abgebrochen.

„Ach, Du lieber Gott," rief Glückskind, „da haben wir's! Was wird die Prinzessin Marie sprechen?"

Die war auch gleich da und weinte über die Rose und Glückskind weinte mit ihr.

Als sie fertig waren mit Weinen, so sagte die Prinzessin: „Aber nun pass' mir ordentlich auf, Glückskind, sonst ist's gefehlt!"

Wie nun die Nacht kam, paßte Glückskind ordentlich auf und schloß das Fenster des Häuschens und den Laden davor zu und die Thüre verriegelte er. Aber wie die Glocke zwölf schlug auf dem Schloßthurme, da übermannte ihn der Schlaf und die Augen fielen ihm zu und er schlief ein.

Am andern Morgen war die zweite Rose auch fort; nur die dritte und letzte hing noch am Stocke. Nun weinte die Prinzessin noch viel mehr, als sie kam und das sah und sagte: „Glückskind, Glückskind, nun pass' mir ja, ja auf, sonst ist mir's Schaden und Dir auch."

Aber Glückskind wußte gar nicht, wie es zugegangen war, daß die Rose fehlte. Thüre und Fenster waren doch zu gewesen über Nacht und auch noch am Morgen, als er erwacht war.

„Wenn ich's doch nur wüßte! wenn ich's doch nur wüßte," sagte er und schaute sich im Häuschen um, ob er nicht fände, woher der Dieb gekommen sey.

Wie er sich so umsah, da lag am Fenster ein einziges Rosenblättchen. Das Fenster aber ging auf die Gartenmauer, an der das Häuschen stand.

„Ha, ha!" rief Glückskind, „jetzt hab' ich's! Der Dieb ist über die Mauer zum Fenster herein."

Als es nun Abend wurde und Nacht und Mond und Sterne leuchteten, da schloß Glückskind das Häuschen fest zu, ging leise hinaus vor den Garten und versteckte sich unten an der Mauer in ein Loch und lauerte auf den Dieb. Es schlug Zehn und kam nichts, es schlug Elf und kam nichts; nur die Frösche quakten im Sumpfe und die Käuzlein schrieen im Dickicht. Als es nun gegen zwölf Uhr um Mitternacht ging, wurde Glückskind wieder ganz schläfrig und müde, als hätte es ihm Jemand angethan. Aber er hielt sich wach und schlief nicht ein.

(Fortsetzung folgt.)

Zundelfrider in England *).

Jedes Land hat seine im Munde des Volkes fortlebenden Heroen des Verbrechens und die Nachwelt beurtheilt ihre Heldenthaten um so schonender, wenn sie nicht gerade mit Grausamkeit verbunden waren und mit Schlauheit und Humor ausgeführt wurden. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts trieben an der Grenzscheide von England und Schottland Viehräuber ihr Handwerk in großartigem Styl und erwiesen sich als eine schwere Landplage, da sie gemeiniglich in Haufen über ihre Beute herstürzten, mit roher Gewalt sich derselben bemächtigten und durch die Verwegenheit ihres Charakters die Verfolger einschüchterten. Eine Ausnahme davon machte ein berühmter Freibeuter, der unter dem Namen Dicky vom Königswald bekannt war. Dieser Ehrenmann sprach unverholen seine Mißbilligung über das gemeine Verfahren seiner Zunftgenossen aus und rühmte sich wiederholt, daß er durch seine Schlauheit noch ein Mal so viel zu verdienen im Stande sey, als diese ordinären Gesellen mit ihrem gewaltthätigen Wesen. Dies war keine bloße Prahlerei, denn im Lauf einiger Jahre hatte sich Dicky einen Namen gemacht, der in dem ganzen Grenzland nur mit Schrecken genannt wurde. Wenn der Bauer sich zur Ruhe niederlegte, that er es mit Angst und Sorge, ob am Morgen nicht ein Theil seines Viehes verschwunden sey. Dicky wußte seine Unternehmungen so geschickt auszuführen, daß es Niemand gelang, seine persönliche Bekanntschaft zu machen. Er bot der Gerechtigkeit offenen Trotz und lachte über die vergeblichen Anstrengungen ihrer Diener, ihn zur Strafe zu bringen. Der Leser wird sich aus nachstehender Erzählung am besten eine Vorstellung machen können von der Feinheit, mit welcher er seine Raubzüge zu einem glücklichen Ende zu bringen verstand.

Während seiner Wanderungen durch Northumberland wurde er eines schönen Nachmittags durch den Anblick eines prächtigen Paars Ochsen erfreut, die ruhig in einem Feld bei Denton Burn, einem eine Stunde von Newcastle entlegenen Dorfe, grasten. Entschlossen, sich die Thiere zuzueignen, umlungerte er den Platz bis zum Einbruch der Nacht, lauerte auf, nach welchem Stall sie gebracht wurden und vollführte die Arbeit mit seinem gewöhnlichen Glück. Auch gelang es seiner Schlauheit, solche Spuren zurückzulassen, daß der Eigenthümer auf den Glauben kommen mußte, der Dieb habe die Richtung nach dem Tweed eingeschlagen und auch richtig dahin alsbald seine Verfolgungsmaßregeln in's Werk setzte. Dicky aber hatte sich inzwischen nach dem westlichen Theil gewendet und seine Bewegungen so geschickt ausgeführt, daß er in kurzer Zeit Lanercost in Cumberland erreichte. Hier traf er auf einen alten Farmer zu Pferd, dem die Ochsen so wohl gefielen, daß es schnell zu einem Kauf kam.

Dicky war natürlich sehr erfreut, in einer so angenehmen Weise einer Bürde ledig geworden zu seyn, die ihm auf die Dauer lästig und wohl auch gefährlich werden konnte. Aber der Farmer besaß ein wunderschönes Roß und Dicky beschloß bei seinen etwas verschrobenen Vorstellungen von Eigenthumsberechtigung, daß es, gehe es nun in Gutem oder in Schlimmem, sein werden müsse. Er nahm daher bereitwillig die gastliche Einladung des Farmers an, zu Ehren des Kaufs eine Flasche Wein mit ihm zu leeren und bei ihm zu übernachten. Bei dieser Gelegenheit fragte er nun seinen Wirth, ob ihm sein Pferd nicht feil sey. — „Mein Pferd feil?" rief der Farmer mit einem mitleidigen Lächeln über diesen Vorschlag. „Nein, danke schön; es gibt kein zweites wie dieses im ganzen Norden der Grafschaft." — „Zweifle nicht daran, Herr Musgrave," versetzte Dicky, „und nach dem, was ich heute von ihm gesehen habe, glaube ich gerne, daß man auf zwanzig Stunden hin kein ähnliches findet. Nun, da Ihr's nicht verkaufen wollt, so will ich Euch nur wünschen, daß Ihr Euch seiner noch lange in guter Gesundheit erfreuen mögt." Dieser Wunsch wurde natürlich beiderseits mit einem vollen Glas bekräftigt.

„Ich hoffe, Herr Musgrave," fuhr Dicky fort, „Ihr nehmt Eure Stallthüre wohl in Acht; denn da man diesen Spitzbuben, den Dicky vom Königswald, so frei herumlaufen läßt, so kann Niemand sicher seyn, ob er nicht eines Morgens seine Krippe unbesetzt findet." — „Ha, ha, ha," lachte der Farmer, „der müßte früh aufstehen, wenn er mir mein Roß stehlen wollte." — „Da muß Euer Stall gut verwahrt seyn," meinte Dicky. — „Ja wohl da, Stall," versetzte Musgrave. „Der Stall ist in meiner Schlafstube. Ich bin unbeweibt und so binde ich das Thier jeden Abend an meinen Bettpfosten an. Dort hat es auch seine Krippe und keine Musik klingt angenehmer in meinem Ohr, als wenn ich es des Nachts neben meinem Bette seinen Hafer zusammenmahlen höre." — Dicky war erstaunt über eine solche unerhörte Vorsichtsmaßregel, ließ sich aber nicht weiter darüber aus und begnügte sich, die Schlauheit des Farmers zu loben, die ihm jedenfalls seinen Liebling sichern müsse. „Ihr habt wahrscheinlich auch ein recht festes Schloß an Eurer

---

*) Zundelfrider ist bekanntlich ein durch Hebel verewigter Gauner.

Schlafstube?" lautete der weitere Fühler. — „Ihr könnt Euch selbst davon überzeugen," antwortete der arglose Wirth.

Dies war, was Dicky wollte. Er betrachtete das Schloß sorgfältig und überzeugte sich, daß es ihm nicht schwer fallen werde, es zu öffnen; doch erklärte er gegen Musgrave, daß die Thüre nicht besser verwahrt seyn könnte und so weiter. Dann ging es abermals zu dem herzerfreuenden Becher und nachdem schließlich ein Humpen auf ein fröhliches Wiedersehen am andern Morgen geleert war, suchte Dicky seine Schlafstätte auf. — Sobald der Gast sich zur Ruhe begeben hatte, machte der alte Farmer seine Runde durch das Haus und schloß mit gebührender Vorsicht Thüren und Fenster. Dann befestigte er das Pferd an seinen gewöhnlichen Pfosten, legte sich zu Bette und schlief bald bei dem Mahlen des Pferdes ein.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Die „Volunteer Service Gazette" hält es für nothwendig, den englischen Damen wegen ihrer allzu amazonenhaften Tendenzen eine kleine Vorlesung zu halten. Wir müssen gestehen, sagt sie, daß wir mit Bedauern den immer steigenden Eifer sehen, womit unsere Damen sich bemühen, es dem männlichen Geschlecht im Gebrauch der Büchse gleich zu thun. Man kann nicht behaupten, daß damit etwas Nützliches erzielt wird. Im Fall einer Invasion wird es für die Frauen Arbeit genug geben, die weit besser für sie paßt als Schießen. Außerdem ist zu bemerken, daß die Militärbüchsen eigens für die Männer gemacht sind; für das weibliche Geschlecht müßten sie einen ganz anderen Schaft haben. Der Rückschlag einer weittragenden Flinte, selbst wenn sie eine kleine Pulverladung hat, kann für eine Frau schwere und dauernde Verletzungen zur Folge haben. Eine Dame, die seit zwanzig Jahren im Gebrauch der Büchse geübt ist, versichert uns, daß die weittragenden Büchsen für Frauen sehr gefährlich sind.

Ein Berliner Stutzer, von einem Platzregen überrascht, bestieg, als es bereits dunkel geworden, eine Droschke. Unterwegs besann er sich, daß sein letzter Silbergroschen in einer Konditorei den Weg alles Fleisches gegangen. Konvulsivisch durchsuchte er alle Taschen. Alles vergeblich. Zugleich sagte ihm sein Gedächtniß, daß auch in seiner Wohnung dieselbe Ebbe. Wie nun den Droschkenführer befriedigen, der zudem zu den artigsten nicht zu gehören schien. Aber ein Berliner weiß sich zu helfen. Sein unerschöpflicher Erfindungsgeist ist um kein Mittel verlegen. Als die Droschke bei Nr. so und soviel hielt und der lockere Vogel ausstieg, durchsuchte er mit Hast den Boden der Kutsche. Auf die Frage des Kutschers, ob er etwas verloren, sagte er: „Leider ja, einen Doppelluisd'or. Doch muß ich ihn sogleich finden, sobald ich ein Licht habe." Kaum aber war der Passagier durch die Hausthüre verschwunden, als der biedere Kutscher aus Leibeskräften auf seinen Gaul losschlug und mit möglichster Schnelle davon fuhr. Der Passagier, der unterdessen wieder herausgetreten war, rief ihm nach. Kein Hören. Die Droschke entfernte sich wie besessen. Lachend stieg der Berliner nach seiner Wohnung, während in einem entfernten Stadttheile der „ehrliche" Rosselenker fluchend nach dem Doppelluisd'or suchte.

(Ein kampfbegieriger Ochse.) Die „Schl. Z." schreibt aus Breslau: Als vor einigen Tagen Morgens ein hiesiger Truppentheil die Rosenthaler Straße passirte, wurde in der Gegend des polnischen Bischofs ein vor einen Wagen gespannter Ochse durch das Trommelgewirbel und die Musik plötzlich scheu und ging mit dem Fuhrwerk durch. Bei dieser Gelegenheit mußte sich das Thier von demselben losgerissen haben; denn als das Regiment bereits eine bedeutende Strecke weiter marschirt war, kam der Ochse ohne Geschirr und Wagen wüthend nachgesetzt, warf sich in die Reihen der Soldaten, erfaßte einen Grenadier mit den Hörnern am Tornister, hob ihn in die Höhe und warf ihn zu Boden, wobei mehrere andere Personen mit umgerissen wurden. Doch auch jetzt hatte das zornige Thier seine Wuth noch nicht abgekühlt, denn als später das Regiment bei Rosenthal Halt gemacht hatte, erschien der vierfüßige Feind von Neuem und machte einen Angriff auf die zusammengesetzten Gewehre, wobei mehrere Pyramiden umgerissen und der Schaft eines Gewehres zerbrochen, sowie die Schloßtheile desselben stark beschädigt wurden.

(Großer Gewinnst.) Den Haupttreffer mit 200,000 fl. hat bei der letzten Ziehung der österreichischen 1839er Loose eine 17jährige Waise gewonnen. Das Loos war im Depositenamte niedergelegt und war das einzige Eigenthum des armen Mädchens, das sich mit weiblichen Handarbeiten zu ernähren suchte.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 119. Sonntag, 5. Oktober 1862.

Das Mährchen vom Glückskind.

(Fortsetzung.)

Da kam auf einmal, gerade wie die Glocke Zwölfe schlug, quer über's Feld ein bucklig Männchen her mit einer langen Nase und einem spitzen gelben Hütchen auf. Das wollte eben die Mauer hinaufklettern. Da sprang Glückskind hervor und rief: „Wart, ich helf' Dir, Du Rosendieb!" und packte das Männchen, warf's zur Erde und würgte es.

Das Männchen schrie und bat um sein Leben. „Lass' mich gehen!" rief es, „ich bin ein Kobold und kann hexen."

„Ei was," sagte Glückskind, „die Rosen sollst Du herausgeben, die Du gestohlen hast, oder ich bringe Dich um!"

„Lass' mich gehen!" schrie das Männchen wieder, „lass' mich gehen! ich hab' sie gestohlen und sie sind verdorrt. Was willst Du noch damit? Aber hexen will ich Dich lehren, da wirst Du reich und groß und der König muß Dir seine Tochter geben."

Da ließ ihn Glückskind gehen und sagte: „Ja, wenn Du das kannst."

Der Kobold aber sprang auf seine Füße und rüttelte sich und setzte sein Hütchen auf, das war ihm herunter gefallen und rieb sich seine große Nase.

Wie er damit fertig war, so frug ihn Glückskind: „Was muß ich denn thun, wenn ich will hexen lernen?"

Da antwortete der Kobold: „Du mußt thun, was ich Dir sage und gib mir genau acht, daß Du nichts vergissest, sonst hilft es Dir nichts. Du darfst Dich drei Wochen lang nicht waschen und nicht kämmen, und wenn Dich Jemand fragt und zu Dir spricht, so mußt Du sagen: Vier Schoppen ein Maaß! und ja nicht mehr. Und wenn die drei Wochen herum sind, so mußt Du zu mir kommen; ich wohne da und da."

Das war aber am Ende der Stadt und Glückskind wußte es schon. Also bedankte er sich bei dem Kobold und legte sich wieder schlafen.

Am andern Morgen kam der Gärtner und frug: „Nun, Glückskind, wie hat's diese Nacht gegangen?" So sagte Glückskind: „Vier Schoppen ein Maaß," und der Gärtner glaubte, er wäre noch schlaftrunken und lachte ihn aus.

Nachher kam auch die Prinzessin Marie und war froh, als die letzte Rose noch am Stock hing und sagte: „Nun ist's gut, Glückskind. Was soll ich Dir zu Gefallen thun, daß Du so treu gewacht hast?"

Da sagte Glückskind: „Vier Schoppen ein Maaß." Die Prinzessin lachte, nahm ihren Rosenstock und ging fort.

Da kam auch der König und hatte schon gehört, wie es wäre und frug Glückskind: „Nun, mein Sohn, hast Du den Dieb erwischt?"

Da sagte Glückskind: „Vier Schoppen ein Maaß."

Aber der König sprach: „O, o! Das sind Narretheidinge! Das paßt sich gar nicht!" und ging fort.

Aber sie glaubten Alle, Glückskind wäre vor lauter Angst und Sorge über die Rosen närrisch geworden, weil er nichts sagte, als: Vier Schoppen ein Maaß, man mochte ihn fragen, wie man wollte.

So ging eine Woche herum und noch eine. Weil sich aber Glückskind nicht wusch und nicht kämmte, wie er dem Kobold hatte versprechen müssen, so wurde er nach und nach ganz schmutzig und kohlkesselschwarz im Gesichte und die Haare auf seinem Kopfe waren wie ein Kehrbesen.

Wie nun der letzte Tag der dritten Woche da war, so kam der König mit der Prinzessin Marie wieder einmal in den Garten und frug nach Glückskind.

„Ach," sagte der Gärtner, „der sieht aus wie ein Mohr, und hat sich drei Wochen nicht gewaschen

noch gekämmt und weiß immer noch weiter nichts, als: Vier Schoppen ein Maaß."

„Was das für Streiche sind!" sprach der König und ließ ihn herbeiholen.

Als Glückskind nun kam und so struwwelig und pechrußrabenschwarz aussah, da rief die Prinzessin Marie: „Pfui Wawa! Glückskind! Warum wäschst Du Dich nicht?"

Da sagte Glückskind: „Vier Schoppen ein Maaß."

Aber der König wurde ganz zornig darüber und sprach: „Jetzt ist es g'rade genug, Du Spitzbube! Auf der Stelle redest Du vernünftig und säuberst Dich, oder ich jage Dich fort."

Glückskind schüttelte mit dem Kopfe, denn er durfte ja noch nicht sprechen und sich säubern, weil der Tag noch nicht ganz herum war.

„Thu' mir's zu lieb!" sagte Marie und wollte ihn gleich selbst kämmen, aber er lief fort. Da fingen ihn des Königs Diener, prügelten ihn und schmissen ihn vor's Thor.

„So ein Tollhanns!" sagte der König, „der soll mir wieder kommen!"

Glückskind aber lief an's Ende der Stadt, wo das Männchen wohnte und wartete bis der Tag um war; und wie es zwölf Uhr schlug in der Nacht, klopfte er an. Der Kobold wachte auf und ließ ihn herein.

„Da hab' ich's nun," sagte Glückskind. „Da hab' ich's nun mit Deiner Hexerei."

Aber der Kobold sagte: „Sey nur stille, das ist erst der Anfang."

Und so lehrte er ihn ein ganzes Jahr. Da konnte Glückskind schon ein bischen.

Als das Jahr um war, so hieß ihn der Kobold Schippe und Hacke nehmen und hinterm Hause im Garten an der Hecke in der Ecke ein Loch graben. Da hinein warf der Kobold die beiden Rosen, die er gestohlen hatte und die ganz dürr und welk waren. Nachher mußte Glückskind die Erde wieder darauf werfen.

Auf einmal hieß es in der Stadt, der König sey krank geworden und wer ihn kurire, der solle 10,000 Goldstücke haben

Da kamen die Aerzte von nah und fern, aber ihre Kunst war umsonst.

Also sprach der Kobold zu Glückskind: „Jetzt ist's für Dich Zeit," und hieß ihn allerlei Kräuter nehmen und einen Trank kochen.

Als der Trank gekocht war, mußte er davon ein Gläschen füllen und damit ins Schloß gehen, den König zu heilen.

Wie er nun ins Schloß kam, so stand da die Prinzessin Marie und frug: „Ei, Glückskind, was willst Du hier?"

Und Glückskind antwortete: „Da hab' ich Tropfen für Deinen Herrn Vater den König. Wenn er davon zwölf auf einem Stückchen Zucker nimmt, so ist er gleich gesund."

„Ach, das ist herrlich!" sagte die Prinzessin.

Also trat Glückskind in des Königs Zimmer und tröpfelte ihm zwölf Tropfen auf Zucker und reichte es ihm. Davon wurde dem König aber noch viel übler als zuvor und Glückskind mußte machen, daß er fortkam, sonst wäre es ihm schlecht gegangen mit seinen Tropfen.

Als er nun heimkam, so sagte der Kobold: „Du hast versehen, Glückskind, und die Tropfen nicht recht gezählt, sonst hätte es helfen müssen."

Andern Tages aber zogen des Königs Herolde durch die Stadt und riefen an den Ecken und auf den Märkten aus: Wer des Königs Krankheit heile, der solle die Hälfte seines Reiches haben.

Und wieder kamen die Aerzte aus aller Herren Ländern, aber den König heilten sie nicht.

Da sprach der Kobold zu Glückskind: „Nun ist's Zeit für Dich. Ich will Dich was Besseres lehren, das hilft." Also hieß er ihn bei Nacht und Nebel rund um die Stadt gehen, ohne umzublicken und immerfort sprechen:

„Nacht und Nebel, Mond und Stern;
Feige hat so süßen Kern."

Und dabei sollte er von drei Bäumen drei Feigen pflücken. Wenn die der König äße, so wäre er gleich gesund.

Glückskind that so, wie der Kobold ihm geheißen. Er ging bei Nacht und Nebel rund um die Stadt, sah nicht hinter sich, noch neben sich und sagte immerfort:

„Nacht und Nebel, Mond und Stern;
Feige hat gar süßen Kern,"

und pflückte von drei Bäumen drei Feigen und ging damit am anderen Morgen zum König.

„Ach, Glückskind," sagte die Prinzessin Marie, als er ins Schloß kam, „richte mir nur nicht wieder ein Unglück an!"

Glückskind aber tröstete sie und ließ sich melden, daß er etwas habe, den König zu kuriren.

(Fortsetzung folgt.)

Zundelfrider in England.

(Schluß.)

Die Nacht entschwand. Als die ersten matten Strahlen des Tages aufzutauchen begannen, erwachte Musgrave; er fühlte sich kalt und frostig und schaute

umher, was wohl die Ursache seyn mochte. Da bemerkte er zu seinem großen Erstaunen, daß die Decken seines Bettes weggenommen und auf den Boden ausgebreitet waren. Was soll dies? dachte der Farmer. Quälte ihn ein garstiger Traum, oder wachte er wirklich? Mechanisch richtete sich sein Blick nach der Stelle, wo sein Pferd stehen sollte. Es war nicht da — fort — gestohlen! Während der Nacht hatte ein frecher Dieb in das Farmhaus eingebrochen, das Thürschloß geöffnet, die Decken auf den Boden gebreitet, damit der Hufritt des Thieres nicht gehört wurde und sich triumphirend mit seiner Beute aus dem Staube gemacht. Natürlich weckte Musgrave sogleich sein Gesinde und begann eine eifrige Nachforschung nach dem Dieb; dieser aber hatte keine Spur zurückgelassen und der gute Farmer kehrte trostlos wieder nach Hause zurück, um sein Müthchen mit Flüchen über den Elenden, der ihm diesen Jammer bereitet, zu kühlen.

Inzwischen saß unser Freund Dicky wohlgemuth auf dem Pferd seines Wirths und gewann mit jedem Augenblick einen größern Abstand von dem beschädigten Eigenthümer. Das Thier war ein so trefflicher Renner, daß er schon mit Tagesanbruch sich vor aller Verfolgung sicher fühlen konnte. Er hatte sich wieder gegen Osten gewendet und wie er durch Haltwhistle-Fall kam, mußte ihm gerade der Farmer in den Wurf kommen, dem er vor drei Tagen die an Musgrave verkauften Ochsen gestohlen hatte.

Dicky kannte den Mann wohl; zum Glück für ihn war es bei diesem nicht der gleiche Fall. Der Farmer redete den Reiter an und fragte ihn, ob er auf seiner Reise nicht ein paar Ochsen, von denen er ihm eine umständliche Beschreibung gab, gesehen habe. „Ei freilich," versetzte Dicky. „Thiere, die genau so gezeichnet sind, grasten noch gestern auf einer Wiese des Farmers Musgrave in Lanercost. Sie fielen mir auf wegen ihrer Schönheit und ich fragte den Knecht, woher sie seyen; er antwortete mir, daß sein Herr sie am nämlichen Tage gekauft habe. Ohne Zweifel sind es Eure Ochsen; ich möchte Euch rathen, ohne Verzug nach Lanercost zu gehen und sie zurückzufordern." — „Das thu' ich auf der Stelle," versetzte der Andere; „aber ich bin elend zusammenmarschirt und es ist ein weiter Weg bis Lanercost. Ihr habt ein sauberes Pferd da; wollt Ihr's nicht verkaufen?"

Nach einigem Hin- und Hermarkten wurden sie handelseinig und da der Farmer einen guten Freund im Ort hatte, so konnte das Geld auf der Stelle bezahlt werden. Die Beiden trennten sich, der Eine, um seine gestohlenen Ochsen aufzusuchen, der Andere, um hinzugehen, wohin er Lust hatte.

Der Farmer kam am andern Tag nach Lanercost und erkannte natürlich auf dem Felde sogleich seine Ochsen. Er ritt auf einen in der Nähe stehenden ältlichen Mann zu, den er für den Eigenthümer der Wiese hielt und redete ihn mit den Worten an: „Heda, guter Freund, diese Ochsen gehören mir; wie seyd Ihr dazu gekommen?" — „Und soll mich der — holen," versetzte der Andere, mit erstaunten Blicken das Pferd betrachtend, „wenn Ihr nicht auf meinem Roß sitzt! Mit Verlaub, wie seyd Ihr dazu gekommen?"

Jeder beschrieb natürlich die Person, mit der er seinen Kauf abgeschlossen, und sie erkannten nun, daß sie mit einem Ausbundschelmen zu schaffen gehabt hatten. Obgleich es auf ihre Kosten ging, kam beiden doch, nachdem die Aufklärung stattgefunden, der Spaß so ungemein belustigend vor, daß sie in ein schallendes Gelächter ausbrachen. Sie sahen ein, der Handel ließ sich nur dadurch ausgleichen, daß Jeder sein Eigenthum wieder zurücknahm. Musgrave war überfroh, daß er sein Lieblingsrößlein wieder hatte, und der Dentonburner freute sich nicht minder über die Wiedergewinnung seiner Ochsen — eine Stimmung, die unserem guten Freunde gestattet, ohne weitere Behelligung das Geld für das Vieh und das Pferd in der Tasche zu behalten.

Ob es nicht mit Dicky zuletzt doch ein schlechtes Ende nahm, oder ob er im späteren Leben auf bessere Wege kam und voll Reue über seine Sünden im Bette starb, darüber gibt uns die Geschichte keinen weitern Aufschluß; so viel aber ist gewiß, daß in vielen Theilen von Northumberland seine Thaten fortleben und sein Name von den Bauern benutzt wird, wenn sie Einen als einen recht durchtriebenen Schelm bezeichnen wollen.

Aus der Gaunerwelt.

In St. Louis in Amerika hat sich ein Gauner das daselbst in Folge des Bürgerkrieges verhängte Standrecht auf die kühnste Weise zu Nutzen zu machen gewußt. Vor einiger Zeit kam ein junger Mann Namens Redmann auf einen militärischen Wachtposten und zeigte daselbst ein vom Mayor unterzeichnetes Mandat, welches alle Offiziere anwies, Angesichts desselben zur Verhaftung des Banquiers Hammer hilfreiche Hand zu leisten. Hammer, der Chef des Hauses Hammer und Comp., war

in diesem Mandate sonderbündlerischer Gesinnungen angeklagt. Der wachhabende Offizier weigerte sich jedoch, dem Mandate Folge zu leisten, da er die Handschrift des Mayors nicht kenne. Redmann ging zu einem andern Wachtposten und erhielt daselbst ein Piquet von dem Regimente Wisconsin, welches ihn nach der Bank begleitete, die in einer der lebhaftesten Straßen der Stadt liegt. — Die Soldaten wurden von ihm vor der Thüre aufgestellt, er selbst ging hinein und erklärte Herrn Hammer, daß er sein Gefangener sey. Hammer verlangte eine Erklärung, Redmann verweigerte ihm dieselbe und forderte ihn auf, ihm auf die Wache zu folgen. Der Banquier wollte zuvor seine Banknoten verschließen. Redmann verbot es ihm, und da Herr Hammer Widerstand leisten zu wollen schien, so rief ein Zeichen Redmanns die Wache herein. Trotz der Gefahr, von den Soldaten mißhandelt zu werden, warf der Banquier Alles, was er in der Eile zu fassen vermochte, in seinen eisernen Geldschrank und verschloß denselben. Redmann befahl ihm peremtorisch, den Schrank wieder zu öffnen. Herr Hammer weigerte sich jedoch, gab aber endlich den Schlüssel heraus. Redmann bemächtigte sich desselben, aber da der Schrank mit einem Buchstabenschloß versehen war, so vermochte er dasselbe trotz aller seiner Anstrengungen nicht zu öffnen. Nachdem er sich endlich überzeugt hatte, daß das Schloß ebenso hartnäckig wie Herr Hammer war, übergab er Letztern den Soldaten. Zu gleicher Zeit bemächtigte er sich alles Geldes, welches Herr Hammer nicht mehr in den Schrank hatte werfen können und steckte es in seine Tasche. Die Summe betrug etwa 2250 Doll., dann entfernte er sich mit der größten Ruhe mitten durch das Gedränge, welches inzwischen vor dem Hause entstanden war, und Jeder beeilte sich, dem kecken Gauner Platz zu machen.

Während aber diese Scene in den Geschäftszimmern der Bank spielte, war ein Associé des Herrn Hammer zu dem Major gelaufen, welcher über die Verhaftung des Banquiers äußerst erstaunt war. Er wußte kein Wort davon und hatte auch das Mandat nicht ausgestellt. Man fragte hin und her und wollte kaum glauben, daß der ganzen Angelegenheit etwas anders als ein Irrthum zu Grunde läge; endlich mußte man sich wohl überzeugen, daß es sich dabei um einen Diebstahl handele, welcher mit eben so viel Klugheit als Kaltblütigkeit ausgeführt worden war. Die Polizei wurde sofort in Bewegung gesetzt und es gelang ihr auch noch an demselben Abend, Redmann zu verhaften und hinter Schloß und Riegel zu verwahren.

Mannigfaltiges.

Dicht bei Rossini's Villa in Passy führt die Eisenbahn vorüber und ihr Geräusch mag den alten Maëstro oft in seiner Ruhe stören. So verfiel er auf den Gedanken, ein Musikstück zu komponiren, in welchem er das Brausen, Röcheln, Stöhnen, Keuchen und Pfeifen der Dampfmaschine, das Läuten der Glocken, das Schreien der Kondukteure und Reisenden, kurz den infernalischen jeden Bahnzug begleitenden Charivari mit unvergleichlichem Humor — wie Pariser Blätter schreiben — zu Gehör bringt.

Die „Leipz. Nachr." schreiben: Während schon hier und da Spuren von Verschwörungen der Männer bemerkt worden sind, nur Mädchen, die der Krinoline entsagt haben, zu heirathen, fällt plötzlich eine neue Erfindung wie eine Bombe unter die Widersacher der Krinoline. Es ist dies — die Krinoline für Herren, ein Beinkleid von Roßhaarstoff, das dem darüber zu tragenden Beinkleid einen schönen „Fall" verleiht. Wer's nicht glaubt, gehe hin auf die Grimmaische Straße in Leipzig und an das Schaufenster der renommirten Herrenartikel-Handlung des Herrn Robert von Assel, wo die Krinoline für Herren aushängt.

Kaufgesuch. Ein englisches Blatt meldet: Man wünscht 600 Ratten zu kaufen für ein Haus, das in demselben Zustande verlassen werden muß, in welchem es pachtweise übernommen wurde. Für diese Quantität Ratten wird ein Honorar von 40 Thalern gezahlt.

Räthsel.

Stünden so viel Frauen fein,
Als da Tropfen sind im Rhein,
Und wär' dir auferlegt zur Buß',
Sie hinüberzuführen mit trockenem Fuß
Ohn' Brücken, Schiff, Steg, Karren und Wagen:
Ich lob' dich sehr, kannst du's mir sagen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 120. Dienstag, 7. Oktober 1862.

Das Mährchen vom Glückskind.

(Fortsetzung.)

Die Diener führten Glückskind ins Schlafgemach und der König nahm eine von den Feigen und aß sie. Aber es wurde ihm nicht gut darauf. Dann nahm er eine andere und zuletzt auch die dritte.

Nun aber wurde ihm auf einmal so erbärmlich und jämmerlich, daß er glaubte, der Tod stieße ihn an; und die Diener mußten Glückskind zum Schlosse hinausprügeln, weil er so schlecht kuriren konnte. Sie zerrissen ihm die Kleider, rauften ihm die Haare und schunden ihm das Gesicht. Es war gar so arg, wie sie ihm mitspielten.

So kam er wieder zum Kobold und klagte sein Unglück.

„Was sind das für Dummheiten!“ rief dieser ganz böse. „Du hast gewiß etwas falsch gemacht?“

„Ach,“ sagte Glückskind, „ich habe gethan, wie Du gelehrt hast und gesprochen:

„Nacht und Nebel, Mond und Stern,
Feige hat gar süßen Kern.“

„Siehst Du,“ sprach der Kobold, „daß es nichts nutz war! Du mußtest sprechen: Feige hat so süßen Kern. Warum passest Du nicht besser auf.“

„Ach, hätte ich doch die Hexerei nicht gelernt!“ sagte Glückskind. „Das hat man davon.“

Der Kobold aber tröstete ihn und wollte sich auf etwas Anderes besinnen, das helfen müsse.

Am anderen Tage riefen die Herolde wieder aus: Der König liege am Sterben; und wer ihn vom Tode errette, der solle die Prinzessin Marie, seine Tochter, haben und an seiner Statt König seyn.

Als sie dies auch vor des Kobolds Haus verkündigten, so sprach der Kobold zu Glückskind: „Da siehst Du nun, daß Alles noch gut geht. Jetzt muß die Prinzessin Dein werden.“

Glückskind aber war sehr froh und begehrte vom Kobold zu wissen, was er thun solle.

Der hatte sich aber schon auf ein neues Stück besonnen und lehrte ihn, wie es zu verrichten sey.

„In einem fernen Lande,“ sagte er, „wohne in einem gläsernen Schlosse ein Vogel, der heiße Phönix und habe eine Krone von goldgelben Federn auf dem Kopfe. Wenn er daraus eine rupfe und lege sie unter des Königs Kissen, so mache er ihn auf der Stelle gesund.“

Da hatte Glückskind keine Ruhe mehr, ging in des Kobolds Stall, sattelte sich den Schimmel und ritt aus nach dem Vogel Phönix, immer stracks vor sich hin.

Wie er nun drei Tage geritten war und frug: „Wie weit hab' ich noch?“ so sagten die Leute: fünfhundert Stunden. Und wie er wieder drei Tage geritten war, sechshundert Stunden; und wieder nach drei Tagen sagten sie: siebenhundert Stunden; und Glückskind dachte: wenn das so fortgeht, so komm' ich mein Lebtag nicht hin. Er kam aber endlich doch hin, grade als es auf die Nacht ging. Da sah er es vor sich liegen das gläserne Schloß, das funkelte gar sehr. Rundum ging eine Mauer von Stahl und darum ein tiefer breiter Graben mit Wasser, darüber keine Brücke geschlagen war. Ein Wächter mit einem Spieße hielt immerdar Wache bei diesem Graben. Das Schloß aber war verzaubert, also daß keiner wiederkam, der hineinging. Das wußte Glückskind nicht.

Weil es nun so spät und schon Nacht war, so wollte Glückskind den Tag abwarten, ehe er sich die Feder des Vogels Phönix hole und sah sich um, wo er die Nacht bleibe.

Da sah er denn nicht weit von sich ein Licht und ritt darauf zu, bis er an eine Hütte kam.

In der Hütte aber wohnte ein ur-ur-uralter Mann; der war so alt, daß ihm der Bart sieben Schuh lang gewachsen und die Nägel eine Elle lang und hatte ganz rothe Augen und keinen Zahn mehr im Munde.

Bei dem kehrte Glückskind ein und band sein Pferd an einen Baum bei der Hütte.

Als sie sich schlafen legen wollten, so sagte der alte Mann zu Glückskind: „Willst Du bei mir schlafen oder allein?"

Weil nun der Mann so sehr alt und scheußlich war, so hätte Glückskind gern allein geschlafen, aber aus gutem Herzen sagte er: „Ich will bei Dir schlafen," und legte sich zu ihm.

Am anderen Tage war der Mann hundert Jahre jünger geworden und ganz frisch und freundlich, half auch das Pferd putzen und aufzäumen. Dabei sagte ihm Glückskind, was er vorhabe im Schlosse. Darüber war der Mann sehr erschrocken und rieth ihm ab, weil das Schloß verzaubert sey. Da aber Glückskind nicht abstehen wollte, so sagte er: „Nun gut, so gehe. Aber ich will Dir einen Rath geben. Viele Hunderte vor Dir sind schon umgekommen, weil sie mich verschmähten und gering achteten. Du aber, weil Du Dich nicht vor mir geschaudert hast und bist so brav und manierlich gewesen, sollst Deine Sache ausrichten. Gehe über keine Brücke; schreite durch kein Thor und steige keine Treppe hinauf, bis Du im Zimmer bist, wo der Vogel Phönix hängt. Nachher mach', was Du willst."

Glückskind merkte sich das wohl, nahm Abschied von dem Manne und ritt nach dem Schlosse.

Als er an den Wassergraben gekommen war, stieg er ab und ließ sein Pferd weiden, denn er gedachte über den Graben zu schwimmen. Der Wächter mit dem Spieße hatte ihn aber schon gesehen, lief schnell herzu und legte ein langes Brett von drüben her über den Graben und winkte, daß Glückskind darüber gehen solle. Der aber dachte, ein Steg ist auch eine Brücke und schwamm durch den Graben.

Als er drüben heraussstieg, so sagte der Wächter: „Das hat Dir auch Einer gesagt, der's versteht."

„Warum?" frug Glückskind.

Und der Wächter antwortete: „Wenn Du auf dem Brette herüber gekommen wärst, so hätte ich Dir meinen Spieß zugeworfen und gesprochen: Da steh' so lang, wie ich! und da hättest Du stehen müssen, bis wieder einmal Einer kam und ich war erlöst."

Alsdann ging Glückskind weiter und kam an die stählerne Mauer, die war zwanzig Ellen hoch und ein Thor darin. Aber durch das Thor durfte er doch nicht schreiten und über die Mauer konnte er nicht klettern; also legte er sich auf die Erde und wälzte sich durch das Thor. Da fiel mit großem Gerassel ein „Thorrechen" herab, der reichte fast bis auf ihn, that ihm aber nichts. Hätte er aufrecht gestanden, so wäre er ganz davon zerstochen worden.

Da kam er an die Treppe, die war von Porzellan und links und rechts waren Terrassen von Porzellan, so glatt, daß man nicht hinauf konnte und eine Leiter war auch nicht da. Also rutschte Glückskind am Treppengeländer hinauf.

Oben an der Treppe saßen zwei steinerne Löwen, die wurden auf einmal lebendig, machten aber nichts, sondern blieben ruhig sitzen.

Glückskind getraute sich aber doch nicht, dran vorbei zu gehen; da sagte einer von den Löwen: „Du kannst Dir gratuliren! Wir thun Dir nichts. Wärst Du aber heraufgegangen und nicht geklettert, so hätten wir Dich gefressen mit Haut und Haar."

Also kam Glückskind an den zwei Löwen vorbei in den Schloßhof und kletterte durch ein Fenster gerade in das Zimmer, wo der Vogel Phönix in einem Reife von Gold saß und sang.

Er wollte gleich an's Werk gehen und dem Vogel eine Feder aus der Krone rupfen. Als er die Hand ausstreckte, sprach der Vogel: „Rupfst Du mich, so beiß ich Dich."

„Oho," sagte Glückskind, „das wird sich finden. Der Alte drüben im Hüttchen hat gesagt, wenn ich erst hier wäre, dürfte ich machen, was ich wollte."

(Schluß folgt.)

Er und Sie, oder: Wie viel ist die Uhr?

Ein Roman in 9 Bänden.

1. Band.

Der Mond schien schon schön — die Laternen verbreiteten das nöthige Licht auf den dunklen Straßen — und die Nachtwächter thaten gewissenhaft ihre Pflicht und schliefen für die Sicherheit der Stadt. Bei Kommerzienrath aber herrschte noch ein reges Leben in den glänzend erleuchteten Salons bis spät nach Mitternacht.

2. Band.

Dort sah Sie — Ihn.

3. Band.

Und Er sah Sie.

4. Band.

Sie war die einzige Tochter ihres vermögenden Vaters. Er dagegen ein junger Mann mit den nöthigen Schulkenntnissen versehen und einem empfehlenswerthen Aeußern, was war daher natürlicher,

als daß Sie Ihn liebte — liebte mit der ganzen Gluth einer fünften Liebe!

5. Band.

Sie hat eine schlaflose Nacht. —

6. Band.

Er auch! —

7. Band.

„Ich liebe und kann nicht leben ohne Ihn," sprach Sie am andern Morgen zu Ihrem Vater.

„Das kennen wir," entgegnete dieser.

„Aber Vater, ich habe schon — —"

„Du hast schon?" unterbrach sie der Vater erbleichend. „Unglückskind, was werde ich hören müssen!"

„Ich habe schon vier Bewerber gehabt," fuhr die Tochter fort, „aber Du hast sie alle abschläglich beschieden."

„Weil ich sie durch meine Frage: Wie viel ist Ihre Uhr? in Verlegenheit setzte," erwiederte dieser, „weil ich Menschenkenntniß besitze und Jedem an der Nase ansehe, ob er solide ist und nicht blos reine Mitgift heirathen will."

Da trat Er in's Zimmer und stellte sich dem Vater vor. — Beide stutzten.

„Der kommt mir so bekannt vor, den muß ich schon wo gesehen haben," sagte der Vater für sich.

„Merkwürdig, den Alten muß ich schon wo gesehen haben," dachte sich der junge Mann.

8. Band.

„Wie viel ist Ihre Uhr?" fragte eine Stunde später der Vater.

„Ein Uhr," entgegnete ruhig der junge Mann, indem er seine goldene Ankeruhr aus der Tasche zog.

„Er hat sie noch!" sagte sich der Vater sichtlich erfreut und fügte laut hinzu: „Sie lieben meine Tochter?"

„Von ganzem Herzen und ganzem Vermögen!" erwiederte Er.

„Vermögen? Sie hat nichts."

„Das thut nichts."

„Und kriegt nichts."

„Das schad't nichts."

„Sie sollen meine Tochter haben," sprach erfreut der Vater. „Sie gefallen mir — Sie sind mein Mann!"

„Also auch mein Mann!" sprach erröthend die Tochter, und Er und Sie umarmten sich stürmisch.

9. Band.

Vier Wochen später eilte Er durch die Straßen. „Wohin so eilig?" rief ihm ein Freund nach.

„Uhr einlösen — Hochzeit heute!" entgegnete Er und verschwand im Flur des Leihamtes, betrat das Zimmer und präsentirte dem Bureauvorsteher seinen Pfandschein.

„Ha! Was war das?"

Sein Schwiegervater in spe stand vor ihm.

„Wie kommen Sie denn hierher?" fragte ihn dieser.

„Ich? Schwiegervater — ich — löse meine Uhr ein" — stammelte Er.

„Sie haben sie versetzt?" — fragte jener entsetzt.

„Schwiegervater, ich — ich stellte sie nach der Postuhr — aber sie ging nach dem Leihamt."

„Und jene Ankeruhr, die Sie herauszogen, als ich Sie fragte, wie viel Uhr es sey?"

„Geborgt."

„Nun weiß ich auch, weßhalb Sie mir damals so bekannt vorkamen," sagte der Bureauchef.

„Ich auch!" meinte der junge Mann.

„Hätte ich geahnt, daß Sie Uhren versetzen, nie hätte ich Ihnen mein Kind versprochen," zürnte der Alte.

„Hätte ich geahnt, daß Sie Bureauchef dieses Instituts sind, so hätte ich meine Uhr — nach einem andern Leihamt getragen," entgegnete Er.

„Wissen Sie auch, Herr, daß meine Tochter gar nicht so arm ist, wie Sie glauben!" eiferte der Vater; — „daß Sie 20,000 Thaler besitzt?!"

„Schad't — nichts," sagte der junge Mann, „das wird für mich kein Hinderniß seyn, ich nehme sie dennoch!"

„Edler junger Mann," sagte der Vater gerührt. „Aber so viel sehe ich ein, um Menschenkenner seyn zu wollen, muß man Eins merken: der Schein trügt!"

„Nur der Pfandschein nicht," ergänzte der glückliche Besitzer einer jungen Frau nebst 20,000 Thalern baar.

Mannigfaltiges.

Höchst originell ist die Art, wie in der Walachei der Metzger ein gekauftes Schwein transportirt. Er hält sich nämlich zwei große abgerichtete Schweißhunde, koppelt den einen an die rechte, den andern an die linke Seite des Schweines und treibt nun diese sonderbare Trimurti durch ihren eigenen Instinkt nach Hause. Sobald sich das Schwein am Halse gefesselt fühlt, sucht es zu entrinnen; um so mehr, als bekanntlich das Schwein einen pfeilschnellen Lauf hat. Nun beginnt ein gemeinschaft-

licher Wettlauf der drei Thiere, welchem durch die Hunde die gehörige Richtung gegeben wird. In fabelhaft kurzer Zeit pflegen die drei Wettläufer vor dem Stalle des Metzgers zu stehen und der Zweck ist in möglichst kurzer Zeit und mit sehr geringem Aufwande erreicht. Da aber die rücksichtslosen Thiere dem auf der Straße befindlichen Menschen gefährlich werden könnten, so wird ein solcher Sturmlauf nur in der Nacht gewagt und erregt dann einen Lärmen, als ob sich die Fabel vom wilden Jäger verwirklichte.

(Eine freundliche Einladung.) Von dem Reichsrathsabgeordneten **Dr. Toman** wurde vor Kurzem erzählt, er hätte in Marburg gesagt: „Die Marburger sollten sich lieber unter den Trümmern ihrer Vaterstadt begraben lassen, als deutsch werden." Dieser Tage stürzte ein Haus in Marburg zusammen. In Laibach circulirte sofort der Witz, die Marburger hätten nach dem Einsturz des Pagner'schen Hauses an **Dr. T.** telegraphirt, er möge schnell kommen, die Gelegenheit sey da, sich unter den Trümmern Marburgs begraben zu lassen.

Wenn man in seinem Zimmer einen Dieb antrifft, pflegt man gewöhnlich Lärm zu machen. Das ist aber in vielen Fällen sehr unpraktisch. Empfehlenswerther ist das Verfahren von Mlle. Emmeline C., Damenschneiderin in Paris. Dieselbe fand, heimkehrend, in der Thüre ihres Zimmers einen Schlüssel stecken, der aber nicht der ihrige war, da sie diesen in der Hand hatte. Rasch entschlossen, klopfte sie an und öffnete die Thüre. Eingetreten, erblickte sie einen Kerl, der Allerlei einzupacken beschäftigt war. „Um Vergebung," sagte sie, „ist Mlle. Emmeline C. nicht zu Hause?" — „Nein!" antwortete der Dieb, „meine Nichte ist ausgegangen, in einer Stunde werden Sie sie treffen." Die Schneiderin empfahl sich und stieg leise die Treppen hinab, kehrte aber bald in Begleitung eines Polizeisergeanten zurück, der den angeblichen Oheim von Mlle. Emmeline packte und forttransportirte.

Prinz Alfred, der präsumtive Erbe von Koburg-Gotha, hatte sich, wie die „Berliner Allgemeine Zeitung" erzählt, im englischen Marinedienst erlaubt, eine Stunde über den Urlaub auszubleiben. Der Befehlshaber zeigte dies an und frug, wie er sich zu verhalten habe. Die Königin befahl die strengste Strafe, welche das Gesetz kennt. Sie lautet 2 Monate Gefängniß und ein halbes Jahr Zurücksetzung im Avancement. Der Prinz, der eben erst in Reinhardsbrunn angekommen war, mußte sofort in den Arrest abreisen.

Jeremiade.

Einst in frischen frohen Jünglingsjahren,
Leichten Sinnes, reich an eitlem Wahn,
Ruhmesdurstig bin ich ausgefahren
In des Lebens großen Ozean.

Lachte jäher Schlünde, schnöder Riffe,
Lacht' des Sturms, der meine Masten schlug,
Stolze Flaggen prahlten von dem Schiffe:
Hoffnung — hieß der Segler, der mich trug.

Und ich sah die Mährchen meiner Träume,
Zauberbilder der Morgana-Fee,
Goldne Berge, Paradiesesbäume,
Blaue Wunder aus der reichen See!

Da mit einem Male ward es düster,
Hüllten alle Sterne sich in Nacht,
Schwieg das schmeichelnde Geflüster
Der Sirenen: eine böse Macht

Trieb mich in des Zweifels stil'ge Meere
Zu der öden Insel der Geduld,
Und ich büße nun, o späte Lehre!
Meiner Jugendphantasien Schuld.

Monde, Jahre kommen und vergehen,
Ewig sieht Aurora diesen Strand,
Nichts am Horizonte läßt sich sehen,
Was mir winkte, der Erlösung Pfand!

Andre, die dem Mammon sich verdungen,
Die den Geistesadel abgelehnt,
Haben unterdessen sich errungen,
Was vergebens ich erstrebt, ersehnt.

Tückenvolles Meer, das mich betrogen,
Gib den Raub an meiner Kraft heraus
Und ich stürze statt in deine Wogen:
In der Börse goldgefülltes Haus!

Auflösung des Räthsels in № 119:
Gib einer jeden von ihnen einen Tropfen auf die Zunge, so bleibt kein Wasser mehr da.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 121. Freitag, 10. Oktober 1862.

Fünfundzwanzig humoristische Variationen
über den
Beweis, daß die Weiber keine Menschen sind.

Das Weib kein Mensch? — Welch' toller Wahn! —
Wenn Fichte, Kant und Hegel
So was gesagt, da ging's wohl an,
Doch nicht bei solchem Flegel.
Hat ihn vielleicht
Ein Schaf erzeugt? —
Ist er des Esels Sprosse,
Des Ochsen Stallgenosse? —

Das Weib kein Mensch? — Ei! gebt dem Wicht
Doch einen Operngucker,
Der sieht bei hellem Tage nicht,
Ist schneeblind, wie ein Mucker.
Kein Mensch das Weib? —
Beim keuschen Leib
Der heil'gen Magdalenen!
Was sind denn uns're Schönen?

Doch wahrlich Paviane nicht,
Geziert mit Ring und Spangen; —
Seht nur dies holde Angesicht
Mit seinen Rosenwangen!
Dies Götterbild,
So hold, so mild,
Kein Mensch? — Gerechter Himmel!
Was sonst denn? — grober Lümmel!

Die heil'ge Schrift sagt sonnenklar —
Nebst vielen andern Sachen —:
Gott sprach, als Alles fertig war,
Nun laßt uns Menschen machen!
Ein Bild, das gleicht
Uns selbst und zeigt
In Miniatur den Meister,
Den Herren aller Geister.

Daß dies ein ächter Pluralis,
Bezeugt wohl jeder Kenner? —
Und das beweis't doch ganz gewiß,
Daß Weiber, wie die Männer,
Auch Menschen sind; —
Der wäre blind
Und lahm an allen Vieren,
Der dies nicht wollt' kapiren.

Das Weib hat, wie der Mann, Verstand;
Oft mehr — in vielen Dingen; —
Was er nicht zwingt mit starker Hand,
Weiß sie oft zu vollbringen.
Sie ist voll Kniff,
Voll Witz und Pfiff,
Weiß Alles so zu drehen,
Bis gut die Aktien stehen.

Vergebens sträubet sich der Mann. —
Er muß sich schließlich fügen; —
Was sie durch List nicht zwingen kann,
Weiß sonst sie zu besiegen.
Sie kokettirt
Und lamentirt,
Bis sie den guten Stoffel
Hat unter dem Pantoffel.

Und wann der Mann sich störrig zeigt,
Wann ihn die Finger jucken,
Dann werden gleich die Augen feucht,
Die zarten Nerven zucken.
Ich Unglückskind!
War ich denn blind,
Als mich der Eisbär kirrte,
Daß ich so sehr mich irrte?

Doch nimmer sinket ihr der Muth,
Sie spinnt jetzt neue Saiten:
Auf einmal stocket ihr das Blut;
Das hat was zu bedeuten!

Der Mann, der schweigt; —
Es könnt' vielleicht
Was unterm Hütchen stecken,
Man darf sie jetzt nicht schrecken.

Und was ihr nicht durch List gelingt,
Gelingt manchmal durch Küsse;
Ein »lieber Mann«, das zärtlich klingt,
Erweicht die härt'sten Nüsse.
Sie schmieget sich,
Er füget sich;
Und längst des Haders müde
Schließt er gutwillig Friede.

Verstand ist nur dem Mensch' allein
Von allen Wesen eigen,
Und mag es noch so wenig seyn,
Er ist sein Kennungszeichen.
Durch ihn gelingt,
Was er vollbringt;
Der Löwe und der Tiger
Erkennen ihn als Sieger.

Daß uns're Schönen Menschen sind,
Beweis't, daß sie stets siegen; —
So schwach auch ihre Kräfte sind,
Der Mann muß unterliegen;
Nicht durch die Hand,
Nein durch Verstand
Weiß sie zu dominiren,
Den Herrscherstab zu führen.

Drum, holde Damen, tröstet euch, —
Verzeiht dem groben Bengel!
Ihr seyd nicht nur den Männern gleich,
Seyd mehr noch, ihr seyd Engel; —
Doch nur Halb-Blut; —
Und das ist gut,
Sonst flögt ihr in den Himmel,
Ließ't uns im Weltgetümmel.

Denkt euch, ihr flöget all davon!
Wie wollten wir bestehen?
Die Hütte, wie der Königsthron,
Müßt schmählich untergehen.
Böt' wohl ein Thier
Ersatz dafür?
Trägt es Gefühl im Herzen
Für Freuden und für Schmerzen?

Wer sorgte, wenn in Kampf und Streit
Wir mit dem Leben ringen,
Für häusliche Bequemlichkeit,
Für Kost und and're Dingen?
Wer pflegte uns,
Den Hans, den Kunz, —
Wenn ihr euch nicht uns Armen
Annähmet voll Erbarmen?

Und wann die Wolken unheilschwer
Sich rechts und links aufthürmen,
Wenn's blitzt und wettert um uns her,
Gefahren uns bestürmen;
Dann gießt die Frau
Des Trostes Thau
In uns're bangen Herzen,
Theilt mit uns Qual und Schmerzen.

Und doch seyd ihr oft hart geschmäht
Ob eures heißen Blutes;
Man sagt, ihr seyed leicht, unstät
Und voller Wankelmuthes.
Man wirft euch vor,
Daß euer Ohr,
Von Schmeichelei bethöret,
Nicht gern die Wahrheit höret.

Man rügt an euch die Eitelkeit,
Man nennet euch Coquetten,
Man sagt, daß euch ein reich Geschmeid'
Könnt' an ein Monstrum ketten.
Es mag wohl seyn; —
Ihr liebt den Schein,
Den Prunk und das Geflimmer
Mehr, als das Arbeitszimmer.

Heut' braucht ihr eine Krinolin', —
Man könnt' sich sonst erhitzen —
Und morgen einen Hermelin,
Vor Kälte euch zu schützen;
Und kommt ein Ball,
Wer zählt dann all
Die Blonden, Spitzen, Bänder
Aus aller Herren Länder?

Ihr hängt zu sehr an äußerm Tand,
Liebt zu sehr das Diverse;
Ihr steckt zu oft die kecke Hand
In die erschrock'ne Börse; —
Und wird sie licht,
Leicht an Gewicht,
So rechnet ihr im Stillen:
Der Mann kann wieder füllen.

Dem wird es bang, es wird ihm warm;
Doch muß er sich begnügen
Mit einem »daß sich Gott erbarm«!
Und in Geduld sich fügen.
Sie küßt und minnt,
Bis sie gewinnt; —
Wie könnt' dem Liebesflehen
Der Mann auch widerstehen?

Nebst vielem Guten berget ihr
Viel Schwäche in dem Herzen;
Schrieb' ich die ganze Wahrheit hier,
Ihr würdet's kaum verschmerzen.
Ich wüßt' noch viel; —
Doch hab' ich's Ziel
Zu weit schon überschritten, —
Muß um Verzeihung bitten.

Und dreht man's rechts, und dreht man's links,
Es menschelt aller Ecken,
Denn es bedarf blos eines Winks,
Das Evenkind zu wecken.
Doch seyd ihr klug
Und alt genug,
So laßt es ruhig schlafen,
Der Vorwitz könnt' euch strafen.

Ich suche hin, ich suche her,
Ein Factum aufzufinden,
Das irgendwie geeignet wär',
Zu rein'gen euch von Sünden.
Tralirumlei!
Es ist vorbei, —
Der Reim ist mir entwichen,
Mein Witz liegt in den Brüchen.

Nun bitt' ich euch noch zum Beschluß
Um Gnade, schöne Kinder!
Aus Langweil und aus Ueberdruß
Wurd' ich an euch zum Sünder.
Mein Kopf war wirr,
Drum ging ich irr
Und kam auf falsche Fährte;
Verzeihung, Liebenswerthe!

Das Mährchen vom Glückskind.

(Schluß.)

Der Vogel Phönix schlug mit seinen goldenen und grünen Federn ein Rad, wiegte sich in seinem Reife hin und her und sang:

»Laß mir meine Krone stehn,
Sonst ist es um dich geschehn.«

„Ach, lieber Herr Vogel;" rief Glückskind, „was soll ich aber sonst machen? Der König muß die Feder haben, sonst stirbt er."

Da sang der Vogel Phönix wieder:

»Höre, was ich thue kund!
Will der König seyn gesund,
Mußt Du graben in der Ecke
In dem Garten an der Hecke
Blümlein roth und weiß und blau.
Farbe merke dir genau.
Laß daran den Kranken riechen,
Zur Genesung wird sich's fügen.
Kobold wollte dein Verderben,
Wollte Reich und Tochter erben,
Schickte dich zu sich'rem Tod —
Folgst du mir, hat's keine Noth.«

Wie der Vogel das gesungen hatte, bedankte sich Glückskind und eilte aus dem Schlosse.

Als er über'm Graben war, bat ihn der Wächter mit dem Spieße, er möge ihm doch dazu verhelfen, daß er abgelöst werde, und das Geheimniß mit der Brücke nicht unter die Leute bringen.

Glückskind versprach es, fing seinen Schimmel wieder ein und setzte sich darauf und ritt und ritt und ritt, bis er daheim war. Die Sonne ging gerade auf, als er vorm Hause hielt und der Kobold schlief noch. Also ließ ihn Glückskind schlafen, führte den Schimmel in den Stall und nahm eine Hacke vom Hofe, wo das Geräthe stand.

Damit ging er in den Garten in die Ecke an der Hecke und fiel ihm jetzt erst wieder ein, daß es gerade die Stelle sey, wo er vor sieben Monaten die zwei verdorrten Rosen der Prinzessin Marie auf des Kobolds Geheiß hatte vergraben müssen.

So lange war es schon her; und siehe! gerade eben, wo er die Stelle gefunden hatte, schoß ein Blümlein aus der Erde hervor und schlug seine Blätter auseinander, die waren roth und weiß und blau. Glückskind grub das Blümchen aus und brachte es gleich ins Schloß, daß der König daran rieche.

Die Prinzessin Marie aber sagte: „Ach, Glückskind, wo warst Du so lange? Jetzt ist mein Vater am Sterben und kannst ihm doch nicht helfen."

Da tröstete sie Glückskind und zeigte ihr das Blümchen und vermaß sich, daß es dem Könige helfen würde, jetzt sey es ganz gewiß.

Und die Prinzessin war sehr froh darüber und sagte: „Ach wenn Du das kannst, Glückskind, so nehm' ich Dich gleich."

Dann führte sie ihn selbst in das Schlafgemach zum Könige, der lag da und wußte nichts mehr von sich, so krank war er.

Aber diesmal ging es anders mit der Kur; denn als der König nur ein ganz klein bischen an dem Blümlein gerochen hatte, so sprang er kerzengrad auf die Beine und wollte gleich etwas krusteliren, denn er hatte wieder Appetit, so gesund war er auf einmal geworden.

Da war denn große Freude im Schloß und in der ganzen Stadt und drang bis ans Ende, wo der Kobold wohnte. Und als er einen Nachbarsmann frug, was es gebe, und hörte da, der König sey auf einmal gesund geworden, so lief er in den Garten in die Ecke an der Hecke und sah, daß da gegraben war und schlug sich vor den Kopf, raufte sich den Bart und wälzte sich umher vor lauter Zorn und Aerger, denn er hätte ja selbst den König heilen und die Prinzessin Marie heirathen wollen. Deßhalb hatte er den König behext dadurch, daß er die zwei gestohlenen Rosen vergraben ließ, wovon er krank wurde und dem Glückskind hatte er lauter Uebles gerathen zur Heilung des Königs, daß ihn der nicht mehr vor sich lasse und Marie ihm gram werde und hatte ihn endlich zum Vogel Phönix geschickt, daß er dort umkomme. Und weil ihm Alles zu nichte geworden war, so wußte er sich vor Wuth und Grimm nicht zu lassen. „Ach, warum hab' ich's verschlafen!" schrie er, „warum hab' ich's verschlafen! Ach, warum bin ich nicht eine Stunde früher aufgestanden und habe es gegraben, das Blümchen; dann war die Prinzessin mein und das Königreich dazu."

Glückskind aber und die Prinzessin Marie hielten desselben Tages Hochzeit und wurden König und Königin.

Darüber verwunderte sich der Kobold aber noch mehr, daß es Glückskind war, der den König geheilt hatte, denn er glaubte nicht anders, als er sey ums Leben gekommen beim Vogel Phönix. Darum stellte er sich freundlich und ging ins Schloß und wünschte ihm Glück und wollte wissen, wie es gewesen sey beim Vogel Phönix.

„O, das lob' ich mir," antwortete Glückskind. „Da erfährt man, was man noch nicht weiß und kann Einer sich versorgen auf Lebenszeit, wem's drum zu thun ist; und Deinen Buckel, den kannst Du da gleich los werden."

Da setzte sich der Kobold auf's Pferd und ritt zum Vogel Phönix, kam auch zu dem alten Mann in der Hütte und kehrte bei ihm ein. Als ihn der aber frug, ob er bei ihm schlafen wollte, so sagte der Kobold: „Wo denkt Ihr hin, Alter?" und schlief allein.

Am andern Morgen ging der Kobold ins Schloß und der alte Mann sagte ihm kein Wort, wie er es anfangen müsse.

Als er nun an den Graben kam und der Wächter mit dem Spieß das Brett legte und winkte, so ging er flugs über den Steg; aber der Wächter warf ihm ebenso schnell den Spieß vor die Füße und sagte: „Nun steh Du einmal so lange wie ich!"

Also war der Kobold freilich versorgt für seine Lebtage und mußte den Spieß nehmen und Wache stehen. Und wenn er nicht abgelöst ist, so steht er heute noch dort.

Mannigfaltiges.

In einer lustigen Gesellschaft junger Leute zu Köln stritt man sich kürzlich über die angebliche Aufrichtigkeit der „Heirathsgesuche", welche fortwährend in den öffentlichen Blättern erschienen. Die Meinung war getheilt. Die Einen, in Liebesangelegenheiten noch etwas blöden, glaubten, es würden sich wenig junge Damen auf solche Gesuche melden, während die Anderen, entschiedene Anhänger der Bacon'schen Erfahrungsphilosophie, diese Ansicht nicht nur bestritten, sondern sogar zu verhöhnen sich vermaßen. Genug, es kam zwischen den Letzteren und den Tugendbündlern zu einer Wette. Man verfaßte eine Anzeige, welche auf die Phantasie junger, heirathslustiger Damen von unwiderstehlichem Zauber gewesen seyn muß, denn es liefen, wie man fest versichert, nicht weniger als einige zwanzig Briefe von schöner Hand, theilweise sogar mit Photographieen versehen, ein. Ein Spaßvogel schlug vor, alle Briefstellerinnen zusammen, zu einer und derselben Stunde, an einen und denselben Ort, wozu eine genau bezeichnete Stelle des Neumarktes ausersehen wurde, zu bescheiden. Zum höchsten Jubel der aus einem benachbarten Lokale lauernden Genossen kam denn auch eine Briefstellerin nach der anderen, jede mit einem Rosenstrauß in der Hand und einem großen schwarzen Schönheitspflästerchen auf der linken Wange, wie es ausdrücklich in den Briefen vorgeschrieben war. Dieselben wunderten sich nicht wenig, so viele Doppelgängerinnen zu haben, sahen schließlich ein, daß sie das Opfer eines Scherzes geworden waren und haben sich aller Wahrscheinlichkeit nach zu einer schrecklichen Rache verbunden.

Wer ist ein ächter Bursche? Der alte Turnlehrer Jahn sagte: ein ächter Bursche ist so abgehärtet, daß er auf bloßem Boden schläft, und wenn ihn friert, sich mit der Kammerthüre zudeckt!

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 122. Sonntag, 12. Oktober 1862.

Am Ziele.

Eine Novelle von Theodor Herzog.

Es war Sylvesterabend. In dem mächtigen Kachelofen prasselte ein lustiges Feuer. Nicht weit vom Ofen stand ein Tischchen mit einer Flasche und zwei Gläsern und an dem Tischchen saßen sich zwei Männer gegenüber, die in gar ernste erinnerungsreiche Gespräche vertieft schienen.

Jetzt hielt der Aeltere der Beiden, ein Mann, dessen burschikoser schwarzer Sammtrock und leicht geschürztes Halstuch mit dem durchfurchten Antlitz und dem schneeweißen Hauptbaare auffallend kontrastirte, dem Jüngeren das gefüllte Glas entgegen und recitirte mit tiefer, wohltönender Stimme:

Trink' ihn aus den Trank der Labe
Und vergiß den großen Schmerz!
Balsam für's zeriss'ne Herz,
Wundervoll ist Bacchus' Gabe.
Denn so lang die Lebensquelle
Schäumet an der Lippen Rand,
Ist der Schmerz in Lethe's Welle
Tief versenkt und festgebannt!

Der Andere stieß nur schwach mit dem Freunde an, nippte kaum an seinem Glase und erwiederte nach einem halb unterdrückten Seufzer:

„Wäre es doch wahr, Bernhard, was der Dichter singt! Aber wie in so Vielem, liegt eben nur ein Körnchen Wahrheit darin verborgen. Ein armseliger Trunk Wein sollte auch die Kraft besitzen, den herben nagenden Seelenschmerz dahin zu bannen, wohin er freilich gehörte, wenn ein mitleidsvoller Gott die Welt regierte, — in Lethe's Welle? Lethe, Lethe! Seliges Vergessen, dreimal seliges Vergessenkönnen! Da wäre ja der Schlüssel gefunden zu manchem irdischen Paradiese und ohne Scheu und Bangen könnten wir jeden Tag ein neues Leben beginnen. Wie weit wir dann noch kämen auf unserer Bahn, ob wir näher oder ferner vom Ziele zusammensänken, überwältigt vom Alter oder von einem jähen Blitzstrahle getroffen: wäre es denn ein Unterschied? — Was drückt und quält uns mehr, was verfolgt uns hartnäckiger auf unserem Lebenspfade, sind es die Jahre oder sind es getäuschte Hoffnungen? Getäuschte Hoffnungen, — die — die lähmen unsere besten Kräfte, die heften sich bleiern an unsere Fersen, bis wir ins Grab sinken. Und für sie gibt es keine Lethe!"

Der Mann in dem Sammtrocke lächelte ein wenig zu dieser pathetischen Herzensergießung des jüngeren Freundes und füllte sich scheinbar unbekümmert das sorgfältig geleerte Glas.

„Das ist hübsch von Dir, Hänschen," sagte er dann mit gutmüthigem Spotte zu seinem Gegenüber, „daß Du mir altem Springinsfeld noch am letzten Abend des Jahres eine Vorlesung hältst über den bittern Kelch des Lebens! Ich bedarf dessen auch recht sehr, Hänschen, hab' ich doch in meinen neunundfünfzig Jahren noch keine Erfahrung gesammelt, keine Hoffnungen zu Grabe getragen, bin — so zu sagen — in Saus und Braus ein Graukopf geworden, dessen Lumpengesindel von Sorgen ein wohlfeiler Trunk Landwein noch immer unfehlbar zu Paaren treibt. Du freilich, liebes Hänschen, bist aus ganz anderem Holze geschnitzt wie Dein alter Lehrmeister. Was Du erfahren und erlitten in diesen dreißig Jahren Deiner Erdenwallfahrt, das wiegt hundertmal schwerer als mein Bischen Schicksal und es wird hohe Zeit, daß Du, edler Dulder, endlich ausgelitten habest und — kanonisirt werdest!"

Johannes — dies war der Name des jüngeren Mannes — schien erst zu schwanken, ob er seiner Empfindlichkeit über den Spott Raum geben oder mit Ueberwindung des plötzlichen Unmuths auf die gutgemeinte Absicht Bernhards eingehen solle. Ein Blick in diese treuen Augen ihm gegenüber, auf

diese ernsten und doch wohlwollenden Züge genügte aber, um ihm ins Gedächtniß zu rufen, was er dem väterlichen Freunde, was er dem — Gaste schuldig war. Nur leicht fuhr er sich noch mit der Hand über die Stirn, als wollte er allen Verdruß verscheuchen, strich sein langes dunkles Haar hinter die Schläfe zurück und leerte das kaum berührte Glas auf einen Zug, wie um dem Trinkspruche des Andern noch jetzt die Ehre zu geben.

„Gut denn, Bernhard, gut," erwiederte er ohne die leiseste Spur von Kränkung. „Dir mag es lächerlich dünken, wenn Du mich klagen hörst über zertrümmerte Hoffnungen, wenn Du am Ende Größeres und Härteres an Dir selbst erfahren mußtest. Kenne ich doch wenigstens einen Theil Deiner Erlebnisse und weiß, daß auch Dir die blaue Blume des Glückes nur in weiter unerreichbarer Ferne geblüht hat; weiß, daß auch Dir das Leben vorenthielt, wozu Dich Kraft und Begabung zu berufen schien. Und dennoch ist mir bisweilen ein Zweifel gekommen, Bernhard, wie viel Dir denn eigentlich vom Leben versagt worden und wie vielem Du freiwillig entsagt habest? Und eben jetzt mußte ich wieder daran denken. Und wie ich daran dachte, wollte mir Dein Spott fast ungerecht scheinen. Entsagen, freiwillig entsagen, ist immer noch Reichthum und Fülle und Ueberfluß. Ich aber habe nicht entsagt, mir wurde hartnäckig versagt, und das nenne ich bitterste Armuth. Mit heißem Begehren warb ich dereinst um das Glück; erst um das strahlende, buntfarbige meiner Kunst, dann um ein stilles einfaches Glück für mein liebebedürftiges Herz. Umsonst, Bernhard, umsonst. Das Erste entschlüpfte mir aus den Händen, als ich es schon zu fassen wähnte und das Andere — — o davon laß mich schweigen. Der Grabhügel, unter dem meine Todte ruht, ist noch zu frisch, als daß ich irgend einer andern Seele verrathen möchte, was mir mit Zentnerlast auf dem Herzen liegt. O Bernhard, Bernhard, Du hättest doch nicht spotten sollen. In einer Stunde läuft dieses Jahr zu Ende und in demselbigen Jahre hab' ich mein Weib begraben!"

Johannes barg das Gesicht in den Händen und zwischen den vorgehaltenen Fingern stürzten leise, doch unaufhaltsam seine Thränen hervor.

Der Mann in dem Sammtrocke lächelte nicht mehr, aber er sagte auch nichts mehr zu seiner Rechtfertigung, sondern er stand leise auf und schürte das Feuer an, das seit einigen Minuten bedenklich still geworden war. Dann nahm er das Licht vom Tische und begab sich an die Staffelei an der entgegengesetzten Wand des Zimmers, um das dort im Entstehen begriffene Bildchen, der kümmerlichen Beleuchtung ungeachtet, einer längeren Musterung zu unterwerfen. Von hier aus wanderte er ganz leise weiter, die Wand des Zimmers hinunter, wo sich in bunter Mannigfaltigkeit Bild an Bild reihte, und eines nach dem andern seine Aufmerksamkeit zu fesseln schien.

Daß sie in der That gefesselt worden wäre, wagen wir nicht zu behaupten. Indessen erreichte Bernhard seinen Zweck und wohl eine Viertelstunde lang blieb es so still in dem Zimmer, daß man nur das wetteifernde Picken zweier Taschenuhren vernahm, die irgendwo in dem Raume versteckt waren und sich zu beeilen schienen, ihre nur noch kurze Aufgabe in diesem Jahre baldmöglichst zu lösen.

(Fortsetzung folgt.)

Eine kleine Familienepisode in Paris.

Wie in Paris nichts ist wie irgend wo anders, so auch nicht die Erziehung der jungen Mädchen, die so lange im Kloster oder unter der Zucht der Gouvernante bleiben, bis man für sie einen Mann gefunden hat. Da Verheirathung und Freiheit identisch sind, so ist es natürlich der lachendste Traum der bevormundeten Jungfrau, sich so früh als möglich zu vermählen. Selten wird das Herz der Braut befragt, die Eltern wählen und das gehorsame Kind legt die Hand zum unauflöslichen Bunde in die des oft kaum gesehenen Mannes, der manchmal durch die Uniform und große Jugend blendet, häufig aber nichts zu bieten hat, als seinen Namen und großen Reichthum, der nirgends wünschenswerther ist, nirgends mehr Genuß gewähren kann, als in Paris. Mlle. de L . . . . . kam aus der Pension zurück und wurde von den Eltern in die Oper geführt. Das neue Schauspiel, das sich hier ihren Augen darbot, fesselte sie gänzlich und sie bemerkte nicht, daß die Blicke eines Herrn in der nächsten Loge nur auf sie gerichtet waren, daß die Vorstellung für ihn verloren ging, daß er nur den lebendigen Aeußerungen des jungen schönen Mädchens lauschte. Am folgenden Tage erschien Herr v. D . . . . . bei dem Vater des Fräul. v. L . . . . . . und erklärte ihm, daß die junge Dame, die er gestern in der Oper gesehen und gehört, sein Herz erobert habe und daß er entschlossen sey, um ihre Hand zu werben und seine Freiherrnkrone und sein fürstliches Vermögen ihr zu Füßen zu legen. Niemand war entzückter als Herr v. L . . . . . Der Handel

wurde abgeschlossen, da aber Mademoiselle mit ihrer Gouvernante für einige Zeit eine alte Tante in der Champagne besuchte, wurde ihr von dem großen Glücke, das ihrer wartete, einen Mann zu heirathen, der sein halbes Jahrhundert durchlebt habe, nichts mitgetheilt. Mama sorgte indeß für den glänzenden Trousseau und als Fräul. v. L . . . . . zurückkam, war Alles zu ihrer Vermählung bereit und Papa behielt es sich vor, sie erst beim Akt selbst von dem Glück, das ihrer wartete, in Kenntniß zu setzen. Der feierliche Tag kam, mit ihm das reiche Brautgewand. Die Kammerfrau schmückte das schöne Mädchen, das erstaunt fragte: Was soll das? — Mlle. werden in einer Stunde verheirathet. — Ich; aber mit wem? — Das ist das Geheimniß von Monsieur und Madame. — Sonderbar — und ohne mich zu fragen? — Man will Sie überraschen. — Die Toilette war beendet, Mama holte das schöne Kind, auf dem ihr Auge in stolzer Freude weilte, nach dem Salon, wo der Notar schon wartete. Fräul. v. L . . . . . sah nach dem bestimmten Bräutigam und siehe, es nahte sich ein würdiger Herr mit feinem Anstand und weißem Haar, das Haupt mit Schnee bedeckt, einen Vulkan in den glühenden Blicken, die er voll Liebe auf die reizende Gestalt des Mädchens heftete; freilich erstarrte er fast, als er die kalten Züge der Braut betrachtete, an der jedes seiner freundlichen schmeichelnden Worte wie eine Kugel am Panzerschiffe abprallte. Das Bewußtseyn aber, daß er viel zu bieten habe, gab ihm die gewohnte Sicherheit zurück, er bot dem Fräulein die Hand, die kalt die ihrige hineinlegte und nahte sich dem Tische, an dem der Notar sie erwartete. Als Mlle. de L . . . . . jetzt das bindende, verhängnißvolle Ja aussprechen sollte, warf sie einen vernichtenden Blick auf den alten Herrn, ihr schönes jugendliches Antlitz war mit Purpurröthe bedeckt und verlieh ihren dunklen, glänzenden Augen noch mehr Feuer; sie war nie schöner gewesen, das fühlte Herr v. D . . . . . . voll Wonne. Man hätte mich eher fragen sollen, sprach sie mit festem Tone; ich hätte vielleicht Ja sagen können, jetzt aber sage ich entschieden N e i n!!! — Sprachs und verschwand und ließ den getäuschten Bräutigam und die entsetzten Eltern hinter sich zurück. Die gesammte Basen- und Vetternschaft spricht es aus und die ganze Gesellschaft erzählt es nach, daß das junge Mädchen unglaublich einfältig gehandelt habe. Hier in Paris versteht man nicht mehr die geheimnißvolle Religion des Herzens; unsere deutschen Jungfrauen würden das muthige Kind besser zu würdigen wissen.

M a n n i g f a l t i g e s.

Es gibt in allen Ländern kräftige Leute, namentlich in Litthauen, in Altpreußen, in Pommern und Mecklenburg, in Norwegen und Schweden, in der Schweiz; aber sie dürfen sich im Ganzen nicht mit der Körperkraft der englischen Race messen; denn es existirt kein Land weiter, in welchem Jedermann so solide und reichliche Nahrung zu sich nimmt und dazu die Kräfte in so andauernder Arbeit zu entwickeln gewohnt ist, als in England. Man muß zu dem Ende englische Maschinen- und Eisenarbeiter oder Matrosen in's Auge gefaßt haben. Prachtexemplare des Menschengeschlechts zeigt die Londoner Leibgarde (Horse-Guards) der Königin auf. Jeder Mann stellt nicht nur einen mittelalterlichen Ritter, sondern einen Athleten dar, dessen Bein- und Armmuskeln die Muskulatur seines gewaltigen Racepferdes zu überbieten scheinen. In keinem Lande der Welt hält der Adel mit solchem Eifer und Erfolge auf Ausbildung der körperlichen Schönheit und Kraft und auf alle ritterlichen Uebungen. Die Mehrzahl der Theater haben ihren Athleten, der mit Knaben von zehn und zwölf Jahren Fangball spielt und die Produktion damit beginnt, daß er unter dem Beifallsjubel der feinen wie der gemeinen Leute seine nackten Armmuskeln anspannt. Wie der Realsinn, der körnige, kompakte Verstand und Charakter mit dem Körper des Menschen zusammenhängt, kann man am Reellsten in England studiren. Wer von Paris nach London herüberkommt, dem fällt zuerst der höhere Wuchs der Engländerinnen auf; sie scheinen im Durchschnitt zwei Zoll größer als die Französinnen und in den Volksschichten auch proportionirt breit und knochig zu seyn. Von den Mannsleuten versteht sich die überlegene körperliche Entwicklung von selbst. Schon im Gange, in der Miene und Haltung des Engländers, im Ton der Stimme, in seinem zungenbequemen Dialekt drückt sich eine Negligence und Natürlichkeit aus, die nur aus dem stärksten Selbstgefühl und aus einer persönlichen Sicherheit hervorgehen kann. Der Engländer ist seiner körperlichen Kraft und seines Verstandes jederzeit so gewiß, daß er keinen Teufel fürchtet, vielmehr der verzweifelten Eventualität die Spitze bietet. Zu dieser in einem gesunden Körper und Nervensystem gegründeten furchtlosen Tapferkeit, die frei von Exzentrizitäten und ihren Rückschlägen ist, gesellt sich eine Ausdauer und Besonnenheit, die in dem Maße bei keiner kultivirten Nation mehr angetroffen wird. Der Engländer kennt in verzweifelten Fällen, im Kriege oder im Kampfe mit den Elementen keine Ekstasen und Simulationen, keine fieber-

haften Aufregungen: er liebt keine deklamatorischen Anreden, keine überschwenglichen Phrasen und ostensibeln Parolen oder Manifeste —; aber er gehorsamt dem Gesetz, dem Gebot der Ehre und der Pflicht; er wehrt sich ohne Pathos und Phantasterei bis auf den letzten Mann. Nelson und Wellington sagten in ihren Anreden nichts weiter als: „Dort ist der Feind; England erwartet, daß Jedermann seine Schuldigkeit thut.“ Von einem englischen General, der seine Leute gegen die Portugiesen kommandirte, erzählt man einen charakteristischen Dialog: vor dem Treffen die Frage: „Habt Ihr Euere Portionen Porter und Rostbeef erhalten?“ — „Ja, Herr!“ — „Nun denn, so jagt diese Lumpen von Portugiesen zum Teufel, die Pomeranzenschalen essen und dazu Wasser saufen.“ Im schärfsten Kontrast zu dieser englischen Nüchternheit zeigt sich die pathetische Deklamation und ostensible Emphase der Franzosen, auch wenn man nicht eben an den mit jenen englischen Anreden zusammengestellten Zuruf Napoleons denkt: „Von diesen Pyramiden schauen vier Jahrtausende auf Euch herab.“ Der Engländer braucht keine künstlichen Aufregungen; er ist kleinlichen Eitelkeiten und Gefallsüchtigkeiten weniger zugänglich als irgend ein anderes Volk; er haßt Verstellung und liebt ungezwungene Aufrichtigkeit bis zur cynischen Rücksichtslosigkeit; aber sein Verstand zeigt dafür die facettirten Muskeln seines Körpers, ist mit seinem sittlichen Menschen, mit seinem Charakter, seinem Pflicht- und Ehrgefühl aus einem Stück. Wer die Berichte aus den jüngsten Kämpfen in Indien beherzigt, der muß geneigt seyn, in jedem englischen Soldaten einen selbstbewußten Träger der englischen Nationalehre anzuerkennen. Offiziere aller Grade verrichten Heldenthaten und zeigen einen Märtyrermuth, der sich mit den Großthaten aller Völker und Zeiten messen darf.

(Mückenspritzer!) In Königsberg (in Preußen) wurde am vergangenen Sonntag Mittags die Feuerwehr allarmirt; es hieß, die Spitze des Altroßgärtner Kirchthurms brenne. Allein der Allarm war ein falscher und Mücken hatten ihn veranlaßt. Um die Spitze des Kirchthurms schwirrten nämlich Milliarden von Mücken in einer solchen Weise, daß man von unten aus den Schwarm für einen aus dem Thurme strömenden Rauch ansah. (Die Einwohner von Domnau im Regierungsbezirk Königsberg werden noch heute „Mückenspritzer“ genannt, weil sie vor vielen Jahren einmal ebenfalls einen Mückenschwarm an ihrem Kirchthurm für Rauch ansahen und mit der Spritze herbeigefahren kamen.)

(Allzugroßes Dankbarkeitsbedürfniß.) Eine sehr romanhafte, sentimentale und melancholische junge Dame war in die Themse gefallen, wurde aber zum Glücke gerettet. Sobald sie wieder zur Besinnung gekommen, war sie entzückt über die Heldenthat Dessen, der sie dem Tode entrissen hatte und wollte ihn aus Dankbarkeit heirathen. Als sie erfuhr, daß ihr Retter kein schöner Jüngling, sondern ein Neufoundländer Hund gewesen sey, ergriff sie die Verzweiflung — sie sprang in das Wasser, in dem sie diesmal wirklich den Tod fand.

Ein theueres E. In der russischen Schriftsprache führt jedes mit einem Konsonanten endende Wort noch ein sogenanntes stummes e. Der russische „Invalide“ hat beschlossen, dieses e zu beseitigen und berechnet die daraus entstehende Ersparniß an Druckkosten auf jährlich 8000 Rubel oder 8 Prozent.

Kreuznach.

A. Reisen Sie ins Bad?

B. Ja, nächste Woche.

A. Allein? Frei? Ohne Gattin?

B. (achselzuckend.) Vierzehn Tage. Dann kommt Kreuz nach nach Kreuznach.

Aus Seidenstoffen entfernt man die Moderflecken, indem man mit einer weichen Bürste von einer Mischung aus 2 Theilen Wasser und 1 Theil Salmiakgeist aufträgt. Man läßt das Zeug in einer warmen Stube trocknen und bügelt es auf der linken Seite.

Dreisilbige Charade.

Dort, wo der Longobard sich muthig festgesetzt,
Dort ist es, wo die Erste ihre Ufer netzt;
Die zweite Silbe folgt als einz'ges Zeichen nur,
Das steckt im Esel zwar, doch nicht in der Natur. —
Als jüngst ein Ehepaar durch Mannes Tod geschieden,
Da blieb die dritte Silbe traurig und allein.
Sie sucht das Ganze auf — und findet Trost und Frieden,
Denn auch Religion hüllt sich in dieses ein;
Was könnte mehr der müden Kranken Herzen laben,
Als diese edelste der ganzen Musengaben?! —

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 123. Dienstag, 14. Oktober 1862.

Am Ziele.

(Fortsetzung.)

Der Maler kehrte endlich von seinem Rundgange zurück, legte seine Rechte sanft auf die Schulter des noch immer in sich versunkenen Freundes und sagte mit gewinnender Herzlichkeit:

„Nun aber ist's genug, Johannes, jetzt sammle Dich wieder und blicke mir herzhaft ins Auge. Soll uns der letzte Abend des Jahres in dumpfem Hinbrüten verloren gehen, oder wollen wir uns nicht lieber die Brust erleichtern mit klarem, vernünftigem Gespräche? Sieh' an, lieber Junge: Du ludest mich ein, Dir heute Gesellschaft zu leisten und ich kam pünktlich zur Stelle. Nun hast Du mich auf dem Halse und mußt etwas thun für meine Unterhaltung. Wie wär' es, wenn Du mir einmal im Zusammenhange erzähltest von Deiner Jugendliebe, Deiner nachmaligen Heirath und Allem, was sonst noch bestimmend in Dein Schicksal eingriff. Nur Bruchstücke daraus sind mir bekannt; mit Manchem hast Du bisher redlich hinterm Berge gehalten, besonders auch mit Deinem Verhältnisse zur Degenberg. Das würde vor Allem interessiren. Du weißt, sie ist seit einigen Monaten meine Schülerin geworden. Schon einige Male hat sie mich beiläufig nach Dir gefragt, nach Deinem Ergehen, Deinem Thun und Treiben! Fast dürfte ich daraus schließen, daß Euere Beziehungen dereinst noch andere gewesen sind, als Du mir zu verrathen bisher für gut befunden. Beichte, Johannes, erzähle frisch von der Leber weg: es wird Dir wohl thun. Ich aber will ein aufmerksamer und — verschwiegener Hörer seyn!"

Fast schien es, als sey die Erwähnung jener Degenberg durch den Mund des Freundes das wirksamste Mittel gewesen, um Johannes aus seiner Apathie zu wecken. Denn kaum war der Name genannt worden, so richtete er das gesenkte Haupt empor, sein erst so matter Blick belebte sich ganz eigenthümlich und ruhte fragend auf dem Freund, als wollte er sich nur noch vergewissern, ob dieser auch in der That aus reiner zweckloser Theilnahme das Gespräch auf diesen Punkt gelenkt habe.

Doch hier fand sich wahrhaftig kein Grund zu Mißtrauen und nachdem Bernhard inzwischen wieder Platz genommen und die Gläser gefüllt hatte, begann Johannes wie folgt:

„Nun denn, so sey es, du gute Seele, wenn Du mich gern anhören willst. Es kann wohl seyn, daß ich mich zur Ruhe spreche mit dieser einfachen traurigen Erzählung. Du freilich — —! Also vor acht bis neun Jahren war es, wie Du weißt, daß ich in Florenz saß und arbeitete. Deine Güte war es ja gewesen, Bernhard, die mir die Reise nach Italien vermittelt hatte; Deinen Empfehlungen dankte ich es zumeist, daß es mir unterwegs nicht an Arbeit, nicht an Verdienst fehlte. Du erfülltest an mir noch immer die Pflichten eines redlichen Lehrmeisters, nachdem Du mich längst schon aus der Schule entlassen und — dem Leben überantwortet hattest. Nein, nein, Du darfst nicht ungeduldig werden, Bernhard, und nicht die Stirn runzeln. Auch das gehört zu einer vollständigen Erzählung, wie Du sie verlangt hast. Ich war vollauf beschäftigt damals; wenn nicht in der anmuthigsten, doch in der lohnendsten Weise. Eine englische Familie, mit welcher ich bekannt geworden, fand Gefallen an meiner raschen Auffassung und bestellte bei mir für ihre zahlreichen Sammlungen und Albums bunte Skizzen über Skizzen. Da malte ich denn dreist; wie ich war, Menschen und Thiere, Kirchen und Häuser, Landschaften und Perspektiven, Baumschlag und Monumente, wirr durcheinander, in toller Abwechselung und ohne müde zu werden. Denn in meiner Reisekasse war es bereits Ebbe geworden und noch lag das größte Stück italienischen Bodens vor meinen Füßen.

„Wie ich denn nun eines Tages so recht in der Arbeit sitze und meine Skizzenblätter rings um mich ausgelegt habe, wie ein Bildermann, da hör' ich unten in der Hausflur meinen Namen nennen und gleich darauf eilen flüchtige Schritte die steile, schmale Stiege herauf, die zu meinem Zimmerchen führte. Es klopft an der Thüre und wer tritt mit heiterem Lachen, als wär' es eine alte Bekanntschaft, zu mir ein? — Klara v. Degenberg!"

„Mein Gott — aber welch eine Stiege führt in Ihr — Museum, Herr Brabant!" rief mir die Eintretende mit einem raschen, lustigen Blicke auf meine Arbeiten entgegen. Wahrhaftig, wenn wir Ihrer nicht gar so nothwendig bedürften, wäre ich diesen Weg nicht erst heraufgeklettert, sondern gleich unten umgekehrt, wie Onkel und Tante. Sehen Sie nur einmal zum Fenster hinaus, Herr Brabant. Dort unten auf der Straße stehen sie, die beiden anderen Landsleute und blicken sehnsuchtsvoll zu Ihrer schwindelnden Höhe herauf, die sie nun und nimmermehr erklimmen können!"

„Und überrascht und fast bestürzt, wie ich war, ging ich, ohne noch ein einziges Wort der Begrüßung gefunden zu haben, an das Fenster und erblickte vor der Hausthüre die mir wohlbekannten Gestalten des Herrn und der Frau Frohmüller aus unserer Vaterstadt; so viel ich wußte, Verwandte des jungen Mädchens, mit denen sie also zu reisen schien.

„Nachdem ich die verlorene Sprache wiedergefunden hatte, begann nun eine kurze Erörterung. Die junge Dame, die ich zuvor nur als ein halbwüchsiges Mädchen und auch so nur aus ziemlicher Ferne gekannt hatte, — nur ein- oder zweimal war ich mit ihr in einem verwandten Hause zusammengetroffen, — erzählte mir in aller Kürze, daß sie mit Onkel und Tante auf der Reise nach Rom und Neapel begriffen, hier in Florenz ganz zufällig von meiner landsmännischen Anwesenheit vernommen habe und daß auf ihren Vorschlag gemeinschaftlich beschlossen worden wäre, mich für den beabsichtigten Aufenthalt in der Stadt der Medicäer als Cicerone in Anspruch zu nehmen.

„Finden Sie das nicht auch in der Ordnung, Herr Brabant?" fragte sie mich schließlich in der zuversichtlichsten Weise. — „Onkel und Tante sind herzensgut, aber auch herzlich unbeholfen und schwerfällig auf einer solchen Tour, zumal in fremdem Lande. Statt sich zu freuen über alle die Herrlichkeiten, die sie auf meinen Antrieb noch in ihren alten Tagen kennen lernen, klagen und jammern sie fortwährend über allerlei Unbequemlichkeiten und Fatalitäten der Reise. Da muß man sich freilich zunächst mit fremden Menschen behelfen. Und trifft man gar einen Landsmann an, so erklärt man ihn kurz und rund für gute Beute und nolens volens muß er mich und die beiden Leidtragenden ins Schlepptau nehmen!"

„Du nickst mit dem Kopfe, Bernhard, und lächelst vor Dich hin. Nicht wahr, Bernhard, das ist ihre Weise? Ob sie wohl eine Andere geworden ist in diesen neun Jahren? Damals mochte sie vielleicht siebzehn zählen; sie war eine frische, aufgeblühte Rose, oder nein — das Bild ist falsch! — keine Rose, die blendet weniger und entzückt dafür das Herz mit süßem Dufte, — eine Georgine war sie, stolz und prächtig und — kalt! Ja, eine Schönheit war Klara Degenberg, eine blendende geistvolle Schönheit. Wie schlank und elastisch war ihre Gestalt, wie edel ihre Haltung, wie leicht ihr Gang! Und welcher Ausdruck in diesem etwas blassen ovalen Antlitz mit den überreichen dunkeln Haarflechten, welch ein lebensprühender Geist in dem Blick ihrer braunen Augen! Ihr gehörte die Welt, für sie entfaltete die Erde ihre Reize; nur wer mit genießen, sich mit ihr freuen wollte, war ihr willkommen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Räuberhauptmann.

Eines Abends saß in seinem behaglichen Stübchen im ersten Stock, die Hände lässig in den Schooß gelegt und seine Tabakspfeife im Munde, seelenvergnügt der biedere Meister Knieriem, und freute sich der wohligen Wärme, des bequemen Sorgensessels und des Hochgefühls, das einen anwandelt, wenn er in Gedanken versunken so recht an nichts denken darf. Die Meisterin, eine kugelrunde, behäbige Frau, trippelte indeß schon einige Zeit die Stube auf und ab, und wenn Knieriem seine Gedanken nicht im Reich der Träume hätte spazieren gehen lassen, so hätte er gewiß schon lange merken müssen, daß seine liebwerthe Ehehälfte Etwas auf seinem Herzen habe. Endlich aber brach ihr der Faden der Geduld und sie begann: „Christian". „Was gibt's, Käthe?" fragte dieser. „Nun, heraus muß es doch einmal," sagte sie, „und ich meine, je bälder, desto besser. Siehst Du, unser neuer Zimmerherr, so reputirlich derselbe aussieht, will mir gar nicht gefallen." „Wie so?" brummte der Meister, „er schwätzt wahrscheinlich nicht genug mit Dir." „So meinst?" gab Käthe zurück, „Du glaubst, scheint's, es gehe mir auch wie Dir. Du

bist mir der Rechte, Deiner Frau das Schwätzen vorhalten zu wollen! nicht wahr, das ist nicht geschwätzt, wenn man Montag Abends 6 Uhr zum Bock geht und um 8 Uhr nach Hause zu kommen verspricht, statt dessen aber seine Frau bis elf, zwölf Uhr warten läßt und dann, wenn man nach Hause kommt, keine andere Ausrede hat, als heute Abend sey die Unterhaltung halt gar so schön gewesen?" „Sollst ja Recht haben, Weib, Recht wie immer; aber nun komm' und sage mir, was Du an dem Herrn auszusetzen hast!" „Gut, wenn Du nur vernünftig seyn willst, so bin ich's zufrieden. Aber nun höre. Gestern Abend kam er um 7 Uhr nach Haus, und kaum war er auf seinem Zimmer angelangt, so verführte er ganz gotteslästerliche Reden, er sprach von nichts als Raub und Mord und öfter war's mir, als ob noch Einer auf seinem Zimmer sey, obgleich ich nie Jemand habe heraus- oder hineingehen sehen." Während Frau Knieriem dies erzählte, hörte man die Hausthüre gehen und ein leichter, elastischer Schritt ließ sich gleich darauf auf der Treppe vernehmen. Bald war diese erstiegen, ebenso die zweite Treppe und gleich darnach hörte man, wie die obere Zimmerthüre geöffnet wurde und Jemand im Zimmer ober der Wohnung Knieriem's auf- und abschritt. Und dieser Jemand schien Jemand bei sich zu haben, mit dem er sich unterhielt und zwar sehr lebhaft. „Horch!" sagte die Meisterin, „jetzt geht's wieder los!" Dem Meister ward ob dem Gehörten auch nicht ganz wohl zu Muthe und er beschloß deßhalb, der Sache auf den Grund zu gehen. Er erhob sich daher aus seinem Sorgensessel, zog schnell seine Schuhe aus, öffnete leise die Zimmerthüre und stieg nun in seinen Socken, so sachte als möglich auftretend, die Treppe hinauf, um vor des Zimmerherrn Thüre zu horchen. Was er aber da hörte, erfüllte ihn mit Schauder. Zwei Personen unterhielten sich davon, wie man nächsten Abend das Schloß eines Grafen, den Namen desselben verstand er nicht, überfallen, Besitzer und Dienerschaft niedermetzeln, das Schloß plündern und in Brand stecken und die Stieftochter des Grafen entführen wolle. Die eine der zwei Personen war aber offenbar der Zimmerherr selbst und zwar schien er, den gehörten Worten nach zu schließen, der Hauptmann der Bande zu seyn, die dieses gräßliche Unternehmen in's Spiel setzen sollte. Meister Knieriem hatte genug gehört. Zitternden Herzens schlich er sich wieder die Treppe hinab, stürzte leichenblaß in sein Wohnzimmer und sagte athemlos zu seiner erschrockenen Frau: „Liebes Weib, Alles, was Du sagtest, ist wahr, nur zu wahr! d'rum schließe Dich ins Zimmer ein und stelle Tische, Stühle und was Du vorfindest, vor die Thüre, damit Dich die Räuber nicht überfallen können. Ich aber will so schnell als möglich auf die Polizei eilen und Hilfe herbeirufen." Damit sprang Knieriem in blosen Socken die Treppe hinab und eilte der Polizei zu. Diese war zum guten Glück ganz in der Nähe von Knieriem's Haus und der dort anwesende Polizeikommissär hatte kaum aus dem stotternd und unzusammenhängend vorgetragenen Berichte Knieriem's vernommen, um was es sich handle, als er sogleich mit 6 vorhandenen Sicherheitswächtern, die mit Säbeln und Gewehren sich bewaffneten, sich auf den Weg machte, um die gefährlichen Räuber gefangen zu nehmen und sich, wie er hoffte, unsterblichen Ruhm und die Verdienstmedaille, wenn nicht gar einen Orden zu verdienen. Leider sollte seine Heldenthat blos zur Hälfte gelingen. Denn als er mit seinen Begleitern vor das Zimmer des hausherrlichen Räuberhauptmanns gelangte, war Alles still und als endlich einer der Sicherheitswächter nach langem Zögern es wagte, die Thüre besagten Zimmers zu öffnen, so hörte man blos ein ganz taktmäßiges Schnarchen. Dieses Schnarchen aber kam, wie man beim Schein des mitgebrachten Lichtes bemerkte, aus einem in der Ecke des Zimmers befindlichen Bette und in dem Bette lag sanft ruhend ein Schläfer, in welchem Knieriem sofort seinen Zimmerherrn erkannte. Leise näherte sich die bewaffnete Macht dem Bette und als der Schläfer erwachte, hatte ihm die vorsichtige Sicherheitsmannschaft bereits die Hände gebunden, weil sie aus den kreuzweise über dem Bette aufgehängten zwei Pistolen sich auf einen hartnäckigen Widerstand gefaßt machen zu müssen glaubte, wenn sie diese Vorsichtsmaßregeln nicht anwende. Der Schrecken des Erwachenden beim Anblick der Häscher war dem Kommissär nur ein weiterer Beweis, daß er einen Erzbösewicht gefangen habe. Kein Wunder, daß der Gefesselte trotz alles Sträubens und Tobens, nachdem man ihn nothdürftig mit den vorhandenen Kleidungsstücken bekleidet hatte, im Triumph der Polizei zugeführt und in das festeste Gefängniß daselbst gebracht wurde. Auch die Pistolen wurden als **corpus delicti** mitgenommen. Meister Knieriem aber hatte keine Ruhe, bis sein Haus von oben bis unten von der zurückgelassenen Polizeimannschaft nach dem entwischten Kameraden des Räubers durchsucht war, da seine Frau steif und fest behauptete, sie habe keinen Menschen die Treppe herabgehen hören. Ja sogar, als sich die Nachforschungen als vergeblich erwiesen, bat er sich für die Nacht eine Wache von 2 Mann aus, was ihm auch gewährt wurde. **(Schluß folgt.)**

Mannigfaltiges.

Ein nettes Geschichtchen wird in der „N. B.=Ztg." erzählt: Vor einiger Zeit machten in einer Stadt der Rheinprovinz mehrere junge Leute, unter ihnen ein Landgerichtsassessor, in froher Weinlaune spät Nachts noch eine Tour durch die Straßen. Ein erhelltes Fenster reizte ihre Neugierde, wer hier noch so spät wache. „Das wollen wir bald wissen," meinte der Assessor, klomm behende am Hause hinauf und stieß das Fenster auf. In der Stube war eine Frau am Entkleiden; sie rief sofort laut um Hilfe; einer der nächtlichen Wächter eilt herbei, faßt die Untenstehenden ab und notirt ihre Namen; den Herrn oben am Fenster kann er aber selbst mit seinem Spieße nicht erreichen und gutwillig wollte dieser sich nicht übergeben. Da, während der Nachtwächter mit einem der Anderen spricht und einen Augenblick nicht auf ihn achtet, springt der Bedrohte von oben mit einem Satz herab und eilt davon. Die übrigen Betheiligten werden vor's Polizeigericht geladen und der Zufall will es, daß jener Assessor in der Sache als Richter sitzen muß. Er machte mit der ernstesten Miene zuerst dem Nachtwächter Vorwürfe darüber, daß er den Haupt=Attentäter auf die nächtliche Ruhe der Bürger habe entwischen lassen, hielt dann den Verklagten das Strafbare ihrer Handlung vor, ermahnte sie, sich zu bessern und verurtheilte schließlich jeden derselben zu 1 Thlr. 10 Sgr. Strafe.

(Abnahme der Gletscher.) Die Gletscher haben in Graubündten diesen Sommer so abgenommen, wie seit Menschengedenken noch nie; im Selvretta=Gletscher sind Felsköpfe aufgetaucht, die vielleicht seit Jahrhunderten das Sonnenlicht nicht gesehen haben und am Vernela=Gletscher sind Abgründe sichtbar geworden, von denen man früher keine Ahnung hatte.

(Unschuldige Frage.) Ein Söhnlein ging mit seinem Vater bei einem Galgen vorbei. „Was ist das für eine Stellage?" frug das Söhnchen. — „Daran hängt man die armen Sünder am Halse auf, bis daß sie todt sind," erklärte der Papa. — „Die armen Sünder," fuhr das Söhnchen fort, „wo hängt man denn die reichen Sünder hin?"

Literarisches.

Ein „Ereigniß" in der Journalliteratur dürfen wir es nennen, daß das prachtvollste deutsche illustrirte Blatt nun auch das billigste geworden, und wir halten es für unsere Pflicht, die Leser dieser Blätter darauf aufmerksam zu machen.

Die illustrirte Zeitung „Ueber Land und Meer", herausgegeben von F. W. Hackländer, unserem beliebtesten Romancier, hat ihren fünften Jahrgang am 1. Oktober begonnen. Redaktion und Verlagshandlung waren in gleicher Weise bemüht, die Schwierigkeiten, die ein so großartiges Unternehmen bietet, zu überwinden und es ist ihnen gelungen, das Journal zu dem prachtvollsten und gediegensten der illustrirten Blätter zu machen: es galt jetzt noch einen Schritt weiter zu gehen, es auch zu dem billigsten zu machen, und dies ist durch die neue Preisbestimmung von einem Thaler für das Quartal geschehen, ein in der deutschen Journalwelt unerhörtes Ereigniß, wenn wir Inhalt und Ausstattung des Blattes ins Auge fassen, das nach den vorliegenden ersten Nummern nicht nur nichts verloren, sondern in gleich gediegener Weise fortfährt. „Ueber Land und Meer" zählt neben seinem Herausgeber die ersten Namen deutscher Schriftsteller, deutscher und ausländischer Illustratoren zu seinen regelmäßigen Mitarbeitern und gleich die ersten Nummern bringen Namen vom besten Klang — Hackländer, Schücking, Hopfen, Bodenstedt, Willkomm, G. vom See, Baudissin u. A. in Romanen und Novellen, Kriminalgeschichten, Abenteuer, Jagden und Reisen, Korrespondenzen aus den Hauptstädten Europa's, Kritiken und Besprechungen der neuesten Literatur= und Kunsterscheinungen, ein reiches Feuilleton mit Notizen über Literatur, Kunst, Natur, Wissenschaft und Kultur, welche Alles umfassen, was der Gebildete vom Neuesten wissen muß, astronomische Unterhaltungen, einen Garten= und Blumenkalender, Spiele, Modeberichte; die Tagesereignisse sind reich illustrirt und der Humor findet ein wohlgefülltes Blatt, wie denn die artistische Ausstattung nichts zu wünschen übrig läßt und deutscher Kunst alle Ehre macht. Wir glauben daher das Blatt für jeden häuslichen Herd jetzt mehr als je empfehlen zu können.

Auflösung der dreisilbigen Charade in № 122:

Poesie.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 124. Freitag, 17. Oktober 1862.

Am Ziele.

(Fortsetzung.)

„Doch ich greife dem Gang meiner Erzählung vor. Ich hätte nur zu sagen brauchen, daß ich dem aus so verlockendem Munde an mich ergangenen Banne Folge leistete. Wie hätte ich auch ausweichen können? Und wenn ich es gekonnt hätte, ich würde es nicht gethan haben, nachdem ich erst einige Stunden in Klara's fesselnder Gesellschaft verlebt hatte. Wir wurden rasch mit einander bekannt und bildeten eine frohe einmüthige Gesellschaft. Nichts war auch leichter als das. Die beiden Alten hatten keinen eigenen Willen; das junge Mädchen dachte und bestimmte für sie, wie sie denn auch den ganzen Reiseplan geschaffen hatte. Klara Degenberg war früh verwaist, eine reiche Erbin. In dem Hause der Anverwandten hatte sie die Aufnahme einer Tochter gefunden, nur mit dem Unterschied, daß sie hier noch mehr galt und bedeutete, als vielleicht jemals Eltern ihrem leiblichen Kinde hätten zugestehen dürfen.

„Mir aber kam das junge Mädchen von Anfang an mit einer Unbefangenheit, einem Zutrauen entgegen, als hätte sie etwa einen alten hagestolzen Vetter gegenüber, dessen Gesinnungen sich schon zur Genüge bewährt und vor welchem deßhalb kein Zwang mehr erforderlich, oder — doch an beides dachte ich damals nicht — als wäre ich noch ein knabenhafter Jüngling, dessen sentimentale Ansichten sich doch niemals in leidenschaftliches Verlangen verwandeln könnten. Die Alten sahen es — und schienen nichts zu mißbilligen. Ihre jugendliche Begleiterin war ja so heiter, so befriedigt, sie gönnte ihnen so manche Mußestunden, weil sie sich mit mir beschäftigen, weil ich sie begleiten konnte. Was war denn da Bedenkliches an diesem ungezwungenen Verkehre mit dem jugendlichen Landsmanne, zumal hier auf dem fremden Boden, wo Basen und andere Klatschschwestern nicht zu fürchten waren? Und erwies ich mich nicht auch den Alten nach Kräften nützlich und dienstfertig in jeder denkbaren Weise? Ja gewiß, — ich war Allen damals willkommen und wurde gepflegt und geehrt, wie sich's meine Eitelkeit nur immer wünschen mochte.

„So verflossen einige glückliche Tage. Wir widmeten unsere Aufmerksamkeit nicht allein den Kunstschätzen der Stadt, wir schweiften auch in den herrlichen Umgebungen derselben zwischen den Bergen und an dem Flusse fleißig umher, und jetzt erst empfand ich den ganzen Reiz dieses blühenden Gartens Gottes, den ich doch schon vorher so genuß- und beulegierig durchschweift hatte. Die Alten schüttelten oft den Kopf über unsere Unersättlichkeit, aber Klara wollte es so und da blieb kaum etwas übrig, als Ergebung in das Unvermeidliche. Jetzt aber war die Abreise für den morgenden Tag beschlossen. Wir kehrten Abends von einem Ausflug zurück, den wir zu Wagen nach einer benachbarten Höhe unternommen hatten. Der Weg führte steil hinunter zur Stadt; Klara und ich verließen deßhalb den Wagen und folgten demselben in einiger Entfernung zu Fuß, während Onkel und Tante gemächlich sitzen blieben.

„Ich war stumm und in mich gekehrt, der bevorstehende Abschied lag mir schon schwer auf der Seele. Daß es unser Abschied seyn müsse, daran hatte ich noch nie gezweifelt. Und es that wahrlich Noth, daß ich die unterbrochenen Arbeiten wieder aufnahm und daran dachte, wie ich meine Existenz fristen und wie ich die begonnene Reise vollenden wolle.

„Klara überließ mich indeß nur kurze Zeit meinen trüben Betrachtungen. „Also morgen," sagte sie, heiter und leicht wie gewöhnlich, „werden wir Abschied nehmen von dem schönen Florenz und weiter pilgern nach der ewigen Roma. Und Sie,

Herr Johannes? Haben Sie noch lange hier zu schaffen oder reisen Sie lieber gleich mit uns? O wahrhaftig — schließen Sie sich uns an! Die beiden Leidtragenden werden von Tag zu Tag langweiliger und stumpfer, wie Sie selbst sehen. Was soll ich beginnen ohne Ihre Hilfe, Herr Johannes?"

„Ich wagte einen forschenden Blick auf das junge Mädchen. Denn ihre Bitte hatte mich auf das Aeußerste überrascht und ich war mir keineswegs klar darüber, wie ich dieselbe zu nehmen habe. Allein auch das Antlitz Klara's ließ mich im Zweifel; es lächelte so unbefangen, als hätte sie das Unwichtigste gesprochen, was sich erdenken ließe. Und doch hing vielleicht mein ganzes Schicksal davon ab, ob ich die Bitte erfüllte oder — männlich ablehnte.

„Was bin ich Ihnen auch in Rom!" erwiederte ich, bestrebt, ihren leichten Ton nachzuahmen. Hier konnte ich Ihnen wenigstens Führer seyn und Rathgeber auf dem wohlbekannten Terrain. Dort aber bin ich fremd wie Sie, und Ihr rothes Buch enthält Alles und mehr, als was ich Ihnen zu bieten vermöchte. Und — gibt es nicht auch dort deutsche Landsleute genug, die sich mit Freuden zu Ihrem Führer erbieten würden?"

„Es mochte seyn, daß ich die letzten Worte mit einer leichten Beimischung von Bitterkeit oder eifersüchtigem Verdruß versehen hatte. Denn ernster als gewöhnlich und ein wenig herzlicher auch als sonst — oder täuschte ich mich hierin? — erwiederte sie:

„Ob aus unserer Vaterstadt Landsleute in Rom leben, weiß ich nicht, Herr Brabant, und weiter dehne ich meinen Begriff von Landsmannschaft eben nicht aus. Uebrigens thäte es mir leid, wenn Sie in meiner Bitte nichts Anderes erblickten, als Selbstsucht. Glauben Sie mir doch, nicht Jeden würd' ich in der Weise gebeten haben, wie Sie — damals sowohl als jetzt — und am allerwenigsten einen jeden Ihrer anspruchsvollen Kunstgenossen."

„Nun bat ich um Verzeihung, bewegter, inniger vielleicht, als es am Orte war. Sie aber beruhigte mich kurzweg und sprach kein Wort mehr über die Angelegenheit. Am andern Morgen geleitete ich sie und die Ihrigen an den Reisewagen. „Auf baldiges Wiedersehen in Rom!" so lautete der Abschiedsgruß — und so geschah es. Nach wenig Tagen bereits folgte ich den Reisenden und durchwanderte an Klara's Seite das vielgefeierte Ziel meiner Träume.

(Fortsetzung folgt.)

Der Räuberhauptmann.

(Schluß.)

Trotz der Sicherheitswache kam die Ruhe des Gerechten in der Nacht nicht über die Augen Meister Knieriem's, und als er gegen Morgen wirklich ein Viertelstündchen einschlummerte, schwebten ihm im Traume die gehörten Schauergeschichten vor, so daß er von Herzen froh war, als er bei seinem Erwachen das milde Tageslicht friedlich zu seinem Fenster hereinleuchten sah. Kaum hatte er sich jedoch angekleidet, so erschien der Amtsdiener, um ihn vor das Kriminalamt vorzufordern. Dort gab er, aber bedeutend gefaßter, als in der letzten Nacht auf der Polizei, das Gleiche zu Protokoll, was er dem Polizeikommissär von den gehörten Verabredungen des Bösewichtes mitgetheilt hatte, und schritt dann ziemlich erleichtert wieder seiner Wohnung zu, wozu er jedoch eine geraume Zeit brauchte, da er unterwegs Gevatter Schneider und Handschuhmacher die Schauermähre mehreremal zu erzählen hatte. Doch lassen wir ihn erzählen. Uns aber führt der Verlauf unserer Geschichte vor das Kriminalamt und zwar in dem Augenblicke, in welchem der Held derselben zum Untersuchungsrichter hereingeführt wird. Dieser wirft auf den Inquisiten einen langen, vernichtenden Blick und deutet dann demselben, der eine sehr unschuldige Miene anzunehmen weiß, mit stummer Handbewegung an, daß er sich setzen solle. Wie dies geschehen ist, beginnt die Untersuchung. „Wie heißen Sie?" „Georg Müller." „Woher sind Sie?" „Aus der Provinzialstadt N." „Was treiben Sie?" „Ich bin Literat, möchte nun aber doch eigentlich wissen, warum ich hier stehe!" „Alles zu seiner Zeit, mein Herr. Wer war gestern Abend mit Ihnen auf Ihrem Zimmer?" „Ich war allein." „Mein Herr! bleiben Sie bei der Wahrheit! wir wissen bestimmt, daß Sie nicht allein waren!" „Dann wissen Sie es besser als ich." „Wir wissen sogar, daß Sie mit einem Helfershelfer abscheuliche Pläne geschmiedet haben." „Sie scheinen da sehr gut unterrichtet zu seyn; aber ich muß noch einmal alles Ernstes bitten, mir den Grund meiner Verhaftung mitzutheilen, weil ich Ihnen sonst nicht mehr antworten werde." „Nun gut, was sagen Sie dazu, wenn ich Ihnen bemerke, daß wir durch sichere Gewährsleute erfahren haben, daß Sie einen gewissen Grafen, seine Tochter, sein Schloß, seine Dienerschaft mit gar bedenklichen unzweideutigen Redensarten in Verbindung brachten und daß dies der Grund Ihrer Verhaftung ist. Sie sehen, leugnen wird Ihnen nicht viel helfen. Zudem möchte ich

Sie fragen, was die Pistolen sollen, die über Ihrem Bette hingen?" Jetzt aber brach der Angeklagte in ein wirklich erschütterndes Lachen aus, das gar kein Ende nehmen zu wollen schien. Erzürnt über die Frechheit fuhr der Untersuchungsrichter heraus: „Wenn Sie sich nicht anständiger benehmen, so werde ich von den mir zustehenden Mitteln Gebrauch machen müssen." „Das mögen Sie immerhin thun, mein Herr, wenn Sie es verantworten zu können glauben," antwortete der Räuber lächelnd, „aber ich muß Sie doch bitten, mir vor einer förmlichen Anklage, freilich gegen die Geschäftsordnung, eine kleine Vertheidigungsrede erlauben zu wollen, da mir der Grund meiner Verhaftung jetzt vollkommen klar ist." Der Untersuchungsrichter, der aus diesem Umstande für die Untersuchung Vortheil zu ziehen hoffte, nickte zustimmend. Der Angeklagte aber griff auf diese Erlaubniß hin lächelnd in seine rechte Rocktasche und holte aus derselben ein ziemlich abgelesen aussehendes Buch heraus und las mit lautem Pathos und abwechselnd ganz verschiedenartig modulirter Stimme folgendes Zwiegespräch: „Auf morgen ist der Tag der Rache an dem Grafen Cijovani festgesetzt, Petro." „Bravo, Hauptmann, wie gedenkest Du die Sache zu arrangiren?" „Das ist einfach! Du, Jakobo, Abellino und Imanno nehmt 50 Mann mit euch und begleitet mich an das Schloßthor. Ich bitte an demselben um Einlaß für einen verirrten Kavalier und wenn geöffnet wird, stoße ich den Pförtner nieder." „Hauptmann, das wird ein Prachtstreich! und uns überläßt Du das Schloß zum Plündern." „Das Schloß und alle Einwohner gehören euch. Cipriani's Leben aber ist meinem Dolche verfallen. Seine Stieftochter aber wird mein Liebchen." „Und nicht wahr, Hauptmann, das Schloß muß zu Deinem Hochzeitsfeste leuchten?" Hier fuhr ärgerlich der Untersuchungsrichter dazwischen: „Es scheint, Sie wollen mich mit einem Stückchen Räuberkomödie zum Besten haben!" „Allerdings ist das ein Stück aus einer Räubertragödie, und zwar aus einer von mir verfaßten, und das Stück, das ich Ihnen vorlas, ist eben das, das der Grund meiner Verhaftung zu seyn scheint; denn dieses Zwiegespräch habe ich gestern Abend, als ich nach Hause kam, mir selbst vordeklamirt; die Stimme des Hauptmannes aber und des Räubers Petro war blos die eine Stimme Ihres Arrestanten Georg Müller, Verfassers der Tragödie: Rinaldo, der große Bandit." Jetzt ging dem Untersuchungsrichter auf einmal ein Gaslicht auf und er wandte sich deßhalb freundlich zu dem Gefangenen: „Mein Herr, Sie sind frei und ich bedauere von Herzen das Mißverständniß, das Sie ins Gefängniß führte; ja, ich muß Sie bitten, daß Sie mir gestatten, Sie selbst in Ihre Wohnung zu begleiten." Das geschah auch. Unterwegs bat Herr Müller den Untersuchungsrichter, er möge ihm dereinst, wenn er seinen Rinaldo gehörig durchgearbeitet habe, gestatten, ihm denselben dediciren zu dürfen, was zugestanden wurde. Herr Knieriem aber erschrack anfangs nicht wenig, als sein gefürchteter Hausherr an der Hand des Untersuchungsrichters in sein Zimmer trat; als ihm aber das Mißverständniß aufgeklärt war, mußte auch er herzlich lachen; vollends gerührt war er aber, als ihm Herr Müller erklärte, er werde, wenn er nichts dagegen habe, auch ferner in seinem Logis bleiben. Herr Knieriem hatte natürlich nichts dagegen und auch seine Frau ist sehr froh, da er jetzt am liebsten zu Hause bleibt, um Abends sich die literarischen Produkte seines Zimmerherrn vorlesen zu lassen. Der Erzähler dieser Geschichte aber und hoffentlich auch seine Leser sind sehr gespannt auf das Erscheinen der so Großes versprechenden Tragödie in 5 Akten: „Rinaldo, der große Bandit" von G. Müller.

Mannigfaltiges.

(Ein Fuchs als Bettgeher.) Ein französisches Provinzblatt erzählt ein nettes Stückchen von einem Fuchse, das wir in der gegenwärtigen Jagdzeit allen Verehrern des edlen Waidwerkes zum Besten geben wollen. In der Stube des Erdgeschosses eines Bauernhofes schliefen der Eigenthümer desselben und ein Vetter von ihm. Ersterer schnarchte bereits ganz gemüthlich in seinem Bette, auch der Vetter löschte um 11 Uhr sein Licht aus und setzte, wie allabendlich vor dem Schlafengehen, die Hauskatze vor die Thür. In diesem Augenblicke begab sich auch der Knecht des Hofes durch die nach dem Garten führende Hinterthür des Gemaches zu seiner Schlafstelle. Da fuhr durch die halbgeöffnete Thür eine Henne, ängstlich gackernd, in die Stube und hinter ihr ein sie verfolgendes Thier. Der Vetter glaubte, es wäre die Hauskatze, die sich diesen Bruch des häuslichen Friedens zu Schulden kommen ließe und wollte sie durch einen Fußtritt wieder hinausjagen. Das Thier aber ließ sich nicht abschrecken und stürzte, wie im Zwielicht leicht zu bemerken, von Neuem auf die Henne los. Jetzt ergriff er das Thier mit den Händen, aber es entschlüpfte und der junge Mann schrie wie besessen: „Ein Fuchs! Ein Fuchs!" Der Hausherr springt

kerzengerade aus dem Bette und ergreift die Flinte, die über demselben hängt, der Vetter schlägt Licht an, aber Meister Reinecke ist verschwunden. Man durchsucht alle Winkel, umsonst, endlich ersieht man ihn im Bette des Hausherrn, ganz warm und comfortable gelagert, den Leib unter der Decke verborgen, Vorderpfoten und Schnauze zierlich auf das Kissen gelegt, seine beiden Gegner verschmitzt anschauend. Aus diesem Lager war das Thier weder auszuräuchern, noch es darauf zu ergreifen, wollte man nicht die Schärfe seines Gebisses kosten; der Hausherr war also gezwungen, von seiner Schießwaffe Gebrauch zu machen und dem Fuchs zu Liebe seinen Federkopfpolster zu opfern. Tags darauf kamen sämmtliche Dorfbewohner in Prozession einhergezogen, sowohl um die originelle Jagdbeute, als auch das von Schroten durchlöcherte Kissen zu besehen und weidlich über das seltsame Abenteuer zu plaudern.

(Verbrauch an Gas in Deutschland.) Nach den vom Verein der Gasfachmänner Deutschlands gemachten statistischen Erhebungen werden gegen 3000 Städte in Deutschland mit Gas erleuchtet, mit einer Gesammt-Einwohnerzahl von $5^3/_4$ Millionen. Diese Städte konsumiren jährlich 3600 Millionen Kubikfuß Gas, die aus $7^1/_2$ Millionen Zentnern Kohlen gewonnen werden müssen und bezahlen dafür die Summe von $57^1/_2$ Millionen Gulden S. W. Das Gas vertheilt sich auf 1,910,000 Flammen, von denen 750,000 auf die Straßen, die übrigen auf die Privatlokale kommen. Die Gesammtrohrlänge mit Abschluß der kleineren Abzweigungen beträgt die bedeutende Länge von 600 deutschen Meilen.

Die preußische Regierung hat in den Rheinprovinzen, von Neujahr 1863 angefangen, die Bespannung von Hunden verboten, angeblich aus Rücksicht der Gefahr, die aus der Bespannung mit Hunden entstehen könnte.

Gemeinnütziges.

(Mittel gegen Bienenstiche.) Als ein sicheres Mittel, den Schmerz der Bienenstiche sofort zu mildern, empfiehlt nach vieljährigen Erfahrungen Rectoriz in Horka in Ungarn Anfeuchten der gestochenen Stelle mit Speichel und Einreiben derselben mit feingestoßenem Kochsalz. Auch Ammoniak (sogenannter Hirschhorngeist) ist bekanntlich ein erprobtes Mittel, doch hat man es seltener zur Hand, Kochsalz dagegen ist überall sofort zu haben.

Erbsensuppe.

Wohlauf und koche mir Erbsensupp'
Nach neuer, englischer Weise,
Befreie dich einmal vom **schen Zwang
Und mach', wie ich sage, die Speise.
Wer die englische Erbsensupp' kochen kann,
Den preis' ich als treffliche Köchin dann.

Die Erbsen, die setze mit Wasser zu
Und laß auf dem Feuer sie bleiben,
Da dürfen sie kochen ohn' Rast, ohne Ruh',
Bis du durch ein Sieb sie kannst treiben.
Vier Löffel voll weich gekochten Reis,
Die mische dann unter die Erbsensupp'.

Auf's Neue wieder zum Feuer die Speis',
Da mußt sie mit Fleischbrüh' verdünnen:
Zum Schaume schlägst nun zwei Eierweiß,
Doch laß sie ja nicht gerinnen,
Rühr' sachte sie in die Masse ein —
Und die Erbsensuppe wird fertig seyn.

Pudding.

Wollt ihr einen Weihnachtspudding, der des Briten Herz erfreut,
Soll euch diese Vorschrift geben treffliche Gelegenheit.
Schlagt zwölf frischgelegte Eier in der Schüssel weiten Raum
Und verrühret sie recht emsig, wie zu einem lichten Schaum.
Nehmt ein ganzes Pfund Rosinen, von Zibeben auch ein Pfund,
Und ein Pfund gesiebten Zucker mit Citronenschal' im Bund.
Noch ein Pfund von feinem Mehle mischt darunter weiß und schön,
Laßt die Masse dann beisammen eine Viertelstunde steh'n.
Noch ein wenig frische Butter oder feines Nierenfett,
Bindet dann die ganze Masse in ein reines Serviett,
Hänget es in einem Kessel voll mit heißem Wasser ein,
So viel Pfund die Masse wieget,
So viel Stunden kocht es ein.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 125. Sonntag, 19. Oktober 1862.

Am Ziele.

(Fortsetzung.)

„Daß es selige Tage waren, die ich nun verlebte, vielleicht die seligsten, die mir auf dieser Erde beschieden, — möchte ich's leugnen? Fast jedes Menschenleben erreicht doch einmal wenigstens einen Höhepunkt. Alle Kräfte und Sinne steigern sich alsdann ins Ungewöhnliche und fühlen sich jeder Aufgabe des Lebens gewachsen, ehe sie dann später in der mühevollen Arbeit, dem eigentlichen Tagewerk begriffen, ihrer angeborenen Unzulänglichkeit von Neuem gewahr werden müssen. Solch einen Aufschwung erlebte ich damals an mir. Und das war nicht allein die Größe und die Herrlichkeit vergangener Zeiten, die mich umgab und mit ahnungsvoller ehrfürchtiger Bewunderung erfüllte; nicht allein die gesegnete Hand der Kunst, deren allgegenwärtiges Walten mir Herz und Sinne bezauberte: nein, jenen Aufschwung meines ganzen Seyns und Wesens dankte ich hauptsächlich auch ihr, die mit mir empfand und genoß und sich mit beredtem Munde dem Freunde mitzutheilen wußte. Denn ein Freund war ich ihr geworden in jenen Tagen, darüber durfte ich mir klar seyn und, überglücklich in dieser Gewißheit, fragte und forschte ich nicht weiter nach der Natur und den Grenzen dieser Freundschaft, sondern gab mich ganz dem berauschenden Gedanken hin, daß wenigstens ein Strahl jenes mächtigen Gefühls der Liebe, welches dereinst den besten Theil der, nun in Trümmer gesunkenen Herrlichkeiten geschaffen und später wiederum den vielbewunderten Meistern meiner Kunst den Pinsel geführt habe, jetzt auch auf mir weile, dem versprengten armseligen Kunstjünger, und mir Kraft und Weihe gebe, um eine Heimathsstätte in Kunst und Welt zu finden.

„So dachte ich wenigstens. Daß ich darnach gehandelt hätte, daß ich treu bestrebt gewesen wäre, jene kostbaren Tage im Interesse meiner Ausbildung Schritt für Schritt zu verwerthen, kann ich nicht behaupten. Ich fand auch keine Muße dazu, denn es gab so unendlich viel zu wandern, zu sehen und zu hören, und die beiden Leidtragenden — wie sie Klara nun einmal getauft hatte — befanden sich gar wohl in ihrer Häuslichkeit und nahmen meine guten Dienste für den unermüdlichen Plagegeist — so hieß ihnen Klara — immer ausschließender in Anspruch. Aber wenn ich auch Muße gefunden hätte, — ich würde doch schwerlich gearbeitet haben. Denn verloren in den Gedanken an das Ziel, welches mir vorschwebte, als das einzig begehrenswerthe im Leben, erschien mir die nächste Wegestrecke, die vor meinen Füßen lag, so gleichgiltig und nichtsbedeutend, daß ich nicht daran denken mochte, sie wie ein gewöhnlicher Wandersmann zurückzulegen.

Und so vergingen Tage und Wochen. So gering meine Bedürfnisse waren und so sehr ich mich einschränkte, so dringenden Grund hätte ich doch gehabt, daran zu denken, daß es in dieser Weise nicht fortgehen konnte, daß ich Arbeit suchen mußte, um zu leben, zu studiren, um dereinst heimzukehren. Aber ich dachte an nichts von dieser Art. Mich hatte ein Taumel ergriffen, dem ich nicht zu widerstehen vermochte. Rom und das Mädchen aus dem Heimathlande, meine Freundin, meine Geliebte, meine Zukunft, — das waren meine Gedanken, meine Phantasien. Tausend Entwürfe und Pläne kreuzten sich in meinem Innern; ihr Ausgangs- und ihr Endpunkt waren aber einzig und allein das Frauenbild, das ich leidenschaftlich liebte. Und wie mir ihr selten ausgestatteter Geist die kunstgeweihte Welt rings um mich her erschließen half und tiefer verstehen lehrte, als ich's aus eigener Kraft vermocht hätte, so wurzelte auch der Gedanke fester und immer fester in meinem Herzen, daß mir die Geliebte gern ihre stolze freie Hand reichen werde, um mich, den sie ja auszuzeichnen und zu ehren

schien, für immer mit sich und — der Kunst, die wir gemeinschaftlich liebten, zu verbinden. Gemeinen Eigennutz hab' ich wahrhaftig nie gekannt. Allein das Geschenk einer unabhängigen, sorgenfreien Existenz hätt' ich, aufgewachsen in gedrückten Verhältnissen und noch niemals frei geworden von den erbärmlichen Rücksichten auf die irdische Nothdurft, von einem hochherzigen Mädchen, das mir gehören wollte, ohne Kummer und Bedenken angenommen. Und ich würde es aufgewogen haben mit treuer Hingebung an die Geliebte und treuem Wirken für meine Kunst; und deßhalb hätt' ich nicht erröthen dürfen.

„Glückliche Träume, bald hatte euer Stündlein geschlagen! — Klara's Verwandte erhielten Briefe aus der Heimath, die eine Abkürzung ihrer Reise erforderlich machten. So sagten sie wenigstens; ob sie sich nicht selbst nach der Heimkehr sehnten und nur einen Vorwand suchten, lasse ich dahingestellt. Nur auf dem Fluge sollte noch Neapel berührt werden und dann ohne jeden Aufenthalt der Rückweg, wahrscheinlich zur See und über Frankreich, angetreten werden.

„Und so stand wieder ein Abschied vor der Thüre und dieses Mal ohne Aussicht auf baldiges Wiederfinden. Denn nicht einmal nach Neapel konnte ich die Reisenden begleiten. Meine Mittel waren erschöpft; schon die und jene Habseligkeit hatte ich veräußern müssen, um leben zu können. Und niemals hätte ich mich entschlossen, von Klara oder ihren Anverwandten Etwas anzunehmen, was nur im Entferntesten einer Unterstützung ähnlich gewesen wäre. Ob es Klara ahnte, wie es mit meinen Verhältnissen stand, oder ob sie darüber im Irrthum schwebte? Ich weiß es nicht. Ueber diese Dinge war zwischen uns nie das leiseste Wort gefallen — und in die Welt, in welcher wir damals athmeten, gehörte auch nicht der irdische Jammer.

„Es war am Abend. Die beiden Leidtragenden hatten es sich auf ihrem Sopha bequem gemacht. Ich aber stand neben Klara auf dem kleinen Balkone und betrachtete mit ihr das bunte Durcheinander auf der Straße unten.

„Sie Glücklicher, sagte sie nach einer Pause, der Sie noch bleiben dürfen. Nun erst beginnt Ihre gute Zeit, da meine Stunde geschlagen hat. Was soll mir noch Neapel ohne — Gesellschaft? Sie haben so viel für uns gethan, Johannes, daß Sie auch dies noch für uns thun, daß Sie uns nach Neapel begleiten könnten!

„Und dann, Fräulein Klara, und dann? fragte ich leise und schwermüthig entgegen. Was folgt nach Neapel?

„Sie blickte mich ruhig und ein wenig verwundert an.

„Dann? Dann freilich müßten wir uns trennen. Aber Sie würden noch zeitig genug frei, wie der Vogel in der Luft und kehrten eben nach Rom zurück, während wir nach Hause schwimmen. Dann wäre unsere Reisekameradschaft doch eine ganze und vollständige gewesen, meine besten Erinnerungen an Italien wären unzertrennlich von Ihnen. Und wäre das nicht Etwas?

„Die Worte schnitten mir tief in die Seele. Reisekameradschaft, Reiseerinnerungen! Also nicht mehr? Ein flüchtiges Sichbegegnen, ein rasches Willkommenheißen und ein leichtes Meiden, nicht mehr?

„Doch ich kannte ja ihre Art und Weise, die sich darin zu gefallen schien, tieferes Empfinden zu verbergen und keine Schwäche zu zeigen. Durfte ich alsbald den Muth verlieren? Nein, gewiß nicht. Die Stunde kehrte nie wieder, ich mußte sie benutzen, mußte dem geliebten Mädchen bekennen, was in meinem Herzen für sie sprach, was ich bisher kaum in leisen Andeutungen zu verrathen gewagt hatte.

„Und ich sagte ihr Alles, erzählte ihr von meiner frühen Verwaisung, von Deiner väterlichen Güte für mich, Bernhard, meinen kümmerlichen Verhältnissen, meinen Plänen und Entwürfen, meinen bescheidenen Träumen und Hoffnungen. Ich scheute mich nicht, bekannte ehrlich meine Schwächen und Fehler, mein allzu leichtes Zagen und Zweifeln an mir selbst, aber auch den redlichen Drang meines Herzens, für die erwählte Kunst zu leben und zu sterben. Alles, Alles legte ich ihr zu Füßen und meine Worte, die aus dem Innersten hervorquollen, begleitete feierlich das Läuten der Glocken von den unzähligen Thürmen der Weltstadt.

„Jetzt war ich zu Ende. Athemlos lauschte ich auf die Antwort, welche — das fühlte ich — über mein Leben entscheiden sollte. Und sie erfolgte!

„Lieber Johannes, sagte das junge Mädchen sehr leise, aber ohne irgend welche merkliche Bewegung. Sie täuschen sich, fürchte ich, in mir und in sich selbst. Nun ist es schon recht, daß wir scheiden müssen. Ich bin nicht Die, die Sie in mir erblicken, das Ideal Ihrer gutmüthigen Einbildungen. Ich bin hart, selbstsüchtig und stolz, wenn Sie es so nennen mögen. Und Sie sind noch so jung, so weichmüthig, so dankbar für das, was Sie Einem selbst entgegenbringen! Ich könnte Sie recht unglücklich machen, Johannes! Nein, nein, daran denken Sie nicht. Mich muß ein Mann beherrschen und beugen lernen. Wie könnten Sie das, guter

Johannes? Jetzt überschätzen Sie mich, später würden Sie mich hassen. Nein, nein, Johannes. Seyen Sie verständig, gehen Sie Ihren Weg ohne mich und zürnen Sie mir, wenn Sie mich nicht lieber — vergessen wollen!

„Die Glocken verstummten. Ich wünschte dem guten Mädchen eine gute Nacht und glückliche Reise. Dann, während Klara noch auf dem Balkone zurückblieb, verabschiedete ich mich bei den Leidtragenden, die eben ihren Thee nahmen und sich über meinen raschen Aufbruch nicht einmal wunderten. Ich eilte heim in meine elende Klause und verbrachte die Nacht schlaflos und in Thränen. Am andern Morgen erhielt ich von Herrn Frohmüller einen Brief und ein Packet. In ersterem bedankte sich der gute Herr noch schriftlich für alle ihm und den Seinigen geleisteten Dinge und ersuchte mich, den beifolgenden kostbaren Ring nebst einer schweren goldenen Kette als kleines Zeichen seiner Dankbarkeit anzunehmen!

„Leonhard, kannst Du Dir denken, mit welchen Gefühlen ich diese Gaben empfing? Aber ich behielt sie. Denn der Geber, sagte ich mir tröstend, war bereits abgereist und — — ich, der stolze Träumer, war zunächst ein Bettelmann, der keinen Heller mehr besaß, um seinen Hunger zu stillen!"

(Fortsetzung folgt.)

Ein langer Kredit.

Unter den Stammgästen des seiner Zeit weltbekannt gewesenen Café de Valois im Palais royal hatte sich der Chevalier de Lautrec durch seine vornehmen Manieren, sein imponirendes Aussehen und ein hölzernes Bein von jeher bemerkbar gemacht. Er gehörte der jüngeren Linie seiner Familie an, war Malteser und mit dem Orden des heiligen Ludwig &c. geschmückt; früher hatte er als Brigadier Kriegsdienste geleistet.

Beinahe sechzig Jahre alt, führte er eine bescheidene aber anständige Lebensweise, zu deren Bestreitung seine Pension ausreichte. Der jüngeren Linie seiner Familie angehörend, kannte er die Mitglieder des älteren Zweiges nur sehr wenig, besuchte keine großen Zirkel und begnügte sich mit einer Promenade in den Gallerieen des Palais royal und mit dem Café Valois; er besaß eine reiche Geistesbildung und war ein ungemein eifriger Zeitungsleser.

Plötzlich wurde er seiner Pension verlustig und Niemand hat in Erfahrung gebracht, wovon der Chevalier in einer Zeit seine Bedürfnisse bestritt, in der der Tod leicht, das Leben aber sehr mühsam war. Folgender Zug dürfte jedoch geeignet seyn, wenigstens einiges Licht in dieses Dunkel zu bringen.

Eines Morgens, nachdem er im Café Valois wie gewöhnlich ein sehr mäßiges Gabelfrühstück zu sich genommen hatte, stand er von seinem Platze auf, plauderte ganz unbefangen mit der am Zahltische sitzenden Kassierin, nickte dem Besitzer des Etablissements freundlich zu und entfernte sich majestätischen Schrittes, ohne auch nur mit einem Worte nach der Rechnung zu fragen.

Derselbe Vorgang wiederholte sich nun Tag um Tag, Monat um Monat, Jahr um Jahr, ohne daß er eine Erklärung gegeben hätte, oder daß ihm eine abverlangt worden wäre.

Wenige Tage jedoch, nachdem das Frühstück zum ersten Male unbezahlt geblieben war, sagte der Chevalier nachläßigen Tones zu dem Besitzer des Café de Valois, indem er auf dessen Söhnchen zeigte:

„Das Bürschchen da wird es, seitdem seine Schule geschlossen ist, zu nichts Sonderlichem bringen. Sie sollten ihn täglich zwischen 1 bis 4 Uhr Nachmittags zu mir schicken, ich werde ihm Elementarmathematik und Englisch lehren, welche Sprache ich sehr geläufig spreche; ihm können diese Kenntnisse einmal bei der Führung dieses Etablissements sehr zu Statten kommen und mich, der ich gar nichts zu thun habe, mich wird das Unterrichten zerstreuen."

„Der Herr Chevalier sind allzu gütig; was Sie uns hier vorschlagen, würde ein unschätzbarer Dienst seyn, wir würden jedoch Ihre Güte mißbrauchen . . ."

„Durchaus nicht. Ich habe Ihnen ja gesagt, daß Sie mir damit einen Gefallen thun."

So gebieterisch der Chevalier auch bei diesen Worten drein sah, so konnte er sich doch eines gewissen Zitterns der Stimme nicht erwehren. Der Cafébesitzer besaß genug Zartgefühl, um den eigentlichen Grund dieses Gegensatzes sofort zu erkennen und hätte ihm seinen Sohn beinahe in die Arme und an die Brust gelegt.

„Herr Chevalier," sagte er, „Sie überhäufen uns mit Liebenswürdigkeit. Mein Sohn, ich und mein ganzes Haus, wir stehen Ihnen fortan mit Leib und Seele zu Diensten."

Am 7. Dezember 1817, um 11 Uhr Vormittags, gerade sechsundzwanzig Jahre nach dem eben erzählten Gespräche, das ganz natürliche Folgen hatte, trat der Chevalier, der nun fünfundachtzig Jahre alt war, wie gewöhnlich in das Café. Der frühere Besitzer war seit 6 Jahren gestorben; sein

Sohn war auch sein Nachfolger geworden. Der Chevalier frühstückte mit gutem Appetit, las ein Zeitungsblatt „Le Drapeau blanc“ und begehrte in der einfachsten Weise von der Welt seine Rechnung.

Der Wirth verzog keine Miene, wechselte einige Worte mit seiner Frau und nach wenigen Minuten schon erhielt der Chevalier eine quittirte Rechnung über 16,980 Franken für 8490 Frühstücke zu je 2 Franken.

Der alte Edelmann warf einen Blick auf die Gesammtsumme, öffnete sein Portefeuille, nahm die Summe in Banknoten heraus und gab sie dem Aufwärter mit dem Bemerken, daß er den Rest, der sich auf 520 Franken belief, für seine Mühe behalten solle.

Als er sodann von seinem Sitze aufstand, mochte er sich sicherlich, ohne es jedoch merken zu lassen, sehr erleichtert fühlen; ganz nach seiner alten Gewohnheit plauderte er noch einige Minuten mit der Wirthin und schritt dann langsam der Thüre zu.

Als ihm der Hausherr dort eine ehrfurchtsvolle Verneigung machte, faßte er würdevoll dessen Hand, die er dann mit überströmender Wärme herzlich drückte.

Mannigfaltiges.

(Kampf mit einem Lämmergeier.) Aus Schänis in der Schweiz wird ein schönes Beispiel von Geistesgegenwart und Muth einer Jungfrau berichtet. Vorige Woche, während Eltern und Geschwister im Thal abwesend waren, vernahm die Seidenweberin Josepha Steiner auf dem Steinerberg, als sie eben in der Küche das Vesperbrod bereitete, im anstoßenden Holzschopf ein Angstgeschrei ihrer Hühner. Wie sie die Thüre dahin öffnete, kam ihr ein blutendes, zerzaustes Hühnchen entgegen geflogen und im gleichen Augenblick schwang sich ein gewaltiger Geier auf eine Zwischenwand und schien mit seinen drohenden Blicken vom Mädchen, welches den Ausgang sperrte, freien Abgang verlangen zu wollen. Dieses wollte aber den Raubmörder nicht ungestraft abziehen lassen; sie ergriff, in Ermanglung einer andern Waffe, eine dort befindliche Haue und schlug ihn zwei Mal von der Wand zu Boden. Als er sich zum dritten Mal auf die Wand geschwungen und die Tochter ihm den dritten Streich versetzen wollte, stürzte er sich auf die Haue, setzte beide Klauen ein, währenddem er mit grimmigen Blicken und wüthenden Angriffen mit dem Schnabel und den Flügeln das Mädchen veranlassen wollte, ihre Waffe abzulegen; allein diese gab nicht nach, sondern schlug sich so lange mit ihrem Gegner herum, bis er endlich ohnmächtig zu ihren Füßen fiel, wo sie ihm den verdienten Garaus machte und denselben auf einen Baum am Wege aufpflanzte, zur allgemeinen Freude der am Abend heimkehrenden Hausgenossen. Es war ein sehr großes Exemplar von einem Lämmergeier.

(Schneiderdiplom.) Der bekannte Virtuos Remenyi wurde, wie „Pesti Naplo“ mittheilt, von der ehrsamen Schneider-Innung des Städtchens Nagy-Mihaly im Zempliner Komitat als Ehrenschneidermeister aufgenommen, wodurch die Innung ihre Achtung „vor seiner künstlerischen Begabung und vor seiner unerschütterlichen treuen und edeln patriotischen Gesinnung“ ausdrücken wollte.

Aus Brüssel theilt man mit, daß der berühmte belgische Maler Gallait den ihm angebotenen Barontitel mit dem Bemerken abgelehnt hat, er wolle lieber Künstler bleiben; das sey mehr als Baron.

In das Fremdenbuch des Gasthofes „Zur Post“ in Ischl schrieb neulich ein Reisender:

„In der Post, sagt er,
Ist ein' Kost, sagt er,
Wer sie kost't, sagt er,
Nimmt die Post!“

Räthsel.

Rath' Ritter: Zehn Vögel gut.
Der erste davon hat keinen Muth.
Der andere hat gar keinen Magen.
Der dritte aber mangelt des Kragen.
Der vierte hat keine Zunge.
Der fünfte säugt selbst seine Junge.
Dem sechsten fehlt sogar die Galle.
Der siebente singt, schöner denn sie alle.
Der achte verkündet die künftige Zeit.
Der neunte fliegt über alle weit.
Und der zehnte ist so klug und weis',
Daß er ißt dreijährige Speis'.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter für Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 126. Dienstag, 21. Oktober 1862.

Am Ziele.

(Fortsetzung.)

Der Erzähler machte eine Pause, stand auf und durchmaß einige Male das Zimmer mit raschen Schritten. Sein Zuhörer schaute ihm aufmerksam nach und nickte leise mit dem Kopfe. Doch schien es nicht, als ob ihn die Mittheilungen des Freundes überrascht oder gar bekümmert hätten. Im Gegentheile, — es war, als ob ein leises zufriedenes Lächeln um seine Lippen spielte, als ob die grauen Augen von einem lebhaften Feuer erglänzten. Doch dies Alles bemerkte Johannes nicht. Nach einigen Gängen auf und nieder gesellte er sich wieder zu dem Freunde und fuhr in seiner Erzählung fort:

„Siehe, Bernhard, das ist mein Verhältniß gewesen zu dem nachmals so viel begehrten und viel besprochenen Fräulein von Degenberg. Nicht mehr, nicht weniger! — Eine kindische Einfalt, eine Abgeschmacktheit von dem treuherzigen Jüngling, der von dem Leben und seinen Ansprüchen kaum noch einen Begriff hatte. Und von ihrer Seite? Von ihrer Seite, Bernhard? Was meinst Du? Zunächst wohl auch nur eine kindische Einfalt. Dann eitler, sträflicher Uebermuth, selbstsüchtige Genußsucht, und endlich kalte, herzlose Klugheit! Und jenes Mädchen zählte damals siebzehn Jahre, ein achtunggebietender Anfang für so junge Jahre!"

„Und seyd Ihr niemals wieder einander begegnet, Johannes?" fragte Bernhard dazwischen, und auch jetzt schien es noch nicht, als ob ihn die entrüstete Aufwallung des Freundes besonders rührte.

„Ein einziges Mal noch," antwortete Jener, „und darauf wollte ich eben kommen, weil es mit meinem späteren Schicksale zusammenhängt. Es war wohl vier bis fünf Jahre nach unserer damaligen Trennung. Mein bisheriger Erfolg war noch immer ein geringer gewesen. Der Aufenthalt in Italien hatte mich nicht so gefördert, als ich es gehofft hatte. Zwar ermannte ich mich wieder und begann zu arbeiten. Anhaltender, eifriger als zuvor. Allein abermals war es zumeist ein Schaffen um der Nothdurft willen, ohne inneren Trieb, ohne geistigen Aufschwung. Denn es galt wieder zu leben, es galt an die Heimkehr zu denken und dafür zu sorgen, daß Ring und Kette, die ich versetzt hatte, wieder eingelöst und dem Geber zurückerstattet wurden. Eine Ahnung sagte mir, daß Klara meine Lage durchschaut und jene Gaben veranlaßt haben müsse; ein Almosen für den Bettler, eine Abfindung für den Liebeswerber! Fort also, fort mit dem beschimpfenden Andenken.

„Du weißt es wohl selbst, Bernhard, was es heißt, an sich und der Welt verzweifeln. Das Sprichwort sagt, es sey ein Jeder seines Glückes Schmied. Aber auch das ist so ein halb wahres Wort wie vieles Andere, was man als vollwichtige Weisheit preist. Nein und tausendmal nein! Zu kämpfen und ehrlich zu ringen mit dem Widerwärtigen vermag der Mensch. Aber Kampf heiß' ich keinen Sieg. Nicht untersinken, keinen Erfolg, und so ist das Glück am Ende doch nur eine freie Gabe des Schicksals. Ich kam nicht vorwärts, gewann keinen Boden. Auch als ich später besseren Muth faßte und nach Beseitigung der drückendsten Verbindlichkeiten von Neuem an selbständige Arbeiten ging, fanden meine Bilder nur wenig Freunde, mein Schaffen nur spärliche Aufmunterung. Woran es lag, weiß ich nicht. Waren meine Flügel schon lahm geworden, war ich von Haus aus kein Anderer gewesen, als ein Pfuscher und Farbenklecker? Aber doch hatte man mir früher, hattest namentlich auch Du, Bernhard, mir glückliche Anlagen und eine hoffnungsvollere Zukunft verheißen. Und sah ich nicht, was Andere leisteten und wie sie vorwärts kamen, die Einen im Fluge, die Andern zwar langsamer, aber stätig! Und war ich denn wahrhaftig ein Schlechterer als Jene?

„Um die Zeit, von der ich Dir zum Schlusse erzählen muß, lebte ich noch in der Residenz. Mit vielem Fleiße und unter mannigfachen Opfern hatte ich wiederum ein Bild gemalt und zur Gemäldeausstellung geliefert. Von dieser Arbeit endlich hoffte ich Erfolge; zum Allerwenigsten hoffte ich, daß es einen Käufer finden und mich auf diese Weise drückenden Verlegenheiten überheben werde. Ich hatte ja dieses Mal so recht mit Lust und Liebe gemalt und einen Gegenstand gewählt, der ganz gewiß zum Herzen sprechen mußte. Das Bild — Du kennst es wohl? — war bezeichnet: der Todesengel. Eine sterbende Mutter liegt auf dem Ruhebette; ihr zu Haupt und Füßen stehen trauernde unmündige Kinder. Sie hat einen Brief in der Hand, den letzten, den sie von dem abwesenden ältesten Sohne aus weiter Ferne erhalten. Ob er jetzt noch am Leben, den sie als Versorger der armen Waisen so sehnlich herbeiwünschte, weiß die Sterbende nicht; denn Jahre lang ist keine Nachricht von ihm eingegangen. In diesem Augenblicke aber weilt der schon halb gebrochene Blick auf der Thüre des Zimmers. Denn dort erscheint in fremdländischer Reisetracht der Ersehnte, ein schöner jugendlicher Mann, und streckt seine Arme der Sterbenden entgegen. Sie aber weiß es nicht mehr, — ist es der fern geglaubte Sohn, ist es der Todesengel, im Gewande des geliebten Kindes herabgekommen, um sie heimzugeleiten.

„Dies aber sollte der letzte Versuch seyn auf diesem Felde. Fest und unverbrüchlich hatte ich mir gelobt, auf eigene Schöpfungen zu verzichten und meinen Pinsel nicht anders mehr zu führen, als zu sicherem Erwerbe, wenn es auch mit diesem Bilde mißglücken würde.

„Tag für Tag besuchte ich die Ausstellung und beobachtete anfangs, wenn schon aus vorsichtiger Entfernung, ob mein Bild Beachtung finde. Ein Kunstbericht in dem Lokalblatte hatte es bereits mit Schweigen übergangen. Aber das beirrte mich nicht; hatte ich doch den Berichterstatter noch nie um seine Gönnerschaft gebeten. Da war das große schaulustige Publikum ein weit besserer und unparteiischer Richter.

„Und dieses Publikum, Bernhard, dieses hochachtbare, kunstsinnige, vielköpfige Ungeheuer? Es hielt es mit dem Kritikaster und ignorirte mich. Es hatte aber auch Grund, mich zu ignoriren. Weder lüstern war mein Bild, wie die Morgentoilette eines jungen üppigen Mädchens, welche zu seinen Häupten, noch so prächtig von Farben und glänzend von Firniß, wie die beiden fetten schaukelnden Kinder in dichtem Baumschlage, welche unmittelbar unter ihm, noch endlich gar lehrreich und kennzeichnend für noble Passionen, wie die Vollblutpferde, welche rechts und links von demselben hingen! Es war ein ganz unbedeutendes, mattes und weinerliches Gepinsel, mit dessen Anschauen und Deuten man schlechterdings keine Zeit verlieren durfte; ein Bild, welches ein rechter Kunstmäcen um den bescheidenen Preis, den der Katalog nachwies, gar nicht ankaufen konnte, ohne seiner bewährten Kennerschaft eine Blöße zu geben!

„Nur noch einige Tage war die Ausstellung geöffnet, dann hatte mein Kummer ein Ende und das Bild, an dem ich mit einer gewissen schwermüthigen Liebe hing, wanderte in mein Stübchen zurück. Da — es war schon spät und der Raum fast leer — erblickte ich von meinem ziemlich entfernten Beobachterposten aus ein junges, beinahe dürftig gekleidetes Mädchen vor meinem Bilde und zwar, wie es mir schien, in eifrige Betrachtung verloren. Sie blieb auch dort, bis der Diener hinzukam und ihr, wie den andern wenigen Besuchern, den Schluß des Lokals ankündigte. Ich suchte das Mädchen einzuholen und einen Blick von ihr zu gewinnen. Allein es gelang mir nicht, sie war in dem geräumigen Hause verschwunden.

(Fortsetzung folgt.)

Theater-Anekdoten.

Vor Kurzem ist in London bei Wm. H. Allen u. Comp. in zwei ziemlich starken Bänden eine **„History of the Opera from its Origin in Italy to the present Time“** von Sutherland Edwards erschienen, welche den Leser für die Oberflächlichkeit und den Mangel wissenschaftlicher Behandlung durch einen außerordentlichen Reichthum an unterhaltenden Anekdoten über die Celebritäten der europäischen Bühnen entschädigt. Wir greifen Folgendes heraus:

Unter den ausgezeichneten Kunstliebhabern der Periode der (französischen) Regentschaft befand sich M. de Saint Montant, welcher die Viola wundervoll spielte und auch seine Söhne und Töchter in dieser Kunst unterrichtet hatte. In einen Prozeß verwickelt, welcher zu Nimes geführt wurde, begab er sich mit seiner musikalischen Familie zu den Richtern, legte ihnen, einem nach dem andern, seine Sache vor und gab jedem zum Schluß ein Concert, durch welches er sie so hinriß, daß sie einstimmig zu seinen Gunsten entschieden.

Früher war ein Prozeß fast in derselben Art, aber logischer, zu Gunsten von Joseph Campra,

dem Bruder des Komponisten an der Oper zu Marseille, entschieden worden. Der Direktor nämlich weigerte sich, die Musiker zu bezahlen, weil sie nicht gut genug spielten. In Folge dessen wurde er von dem ganzen Korps verklagt, welches bei seinem Erscheinen im Gerichtshofe durch Campra das Gesuch um die Erlaubniß stellte, seine eigene Sache führen zu dürfen.

Als der Gerichtshof die Erlaubniß ertheilte, stellten sich die Instrumentalisten in Orchesterordnung auf und begannen unter Campra's Direktion eine Ouverture von Lulli, und die Exekutirung dieses Stückes entzückte das Tribunal so, daß es einstimmig den Direktor zur Zahlung der verlangten Summe verurtheilte.

Ein noch kurioserer Streit zwischen einem Violinisten und einem Tänzer wurde für beide Parteien zufriedenstellend geschlichtet. Der Tänzer befand sich auf der Bühne und übte neue Pas ein, während der Violinist im Orchester die nöthige musikalische Begleitung dazu spielte.

„Ihr Gekratze ist genügend, einen Menschen wahnsinnig zu machen," sagte der Tänzer.

„Sehr wahrscheinlich," erwiederte der Musiker, „und Ihr Gespringe ist höchstens eines Clowns würdig. Da Sie ein so feines Gehör haben und die Natur Ihnen auch die geringste Grazie versagt hat, so würden Sie vielleicht gern meinen Platz im Orchester einnehmen?"

„Ihre Unbehilflichkeit mit dem Bogen läßt mich zweifeln, ob Ihre brauchbarsten Gliedmaßen nicht Ihre Beine sind," antwortete der Tänzer. „Sie werden nie etwas Vernünftiges thun, wo sie sind. Warum versuchen Sie nicht Ihr Glück im Ballet? Geben Sie mir die Violine und kommen Sie auf die Bühne. Ich kann bereits Skala spielen. Sie können mich Menuetten spielen lehren und ich will Ihnen zeigen, wie Sie dieselben tanzen sollen."

Der vorgeschlagene Tausch fand statt und hatte das glücklichste Resultat. Der unmusikalische Fiedler, dessen Name Dupré war, erwarb großen Ruhm im Ballet und Léclair, der ungeschickte Tänzer, wurde das Haupt der französischen Schule im Violinspiel.

Zu der Zeit, als die berühmte Tänzerin Sallé florirte, war es in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in der Pariser guten Gesellschaft nicht Sitte, daß junge Damen vor ihrer Verheirathung in der Oper erschienen. Ihre Mütter waren entschlossen, entweder ihre Töchter von jeder Gefahr entfernt zu halten, oder einer gefährlichen Nebenbuhlerschaft so lange als möglich zu entgehen. Sobald aber sie eben einen Mann hatte, konnte sich die neu verheirathete Dame in der Oper so oft zeigen, als ihr beliebte, und es war ein Punkt in der Etiquette, daß sie durch die Oper in die fashionable Welt eintrat. Diese Debütantinnen des Publikums präsentirten sich demselben in dem reichsten Anzuge und mit den brillantesten Diamanten, und wenn der Effekt gut war, gaben die Herren in dem Parterre ihre Zufriedenheit durch Händeklatschen zu erkennen.

Mademoiselle Sallé war 1734 für die Karnevalszeit mit 1000 Kronen (3000 Franks) nach London engagirt worden. Der Direktor eines rivalisirenden Theaters bot ihr bei der Ankunft statt 1000 Kronen, welche sie von Händel angenommen hatte, 3000 Guineen (21,000 Thlr.) an, indem er hinzufügte, da sie keinen Kontrakt unterzeichnet habe, hindere sie nichts an diesem Tausche.

„Und mein Wort," antwortete die seltene Tänzerin, „zählt mein Wort für nichts?"

Diese Erwiederung bereitete, applaudirt und von Mund zu Mund zirkulirt, Sallé's Erfolg vor und hatte den glücklichsten Einfluß auf ihre Benefizvorstellung. Alle Londoner Journale gaben glänzende Berichte über die Triumphe der Maria Taglioni und die Zeichen von Bewunderung und Dankbarkeit, welche sie erhielt. Ebenso schmeichelhafte Schilderungen kamen uns von den eisigen Ufern der Neva zu. Bloße Kleinigkeiten, **niaiseries**, **debolleze**! Dieses Furore, dieser Enthusiasmus, dieser Fanatismus, diese königliche und kaiserliche Freigebigkeit, war sehr wenig oder vielmehr nichts im Vergleich zu der Huldigung, welche die Söhne Albions an die göttliche Sallé verschwendeten. Die Geschichte erzählt uns, daß bei ihrer Benefizvorstellung die Leute vor den Thüren des Theaters fochten, daß unzählige Theaterfreunde sich genöthigt sahen, mit ihren Degen oder wenigstens ihren Fäusten die Plätze zu erobern, welche ihnen zu enormen Preisen in der öffentlichen Auktion zugeschlagen worden waren. Die Plätze wurden verauktionirt; als Mademoiselle Sallé ihren letzten Knix machte und das Parterre mit der bezauberndsten Anmuth anlächelte, brach aus allen Räumen ein furioser Applaus los und schien das Theater bis in seine Grundfeste zu erschüttern. Während der Wirbelwind heulte und der Donner brüllte, fiel ein Hagel von gefüllten Börsen auf die Bühne und ein Schauer von Bonbons folgte in derselben Richtung. Diese in London verfertigten Bonbons waren von eigenthümlicher Beschaffenheit, Guineen, nicht etwa wie die Doublonen und Louisd'ors in Teigmasse, wie sie in den Schaufenstern der Zuckerbäcker liegen; nein, gute, ächte Guineen von peruanischem Metall bildeten, gut und solid

zusammengebunden, die Leckerei und die Papillotte war eine Banknote. Das waren kostbare Projektile; Argumente, welche noch immer klangen, wenn der flüchtige Sturm des Applauses zu Ende war. Unsere Lieblings-Virtuosinnen setzen jetzt, nachdem sie dieselben einen Augenblick ans Herz gedrückt haben, die ihnen von einem elektrischen Publikum zugeworfenen Kränze auf den Kopf. Mademoiselle Sallé steckte die Beweise der Anerkennung ihrer Bewunderer in ihre Taschen oder vielmehr Beutel, und die leichte, schäkernde Truppe der kleinen Liebesgötter, welche die neue Tänzerin umschwebten, lasen die kostbaren Zuckerpflaumen, wie sie herabfielen, auf, und acht tanzende Satyrs trugen die improvisirten Schätze hüpfend hinweg. Diese Aufführung brachte Mademoiselle Sallé mehr als 200,000 Franks ein. So erzählt wenigstens Castil Blaze.

Mannigfaltiges.

Wie für Fische und im Wasser lebende Amphibien das Aquarium, so hat Herr C. C. H. Müller in Hamburg für die Landbewohner der letzteren Thierklasse, für Käfer und andere Insekten, vor Kurzem ein sogenanntes „Vivarium" eingerichtet, welches schon Hunderte von Naturfreunden mit außerordentlichem Vergnügen betrachtet haben. Dieses Vivarium befindet sich unter Glas, ist 5 Fuß lang, $2^1/_2$ Fuß breit und 4 Fuß hoch und stellt den Rammelsberg aus der Harzgegend dar. Der Berg ist künstlich von Granit, Erz und Kalkstein aufgebaut, mit Höhlen versehen und bepflanzt mit kleinen Blumen, welche zwischen den Steinen wild durcheinander hervorwachsen, wie Sedum, Saxifraga, Farren, Moose ꝛc. Am Fuße des Berges erhebt sich eine Weide, die ihre Zweige über einen kleinen Bach ausbreitet, welcher mit Schilf und anderen Pflanzen bewachsen ist. Den übrigen Raum nehmen verschiedene Pflanzen und Bäume ein, welche durch die sich bildende feuchte Luft ein üppiges Gedeihen haben. Belebt wird das Vivarium unter Anderem durch zwei grüne fast einen Fuß lange Eidechsen (**Lacerta viridis**), verschiedene andere Eidechsen, wie **Lacerta agilis, crocea** ꝛc., Blindschleichen mit ihren Jungen, Ringelnattern, Feuer- und Teichmolche, Laub-, Wiesen- und andere Frösche, Kreuzunken und andere Kröten, Käfer, Schnecken, Raupen, Schmetterlinge ꝛc. Sobald die Sonne das Vivarium bescheint, beginnt ein reges Leben. Die große grüne Eidechse kommt aus ihrem Schlupfwinkel hervor und legt sich in die Sonne. Bald kommen auch etliche kleine Eidechsen und legen sich quer über jene, ein Frosch gesellt sich dreist dazu, und die Ringelnatter oder Blindschleiche vergrößert dieses Knäuel. Eine ähnliche Gruppe erblickt man zuweilen noch oben in den Zweigen eines Baumes. Es herrscht die größte Eintracht unter ihnen. Nur Schmetterlinge, Raupen, Fliegen ꝛc. sind den Verfolgungen ausgesetzt und müssen öfter erneuert werden. Die Thiere haben zu ihrem Herrn eine solche Zuneigung, daß, wenn der Kasten geöffnet wird, sie sich sogleich einfinden, um aus seinen Händen und selbst aus seinem Munde ihr Futter zu empfangen.

(Herrenmoden.) Von Paris kommt die bedenkliche Kunde, daß der künftige Winter eine förmliche Revolution in die Kleidung der Herren bringen dürfte. Verschiedene Elegants, heißt es, sind entschlossen, die ungarische Tracht anzunehmen, die dem wohlgewachsenen Mann einen so charmanten Schik gibt. Sie werden zugleich eng anliegende Hosen tragen, deren Enden sich in den Stiefeln verlieren, und die Stiefelborde werden oben auf der Seite mit einer Eichel verziert seyn. Der prosaische Cylinder soll dem flotten ungarischen Hütchen Platz machen, das unsere Damen bereits zu Ehren gebracht haben. Auch spricht man davon, den alten ehrlichen Mantel wieder aus dem Exil zu rufen, damit er den schneiderhaften Ueberzieher aus dem Feld schlage.

Ein Schneider forderte von einem seiner Kunden sein Geld. Entrüstet rief dieser: „Glauben Sie, daß ich Ihnen davonlaufen werde?" — „Ach nein, das nicht," antwortete der Schneider, „aber ich fürchte, daß ich davonlaufen müsse, wenn ich nirgends Geld bekomme."

Auflösung des Räthsels in № 125:

Der erste ist die Turteltaub nach Abgang ihres Gemahls, der andere ein Habicht oder ein Käuzlein, der dritte die Biene, der vierte ein Storch, der fünfte die Fledermaus, der sechste die Eule, der siebente Frau Nachtigall, der achte der Hahn, der neunte die Schwalbe, der zehnte der Krametsvogel, der verspeist Wachholderbeeren, die erst im dritten Jahre reifen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 127. Freitag, 24. Oktober 1862.

Am Ziele.

(Fortsetzung.)

„Am nächsten Tage um dieselbe Stunde traf ich das Mädchen wiederum vor meinem Bilde, und ebenso die übrigen Tage bis zum Schlusse der Ausstellung. Aber noch immer nicht hatte ich sie von Angesicht zu Angesicht gesehen. Eine gewisse Scheu hielt mich ab, mich im Saale an sie heranzudrängen und beim Verlassen des Lokals vermochte ich nie, sie in nicht auffälliger Weise zu erreichen. Und dennoch nahm ich das lebhafteste Interesse an dieser Bekanntschaft mit der einzigen Person, die — mochten ihre Beweggründe seyn, welche sie wollten — mein armes letztes Bild einer theilnehmenden Beachtung gewürdigt hatte.

„Noch am letzten Tage wurde mein Wunsch erfüllt. Eben wollte das Mädchen, wie gewöhnlich, den Saal vor mir verlassen und hinausschlüpfen, als einer der Direktoren der Ausstellung noch in der Thüre ihr entgegentrat und sie so laut, daß ich es hören konnte, mit den freundlichen Worten anredete:

„Nun, Fräulein Wallner, hat Ihnen diese Ausstellung Freude gemacht?

„O gewiß, gewiß, Herr Professor, antwortete das Mädchen mit einer Stimme, deren Wohllaut mich unendlich anzog, ich bin Ihnen herzlich dankbar für das mir zugesandte Billet. Ein Bild besonders hat mich glücklich gemacht. Es ist „der Todesengel“ bezeichnet. Die sterbende Mutter sieht meiner seligen Mutter so ähnlich! Ach, wenn ich dieses Bild mir kaufen könnte!

„Und wie sie dies sagte, konnte ich der Sprecherin in's Antlitz schauen, und ich blickte in ein kindlich reines Gesicht mit einem Paar thränenfeuchten Augen, die mich noch mehr fast rührten, als die treuherzigen Worte der Kleinen. Auch der Herr Professor zeigte eine recht mitleidsvolle Miene. Aber noch heute weiß ich nicht, ob es Mitgefühl für das Schicksal der früh Verwaisten, oder Mitleid über ihren schlechten Kunstgeschmack!

„Für mich wurde die Begegnung verhängnißvoll. Denn ich ruhte und rastete nicht eher, als bis ich Marie Wallner hatte kennen lernen und bis mein Bild, nach dessen Besitz sie verlangt hatte, in ihrem Stübchen hing, — — mein erstes Brautgeschenk. Denn so geschah es in rascher Folge. Mein Herz wandte sich dem jungen Mädchen zu, das, ein Muster von älterer Schwester, mit seinen verwaisten beiden unerzogenen Geschwistern von seiner Hände Arbeit und den Resten eines winzigen Vermögens lebte, das ihnen und der damals noch lebenden Mutter der früh verstorbene Vater, ein redlicher, wenig bemittelter Kaufmann, hinterlassen hatte. Und ich war muthig genug, um ihr Loos mit dem meinigen zu verketten, und nicht ihr allein Treue zu geloben bis zum Tode, sondern auch ihr zu versprechen, daß ich ihren Geschwistern, von denen sie sich nicht trennen mochte, bevor sie erzogen waren, ein väterlich sorgender Bruder seyn wollte.

„Dafür wurde sie ja die Meine, das holde, in anspruchsloser Einfachheit so reizende Geschöpf; ein gutes, liebes Kind, wenn Du ihr kosend in die blauen Augen blicktest, ein treues, verständiges Mütterchen, wenn es der Fürsorge für mich und der Geschwister galt. Und es war nicht Leichtsinn, der mich jenen ernsten Schritt thun ließ. Fest entschlossen, wie ich mich um jene Zeit fühlte, auf eigenes Schaffen und geträumte Erfolge zu verzichten, durfte ich um unserer Zukunft willen nicht zagen und bangen. In meiner raschen geübten Hand besaß ich ein Kapital, das sich, wohl angelegt und weise zu Rathe gehalten, vortrefflich verzinsen mußte. Nur nicht schwanken durfte ich, nur nicht beirren lassen; Kopie und Porträt — das waren die Felder, auf denen ich reichlich Brod bauen konnte, um mit den Meinigen nicht Noth zu leiden. Und das

Liebesglück, welches mir aufzugehen schien, die befriedigte Sehnsucht meines Herzens, sie sollten mich hinfort entschädigen für das, was ich ohne Leid aufgab und — im Grunde noch nie besessen hatte.

„Es war in der Weihnachtszeit, in den ersten Tagen nach meiner Verlobung mit Marie, als ich mit nicht geringem Erstaunen ein Billet von Fräulein von Degenberg empfing. Es war aus der Residenzstadt datirt, wo ich noch immer lebte. Die Dame, von der ich seit meinem Abschied in Rom kaum wieder gehört hatte, lud mich mit kurzen Worten ein, ihr in dem Hause einer befreundeten Familie, deren Gast sie sey, einen Besuch zu machen, da sie mit mir zu sprechen wünsche und mich doch nicht persönlich überfallen möge, wie einst im fremden Lande.

„Was hatte ich noch mit ihr zu schaffen? Vergessen zwar hatte ich sie niemals, doch die Erinnerung an sie und meinen Jugendtraum war längst überwunden. Wozu solch ein persönliches Wiedersehen von Personen, die sich für immer geschieden haben? Ja, ich leugne es nicht: ich argwöhnte, daß es der stolzen Dame um nichts Anderes zu thun sey, als um ein psychologisches Interesse an der Begegnung mit dem verschmähten Manne; und da ich nicht geneigt war, ihre starkgeistige Unbefangenheit bei dieser Scene zu bewundern und meinerseits die Rolle des Verblüfften zu übernehmen, so lehnte ich in höflich kalten Worten die mir zugedachte Ehre schriftlich ab.

„Marie zwar, der ich von der Sache erzählte, — meine einstige Beziehung zu Klara von Degenberg kannte sie schon längst! — billigte mein Verhalten nicht und meinte, ich hätte gehen sollen; denn meine Ablehnung könne Jener am Ende für Trotz oder — noch schlimmer — für Zaghaftigkeit gelten. Allein dessenungeachtet glaubte ich verständig gehandelt zu haben, und was war mir am Ende noch an der Meinung der Fremden gelegen?

„Am Weihnachtsabend wollte Marie mir und den Kindern bescheeren. Deßhalb lud ich sie nebst den Geschwistern schon für den vorhergehenden Abend zu einer kleinen Christfreude in meine Behausung ein. Ich hatte das Zimmer festlich geschmückt und festlich auch sah es in unsern Herzen aus. Wir waren zufrieden und reich an bescheidenem Hoffen. Nachdem wir ein einfaches Mahl genommen, setzten wir uns, wie eine rechte stille Weihnachtsfamilie, zusammen an den großen runden Tisch und spielten mit den Kindern, die über alle die neuen Herrlichkeiten ganz selig waren. Da — es war noch sehr früh am Abend, denn ich hatte bei meiner Einrichtung auf die kleinen Gäste Rücksicht genommen, — pochte es an der Thüre. Vertieft in den Bau eines hölzernen Hauses, ließ ich mich nicht stören und meinte, es sey die Aufwärterin, die ich wieder bestellt hatte. Es pochte noch einmal. Nun sprang Mariens Bruder zur Thüre, und während meine Verlobte den Arm zurückzog, den sie, neben mir sitzend, um meine Schulter geschlungen hatte, hörte ich eine fremde, doch nicht unbekannte Stimme zu dem Kleinen sagen: Entschuldiget, ich bin hier fehlgegangen. Und rasch schloß sich die Thüre und leichte Schritte eilten die Treppe hinunter. Der Knabe aber versicherte uns, eine schöne vornehme Dame mit großem Pelzmantel habe an der Thüre gestanden und durch die halb geöffnete Thüre verwundert in's Zimmer geblickt. Ich eilte ihr nach, um Gewißheit zu haben. Doch war es zu spät. Als ich unten in der Hausflur ankam, rollte draußen ein Wagen davon.

„Ich zweifelte keinen Augenblick, daß es Klara gewesen, die mich hatte aufsuchen wollen und durch den unvermutheten Anblick unserer Familienscene verscheucht worden war. Das war ein Stücklein, wie es ihr ähnlich sah. Allein mir sagte der Einfall nicht zu, ich fühlte mich gestört, vielleicht ein wenig beschämt. Die festliche Stimmung war verrauscht und bald darauf nahm die kleine Gesellschaft von mir Abschied.

„Das war die letzte Begegnung mit Klara, wenn ich es so nennen darf, Bernhard. Und bald darauf verheirathete ich mich, übersiedelte hierher und es begann ein zweiter, noch ernsterer Abschnitt meines Lebens.

„Mein Weib war lieb und gut und erfüllte seine Pflichten auf's Treueste. Vielleicht that auch ich meine Schuldigkeit nach dem mir beschiedenen Maße von Kraft und Einsicht. Ich hoffte es wenigstens und mußte es hoffen, um mich aufrecht zu halten. Ich arbeitete tapfer und ohne zu wählen. Ich ernährte mich und die Meinigen, nicht knapp nur und nothdürftig. Sie hatten niemals zu klagen über Mangel oder Vernachlässigung. Das weißt Du Alles, Bernhard. Aber b e f r i e d i g t war ich nicht und mein armes Weib ließ das Köpfchen oft so traurig hängen, als fühlte auch sie, daß wir Beide nicht das rechte Loos gezogen. Doch nie kam ein Vorwurf über unsere Lippen; was hätten wir auch einander vorwerfen sollen? Unserem Leben fehlte es an Licht und Sonnenschein; das kommt von oben. Ich fühlte, wie ich geistig verkümmerte über dem handwerksmäßigen Schaffen, wie meine besten Kräfte rosteten, wie meine Liebe nicht stark und mächtig genug war, um mich das vergessen zu lassen, worauf ich dereinst nur allzuleicht verzichten wollte. Und

diese Empfindung lastete hinwiederum auf meinem armen Weibe. Wie sie so sah, daß ihr Besitz mein Wünschen und Hoffen nicht erfüllte, und daß mir doch das Leben ein Anderes zu bieten nicht gewillt war, da verzagte sie wohl und klagte sich an, so unschuldig sie war. Und so vergingen wie trübe Herbsttage einige stille Jahre, und es kam die Stunde, da sie von mir und den beiden Geschwistern, für die sie so treulich gesorgt hatte, Abschied nahm. Sie war nicht eigentlich krank gewesen. Nur ihre Kräfte waren leise geschwunden und ihre Augen hatten einen seltsamen Glanz erhalten. Auf dem Sterbelager reichte sie mir ihre kleine magere Hand und sagte mit ihrer sanften glockenreinen Stimme: Sey mir nur ja nicht böse, Johannes; Du bist nicht glücklich gewesen, aber — ich konnte ja nicht dafür!

„Kurz darauf verschied sie. Ueber ihrem Bett hing jenes Bild, das uns dereinst zusammengeführt und das ich ihr deßhalb zum Brautgeschenke gegeben. Sie hatte sich nie von ihm trennen mögen. Auch an ihrem Lager standen weinende Kinder, wie auf dem Bilde, aber neben ihnen — ich, der aber nicht einmal Thränen hatte für die geschiedene Gattin. Ja, Bernhard, so arm war ich damals, so arm in meinem Gemüthe, daß ich nicht einmal Thränen hatte für die Verstorbene!

„So sind zertrümmerte Hoffnungen mein Loos gewesen bis auf den heutigen Tag und schwerlich werde ich ihnen ja noch entrinnen. O daß ich abschließen lernte mit dem Leben, daß mein begehrliches, glückbedürftiges Herz endlich zur Ruhe käme!"

Johannes schwieg. Der Andere war allmälig ernster geworden, der zuversichtliche Ausdruck in seinem Gesichte war einem gedankenvollen, fast zweifelnden gewichen. So schaut der Arzt darein, der schon die sichere Spur des Uebels gefunden zu haben meinte und durch die späteren Mittheilungen des Kranken in neue Zweifel versetzt wird.

Doch jetzt schlug es 12 Uhr. Von dem benachbarten Thurme ertönte ein Choral. Bernhard ergriff das Glas und stieß mit dem Freunde an.

„Gott besser' es, — lautete sein Trinkspruch — und geb' uns ein zufrieden Jahr!"

Dann warf er den kurzen luftigen Mantel um die Schulter, stülpte den grauen Filzhut auf den Kopf und wünschte, ohne sonst weiter ein Wort zu verlieren, dem Freunde gute Nacht.

(Fortsetzung folgt.)

Indianische Justiz.

Zu den Wohlthaten, welche die Civilisation der Weißen den Indianerstämmen gebracht, ist eine neue getreten. Wir haben ihnen Pulver und Branntwein gegeben und jetzt haben sie auch von uns das Strafrecht und den Galgen angenommen.

In Folge dieser neuen Errungenschaft hat in einem nokesischen Dorfe, 26 Meilen von der Stadt Van Buren, in dem Staat Arkansas, letzthin eine Hinrichtung stattgefunden, deren nähere Umstände Heiterkeit erregen würden, wenn es sich nicht dabei um das Leben eines Menschen handelte. Ein Indianer Namens Musquitto war ermordet worden und der Verdacht fiel auf eine andere Rothhaut Namens Nat. (Abkürzung für Nathaniel.) Derselbe wurde vor eine irokesische Jury gestellt und schuldig befunden. Es war daher an dem irokesischen Sherif, die verhängte Todesstrafe zu exekutiren. Die Weißen hatten mit dieser Angelegenheit nichts zu schaffen und haben sich auch nicht in dieselbe gemischt.

Ein Augenzeuge beschreibt die Hinrichtung in folgender Weise: Der Sherif hatte den Galgen in kurzer Entfernung von der Hütte aufrichten lassen, in welcher die Geschworenen ihre Sitzung gehalten hatten. Als man aber Nat, der eine Art von Riese war, daran hängen wollte, fand es sich, daß derselbe fast eben so groß war, als der Galgen. Man mußte ein anderes Instrument für die Hinrichtung suchen.

Der ganze Stamm, den Sherif und den Verurtheilten an der Spitze, machte sich längst den schattigen Ufern des Arkansas auf den Weg, um einen Baum zu suchen, der zum Galgen tauglich war. Nach einer Promenade, die sich ziemlich in die Länge zog, weil bald der Sherif, bald der Verurtheilte an den verschiedenen Bäumen, die man traf, etwas auszusetzen hatte, gelangte man endlich zu einem prächtigen Baumwollenbaum, eine Art von Pappel, von dem ein dicker Ast unter einem rechten Winkel in einer Höhe ausging, welche mehr als genügte, um die Operation mit Erfolg vorzunehmen.

„Gefunden!" rief der Sherif, und der Verurtheilte bemerkte kaltblütig: „Wir hätten einen bessern wirklich nicht finden können."

Nachdem die Sache also in Ordnung war, äußerte Nat den Wunsch, noch zum letztenmale ein Bad in dem Arkansas zu nehmen. Sein Verlangen wurde ihm ohne Bedenken gewährt. Ein Weißer hätte diese Gelegenheit vielleicht zur Flucht benützt, aber von einem Irokesen war nichts der Art zu

befürchten. Der richtige Nathaniel warf die Decke ab, die ihm statt aller Kleidung diente, sprang in den Fluß und schwamm vergnüglich hin und her. Dann kam er wieder aus dem Wasser, ohne daß man ihn gerufen hätte, hüllte sich in seine Decke und stand bereit, die Rolle zu spielen, die ihm das Gesetz bestimmt hatte.

Der Sherif hieß ihn jetzt auf den Baum klettern und er befolgte den Befehl mit der Geschicklichkeit eines Eichkätzchens. Der Beamte und seine Gehilfen folgten ihm mit dem verhängnißvollen Stricke.

Nat hielt auf dem Aste still, der sich wie der Arm eines Galgens in die Luft streckte; doch der Sherif ersuchte ihn, sich so weit als möglich dem äußern Ende des Astes zu nähern, was der Verurtheilte auch mit vieler Gewandtheit that. Der Sherif, welcher zugleich das Amt eines Henkers mit seiner Würde verband, legte hierauf die Schlinge um den Hals des Verurtheilten und befestigte das andere Ende desselben an dem Aste.

Alle diese unheimlichen Vorbereitungen wurden, so befremdend es auch scheinen mag, von beiden Theilen mit der größten Kaltblütigkeit von der Welt getroffen, als ob es sich um ein wissenschaftliches Experiment gehandelt hätte. Als endlich Alles zur Zufriedenheit Nats und des Sherifs geordnet war, bemerkte dieser letztere, daß er jetzt von dem Baume heruntersteigen und ihm von unten zurufen würde, wenn er springen sollte.

„Abgemacht," sagte der Irokese.

Nach Verlauf einiger Minuten rief der Sherif in der That: „Nat, springe," und Nat sprang.

Da die Höhe sehr beträchtlich war, so folgte dem Sprunge fast unmittelbar der Tod des kaltblütigen Nat.

Mannigfaltiges.

Der „B. B. Z." entnehmen wir folgende, von ihr jedenfalls mit Beziehung auf die so hart verurtheilten Graudenzer Soldaten mitgetheilte schöne Anekdote: Unter der Regierung Friedrich Wilhelms des Dritten, des Vaters unseres regierenden Königs, dem die Geschichte den Beinamen „der Gerechte" gegeben hat, brach im Garde-du-Korpsregiment ein Aufstand aus, bei weitem ärger, wie die Insubordination, welche die Kompagnie des Hauptmanns v. Besser in so namenloses Unglück gestürzt hat. Es wurde in Folge dieses Ereignisses ein großer Theil der Unteroffiziere zu lebenswieriger Festungsstrafe verurtheilt. Die Verurtheilten wurden in die Kasematten von Magdeburg gebracht und dort zusammen in einer Zelle mit Ketten um den Leib an einen Klotz geschmiedet, so daß Jeder von ihnen nur etwa 5 Schritte gehen konnte. Einige Zeit nach der Verurtheilung besuchte der König die Festung Magdeburg und besah sich auch die Kasematten. Es wurde auch die Zelle vor dem Könige aufgeschlossen, in welcher die bereits am Leben verzweifelnden Unteroffiziere saßen. Der König blieb auf der Schwelle stehen, schauderte beim Anblicke, der ihm wurde, und trat zurück. Wer sind die Leute? fragte er in seiner kurzen Weise. Euer Majestät zu Befehl, es sind die verurtheilten Garde-du-Korpsunteroffiziere, antwortete der Kommandant. Der König trat noch einmal auf die Schwelle der Kasematte, warf noch einen Blick auf die bleichen Unglücklichen, sprach laut und vernehmlich die Worte: „Alle frei," wandte sich um und ging von dannen. Das Mark und Bein durchdringende Jubelgeschrei der so plötzlich dem Leben Wiedergegebenen brachte Allen, die es hörten, Thränen in die Augen. Alte Krieger sollen wie Weiber geheult haben. Wie die Rasenden stürzten alle, die Hände hatten, über die Gefesselten her, in unglaublich kurzer Zeit waren sie frei und noch ehe der König die Kasematten verließ, lagen die sämmtlichen Befreiten zu seinen Füßen und dankten mit erhobenen Händen dem Herrscher für ihr Leben. Der König liebte solche ergreifende Scenen nicht, er machte sich daher schnell von den Leuten los und sprang in seinen Wagen, in den ihm der Kommandant folgte. Zu diesem aber sprach er tief gerührt: „Doch ein göttliches Recht der Könige, die Gnade!"

Im Tuileriengarten wurde kürzlich ein Kind geraubt; am andern Tage sah daselbst eine Mutter ihre Tochter Arm in Arm mit einem Gardevoltigeur. „Was treibst Du denn hier?" fragte die Mutter zornig. „Ach, liebe Mama, Du weißt ja, daß in diesem Garten die Kinder geraubt werden, ich habe mich deßhalb in den Schutz dieses Gardisten begeben."

Ein in der Residenz erzogenes junges Mädchen heirathete einen Pachter vom Lande. Mit Eifer nahm sie sich der Landwirthschaft an, schrieb nach einigen Wochen einer Freundin, daß sie es darin schon sehr weit gebracht habe, und bat diese zugleich, sie möchte ihr mit nächster Gelegenheit Sauerkraut-Samen übersenden.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 128. Sonntag, 26. Oktober 1862.

Am Ziele.

(Fortsetzung.)

Es war einige Wochen später, aber noch in der Jahreszeit, wo der warme Ofen zu den besten Freunden des Menschengeschlechts zählt. Da finden wir den alten Maler mit dem burschikosen Sammtrocke und dem schneeweißen Kopfe wieder. Aber nicht bei Johannes, als Beichtvater eines ungeduldigen, mit dem Schicksale hadernden Herzens, sondern mitten in seinem Berufe und als Lehrmeister einer schönen, wenn auch nicht mehr ganz jugendlichen Dame, in welcher wir ohne Mühe die ehemalige Geliebte unseres jüngeren Freundes, Klara von Degenberg, erkennen werden.

Sie sitzt an der Staffelei und malt an einem mittelgroßen Oelbilde. Bernhard steht hinter ihr und folgt ihrer sichern Hand mit aufmerksamem Blicke. Es ist ein großes helles Gemach, in dem sich die Beiden befinden, mit einfacher Vornehmheit ausgestattet. Statuetten aller Art und Topfgewächse in geschmackvoller Zusammenstellung bilden seine hauptsächlichste Zierde. Gemälde und Kupferstiche an den Wänden findest du nicht. Die Herrin der Wohnung pflegt in diesem Raume zu malen und liebt es, sich bei dieser Beschäftigung von gleichartigen Eindrücken frei zu erhalten.

„Wie meinen Sie, Bernhard,“ unterbrach Klara ein längeres Schweigen, „ist das Kolorit des Gesichtchens da nicht zu blühend? Ist der Kopf nicht überhaupt ein wenig zu puppenartig, im Geschmacke von Porzellantassen und Almanachsbildern?“

„Ich sah schon schlechtere Kinderköpfe, als diesen,“ antwortete der Maler trocken, „viel langweiligere und dennoch fanden sie Liebhaber. Aber Roth dürfen Sie allerdings nicht mehr auflegen. Die Stubenluft gibt keine so rothen Wangen und ohne eine tüchtige Portion Stubenluft kommen die Kinder in der harten Jahreszeit einmal nicht weg.“

„Warum versetzen Sie meine Szene gerade in den Winter, Bernhard? ich wüßte nicht, wodurch ich dies angedeutet hätte.“

„Doch, doch, gnädiges Fräulein. Zwar sind Sie bis jetzt nicht gewissenhaft genug gewesen, um auch einen geheizten Ofen mit rothen Backen — viel glühender natürlich, wie die Kindergesichter! — auf dem Bilde anzubringen. Allein so heimlich gemüthliche Szenen bei Licht, wo Eltern und Kinder zusammensitzen und spielen, stellt man sich doch meistens zu der Zeit vor, wo es draußen stürmt und stöbert. Und dann — das Spielzeug auf dem Tische scheint mir noch neu zu seyn. Man sollte fast meinen, daß es der wackere Weihnachtsbaum nicht lange erst ins Haus gebracht habe?“

Klara hielt jetzt in ihrer Arbeit inne und richtete einen kurzen forschenden Blick auf den Maler. Der aber hielt ihn ruhig aus und verzog keine Miene seines, trotz der vorausgegangenen leichten Rede auffallend ernsten Gesichts.

Die Dame setzte hierauf ihre Arbeit fort. Bernhard sprach weiter: „Oder nein — ich irre mich doch, gnädiges Fräulein. Weihnachten kann noch nicht vorüber seyn auf dem Bilde. Dort in der halbgeöffneten Thüre sind ja die Umrisse einer lauschenden Gestalt zu erkennen. Wer könnte das anders seyn, als der Knecht Ruprecht, der dieser kleinen Gesellschaft seinen Besuch machen will? Aber verzeihen Sie mir eine Bemerkung, liebes Fräulein, die ich kaum noch unterdrücken kann. Ihr Verfahren bei dieser Arbeit ist sehr ein irreguläres und — nicht zweckmäßiges. Sie erschweren dadurch sich selbst das Schaffen, mir das Rathertheilen. Noch haben Sie den Entwurf des Bildes nicht vollständig aufgezeichnet, kaum nur den Raum auf der Leinwand flüchtig vertheilt und schon sind die beiden Kindergestalten beinahe fertig und bis ins Detail gemalt. Alles Uebrige zeigt sich noch in den rohesten Linien. Wäre es nicht dienlicher gewesen, erst eine

Skizze zu entwerfen und dann die Hauptarbeit zu beginnen? Ich bin wahrhaftig kein Pedant und weiß, daß Sie malen, wie es Ihnen gerade Vergnügen macht und — nach Frauenweise. Aber ein wenig Methode kann unter Umständen sogar das Vergnügen erhöhen!"

„Ja, ja, Sie haben Recht, Bernhard, Sie haben vollständig Recht," entgegnete Klara ungeduldig und, wie es schien, etwas gereizt, indem sie Pinsel und Palette weglegte und sich erhob, — „es war ein verfehlter Gedanke mit diesem Bilde im Vornherein. Ich bin der Arbeit noch gar nicht gewachsen und — werde sie zurücklegen oder ganz liegen lassen. Ich bitte Sie, mir wieder etwas Gutes zu besorgen, das ich kopiren kann, gleichviel ob Landschaft oder Genre und für heute werden wir wohl schließen müssen!"

Der Maler äußerte sein Bedauern, daß die Arbeit, welche so viel verspreche, nun plötzlich aufgegeben werden solle und bat dringend um deren Fortsetzung nach einem, zuvor näher zu besprechenden und festzustellenden Plane. Allein Klara beharrte bei ihrem Entschlusse und Bernhard wollte sich eben entfernen, als die Gesellschafterin des Fräuleins eintrat, um die Neuigkeit mitzutheilen, daß im Nachbarhause soeben der Major von Schönemann, während er dem Maler zur Aufnahme seines Porträts gesessen, vom Schlage getroffen worden und verschieden sey.

„Ein merkwürdiger Zufall!" — meinte Klara zu der Nachricht. „Doch der Mann war schon lange leidend und man konnte ein rasches Ende voraussehen. Aber wie mag es dem Maler zu Muthe gewesen seyn, Bernhard, als ihm so plötzlich — eine Leiche gegenüber saß!"

„Das werde ich wohl erfahren, gnädiges Fräulein," sagte Bernhard, ohne eine gewisse Bewegung verbergen zu können, „denn jener Maler ist — soviel ich weiß — mein Freund Johannes Brabant."

„Ja wohl, Herr Brabant," fiel rasch und theilnehmend die noch jugendliche Gesellschafterin ein; „ich habe ihn seit mehreren Tagen regelmäßig in das Schönemann'sche Haus gehen sehen. Und er scheint ohnedies so schwermüthig und finster zu seyn!"

Klara wandte sich nach dem Fenster und sagte halblaut: „Es ist richtig, Bernhard. Ihr Freund Johannes ist es, den dieser eigenthümliche Zufall berührt. Sie müssen sich das berichten lassen und mir wieder erzählen. Die arme Majorin! Sie ist noch so jung und — so schön, hat aber in ihrem Leben schon viel Trübes erfahren müssen. Und nun abermals dieser Verlust!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Schlacht von Waterloo.

Genrebild nach Victor Hugo, seinem neuesten Romane „Les pauvres et misérables" entnommen.

In der Nacht vom 17. bis zum 18. Juli 1815 regnete es ziemlich stark, was zur Folge hatte, daß das Terrain am Morgen des 18. für die Evolutionen der Artillerie unpraktikable war, die Schlacht also nicht, wie es in Napoleons Absicht lag, in der Frühe beginnen konnte, sondern so lange verschoben werden mußte, bis der aufgeweichte Boden etwas abgetrocknet und den Bewegungen der Kavallerie und Artillerie zugängiger wurde. Diese Verzögerung entschied das Schicksal des Tages; sie gab den Preußen Zeit, sich dem Schlachtfeld zu nähern und im entscheidenden Augenblicke die zwar tapfer aushaltenden, aber schon halb vernichteten Engländer nicht nur von gänzlichem Verderben zu retten, sondern auch dem bisherigen Verlaufe der Schlacht eine solche Richtung zu geben, die Napoleon zum zweiten Male zwang, dem Throne Frankreichs zu entsagen. Hören wir Viktor Hugo.

„Wenn es in der Nacht vom 17. bis 18. Juli nicht geregnet hätte, so würde die Gestalt Europa's heute eine andere seyn."

Napoleon war Artillerieoffizier. Alle seine Schlachtpläne stützten sich auf Kanonen; sie waren für ihn der Schlüssel, mit welchem er sich die Siegespforten erschloß. Er behandelte die Strategie des feindlichen Generals wie eine Festung, die er mit Geschützkugeln so lange überschüttete, bis eine Bresche sich öffnete, in welche seine Kavallerie-Brigaden eindrangen, um das Schicksal des Tages zu entscheiden. — Schießen war sein Genie. Er drängte mit Ungestüm auf einen Punkt, zersprengte Carre's, vernichtete Regimenter, durchbrach die Linien, schlug drauf und drauf, bis es brach. Und diese That übertrug er seiner Favoritwaffe, den Kanonen. Diese furchtbare Methode, in Verbindung mit seinem Genie, hat diesen Schlachtengott während 15 blutiger Jahre unbesiegbar gemacht.

Am 18. Juli 1815 rechnete er um so mehr auf den Erfolg dieser Waffe, als er den Engländern darin beinahe um 100 Stück überlegen war. Wäre daher der Boden am Morgen des 18. trocken und den Bewegungen der Artillerie günstig gewesen, so würde die Schlacht um 6 Uhr in der Frühe begonnen haben und wäre wahrscheinlich Nachmittags 2 Uhr, also 3 Stunden vor Ankunft der Preußen, siegreich für die Franzosen beendigt gewesen. —

Der Kampf hatte endlich begonnen. Die verschiedenen Wendungen und Schwankungen desselben zogen wie sich bekämpfende Gewitterwolken an ihm

vorüber, ohne seinen Blick trüben, sein Gesicht verdüstern zu können, er sah im Gegentheil heiter und vergnügt aus; — auf seiner kaiserlichen Stirne leuchtete der Sieg.

Nach zweistündigem heißem Kampfe ließ Wellington eine rückgängige Bewegung machen; das Plateau von **Mont-Saint-Jean** wurde frei, die englischen Schlachtlinien verschwanden. Napoleon zuckte zusammen; — ob aus Freude oder Besorgniß, — man weiß es nicht. Er richtete sich öfter in den Steigbügeln empor und prüfte mit seinem Fernrohre den Horizont, als befürchte er das Erscheinen der Preußen oder als wünsche er die Ankunft Grouchy's, der mit einem detachirten Corps jene beobachten und, wenn möglich, zurückhalten sollte. Er schien übrigens das Zurückweichen der Engländer als ein Aufgeben der Schlacht anzunehmen und gab den Kürassieren Milhaud's Befehl, das Plateau von **Mont-Saint-Jean** zu nehmen und die Engländer zu verfolgen.

Es waren 26 Schwadronen, 3600 Mann stark, wahre Riesen auf Pferdekolossen. Ihnen beigegeben waren 106 Elite-Gensd'armen, die Garde-Chasseurs, 1197 Mann stark und die Garde-Lanciers, 880 Lanzen zählend. Die Division **Lefebres-Desmouettes** folgte ihnen zur Unterstützung.

Diese Kürassiere mit ihren zierlosen Helmen, eisernen Brustharnischen und ihren langen wuchtigen Schwertern wurden von der ganzen Armee bewundert, als sie am Morgen still und ernst, ohne Trompetenklang, 2 Geschützbatterien in ihrer Mitte, zwischen Genappe und Frichemont schwadronenweise in die Schlachtlinie einrückten. Sie bildeten den rechten Flügel der zweiten Schlachtlinie; die Kürassiere Kellermann's waren am linken Flügel aufgestellt. — Gegen 2 Uhr Nachmittags brachte der Adjutant Bernard den Befehl vorzurücken. Ney zog den Degen und stellte sich an die Spitze. Die Masse kam in Bewegung. Welch furchtbares Schauspiel! Die ganze Kavallerie rückte, wie zusammengegossen, mit geschwungenem Säbel, flatternden Fahnen, divisionsweise — wie ein Widder von Erz, der Bresche bricht, den Hügel von Belle-Alliance hinunter in den mit Todten und Verwundeten übersäeten Thalgrund hinein und verschwand im Rauche. Bald kam sie wieder auf der andern Seite, wie aus einem Höllenschlunde, hervor und ritt im Trabe, immer gedrängt und geschlossen, durch eine Kartätschenwolke, die sich über sie entleerte, den schlüpfrigen Hang des Plateau von **Mont-Saint-Jean** hinan. Ernst, drohend und unerschütterlich zogen sie dahin; durch das Gewehrfeuer und den Donner der Kanonen hindurch hörte man das riesige Getrappel der Pferde. In zwei Divisionen, Wathier rechts und Delord links, wanden sie sich, wie zwei ungeheure, eisengeschuppte Riesenschlangen, bald wie ein Polyp sich zusammenringelnd, bald wieder aufschwellend, unheilschwanger und Verderben drohend die Höhen hinauf. — Seit der Erstürmung der großen Schanze an der Moskowa durch die schwere Kavallerie bot sich den Blicken kein ähnliches Schauspiel dar. Stolz und siegesgewiß sah ihnen die ganze Armee nach; gegen solch' zermalmende Wucht gibt es keinen Widerstand. Zwar fehlte der ritterliche Mürat, — aber Ney war da — der Siegesherzog — **le brave des braves**, wie ihn Napoleon nannte, dessen Heldenseele die ganze Masse durchglühte und dessen Feuerblick sie lenkte wie einen einzigen Mann.

(Fortsetzung folgt.)

Das Porträt.

Unter den Geistlichen war und blieb Bischof **Dr.** Sack lange Zeit die erste Notabilität in Berlin. Er war zugleich der angenehmste Gesellschafter; was er sprach, war mit attischem Salze gewürzt und in heiterer Stimmung verschmähte er es nicht, lustige Anekdoten auf die angenehmste Art zu erzählen. Eines Abends fragte ihn Jemand in der Gesellschaft: „Ob er sich habe malen lassen? Man wünsche allgemein sein wohlgetroffenes Bild zu besitzen." Sack antwortete: „Die Lust, mich konterfeien zu lassen, habe ich für immer verloren, seit mir darin etwas vielleicht sonst nie in der Art Erlebtes begegnet ist.

„Vor einigen Jahren besuchte ich einen lieben alten Freund auf dem Lande und fuhr mit ihm bei heiterer Witterung in einem offenen Wagen nach Freyenwald. Als wir auf das Feld kamen, bemerkten wir einen vor uns hergehenden, in kurzem Wammse arm gekleideten Mann. Sehen Sie, sprach Herr v. N. N. zu mir, wie seltsam hat der Mensch seine Beinkleider hinten geflickt; was mag das seyn? Das sieht ja närrisch aus. Als wir näher herankamen, ließ er halten und fragte den Bettler: „was das für ein Gesicht sey, das er seinen Beinkleidern eingenäht habe?"

„Wer aber beschreibt das Erstaunen und den Unwillen des Hrn. v. N. N., als er bei näherer Betrachtung in diesem auf dem Gefäß eines Vagabunden angebrachten Bilde das Porträt seines eigenen Großvaters erkannte.

„Mensch! rief er empört, wie kommst Du zu diesem Bilde und wie ist es an diese Stelle gerathen?

„Ach, gnädiger Herr, mir hat's ein Mann in Neustadt geschenkt.

„Wie hat der's erhalten?

„Vor mehreren Jahren hat der Verwalter zu B. B., als der selige Herr v. N. N. starb, viele alte Schildereien und Charteken aus der Rumpelkammer verkaufen lassen. Darunter befand sich auch dies Porträt; und da gerade die Leinwand, worauf der Kopf abgemalt, noch am festesten war, so flickte meine Frau, weil wir keine anderen Lappen hatten, damit meine zerrissenen Beinkleider und da ist das Bild nun gerade auf's Gefäß gekommen.

„Da kann es aber nicht sitzen bleiben! fiel Hr. v. N. N. ein. Mensch! es ist das Bild meines Großvaters. Ich gebe Dir zwei Thaler; schneide es aus! — Dies geschah denn auch sofort und der Bettler entfernte sich trotz seiner defekten Beinkleider höchst vergnügt, indem er meinte, wenn er nur noch mehr solcher bemalter Leinwandstücke für seine Blößen und ebenso generöse Enkel finden könnte.

„So," schloß Sack, „kann es Einem gehen, wenn man sich malen läßt."

Mannigfaltiges.

In der Nacht vom 16. bis 17. September fuhren mit dem Courierzuge zwischen Fürstenwalde und Berlin in einem Wagen zweiter Klasse drei Herren, die sich insgesammt dem Schlafe überließen. Einer von ihnen, ein Herr aus Breslau, träumt so lebhaft von einem Eisenbahnunglück, daß er im Schlafe die Thüre des Wagens öffnet und trotz der rasenden Schnelligkeit des Zuges hinausspringt. Durch die eindringende kühle Nachtluft werden die beiden andern Schläfer geweckt, vermissen ihren Reisegefährten und melden bei ihrer Ankunft in Berlin dessen Verschwinden. Sofort wird nach Hirschfelde telegraphirt, wo man den schlaftrunkenen Passagier aufgefunden hatte, der glücklicherweise nur mit einigen Quetschungen davongekommen war. Ein Augenzeuge berichtet, daß der Herr eine Geldtasche mit 15,000 Thlrn. und seine übrigen Reisesachen im Eisenbahnwagen zurückgelassen habe. Der glücklich davon Gekommene versichert, daß er nicht wisse, wie er aus dem Wagen gekommen sey.

Wenige Tage nach der Schlacht bei Roßbach fragte Friedrich der Große einige seiner Generäle über der Tafel: „Wer der prächtigste Fürst in Deutschland wäre?" Und als sie antworteten: „Niemand anders als Euere Majestät selbst!" erwiederte er: „Nein, der Fürst von Hildburghausen, denn er hat allein 30,000 Läufer." Bekanntlich war dieser Prinz Generalissimus der oft verspotteten Reichs-Armee. — Ein Zeitungsblatt hatte dieser eilenden Reichshilfe erwähnt, es war aber in der Korrektur statt eilende elende stehen geblieben, welches dem Buchdrucker viel Verdruß machte, während dem ganz Deutschland letzteres der Wahrheit angemessener fand. Die Schlacht bei Roßbach geschah am 5. November 1757. Die Franzosen unter Soubise und die Reichs-Armee wurden total geschlagen.

Eine eben in Konstantinopel erschienene Verordnung regelt die weibliche Kleidertracht. Die Frauen dürfen künftig nicht in Feredsches aus Seidenstoffen oder von greller Farbe öffentlich erscheinen und eben so wenig dürfen sie durchsichtige Jaschmaks (Schleier) tragen. Die Stadtbehörde ist beauftragt, Jene zu strafen, welche solche Kleidungsstücke verfertigen oder verkaufen.

Dreisilbige Charade.

Die erste Sylbe.

Wohl zittert Alles, wenn ich walte,
Und Berg und Thal erdröhnen laut,
Und Städte beben, wenn ich schalte,
Und Vesten, mir zum Trutz gebaut.

Das letzte Paar.

Ich bin ein leichtes sanftes Wesen
Und bin so heimlich, traut und still,
Und das zu deuten auserlesen,
Was jedes Mädchen weiß und will.

Alle drei.

Doch möcht' es wieder, traun! erliegen,
Wenn wir, von starker Hand gepaart,
Uns wollten an die Schwäche schmiegen,
Wir, ein Gemächt ganz andrer Art.

Vermag doch selbst im Männerkreise
Jetzt selten Einer unsre Wucht;
Drum wird es nach beliebter Weise
Mit Pappe vor der Hand versucht.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 129. Dienstag, 28. Oktober 1862.

Am Ziele.

(Fortsetzung.)

Die Gesellschafterin hatte das Zimmer wieder verlassen. Bernhard war mit Klara allein. Er schien einen Augenblick zu zaudern, ob er jetzt gehen solle. Da fielen seine Augen auf das Bild an der Staffelei und von dort schweiften sie weiter auf die schöne, stattliche Gestalt in dem reichen, schwarzseidenen Kleide, welche nachdenklich in der Fensternische lehnte, und er blieb noch.

Klara nahm von seiner Anwesenheit keine Kenntniß, sondern blickte eine geraume Weile in Gedanken verloren vor sich hin. Sie war noch so schön, in der vollen sommerlichen Blüthe des Lebens und dennoch war das regelmäßige, ovale Antlitz mit dem unverkennbaren Stempel inneren Mangels, unerfüllter Wünsche gezeichnet. Und rings um sie so reicher Ueberfluß, eine so stattliche Fülle des Daseyns!

Und dort, beinahe am Ausgang des Zimmers, stand, sie beobachtend, der mittelgroße, breitschultrige Mann in seiner saubern, aber fast dürftigen, altdeutschen Tracht, schon so weit vorgerückt auf der zugemessenen Lebensbahn, wie das weiße Haar, die erfahrungsschweren Furchen auf der Stirne verriethen und doch so klar und innerlich zufrieden dreinschauend, als hätten sich ihm schon alle Dissonanzen des Erdenlebens in eine wohl verstandene Harmonie verwandelt.

„Sie sind noch da, Bernhard?“ fragte endlich Klara, aus ihren Gedanken erwachend, verwundert, aber nicht unfreundlich. „Wünschen Sie Etwas, haben Sie mir noch eine Mittheilung zu machen? Sie wissen, daß ich Ihnen Vertrauen schenke und ein Gleiches von Ihnen verlange.“

„Ja, ich habe eine Bitte auf dem Herzen,“ sagte der Maler rasch und entschieden, „ich kann nicht gehen, ohne daß ich sie nochmals ausgesprochen habe. Es wurde vorher ein Namen genannt, den ich nicht zu wiederholen brauche, gnädiges Fräulein, und den ich nicht genannt haben würde, wenn nicht ein Zufall mir denselben entlockt hätte. Es ist der Name eines Freundes, ja, mehr noch, eines Sohnes, an dessen Zukunft ich einstmals große Hoffnungen geknüpft hatte. Diese Hoffnungen sind bis jetzt vergeblich gewesen; bisweilen wollt' es mir scheinen, als ob sie ganz zu Schanden werden sollten. Ich sage nicht mehr, ich bin kein Zwischenträger von Haus zu Haus. Ich verschließe in meiner Brust, was sich zu verschließen geziemt. Wie Gott will, so geschieht es, und darum Gott befohlen! Das also ist es nicht, wohin ich ziele. Aber, liebes Fräulein, verwandeln Sie Ihren Sinn in Einem und malen Sie das Bild fertig, welches Sie dort begonnen haben. Vollenden Sie dasselbe so, wie es Ihrem Herzen Bedürfniß war, als Ihnen der Plan zu demselben kam, ohne Aenderung, ohne Vorbehalt, und lassen Sie mich's dereinst wiedersehen, wenn der letzte Pinselstrich daran gethan ist. Nicht eher, nicht später, liebes Fräulein — um Gottes, Ihrer und — um der Gerechtigkeit willen, die wir ja Alle erflehen für unser Thun und Lassen!“

Bernhard hatte zuletzt sehr feierlich gesprochen und seine Rede, unterstützt von der ihm eigenen tiefen, klangvollen Stimme, verfehlte auch auf Klara nicht ihre Wirkung.

„Nun ja doch, Bernhard,“ sagte sie freundlich-ernst, „ich weiß ja, daß Sie ein wunderlicher Heiliger sind und deßhalb will ich Ihnen den Willen thun. Ich male das Bild, wie ich's vermag, übel und böse. Aber im Uebrigen verstehe ich Sie nicht und kann Sie nicht verstehen. Daß ich dereinst an Ihrem Freunde Interesse genommen, daß vielleicht sogar das Motiv zu meinem Bilde mit eigenen Erlebnissen im Zusammenhange steht, an denen auch Ihr Freund Theil hat: warum sollte ich es leugnen? Hat Sie doch jedenfalls Herr Brabant zu seinem

Vertrauten gemacht — und Gott weiß, was für ein Urtheil über mich daran geknüpft. Aber ich bin einmal eine kalte Natur und lasse mich Dinge, die längst abgethan sind, nicht weiter anfechten. Kann ich dafür, daß ich mit dem Verstande und nicht — wie andere Leute — mit dem Herzen sehe? — Vielleicht ist mir da selbst das schlimmste Theil beschieden. Aber gewissenlos bin ich deßhalb noch nicht. Im Gegentheile, vielleicht könnte ich fragen: hat denn Ihr Freund, hat denn der größte Theil Ihrer Kunstgenossen Gewissen? Nicht ein Gewissen für die Kunst, wovon man auch zu sprechen pflegt, nein, ein Gewissen für das Leben, seine Rechte und Pflichten, für fremdes Glück und Leid? Oder geht ihm und den Anderen nicht Alles dies unter in Phantasie, Sinnenrausch und ehrgeizigem Streben? Nein, nein, ich liebe und ehre die Kunst vom Grunde meines Herzens. Aber die Mehrzahl der Künstler kann ich nur verachten!

„Und meinen Freund?" fragte Bernhard, schon gewöhnt an so plötzliche Uebergänge zu gereiztester Stimmung und deßhalb nicht befremdet, „besitzt auch er kein Gewissen?"

„Mein Urtheil hierüber kann ihm, wie Ihnen nur gleichgiltig seyn!" antwortete Klara stolz und ablehnend. Aber gleich darauf, als sich der Maler zum Gehen wandte, setzte sie mild und begütigend hinzu: „Aber das Bild male ich, Bernhard, nach Ihrem Wunsche. Und morgen vergessen Sie mir nicht wiederzukommen und eine Vorlage mitzubringen. Auf Wiedersehen, lieber Bernhard!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Schlacht von Waterloo.

(Fortsetzung.)

Das Plateau war erreicht. Seltsames Zusammentreffen! Sechsundzwanzig Bataillone standen 26 Schwadronen gegenüber. Hinter dem Kamme der Höhe, gedeckt durch eine maskirte Batterie, war die englische Infanterie in dreizehn Carré's à 2 Bataillone in 2 Reihen aufgestellt, schußfertig der Dinge wartend, die da kommen sollten. Ruhig, stumm und unbeweglich standen sie, — dreizehn Vulkane, jeden Augenblick bereit, Tod und Verderben um sich zu schleudern. Furchtlos hörten sie diese gewaltige Menschenfluth emportauchen. Das Schnauben und Traben der Pferde, das Rasseln der Kürasse, und Säbel wurde stärker und stärker, kam näher und näher und brauste endlich mit der verheerenden Gewalt eines losgelassenen Orkans gegen sie heran.

Eine schauerliche Stille war eingetreten. Da, plötzlich, erschienen auf der Höhe des Kammes eine lange Reihe geschwungener Säbel, dann Helme und Kürasse, Trompeten und Standarten, an die viertausend Köpfe mit gewaltigen Schnurrbärten. Mit dem Rufe „es lebe der Kaiser" war die ganze Kavallerie auf dem Plateau erschienen. Mit dem dröhnenden Getöse eines beginnenden Erdbebens sprengte sie vor, um sich auf die ihr gegenüber stehenden Eisenmauern der Engländer zu stürzen. Auf einmal entstand auf dem rechten Flügel der Franzosen ein entsetzlicher Lärm, ein unentwirrbares Durcheinander. Die Spitze der Kürassier-Kolonne hielt plötzlich vor einem tiefen, breiten Graben, — dem Hohlweg von Ohain, — hinter welchem die englischen Carré's aufgestellt waren.

Ein furchtbarer Augenblick!

Vor sich die Schlucht, vor der die Pferde scheuten, sich bäumten und zurückprallten, hinter sich die ganze Gewalt der im Fluge nachdrängenden Reitermasse. — Die Wucht, welche die Engländer zerschmettern sollte, ward ihnen nun selbst zum Verderben. Das zweite Glied drängte auf das erste, das dritte auf das zweite u. s. f. Roß und Reiter stürzten Glied um Glied in den Todesrachen, bis der schreckliche Schlund mit Menschen und Thieren, lebenden und todten, ausgefüllt war. Der dritte Theil der Brigade Dubois fand hier sein schauerliches Grab. Die Uebrigen setzten unerschüttert darüber hinweg, aber die Wirkung des ersten Anpralls war gebrochen, und so wurde dieses entsetzliche Ereigniß der Anfang des Verlustes der Schlacht.

Gleichzeitig mit dieser Katastrophe wurde die Batterie der Engländer demaskirt und die Kugeln von 60 Kanonen und von nahe an 10,000 Gewehren schlugen, wie eben so viele Donnerschläge, aus nächster Nähe in die Reihe der betäubten Reiter ein. Groß war der Verlust, den die Division des Generals Wathier bisher erlitten; die Hälfte lag innerhalb einiger Minuten theils im Hohlwege, theils von den englischen Kugeln niedergeschmettert, todt und verstümmelt am Boden. Aber der Muth der Ueberlebenden war ungebrochen; es waren die Männer, bei welchen die Kraft in dem Maße sich vervielfacht, als die Anzahl sich verringert. Die Division des Generals Delord, welche weiter links die Höhe erstiegen hatte, war jetzt, ohne auf ähnliche Hindernisse gestoßen zu seyn, unverletzt angekommen. Wirksam erwiederte sie das Feuer der englischen Batterie und brachte sie bald zum Schweigen. Die fliegende Artillerie zog sich in das Innere

der Carré's zurück. — Mit losgelassenem Zügel, im stärksten Galopp, den Säbel zwischen den Zähnen, die Pistolen in den Händen, stürzten sich jetzt die Kürassiere auf die Engländer. Die Bataillone aber wichen und wankten nicht; kalt wie Bildsäulen, wie Granit gewordenes Gebein standen sie in diesem ungestümen Anpralle.

Wie von einer riesigen Windsbraut umwirbelt, wurden alle Fronten der englischen Carré's zugleich angegriffen, aber sie blieben unbeugsam, unerschütterlich. Das erste Glied lag mit einem Knie am Boden, die Gewehrkolben fest eingestemmt und hielt den Anstürmenden einen unnahbaren Rechen von Bajonetten entgegen, während das zweite ein ununterbrochenes, tödtliches Gewehrfeuer unterhielt. Hinter den Gliedern luden die Kanoniere ihre Geschütze und überschütteten durch eine plötzlich sich öffnende und dann wieder schließende Gasse die Angreifenden mit einem Hagel von Kartätschen. — Die Kürassiere waren nicht die Leute, solche Eisengrüße unerwiedert zu lassen. Mit Gewalt drängten sich ihre Pferde vor; diese bäumten sich und stürzten, Roß und Reiter, in die Glieder oder setzten über die Bajonette hinweg in die Mitte der vier lebendigen Mauern hinein, wo sie mit Gewehrkolben wie mit Keulen niedergeschmettert wurden. Immer gewaltiger ward der Andrang der gigantischen Stürmer. Die entstandenen Lücken in den Reihen der Carré's füllten sich durch das Zusammenrücken ihrer Glieder wieder aus, wurden wieder und wieder niedergeworfen und von den Hufen der Rosse zerstampft und zermalmt. Ganze Reihen verschwanden; aber die Gefallenen bohrten vom Boden aus ihre Bajonette in die Leiber dieser Centauren, rissen sie von den Pferden, um unter denselben den erbitterten Kampf fortzusetzen. Die durch die wüthenden Angriffe geschwächten Carré's zogen sich in unbesiegbarem Widerstande immer enger und enger zusammen; immer heftiger und unwiderstehlicher wurden die Reiterangriffe. Es waren feuerspeiende Vulkane von blitzschleudernden Gewitterwolken umlagert und bekämpft. In diesem Titanenkampf gab es keine Sieger und keine Besiegten, sondern nur Vernichtete — auf beiden Seiten. Das 75. Hochländerregiment, welches das Carré auf der äußersten Rechten bildete, wurde beim ersten Anprall, trotz seines heldenmüthigen Widerstandes, fast gänzlich aufgerieben; nur Wenige blieben übrig, welche sich um ihre Fahne zusammenschaarten und den Kampf bis zum letzten Manne fortsetzten. Haufenweise lagen die Kürassiere um sie herum, gleichsam einen Wall bildend, um dieses Heldenhäuflein in seinem Todesschlafe zu beschützen. — Die hannoveranischen Bataillone schienen endlich weichen zu wollen. Wellington sah ihr Schwanken und schickte seine Kavallerie zu ihrer Unterstützung ab. — Hätte es Napoleon in diesem Augenblicke mit seiner Infanterie ebenso gemacht, so würde er wahrscheinlicherweise die Schlacht vor Ankunft der Preußen gewonnen gehabt haben. Dieses Vergessen war der einzige Fehler, den er machte, der ihm aber den Thron des schönsten Reiches der Erde kostete.

Die Kürassiere sahen sich nun plötzlich von vorn und von hinten angegriffen. Vor sich die englischen Carré's, hinter sich die Garde-Dragoner Somersetts, die deutschen Chevauxlegers Dörnbergs und die belgischen Karabiniers Trips.

Sie mußten nun nach allen Seiten Front machen. Gleichviel: obgleich verhältnißmäßig geringer an Zahl, verzehnfachten sie ihre Kraft. Wie ein Wirbelwind wogten die Kämpfenden unter einander; keiner wankte, keiner wich; sie hatten sich gleichsam in einander verbissen; — die Tapferkeit war unbeschreiblich. Es war dieses kein Gefecht mehr, sondern ein Wüthen, ein schwindelerregendes, beispielloses Rasen, ein Gewitter von Schwertblitzen! In einem Augenblick waren die 1400 Mann starken Garde-Dragoner auf 800 zusammengeschmolzen. — Ney führte nun die Lanciers und Chasseurs ins Gefecht. Das Plateau wurde genommen, zurückgenommen, wieder und wieder genommen und zurückerobert. — Die Kürassiere kehrten jetzt wieder zu den Carré's zurück und fanden denselben unbesiegbaren Widerstand. Es erfolgten 12 Angriffe. Die Hälfte der Kürassiere war gefallen; Ney verlor vier Pferde unter sich. Zwei volle Stunden dauerte dieser Titanenkampf.

Die englische Armee war durch diese nicht enden wollenden Angriffe tief erschüttert. Clinton, der Unerschrockene, und Wellington, der Eiserne, waren von staunender Bewunderung über solch' außerordentliche Tapferkeit hingerissen. Glänzend! sagte halblaut der Letztere. —

Sieben von den 13 Carré's waren vernichtet; 60 Kanonen genommen oder vernagelt; 10 Fahnen erobert, die dem Kaiser als Siegesherolde überschickt werden sollten.

Aber die Schlacht wüthete fort. Sie glich dem Zweikampfe zweier Verwundeten, die sich mehr und mehr verbluteten, aber dabei zweifelhaft lassen, wer von ihnen zuerst fällt.

Die Lage Wellingtons hatte sich verschlimmert: er fühlte, daß er wanke.

Auch die Kürassiere hatten ihren Zweck nicht erreicht; das Plateau war nicht genommen, das Centrum nicht durchbrochen, was durch diesen An-

griff bewerkstelligt werden sollte, um die allenfalls ankommenden Preußen vom Kampfe entfernt zu halten. Der größte Theil des Schlachtfeldes war noch in Händen der Engländer. Ney hatte blos den Kamm des Plateau's und den Abhang inne. Beide Theile standen auf diesem blutgedrängten Boden wie eingewurzelt.

Indessen dauerte der Kampf auf der ganzen Schlachtlinie fort. Außerordentlich viel Blut war geflossen und die Schwächung der Engländer schien in eine Ermattung übergehen zu wollen. Kempt auf dem linken Flügel verlangte Verstärkung. „Es gibt keine," war Wellingtons lakonische Antwort, „er soll aushalten, bis er falle!" Fast in demselben Augenblicke verlangte Ney Unterstützung an Infanterie. Napoleon rief eben so lakonisch: „Infanterie? Woher nehmen?"

Die englische Armee hatte indessen am meisten gelitten. Die ungestümen Angriffe der eisengepanzerten Schwadronen hatten die englische Infanterie fast zermalmt. Einige wenige Mann um eine Fahne geschaart bezeichneten die Stelle eines Regiments; die Division der Alten, die schon bei Haie-Sainte so schwer gelitten, war fast vernichtet; die Belgier der Brigade Van Kluze lagen längs der Straße von Nivelles todt im Getreide; von den holländischen Grenadieren war fast kein Mann übrig. Der Verlust an Offizieren war außerordentlich; manche Bataillone wurden nur noch von Lieutenants kommandirt.

Der Wendepunkt der Schlacht schien heranzunahen. Die Franzosen gewannen Terrain und begannen vorzurücken. Die Flucht eines Regiments hannover'scher Husaren mit ihrem Obrist (Hacke, rühmlichen Andenkens) an der Spitze, sowie die Versprengung der Holländer, welche durch die französische Reiterei niedergehauen wurden, verbreitete Furcht in den Reihen der Engländer. Gepäck- und Munitions-Wägen eilten dem nahen Walde zu; Flucht und Auflösung begannen immer allgemeiner zu werden. Wellington hatte, außer den Brigaden Vivian und Vandeleur und einer äußerst schwachen Reserve, keine Kavallerie mehr. Viele Batterien waren demontirt. Ueber die Hälfte der Infanterie lag, durch die wüthenden Kürassierangriffe, so wie durch die weit zahlreichere französische Artillerie niedergeschmettert, am Boden. Die im Stabe anwesenden österreichischen und spanischen Kommissäre hielten die Engländer für verloren. Sie sahen ängstlich nach Wellington, um die Bestätigung ihrer Befürchtung auf seiner Stirne zu lesen. Der eiserne Herzog war aber ruhig wie eine Bildsäule, nur seine Lippen waren bleich geworden. Er zog die Uhr (es war 5 Uhr Abends) und man hörte ihn die Worte murmeln: **Blücher oder Nacht!**

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Auf dem Naturforscher-Kongreß zeigte Professor Czermak eine Probe von mikroskopischer Schrift vor, die vermittelst der Maschine des Herrn Peters in London auf Glas gravirt ist. Die Schriftzüge dieser Probe sind so klein, daß das ganze „Vaterunser" in einem Kreis von $^1/_{11}$ Zoll Durchmesser geschrieben steht und unter dem Mikroskop gelesen werden kann. Ein Quadratzoll würde 2500 solcher Kreise enthalten. In Schriftzügen von dieser Feinheit würde die ganze heilige Schrift, die etwa 3,566,000 Buchstaben enthält, in den Raum eines Quadratfußes geschrieben werden können. Die Maschine ist ein sogenannter „Storchenschnabel" von höchst mechanischer Vollendung und Präzision.

In der Nähe Hanau's flog einem reisenden Berliner, als er durch's Dampfwagenfenster blickte, der Hut vom Kopfe; sein Hund, der neben ihm lag, sprang dem Hute nach, um ihn zu apportiren, kam aber nicht wieder zum Vorschein, hatte also entweder die Richtung verloren oder den Hals gebrochen. Nach acht Wochen, als der Reisende durch die Straßen Berlins ging, sprang ihn plötzlich sein Hund an; er war matt und abgemagert, trug aber den verlorenen Hut in der Schnauze.

Im vorigen Jahrhundert, als es noch gebräuchlich war, Damenrollen von Herren spielen zu lassen, wurde in einer deutschen Residenz das Publikum unruhig, weil der Anfang des Stücks zu lange auf sich warten ließ. Der Direktor trat daher vor und sprach: „Meine Herrschaften, das Stück wird gleich beginnen, die Königin läßt sich nur noch rasiren."

Auflösung der dreisilbigen Charade in № 128:

Sturmhaube.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 130. Freitag, 31. Oktober 1862.

Am Ziele.

(Fortsetzung.)

Mehrere Tage nach diesem Gespräche, dessen Inhalt dem alten Maler abermals mancherlei zu denken gab, begegnen wir dem letzteren wieder in der Wohnung des jüngeren Freundes. Dort steht er am Schmerzenslager des schwer Erkrankten! Ein hitziges Fieber hatte den Armen ergriffen; Verlauf und Ausgang der Krankheit waren nicht abzusehen.

Auf das Tiefste erschüttert, war er damals aus dem Hause des Majors, welchen vor seinen Augen und gewissermaßen unter seinen Händen ein jäher Tod ereilt hatte, heimgekehrt, um sich, vom Fieber bewältigt, niederzulegen. Was so zerrüttend auf ihn eingewirkt hatte, jener plötzliche Todesfall oder der tragische Schmerz der jugendlichen Wittwe, von dessen erstem ungestümen Ausbruche er Zeuge gewesen: wer wollte es sagen? Die beiden Kinder, die Geschwister der verstorbenen Gattin, welche Johannes als deren Vermächtniß unter seiner unmittelbaren Obhut erziehen ließ, waren zu Bernhard geeilt und hatten den, auch ihnen vertrauten Mann mit den reichen Erfahrungen und dem frommen Kinderherzen zu Trost und Hilfe herbeigeholt. Und er war gekommen und hatte seitdem jede freie Minute bei dem Kranken zugebracht. Der aber hatte ihn nur selten gekannt, nur selten ein kurzes Wort mit dem bewährten Freunde gewechselt. Meist lag er bewußtlos auf seinem Lager oder es quälten ihn wirre, oft leidenschaftliche Phantasien.

Der alte Maler war sehr traurig, denn der Gedanke, daß er den Freund verlieren sollte, bevor derselbe auch nur ein Ziel seines Lebens erreicht oder doch wenigstens Frieden mit sich und der Welt gefunden habe, schmerzte ihn auf's Tiefste. Hatte sich doch in neuester Zeit mehr und mehr die Hoffnung in ihm befestigt, daß Alles noch gut enden, daß er vielleicht noch einmal in seinem Leben das Werkzeug der Vorsehung werden könne, die Brücke zum Heile verirrter Menschenherzen. Welch ein wunderbarer Zufall, daß er gerade, der Geringsten Einer, Klara's Lehrer geworden; daß ihm das stolze, vom Glücke verwöhnte und doch so wenig glückliche Mädchen, das — so schien es ihm — seinen äußeren Reichthum gering schätzte und seinen inneren nicht kannte, ein so seltenes Vertrauen schenkte, wenn es nicht Freundschaft heißen durfte; daß sie, an welche sich Alles herandrängte, was kunstgebildet und geistreich heißen wollte, dem schlichten, alternden Maler auf dem Dorfe draußen, wo er ein greises Mütterchen für den fernen Sohn jenseits des Ozeans um wenig Groschen gemalt hatte, von ungefähr begegnen und gerade an ihm Gefallen finden mußte, dem Freunde von Johannes! Und nun, wo diese Hoffnung nach und nach Gestalt gewann, wenn auch nur langsam und nicht, wie es ungeduldige, eilfertige Seelen begehren mochten, nun klopfte der Tod an die Pforte und drohte allem Hoffen ein Ende zu machen!

Doch jetzt erwachte Johannes aus einem leisen Halbschlummer und schlug die Augen auf, die trüb genug von der Krankheit umflort waren. Er erkannte Bernhard und reichte ihm die Hand. Dann schickte er die Kinder hinaus und sagte:

„Ich fürchte, Bernhard, wir werden Abschied nehmen müssen. Verlaß mich nur nicht, bis es zur Neige geht und auch dann entziehe Dich nicht ganz den Kindern. Sie sind übel daran; keines will bei ihnen ausharren. Nun, ich habe nach Kräften für sie gesorgt, mein Leben höher versichert, als ich es jemals für mich angeschlagen, und ihnen Alles zugewendet. An Dich durfte ich nicht denken, Bernhard; Du wirst mir deßhalb nicht zürnen. Willst Du aber einst ihr Vormund seyn, lieber Freund, so lohn' es Dir Gott. Und nun bitt' ich Dich, hole mir die versiegelte Schrift herüber aus dem Wandschranke in der zweiten Kammer. Der Schlüssel

hängt über dem Schreibtische. Es ist ein Codicill, dem ich noch einige Zeilen hinzufügen möchte. Heute kann ich's noch, Bernhard. Wie wird es morgen aussehen?"

Bernhard ging schweigend hinüber in den bezeichneten Raum, der an das Zimmer stieß, in welchem Johannes zu malen pflegte. Aber wie staunte er, als er dort in dem fast leeren unwohnlichen Raume mit den kahlen weiß getünchten Wänden ein ziemlich vollendetes größeres Bild erblickte, an welchem offenbar noch vor wenig Tagen gearbeitet worden war; ein Bild von so sinnvollem Entwurfe und von so prächtiger Wirkung, daß der Maler wie festgebannt vor demselben stehen blieb und für eine geraume Weile vergaß, weßhalb er eigentlich hierher gekommen.

Es war eine Scene am Strande. Ein bunt bewimpelter Nachen von idealer Form hatte soeben den Anker gelichtet. Am Steuer stand eine hohe, jugendliche Frauengestalt in hellem Gewande, die edle, leuchtende Stirne mit einem Lorbeerkranze geschmückt. Lustig blähte der Wind das einzige große Segel des anmuthigen Fahrzeuges und vor ihm lag eine tiefblaue, glänzende See, verlockend zu muthiger, weiter Reise. Am Ufer aber stand ein Jüngling mit flatterndem lockigem Haare, die Arme ausgebreitet nach dem enteilenden Schifflein, gleichsam flehend um die heißersehnte Mitfahrt in die blaue Ferne. Zu seinen Füßen lag allerlei Werkzeug, Spaten und Hacken, das er von sich geworfen, als unnütz und zwecklos bei der Meerfahrt. Doch die, welche er anflehte, hatte kein Gehör für seine Bitte und mit dem freien goldgezierten Arme deutete sie auf einige Gestalten im Hintergrunde des Ufers, die dort gruben und hackten und ihr Brod bauten im Schweiße ihres Angesichtes.

Wie hätte Bernhard den Sinn des Bildes mißverstehen können — nach der Erzählung am Sylvesterabend! — Und war es nicht Klara von Degenberg, die, nur vergeistigt und verklärt, dort das Steuer führte; war es nicht Johannes selbst, der hier am Ufer stand und vergeblich flehend seine Arme ausbreitete? Ja, es war ein Stück volles persönliches Leben, nicht eine kalte, todte Allegorie, welche der Maler hier vor sich hatte, ein Werk von berufener Künstlerhand, der in auserlesenen Weihestunden ein gütiger Genius den Pinsel hatte führen helfen. Und wie Bernhard dies Alles erkannte und dem Freunde nachfühlte, daß es ihm Bedürfniß gewesen, gerade dieses Werk in größter Stille und Verborgenheit zu schaffen und sich dabei selbst vor dem nächsten Vertrauten in Geheimniß zu hüllen: da überkam ihn tiefe Rührung und Freude zugleich und er stand dort in dem Kämmerchen vor dem schmerzgeborenen Werke des todtkranken Freundes und weinte bitterlich. Nun zweifelte er auch nicht länger, daß Johannes sterben müsse. Denn dieses Bild erschien ihm als ein Schwanengesang, als ein letztes helles Aufflackern der Flamme vor ihrem Erlöschen. Und so stand der Maler noch immer unbeweglich auf der Stelle, bis endlich die beiden Kinder gesprungen kamen und ihn zu dem Onkel riefen, — so nannten sie Johannes — der schon mehrmals nach ihm begehrt habe. Rasch nahm er nun die Schrift aus dem Schranke und eilte zu Johannes zurück. Er hütete sich aber wohl, von dem Bilde zu sagen, dessen nicht für ihn bestimmten Anblick er soeben genossen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schlacht von Waterloo.

(Schluß.)

In diesem Augenblicke blitzte in der Ferne, auf den Höhen von Frichemont, eine Linie von Bajonetten.

Dies war der Wendepunkt des riesigen Dramas.

Schon am Mittag hatte der Kaiser mit seinem Fernrohr am äußersten Punkte des Horizontes etwas bemerkt, das seine Aufmerksamkeit fesselte. „Ich sehe," sagte er zu Soult, „da unten eine Wolke, die ich für Truppen halte, — was sagen Sie dazu?" Der Marschall richtete sein Fernrohr dahin und antwortete: „Vier bis fünftausend Mann, Sire! offenbar Grouchy." Die Wolke aber blieb unbeweglich. Napoleon sandte eine Division leichter Reiterei zur Rekognoszirung dieses dunklen Punktes aus.

Es war die Avantgarde der Preußen unter Bulow, die sich in der That nicht gerührt hatte, weil sie zu schwach war, daß sie hätte etwas vermögen können. Er mußte auf die Ankunft des Hauptarmeekorps warten, ehe er in die Schlachtlinie einrücken konnte. Als aber Blücher die Gefahr bemerkte, in der Wellington schwebte, befahl er um 5 Uhr mit den Worten: „man muß den Engländern Luft machen," den Angriff.

Die Divisionen Losthin, Hiller, Hacke und Ryssel entwickelten sich bald darauf vor dem Loban'schen Korps, die Kavallerie des Prinzen Wilhelm brach aus dem Walde hervor; Bulow und Pirch rückten heran; Ziethen's Husaren, von Blücher selbst geführt, erschienen auf dem Kampfplatze und 60 neue Feuerschlünde donnerten Tod und Verderben in die ermatteten Reihen der Franzosen.

Die Engländer ergriffen von Neuem die Offensive und brachen, mit Macht vorwärts drängend, in die französische Armee ein. Diese konnte solch gewaltigem Andrange nicht mehr Stand halten.

Englische und preußische Kartätschen warfen vereint Alles darnieder, was noch Widerstand leisten wollte. Die Auflösung einer der schönsten Armeen war nicht mehr zu verhindern; die Flucht wurde eine allgemeine.

Im Augenblicke dieses entsetzlichen Zusammenbruchs rückte die Garde mit dem Rufe „**vive l'empereur**" in die Linie ein.

Es war ergreifend, diese alten, bärtigen Krieger unter Jubelruf ihrem gewissen Tode entgegengehen zu sehen.

Den ganzen Tag über war der Himmel bedeckt gewesen; gegen 8 Uhr aber zertheilte sich das Gewölke und ließ den unheimlichen rothen Glanz der untergehenden Sonne durchschimmern. Die Stirne Napoleons verdüsterte sich. Er dachte an Austerlitz; — dort hatte er sie aufgehen sehen! —

Die Garde-Grenadiere mit ihren hohen Bärenmützen rückten im Düster des Pulverdampfes und durch das Gedränge der Fliehenden hindurch, in schnurgerader Linie vor. Jedes Bataillon war bei diesem Todeskampfe von einem General kommandirt. Alles wich vor ihnen zurück, Besiegte, wie Sieger. Da erschien Wellington mit dem rothen Regiment der englischen Garde und das letzte Gemetzel begann. Die Engländer stemmten sich den Vordrängenden wie Felsen entgegen; aber für die Kaiser-Grenadiere gab es kein Hinderniß. Sie sahen, wie Alles rings um sie herum floh, sahen das entsetzliche Blutbad, das ihre Reihen lichtete, fühlten, daß sie alle hier sterben müßten; aber Zögernde und Furchtsame gab es unter ihnen nicht. Der Soldat war ein Held, wie der General. Kein Mann entzog sich dem gewissen Tod. Ney, der Held der Helden, bot im Bewußtseyn der untergegangenen Größe Napoleons mit großartigster Todesverachtung seine Brust allen feindlichen Kugeln dar. Schon fünf Pferde waren unter ihm gefallen. Mit flammenden Augen, Schaum auf den Lippen, mit von feindlichen Hieben zerfetzter Uniform und zerhauenen Epauletten, sein Ordensstern von Kugeln gebogen, mit Schweiß, Blut und Staub bedeckt, rief er: „Seht, wie ein französischer Marschall auf dem Felde der Ehre stirbt!" Er starb aber nicht; — wie ein Wunder hatte ihn der Tod verschont. Mit dem höchsten Unwillen rief er **Drouet d'Erlon** zu: „Willst Du ewig leben? O daß mir doch alle diese englischen Kugeln in den Leib hineinschlügen!" Vergebens. Der Unglückliche sollte für französische Kugeln aufgespart bleiben.

Die Flucht hinter der noch immer kämpfenden Garde war schaudererregend. Sie glich dem Eisgange eines reißenden Stromes. Alles zerreißt, zerspringt, senkt und hebt sich, schwimmt, fällt, stößt, wälzt und überstürzt sich. Es war ein grausenhaftes Schauspiel. Ney sprang auf ein lediges Pferd, stellte sich ohne Hut, ohne Halsbinde und ohne Degen quer auf die Straße nach Brüssel und hielt zugleich Engländer und Franzosen auf. Krampfhaft strengte er sich an, die Armee zum Stehen zu bringen. Vergeblich; — der unaufhaltsam dahin brausende Strom der Flucht riß Alles mit sich fort. Die Soldaten riefen: „Es lebe der Marschall Ney," — wichen ihm aber aus und — flohen. Vergeblich suchte Napoleon selbst mit dem Rest seiner Garde den Fliehenden einen Damm entgegenzustellen; vergeblich entsandte er seine Garde-Schwadronen zu einer letzten Anstrengung. Quiot mußte vor Vivian weichen, Kellermann vor Vandeleur, Lobau vor Bulow, Morand vor Pirch, Domon und Subervic vor dem Prinzen Wilhelm von Preußen. Napoleon reitet zu den Fliehenden hin, redet sie an, drängt, droht, bittet; — Alles vergeblich. Die am Morgen noch „**vive l'empereur**" gerufen, sind jetzt stumm, kaum will man ihn kennen. „Rette sich, wer kann," ist die allgemeine Losung. Umgestürzte Wagen versperren die Straßen und geben Veranlassung zu neuen Metzeleien. Einer wirft den Andern nieder. Man setzt über Lebende und Todte hinweg. Wie von einem wüthenden Orkan erfaßt, ras'te die zersprengte Armee die Straßen und Wege dahin, über Brücken und Bäche, durch Felder und Wälder, über Berge und Thäler. Gewehre und Tornister werden weggeworfen; man bahnt sich den Weg mit Säbelhieben. Es gibt keine Kameraden, keine Offiziere mehr; nichts als unbeschreibliches Entsetzen; als wenn die Hölle mit all ihren Schrecken hinter ihnen herbrause.

In Genappe versuchte es Lobau noch einmal, mit ungefähr 3—400 Mann Front gegen den Feind zu machen. Man verbarrikadirte die Eingänge in's Dorf; aber als die ersten preußischen Kugeln einschlugen, wandte man sich von Neuem zur Flucht; Lobau gerieth hier in Gefangenschaft.

Bei anbrechender Nacht begegneten Bernard und Bertrand bei Genappe einem in Gedanken versunkenen, finster blickenden Mann, den die Strömung der Flucht bis hierher mit fortgerissen hatte. Er hatte den Zügel seines Pferdes im Arm und ging allein in der Richtung nach Waterloo zurück. Es war Napoleon, ein gefallener, schlafwandelnder Titan.

Mannigfaltiges.

Die beiden deutschen Großstädte Wien und Berlin stehen sich nicht nur an Bewohnerzahl, sondern auch an Miethertrrägniß völlig gleich. An den ersteren zählt Wien 530,000, Berlin 527,000 Köpfe; das Zinserträgniß beträgt in Wien 26,590,262 fl., in der preußischen Hauptstadt 14,411,697 Thaler, welche sich nach dem durchschnittlichen Stande des Silbercourses auf 27,382,000 fl. berechnen. Dafür aber scheiden sich beide Städte höchst erheblich an Häuserzahl; dieselbe beträgt in Wien 9,854, in Berlin 21,444, also mehr als das Doppelte. Es kommt dies daher, weil in Wien jeder Neubau zu Zinszwecken mit mehreren Stockwerken aufgeführt wird, in Berlin aber hegt man mit Ausnahme besonders frequenter Hauptstraßen schon mehr die englische Sitte der Familienwohnungen, die Mehrzahl der Häuser werden schon beim Bau eben nur für den Gebrauch einer Wohnpartei hergestellt.

Die Mysterien der Toilette, heißt es im „Morgenblatte“, sind unsäglich und ihre Wirkungen bewunderungswürdig. Trittst Du in einen Kleiderladen, der das Schönste aufgespeichert hat, so ist dort Alles in hohem Grade bedeutungslos und todt. Legt aber ein hübsches Mädchen dieses Häubchen auf ihr Haupt, dieses Tüchlein um ihre Schulter, so gewinnt beides sogleich Leben und Geist. Ihre Persönlichkeit haucht den Gewändern Anmuth und Grazie ein. Es ist, als wenn dieselben ein Theil ihres Selbst würden. Eine halbe Elle von den seidenen Bändern, die im Magazin rollenweise da liegen — als ein prosaischer Stoff, wie poetisch, welcher schönen Verse würdig, wenn sie am Hute einer Holden flattern! — Etwas Aehnliches geschieht mit den Worten, die ein Dichter zu seinem Sang und Klang sich aufgelesen. Auch sie sind todt und glanzlos, so lange sie im großen Magazin der Sprache lagern oder auch, wenn ein Unberufener sie sich aneignet. Sind sie aber mit einem Paar kunstgerechter Griffe in die gehörige Verbindung an den rechten Fleck gebracht, so scheinen sie in Gold verwandelt, wirken auf uns wie die Blumen in den Locken der Geliebten und sind uns unvergeßlich.

Wenn der Mond kurz vor und nach dem Neumonde als eine schmale Sichel erscheint, so sieht man mit bloßen scharfen Augen und noch besser durch ein Fernrohr auch den übrigen Theil der Mondscheibe in einem matten Lichte schimmern, das immer schwächer wird, je mehr der Mond zunimmt. Dieser matte Schimmer wird das aschgraue Licht des Mondes genannt. Die wahre Ursache desselben hat erst Leonardo da Vinci, später auch Möstlin, entdeckt. Es ist nämlich zur Zeit des Neumondes, wo die uns zugekehrte Seite des Mondes sich ganz im Schatten seiner Nacht befindet und folglich für uns unsichtbar seyn sollte, zugleich die von der Sonne beleuchtete Erde völlig gegen seine dunkle Mondseite gewendet und da die Erde den Mond an Oberfläche dreizehnmal übertrifft, so wirft die große, voll beleuchtete Erdscheibe eine so bedeutende Masse Lichts auf die dunkle Mondseite, daß diese dadurch uns wieder, obschon nur matt schimmernd, sichtbar wird.

Deutschland.

Von Heinrich Heine (geschrieben im Sommer 1840).

Deutschland ist noch ein kleines Kind,
Doch die Sonne ist seine Amme,
Sie säugt es nicht mit stiller Milch,
Sie säugt es mit wilder Flamme.

Bei solcher Nahrung wächst man schnell
Und kocht das Blut in den Adern;
Ihr Nachbarkinder, hütet euch,
Mit dem jungen Burschen zu hadern!

Es ist ein täppisches Rieselein,
Reißt aus dem Boden die Eiche,
Und schlägt euch damit den Rücken wund
Und die Köpfe windelweiche.

Dem Siegfried gleicht er, dem edlen Fant,
Von dem wir singen und sagen;
Der hat, nachdem er geschmiedet sein Schwert,
Den Amboß entzwei geschlagen!

Ja, du wirst einst wie Siegfried seyn,
Und tödten den häßlichen Drachen;
Heisa! wie freudig vom Himmel herab
Wird deine Frau Amme lachen!

Du wirst ihn tödten und seinen Hort,
Die Reichskleinodien, besitzen.
Heisa! wie wird auf deinem Haupt
Die goldene Krone blitzen!

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 131. Sonntag, 2. November 1862.

Am Ziele.

(Fortsetzung.)

Inzwischen war der Frühling in's Land gezogen, ein schöner, blüthenreicher, warmer Frühling, wie er dem Menschengeschlechte nicht oft beschieden ist. Dessenungeachtet erfreute sich die Gemäldeausstellung in der Hauptstadt, welche um diese Zeit stattfand, eines sehr lebhaften Besuchs aus allen Kreisen der Bevölkerung. Im vergangenen Jahre hatte man in Folge eines besonderen Zufalls diesen Genuß entbehrt; jetzt hieß man ihn mit doppelter Dankbarkeit willkommen. Und es bot sich dem schaulustigen Auge in der That eine reiche Auswahl von Schöpfungen aus allen Gebieten der vielgestaltigen Kunst, obgleich auch dieses Mal, wie so oft, gerade das Genrebild mit besonderer Vorliebe angebaut worden war.

Diesem Gebiete gehörten auch zwei nebeneinander hängende Gemälde an, welche Bewunderung fanden und, wo dies nicht der Fall war, doch wenigstens große Aufmerksamkeit erregten. Der ausgegebene Katalog bezeichnete das kleinere von ihnen, als: Fremdes Glück, von Klairmont, das größere als: Getäuschte Hoffnung, von J. Petri. Der Wohnort war so wenig angegeben wie der Preis der Gemälde. Man vermuthete daher um so mehr die Pseudonymität der Urheber, als jene Bilder unmöglich Erstlingsarbeiten noch unbekannter Maler seyn konnten. Das Direktorium der Ausstellung, obschon vielfach befragt und angegangen, beobachtete auch seinerseits ein strenges Schweigen über die Einsender jener Gemälde, oder schwebte über deren Personen wohl selbst in Unklarheit. Die Neugierde der Kunstfreunde hatte daher ein überreiches Feld zu allerlei mehr oder weniger kühnen und scharfsinnigen Vermuthungen.

Bedeutende, werthvolle Arbeiten waren es, — das mußte ihnen auch der strengste Kunstrichter zugestehen, der — wenigstens bei dem kleinen Bilde — an der technischen Ausführung noch Mancherlei zu tadeln fand und nur den Kompositionen, als solchen, der lebevollen, ergreifenden Charakterisirung bei der Scene den Preis zuerkannte.

Jenes erste Gemälde mit der Bezeichnung „Fremdes Glück" stellte eine häusliche Scene dar, zwei Kinder — Knabe und Mädchen — mit denen der noch jugendliche Vater spielt. Er baut ihnen ein großes hölzernes Haus auf dem Tische. Die Kinder folgen der Arbeit mit aufmerksamen, gespannten Blicken. Eine junge, anmuthige Frau — kaum kann es die Mutter der Kinder seyn, ihren Jahren nach zu schließen — schaut ebenfalls dem Entstehen des Wunderpalastes mit heiterem Kindergesichte zu und hat den einen Arm um die Schultern des jungen Mannes geschlungen. Dort aber an der halb geöffneten Thüre belauscht eine reich gekleidete Frau — auch sie ist noch jung, aber doch ist das Leben an ihrem Antlitz nicht spurlos vorübergezogen — die harmlos glückliche Gruppe und ein peinigender Schmerz prägt sich in ihren Zügen aus. Nicht neidlos und fröhlich theilnehmend ist sie Zeugin des fremden Glücks, es mahnt sie schmerzlich an den eigenen Mangel, vielleicht gar an das, was sie aus eigener Schuld für immer verscherzt hat.

Das andere Bild „Getäuschte Hoffnung" von J. Petri — brauchen wir nicht zu beschreiben. Wir kennen es bereits genauer. Aus dem dürftigen Nebenkämmerchen bei Johannes, wo es der alte Maler mit bewegter Freude zuerst entdeckt hatte, hat es seinen Weg hierher gefunden. Die Unbefangenen, Frohanerkennenden und wir schlagen uns zu ihrer Fahne — heißen es ein entzückendes, hinreißendes Bild von wunderbarer Wirkung auf Herz und Sinne; die Vorsichtigen, Zurückhaltenden vermuthen in dem Maler ein bedeutendes, vielversprechendes Talent,

welchem jedoch noch Mancherlei zu lernen übrig bleibe, und der sich hauptsächlich vor allegorisirender Manier und romantischen Grillen hüten müsse.

Und Johannes? Lebt er noch, ist er genesen und freut sich seines ersten Erfolges?

Dort kommt er eben zum Saale herein — es ist glücklicher Weise eine Stunde, zu welcher das Lokal nicht überfüllt ist — und schreitet, von Bernhard geleitet, auf die Stelle zu, wo sich sein Bild befindet. Es hat einen trefflichen Platz erhalten, die Beleuchtung ist die möglichst günstige; ein Strahl von Freude leuchtet beim Wiederfinden seines Werkes auf dem noch immer blassen und schmalen Antlitz. Und was hängt dicht neben dem seinigen für ein anderes Bild? Die Kinder, die Eltern, das hölzerne Haus auf dem Tische, die lauschende Frauengestalt an der Thüre? Rasch vergleicht er den Katalog; fremdes Glück, von Klairmont? Dann wirft er einen verwunderten fragenden Blick auf den Freund an seiner Seite, als wollte er ihm aus dem Gesichte herauslesen, was es mit diesem Bilde für eine Bewandtniß habe. Bernhard aber lächelt still vor sich hin und flüstert dem Freunde leise einen Namen in's Ohr. Es hat dem Alten so große Mühe, so viele Ueberredung gekostet, sein treues Herz hat so oft gezagt und gebangt, ehe es zu diesem Augenblicke gekommen, ehe er jetzt mit dem Freunde, der ihm als ein Sohn gilt, die nebeneinander hängenden Bilder — getäuschte Hoffnung und fremdes Glück — betrachten und genießen darf. Und kaum eine Stunde zuvor hat er mit Klara von Degenberg an derselben Stelle gestanden und auch ihr, der nicht minder Ueberraschten und von der Wirkung des Bildes Bewältigten, leise einen Namen in's Ohr gesagt, der sie heute erbeben und rasch die Farbe wechseln machte. Soll sein Herz da nicht jubeln und seine Hoffnung auf das Glück des Freundes in Blüthe stehen? Er selbst freilich hat dereinst dem Glücke entsagt und dennoch Frieden gefunden. Aber Johannes ist anders geartet und kann nicht entsagen; er muß noch trinken aus dem Becher des Glücks oder — hilflos verschmachten. Doch nun zweifelt er nicht mehr. Bald schon vielleicht kann er ihm selbst den gefüllten Becher reichen. Die beiden Bilder, welche innerlich verwandt, hier im Tempel der Kunst einträchtig nebeneinander hängen und die Herzen der Beschauenden rühren und bewegen, weil sie, ein jedes in seiner Art, so tief im Gemüthsleben wurzeln, sind dem Maler ein Symbol, daß sich auch deren Schöpfer noch geistig zurecht, und deßhalb, wie es ihnen von Anfang an bestimmt schien, auch zusammenfinden würden. Das walte Gott und seine liebste Kunst!

Und abermals war es am Sylvesterabend. Wer weiß es denn nicht, wie schnell ein Jahr verrauscht mit Lust und Leid, wie gar eilfertig die Jahreszeiten einander die Hände reichen, und wie bald der stille Abend wieder vor der Thüre steht, der Jeden, dem das Herz an rechter Stelle schlägt, zu innerer Einkehr und einem dankenden Rückblicke einladet! Gern finden sich dann befreundete Herzen zusammen, um Abschied zu nehmen von dem gemeinsam Durchlebten und sich Treue zu geloben für das noch ungeahnte Künftige.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Frauenthat.

Von R. D.

Schloß M. hatte heute einen bewegten Tag. Es war des Kaisers Namensfest. Die Garnison im drunten liegenden Städchen feierte es mit klingendem Spiel.

Oben im Schlosse hatte der General zahlreiche Gäste. Hochklingende Namen versammelten sich um seinen Tisch. Das große, düstere, weitläufige Schloß mochte an vergangene Zeiten sich erinnern, wo es immer so glänzend belebt war, wie ausnahmsweise heute.

Auch das Wetter war hell und glänzend. Eine leichte, frische Luft spielte oben auf dem breiten Thurme mit dem großen schwarzgelben Banner — am Schloßthor hingen Kränze und Blumengewinde um die grauen Steinpfeiler, so gut sie eben die Jahreszeit bot — rings lag goldener Sonnenschein auf den dunkeln Nadelholzkronen des Parks.

Schon sproßte das Gras zwischen den großen Steinplatten des Hofs und hätte man auf den Wiesen gesucht, würde man auch schon Veilchen gefunden haben.

Oben im großen dunkeln Saal hatte man lange getafelt. Es war kurz nach der ungarischen Erhebung — einer der höchsten Offiziere der Armee befand sich unter den Gästen.

Auch Damen, zwischen deren bunten Toiletten sich die weiße Uniform recht stattlich ausnahm, zumal so ordengeschmückte wie hier.

Der Wein hatte Alle belebt. Die Herren erzählten ihre Kriegsthaten, die Frauen hörten ihnen gerne zu; dabei klangen Gläser und Sporen; es gab in der ganzen Runde kein trübes Gesicht. Man sprach von Pesth, von Komorn, von Theater und Musik.

Eben lachte man über einen jungen Offizier, der bei Aufführung der „Regimentstochter" nach der Einnahme von Pesth über die Bühne gegangen war, natürlich während der Scene.

Das hatten andere nächst ihm auch gethan — „Sie hat halt nicht gut getrommelt, die Regimentstochter —!" vertheidigte sich jener — „So mußt' ich's sie lehren —!"

Die Damen nahmen natürlich am Parteikampf regen Antheil.

Man erzählte von der Kettenbrücke — wie man sie abgetragen — von getödteten Rebellen — von Kriegsgerichten und den Folgen des Kriegszustandes; man war ja Sieger und der Hausherr gedachte in einem Toaste der glänzenden Waffenthaten seines Gastes.

Dieser befand sich in einer sanften, mehr elegischen als heitern Stimmung. An seiner Seite saß seine Braut. Die junge Dame neigte ihr Glas — sie mochte an all die Angst und Sorge zurückdenken, die sie gefühlt und gelitten bei den Gefahren des geliebten Mannes. Jetzt hatte er sich den Lorbeer errungen.

Dem Paar gegenüber saß eine Cousine der jungen Braut, nächst dieser die einzig Unvermählte der Runde. An sie richteten sich zunächst die Artigkeiten von Jung und Alt. Vor allen hatte der Wein einem alten Obersten den Kopf erwärmt, daß er die fabelhaftesten Schwüre that, was er alles zu leisten gesonnen wäre, könnte er sich damit ihre Liebe erwerben. Natürlich lachte ihn die junge Dame aus, was er gar nicht übel nahm, da sie dasselbe über die Galanterie seiner jüngeren Waffengefährten auch that — „Sie ist halt eine Turandot —," seufzte der junge Offizier, der sich zum Lehrer auf der Trommel in Pesth gemacht hatte.

In Folge des Genusses von ein paar Flaschen Champagner kam ihm seine Tischnachbarin als ein Wesen vor, um dessentwillen er im Stande seyn könnte, sich eine Kugel durch den Kopf zu schießen — Wein und Schmeichelei regen auf — die Stimmung der in Rede stehenden Dame war in der That eine glänzende.

Als die Tafel aufgehoben wurde, flüchtete sie sich an den linken Arm des Bräutigams ihrer Cousine und hörte lachend, wie der alte Oberst hoch und theuer versicherte, daß er nächst dem Kaiser, seinem Kriegsherrn, nichts so hoch verehre, als die Damen, natürlich die schönen.

Man öffnete die hohen Glasthüren, die hinaus auf eine Terrasse mit ziemlich zerfallenem Steingeländer führten; die Sonne warf ein ganzes Lichtmeer auf die Hinaustretenden. Alles war schön, duftig. Wie Frühlingsahnung wehte es herüber von den Bergen. —

Da erblickte man einen Zug. Ein stark eskortirter Wagen brachte einen Gefangenen. Die Auffahrt führte dicht am Terrassengeländer vorbei.

Für einen Augenblick verstummten die heiteren Stimmen, zwischen den kriegerischen Gestalten zu Pferde hindurch konnte man tief im Hintergrunde des Wagens ein jugendliches, todtblasses Gesicht erkennen.

Es war immerhin eine drückende Mahnung an das unendliche Weh der Zeit und der Erde. Kein Wunder, daß Comtesse Ferdinande, die vorhin erwähnte gefeierte Dame, den Arm ihres Führers verlassen hatte und recht ernst am Geländer lehnte.

Düstere Schatten flogen über ihr Antlitz. Dahin schien ihre Heiterkeit. Comtesse Ferdinande war kein Kind mehr. Daß sie bei zwei- oder dreiundzwanzig Jahren noch unvermählt war, hatte ihr kaltes Auge und besonders ihren Ehrgeiz zur Ursache; doch war sie im Besitz einer pikanten Schönheit, die allerwegen Interesse erweckt und gewöhnlich auch Frauen von großem Verstand eigen zu seyn pflegt. Dabei war sie das Kleinod ihrer Familie, allüberall ersehnt und gern gesehen.

Ferdinande hatte auch treffliche Eigenschaften, einen feinen Takt, der immer den Ton traf, der nicht zum Herzen, aber zum Zweck führt. Sonderbar genug blieb sie den Parteikämpfen fremd.

Eben rollte der Wagen dumpf durch die Einfahrt; sehen konnte man ihn nicht mehr.

Die Gesellschaft hatte sich wieder in die Zimmer zurückgezogen; man fand es kühl. In der That schauerte eine kalte Luft durch das Thal.

Auch Ferdinande hob den Arm vom Geländer und wandte sich dem Thurme zu.

Jetzt hatte ihr Gesicht etwas so Ernstes, daß der junge Offizier sich Muth machen mußte, sie anzureden. Doch that er es.

„Das war," begann er, „der junge L." — er nannte einen ungarischen Namen — „der eben vorüberkam. —"

„Ein junger Mann?" fragte Ferdinande und blieb am Geländer lehnen.

„Ein junger Bursche, kaum zwanzig Jahre alt — ich war dabei, als er gefangen wurde."

Ferdinande forderte den Erzähler nicht auf, zu sprechen. Sie gab ihm nur gleichsam wider Willen Gehör.

„Das Schloß der Gräfin L.," fuhr der Offizier fort, „war von den Rebellen benutzt, um uns den Uebergang über ein ziemlich reißendes Wasser zu erschweren. Es hielt den Transport der Batterie

fast um einen Tag auf. Ein Rebellenhaufen hatte sich hineingelegt. Die Mauern waren stark und gut bewaffnet waren sie auch; so kostete es Zeit, bis wir dazu gelangten, das Nest in Brand zu stecken. Wir waren schon Herren der Mauern; nur vom Thurme wurde immer noch geschossen — wir stürmten hinan — da waren drei junge Burschen, die sich in nutzloser Tapferkeit wie die Löwen herumschlugen. Fast in einem und demselben Augenblicke fielen die beiden jüngeren, fast noch Kinder. Da befahl der General, nicht mehr zu schießen; es sah aus da oben wie ein Nest junger Vögel — es waren die drei Söhne der Gräfin. Der letzte davon ist nun auf dem Wege nach der Festung. —"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Ein Original-Harem in Paris.) Der neue türkische Gesandte Djemil Pascha, der dieser Tage in Paris eintreffen wird, führt seinen Harem mit sich oder doch wenigstens eine aus sieben Damen bestehende Succursale. Man kann sich denken, welche Sensation eine solche Nachricht in der ganzen und „halben" Welt erregt. Die Dandies träumen bereits von orientalischen Abenteuern mit bärbeißigen Eunuchen und eingesackten Odalisken; die höhere Lorettenwelt **se mesure les rangs** und schaut nach dem Schnupftuch; die Damen des Hofes und des diplomatischen Korps hoffen in allen Ehren in die mysteriöse Langweile eines Originalharems eingeweiht zu werden. Jedenfalls wird Djemil-Pascha der Lion oder vielmehr der Coq der nächsten Saison werden, und man kann schon jetzt voraussehen, daß er und sein goldener Käfig in dieser so dürren Zeit einen reichen Stoff zu allen nur denkbaren guten und schlechten Witzen bieten wird.

In Bruck an der Mur wurde am 6. Okt. den Besuchern des dortigen Theaters eine seltsame Ueberraschung zu Theil. Inmitten der Aufführung des Lustspiels: „Wenn Frauen weinen," ließ sich auch plötzlich von einer der Gallerieen ein Gewimmer vernehmen, und bald erfuhr das ganze Haus, daß daselbst soeben rasch und glücklich eine Besucherin des Theaters entbunden worden ist. Hoffentlich ist durch dieses Ereigniß der Welt eine ächte Künstlernatur geschenkt worden.

Eine junge, sehr schöne, aber blinde Dame heirathete einen Arzt, der ihr nach der Hochzeit das Augenlicht wiedergab. „Kein Wunder," sagte ein Witzbold, „durch die Ehe werden Mancher die Augen erst geöffnet."

Wie unterscheiden sich die Heirathskandidaten von gelehrten Kandidaten? Diese haben ihre Prüfungen schon überstanden, bei jenen beginnen sie erst, wenn sie ihr Amt antreten.

Gemeinnütziges.

(Verdicktes Kreosot.) Das Kreosot wird bekanntlich häufig gegen Zahnweh angewendet; sein flüssiger Zustand ist aber Ursache, daß beim Eindringen in die hohlen Zähne meistens etwas davon mit den weichen Theilen der Mundhöhlung in Berührung kommt und dadurch neue Schmerzen entstehen. Stan. Martin empfiehlt daher, das Kreosot dadurch in eine dickere Form zu bringen, daß 3 Theile davon mit 2 Theilen Kollodium vermischt werden. Diese Mischung hat die Konsistenz einer Gallerte und vor dem reinen Kreosot noch den Vorzug, daß sie die Oeffnungen der hohlen Zähne verschließt und auf diese Weise den Zutritt der Luft zu dem Zahnnerv verhindert.

Räthsel.

Todeswaffe, ohne Gleichen,
Die das Opfer nie verfehlt,
Gleich' ich Heuchelern und Feigen,
Von Luzifers Geist beseelt.

Niemand kann mir droh'n Verderben,
Geb' ich ihm den Todesstoß,
Unvertheidigt muß er sterben;
So zu sterben, welch ein Loos!

Lebenslänglich schmerzet jede
Wunde in des Herzens Flur, —
Weil ich nicht das Leben tödte, —
Ehre, Recht und Wahrheit nur.

Dolch und Kugel, Gift und Degen
Tödten leichter wohl als ich.
Fluch ist mir des Himmels Segen,
Gnade hat kein Gott für mich.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 132. Dienstag, 4. November 1862.

Am Ziele.

(Fortsetzung.)

Bernhard und Johannes saßen wieder, wie vor einem Jahre, beieinander. Der Erstere hatte sich wenig oder nicht verändert. Mit Johannes aber war eine wesentliche Veränderung vorgegangen. Seine Haltung war fester und männlicher, sein schönes Auge klarer und muthvoller geworden; seine feinen, noch immer jugendlich-sanften Gesichtszüge zeugten von Ernst, aber nicht mehr von trüber Verstimmung, trauriger Hoffnungslosigkeit. Jetzt erst konnte Johannes ein schöner Mann heißen. Die Natur hatte ihn immer äußerlich bevorzugt und ausgezeichnet, aber doch fehlte es seinem Aeußeren bisher an dem Ausdrucke eines starken, männlichen Selbstbewußtseyns. Und diesen Mangel überwanden keine anderen Vorzüge.

„Nun also, Johannes," sagte der alte Maler vergnügt und zuversichtlich, indem er auch heute den Mundschenk machte, „wie steht es mit Euch Beiden? Du hast mich vertröstet von Zeit zu Zeit und die Entscheidung hingehalten. Ich bin des Wartens fast müde. Weßhalb das lange Zaudern? Bist Du Deiner Sache noch immer nicht gewiß, verlangst Du noch deutlichere Beweise ihrer Zuneigung, ihrer unbedingten Ergebenheit? Du darfst ein Wort sprechen und Klara von Degenberg ist Dein. Und Du mußt dieses Wort sprechen, willst Du nicht, daß ihr unbändiger Stolz vielleicht von Neuem erwache und sich wider Herz und Gefühl aufbäume, wie es schon einmal der Fall gewesen. Hat sie sich damals, als sie beinahe noch ein Kind war, gegen Dich vergangen und Deine Jünglingsleidenschaft zurückgewiesen, so hat sie dafür genug gebüßt und mit vielen verlorenen Lebensjahren und herben Erfahrungen ihre Schuld bezahlt. Denke nur an's „Fremde Glück". Und glaube mir: — jetzt, da Du ein Mann geworden und sie wohl zu würdigen versteht, was das bedeutet, weist sie Deine Liebe nicht mehr zurück. Schwer scheint sie es bereut zu haben, daß sie es jemals gethan hat. Was mag sich das verwöhnte, stolze Mädchenherz, das Niemand zu lenken und zu leiten verstand, einst von dem Leben geträumt haben, was mag ihm statt dessen geboten worden seyn! Und nun — welch eine Andere ist sie geworden, seit Eurer ersten Wiederbegegnung vor den beiden Bildern, wo sie Dich — ich war ja Zeuge — fragte, ob denn dem blondlockigen Jüngling auf Deinem Gemälde das Mädchen am Steuerruder in der That so sehr am Herzen liege, oder ob er nur hinaus begehre in die offene See und um deßwillen so trauere, daß er nicht mitfahren solle? — Und als sie Dich später um Verzeihung bat, daß sie Dich auch zu den Andern geworfen und Dir ein rechtes, ehrliches Gewissen abgesprochen habe, wie der Mehrzahl der Kunstgenossen, und Dir endlich gestand, daß sie Dich schon damals, als Du mit den Deinen zum ersten Male am Weihnachtstische saßest, habe um Verzeihung bitten und Dir sagen wollen, daß sie noch keinen besseren Mann gefunden habe, als — den Reisebegleiter in Italien? — Johannes, Johannes, wann wirst Du Eigensinniger jenes nothwendige Wort sprechen?"

„Ich, Bernhard? — Niemals!"

„So verlangst Du, daß sie sich erklären, daß sie die natürliche Ordnung umkehren und sich — Dir anbieten solle?"

„Sie hat es bereits gethan, Bernhard," antwortete Johannes, und sein Auge leuchtete stolz und freudig auf, als spräche er die herrlichste Genugthuung aus, welche ihm hätte widerfahren können, „sie hat es gethan und hat edel an mir gehandelt!"

„So ist denn Alles schon im rechten Gleise!" rief der Alte froh erregt, „und Du lässest mich erst noch lange Reden halten und Dir in's Gewissen sprechen, wie ein Prediger? Dein Glas her, Du

Schelm, und anstoßen, wie es sich gebührt auf Lust nach Leid und frohe Zeit nach langer schwerer Traurigkeit!"

„Halte noch ein, Freund!" sagte aber Johannes, indem er die Hand des Malers ergriff und leise drückte, „anstoßen wollen und mögen wir in Gottes Namen, denn ich kann ja dem Himmel nicht genug danken, daß er so mit mir gewaltet und Dich mir zum Freunde gegeben hat. Aber nur mißverstehen dürfen wir uns nicht, nicht das Mißverständniß mit dem hellen Klange der Gläser besiegeln. Höre mich an, Bernhard; ich will Dir nichts vorenthalten. Auch ihr bist Du ja ein Freund, und durch das, was ich Dir sage, wird sie wahrhaftig nicht in Deinen Augen verlieren. Ja, Klara hat mir geschrieben und — ihre Hand geboten!"

„Und Du, Johannes?"

„Unterbrech' mich noch nicht und laß mich zu Ende erzählen. Ein kindischer Einfall — so theilte sie mir freimüthig mit — führte mich damals in Florenz mit Ihnen zusammen. Bald flößten Sie mir freundschaftliches Interesse ein, und mit Wohlgefallen nahm ich wahr, wie Ihre Neigung für mich erwachte. Noch erwiederte ich dieselbe nicht, aber Sie waren mir ein so lieber Gesellschafter — ich konnte Ihrer nicht entbehren und so gelang es mir nicht, Ihnen die damalige Täuschung zu ersparen. Auf meine Veranlassung folgten Sie uns nach Rom und von Tag zu Tag wurden Sie mir unentbehrlicher. Nun war es mir doch, als ob ich Ihnen für immer angehören solle und mehr und mehr gewöhnte ich mich an den Gedanken. Wenn Sie nur weniger bescheiden, weniger weichmüthig und schwärmerisch gewesen wären! Das störte mich thörichtes Mädchen noch an Ihnen; ich wünschte mir einen geborenen Herrscher zum Manne, vor dem ich mich hätte beugen, dem ich gehorchen müssen, der mich und meine Liebe als selbstverständlich dahin genommen hätte! Und nun kamen Sie zur ungünstigen Stunde mit Ihrer zaghaften Liebeswerbung und mit einem Male erwachte mein Stolz, ich schämte mich beinahe meiner unüberlegten ersten Neigung und ich sagte Ihnen trotzig ein klug klingendes Lebewohl. Ich hatte ja noch nie gehorchen, mich niemals unterwerfen müssen, war von Jugend auf meine eigene Herrin gewesen und es dünkte mir gar so selig, einen starken Willen über sich zu ehren. Das aber konnten Sie mir nicht bieten, damals nicht — und deßhalb gab ich Ihre Liebe preis. Aber ich fand nicht, was ich suchte. Mein Herz blieb leer. Ich lernte viele Männer kennen. Aber was ich für Stärke hielt, war oft die erbärmlichste Schwäche, und Keinem möcht' ich mich nun anvertrauen, nachdem ich einst den Besseren altklug und wider die Stimme meines Herzens zurückgewiesen. Endlich entschloß ich mich, Sie aufzusuchen und — Ihnen Versöhnung zu bieten. Ich fand ja keine Ruhe sonst; es mußte geschehen auf jede Gefahr hin. Aber wie traf ich Sie? — Am Weihnachtstische mit der Geliebten! — Der bitterste Unmuth bemächtigte sich meiner, gekränkte Eitelkeit und Scham über mein unweibliches Beginnen quälten mich um die Wette. Ich mochte es Ihnen nicht vergeben, daß Sie so schnell meiner vergessen hatten. Von Neuem begann meine Irrfahrt, qualvoller als zuvor, weil ich Sie glücklich wähnte. Da führte uns das Schicksal wieder in dieser Stadt zusammen und — Sie waren einsam und nicht glücklich. Ich wehrte mich gegen meine Gedanken und Hoffnungen, wie ein Mann, und warf Sie in meinem Urtheile zu dem großen Haufen Ihrer Kunstgenossen, den ich inzwischen gründlich verachten gelernt hatte. Auch Er hat kein Gewissen, redete ich mir ein, was trauere ich noch um ihn, der so rasch zu vergessen vermochte? — Da endlich sah ich Ihr Bild, Johannes, und dann sahen wir uns wieder und unsere Herzen lagen, wie aufgeschlagen, vor uns in den beiden Bildern. Mit einem Male zerstoben meine selbstgeschaffenen Zweifel und ich wußte, was wir noch an einander besitzen könnten. Nicht ich brauche jetzt den Nachen zu steuern, wie damals, Sie sind der berufene Steuermann und sollen mich dulden in Ihrem Fahrzeuge."

(Schluß folgt.)

Eine Frauenthat.

(Fortsetzung.)

Ferdinande sagte nichts. Endlich ging sie hinüber nach dem Saal und meinte:

„Man sollte an dergleichen schon gewöhnt seyn —"

Den Abend sollte ein Concert feiern. Man ging, um die Toiletten auffrischen zu lassen und sich selbst eine kurze Ruhe zu gönnen.

Es fing schon an zu dämmern. Der Schloßhof, die alten düstern Mauern sahen unendlich düster und herzbeengend aus. Drüben an einer kleinen Pforte stand eine Wache — da war wahrscheinlich der Ort, wo man den Gefangenen untergebracht hatte.

Wenn du dich im Gefühle deiner Freiheit sonnst, wenn du weißt, nichts verhindert dich, den Fuß hinauszusetzen auf die schöne mütterliche Erde, so wirf einen Blick, einen einzigen, in die Seele eines

Gefangenen, der auf dem Wege ist, eine zwanzigjährige schwere Kerkerhaft zu verbüßen —!

Es war ein düsteres und ödes Gemach, das man dem jungen Gefangenen gegeben hatte. Immer dunkler wurde es drüben auf den Bergen. Im Schlosse wurden Fenster hell erleuchtet, der Wind wehte stärker und rüttelte an den Fenstern. Niemand hatte nach dem Gefangenen gefragt — seine Eskorte war zur guten Stunde auf das Schloß gekommen; man trank und lachte und scherzte.

Regungslos saß der Gefangene am Tisch. Des Leibes Bedürfniß nach Speise und Trank regten sich, man hatte ihn vergessen —!

Ein Zimmer war es, dumpf und kalt. Drüben im Saale stimmte man die Instrumente zum Concert. Schon versammelten sich die Gäste von Neuem. Da — gedachte man jetzt seiner? — drehte sich ein Schlüssel im Thürschloß. —

Der Gefangene wandte den Kopf nicht. Kein harter sporenklingender Fuß maß den Raum zwischen der Thür und ihm. Ein eigenes Gefühl des Schauers, fast der Furcht ergriff ihn. Da legte sich eine Hand schnell, energisch auf seine Schulter. Er blickte auf und mußte sich sammeln, ob es Wirklichkeit, ob es Traum war.

„Fassen Sie sich, armes, armes Kind!“ sagte eine Stimme, so mild und wieder so kräftig mahnend: „Sie können frei seyn. — Hier — folgen Sie mir!“

Willenlos ließ sich der junge Mann von einer Hand führen, die nicht im Mindesten zitterte. Leise rauschten reiche seidene Gewänder. Blumen dufteten. Das ganze Leben, das schöne, sonnige, freie, fiel plötzlich wie ein heiliges Himmelsgeschenk in die Seele des Gefangenen. So ging es durch einen dunkeln Gang.

Dann stieß seine Führerin die Thür zu einem finstern, großen Zimmer auf. Ein Fenster wurde aufgemacht. Brausend schlug der Wind herein. — „Hier ist ein Mantel, hier eine Börse! — Halten Sie sich nach jenen Wäldern dort! Drüben ist nicht mehr Oesterreich! — Aber schnell! — Ich muß fort! —“

Droben schmetterte die Ouverture zur Regimentstochter.

„Dank — ewigen Dank!“ stammelte die bleiche Lippe des Gefangenen.

„Nur Muth!“ mahnte die weibliche Stimme.

Ein Sprung auf's Fenster, ein Sprung hinunter. —

Athemlos lauschte die Befreierin den sich entfernenden Schritten — dann seufzte sie tief und schwer zum Himmel hinauf:

„Kröne du mein Werk —!“

Er hat es gekrönt. Der Gefangene entkam. Niemand wußte, wer dem Unbewachten den Weg gezeigt hatte. Ferdinande zeigte an jenem Concertabend eine glänzende heitere Stimmung. Erst am Morgen bemerkte man die Flucht — eher hatte man nicht des Armen gedacht — Ferdinandens künftiger Cousin besah sich die Oertlichkeit. Man folgte dem Flüchtigen bis zum offenen Fenster jenes Saales. Der General bückte sich und hob schnell etwas von der Erde auf; es war nichts als ein kleines rosenfarbenes Camellienblatt. Im Wagen, der die Gäste zurückbrachte, warf er es lächelnd, mit dem Finger drohend, in Ferdinandens Schooß. Ferdinande hatte rosenfarbene Camellien getragen.

Jahre sind seitdem vergangen. In einer ziemlich monotonen Gegend Schlesiens, mitten unter rasirten Wäldern und jungem Anbau, erhebt sich ein großes altes Gebäude, ein Schloß, das bis vor ungefähr zehn Jahren einem alten Herrn, dem letzten Sproß einer großen Familie, angehörte. Damals stand rings der hohe, duftige Nadelwald mit seinen majestätischen Kronen; Niemand hätte gewagt, Hand oder Art daran zu legen.

Als aber der alte Herr starb, fiel der reiche Besitz an eine Anzahl entfernter Erben, wurde verkauft, dismembrirt — natürlich fielen die reichen Holzbestände zuerst. Die Theile des großen Ganzen kamen in die verschiedensten Hände. Von dem einen kaufte sich ein junger Offizier Hunde und Pferde und bezahlte seine Schulden, von einem zweiten wurden Töchter ausgestattet, Söhne nach der Hochschule geschickt; einen dritten legte ein altes Fräulein in den Kasten, um nach ihrem Tod den Pfleger ihres Papagei's und irgend eine Wohlthätigkeitsanstalt zu beglücken. Die ganze Herrschaft hatte ein Gütermäkler an sich gebracht.

Da der alte Herr wohlthätig, die Gegend aber sehr arm war, so würde man ihn ungleich schmerzlicher vermißt und betrauert haben, wenn nicht ein Theil des Gutes in die Hände eines Mannes gekommen wäre, der eine chemische Fabrik errichtete.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Bei Gelegenheit einer Erinnerung an den Jahrestag der Schlacht bei Trafalgar, den 21. Oktober, erzählt ein Korrespondent des „Herald“: Vor einigen Jahren besichtigten wir einige schöne Stiche in dem Laden eines der ersten Kunsthändler in London.

Der Mann war fein und artig, aber in den Preisen, die er verlangte, sehr bestimmt und unnachgiebig. Während wir unter den Zeichnungen blätterten, trat ein unbedeutender, schäbiger, kleiner, schlecht gekleideter Mann ein, der in bescheidenem Ton nach dem Preis eines Stiches fragte, der im Fenster hing und der Stransfields berühmtes Gemälde der Schlacht von Trafalgar darstellte. „Wie, mein Mann?“ fragte der Kunsthändler, „wozu soll Ihnen ein solches Gemälde?“ — „Sir,“ erwiederte der kleine Alte mit schwacher Stimme sehr langsam und feierlich, „ich habe auf dem Vormast der „Victory“ gedient, als der Admiral erschossen wurde,“ und er zeigte seine Medaille und seinen Abschied und seine Dienstzeugnisse vor. Es trat eine Pause ein und als der Geschäftsmann sich gesammelt hatte, sagte er: „Wenn Sie einer von Lord Nelsons Kameraden sind, sollen Sie das Blatt für eine Krone haben.“ Dies war ungefähr der vierte Theil des Ladenpreises. Natürlich steuerte jeder Anwesende, dem guten Beispiel folgend, noch eine halbe Krone bei und der alte Seemann bedankte sich mit Thränen in den Augen und zog glücklich, wie ein König, mit seinem Schatze ab.

Aus Neapel wird berichtet: Den Erben des Marchese del Vasto wurde, nachdem sie in der Wohnung desselben Nachforschungen anstellten, eine angenehme Ueberraschung zu Theil. Hinter einem an die Wand gelehnten Schrank wurde nämlich ein geheimes Fach entdeckt, zu dem man nur mittelst einer Leiter gelangen konnte und das, nebst einer Menge Silberzeug von ausgesuchter Arbeit, 60,000 Dukati in Goldmünzen mit dem Bildnisse der ältesten Herrscher aus dem Hause Bourbon, eine andere sehr bedeutende Summe in spanischen Kolonaten und zwei dicke Bündel mit Bankanweisungen enthielt. Es scheint, daß diese Schätze während der Revolution im Jahre 1848 versteckt wurden.

(Aerztliche Taxation.) Als der berühmte Arzt Peter Frank im Sterben lag und sieben bis acht Aerzte theilnehmend um ihn herumstanden, um ihn durch ganze Ladungen von Arznei zu retten, redete er sie in seiner bekannten humoristischen Weise also an: „Meine Herren! Ich danke Ihnen für Ihr eifriges Bestreben, mein Leben noch zu erhalten; Sie haben gewiß Alle das Beste gewollt. Aber ich will Ihnen noch eine kleine Geschichte erzählen: In der Schlacht bei Fontenay wurde ein französischer Grenadier von sieben bis acht Kugeln zugleich getroffen; er hielt sich noch einige Sekunden lang aufrecht, und als er fiel, rief er seufzend: Wozu eine solche Menge von Kugeln, um einen einzigen Menschen zu tödten?“

Der gelehrte Engländer Queensley, ein großer Bewunderer der griechischen Dichter, hat in seinem Testament verordnet, daß man nach seinem Tode ihm die Haut abziehe und dieselbe zu Pergament gerbe, auf welches die Iliade von Homer geschrieben werden soll. Dieses seltsame Exemplar soll alsdann im britischen Museum hinterlegt werden.

Der Hammer.

Sehen wir das Licht der Welt
Vor den Augen dämmern,
Hebt der Hammer in der Brust
Leise an zu hämmern.

Vor des Kindes Augen tritt
Ersten Frühlings Leben —
Und das Hämmerlein beginnt
Stärker sich zu heben.

Zu dem Jüngling spricht von Lieb'
Leis ein Mund, ein trauter,
Tief im Busen hämmert's fort,
Lauter, immer lauter.

Auf der Stirn des Mannes glüht
Wilden Zornes Kochen,
Stärker, immer stärker wird
Jenes Hammers Pochen!

Immer, immer pocht er fort,
Immer unermüdet,
Bis er unsre weiche Brust
Eisenhart geschmiedet.

Daß sie Alles, Lust und Qual,
Ruhig kann ertragen! —
Pocht er sie nicht hart wie Stahl,
Muß er sie zerschlagen!

Auflösung des Räthsels in № 131:
Verleumdung.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 133. Freitag, 7. November 1862.

Am Ziele.

(Schluß.)

„Und Du, Johannes?“ fragte Bernhard noch einmal und dringender.

„Und ich? — Heute hab' ich ihr geantwortet, erst heute. Noch in dem alten Jahre wünschte ich Alles zum Abschlusse zu bringen und jeder Unklarheit ein Ende zu machen. Ich habe ihr innig gedankt für ihren Edelmuth, durch den sie jede Schuld an mir sühne und vergessen mache, wenn sie jemals einer Schuld zu zeihen gewesen. Das mir gebotene Geschenk aber — das größte, welches sie zu bieten vermochte, — hab' ich ausgeschlagen für jetzt, für — immer. Ich fühle mich dessen nicht würdig, halte mich nicht für fähig, solch ein stolzes Loos muthig und ehrenvoll zu ertragen. Ich würde meines Glückes Knecht werden — und ich bin lange genug schon des Unglückes Knecht gewesen!“

„Johannes, was hast Du gethan, was hast Du von Dir gewiesen!“ rief Bernhard mit dem Ausdrucke plötzlichen Entsetzens und tiefen Mitgefühls. „Unseliger Mensch Du, der Jahre lechzt und schmachtet, und wenn es endlich herankommt, das vielersehnte Glück und ihm die Hand bietet, halb trotzig und halb verzagt diese Hand wieder von sich stößt, um von Neuem zu darben und — zu bereuen. Johannes, ich bitte und beschwöre Dich, sey kein Thor, kehre noch um, mache mir nicht dies Herzeleid, das ich nicht um Dich verdient habe!“

„Sey ruhig, Bernhard,“ antwortete Johannes ernst und gelassen, „und sorge Dich nicht. Deinen Vorwurf hab' ich verdient und erwartet, aber so wahr ein Gott über uns lebt, ich will ihn zu nichte machen. Und höre mich nur an, Freund, und blicke nicht so verzweifelt darein, als ob Du alles Vertrauen zu mir verloren hättest. Weßhalb denn fühlt' ich mich so elend und gedrückt, als ich Dir heut' vor einem Jahre an dieser Stelle mein Leid klagte? Weil mir auch Alles vom Leben versagt worden, weil ich mich vor mir selbst schämte meiner hungrigen Bettelhaftigkeit, weil es mich ekelte vor solch einem unwürdigen Seelenzustande, dessen ich doch aus eigener Kraft nicht Meister zu werden vermochte. Jetzt, Freund, ist es anders geworden. Ich bin kein Bettler mehr, seitdem mir wieder der Genius unserer Kunst gelächelt hat, unter Thränen gelächelt hat, die er über ein verlorenes Jugendglück weinte. Ich bin kein Bettler mehr, denn Sie — Sie hat die Meine werden wollen, aus deren Händen ich dereinst die Krone des Lebens zu empfangen gedachte, Sie, deren Zurückweisung mein Leben vergiftet hatte, wie ein verderblicher Pesthauch. Und Ihr — hab' ich entsagt, auf Sie hab' ich verzichtet, weil ich es wollte, weil ich es für gut fand. Ich mag nicht mehr schwelgen an der Tafel des Lebens, wo ich dereinst mit meinem armen Weibe gedarbt habe. Konnt' ich Jene nicht glücklich machen, die Arme, die nichts weiter besaß als mich; war ich damals — jetzt erst fühl' ich es recht — zu schwach und zu verzagt, um mich geistig aufzuraffen und aufrecht zu halten gegenüber dem schweren Irrthume des Lebens: würd' ich's jetzt besser vermögen? Und vermöchte ich's, verdiente ich's denn auch, müßt' ich mich nicht schämen über den am Gängelbande des Glückes so lustig dahinwandelnden alten Wohlbekannten, versündigte ich mich nicht am Andenken meiner Todten? Nein, nein, ich will mich nicht selbst in Versuchung führen und vielleicht gar noch — verachten lernen. Hab' ich doch wieder Freude an meiner Kunst, hab' ich doch die Kinder, für die ich sorgen und schaffen muß, und — Dich, lieber, theurer Herzensfreund. Seit ich — bald nach dem letzten Sylvesterabend — das Bild aus meinem Leben zu malen begann, bin ich allmälig frei geworden und nimmer will ich wieder ein Unfreier werden. Das gelob' ich Dir, Bernhard,

mit Herz und Mund. Das soll mein Dank seyn für das Viele, was Du an mir gethan hast!"

Der Andere wendete nichts mehr ein. Seine sorgenvollen Zweifel zerstreuten sich und trotz der fehlgeschlagenen Hoffnungen erfüllte ihn die Wandelung des Freundes doch auch mit einer gewissen wehmüthigen Genugthuung. War doch die innere Verwandtschaft dieser beiden Naturen noch nie so bedeutungsschwer an den Tag getreten! Er umarmte den so heiter Entsagenden und drückte ihn fest an die Brust, während sich einige große Thränen aus seinem Auge stahlen. Und theilnehmend dachte er zugleich an Klara mit ihrem, trotz aller Wunderlichkeiten doch großen und edeln Sinn, und wie sich ihr einstiger Zweifel an dem Gewissen des Freundes nun so verhängnißvoll und unerwartet rächen müsse. Und auch das klagende Wort des Dichters fiel ihm ein, wie so selten doch die Menschen finden, was ihnen bestimmt gewesen schien, wie so selten sie doch erhalten, was auch einmal die beglückte Hand ergriff!

Aber in Demuth beschied er sich, daß es so und nicht wie er gedacht, komme. Was wollte er auch mehr? Einen Liebling der Musen und des Glücks hatte er eines Tages in dem Freunde begrüßen zu dürfen gehofft; jetzt aber umarmte er einen Mann!

Eine Frauenthat.

(Schluß.)

Mittel dazu hatte er im Anfange nur wenige, doch wollte ihm das Glück wohl. Auch strebte er, wie es schien, nur nach des Lebens Bedürfniß und begnügte sich, da es nicht anders ging, mit einem niedrigen Dach. Bald fand er Gelegenheit, die Tochter eines vermögenden Mannes zu heirathen. Auch dies wurde für ihn in jeder Beziehung ein Glück. Demnach lehnen jetzt an dem zehnjährigen Holzbestand der Gegend ringsum eine Anzahl weißer Fabrikgebäude.

Daneben steht noch das alte kleine Haus, die Wiege der Ansiedlung. Man schont seiner aus Pietät, wohl auch, weil man den Raum braucht. Der Besitzer, sagt man, sey aristokratischer Herkunft, hätte nach England flüchten müssen, wäre unter anderm Namen nach Preußen zurückgekehrt, wo noch Manteuffel herrschte, während es in Oesterreich keine vollständige Amnestie gab.

Die kleine Summe zum Ankauf des ersten Hauses wäre der Erlös der verkauften Brillanten seiner Mutter. Dies Asyl verdanke er, hieß es, der Protektion eines preußischen Staatsmannes. Für das aufgegebene gekrönte Wappenschild erwarb sich der Besitzer hier die Bürgerkrone.

Die Gegend ringsum hatte in ihm einen Freund, einen Wohlthäter. Auch die Mutter verehrte man fast wie ein höheres Wesen, wenn sie still und sanft und segenspendend unter den Hilfsbedürftigen erschien. Jedes Jahr fast schenkte dem Herzen der Matrone ein Enkelkind. Da heilten alte, tiefe Wunden.

Ein Herbsttag brachte in mehreren eleganten Wagen eine Gesellschaft nach der Fabrik. Auf einem benachbarten Schlosse hatte man Gäste zur Jagd. Die Damen waren neugierig geworden, zu sehen, wie man in ihrer unmittelbaren Nähe allerhand Toilettenerfordernisse bereitete. So fuhr man hinüber.

In einem der ersten Wagen befand sich Gräfin Ferdinande an der Seite ihres Gemahls.

Ferdinande hatte im Leben alles gefunden, was sie bedarf, und das ist viel: Ehre, Einfluß, die Hand eines vielgeltenden Mannes. Daß dieser fast ein Greis ist, bemerkt sie kaum. Noch viel weniger findet sie darin eine Störung. Sie zieht jetzt Nutzen aus den Erfahrungen dieses silberweißen Kopfes — so ist sie politisch, diplomatisch zu jeder Zeit, vom Morgen bis zum Abend, vom Coursaal bis in das innerste ihrer Gemächer — hier ist alles klar, verständig — das Herz ein folgsames Kind, dem man lehrt, daß es am klügsten sey, gut zu seyn.

So lebt sie überall geehrt, zum Theil auch nur — gefürchtet.

Man stieg aus. Der Besitzer kam. Man betrachtete jede Einzelheit. Ferdinande erwog theilnehmend die Erleichterung für die arme Gegend in dem Erwerb für die Fabrik. Da — eben stand sie dem Besitzer gegenüber und that die Frage nach der Arbeiterzahl.

Ihr kaltes Auge traf den Mann und diesen schien der Ton ihrer Stimme zu erschüttern.

Auch Ferdinandens Auge mußte etwas überrascht haben; für einen Augenblick verlor es doch die gewohnte Sicherheit.

Tiefe Erschütterung faßte den Mann, den man als glücklich überall kannte — nur Ferdinandens kühler Ton, ihre vollkommene Ruhe hielt den Ausbruch stürmischer Gefühle nieder.

Sie — das stand fest, am ersten Tone der Stimme hatte er es erkannt — sie war die Gründerin dieses Glücks, seine Befreierin, das Wesen, für das die Mutter täglich betete!

Ferdinande maß und erwog Alles.

Die Zahl der Kinder, die stille Seligkeit über den verschwindenden Furchen des Grams im Gesicht der Matrone, die weitverzweigte Geschäftsthätigkeit — sie verglich dies glückliche und beglückende Leben mit zwanzig Jahren schweren Kerkers — alles die Folge einer raschhandelnden Stunde — „was war da weiter für ein Verdienst!" dachte sie und — der Gerettete dachte vielleicht: „Kann der durch sie Befreite einer Frau zu Füßen fallen, die eben — den Inhalt ihrer Bonbonnière den Kindern gibt —?"

So einfach, wie man nur lernt auf der Höhe der Gesellschaft sich zu bewegen — jeder Enthusiasmus war hier ein Mißklang. Ein freundlicher Abschiedsblick traf den tieferschütterten Mann — und das war alles. Da fuhren sie hin — da glänzten die Räder auf der staubigen Straße — da saß eine Frau, die an ihrer von Gott so gesegneten That — was wohl beschäftigte? Der geringe Inhalt der damals mitgegebenen Börse.

In der Fabrik tönte plötzlich die Glocke — zum Feierabend? Wie? Es war ja erst 2 Uhr Nachmittags! Die Arbeiter hielten erstaunt inne. Der Fabrikherr beschied sie alle in sein Comptoir. Dort gab er jedem den Lohn einer Woche.

Die zitternden Hände der Matrone legten diesem noch ein Geldstück hinzu. Und morgen sollte gar noch ein Festtag seyn, ein hochgefeierter — Frauen und Kinder sollten am reichbedeckten Tische sitzen —?

Es war der Glücklichen Dank — an die Gottheit.

Mannigfaltiges.

Nachstehendes amerikanische Gedicht von einem ächt amerikanischen Hauch durchweht und von wahrhaft poetischem Werthe, wurde von Friedrich Gerstäcker, der es ins Deutsche übertrug, der „D. A. Z." eingesendet. Dasselbe führt die Ueberschrift: „Dreihunderttausend mehr" und soll viel dazu beigetragen haben, Lincoln's neue Werbung zu unterstützen. Es lautet:

Wir kommen, Vater Abraham *), dreihunderttausend mehr,
Von Mississippi's wildem Strom und von Neuengland her.
Wir ließen Pflug und Arbeit steh'n und Weib und Kind zurück,
Mit Herzen voll zum Bersten — doch die Thrän' im Aug' zerdrückt.
Wir dürfen auch zurück nicht schau'n. Voraus liegt Pflicht und Ehr'.
Wir kommen, Vater Abraham, dreihunderttausend mehr.

Und wenn du auf die Hügel schaust, die dort im Norden steh'n,
So kannst du Reihen, dicht von Staub, die sich bewegen, seh'n,
Und scheucht der Wind den Schleier fort, der auf dem Zuge liegt,
Mit Sternen und mit Streifen hoch das theure Banner fliegt,
Und Bajonette blitzen dort; im Arme das Gewehr.
So kommen, Vater Abraham, dreihunderttausend mehr.

Und siehst du weit das Thal hinauf, wo sonst der Schnitter müht,
Da treten uns're Burschen schon in Reihe und in Glied,
Und Kinder, klein und ungeschickt, die lernen draus im Feld
Die Arbeit, die für's Vaterland den Ackergrund bestellt.
Und überall steh'n Gruppen — ach, der Abschied war so schwer —
Wir kommen, Vater Abraham, dreihunderttausend mehr.

Du riefst uns, und für Vaterland und Freiheit gutgewillt,
So zogen wir zum Kampf herbei zu Richmonds Blutgefild,
Und muß es seyn, zum Tod; doch gibt uns Gott der Herr den Sieg,
So brechen wir des Feindes Trotz in diesem blut'gen Krieg.
Sechshunderttausend Herzen brav marschiren vor uns her:
Wir kommen, Vater Abraham, dreihunderttausend mehr.

Emmons.

***) Lincoln's Vorname.**

In Konstantinopel wird die neuerlich für Frauen anbefohlene Kleiderordnung zum großen Leidwesen der türkischen Schönen ungemein streng gehandhabt. Seide, Sammt, Atlas und alle grellen Farben, die Liebhaberei der Orientalinnen, sind für die an und für sich schon so höchst unkleidsamen Feradsche (Mäntel) verpönt, und nur dunkle Stoffe, schwarz, braun und russisch grün, werden geduldet; die Jaschmaks (türkische Schleier) müssen derart um das Gesicht gewunden und so dicht seyn, daß, mit Aus-

nahme der Augen, die Züge gänzlich unsichtbar bleiben. Die Wachen — Kawassen und Soldaten — sind angewiesen, die Ausführung dieser Anordnungen zu überwachen und Zuwiderhandelnde werden nicht allein auf dem Schub nach Hause zurückgebracht und der exemplarischen Bestrafung ihrer Angehörigen empfohlen, sondern es kommt auch vor, daß ihnen der Gendarm auf öffentlicher Straße den verbotenen Stoff am Leibe in Stücke reißt. Die türkischen Damen hatten angefangen, sich nach europäischer Mode zu kleiden und zu coiffiren, was sie also in ihren Harems nicht für die neugierige und verliebte Welt, sondern einzig und allein ihren Gatten und Vätern zu Gefallen thaten. Von nun an sind aber Mode und Fashion aus den Gynäceen verbannt; alttürkische Kleider müssen getragen, die Nägel roth, die Zähne schwarz gefärbt und die Haare vorn, statt der eleganten Touren, kurz abgeschnitten werden. Hier zwar lauern keine brutalen Kawassen und Soldaten, aber alte Weiber spioniren im Dienste der Regierung umher und wo sie etwas Gesetzwidriges entdecken, wird der Hausherr vorgeladen und hat seine Toleranz mit großherrlicher Ungnade, scharfen Rügen und schwerer Geldstrafe abzubüßen. Man kann sich den allgemeinen Jammer vorstellen! Die Türkinnen sehen insgesammt bitterböse aus und man kann ihnen wahrlich ihre üble Laune kaum verdenken. Manche Muhamedanerin ruft ironisch aus: „Wenn unser Prophet ein Weib gewesen wäre, er hätte sich ganz andere Suren vom Himmel ausgebeten!“

Das Präsidium der Kaiserlich Leopoldinisch-Karolinischen deutschen Akademie zu Jena theilt nachstehenden interessanten Fund mit. Im Jahre 1808 wurden in der abgebrochenen alten Stadtmauer zu Northeim bei Göttingen einige Kanonenkugeln aus Schlacken gefunden, welche wahrscheinlich von einer früheren Belagerung dieser Stadt herrührten. Anscheinend von Eisen, fand nun Professor Reichart in Jena, daß dieselben nicht aus Eisen, sondern, was bisher nicht bekannt gewesen zu seyn scheint, aus Schlacken einer Kupfer- oder Bleihütte bestehen, woraus sich auch ihr geringes spezifisches Gewicht und ihre Porosität erklärt. Eine dieser Kugeln zeigt auf ihrer Oberfläche die Zahl 1575 mit einem Monogramm, welches als das des Herzogs Julius von Wolfenbüttel (1568—89) erkannt worden ist. Diese Kugeln sind als Denkmal der früheren Technik der Kriegswaffen dem hannover'schen Welfenmuseum zu Hannover zur Aufbewahrung übergeben worden.

Leuchs in seinem „Lexikon der Erfindungen“ führt eine Menge von Erfindungen, welche nicht Leute vom Fach gemacht haben, zum Beweis, daß nicht zünftige Vorbildung und nicht Prüfung eine Garantie des technischen und gewerblichen Fortschritts sey. Die Kuhpockenimpfung erfand kein Arzt, sondern eine Quacksalberin. Die Logarithmen entdeckte ein Prediger. Den Luftballon erfand ein Papierfabrikant. Das Schießpulver erfand ein Mönch, kein Krieger; die Luftpumpe der Bürgermeister Otto von Guericke; die beste Seeuhr ein Zimmermann, kein Uhrmacher; Arkwright, der Erfinder der Spinnmaschine, war Bartscheerer und in der Mechanik durchaus unerfahren; Herschel, dem die Sternkunde die größten Entdeckungen verdankt, war kein gelernter Astronom, sondern Musikus in einem hannöverischen Regiment; den Phosphor entdeckte ein Kaufmann, Brand, in Hamburg; die ersten richtigen Ansichten über die Kometen hatte ein Pfarrer, Dörfel, zu Plauen, kein Astronom vom Fach; Fulton, der Erfinder der Dampfmaschine, war Lehrling bei einem Goldschmied, dann bei einem Maler und ging erst später zur Mechanik über. Auch James Watt war fast nur aus Selbstbildung hervorgegangen; Stephenson, der Erbauer der ersten Lokomotive, war Bergmann in Kohlenbergwerken &c.

Vorzug der Landstände. „Was unser einer auch sitzen muß!“ bemerkte ein grauer Kanzlist, „krumm und lahm möchte man werden! Da lob' ich mir die Herren Landstände, die haben doch ein gesundes Leben.“ — „Und warum?“ fragte man ihn. Er antwortete: „Weil es jenen Herren nicht an Bewegung fehlt. Lesen Sie nur die Zeitung, da steht immer, daß bald der, bald jener eine Motion gemacht habe.“

(Das Verdienstkreuz für einen Turner.) Der Turner des Linzer Vereins, Rint, Bildhauer, wurde am letzten Sonntage im Gemeindesaale daselbst mit dem von dem Kaiser ihm verliehenen Verdienstkreuz mit der Krone feierlich dekorirt. Der zwanzigjährige Turner hat während der Ueberschwemmung im Frühjahre mehreren Personen mit eigener Lebensgefahr, wie ausdrücklich die kaiserliche Anerkennung sagt, das Leben gerettet. — Auf dem bayerischen Turnfeste zu München hat er einen der ersten Kränze errungen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter für Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 134. Sonntag, 9. November 1862.

Nur ein Stiefel.

Humoreske aus dem Englischen.

Was blicken Sie so aufmerksam, mein Freund? Ihre Augen wandern unaufhörlich im Zimmer umher. Sie betrachten sich Alles und Jedes und scheinen still und bewegt. Was haben Sie? Ach! Sie sehen meine Frau an. Nun, ich bin ganz Ihrer Meinung, daß sie ganz allerliebst ist. Es ist ein hübscher Anblick, wie das arme Lampenlicht auf die dunklen glänzenden Flechten fällt, die ihre Stirne umgeben. Es ist ein hübscher Anblick, ihre schlanken weißen Finger so flink über das Kindermützchen, an dem sie näht, spielen zu sehen. Der Dampf aus der Theekanne steigt in leichten Wolken nach der Decke. Das Kohlenfeuer aus dem Kamin scheint hell und gießt ein rothes, flackerndes Licht über die silbernen Löffel und die Theesachen. Sie, mein Freund, sitzen mit ausgestreckten Beinen an der einen Seite des Kamins und halten die Cigarre, welche in Anbetracht unserer Freundschaft meine Frau Ihnen zu rauchen erlaubt, zwischen Ihrem Daumen und Ihrem Zeigefinger. Ich, auf der anderen Seite, mit der letzten Nummer von „Bleak House“ in der Hand, habe eben das Auge von Lady Dedlock's traurigem Ende auf das friedliche Bild vor mir gewandt, und wie ich meinen Blick auf das liebe junge Antlitz werfe, das da über die Näherei gebeugt ist und von Zeit zu Zeit die strahlenden Augen hierher wendet, danke ich Gott von Herzen, daß sie nicht durch die kalten, öden Straßen wandert, mit den Furien der Schuld an ihren Fersen, während der Gatte zu Hause vor Gram und Kummer stirbt.

Sie meinen, ich kann von Glück sagen, daß ich so eine Frau habe? Nicht? nun, wenn Sie es nicht sagten, so sehen Sie doch so aus, als ob Sie es sagen wollten. Sie haben ganz Recht, mein Freund. Aber auch ich hatte meine kleinen Hindernisse zu überwinden. Es ist wahr, kein fürchterliches Gespenst von geheimer Schuld und endlosem Kummer erhob sich drohend zwischen uns; aber wir hatten doch auch manche trüben Stunden, bevor wir um die Ecke kamen, hinter der in dem stillen Wasser unser Glück lag. Nun, ich sehe aus Ihren weit geöffneten Augen und den fragenden Lippen, daß Sie gern wissen möchten, wie die Geschichte unserer Liebe eigentlich lautet: Wenn meine Frau nichts dagegen hat, sollen Sie sie hören. Darf ich, Bella!

* * *

Ich habe Ihnen gesagt, mein Freund, daß Bella das einzige Kind ihrer Eltern war. Sie wissen ebenfalls, daß sie aus spanischem Blut stammt, obgleich sie in Frankreich erzogen wurde. In Frankreich traf ich sie. Sie war sehr jung, fast noch ein Kind. Ich war, obgleich einige Jahre älter, auch noch ein halber Knabe. Aber was hat die Liebe mit dem Alter zu thun? Eines Tages, als ich in der Nachbarschaft von Dijon spazierte, hörte ich das Getrappel von Hufen hinter mir. Ich wandte mich um und sah eine junge Dame, die auf einem Esel saß, welcher nicht von der Stelle wollte. Sie hatte nichts als eine dünne Gerte in der Hand; aber mit der bearbeitete sie den Esel aus Leibeskräften. Der Esel indessen nahm die Strafe mit der größten Kaltblütigkeit entgegen. Er legte seine langen Ohren zurück auf den Hals und bewegte sich kaum, außer um von Zeit zu Zeit wie zum Scherz ein wenig hinten auszuschlagen. Er trieb die Frechheit sogar so weit, inmitten dessen, was die schöne Reiterin jedenfalls für eine schreckliche Strafe hielt, einige Grashalme von der Wegseite abzurupfen. Die junge Dame wurde ganz blaß, und ihre dunkeln Augen sprühten vor Zorn über dies hartnäckige und beleidigende Betragen des Esels. Ein oder zweimal blickte sie auf mich und

schien zu wünschen, daß der schwere Stock, den ich in der Hand trug, sich für den Augenblick in ihrer Hand befände. Ich konnte diesem wünschenden Blick nicht lange widerstehen. Nebenbei liebe ich ein Weib, das Temperament genug hat, auch einmal in einen richtigen Zorn zu gerathen; so schritt ich auf die Gruppe zu und ließ den Stock, ohne ein Wort zu sagen, mit aller Macht auf die Schenkel des Esels fallen. Der Hieb kam dem Thiere augenscheinlich überraschend. Es traute seinen Nerven kaum. Wo konnte der Hieb herkommen? Es kannte die Kraft von seiner Reiterin Gerte auf ein Minimum; aber dies war etwas ganz Anderes. Für einen Moment schien der Esel in Träumerei verloren; dann, gerade als ich den Stock hob, um ihm eine zweite und stärkere Dosis zu appliziren, schüttelte er plötzlich die Ohren, schob angstvoll und lief im Galopp davon, während die Reiterin sich im Sattel umwandte und mir übermüthig und dankbar zugleich zuwinkte.

Das war meine erste Begegnung mit Bella.

(Fortsetzung folgt.)

Des Künstlers Rückkehr.

An einem schönen Oktobertage des Jahres 1498 umstand eine gaffende Menge einen der Pfeiler des Nürnberger Rathhauses. An demselben war ein ungeheurer Zettel angeschlagen, auf welchem Folgendes zu lesen war:

„Joseph Dürer, Goldschmied, dahier, macht seinen Mitbürgern bekannt, daß heute Abend in seinem Hause ein Ausverkauf aller seiner Goldschmiedwaaren stattfinden wird. Das Verzeichniß derselben hier anzuführen, wäre zu weitläufig. Anfang um 4 Uhr Nachmittags."

„Wie!" rief plötzlich mit einer gewissen Aufregung einer der Umstehenden, welchen man dem Schnitt und der Pracht seiner Kleidung nach für einen reichen fremden Herrn halten konnte, — „wie, der reiche Goldschmied Dürer läßt auf dem Weg der Versteigerung die bewundernswerthen Erzeugnisse seiner Kunst verkaufen? Welches Unglück hat ihn in diese traurige Nothwendigkeit versetzt?"

„Es ist Ihnen wohl unbekannt," entgegnete ein dabei stehender Handwerksmann, „daß Joseph Dürer die größten Opfer gebracht hat, um seinen Schwiegersohn zu unterstützen, der vor Kurzem noch einer der ersten Handelsherren in Lübeck war. Dieser Schwiegersohn ist mit Hinterlassung beträchtlicher Schulden verschwunden, und um das größte Unglück abzuwenden, um die Ehre seiner Enkel zu retten und ihnen einen unbefleckten Namen zu lassen, ist der gute Mann bereit, sich von den kostbaren Werken seiner Hand, dem Stolz und der Freude seines Alters zu trennen, von diesen Meisterstücken, mit denen im Grunde sein Daseyn verwachsen ist. Diese edle und schöne Handlungsweise ist eines Nürnberger Bürgers ganz würdig und gewinnt ihm die allgemeine Theilnahme; aber warum müssen sich in dieses einstimmige Lob des Meisters so traurige Erinnerungen knüpfen?"

„Darf ich Euch, mit Verlaub, um eine nähere Erklärung dieser letzten Worte bitten?" sagte der fremde Herr.

„Recht gerne. Hört denn: Joseph Dürer hatte drei Söhne und eine Tochter. Seine Tochter verheirathete er mit einer reichen Mitgift an jenen Lübecker Kaufmann, dessen ich erwähnte. Seine beiden älteren Söhne wurden, nach großen Opfern, der eine am Hofe des Kurfürsten von Bayern, der andere am Weimarer Hofe angestellt. Sie machten hier schnell ein glänzendes Glück und vergaßen ihren alten Vater, dessen bürgerlichen Namen sie gegen den Titel Graf und Baron umgetauscht hatten."

„Und was ist aus dem dritten Sohne geworden?"

„Albrecht," war die Antwort, „wollte Künstler werden, aber Joseph Dürer war nicht damit einverstanden. Du wirst ein Goldschmied, wie ich, sagte er zu dem Knaben, wenn dieser ihn um einen Bleistift oder um Leinwand und Pinsel bat, und wenn du das nicht willst, dann kannst du mein Haus verlassen; denn ernähren kann ich dich nur, wenn du dich bei mir mit dem Grabstichel und dem Hammer beschäftigst."

„Und was geschah?" sagte der Unbekannte.

„Eines schönen Morgens, es sind schon mehrere Jahre her, war der arme Albrecht verschwunden; seitdem hat man nichts mehr von ihm gehört. Ob er noch lebt, ob er gestorben, ob er Soldat geworden, das kann ich Euch nicht sagen."

In diesem Augenblick schlug es vier Uhr. Der Laden des Goldschmieds öffnete sich und die Menge der Neugierigen oder Kauflustigen strömte hinein. Die Ausrufer begannen ihr Geschäft.

Zuerst kamen silberne und goldene Platten, Teller, Becher, Kannen u. dgl. zur Versteigerung. Dann kam die Reihe an die werthvolleren Arbeiten, an die Meisterwerke des Goldschmieds. Es waren prachtvolle Tabernakel, mit außerordentlicher Kunst gearbeitet; gothische Bauwerke, maurische Kapellen in durchbrochener Arbeit; silberne Taufbecken, an

welchen in erhabener Arbeit Szenen aus der Bibel dargestellt waren; Figuren in halber natürlicher Größe nach antikem Muster von bewundernswerther Vollendung. So lange man den Käufern nur die geringern Stücke seiner Kunst ausbot, hatte der Goldschmied sich ruhig im Hintergrunde seines Ladens gehalten; aber als er seine besten Stücke ausrufen hörte und die Versteigerer ihre gewöhnlichen Lobeserhebungen anbrachten und die Schönheit der Arbeiten anpriesen, welche seinen Ruf groß, ja allgemein gemacht hatten, da konnte der Meister seine Fassung nicht mehr behalten, er erhob sich stolz, wie von einer unsichtbaren Macht getrieben und ging um seine verschiedenen Arbeiten herum, die man ausbieten wollte, wie eine Mutter um die Wiege ihres kranken Kindes.

Man rief: „Sechs Statuetten, Silber und Gold, nach der Antike."

„Tausend Goldgulden," sagte eine Stimme.

„Tausendundfünfzig!" rief eine andere.

„Elfhundert!" so hörte man wieder die erste.

Niemand wagte mehr zu bieten und die Statuetten wurden zugeschlagen.

Der alte Goldschmied athmete kaum; sein Gesicht war fast eben so weiß wie seine Haare und ein konvulsivisches Zittern durchzog seine Glieder. Dennoch wich er dem Beamten, welcher die Liste der Käufer führte, nicht von der Seite. Als Alles versteigert war, blickte der Greis mit einem unbeschreiblichen Gefühl des Schreckens um sich. Der schrecklichste Augenblick kam nun erst, als man alle Reichthümer des Goldschmieds wegtrug, welche mit ihm alt geworden waren, welche in seinen Augen gewissermaßen Hausgötter waren, die ihm zum zweiten Mal das Leben schenkten.

„Die Steigerer der dreiundzwanzig letzten Gegenstände mögen sich melden," sagte der Schreiber.

„Es ist nur ein einziger Steigerer," rief derselbe Handwerksmann, den wir vorher das Gespräch mit dem Unbekannten führen hörten.

„Er möge sich melden, seinen Namen angeben und bezahlen," erwiederte der Schreiber.

Da trat jener Fremde heran, ein Mann von sanften und schönen Gesichtszügen, im Alter von sechs- bis siebenundzwanzig Jahren. Er war prachtvoll nach französischer Mode gekleidet und ein spanischer Mantel, mit Gold und Seide gestickt, war kunstvoll um seine Schultern geschlagen. Er trug am Halse eine prächtige goldene Kette, an welcher eine goldne Medaille hing, die das Brustbild des Kaisers Maximilian trug. Sein Hut war über die Stirne heruntergeschlagen und seine Locken fielen zahlreich auf einen Kragen von Mechelner Spitzen.

„Hier ist die Gesammtsumme für meine Einkäufe," sagte der junge Mann zitternd. „Ich bitte, sie nachzuzählen."

Der Beamte zählte nach und als er Alles richtig fand, sagte er zu dem jungen Ritter: „Mein Herr, Euer Name, um ihn einzutragen!"

Unterdessen hatte der alte Goldschmied stumm und schweigend mit der Angst der Verzweiflung in der Ecke des Ladens den Augenblick erwartet, wo ein Zeichen des Steigerers den Befehl zur Wegnahme seiner kostbaren Arbeiten geben sollte.

„Schreibet," sagte stockend der junge Mann, „schreibet . . . Albrecht . . . Dürer."

Bei diesem Namen sprang der alte Goldschmied auf wie ein Jüngling von fünfzehn Jahren; weniger als eine Sekunde — und er lag in den Armen seines Sohnes.

„Albrecht!" rief er, „mein armer Albrecht! Dich sehe ich wieder? Dich drücke ich an mein Herz? O komm, laß Dich noch einmal umarmen! Komm, mein Sohn! Du hast Deinen alten Vater nicht vergessen. Nicht wahr, Du willst ihn noch?"

„Euch wollen, o mein Vater!" entgegnete der junge Mann mit Innigkeit, indem er sich ihm zu Füßen warf. „Ich bitte Euch um Vergebung für meinen Ungehorsam."

„O," sagte der Vater, indem er seinen Sohn in die Höhe zog, „ich sollte Dir nicht einen Fehler vergeben, der mir das Leben wiedergibt! Albrecht, ich verzeihe Dir!"

„Mein Vater," sprach Albrecht, „junge Leute täuschen sich oft in der Wahl der Laufbahn, zu der sie berufen sind; und um sich Geltung zu verschaffen, muß ihr Beruf mehr als Eine Probe bestehen. Euere Härte lag in einem sehr weisen Grundsatze, nämlich in dem: besser ein guter Handwerker, als ein mittelmäßiger Künstler. Ihr hattet Recht, lieber Vater, doch ich habe meinerseits vielleicht auch nicht Unrecht gehabt, so zu handeln, wie ich that."

„Ja, Du hast wohlgethan, Albrecht," fügte eine Stimme bei, welche sich plötzlich aus der Versammlung hören ließ. Es war die des berühmten Michael Wohlgemuth, des Meisters, welcher Albrecht in seiner frühesten Jugend die ersten Anfänge der Malerei gelehrt und ihn stets ermuntert hatte, auf dieser Bahn zu bleiben. „Gott sey Dank für den Ungehorsam Eures Sohnes," sprach er und wendete sich gegen Vater Dürer; „heute besitzt Albrecht das Geheimniß aller Künste und übertrifft bereits die berühmtesten Künstler Deutschlands. Er ist

nicht blos ein Maler ersten Ranges, er ist auch einer der geschicktesten Kupferstecher und einer der ausgezeichnetsten Baumeister. Kaiser Marimilian hat ihn zu seinem ersten Maler ernannt und beschäftigt abwechselnd seinen Pinsel und seinen Grabstichel. Die Republik Venedig will ihm die Erbauung einer Festung anvertrauen und der König von Frankreich, Ludwig XII., ladet ihn nach Paris ein, um seine Hauptstadt mit Denkmälern zu schmücken. Was sagt Ihr dazu, Meister Joseph?"

„Ich sage," rief dieser, seinen Sohn nochmals umfassend, „daß große Talente auch fast immer auf einen edlen Sinn weisen und mein Sohn Albrecht hat es heute bewiesen, daß der Mann von Gemüth und der Mann von Geist nur Eins sind."

Mannigfaltiges.

Nach einer Mittheilung des Professor Dr. X. Landerer in Athen sollen die auf dem Libanon sich in den ältesten Zeiten gefundenen Cedernbäume, der Tradition nach, das Holz zu dem Tempel Jehovah's, welchen Salamon in Jerusalem baute, geliefert haben, und die jetzt noch daselbst befindlichen 27—30 Cedernbäume, die ein Alter von 2500 bis 3000 Jahren haben sollen, werden der religiösen Erinnerung halber von den Fremden besucht. Jeder derselben ist mit einer kleinen Mauer umgeben, wodurch sie eben so viele Altäre bilden, auf denen bei Festtagen Messe gelesen wird. Wunderschön sind die Zapfen dieser kolossalen und ehrwürdigen Bäume, und aus ihrem Harze und auch aus den Zapfen bereiten die Libanoten, d. h. die Bewohner des Libanon, Heilmittel gegen die Lungensucht.

(Selbstmord aus Ehrgefühl.) Die Berliner „Gerichts-Ztg." berichtet: „In der Umgegend von Magdeburg wurde vor einigen Tagen die Familie eines Gutsbesitzers in die tiefste Betrübniß versetzt, und zwar ist die Veranlassung eine solche, die besonders für Lehrer in ihrem Verhältniß zu den Schülern eine warnende ist. Ein Schüler des Dom-Gymnasiums war den Jahren nach der Unter-Tertia, in welcher er saß, freilich entwachsen, doch war die Ursache seines Zurückbleibens in der Schule mehr dem durch Krankheit unterbrochenen Besuch als persönlichen Fehlern zuzuschreiben. Diesem Schüler wurde unter seiner Censur die Bemerkung gemacht, daß er aus der Schule entfernt werden müsse, wenn er fortfahre, ein „Hemmschuh" für die Klasse zu werden, und sobald er zeige, daß „er sein Wesen fortzusetzen" gedenke. Der siebzehnjährige Jüngling mochte nicht der Ueberbringer solchen Zeugnisses seyn und — zog es vor, sich den Tod zu geben. Bei ein wenig mehr Rücksicht auf die Natur des jungen Menschen hätte eine Rücksprache mit seinem Vater wohl ein so schreckliches Ereigniß verhütet und ein noch vielfach nützlich zu verwendendes Leben erhalten, das nun zur Verzweiflung der Eltern verloren ist."

Katzenmusik, d. h. wirkliche, von Katzen gemachte Musik, wird demnächst in Wien zu hören seyn. Der Thierhändler Johann Lugli wird nämlich mit seinem Katzenorchester im Winter hier eintreffen, um einige Produktionen zu geben. Die Katzen sind in neben einander stehende Käfige gesperrt und werden durch Tangenten, die bei dem Niederdruck der Tasten eines klavierartig eingerichteten Instrumentes die Katzen berühren, zum Schreien gezwungen und so ein förmliches Concert gegeben. Dieselbe Idee lag der bekannten Schweineorgel Ludwig XIV. zu Grunde. Was sagt der Thierschutzverein dazu?

Einen besondern Anziehungspunkt im Ausstellungsgebäude bildet zur Zeit in der italienischen Abtheilung ein eben so genau wie kunstvoll ausgeführtes Holzmodell des Mailänder Domes, welches ein einfacher Zimmermann in Licco mit zwanzigjähriger Arbeit zu Stande gebracht hat.

Räthsel.

Kennst du das Bild auf zartem Grunde,
Es gibt sich selber Licht und Glanz.
Ein andres ist's zu jeder Stunde,
Und immer ist es frisch und ganz.
Im engsten Raum ist's ausgeführet,
Der kleinste Rahmen faßt es ein:
Doch alle Größe, die dich rühret,
Kennst du durch dieses Bild allein.
Und kannst du den Krystall mir nennen,
Ihm gleicht an Werth kein Edelstein,
Er leuchtet, ohne je zu brennen,
Das ganze Weltall saugt er ein;
Der Himmel selbst ist abgemalet
In seinem wundervollen Ring,
Und doch ist, was er von sich strahlet,
Noch schöner, als was er empfing.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 135. Dienstag, 11. November 1862.

Nur ein Stiefel.

—

(Fortsetzung.)

Das nächste Mal sah ich sie in der Kirche. Sie ging zur Beichte, das arme Ding und sah sehr traurig aus. Ich stand auf den Stufen der Kirche (ein sehr beliebter Aufenthalt für junge müßige Männer, welche hübsche Mädchen ohne große Mühe zu sehen wünschen), als sie in Begleitung ihrer Tante, einer schrecklichen alten Dame, die an perpetuellem Schnupfen zu leiden schien, herankam. Arme Bella! Du mußtest an dem Tage eine fürchterliche Sünde zu beichten haben, denn dein Gesichtchen war bleich, deine Lippen hattest du fest übereinandergepreßt und dein Schritt war zögernd und schwankend.

Als sie die Stufen heraufkam, trafen ihre Augen die meinigen und — sie erröthete nicht — nein, wurde noch bleicher als zuvor, wenn das möglich war, und machte mir eine so reizende Verbeugung, daß ich, um noch eine derartige zu erlangen, nach Spitzbergen hätte gehen können. Die Tante sah dies und aus dem Geflüster, das jetzt zwischen ihnen stattfand, sah ich, daß die arme Bella eine Lektion erhielt.

Sie können sich denken, daß von dem Augenblicke an man mich ziemlich häufig auf den Stufen der Kirche stehen sehen konnte. Und die reizende Verbeugung wurde bald etwas sich von selbst Verstehendes, und wenn Bella ohne ihre Tante kam, was zuweilen geschah, so war die Verbeugung noch viel reizender und verbindlicher und gelegentlich wurden auch einige flüchtige Worte gewechselt; wir wußten Beide nicht recht, wie die Sache zuging — genug, wir schwätzten miteinander und ich sagte ihr ein oder das andere Mal eine unschuldige Schmeichelei; aber wenn die Tante dabei war, o Himmel, wie formell wir wurden und wie kaum merklich die Verbeugung und wie steif ich unter dem großen steinernen Bilde des heiligen Denys, mit seinem Kopfe unter dem Arm, dastand!

Offenbar konnten die Angelegenheiten so nicht bleiben. Bella und ich liebten einander und wußten es und da formelle Begrüßungen an der Kirchenthür zwar angenehm, aber doch nicht ausreichend erschienen, sahen wir uns — da wir es öffentlich nicht durften — heimlich.

Sie müssen wissen, lieber Freund, daß ich zu jener Zeit außerordentlich arm war. Mein Vater hinterließ, als er starb, eine zahlreiche Familie; ich erbte eine nicht eben bedeutende Summe, aus der sich indessen, wenn ich klug gewesen wäre, schon etwas hätte machen lassen. Aber in uns junge Amerikaner war damals gerade die Reisewuth gefahren; und den Augenblick, als mein Geld beim Banquier lag, reiste ich ab und machte die Tour durch Europa.

Ich gab all mein Geld aus und war zu stolz, meine Verwandten um ein Darlehen anzugehen, so daß ich zur Zeit, von der ich spreche, in Dijon richtig abgebrannt war. Meine Kleidungsstücke befanden sich in dem jämmerlichsten aller Zustände: sie paßten nicht zu einander. Die Beinkleider waren so übel noch nicht, aber dann der Rock, Himmel dieser Rock! Er hatte einst in glücklicheren Tagen einen deutschen Studenten geschmückt und hing voll Schnüren und Quasten, einen breiten Sammtkragen nicht zu vergessen. Aber jetzt waren die Nähte weiß und der Sammtkragen sah aus, als ob alle Schnecken des Paradieses darüber weggekrochen und ihre Spuren darauf zurückgelassen hätten; während von den Schnüren und Troddeln nur noch einige vorhanden waren, vergleichbar den letzten Blättern des Weinstocks, die im Spätherbst an dem Spalier hängen. Auch war ich in meinem Logis die letzte Rechnung schuldig. Meine Wirthin war eine arme gutmüthige Frau und da sie meine Lage kannte, ließ sie mich in Ruhe. Manch liebes

Mal habe ich das Haus verlassen, als ob ich zum Essen ginge, während ich nicht so viel in der Tasche hatte, um eine trockene Rinde Brod damit zu bezahlen, und dann kam ich nach einer Stunde zähnestochernd nach Hause, um meiner Wirthin weiß zu machen: ich hätte ein kostbares Diner eingenommen. Sie fand indessen das Wahre bald genug heraus und die gute Seele pflegte mich von jetzt an bei sich zu Tisch zu bitten; aber ich nahm die Einladung nicht an. Ich war zu stolz dazu. Ich hätte eine Gosse kehren können, aber von des armen Weibes dürftigen Mitteln leben — das konnte ich nicht.

Ich erwähne diese Einzelnheiten nur, um zu zeigen, wie arm ich zu jener Zeit war. Das kümmerte mich jedoch wenig, solange nur meine eigene Bequemlichkeit darunter litt. Als ich aber mit Bella öfter zusammentraf, mit ihr in den reizenden Umgebungen Dijons Spaziergänge machte, litt ich größere Qualen, als man sich denkt. Den Blumenmädchen, welche uns ihre Sträuße anboten, konnte ich nichts abkaufen, obgleich Bella, wie ich wußte, Blumen außerordentlich liebte, denn ich hatte kein Geld. Ein andermal vielleicht fühlte sie sich ermüdet vom Gehen und warf einen verlangenden Blick in einen der Theegärten, welche an der Straße lagen. Ich konnte sie nicht einladen, einzutreten, denn ich war nicht im Stande, Erfrischungen zu bezahlen. Einmal mußte ich meine Zuflucht zu einer plötzlichen Unpäßlichkeit nehmen, um ihrem Wunsche, ein Panorama von New-York zu sehen, welches in einem in der Nähe belegenen Hause ausgestellt war, nicht mit dem wahren Grunde entgegenzutreten. Ich war wirklich nie in größerer Versuchung zu stehlen, und die Lust, einen Straßenraub zu begehen, trat mir in einigen jener Nächte bedenklich nahe. Endlich faßte ich mir ein Herz und setzte ihr meine Vermögensumstände auseinander. Ohne Rückhalt, obgleich mit Zittern, enthüllte ich vor ihr das Bild meines Elends; wie oft ich hungrig zu Bett gegangen sey — daß meine Kleider längst versetzt seyen — daß ich immer einen Wechsel von Haus erwarte — Leute in meiner Lage sehnen sich immer nach einem Wechsel — der aber nicht eingetroffen sey, so daß ich bald genöthigt seyn werde, in ein Armenhaus zu flüchten. Ich war so aufrichtig in der Schilderung meiner Leiden und Entbehrungen, daß ich über mich selbst weinen mußte. Mit welcher Liebe hörte sie mich an, wie zärtlich redete sie mir zu! Vertrauend legte sie ihre kleine Hand in die meinige, ihren zarten Arm um meine breiten Schultern, als ob sie, das schwache Weib, nur mit der Kraft ihrer Liebe mich vor allem Uebel, das mir drohete, behüten könnte. Ihr lieber Mund sprach tröstende Worte, ich solle guten Muthes seyn, sie sey bereit, alle Mühsal des Lebens mit mir zu theilen. Mein Herz wurde durch ihre Anhänglichkeit erquickt. Doch lehnte ich ihr Anerbieten ab. Ich liebte sie zu sehr, um die Last meines Elends ihr aufzulegen.

War es nicht so, Bella? Inzwischen wurde ich schmächtiger und blässer, denn mein Körper litt Mangel an Nahrung. Die Nähte meines alten deutschen Studentenrockes zeigten ihre weiße Farbe in bedenklicher Art und was noch bedenklicher war, mein einziges Paar Stiefel kam dem letzten Stadium der Auflösung immer näher. Ich kenne wirklich nichts, was den Muth eines armen und gebildeten Mannes tiefer sinken macht, als in zerrissenen Stiefeln gehen zu müssen. Für einen schäbigen Hut kann man hundert Entschuldigungen finden. Es kann sich im Theater Jemand darauf gesetzt, der Wind kann ihn über das Brückengeländer geweht, oder der Eurige kann in einem Garderobezimmer durch Vertauschung einen andern Herrn gefunden haben. Im ersten Falle habt Ihr heute Euren zweitbesten Hut aufsetzen müssen, im zweiten Falle hat er durch die längere Wasserfahrt Schaden genommen und im dritten Falle blieb Euch augenblicklich keine Wahl, Ihr mußtet den Euch zurückgelassenen viel schlechtern Deckel aufsetzen. Ein mangelhafter Hut kann seinen Herrn kaum je in Verlegenheit bringen, aber vergebens strengt man seinen Scharfsinn an, um defekte Fußbekleidung zu rechtfertigen. Welch unverschuldetes Unglück könnte Euren Stiefeln wohl zustoßen? Man kann sie nicht verlieren, sie können nicht in den Fluß wehen und wenn sich Jemand darauf setzte, so würde das dem Stiefel am wenigsten wehe thun.

(Fortsetzung folgt.)

Das unterlassene Testament.

Aus den Erlebnissen eines alten Sachwalters.

Mein Nachbar in X. war ein pensionirter Beamter mit einem hübschen Vermögen; er lebte mit seiner Ehehälfte, da er kinderlos war, sorgenlos und mit behaglichem Genuß des Lebens; denn wenn schon die Jahres- und Tagesordnung mit einer für jeden Dritten höchst peinlichen Genauigkeit und Gleichförmigkeit inne gehalten wurde, so war doch diese Regelmäßigkeit so eng mit der Natur des in der Handhabung eines strengen und pünktlichen Dienstes ergrauten Mannes verwachsen, daß ohne sie ein

Lebensgenuß für ihn nicht möglich war. Es fehlte meinem Nachbar auch nicht die höhere Weihe des Lebens; denn unter einem trockenen und etwas kurz angebundenen Aeußern trug er ein warmes und fühlendes Herz in seiner Brust und war der unverschuldeten Armuth im Stillen ein trostreicher Berather und Helfer; namentlich erstreckte sich seine Fürsorge auf Waisenkinder, die er in seiner Eigenschaft als Mitglied des Armenvereins des Ortes mit großem Takte in braven Familien unterzubringen wußte. Die Unterbringung in einem Waisenhause mit seiner äußerlichen Ordnung und Regelmäßigkeit wäre ihm vielleicht noch erwünschter gewesen; zum Glück gab es aber ein solches in der Stadt nicht.

Oft pflegte ihm ein Freund zu rathen, der Armenbehörde wohl auch an's Herz zu legen, daß er, der kinderlose und wohlhabende Mann, sich doch selbst ein Kind annehmen möge; das lehnte er aber stets ab. Er sah wohl ein, daß seine Frau hierzu nicht tauge; denn obwohl gutherzig, war sie doch kränklich, alternd und eigensinnig, daher zur Kindererziehung durchaus ungeeignet; so blieb also unser Ehepaar im altgewohnten, einsamen Gleise.

Dieses harmlose Leben sollte durch ein schlimmes Mißgeschick unterbrochen werden. Es brach ein bösartiger Typhus in der Stadt aus und raffte auch meines Nachbars Frau weg. Zugleich mit anderen Opfern wurde der Seuche auch eine ganze Familie zur Beute; es war dies meines Nachbars Amtsnachfolger mit Weib und drei Kindern. Verschont von dieser Familie blieb nur ein 14jähriges Mädchen, ein frisches, munteres, sanftes Wesen, Namens Klara. Dessen nahm sich eine wohlhabende Familie an, während mein Nachbar die Stelle seiner Hausfrau durch eine alte Wirthschafterin zu ersetzen suchte. Es erwies sich aber bald, daß sie sich in die starren Eigenthümlichkeiten des alten Herrn nicht finden konnte; sie ward entlassen, eine andere angenommen und diese mußte einer Dritten weichen, welche ebenfalls nicht einschlug. Mein Nachbar, durch den Tod der Gattin ohnehin tief gebeugt, gerieth dadurch in die allerbedenklichste Stimmung und ward, obwohl sonst trotz seiner Sechzig ein noch rüstiger Mann, völlig lebensmüde. In solcher Lage hielt ich es für meine Pflicht, dem Armen mit Rath und That beizustehen; ich begriff wohl, daß eine alte Person mit ihren eingewurzelten Gewohnheiten sich in die Eigenheiten des Nachbars nie finden werde, wußte aber auch, daß eine junge ihm in keiner Weise bequem war, und ich lenkte daher seine Aufmerksamkeit auf die ihm von seinem Umgange mit ihrer Familie her wohlbekannte und lieb gewordene Klara, welche in der Familie, die sich ihrer angenommen, eine mehr dienende Stellung einnahm und nicht eine solche Thätigkeit entfalten konnte, als sie ihrer Bildung entsprach. Ich schlug ihm vor, sie als Pflegetochter in sein Haus zu nehmen und damit nicht nur die Leere seines Herzens auszufüllen, sondern sich auch zugleich eine Sorgerin für sein Hauswesen zu schaffen. Er ging auf diesen Plan ein, auch Klara, die schon als Kind viel in seinem Hause verkehrte und manch' Liebes und Gutes da genossen hatte, folgte gern seinem Rufe; sie nannte ihn Vater, er sie Tochter; er sorgte aber auch für sie als ein Vater und ließ es an Nichts fehlen, was zur Weiterbildung ihres Geistes und Herzens dienen konnte; sie liebte ihn wie eine Tochter und wußte sich ihm anzuschmiegen und in seine Eigenheiten zu schicken, daß daraus ein Verhältniß erwuchs, wie es reiner und schöner nicht gedacht werden konnte. Um seiner Tochter eine unschuldige Freude nicht zu verderben, geschah nicht selten das früher Unerhörte, daß er die seit einem Menschenalter mit der größten Pünktlichkeit innegehaltene Speise-, Spazier- oder Ruhestunde verrückte. Wenn er sich dabei ertappte, pflegte er selbst darüber zu lächeln und kopfschüttelnd zu sagen: „Ich hätte doch nimmer geglaubt, daß ich auf meine alten Tage noch so ein liederlicher Kerl werden würde."

Es konnte sich über den glänzenden Erfolg, den mein Rath gehabt hatte, Niemand mehr freuen, als ich, wenn mein Nachbar mir oft mit Dank und Stolz von seiner Tochter erzählte. Bei einer solchen Gelegenheit lenkte ich denn auch das Gespräch auf das künftige Schicksal Klara's, was ja doch größtentheils in seiner Hand liege, und welches möglichst sicher zu stellen seine Pflicht, dazu aber eine förmliche Adoption der beste Weg sey.

„Nein," sagte er, „von Adoption will ich nichts wissen, das ist mir wie eine Spielerei, das kann uns nicht näher bringen, als wir uns schon sind; seinen ehrlichen Namen mag das Kind behalten, so lange sie Jungfrau bleibt, denn sie hat ihn von einem würdigen Vater geerbt; wenn sie heirathet, verliert sie ihren wahren und meinen Namen; b e e r b e n soll sie mich ohnehin."

Ich erwiederte, daß es aber dazu eines Testaments bedürfe und daß es gut wäre, daran bei Zeiten zu denken.

Er sagte: „Ei, bin ich denn plötzlich so alt und schwach geworden, daß ich schon mein Testament machen muß?" in so bestimmtem Tone, daß ich abbrechen mußte; auch später, so oft ich auch davon anfing, konnte ich ihn nicht bewegen, mit mir über diesen Gegenstand zu verhandeln; denn kurz, fast finster ging er auf etwas Anderes über. Klara

selbst hatte einen viel zu feinen Takt und zartes Gemüth, als daß sie je hätte diese Saite berühren können.

Der Grund zu diesem Eigensinne des Alten war vielleicht weniger die Todesfurcht, welche Viele bei dem Gedanken an testamentarische Verfügungen beschleicht und sie davon abhält; es schien vielmehr ein anderes Gefühl die Triebfeder zu seyn: das war die Sorge, es könnten sich etwa in die Liebe und Anhänglichkeit seiner Tochter, die sie ihm frei und uneigennützig entgegentrug, eigennützige Motive mischen und so seine reine Freude an ihr trüben, denn er fürchtete, eine Testamentserrichtung bleibe nicht verschwiegen; er hatte auch bisher seiner Klara sorgfältig verheimlicht, daß er außer seiner Pension noch ansehnliche Zinsen einnahm. So mußte ich denn die Sache gehen lassen und zunehmender Altersschwäche oder eintretendem Siechthum anheimgeben, eine Sinnesänderung meines Nachbars herbei zu führen.

Inzwischen war Klara zur stattlichen Jungfrau erblüht und es konnte nicht fehlen, daß manche junge Männer sich zu ihr hingezogen fühlten und ihr auf Bällen oder sonst Aufmerksamkeiten erwiesen. So oft solches geschah, war unschwer zu bemerken, daß düstere Wolken meines Nachbars Stirne umzogen und, wie wir denn in offenem und vertrautem Verkehre mit einander standen, so unterließ ich nicht, ihm meine Verwunderung hierüber zu erkennen zu geben. Er räumte ein, daß diese Mißstimmung eine Schwäche von ihm sey, und entschuldigte sich damit, daß es ihm zu schwer auf's Herz falle, wenn er denke, Klara werde ihn verlassen und in eines andern Mannes, ihres künftigen Gatten, Haus folgen; er werde sich aber nöthigenfalls darein fügen und sey weit entfernt, seiner Klara irgend welchen Zwang anzuthun. Diese war indeß zu feinfühlend, als daß ihr der Seelenzustand ihres Pflegevaters bei solchen Gelegenheiten hätte entgehen können, und sie nahm daher, um ihn nicht zu kränken, alle Huldigungen mit Gleichgiltigkeit, ja mit Kälte auf. Dies wurde ihr so lange auch nicht schwer, als ihr Herz frei blieb.

Da tauchte am geselligen Horizonte unserer Stadt ein junger Mann, Namens Adolf, auf, der Sohn eines Fabrikherrn, von angenehmem Aeußern, der seit seinem Austritte aus der Schule in der Ferne gelebt, viele Länder bereist hatte und durch dies Alles, sowie durch das seiner Erscheinung anhängende Fremdartige die junge Mädchenwelt mehr oder weniger bezauberte. Obwohl fast gegen Jede freundlich und artig, gab er doch Keiner einen Vorzug, so sehr man ihm auch entgegen kam. Was mich hierbei interessirte, war die nicht zu verkennende Thatsache, daß Klara nicht gleichgiltig gegen ihn war.

Gerade in dieser Zeit hatte mein Nachbar unerwartet um meinen Rath darüber gefragt, wie man auf möglichst verborgene Weise sein Testament machen und wie es namentlich seiner Klara verheimlicht werden könne; denn er werde doch immer älter und er wünsche Klara sein Vermögen nach seinem Tode zuzuwenden, da er nur ganz entfernte, dazu noch sehr reiche Verwandte habe. Ich zeigte ihm hierzu den schicklichsten Weg, da er aber, während ich doch in allen Rechtsgeschäften sein Beistand war, wieder eine ziemliche Zeit verfließen ließ, ohne auf die Testamentserrichtung zurückzukommen, so lenkte ich das Gespräch darauf. Er erwiederte: „Sie haben doch wohl bemerkt, wie der junge Adolf meiner Klara in die Augen gestochen hat? Ich habe auch nichts gegen ihn einzuwenden, aber wie gleichgiltig ist er gegen sie! Er wird gewiß erfahren, daß ich jetzt mein Testament gemacht habe und denken, daß ich ihn damit ködern will, meine Klara zu heirathen; denn er ist Kaufmann und spekulativ; so würde ich meinen unschätzbaren Schatz verhandeln, wie eine Waare." Von dieser Idee war er auch nicht abzubringen. Inzwischen hatten sich Adolf und Klara zwar auf verborgene, mir jedoch bekannt gewordene Weise genähert. Es war zwischen ihnen zu Erklärungen gekommen; Klara konnte sich jedoch theils aus Zärtlichkeit für ihren Pflegevater, theils weil dieser ja dem Gespräche über Adolf geflissentlich auswich, nicht entschließen, sich ihrem Pflegevater zu entdecken und verschob dadurch die Entscheidung von einer Zeit zur andern, während Adolf, bei dem abgemessenen Wesen, das mein Nachbar gerade gegen ihn beobachtete, ohne vorgängige Sondirung Seiten Klara's in Bezug auf ihres Pflegevaters Gesinnungen sich nicht vorwärts wagte.

(Schluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in № 134:

Das Auge.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 136. Freitag, 14. November 1862.

Nur ein Stiefel.

(Fortsetzung.)

Ein Riß im Oberleder, oder eine schlappende Sohle sind lauter Ankläger der Armuth. Ein Loch nur in einem Stiefel fällt jedem Vorübergehenden in die Augen. Es hilft Euch wenig, wenn Ihr den Strumpf mit Tinte schwarz machen wollet, damit er nicht durchschimmere. Ich habe das Alles versucht und spreche aus Erfahrung. Die schwarz gefärbte Stelle des Strumpfes bleibt nur wenige Minuten an der Stelle, wo sie sollte und wenn Ihr Euch freut über Eure schlaue Erfindung, so dauert die Freude höchstens eine Viertelstunde, dann hat sich der Strumpf verschoben und Ihr möchtet Krämpfe kriegen, wenn plötzlich trotz aller Vorsicht beim Gehen das vermaledeite Weiß wieder da ist. Sind die Sohlen sehr dünn geworden, so wird man auf rauhem Straßenpflaster von einem innerlichen Schauder heimgesucht, der sich schwer verbergen läßt. Sicher kann man darauf rechnen, daß man die Zehen an den hervorstehenden Steinspitzen wund stößt, daß zugleich der beginnende Riß an der Seite auseinander klafft und die Sohle sich unrettbar vom Oberleder trennt. Glaube mir, geliebter Leser, defekte Stiefel sind der Gipfel alles Elends. Und wie sahen die meinigen aus! Von dem linken war der Hacken verloren gegangen, durch den rechten guckte neugierig die große Zehe und nichts wollte mir gelingen, um das Loch zu verbergen. Ich versuchte einen Flecken schwarzen Tuches darunter zu nähen, ich bemalte meinen Strumpf mit Druckerschwärze, alles vergebens. Das Loch wurde immer größer und größer und ich sah mit Schrecken die Stunde herannahen, wo mein Fuß wie ein sich entpuppender Schmetterling triumphirend seine Hülle abstreifen würde, um nach abgeworfenen kalbledernen Fesseln als freigegebener Gefangener der erstaunten Welt sich zu zeigen.

„Liebes Herz," sagte Bella eines Morgens zu mir, als wir die Straße hinabschlenderten, „Deine Stiefel sind abscheulich, warum kaufst Du Dir nicht ein Paar neue?" und dabei sah sie mich mit einer so reizenden Sorglosigkeit an, daß es unmöglich war, ihr zu zürnen.

„Du vergißt, Bella, daß die Stiefel Geld kosten und daß augenblicklich —"

„Lieber Robert, vergib," und dabei drückte sie mir zärtlich die Hand, „ich hatte es ganz vergessen, sonst würde ich nicht — aber," rief sie aus, wie von einem plötzlichen Gedanken erleuchtet, „warum gehst Du nicht zu meinem Schuhmacher?"

„Wenn Du Pliquois meinst, so denkst Du wieder nicht daran, daß er meine Stiefel nicht leicht für die Fußbekleidung einer Dame halten würde, selbst auf Deine Fürsprache hin."

„Auf die Weise geht es also auch nicht," versetzte sie nachsinnend. „Wenn mir doch Papa etwas Geld gäbe! Aber von selbst denkt er nie daran und bitten mag ich ihn nicht darum."

„Still, Kind, still! Glaubst Du, ich würde selbst von Dir Geldgeschenke annehmen? O nein, so weit ist es mit Robert Sydal noch nicht gekommen. Ich erwarte täglich von Haus einen —"

Ich hielt plötzlich inne, als ich Bella ansah, wie sie trotz allen Mitgefühls bei Erwähnung des ewigen Wechsels, der niemals einlaufen wollte, ein verstohlenes Lächeln nicht zu unterdrücken vermochte.

„Lach' nur zu, Bella, ich werde Dich nicht darum schelten und doch kann es nicht lange mehr dauern, bis — Schön, ich will wahrhaftig nie mehr von dem verwünschten Wechsel sprechen! Aber ich habe Dir von meinem Onkel Jakob Starr erzählt, der Millionen Dollars im Vermögen hat und eine innere Stimme flüstert mir immer zu, daß er mich in seinem Testamente nicht vergessen wird. Was meinst

Du dazu? Ich schrieb vor etwa sechs Monaten an ihn und er hat mir nie geantwortet. Er steht in hohem Alter und kann, weiß Gott! jetzt schon todt seyn. Welch ein Spaß, Bella, wäre es, wenn ich plötzlich ein reicher Mann würde!"

„Wunderschön! Wir wollten sofort zu meinem Papa gehen — nein! Zunächst doch in einen Schuhmacherladen, um Dir ein Paar prächtige, allerfeinste Stiefel mit rothen Schäften zu kaufen."

„Das würde ein Staat seyn, Bella!"

„Ja und dann gingen wir zum ersten Schneider in der Stadt und bestellten einen reizenden Anzug von — von — —"

„Blau und Silber; Silber würde hübsch aussehen bei den rothen Stiefelschäften."

„Still, Robert, Du willst mich necken. Wir würden dann uns Equipage anschaffen, vier graue Pferde und einen Kutscher, eine offene Kalesche müßte es seyn und darin stolzirten wir durch die Hauptstraßen der Stadt, bis wir an Papa's Haus kämen. Die Pferde würden wiehern und stampfen; Papa aufmerksam gemacht, käme an's Fenster, neugierig, was es gäbe und dann, o du meine Güte, wie würde er staunen, wenn er seine kleine Bella sitzen sähe neben einem schlanken, vornehm aussehenden —"

„Bella!"

„Anscheinend fremden jungen Manne mit prächtigem dunkeln Barte —"

„Bella, Du machst mich erröthen, vergiß nicht die Stiefel mit den rothen Schäften!"

„Papa würde zuerst natürlich ärgerlich seyn, einen schrecklichen Fluch ausstoßen, an die Thür laufen und dann —"

„Nun, und dann —"

„Dann würdest Du aus dem Wagen springen, ihm mit einigen raschen, aber wohlgesetzten Worten Deine Stellung und Umstände auseinandersetzen, daß Du mich liebtest bis zur Tollheit —"

„Richtig! Tollheit ist das rechte Wort!".

„Unterbrechen Sie mich nicht, mein Herr! Ich sagte Tollheit und Du würdest Deine Rede damit schließen, daß Du ihn anständig bätest, sein Kleinod Deinen Händen anzuvertrauen, würdest versprechen, es immer werth halten zu wollen wie — wie — wie die Juwelen der Hesperiden."

„Wohlgetroffenes Gleichniß! Und was würde Papa wohl entgegnen?"

„O, er würde immer freundlicher werden, Deine Hand ergreifen, mich ansehen und sagen — Gott im Himmel! Ist der Hund toll?"

„Was? Würde er sich das unterstehen?"

„Sieh, Robert, er kommt auf uns zu, ach, rette mich, rette mich!"

Bella's Gesicht war mit Todtenblässe überzogen, sie umklammerte krampfhaft meinen Arm und deutete mit ihrer zitternden Hand nach der Straße. Ein einziger Blick zeigte mir die Gefahr. Gerade auf uns zu kam, verfolgt von einem halben Dutzend Gassenbuben, ein großer, böse aussehender Hund. Den Schwanz hatte er zwischen die Beine geklemmt, die Augen funkelten vor Wuth und die lange rothe Zunge hing auf der einen Seite des Maules weit heraus. Im raschen Trabe näherte er sich, dann und wann ein heiseres, wildes Gebell ausstoßend, das rechte Bild der Hundswuth. Es war fürchterlich. Keine Möglichkeit der Flucht, unsere Luftschlösser hatten uns so beschäftigt, daß wir das Thier erst gewahrten, als es nur noch wenige Ellen von uns entfernt war. Unser Entschluß mußte rasch seyn. Ich schob Bella heftig an die Mauer, stellte mich vor sie und wartete athemlos. Der Fußweg, auf dem wir standen, war sehr eng, so daß für den Hund, als er heulend und knurrend herankam, kaum ein fußbreiter Raum übrig blieb. Ich sah seine Augen leuchten und je näher er mir kam, desto drohender und unvermeidlicher schien die Gefahr; die einzige Rettung konnte ein muthiger Angriff von meiner Seite bringen, der ihn erschreckte und wenigstens Bella's Sicherheit verbürgte. So holte ich denn zu einem heftigen Fußtritt aus, fühlte einen Widerstand, hörte Bella aufschreien, den Hund laut heulen — als ich das Gleichgewicht verlor und hinfiel. Augenblicklich stand ich indeß wieder auf meinen Füßen, die unter mir vor Schreck zitterten. Bella lehnte todtenbleich gegen die Mauer.

„Wo ist der Hund? Hat er Dich gebissen, meine Bella?"

„Nein, nein! wir sind gerettet," sagte sie und deutete auf die in der Ferne noch sichtbare Gestalt des Hundes. „Aber Du mußt Dich verletzt haben!"

„Ich nicht, blos mein Fuß schmerzt ein wenig von dem Stoß." Ich sah nieder, während ich das sagte. O Himmel, was war aus meinem Stiefel geworden! Statt den Hund zu treffen, wie ich wollte, hatte ich gegen einen hervorstehenden Stein des schlechten Trottoirs getreten und mein rechter Stiefel war buchstäblich in Fetzen zerrissen. Vorher hatte er einen Leck, aber jetzt war er ein kompletes Wrack. Die Sohle war bis zum Hacken abgetrennt, und der Schaft war überdem vom Spanne bis obenhin aufgeplatzt. Der genialste Fußbekleidungskünstler hätte für alles Gold Australiens aus diesen Fragmenten keinen rechtlichen Stiefel mehr herstellen können.

„Was soll ich nun machen," sagte ich mit kläglichem Blick auf die traurigen Ueberreste. „Ich kann in dieser Verfassung nicht über die Straßen gehen und meine Wohnung ist wenigstens eine halbe Stunde von hier. Ich könnte fast wünschen, ein Bein gebrochen zu haben, dann müßten sie mich auf einer Bahre nach Hause schaffen. Weißt Du keinen Rath, Bella?"

(Schluß folgt.)

Das unterlassene Testament.

(Schluß.)

So verging zwischen Schwanken und Hoffen wohl ein halbes Jahr, als plötzlich Adolph abbrach und, weniger seiner Neigung folgend, als dem Drängen seines Vaters nachgebend, sich mit einem reichen Mädchen verlobte. Adolph's Vater hatte gewünscht, daß sein Geschäft einst auf seinen Sohn übergehen möchte; da er aber noch mehrere jüngere Kinder hatte, so war dies nicht wohl möglich, wenn Adolph nicht eine reiche Partie machte. Gegen Klara's Person hatte er nicht das Geringste einzuwenden, auch auf sofortige Mitgift wollte er verzichten, nur das sollte sicher seyn, daß sie ihren Pflegevater einst beerbe; diese Garantie sey aber nicht da.

Bei Klara's sanftem Wesen äußerte diese Wendung des Schicksals sich zwar nicht in leidenschaftlicher Weise, aber ein innerer Gram zehrte sichtlich an ihr und sie zog sich von aller Welt zurück. Auch ihr Pflegevater war selten sichtbar. Was damals zwischen ihnen Beiden vorgegangen seyn mochte, habe ich nie erfahren können. Plötzlich eines Morgens kam athemlos und in voller Hast meines Nachbars alter Diener mit der Botschaft zu mir, sein Herr sey plötzlich bewußtlos umgefallen, zwar wieder zu sich gekommen, aber ganz schwach; er verlange nach mir. Ich eilte hinüber und fand ihn mit verstellten Zügen im Bette liegend; mit der einen Hand hatte er krampfhaft die seiner Pflegetochter gefaßt, welche schluchzend an seinem Bette stand, die andere drückte er gegen die Brust, als wolle er einen tiefen Schmerz niederkämpfen. Die Sprache war fast verschwunden. Doch lispelte er mir zu: „Testament machen, Testament machen, Alles meiner Klara." Ich sandte sofort nach dem Gerichte, während ich in kürzester Form diese seine Willensmeinung zu Papier brachte. Ich las ihm dies vor und fragte nochmals, ob das so sein letzter Wille sey, den er auch nachher vor der Deputation des Gerichtes anerkennen wolle. Er antwortete hastig: „Ja, ja, ja," darauf ließ ich ihn das Papier unterschreiben, es gelang, zwar in ungewöhnlich großen, zitterigen Zügen, aber doch deutlich war sein Name zu lesen. Es fehlte nur noch, daß das Testament dem Gerichte übergeben werde. Ich stand in der gespanntesten Erwartung am Fenster und schaute auf die fast noch menschenleere Straße, um nach den Gerichtspersonen zu sehen; jede Minute, die verging, erschien mir eine Stunde; der Kranke stöhnte ängstlich und preßte wiederholt zwischen seinen bleichen Lippen die Frage hervor: „kommt denn Niemand?" und drückte die Hand seiner Tochter an Mund und Herz. Ich sah, daß wir einen Sterbenden vor uns hatten, auch der inzwischen gerufene Arzt bestätigte dies, aber keine Gerichtsperson erschien. Endlich, endlich unten am Ende der Straße erscheint der Richter mit einem Aktuar; sie gehen rasch; aber rascher noch breitet der Tod seine Schatten über das Gesicht des Sterbenden; doch sein Auge drückt noch Bewußtseyn aus, mich bald ängstlich fragend, bald seine Tochter anblickend. Wenn er nur noch so lange lebte, daß er die Frage des Richters, ob dies sein letzter Wille sey, was er vor sich liegen hatte, zu beantworten vermochte! so dachte ich um der armen Klara willen in meinem Innern. Ja, es ist Hoffnung dazu! Die Gerichtspersonen erscheinen am Hause, sie treten ein, man hört sie deutlich die Treppe herauf eilen; die Thüre öffnet sich, der Kranke hört's, er will sein Haupt erheben, da zuckt es noch einmal über sein Antlitz, er stirbt, ehe das Gericht ins Zimmer tritt. Das Testament war nicht gemacht!

Klara war wieder eine arme Waise; verwaist von dem, dem sie ihr Lebensglück geopfert hatte. In tiefstem Schmerze noch verloren saß sie, als ihr Pflegevater kaum begraben war, in ihrem einsamen Zimmer, da erschien der unbekannte theilnahmlose Vetter des Verstorbenen, welcher mit kaum verhehlter Freude das ziemlich bedeutende Vermögen in Empfang nahm. Ich suchte ihn unter Eröffnung alles dessen, was vorgefallen war, zu bewegen, der armen Klara wenigstens so viel auszusetzen, daß sie nothdürftig leben könne. Er bot ihr darauf ein Geschenk von hundert Thalern an, womit er nach seiner Meinung etwas Besonderes zu thun glaubte. Sie lehnte dies aber in gerechtem Stolze ab, verließ Stadt und Haus und ward Diakonissin.

Es existirt ein alter Aberglaube, daß der Tod nahe vor der Thüre stehe, sobald man sein Testament mache. Wie viel Beeinträchtigungen, Streit und Unglück diese von Vielen geglaubte Albernheit schon zur Folge gehabt, davon wissen am besten die Ge-

richte und Sachwalter zu erzählen. Wenn nun mein Nachbar auch nicht zu diesen Abergläubischen gehörte, so lag doch der tief eingewurzelte Widerwille gegen das „Testamentmachen" auch bei ihm vor und vernichtete schließlich seinen Lieblingswunsch, die treue Pflegerin seines Alters vor Sorge und Noth zu schützen. Tausend ähnliche Fälle lassen sich noch anführen und nicht dringend genug kann es jedem Besitzenden an das Herz gelegt werden, in Zeiten der Gesundheit und des Wohlbefindens über die Verwendung seines Eigenthums zu bestimmen, d. h. sein Testament zu machen.

Mannigfaltiges.

Ein kleiner Kapitalist hatte eine Erholungsreise in die Umgegend von Orleans gemacht, wo er wie ein Horazischer Weiser fern von (Börsen-) Geschäften leben wollte. Aber die Ruhe sollte ihm nicht lange gegönnt seyn. Er besaß hundert Kredit-Mobiliers und bei der Nachricht von der ersten Hausse hatte er nichts Eiligeres zu thun, als seinem Wechselagenten zu schreiben: „Verkaufen Sie an der morgigen Börse meine hundert Mobiliers. — Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin. — Ihr ergebenster Diener" u. s. w. — Der Brief wurde versiegelt, frankirt und der Köchin übergeben. — „Du wirst Deine Tante in Orleans besuchen?" fragte er. — „Ja." — „Nimm den Brief und wirf ihn in den Briefkasten auf der Mairie. Vergiß aber nicht." — „Seyen Sie ohne Sorgen, Sie kennen mich doch." — Das Erste, was nun die Köchin that, war, den Brief nicht auf die Post zu geben, sondern ihn zu vergessen. Am andern Tage findet sie ihn in der Schürzentasche, sie beschließt, ihn dem Briefträger zu geben, denkt aber erst daran, nachdem der Briefträger schon vorübergegangen war. Trostlos darüber, wirft sie sich am dritten Tage ihrem Herrn zu Füßen. — „Der Brief . . . ." sagte sie. „Nun?" — „Der Brief nach Paris . . ." — „Komm doch einmal zu Ende." — „Ich habe vergessen, ihn aufzugeben." — „Er ist also nicht abgegangen?" — „Nein," schluchzte das Mädchen. „Da ist er." — „Marie!" rief der Bürger aus, während er den Brief zerriß, „Dir verdanke ich einen Gewinn von 60,000 Francs! Ich werde tausend Francs für Dich in die Sparkasse legen."

Die Einführung des Ziehens der Geschütze hat zu einer Sicherheit des Schießens großer Massen und auf weite Entfernungen geführt, wie sie bisher nicht erreicht worden, und diese Vervollkommnung der Artillerie ist neuerdings nicht blos zur Zerstörung, sondern auch zur Erhaltung von Menschenleben benutzt worden. Ein Hr. d'Houtetot hat bei Havre sechs- und dreisträhnige Taue auf Entfernungen bis zu 600 Schritt mit fast absoluter Sicherheit geschossen. Es bietet sich damit ein neues Mittel, gescheiterte Schiffe in sichere Verbindung mit dem Land zu setzen und so die Mannschaft zu retten, oder aber auch Brücken über reißende Ströme unter sonst den Brückenschlag verhindernden Schwierigkeiten zu schlagen. Das Werfen von Tauen mittelst der Haubitzen und Mörser ließ bisher viel zu wünschen übrig.

In den Champs Elysées in Paris ist ein Versuch, das Begießen der Chausseen durch eine Ueberschüttung von Chlorkalium, das sich wie Staub zertheilt und der Landstraße ein schwarzes Ansehen gibt, zu ersetzen, vollkommen gelungen. Dasselbe absorbirt die Feuchtigkeit der Luft und verhindert jede Staubbildung.

Aus dem Bierlande und zwar aus Passau wird folgende Bier-Jeremiade laut: „O liebe werthe Brauer, — Nehmt's mit dem Bier genauer! — Seht, alles ist ja sauer. — Was trinken wir Passauer! — In jeder Schenk' herrscht Trauer. — Es wird uns täglich lauer — Bei dem Getränk und flauer. — Nicht mehr geht's auf die Dauer. — Die Nasen färbt es blauer, — Die Wangen macht's uns grauer, — Und selbst die Stimm' wird rauher. — Das Bier verträgt kein Bauer. — Es frißt die stärkste Mauer! — Die Mägen packt ein Schauer — Vor Euch, Ihr Essigbrauer!" —

„Die Wahrheit," sagt Plato, „ist das süßeste, was man hören kann." Soll sie dem Aussprecher jedoch nicht zum Bitterniß gereichen, füge ich bei, so möge er sie vor der Welt nur so leise als immer möglich hören lassen!

(Die Industrie schreitet fort.) Auf dem Zwischenvorhange des Karlstheaters in Wien werden Inserate mit möglichst großen Lettern angebracht werden. Die Inseratengebühr wird mit 3 fl. für einen Abend und in großem Formate berechnet.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 137. Sonntag, 16. November 1862.

Nur ein Stiefel.

(Schluß.)

Was that Bella? Statt mich zu bemitleiden, lachte sie mich aus — Du kannst es nicht leugnen, mein Herz — hörte gar nicht auf zu lachen, obgleich ich in gar erbärmlichem Tone wiederholte:

„Weißt Du denn gar keinen Rath, Bella?"

„Doch, doch, mein Herr Sydale," sagte sie, als sie ihrer Lachlust endlich Meister geworden war, „Du brauchst nur zu thun, was ich Dir jetzt sagen werde. Du weißt, unser Haus ist hier gleich um die Ecke. Meine Tante ist auf Besuch zu ihrer Schwester, zwei Meilen von der Stadt, wird erst morgen zurückkommen und Papa kömmt von seinem Comptoir nie vor sieben Uhr Abends nach Hause. Dann ist es längst dunkel und kein Mensch wird sich um Dich bekümmern. Wenn Du es also zwei Stunden mit mir aushalten kannst, so ist Dir geholfen. Wird Herr Robert Sydale das möglich machen?"

„Möchten es tausend seyn, meine liebe Bella — aber wenn Dein Vater zu Haus käme?"

„Sey ohne Sorgen; seine Geschäfte dauern immer so lange, zuweilen kommt er noch später."

„Ach Bella," sagte ich, als wir zusammen in ihr Haus traten, „ich wollte doch, ich hätte ein Paar von den schönen Stiefeln vom feinsten Leder mit rothen Schäften, die Du vorhin so hübsch beschriebst."

„Meinetwegen, aber erst nach halb sieben heute Abend. Bis dahin mußt Du bleiben wie Du bist, und folglich auch wo Du bist, denn darauf kömmt es mir an."

Wenn bei diesen Worten, die auf der Treppe gesprochen wurden, Jemand einen Kuß bekam und sich das gefallen ließ, so werde ich vielleicht das Faktum zugestehen, aber niemals verrathen, wer den Kuß gab, noch wer ihn erhielt, und wenn man mich auf die Folter legte.

Die zwei Stunden verflossen uns sehr merkwürdig schnell und ich kann mich wirklich kaum erinnern, was bei dieser durch den Zufall herbeigeführten Zusammenkunft gesprochen wurde. Soviel ist gewiß, daß ich auf dem Sopha gesessen und eine unendliche Zeit Bella's Hand in der meinigen gehalten habe; von dem, was geredet wurde, weiß ich aber gar nichts mehr. Daß ich Bella bat, mich ihren Stiefel einmal anprobiren zu lassen, daß sie mich schalt, ich wollte blos ihren Fuß sehen und bei der Gelegenheit mir eine Maulschelle gab, kann man kaum ein Gespräch nennen.

Wir saßen also da in süßer Selbstvergessenheit, der Zeit nicht achtend, als uns der Schall von Männerfußtritten auf der Treppe plötzlich aus unseren Träumereien aufschreckte und Bella mit einem unterdrückten Schrei, „das sey ihres Vaters Schritt," vom Sopha aufsprang.

Nicht jedes Mannes Nerven sind stark genug, um einer Gefahr, die ihn im Nachtzeuge überrascht, als Mann entgegenzutreten. Auch der Frack soll einen sonst kühnen Mann weniger muthig machen können; aber was will das sagen, verglichen mit einem, der nur e i n e n Stiefel an hat? Barfüßig kann man Wunder der Tapferkeit verrichten, selbst in Strümpfen ist Auszeichnung noch möglich, aber es liegt etwas äußerst Demüthigendes in dem Gedanken, einem Feinde gegenüber stehen zu sollen, wenn man nur im Besitz e i n e s Stiefels ist. Man kommt sich wie gelähmt vor, wie mit sich selbst zerfallen und ich bin entschieden der Meinung, daß ein solcher Mann moralisch und physisch — ein Lump ist.

Ich will gern gestehen, daß mir bei dem Klange der Schritte von Bella's Vater das Herz in die — Stiefel schurrte, doch war das ja unmöglich, ich will mich also verbessern und sagen, mein Herz

glitt abwärts in den Stiefel. Die arme Bella wurde weiß wie die Jasminblüthen vor dem Fenster, starrte erwartungsvoll um sich her, als ob die Wände sich aufthun sollten wie in den Feenmärchen, oder als ob Herr Robert Sydale jetzt in einem Nebel oder in einer Krystallgrotte eingeschlossen und damit den Blicken Uneingeweihter so lange entzogen werden müsse, bis man seiner bedürfe. Die Geister wollten Bella's flehende Blicke indeß nicht erhören, keine hilfreiche Tapetenthür befand sich in dem Zimmer, ich konnte mich nur in die bekannte tiefe Fensternische zurück- und die schweren Fenstervorhänge vor mir zusammenziehen, wodurch die Stube in ein unsicheres Dämmerlicht versetzt wurde.

Im nächsten Augenblicke wurde die Thüre geöffnet und ein langer, scharfblickender, alter Herr trat herein und sagte im Eintritt:

„Aber Bella, warum hast Du es hier so dunkel gemacht, ich kann Dich ja kaum erkennen, mein Kind?"

Als ich nun gar die Schritte meinem verhängten Fenster näher kommen hörte, hätte ich 10 Jahre meines Lebens hingeben mögen, um einen zweiten Stiefel damit zu erkaufen.

„O, bitte Papa!" rief Bella eifrig, „bitt, laß die Vorhänge, meine Augen schmerzen mich so, daß ich das Licht gar nicht ertragen kann."

„Seit wann fühlst Du denn diese Augenschwäche, mein Kind? Du bist ja von Kindheit auf nie empfindlich gegen das Licht gewesen. Laß mich doch mal sehen, tritt hier an's Fenster, das beunruhigt mich, ich werde morgen den Doktor Sartelles rufen lassen."

„Ich glaube nicht, daß es was zu bedeuten hat, es wird wohl vorübergehen, nur jetzt gerade" — stammelte sie, wollte fortfahren und brach plötzlich in eine Thränenfluth aus.

„Aber Kind, was ist Dir? Warum weinst Du? Was geht denn hier vor? Laß doch sehen!" Und mit diesen Worten war er nahe am Fenster. Ich hielt für gerathen, mich nicht länger zu verstecken, zog die Gardinen auseinander und stand vor Bella's Vater.

Niemals sah ich einen Mann, der sich bei meinem Anblick weniger freute, als den alten Herrn in jenem Moment. Sein Gesicht wurde aschgrau, seine Lippen zogen sich so fest zusammen, als ob er sie nie wieder zu öffnen gedächte. Doch besann er sich in dieser Hinsicht und sprach mit eiskalter, strenger und entschlossener Stimme, wie folgt:

„Was bringt Sie hieher, mein Herr? Haben Sie Absichten auf meine silbernen Löffel, oder sollte gar meine Tochter —"

Ich gab keine Antwort, sondern ging bedächtig nach dem Sopha hinüber, auf dem die arme Bella schluchzte, als ob ihr das Herz brechen wollte und sagte sanft, indem ich ihre Hand in die meine nahm: „Bella, darf ich reden?"

„O Robert, sage Alles, was Du willst, kümmere Dich nicht um mich, ich werde bald sterben!"

„Laß meiner Tochter Hand los, Du Schurke, sofort!" donnerte der alte Mann mir zu, „oder ich will Dir den Kopf an der Wand einrennen!"

„Aber, mein lieber Herr, hören Sie mich doch nur an —"

„Nichts will ich hören! Wer seyd Ihr, was habt Ihr hier zu suchen? Bella, hast Du mir denn das Herz brechen wollen? Hast Du Dir wirklich diese Vogelscheuche von Mann zum Liebhaber ausgesucht?"

„Aber mein Herr, ich versichere Sie, meine Stellung ist nicht von der Art —"

„Ihre Stellung mir gegenüber ist so verächtlich als möglich. Sie schleichen in mein Haus wie ein Dieb, in meiner Abwesenheit, schmeicheln sich durch allerhand Lügen von ehrbaren Absichten und so weiter bei meiner Tochter ein und jetzt haben Sie gar die Dreistigkeit, meinen Zorn mit Ihren Versicherungen noch zu vermehren. Verlassen Sie dies Haus, Sie zerlumpter Abenteurer. Wo haben Sie Ihren andern Stiefel?"

Keine Frage hätte mich so aus der Fassung bringen können, als gerade diese. Sie kam mir zu ungelegen. Hier stand ich, ein Mann von Bildung, mit schönen Erwartungen und den reinsten Absichten, vollständig niedergedonnert durch die absurde Thatsache, daß ich nur einen Stiefel an hatte. Glaube mir, Freund! ich habe mich in meinem ganzen Leben nicht so geschämt; ich konnte Bella's Vater kein Wort entgegnen; ich bemerkte mit Schaudern seinen zweiten geringschätzigen Blick nach meinen Füßen; ich wurde abwechselnd roth und blaß, sah nach Bella, welche ihren Kopf in die Sophakissen begrub, als ob sie wie der Vogel Strauß damit sich vor weitern Angriffen zu schützen meinte, und rührte sich nicht von der Stelle.

„Werden Sie endlich gehen; Sie Unverschämter?" begann der alte Herr von Neuem und ich sah seine erste Wuth in ihm aufkochen, „soll ich die Polizei herbeirufen, um Sie an einen Ort zu bringen, der Ihnen nicht unbekannt seyn mag. Hinaus!"

Ich ging, d. h. ich humpelte nach der Thür, mit meinem einen Stiefel, zerschmettert und niedergetreten. Der alte Herr stellte sich an die Thür, um mich mit seinen Augen bis an die Hausschwelle zu begleiten. Ich machte keine Einwendung mehr.

Ich ging ohne Lebewohl von Bella und schlich die Treppe hinab, wie ein ertappter Feigling. Als ich die Hand an der Hausthür hatte, bekam ich wieder einigen Muth. Ich war dem neutralen Gebiet der Straße so nahe, daß mein Selbstgefühl erwachte. Ich wendete mich um und sah ihn auf dem zweiten Treppenabsatz stehen mit einem Gesicht, das deutlich seinen Wunsch ausdrückte, mir mit einem Fußtritt förderlich seyn zu können. Doch mußte ich ihm noch etwas sagen.

„Sie haben mich verkannt, mein Herr, das kann ich vergessen. Aber nehmen Sie sich in Acht, Ihrer Tochter Gefühle zu verletzen. Sie hat es nicht verdient, wie Sie einsehen würden, wenn Sie mich hätten zu Wort kommen lassen. Mein Name ist Robert Sydale —“

„Wie heißen Sie?“ fragte der alte Herr in einem plötzlich veränderten Tone.

„Robert Sydale. Sie haben mich als Fremden erkannt, ich bin Amerikaner und ein Gentleman.“

„Bleiben Sie noch einen Augenblick. Ich habe Ihnen eine Frage vorzulegen.“ Damit zog er aus einer weiten Rocktasche ein Packet Briefe hervor. „Sie sind ein Amerikaner, aus welchem Theile der Vereinigten Staaten?“

„Aus New-York.“

„Haben Sie da einen Onkel wohnen?“

„Allerdings — Herr Jakob Starr. Haben Sie einen Brief für mich?“ Ich verlor fast den Athem vor Spannung, als er zwischen den Papieren umher handthierte.

„Ja,“ sagte er, „und hier ist er. Herr Robert Sydale, Ihr Onkel hat nicht an Sie geschrieben, aber sein Anwalt an mich. Ich muß Ihnen leider mittheilen, daß Ihr Onkel todt ist. Vielleicht gewährt es Ihnen einigen Trost, wenn ich hinzusetze, daß er Ihnen ein Vermögen von achtzigtausend Dollar vermacht hat, von dem ein ansehnlicher Theil für Sie bei unserm Hause zahlbar gemacht ist. Sie können es erheben, Herr Sydale, wann es Ihnen gefällig ist.“

„O, wirklich, wirklich!“ sagte ich, in Gedanken verloren, und setzte gleich hinzu: „Wollen Sie mir dann wohl gütigst 50 Franken leihen?“

„Gewiß, mit dem größten Vergnügen,“ und mit verbindlichem Lächeln zog er die Börse. „Ich will mich nicht bei Ihnen entschuldigen, Herr Sydale, daß ich Sie vorhin nicht zum Besten behandelt habe,“ sagte er, mir das Geld reichend, „denn Sie waren im Unrecht und verdienten es nicht anders; wenn Sie aber diesen Abend bei uns bleiben wollen, so werde ich mich bemühen, den unangenehmen Eindruck, den ich bei Ihnen gemacht haben muß, auszulöschen. Meine Tochter,“ fügte er lachend hinzu, „hat es zu verantworten, daß die Einladung so spät erfolgt.“

Ich stotterte einen Dank hervor, eilte aus dem Hause und kam nach kaum fünf Minuten zurück, bekleidet mit einem Paar der nettesten Stiefel, welche in der Eile zu finden waren.

„Und weißt Du denn noch wohl,“ unterbrach mich Bella, welche gerade bei dieser Stelle meiner Erzählung eintrat, „daß sie wirklich rothe Schäfte hatten?“

„Nun brauche ich nicht nach dem Schlusse der Geschichte zu fragen, Robert,“ sagte mein Freund, indem er das Ende seiner Cigarre ins Feuer warf.

„Den Schluß siehst Du hier, sagte ich, Bella umarmend.

Der Haschisch.

(Aus einem Berichte des Chemikers de Luca.)

Mit dem Namen Haschisch bezeichnet man im Oriente jene berauschenden Präparate, welche aus einer Art von Hanf gewonnen werden, die den botanischen Namen **Cannabis indica** hat; die Verfertigung dieser Präparate reicht bis in die uralten Zeiten Indiens hinauf und war auch von jeher bei den Chinesen und Arabern im Schwunge; sie machten davon Gebrauch, um sich wollüstige Sinnesaufregungen und angenehme Träume zu bereiten. Der Haschisch war den Europäern bis zur französischen Okkupation Aegyptens unbekannt und Degenettes war der Erste, der die Eigenthümlichkeiten desselben beschrieb.

Die Spitzen der Blüthe der **Cannabis indica**, welche abgepflückt werden, bevor der Same zu reifen beginnt, werden zur Zubereitung des Haschisch verwendet, aber man kennt nicht die Einzelheiten, welche bei dieser Zubereitung beobachtet werden. Man weiß nur, daß der Haschisch in zwei verschiedenen Formen erzeugt wird, als Extrakt mit alkoholischer Eigenschaft und als Plättchen, dem Zucker beigemischt ist, um sie dem Geschmacke angenehmer zu machen. Zuweilen wird der Haschisch mit dem Tabak vermischt und geraucht, zuweilen im Kaffee oder Thee aufgelöst und mit diesen Getränken geschlürft.*)

---

*) Haschisch bedeutet im Arabischen Kraut. Im zwölften Jahrhundert wurde der Haschisch von den Ismaeliten (Assassinen) angewandt, um die in ihrem Dienste stehenden Mörder in Extase zu versetzen, wovon sie auch den Namen Haschaschim erhielten.

Die bemerkenswertheste Wirkung, welche der Haschisch auf den menschlichen Organismus hervorbringt, ist weder mit den Wirkungen des Alkohols, des Opiums, noch irgend eines anderen Narkotikums zu vergleichen; der genossene Haschisch erzeugt im Gemüthe des Menschen die Empfindung eines Erhobenseyns über das Irdische und einer unendlichen wohlthuenden Befriedigung, die sich eigentlich nicht schildern läßt, weil sie keiner andern Empfindung gleicht, die uns im gewöhnlichen Leben überkommt.

Ich habe von mehreren Personen die außergewöhnlichen Erscheinungen beschreiben gehört, welche der Haschisch im menschlichen Organismus hervorruft, allein ich muß gestehen, daß ich nicht im Stande war, diese Phänomene zu begreifen und zwar weil ich sie mit Nichts vergleichen konnte, was ich an der lebenden menschlichen Maschine beobachtet hatte. Begierig, die Wahrheit dieser Erzählungen zu ergründen, ergriff ich die erste Gelegenheit, die sich mir darbot, um mich zu überzeugen. Einer meiner Freunde hatte aus dem Oriente eine Quantität des besten Haschisch in der Form eines gezuckerten Teiges mitgebracht.

Ich nahm davon zwei bis drei Gramme mit einer großen Gleichgiltigkeit zu mir, denn ich zweifelte noch immer an jenen wunderbaren Wirkungen, die diesem Teige zugeschrieben werden.

Es war im Frühjahre 1845 gegen 9 Uhr Morgens; wenige Zeit nachher begab ich mich in das chemische Laboratorium des College-de-France und fing dort wie gewöhnlich zu arbeiten an. Ungefähr nach einer Viertelstunde empfand ich in den Außentheilen meines Körpers eine eigenthümliche Bewegung, welche sich von außen nach innen fortzupflanzen schien; ich hatte die Empfindung, als ob Etwas bei den Fingerspitzen in den Körper einträte und unaufhaltsam bis zum Gehirn vordränge, ohne daß dieses Etwas jedoch auf meine intellektuelle Thätigkeit irgend einen Einfluß gehabt oder mir den geringsten Schmerz verursacht hätte. Ich könnte diese Empfindung nicht besser charakterisiren, als wenn ich sie mit der vergleiche, welche man hätte, wenn Ameisen in großer Anzahl auf dem Körper herumliefen, oder wenn die Fußsohle oder ein anderer delikater Theil der menschlichen Haut mit Leichtigkeit gerieben würde, aber alle diese Vergleiche sind nur annähernd und geben kein wahres Bild der Empfindung, welche die erste Einwirkung des Haschisch auf den menschlichen Organismus hervorruft.

In dieser ersten Periode der Wirkung des Haschisch war ich mir des anormalen Zustandes bewußt, in dem ich mich befand, und war damit nicht unzufrieden; nun wollte ich die gestern angefangenen Arbeiten fortsetzen, kam aber damit nicht zu Stande, da in Folge eines eigenthümlichen nervösen Zuckens die Hände sich nicht zu den erforderten Verrichtungen hergaben und ich keine präzise Bewegung mit ihnen ausführen konnte.

Der, welcher unter dem Einflusse des Haschisch steht, nimmt eine majestätische Stellung an, hält es unter seiner Würde, sich zur Betrachtung der Dinge und Menschen um ihn her herabzulassen, welche er tief unter sich stehend glaubt. Es scheint ihm, die ganze Welt müsse ihm gehorchen; sein Blick scheint immer nach oben gerichtet, und nur im Bewußtseyn seiner Würde streift hier und da ein Blick seine Umgebung.

An diesem Tage war Herr Bertholet im Laboratorium zugegen; ich sagte ihm, was ich gethan hatte, indem ich hinzusetzte, ich befände mich bereits in einem schwer zu beschreibenden Zustande. Er sagte mir: „Sie werden prächtige Träume haben und in einigen Stunden wird Alles vorüber seyn; ich rathe Ihnen jedoch, sich nach Hause zu begeben." Ich nahm meinen Hut und ging. Kaum hatte ich die Thüre geöffnet, welche auf den großen Hof des College-de-France führt, als ich sah, wie sich die Häuser von mir entfernten, eben so wie die Personen, deren Stimmen mir einen so gedämpften Klang zu haben schienen, als kämen sie aus weiter Ferne. Die Entfernungen kamen mir sehr groß vor und ich glaubte mich dem Erdboden entrückt und als ob ich in der Luft vorwärts schritte.

Gleichzeitig bemerkte ich jedoch, daß die Leute, die zur Zeit auf der Straße oder in ihren Läden sich befanden, mit ihren Füßen den Boden berührten, als wären sie Wesen, die tiefer stehen als ich und unfähig sind, sich in die Lüfte zu erheben.

Je mehr ich mich beeilte, meine Wohnung zu erreichen, desto größer schienen mir die Entfernungen zu werden, und ich verzweifelte schon daran, jemals nach Hause zu gelangen. Während dieser Zeit überlegte ich jedoch und sagte zu mir: Es ist sonderbar, die Wirkung des Haschisch vergrößert die Entfernungen, schwächt den Klang der Stimme ab und die Person, welche unter dem Einflusse steht, glaubt dem Boden entrückt zu seyn und in den Lüften zu schweben.

(Schluß folgt.)

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 138. Dienstag, 18. November 1862.

Pflicht und Liebe.

Ein Sittengemälde.

„So wollen wir also zum letzten Male für lange Zeit in diesem friedlichen Park den Abend feiern!" sprach der Graf Rothenheim zu seiner noch jugendlich blühenden Gattin, die an seinem Arme nach einem ihrer Lieblingsplätze hinschritt, der die Aussicht auf die Vorderseite des stattlichen Schlosses bot. Die beiden Kinder, zwei liebliche Mädchen in zartem Alter, waren vorausgeeilt und eben im Begriffe, zwei hohe Gartenstühle zu erklettern, um ihre Plätze an dem Theetisch einzunehmen. Der Bediente stand mit den silbernen Kannen bereit und entfernte sich, nachdem er den Thee servirt hatte.

Es war ein freundliches Familienbild, welches sich dem Blicke darbot. Der Graf, ein Mann in den besten Jahren, hatte ein stattliches Aeußere, besaß aber mehr eine Art von Schönheit, die Männern imponirt und Frauen eine Achtung abnöthigt, als daß ihm jener Reiz eigen gewesen wäre, der Blicke bezaubert und Herzen gewinnt. Seine dunkeln Augen ruhten mit einem milden Ernste bald auf der Gattin, bald auf den Kindern, schweiften aber noch öfter über das Schloß und den Gartenraum hin, der sich von dieser Stelle aus so malerisch schön dem Auge zeigte.

Die junge Gräfin, eine Frau von der edelsten Schönheit, erschien neben den frischen Kindergesichtern mehr wie eine Göttin, die der Unschuld Leben eingehaucht und in ruhiger, erhabener Wonne auf sie niederlächelt, als daß man sie für die irdische Mutter derselben anzusehen geneigt war. Sie zeigte im Gespräch mit dem Grafen eine große Aufmerksamkeit für Alles, was er sagte, und es drückte sich dabei in ihren Mienen fast ein Gefühl ehrfurchtsvoller Bewunderung aus. Doch umwölkte sich ein wenig ihre Stirne — eine Stirne von so ungewöhnlicher Schönheit, daß sie selbst ein weit reizloseres Gesicht als das der Gräfin zum mindesten hätte bedeutend erscheinen lassen — es umwölkte sich diese Stirne, als der Graf mit traurigem Tone sprach: „Eine unbezwingbare Wehmuth überschleicht mein Gemüth, indem meine Blicke noch scheidend bald diesen, bald jenen Raum durchmessen. Es ist doch ein schönes Besitzthum, von dem ich mich ungern auf längere Zeit losreiße, wiewohl die Gesandtschaft, zu der ich in die Residenz berufen bin, eine ehrenvolle Auszeichnung für mich enthält. Und dann Dein Wunsch —"

„O," fiel ihm die Gräfin ins Wort, was sonst ihre Art nicht war, „o, sage das nicht! Wir dachten wohl Beide oft daran, daß die große Stadt mit Kunstgenüssen und geselligen Freuden uns des Schönen mehr bieten würde als das Land. Doch lebten wir ja zufrieden hier und keine Rücksicht für mich hätte Dich bei diesem wichtigen Schritte leiten dürfen. Hast Du Reue, so wär' es mir schmerzlich und ich wollte lieber mein ganzes künftiges Leben in Einsamkeit hinbringen, als Dich jetzt unzufrieden seh'n."

„Ach," sagte der Graf, „ich kann nicht sagen, daß es gerade Reue wäre, was mir den Sinn so verdüstert. Fürwahr, ich halte den Mann für schwach, der erst beschließt und dann bereut. Das also nicht! — und doch, Geliebte, was mich bewegt, ist eine seltsame, ungewisse Furcht, mehr Dich als mich berührend. Sieh' umher! In diese stillen, von der großen Welt abgeschlossenen Räume führte ich Dich vor wenigen Jahren als meine Gattin heim. Du weißt am besten, mit welch' unbegrenzter Liebe ich an Dir hing. Du hast sie mir bis jetzt mit Treue und Ergebenheit gelohnt. Sprach auch Dein Herz so laut nicht für mich, nicht so, wie ich's ersehnte, — doch floß mein Leben an Deiner Seite so mild hin wie dieses Frühlingssäuseln."

Hier rief plötzlich das ältere Mädchen: „Papa, sieh' doch, ein bunter Schmetterling! Er fliegt dort von einer Blume zur andern. Darf ich ihn haschen?"

„Nun, versuch's einmal!" entgegnete der Graf, und fuhr dann, zu seiner Gattin gewendet, fort: „So hascht der Mensch das Glück, doch wie er's fest in den Händen hält, entweicht den zarten Flügeln der Blüthenstaub."

„Mama!" rief nun die Kleine, „ich will auch herunter von dem Stuhle, aber nicht Schmetterlinge, hübsche Blumen will ich suchen!"

„Ja, pflücke Blumen, Kind," versetzte die Gräfin, indem sie Amalien von dem Stuhle hob. „Bringe sie dem Vater, damit sich seine Stirn' erheitere."

„Die lieben Kinder!" sagte der Graf, indem seine Augen den Kleinen folgten. „Sie gründeten unser Glück nur noch fester und verkürzten Dir oft die Einsamkeit, wenn mich die Jagd und Fischerei oder ernstere Beschäftigungen von Deiner Seite riefen. Werden sie auch dort in dem Stadtgewühl Dir noch dasselbe seyn?"

Die Gräfin stand auf, strich mit ihrer feinen Hand über die Stirne des Gatten und sagte mit zärtlichem Vorwurf: „Warum gerade heute diese düstere Wolke, diese Sprache, die mir so ungewohnt von Deinen Lippen klingt? Lebt denn mein Sinn so auf der Oberfläche des Daseyns, daß ein wenig munteres Leben ihn ändern könnte? Doch ich fühle es ganz mit Dir, wie schwer Dir diese Trennung ankömmt, da sie näher rückt. Dieses Schloß ist ein Erbtheil Deiner Väter, und Du hast nur frohe Tage hier geschaut. Allein bedenke, daß die Menschen hauptsächlich den Ort uns lieb machen, und daß gerade die, an welche Dich Erinnerung hier kettet, nicht mehr am Leben sind. Wir aber, ich und die Kinder, ziehen ja mit Dir!"

„Wohl zieht Ihr mit mir!" sprach der Graf wieder mit jenem schwermüthigen Tone. „Und doch ist mir's, als zög' ich fort von Euch, ja fort von Allem, was mir theuer! Sieh' dort die Sonne, wie blutend sie heute sinkt!"

„Ein herrliches Schauspiel!" rief die Gräfin. „Mir erhebt's das Herz!"

„Und mich erschüttert es noch tiefer!" sagte der Graf halb leise. „Morgen, ja morgen scheiden wir! Und wollte Gott, daß gleich der Sonne, die morgen sich wieder froh erhebt, auch unser Glück in neuem Glanze den Tag begrüßte, der jenseits, fern diesem Thal, anhebt!"

Die traurige, ahnungsvolle Stimmung des Grafen bildete für das Gemüth der Gräfin einen auffallenden Kontrast mit der freudig belebten Frühlingsdekoration umher, sowie auch mit ihrem hoffnungsreichen und frohen Herzen. Sie, das Kind einfacher Landedelleute, hatte ihre Jugend und die kurze Zeit ihrer Ehe, die sie mit achtzehn Jahren begann, in ländlicher Einsamkeit hingebracht und war fast gänzlich unbekannt mit der großen Welt und ihren Lustbarkeiten. Kein Wunder also, daß ihre Phantasie, die ohnehin vielleicht ein Uebergewicht über die sonst harmonisch gebildeten Seelenkräfte der Gräfin durch die Einförmigkeit ihres verflossenen Lebens erlangt hatte, daß diese lebendige und glühende Phantasie ihr die künftigen Tage in der Residenz so glänzend und reizend erscheinen ließ, daß nicht einmal die Wehmuth des Abschiedes von einem ihr bisher theuren Ort ihre frohe Stimmung zu beeinträchtigen vermochte. Sie machte sich selbst Vorwürfe darüber, als ob sie nun allein unter den hohen Bäumen lustwandelte, und klagte sich des Leichtsinns an, daß sie fröhlich seyn konnte, während ihr Gemahl trauerte. Aber es war nur der Verstand, welcher ihrem Herzen Vorwürfe machte. Das Herz — ach! leider kannte es nicht jene tieferen, heiligeren Sympathien, ohne die kein Ehebund geschlossen werden sollte — das Herz lauschte nicht lange dem strengen Lehrmeister, sondern ließ sich von der Phantasie in glänzende Träume einwiegen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Haschisch.

(Schluß.)

Endlich gelange ich nach Hause und finde an der Stelle, wo ich den Schlüssel meiner Wohnung zu verwahren pflege, zwei Briefe unter meiner Adresse, welche ich mit mir nehme. Die Hausmeisterin, welche mich früher ankommen sieht als gewöhnlich, sagt zu ihrem Manne: „Aber die Wohnung des Herrn ist ja noch nicht aufgeräumt!" Während ich sie reden hörte, fällt mir die Veränderung in ihrer Stimme auf, aber gleichzeitig erinnere ich mich, daß dies die Wirkung des Haschisch sey. Ich gehe in meine Wohnung; ich schließe die Thüre und lasse den Schlüssel von außen stecken. Mein erster Wunsch ist, die zwei Briefe zu öffnen und zu lesen, aber jenes nervöse Zucken, von dem ich schon gesprochen, hindert mich daran, und alle Versuche, welche ich anstelle, bewirken Nichts, als daß sich die Briefe zwischen meinen Fingern durch zwei oder drei Minuten nach allen Richtungen drehen

und wenden, ohne daß es mir gelingt, das Siegel zu erbrechen.

Endlich überkommt mich eine Art Ekel gegen diese Dinge; ich werfe die Briefe zur Erde und beachte sie nicht mehr. Nun beginnen eine Menge klarer präziser Gedanken und Vorstellungen auf mich einzudringen, das nervöse Zucken wird fühlbarer, eine angenehme Empfindung überkommt mich und ich entschließe mich, nachdem ich meine Kleider abgeworfen, mich in's Bett zu legen.

Kaum liege ich, als es mir scheint, daß sich die Bettdecke, gleichwie aus Achtung vor mir, in einer bestimmten Entfernung von meinem Körper hält, und daß ich, ohne mit mir in Berührung zu kommen, mich in einer Atmosphäre unendlichen Wohlbehagens befinde; ich sah in diesem Augenblicke zu meiner großen Befriedigung alle Thatsachen, die mein vergangenes Leben ausmachten, aber die Gedanken und Vorstellungen zogen so schnell vorüber, daß es mir unmöglich war, auch nur eine festzuhalten und bei ihr zu verweilen. In diesen Momenten sagte ich mir: Wenn ein solcher Zustand fortdauern könnte, wären gewisse Poetenträume erfüllt; wir wären Alle zufrieden, es bliebe uns nichts zu wünschen übrig und wir könnten mit Freude auf unsere Thaten zurückschauen.

Die Klarheit der Gedanken wird während der Dauer dieser Empfindung durchaus nicht schwächer; der Geist sucht sogar die Wahrheit mitten unter diesen Bildern der Phantasie zu ergründen. In der That kam mir, während ich mich unter dem Einflusse des Haschisch im Bett befand, ein Zweifel; ich sagte mir: „Du glaubst jetzt zu Hause zu seyn, und Du bist vielleicht in Deinem Laboratorium wie gewöhnlich mit Deinen Arbeiten beschäftigt," aber dieser Zweifel ging wie ein Blitz vorüber, da in demselben Augenblicke tausend andere Gedanken sich mir aufdrängten, um mich zu überzeugen, ich sey wirklich zu Hause und nicht anderswo, denn ich konnte mich vom Bett erheben und im Zimmer herumgehen, was ich auch wirklich that; ich konnte mich auch wieder in's Bett legen und ich that es, nachdem ich zuvor meine Kleider und die am Boden liegenden Briefe betrachtet und nachgesehen hatte, ob die Thüre wirklich geschlossen und der Schlüssel draußen am Schlosse stecke. Kaum war ich im Bett, als Decke und Kissen sich wieder dem Anscheine nach von mir entfernt hielten und dieselbe wohlthuende Atmosphäre mich umfing.

Das dauerte ungefähr vier Stunden und gegen das Ende dieser Zeit folgten sich die Vorstellungen mit geringerer Schnelligkeit und die Bettdecke fing an, sich langsam meinem Körper zu nähern; die Entfernungen wurden kleiner und das nervöse Zucken hörte auf. Endlich kehrte Alles um mich her oder vielmehr ich selbst in den normalen Zustand zurück und das Einzige, was ich nachher noch besonders an mir wahrzunehmen vermochte, war, daß meine Lippen nicht so feucht waren wie gewöhnlich.

Ich war noch im Bett und die Einwirkung des Haschisch hatte aufgehört, als Herr Bertholet kam, mich zu besuchen; ich erzählte ihm getreulich, was ich erfahren hatte und wir lachten zusammen darüber.

Die Einwirkungen des Haschisch auf den lebenden Organismus ändern sich je nach dem Temperamente und der Empfindlichkeit der Individuen; Frauen und Kinder sind für diesen Einfluß sehr empfänglich, Jünglinge und Männer etwas weniger.

Die Erscheinungen des Haschisch-Rausches sind geeignet, den Physiologen ein lebhaftes Interesse einzuflößen; sie verändern unsere Empfindungen so sehr und sind überhaupt so außerordentlicher Natur, daß sie es verdienen, von gewissenhaften und begabten Experimentatoren eifrig studirt zu werden.

Mannigfaltiges.

Das „Journal du Cher" erzählt folgende excentrische Wette: „Drei junge Leute unterhielten sich von der Gewalt des Dampfes und der größeren oder geringeren Kraft, der es bedürfe, um einen Eisenbahnzug aus den Schienen zu bringen. In der Hitze des Gesprächs schlug einer von ihnen die tolle Wette vor, sich zwischen die Schienen zu legen und einen Zug über sich hingehen zu lassen. Die Wette wurde angenommen und gegen 10 Uhr Abends begab man sich an die Eisenbahn. Sobald die Laternen der Lokomotive sichtbar wurden, legte sich der junge Mann zwischen die Schienen und das schnaubende Dampfroß saus'te mit zwanzig Wagen über ihn. Die Angst der beiden Zeugen oder vielmehr Mitschuldigen dieser verrückten That läßt sich denken, als sie ihren Kameraden, nachdem der Zug schon weit entfernt war, immer noch unbeweglich liegen sahen. Sie eilten herbei und trugen ihn schnell bei Seite, wo sie sich versicherten, daß er keine Beschädigung erlitten hatte. Durch Besprengen mit Wasser brachten sie ihn endlich wieder zu sich und er erzählte ihnen nun, er habe geglaubt, der Aschenkasten der Lokomotive, der fast die Erde berührt und an den er nicht gedacht habe, werde ihn tödten und bei diesem Gedanken habe er die Besinnung verloren. Die eben so absurde wie gefährliche Wette wurde um — ein Frühstück gemacht."

In einer englischen Zeitung des Jahres 1792 findet sich folgende Herausforderung und kurz darauf die Antwort.

„Herausforderung. — Nachdem ich, Elisabeth Wilkinson von Clerkenwall, Streit mit Hanna Hyfield gehabt habe und Genugthuung verlange, fordere ich sie auf, sich mit mir auf der Bühne zu stellen und sich um drei Guineen mit mir zu boxen; Jede von uns hält während des Kampfes eine halbe Krone in der Hand und wer zuerst das Geld fallen läßt, hat verloren."

„Antwort. — Nachdem ich, Hanna Hyfield von Newgate Market, von dem Entschluß Elisabeth Wilkinson's gehört habe, werde ich, so Gott will, nicht unterlassen, ihr mehr Schläge als Worte zu geben, indem ich ordentliche Schläge und keine Nachsicht von ihr verlange. Sie mag sich auf ein gehöriges Durchbläuen gefaßt machen!"

Die halben Kronen in der Hand waren ein sinnreiches Auskunftsmittel, das Kratzen zu verhüten!

Es ist Alles schon einmal dagewesen! sagt der greise und weise Akiba. Schon 1620 lesen wir Klagen wider die Krinoline. Der Magister Christophorus Barbarossa, sonst Rothbart genannt, läßt seinen Grimm dagegen folgendermaßen aus: Unter dem Titel: „Eisen oder Bügel um den Leib" sagt er: „Darunter gehöret auch diese abscheuliche leichtfertigkeit, mit den grossen dicken Eisen oder Bügel, so die vom Adel und andere umb den Leib tragen, daß die Kleider darüber hangen, als wann ein Wein- oder Bierfas darunter bedeckt were. Ja ich weiß es eigentlich, daß Jungfrawen vom Adel rechte Mannskleider darunter verborgen gehabt, und wenn es denn auff den Abend kompt, so werffen sie den weiten Umbgang mit seinen dicken Eisen hinweg, und hüpfen, tantzen und springen gleich den Männern und Gesellen daher, das lasse mir eine Zucht von adeligen Personen seyn, ein ander mag es loben, ich weiß es nicht zu entschuldigen, viel weniger zu loben."

Die „Passauer Donauzeitung" schreibt: Liebhaber von Kuriositäten möchten wir auf ein Inserat in unserm heutigen Blatte aufmerksam machen, wo ein gestohlener Bauer ausgeschrieben und der redliche Finder um Rückgabe gebeten wird. Besagter Bauer war nämlich bei einem Gastgeber in Passau längere Zeit krank und in Verpflegung, wofür die Kosten einige hundert Gulden betrugen, und da der Verpfleger ohne vorgängige Bezahlung genannter Summe den Patienten nicht herausgeben wollte, so haben Leute, die an der Nichtbezahlung ein Interesse zu haben scheinen, es vorgezogen, nächtlicher Weile den kranken Bauer zu stehlen.

(Fortschritt.) Aus der Stadt der Zukunft. (Posth.) Bettler (schellt Abends spät an einem Hause und verlangt ein Almosen). — Magd: Das isch kei Manier so spat am Abe no goge z'bättle. — Bettler: He, ich ha halt nit früeher chönne cho; der Zug isch ersch jetzt aglangt.

In der belgischen Glashütte Lodelinsart hat ein Arbeiter zwei Flaschen geblasen, deren jede 50 Pfund wiegt und nicht weniger als 250 Litres hält.

Das Lied.

Was ist auf dieser dunklen Erde
Des Menschen bester Wanderstab?
Was steht im Glück an seiner Seite?
Was senkt den Todten in das Grab?

Das ist des Liedes Zaubersegen
Und wird's zu allen Zeiten seyn —
Denn mit des Liedes Klängen singet
Die Mutter schon den Knaben ein.

Und tritt der Jüngling in das Leben,
Und schmilzt sein Herz vor Liebeslust,
Dann bricht mit Seligkeit und Thränen
Das Lied zugleich aus seiner Brust.

Und muß der Mann zum Schwerte greifen
Für Weib und Kind und Vaterland —
Dann schallt das Lied gleich Wetterschlägen
Und zündet der Begeist'rung Brand.

Und schließt ein Pilger seine Reise,
Dann weht das Land wie Abendluft,
Und des Gesanges Zauber tröstet,
Die da verzweifeln an der Gruft.

D'rum pflegt das Lied, das mild der Himmel
Dem Sohn der dunklen Erde gab —
Es bietet ja den besten Segen
Vom Mutterbusen bis zum Grab.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 139. Freitag, 21. November 1862.

Pflicht und Liebe.

(Fortsetzung.)

Am nächsten Morgen vor Tagesanbruch hielt der Wagen der gräflichen Familie an der Eisenbahnstation, die nur zwei bis drei Stunden von der ehemaligen Besitzung Rothenheim entfernt lag. Die gestrige trübe Stimmung des Grafen war verschwunden und als nun der Frühlingsmorgen mit goldenem Glanze hereinbrach, belebte sich sein kräftiger Geist immer mehr mit einer hoffnungsvollen Zuversicht, die ihm das neue Leben in der Residenz nur als segensreich für sich und seine Familie erscheinen ließ. Als er seiner Gattin beim Einsteigen in die erste Wagenklasse behilflich war, drückte er lebhaft ihre Hand und sagte leise: „Vergib das Gestern und laß uns froh das Heute und Künftige genießen!" — Sie lächelte glückselig, flüsterte aber nach einem flüchtigen Umsehen im Wagen ihm zu: „Unsere Hoffnung, allein zu reisen, ist zu nichte, — sieh diesen verhüllten Passagier, gewiß ein Engländer!"

Die Kinder schauten mit neugierigen Blicken nach dem Fremden, der tief in einen Mantel gehüllt in der Wagenecke lehnte und zu schlafen schien. Von seinem Gesichte sah man nichts als die Spitze des Schnurrbartes; aber eine schöne Hand hielt nachlässig den Handschuh zwischen den Fingern und ließ einen kostbaren Ring mit einem großen Diamanten sehen. Unwillkürlich fielen oft die Blicke der Gräfin auf diese aristokratische Hand und vielleicht noch öfter auf den Fuß, dessen ausgezeichnete Schönheit fast die der Hand übertraf. Frauen legen häufig Gewicht auf diese einzelnen Vorzüge bei Männern, und ich glaube im Allgemeinen annehmen zu können, daß sie leichter unregelmäßige Züge, graue Augen oder Glatzen auf jugendlichen Häuptern übersehen, als eine knöcherne Hand und einen plumpen Fuß.

Nach einer kaum halbstündigen Fahrt stieg der Fremde aus, eilte, ohne umzublicken, dem nahen Badeort zu und verschwand in wenigen Minuten den nachblickenden Augen der Gräfin. Sie schien sich erleichtert zu fühlen, als sie nun mit ihrer Familie allein saß, und begann eine so herzliche und lebhafte Unterhaltung mit dem Grafen, daß dieser sich ganz jener glückseligen Stimmung überließ, die oft so trügerisch für das Kommende ist wie ein strahlender Sonnenblick über einer Gewitterwolke! — Sie naheten endlich ihrem künftigen Wohnort, und als die Umgebungen der großen Stadt sichtbar wurden, jubelten die Kinder laut auf, — der Graf bog sich zum Fenster hinaus; — doch in dem Auge der Gräfin schwamm eine Thräne.

Der Fremde verfolgte unterdessen seinen Weg nach einer ziemlich entlegenen Privatwohnung, fragte die Hausfrau nach dem Zimmer ihres Badegastes, trat ohne Umstände ein und überraschte eine junge Mutter, die sich weinend über die Wiege ihres Säuglings hinbeugte. Mit einem Schrei stürzte sie auf ihn zu, umklammerte seine Kniee, küßte seine Kleider und rief unter Thränen: „Du bist gekommen! So liebst Du mich doch noch! O, so ist ja Alles, Alles vergessen und ich bin wieder glücklich!"

Erschüttert stand der Fremde da und blickte stumm auf das Kind in der Wiege, in dessen Zügen sich eine auffallende Aehnlichkeit mit den seinigen ausdrückte. Es hatte dieselbe Stirne, die ich, wie Göthe in der Mignon, mit „geheimnißvoll" bezeichnen möchte, dieselben Augenwinkel, in denen sich etwas Unglückliches ausdrückte, das aber gerade dem leuchtenden Blicke einen unaussprechlichen Zauber verlieh, denselben vollen, liebelächelnden Mund, den das Kind halb öffnete, als es das Köpfchen ein wenig drehte und mit großen Augen den hohen Mann anblickte. Er hatte den Mantel abgeworfen und stand nun in seiner ganzen Anmuth und Liebenswürdigkeit vor der zitternden jungen Mutter, welche, die Hände gefaltet, dastand und mit einem Ausdrucke,

der Engeln Thränen entlocken konnte, alle seine Bewegungen beobachtete, oder vielmehr verschlang.

„Du bist gekommen!“ flüsterte sie immer wieder von Neuem. „So hast Du mich nicht vergessen und liebst auch Dein Kind!“ Die letzten Worte hauchte sie nur so hin und barg dann verschämt ihr Haupt an seiner Brust.

Er erwiederte ihre Liebkosungen nicht, er drückte sie leicht von sich, sprach ihr aber Trost und Ermuthigung zu. „Armes Kind, Du hast viel gelitten, Du bist bleich und schmal geworden — aber Du verzeihst mir, ich weiß es, Du läßt das Vergangene begraben seyn! Du wirst gewiß noch glücklich werden und meine Freundschaft kannst Du ja nie verlieren!“

„Freundschaft?“ flüsterte das arme, verführte Mädchen — denn ein solches war es leider! — „Freundschaft? Einst war Liebe das Beschwörungswort, mit dem Du mich in Himmel und Hölle locken konntest!“

„Nun laß das,“ sagte er abwehrend. „Du weißt ja, daß wir uns nie besitzen können, martere darum mein Herz nicht mit Deiner Liebe, durch die Du doch nur unglücklich geworden bist. Aber was fehlt der Kleinen? Sie sieht übel aus?“

„Sie leidet mit der Mutter!“ sagte das Mädchen, von Neuem in Thränen ausbrechend. „Freundschaft,“ fuhr sie dann leidenschaftlich erregt fort. „Freundschaft! O nein, Du mußt mich wieder lieben wie ehemals, Du mußt, hörst Du?“ Heftig schlang sie ihren Arm um den geliebten Mann, heftig küßte sie ihn; — doch er blieb kalt und blickte todtenbleich in ihr abgezehrtes Antlitz, das trotz ihrer Jugend kaum mehr die Spuren ihrer früheren Schönheit verrieth.

„Ich werde Sie gewiß nie verlassen,“ sagte er, plötzlich einen fremderen Ton annehmend. „Ich sorge für das Kind, es soll ihm an nichts fehlen. Das Bad wird Sie stärken und bei Ihrer Jugend können Sie leicht gesunden und — vergessen. Ich besuche Sie, so oft es geht, ich werde Ihr treuester Beschützer und Freund bleiben. O, einst vermochten Sie mir Alles zu opfern, wollen Sie mir nun das Eine versagen, daß Sie sich in die Verhältnisse fügen, wie sie nun einmal nicht zu ändern sind, daß Sie sich beruhigen und nicht länger mit dieser Leidenschaftlichkeit einen Mann verfolgen, der, in ein Labyrinth von Verhältnissen verwickelt, für Sie nichts Anderes seyn kann, als Freund!“

Die Arme sank auf die Kniee und bedeckte das Gesicht mit den Händen. „Ja,“ sagte sie mühsam unter strömenden Thränen, „ja, Alles hab' ich ihm geopfert, Unschuld, Frieden und Freude. Aus der Heimath wurde ich vertrieben um seinetwillen, alle heiligen Bande zerriß ich um seinetwillen, ich lebe in Schmach, Elend und Kummer mit meinem, mit seinem Kinde, und nun verlangt er noch, daß ich dasjenige opfere, um dessentwillen ich alles Andere opferte, — die Liebe zu ihm. O reiße mir das Herz aus der Brust, aber verlange nicht das Unmögliche, denn der Tod meiner Liebe ist auch der Tod meines Lebens.“

Der Fremde hatte unterdessen eine schwere Geldtasche in die Wiege gleiten lassen, warf jetzt noch einen verzweiflungsvollen Blick auf Mutter und Kind und verließ schweigend das kleine Zimmer, nachdem er sich wieder in seinen Mantel gehüllt hatte. Er ging rasch, als wolle er seinen eigenen quälenden Gedanken entfliehen, den Weg nach den Quellen zu, wo noch einige verspätete Kurgäste Wasser tranken. Langsam näherte er sich einer Dame, die in reicher Morgenkleidung auf einer Bank ruhte, und während seine scharfen Augen schon von ferne ihre Gestalt musterten, sprach er leise vor sich hin: „Sie strahlt noch in derselben Schönheitsfülle wie vergangene Badesaison, ihre Blüthe ist nicht von Kummer zerstört — ja, Fürstinnen wissen sich leichter zu trösten, als solche Kinder des Elends — — o Gott, in welche Lage haben mich meine Thorheiten gestürzt! Wie kann ich abschütteln, was Leidenschaft, Gefühl, Eitelkeit und Ehrgeiz mir Alles aufgebürdet? — Diesem Weibe muß ich nur Liebe heucheln, denn so schön sie auch ist, hab' ich sie doch nie geliebt, wie jenes arme Kind. Dort habe ich Kälte erlogen, um nicht neues Elend zu dem alten zu häufen. O Emilie! ich bin nicht der herzlose Mensch, der ich scheine! Wenn Du wüßtest, wie elend derjenige ist, der so vielfach beneidet wird, wie elend gerade durch solche Gaben, die Anderen zur Freudenquelle werden! Könnte ich Deiner Gestalt den Jugendzauber, Deinem Geiste die Frische wieder geben, daß mich ein anderes Gefühl belebe, als dieses mir selbst unerträgliche Mitleid! Aber soll denn meine ganze Zukunft eine farblose seyn wegen dieser Jugendthorheit? Ich darf sie nicht mehr oft sehen. Der Anblick des Kindes hätte mich beinahe zu Allem verleitet — ach, was sage ich da? — hätte mich beinahe verleitet, gerecht zu seyn gegen die, welche mir Alles geopfert. Aber ist sie denn die Einzige? Fort, fort, Ihr Plagegeister! Ach, holde Fürstin,“ sagte er laut, indem er sich tief vor der Dame beugte, „wie bin ich glücklich, endlich wieder den Saum Ihres Gewandes küssen zu dürfen! Der Talisman,“ fuhr er fort, als er die freudige Ueberraschung und das huldvolle Lächeln der hohen Frau gewahrte, „der Talisman, den Sie mir mit

diesem kostbaren Ring übergaben, hat nicht aufgehört, seine Kraft geltend zu machen! Wie soll ich Ihnen danken, wie kann ich Ihnen danken auch dafür, daß Sie Ihren huldvollen und erhabenen Einfluß zu Gunsten meiner Stellung am Hofe und beim Militär geltend gemacht haben? Es wunderte sich Jedermann über mein rasches Avancement, aber nur meinem Herzen war die geheime Triebfeder offenbar, die Alles für mich in Bewegung setzte."

Wir überlassen hier den jungen Abenteurer der Fürstin, gegen die er sich diese vertrauliche, freilich mit Ehrerbietung gemischte Sprache erlaubte, obgleich er weit unter ihrem Range stehen mochte. Wir glauben genug angedeutet zu haben, um vorläufig einiges Licht auf den Charakter desjenigen fallen zu lassen, dessen Name in unserer Erzählung noch häufig vorkommen wird.

(Fortsetzung folgt.)

Wenn Männer kochen.

Von Fritz Reuter.

Einer der liebenswürdigsten Schriftsteller, der tiefpoetische Mecklenburger Fritz Reuter, bekannt durch seine im Patois seines engern Vaterlandes verfaßten Dichtungen, hat soeben ein Stück Lebensbeschreibung von so köstlichem Inhalt veröffentlicht, daß wir nicht umhin können, wenigstens mit einem Bruchstücke desselben unsere Leser bekannt zu machen. Sie werden dies hoffentlich nicht bereuen und gewiß nach dem Büchlein greifen, das leider wegen seines Patois nicht allseitig zugänglich ist. Das Büchlein führt den Titel: „Ut mine Festungstid" (Aus meiner Festungszeit).

Wir befinden uns auf einer preußischen Festung in einer Kasematte, in der Demagogen ihre dreißigjährige Festungsstrafe verbüßen sollen. Daß wir von Demagogen sprechen, ist ein Beweis, unsere kleine Erzählung könne nicht in der Gegenwart spielen. Demagogen waren junge Studenten, die von dem Vereinsrecht Gebrauch gemacht und sich zu einer Burschenschaft zusammengethan hatten, die ferner schwarz-roth-goldene Bänder trugen und von der deutschen Einheit sprachen und sangen. Doch lassen wir die Politik bei Seite und gehen wir wieder in unsere Kasematte. Wir finden dort unsern Fritz Reuter. Er sitzt mit einem Leidensgefährten zusammen, der uns unter dem Spitznamen „Franzos" vorgeführt wird. Noch ein dritter politischer Gefangener, der Erzbischof, tritt gelegentlich auf. Reuter hat dem Franzosen den Vorschlag gemacht, gemeinschaftlich zu kochen — damit beginnt unsere Geschichte.

Kartoffeln wurden gekauft, und da saßen wir nun und schälten sie in ein sehr rein ausgespültes Waschbecken, aber der Franzose war nicht zu bestimmen, daß er ihnen die Augen ordentlich ausstach. Auf unserm Vorsaal lag ein ganzes Sortiment Suppenkraut in Sand eingepackt, eine Sammlung großer und kleiner Töpfe stand um den Ofen herum, gleich zur Hand, denn im Ofen wurde gekocht und blos die Obergerichte, zu denen viel Kunst und Ueberlegung gehörten, wurden, wie es sich gebührt, auf dem Feuerherd vorgekriegt. Mit großen Kosten wurde eine blecherne Beefsteakmaschine angeschafft mit Allem was dabei seyn muß, blos das Fleisch fehlte uns immer, weil das nicht gut anzuschaffen war. So ging es denn nun im Großen los und das Kochen sollte angehen; wir loosten und den Franzosen traf das Loos. Bisher hatte ich immer den Kaffee gemacht, nun mußte der Franzose ihn kochen. Er ging auch an's Werk, schüttete oben Kaffee ein und brannte unten Feuer an, vergaß aber das Wasser einzugießen und schmolz aus dem schönsten Kunstwerk des Klempners Lössell in Berlin den Boden heraus.

Das war der Anfang von unserm Geschäft. „Franzose," fragte ich, „hast Du Dich schon einmal mit dem Kochgeschäft bemengt, oder darüber nachgedacht, oder dabei einmal zugesehen?" — „Wie so?" fragte er. — „Nun, ich meine nur," sagte ich, „ob Du einmal gekocht hast, oder ob Du nur einmal einer richtigen Köchin, die in ihrem Fach gebildet ist, ein bischen über die Schulter gesehen hast?" — „Gekocht hätte er noch nicht," sagte er; „mit Kochbüchern hatte er sich auch nicht abgegeben, aber gebildeten Köchinnen hätte er schon oft genug über die Schulter gesehen" — und dabei nannte er eine ganze Reihe her, lauter französische Namen. — „Ja," sagte ich, „alle Deine Madelons und Louisens und Charletons können uns hier nicht helfen, hier heißt es, selbst ist der Mann; getraust Du Dir eine richtige Suppe zu kochen?" — „Nein," sagte er. — „Nun," sagte ich, „dann wollen wir das so machen: ich will kochen und Du machst das Geschirr wieder rein, wirfst mir aber keine Töpfe entzwei, denn die werden Dir am Lohne abgezogen; das Kartoffelschälen und Suppenkrautputzen ist gemeinschaftliche Arbeit, weil es im Ganzen sehr pläsirlich ist und sich dabei ein Wort erzählen läßt."

Nach diesem Uebereinkommen ging denn nun die Kocherei los. Ich hatte noch ein schönes Stück Malerleinen, auf das ich meine ersten Versuche mit lauter ächten Oelfarben gemalt hatte, das nahm ich mit den verschiedenen Gesichtern und Bäumen

und Blumen, die darauf standen, als Schürze um, und band sie mit ein paar Bindfaden hinten zusammen. Nun ging es los. „Franzose, mach' mir einmal diesen Topf rein, ganz rein. So! Nun gib mir einmal die Erbsen her. Schafskopf, die nicht, die eingequellten dort oben auf dem Ofen. So! nun gib mir einmal ein paar trockene Späne zum Anheizen." Mein alter Franzose that Alles. — „Was kochst Du für Erbsen," fragte er, „dünne oder dicke?" — „Franzose," sagte ich, „nun will ich Dir ein für alle Mal sagen, die Topfguckereien kann ich nicht leiden. Sieh, Du besorgst Deine Sache und ich besorge meine Sache, und wenn das Essen fertig ist, dann kommt es auf den Tisch und dann ißt Du."

Meine Erbsen waren wunderschön, denn ich hatte ein tüchtiges Stück Speck hinein gethan, aber trotzdem hob der Franzose die Zähne immer so hoch. „Was hast Du?" fragte ich. — „Ja," sagte er, „es kämen ihm so viele Hülsen zwischen die Zähne." — Na, das mußte mich denn doch ärgern. „Wie?" sagte ich. „Du hast ja einen verteufelt feinen Hals, durch den nicht einmal eine Erbsenhülse durchkommen kann. Meinst Du, daß wir hier im Vollen leben und die Erbsenhülsen in die Aufwäsche werfen können? Wir haben ja nicht einmal ein Schwein, dem sie zu gut kämen. Und sieh her: ein Thaler und acht Groschen! Von dem Gelde sollen wir vierzehn Tage leben und können es doch nicht gleich den ersten Tag ausgeben."

Na, das half; in der ersten Zeit sagte er gar nichts, aber ich kochte auch immer schönes Essen, und dabei kam mir das sehr zu Statten, daß es gerade in der nüchternen Kälberzeit war, und daß wir unmittelbar am Thore wohnten; denn da hatte ich die schönste Gelegenheit, so ein halbes nüchternes Kalb hereinzuschmuggeln — auf der Festung war noch Mahl- und Schlachtsteuer — und das that ich oft, denn ich kaufte so viel als möglich immer im Großen. Ein halbes Kalb kostete dazumal acht Groschen, wenn es geschmuggelt war und wenn ich dann auf meinem Vorsaal so ein halbes Kalb hängen und unten einen Scheffel Kartoffeln liegen hatte, dann freute sich mein Herz ordentlich und ich kam dann herein in die Kasematte und sagte: „Franzose, für dasmal verhungern wir noch lange nicht."

Das hätte nun in aller Sparsamkeit und Nahrhaftigkeit immer so fortgehen können, wenn der Franzose kein Leckerzahn gewesen wäre. Aber so geht er einmal die Allee herunter und ein hübsches Mädchen kommt und er fragt sie, was sie im Korbe habe? Karpfen, sagt sie, schöne Spiegelkarpfen. Nun kommt ihm ein Kitzel nach Karpfen und er fällt mir in mein Geschäft, denn die Kasse und den Einkauf hatte ich, und kauft die Karpfen für ein großes Stück Geld. Ich stehe gerade neben dem Feuerwerkslieutenant v. C. und erzähle ihm von unserer vorzüglichen Kocheinrichtung, als der Franzose ankommt und von mir Geld aus der Kasse für seinen Karpfenhandel verlangt. Na, ich bezahle also und thue dabei so, als ob Karpfen ein ganz gewöhnliches Gericht für uns wären, denn wer will sich einem Lieutenant gegenüber eine Blöße geben. „Karpfen?" fragte der Lieutenant. — „Ja," sagte ich, „Karpfen! Mögen Sie gern Karpfen?" — Nun fängt er denn von Karpfen ein Lied an zu singen und daß er sich einmal krank daran gegessen habe, aber nun seit vier Jahren keinen mehr zu sehen gekriegt hätte, und ich kann nicht anders und nöthige ihn zu Mittag. Er nimmt das an, ich gehe nun herauf und will unsern Karpfen kochen — natürlich in Bier.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Ein armes Findelkind hat dieser Tage in Paris ein ausnahmsweises Glück gehabt. Ein Concierge in einem Hause der Rue de Montmartre fand in der Frühe ein etwa fünf Tage altes wohlgestaltetes Knäblein und benachrichtigte den Polizeikommissär davon. Da dieser ganz in der Nähe des Marktes St. Joseph seine Bureaux hat, so wurde die Sache schnell bekannt und durch die einkaufenden Bonnen in die einzelnen Haushaltungen gebracht. Sofort meldete sich eine Frau, Inhaberin eines großen einträglichen Geschäftes, welche den von Haus aus verwaisten Weltbürger adoptiren wollte; eine andere Dame schickte einen Geldbeitrag. Allein bereits hatte der Kleine eine ansehnliche Zahl Väter in den Personen der Angestellten des großen **Magasin de Nouveauté de Saint Joseph** gefunden, in dessen Haus der Kleine entdeckt worden war. Prinzipal und Kommis verpflichteten sich zu jährlichen Beiträgen zur Erziehung ihres Adoptivsohnes. Andere Gaben flossen so reichlich bei, daß man dem Neugeborenen schon ein eigenes Conto im Hause eröffnen mußte. Die Frau des Prinzipals vertrat Pathenstelle.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 140. Sonntag, 23. November 1862.

Kerwebetrachtunge.

Was hetten unser Baure dann,
Wann net die Kerwe wär?
E Lebe voller Schinnerei,
Doch sunscht wär' nix dermehr.

Em Bauer isch die Kerwezeit
Die liebscht' im ganze Johr;
Uff Kerwe freet sich Alt unn Jung,
Sell isch mol sicher wohr.

Fascht 's ganze liebe lange Johr
Do werd geknirt unn g'spart;
Dann mangle derf's uff Kerwe net
Beim Bauer uff ke Art.

Wer's äuscht e bissel mache kann,
Der wend't paar Batze dra(n)
Unn streicht mit blo unn weißer Farb'
Sei(n) Häusel propper a(n).

Der schlacht't zum wenigschte e Schwei(n),
Backt Kuche Dag unn Nacht
Unn liffert unner'm Fedderviel
E mörderische Schlacht.

Der Mann der kriecht e Kamisol,
Die Fraa e Biberkleed;
Die Kinner werren rausstaffirt,
Des isch e helli Freed.

Doch for die Mädle unn die Borscht
Isch erscht die Freed recht wohr;
Die juckt's, kummt Kerwe angerückt,
Schunn Woche lang zuvor.

Unn ich die Kerwe endlich do,
Unn graut der Morge kaum,
Do isch's so Bauremädle juscht,
Als wär's e schöner Traum.

Flucks schluppe se aus ihrem Nescht,
Versorgen 's liebe Vieh,
Unn trinken dann in aller Ruh
E dinni Kaffeebrüh.

Hernoch geht's an die Kleederkischt,
Ke Kleenigkeet, weeß Gott!
Dann so en rechter Kerwestaat
Isch in der Regel flott.

Ball isch der Hoorbutz in der Reih'
Unn Alles hergewichst;
Dann mit'm Butz werd net so lang
Wie in der Stadt getrichst.

Horch! allweil läut't's, unn 's ganze Dorf
Strömt in die Kerch jetzt nei(n);
Heut' will jo Alles, groß unn klee(n),
Sei'm Schöpfer dankbar sei(n).

Die Orgel gebt de Ton jetzt an —
Unn laut't's ach net ganz ree(n), —
Die Andacht reißt se All mit fort,
Ball singt die ganz Gemee(n).

Der Parre halt e Hochamt heut',
Ganz feierlich geht's her,
Unn manchem alte Mütterle
Werd's Aag net thräneleer.

Unn wie der Sege g'sproche werd,
Bekreuzt sich Alles frumm
Un ball isch's widder in der Kerch'
Wie vorher still unn stumm.

So werd's dann Mittag allgemach,
En flotter Kerweschmaus
Werd uff de Disch jetzt uffgepflanzt
In jedem Baurehaus.

Unn hänn die Baure heut aach grad
Ke schweri Arbet g'hat;
Beim Esse werd doch dichtig g'schafft,
Geleert e jedi Platt.

Kaum hänn die Mädle 's G'scherr gebutzt,
Leut't's widder in die Kerch;
Jetzt aber steht en allminnand
Der Kopp schunn überzwerg.

Doch weil en orndlich Mädel weeß,
Wie's annerscht net kann sei(n),
Do trollt's in Gottes Name halt
Aach in die Beschper nei(n).

Doch wie's nor in die Kerch nei(n) kummt,
Werd no de Borscht geguckt,
Unn wann sie ihren Liebschte sieht,
Dem freundlich zugenuckt.

Die Kerch die dauert gar zu lang,
Ihr werd's ganz winn unn weh,
Dann's Danze kummt er in die Bee(n),
Sie spürt's in alle Zeh.

Unn hebt se's Buch ach vor ihr G'sicht,
Vun Andacht isch kee(n) Redd,
Noch ihrem Hannes steht der Sinn,
Doch noch'm Bete net.

Wie aber Alles nimmt e End,
So geht die Kerch aach aus,
Unn eh' mer sich noch recht verguckt,
Do isch se aach schun draus.

Wie kloppt er's Herz vor lauter Luscht,
Dann jetzt werd jo gedanzt;
Die Musikante henn sich schun
Im Danzsaal uffgeplanzt.

Der Musikmeeschter schlägt de Takt,
„Na, Bärbell!" segt der Bu, —
Un wer halt norr e Mädel hot,
Der greift jetzt dapper zu.

Die Baßgeig brummt, der Danz geht los,
En Walzer werd gewalzt,
Dezwische werd gehörig g'stampft
Un mit der Zung g'schnalzt.

Unn bunter, immer bunter werd's,
Unn größer werd die Schaar,
„Hollo!" so ruft en Bauredorscht,
Jetzt danzen norr e Paar.

Grad als wie bei der Ebb' unn Fluth,
Nimmt's ab unn widder zu,
Ganz saub're Mädle sieht mer do,
Unn manchen schmucke Bu.

Unn so en Danz der dauert fascht
E ganzi halbi Stund;
Wie so was zu breschtire isch,
Des bringt der Deiwel rund.

Unn bloost der Wind aach noch so kalt,
Unn schneit's zum Fenschter nei(n),
So was kann for en Bauredorscht
Niemols schenant net sei(n).

Au contraire grad im Gecheveel,
Er ziegt de Wamscht doch aus,
Unn plotzt net selte unner'm Danz
En Duwack — 's isch e Graus.

Zum Trinke sinn se aach ke Feind,
Dann fascht in jeder Paus,
Do blosen se mit ihrem Schatz
En Schoppe Zwölfer aus.

Do werd noch Note karressirt,
Gekißt unn r'umgedrickt;
Heit hot der Schatz jo's Recht dezu,
Wann sich's aach sunscht net schickt.

Unn so geht's fort in Saus unn Braus,
Bis spät noch Mitternacht,
Unn kummt der Mondag angerickt,
Werd's widder so gemacht.

Pflicht und Liebe.

(Fortsetzung.)

Gräfin Rothenheim an ihre Freundin S.

„Ich kann, ich darf nicht länger schweigen, wenngleich bei dem Gedanken an Dich meine Hand auf dem Papiere schwankt und ich alle Kraft aufbieten muß, damit solches nicht höchst sichtbar hervor trete. Du würdest ebenso leicht an ein Aufhören des Gravitationsprinzips im Weltsysteme glauben, als an eine Veränderlichkeit meiner Freundschaft zu Dir, wie sehr auch im Allgemeinen — und wohl mit Recht — die Aechtheit weiblicher Freundschaft bezweifelt wird. Du glaubst darum auch nicht, daß hierin der Grund meines Schweigens liege, — — aber allerdings liegt er in einer Veränderlichkeit meines Herzens, die Du leider nur zu richtig geahnt hast. Ich habe ihn gesehen, den gefährlichen Liebesgott, der einst auch Dich in seinen Zauberkreis gebannt hatte, so daß nur die ausgeprägte Energie Deines Willens, welche Dich von jeher charakterisirt, Dich vor künftigem Elende bewahrte. Ich habe ihn gesehen und bin von dem Anblicke krank geworden; denn was ist dies Toben in meinem

Innern, diese Sehnsucht, diese Selbstvorwürfe, diese Zerrissenheit anders als Krankheit? — Sey mein Arzt, theuerste Freundin! Flöße mir einen Theil Deiner Willenskraft ein, o nur einen kleinen Theil! Alle meine Vorsätze sind gut, aber mein Herz ist schwach. Wenn es nicht bald ruhig in mir wird, muß ich mich meinem Manne vertrauen, denn ihn hintergehen! O, mir schaudert bei dem bloßen Gedanken an einen solchen Betrug!

„Warum mußten die traurigen Ahnungen des Grafen am Vorabende unserer Abreise sich bestätigen? Kannte er mich besser als ich selbst, er, der mich von meiner Kindheit an beobachtet und geleitet hat? Und doch mit welchem Vergnügen führte er mich schon nach den ersten Wochen unseres Hierseyns in die gesellige Welt ein. Mußte auch gleich der erste dieser belebten Abende so verhängnißvoll für mich werden!

„Ich trat herein: Gesellschaft war versammelt:
Ich sah ihn steh'n, gelehnt an den Kamin;
Ein Staunen hielt den Blick mir erst gefesselt,
Bis ich mich wandte und den schuld'gen Gruß,
Verwirrt genug, den Gästen dargebracht.
Dann kehrt' ich wiederum zu ihm das Auge
Und sah die lässig stolze, schöne Haltung.
Wie dann sein Haupt er neigte und sein Blick
In's Herz mir traf, — ich weiß es kaum zu sagen,
Weiß kaum zu sagen, wie im Lauf' des Abends
Sein Lächeln und der süße Ton der Stimme
Mit Schmeichellauten gänzlich mich besieget,
Wie seine höh're Art der Unterhaltung
Mich aus dem Unbehagen der Verwirrung,
Die Sinn und Blick mir lang gefangen hielt,
Gleichwie mit Zauberformeln aufgerichtet,
Daß ich nun nichts mehr sehe, nichts mehr fühle,
Als Liebe nur und Liebes-Lust und -Leid."

Am Abende des Tages, an welchem die Gräfin den Brief an ihre Freundin abschickte, besuchte sie mit ihrem Gatten den Salon der Gräfin Steinerz, einer der schönsten und reizendsten Frauen der Stadt, über deren Ruf zwar die zweifelhaftesten Gerüchte umliefen, die aber nichts destoweniger sich eines zahlreichen Umgangs erfreute. Auch heute erschien sie als der Mittelpunkt der Gesellschaft, der Alle belebte und um den sich Alle bewegten. Ihre Gewandtheit und Leichtigkeit im Benehmen milderte die Schärfe ihres Tones und ließ ein gewisses anmaßendes Uebergewicht, das sie sogar als Wirthin ihren Gästen gegenüber an den Tag legte, für den Augenblick verschmerzen. Aber nur kurze Zeit vermochte sie zu fesseln; ein freundliches oder gar liebevolles Andenken ließ sie fast nie in einem Herzen zurück. So stand sie allein mitten in dem Schwarm von Menschen, welchen sie unterhaltende Abende bereitete, und die ihrer Eitelkeit schmeichelten, um sie später zu verhöhnen, weil sie von ihr sich in ihrer eigenen Eitelkeit verletzt fanden.

Die Gräfin Rothenheim, weit jugendlicher und von rührenderer Schönheit als die oben genannte, erschien in ihrer einfachen, natürlichen Würde fast zu schüchtern neben dieser Weltdame und fühlte sich schon nach der ersten halben Stunde so unbehaglich bei deren spitzigen Reden und anmaßenden Scherzen, daß sie im Stillen auf einen Vorwand sann, sich wieder zu entfernen. Die ländlich erzogene junge Frau wußte sich schwer in die geselligen Lügen zu finden und hatte noch nicht gelernt, sich zu beherrschen. Ihre unzufriedene Stimmung war bereits auf ihrer ausdrucksvollen Stirne zu lesen, als plötzlich „Baron v. Stauden" angemeldet wurde.

Mit der vollendeten Haltung eines Hofmannes, mit jener unnachahmlichen Grazie, deren Stempel nur jenen feinen, im vollkommenen Ebenmaße der Glieder gebauten Gestalten aufgeprägt zu seyn pflegt, trat der genannte Kavalier herein und schritt auf den Sitz der Hausfrau zu. Diese empfing ihn mit einer spöttischen Bemerkung über sein langes Ausbleiben und fügte dann hinzu: „Da die ledige Jugend, zu der Sie sich bis jetzt noch rechnen, bereits in dem anstoßenden Salon den Theetisch besetzt hat, so müssen Sie einmal zu unserer Parthie halten, worüber Sie sich nun nicht beschweren dürfen."

v. Stauden verbeugte sich mit einem liebenswürdigen Lächeln und versicherte, daß ihn der Ersatz, welcher ihm so huldreich für die Entbehrung durch sein unabsichtlich langes Ausbleiben geboten würde, dermaßen entschädige, daß er künftig gewiß absichtlich Aehnliches verschulden werde. Dann erst schien sein Blick wie zufällig hinter einer brillanten Lampe die Gräfin Rothenheim zu finden, vor welcher er sich tief verbeugte und dann mit jenem leichten Schritt zu ihr herantrat, der wie ein Zephyr ihr weibliches Ohr berührte. In Harmonie mit diesem Schritte klang der halblaute Ton seiner Stimme, der an das einlullende Gemurmel einer Quelle erinnerte. Er war bald in tiefer Unterhaltung mit der Gräfin, in deren Haus er bereits Eintritt erlangt hatte und die er heute zum vierten Male sah. Als er ihre ernstere Haltung gewahrte, wurde er düster; zuweilen stützte er den Kopf in die Hand, sah lange vor sich hin, schreckte dann zusammen und stand plötzlich auf. Zwei Damen spielten gerade die gewaltige Ouverture des Don Juan. Da beugte sich v. Stauden zu dem Ohre der Gräfin hin und fragte plötzlich: „Wie ist Ihr Vorname?"

„Mein Name ist Lenore!“ sagte die Gräfin, ihn befremdend ansehend. „Doch warum diese Frage?“

„O, ich wußte es!“ murmelte Stauden wie ein Träumender. „Die ganze verflossene Nacht zog sich jenes wunderbare Gedicht von Bürger wie ein rother Faden durch meinen Traum, und es war, als wenn der Name „Lenore“ an mein Herz pochte und über mein künftiges Schicksal entschied.“

Er entfernte sich rasch und trat in das anstoßende Zimmer, nachdem er sich stumm vor der Gräfin Steinerz verbeugte, die einen Blick voll vorwurfsvoller Eifersucht auf ihn geschleudert hatte.

Später saß der Baron am Whisttische Lenoren gegenüber. Zum ersten Male fiel ihr, als er Karten gab, seine Hand in's Auge und sie erkannte jenen Ring, welchen bei ihrem Ueberzug in die Residenz der verhüllte Reisende getragen. Ein Schrecken, halb freudig, halb beängstigend, durchzuckte sie, — ihr Auge begegnete dem seinigen, — und da war's, als ob ihre Blicke in einander strömten und ein unseliges Geheimniß ihrer Seelen verriethen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Der Krieg führt zu allerlei, selbst zu musikalischen Erfahrungen. So beschreibt unter anderem ein Soldat, der aus dem Lager der Potomacarmee berichtet, das eigenthümliche Sausen der Kugeln, wenn sie in der Luft dahergeflogen kommen. Ein musikalisches Ohr kann den Ton studiren, sagt er, welchen die durch die Luft sausenden Kugeln verursachen. Ich beobachtete gestern den Ton einer aus einer großen Miniébüchse kommenden Kugel. Er schwoll von c zu f an und, als sie an Geschwindigkeit abnahm, ging er bis auf d zurück. Einen eigenthümlichen schrecklichen Ton verursacht die Hochkißbombe (?); sie kommt wie ein heulender Dämon heran, und der älteste und bravste Soldat duckt sich unwillkürlich, sobald er sie kommen hört; sie ist nicht gefährlicher als andere Kugeln, es ist aber etwas in dem Schall, welches das Blut in den Adern gerinnen macht. Das entsetzliche Geheul wird durch die rauhe Bleikante hervorgebracht, welche man an der Bombe läßt. Das Beste ist übrigens, so sagt man, daß alle Kugeln, deren Pfeifen man hört, unschädlich sind; es ist den Soldaten also zu wünschen, daß sie alle lieber hören als fühlen mögen, sollte das Sausen auch noch so furchtbar klingen.

Die neue Bühne des Théâtre lyrique auf der Place du Châtelet in Paris ist eröffnet. Es zeichnet sich der neue Saal dadurch aus, daß ihm der Kronleuchter fehlt. Die Decke ist durchsichtig, von gefärbtem Glas, welches das Licht der darüber angebrachten Gasflammen in einer den Augen sehr angenehmen Weise abschwächt und die Hitze des Gases und seinen unangenehmen Geruch abhält. Auf den Rückwänden der Orchesterplätze sind Vorrichtungen angebracht, um den Hut und das Etui der Lorgnette daran befestigen zu können. Die Architektur des Saales scheint ihren Effekt wesentlich in einer Ueberfülle von Vergoldungen zu suchen.

Die Grabstätte Bürger's auf dem Friedhofe vor dem Weenderthore in Göttingen ist von dem dortigen Todtengräber, als er im Auftrage einer Familie das Grab eines von deren Angehörigen suchen sollte, aufgefunden worden. Bei der Entzifferung alter Leichensteine kam er auch an ein Denkmal, das neben dem bisher als Bürger's Grabmal bezeichneten Hügel stand, dicht von Gestrüpp eingehüllt und dick von Moos umkrustet. Nach Entfernung des Mooses kam die Aufschrift: „Die Stadt Göttingen dem Dichter August Bürger“, nebst dem Geburts- und Sterbejahr des Dichters, zum Vorschein. Das Denkmal besteht aus einer kannelirten dorischen Säule, welche eine Urne trägt.

Jemand beklagte sich über die vielen Besuche seiner Verwandten. „Da habe ich besonders eine alte Tante,“ sagt er, „die besucht uns jährlich regelmäßig zwei Mal und bleibt jedes Mal sechs Monate.“

Logogryph.

Wir müssen den Poeten dienen,
Man trifft uns leicht auf Kopf und Hand;
Doch sind wir, ernst gemeint, erschienen
Auf Menschen nie, wie uns bekannt.

Legt man uns unsern Kopf zu Füßen,
Dann ist der Haushalt das Revier,
Wo wir zu Manchem dienen müssen,
Fast unentbehrlich sind wir hier.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 141. Dienstag, 25. November 1862.

Pflicht und Liebe.

(Fortsetzung.)

Gräfin Rothenheim an ihre Freundin S.

„Mitternacht ist nahe. Ich verweile in dem Schlafzimmer des Grafen, worin so traute Stille herrscht, wie in dem daran stoßenden der beiden Kleinen. Die Flügelthüren stehen offen, während das Zimmer der Wärterin neben dem der Kinder geschlossen ist. Ich lausche nach den Athemzügen der Schlummernden hin; ich presse die Hand auf's Herz und fühle die ganze Summe meines Elends. Wie ruhig, wie friedenvoll ist dieser Schlummer. Das ist der Schlaf der Unschuld und der Tugend. Ach, warum flieht er mich? Schreckt mich nicht das Rauschen meines eigenen Gewandes? Erbebe ich nicht vor meinem eigenen Schatten? Das müssen Anzeichen eines bösen Gewissens seyn, wenn ich den Schilderungen glauben darf, die ich je davon gelesen. „Und was hast Du verbrochen?" hör' ich Dich fragen. Theuerste Freundin, es steht schlimmer als am Nachmittag, wo ich Dir zuletzt schrieb. Ich sah ihn wieder und hörte Worte von ihm an, die mir so klar wie ein Liebesgeständniß den Zustand seines Herzens zeigten. Und ich wandte mich nicht ab, ich fühlte nicht jene Empörung sittlichen Stolzes, den jede edle Frau in meiner Lage gefühlt haben würde. Er mußte in meinen Blicken lesen, was in mir vorgeht — wir wissen also Beide, daß wir uns lieben! — Und was nun anfangen? Ich bin auf dem Wege, den Mann zu betrügen, den ich verehre, die Perle seiner edlen, lang bewährten Liebe wegzuwerfen und ach! für falsche Münze umzutauschen! Und jene Kinder, sind sie nicht ihm wie mir verwandt und machen noch heiliger den heiligen Bund? Sollte ich frevelnd dieses Band zerreißen und nur blind einer neu erwachten Stimme folgen, die mich verwirret, die gleich dem tosenden Sturmwinde ein Heer von Leidenschaften aus meines Herzens Grunde aufgewirbelt hat? — Ach, süßes Bild! stehst Du wieder vor mir und schaust mich mit Deinem Siegerauge an — so zauberisch bittend — — fort! fort!

„Es schlägt zwölf auf der nahen Kirchenuhr. Und nun läuten die Glocken zusammen zur Verkündigung des morgenden Pfingstfestes.

„O Glockentöne, wie ihr heilig mahnend
An's Herz mir dringet, Kindheit, Jugend,
Ja! all ihr Bilder meines frühern Seyns,
Mir tausendfach verknüpft —
Wie zieht ihr grüßend meinem Geist vorüber,
Mir winkend auf den hellen Pfad der Tugend.
Was Großes je mich ahnungsvoll durchdrungen
Von Redlichkeit und ewig reinem Streben,
Es mahnet wieder, hebt mich adlerhoch
Aus falschen Trugesbildern zu den Sternen,
Und dort in sel'ger Klarheit steht geschrieben:
Beglückend nur ist tugendhaftes Lieben!"

„Wie gefallen Ihnen die neuen Ankömmlinge?" fragte die Gräfin Steinerz einen der zahlreichen Herren, die ihren Sitz umkreisten.

„Hm!" versetzte der Minister, „der Graf hat ein biederes Aeußere, etwas finster, aber höchst respektabel, — nur müßte er eine andere Frau besitzen!"

„Wie?" fragte die Gräfin rasch, „Sie finden also auch keinen Geschmack an der ländlichen Schönheit? Jedenfalls ist sie zu blühend, so zart auch dieses Roth seyn mag. Und dann finden Sie gewiß ihren Augenaufschlag affektirt?"

„Etwas kokett vielleicht;" versetzte der Gefragte, sich verlegen räuspernd. „Aber das wollte ich doch eigentlich nicht sagen; man kann nicht leugnen, daß diese Augen — sehr schön sind und dann ist die Gräfin reizendschön gewachsen!"

„Was wollten Ew. Excellenz denn eigentlich sagen?" fragte die Steinerz spöttisch.

„Verzeihen Sie, gnädigste Gräfin, aber ich weiß kaum, welche Unbedeutendheit mir im Sinne lag. Jedenfalls lassen Ihre Reize keine fremden aufkommen und mit Ihrem Geiste überstrahlen Sie selbst ein jugendliches Antlitz."

Dieses verfehlte Compliment brachte ein zorniges Erröthen in dem Gesichte der Gräfin hervor und indem sie sich zu einem andern Herrn wandte, sagte sie mit scharfen Tönen: „Meinen Sie nicht auch, Herr Oberstlieutenant, daß es Seine Excellenz bei dem aufrichtigen Geständniß hätte bewenden lassen sollen, nämlich daß ihm eine Unbedeutendheit im Sinne lag, was gewiß Niemand in Zweifel zog. Aber nun sagen Sie mir Ihr Urtheil über die neue Gräfin. Sie ist von guter Familie, aber sehr ländlich erzogen."

„Sie wird leicht verlegen," versetzte der Gefragte, „aber Viele wollen behaupten, gerade dieses häufige Erröthen verleihe ihr etwas Mädchenhaftes und erhöhe nur ihren Reiz. Jedenfalls scheint sie nicht zu ihrem Gemahl zu passen, für dessen ernsten Sinn sie zu weich und vielleicht zu lebenslustig ist."

„Hier haben Sie wohl das Richtige getroffen," sagte die Gräfin; „sie vermag keinesfalls die Tiefe des Grafen zu fassen. Man täuscht sich in ihren schwärmerischen Mienen und ihrer ausdrucksvollen Stirne; ich glaube kaum, daß sie einen Satz klar durchführen kann. Mir gegenüber verstummte sie wenigstens sehr bald und sie schien vor meiner Bildung und meiner Schärfe zu erschrecken. Ich weiß nicht, warum sie so früh aufbrach. Vielleicht hatte der Graf die Galanterien des jungen Stauden mißfällig bemerkt?"

„Das glaube ich nicht," versetzte der Oberstlieutenant. „Er scheint durchdrungen von dem Werthe und der Würde seiner Gattin zu seyn. Aber wehe ihr, wenn sie diesem Stauden in die Hände fällt!" fügte er leiser hinzu; „ihm widersteht nicht leicht ein Weib. Müssen nicht auch Ihre treuesten und ältesten Verehrer empfindlich gewahren, daß dieser so junge und doch so unbegreiflich schnell empor gekommene Baron Alle in Ihrer Gunst zurückdrängt?"

Ein triumphirendes Lächeln umspielte die Lippen der schönen Frau. Sie saß, den vollen entblößten Arm auf die Sessellehne gestützt und das Haupt schmachtend zurückgelehnt, während ihr rundes Kinn in der Hand ruhte. In dieser ihrer Lieblingsstellung flüsterte sie mit dem Oberstlieutenant, beobachtete dabei aber unablässig das Treiben der übrigen Gesellschaft und zumal des Barons von Stauden.

(Fortsetzung folgt.)

Wenn Männer kochen.

(Fortsetzung.)

Als ich heraufkomme, frage ich: „Franzose, wo sind die Karpfen?" — „Hier in Deinem Waschbecken," sagt er. — Ich gehe heran und besehe mir die Dinger und die Arme sinken mir am Leibe nieder. „Das nennst Du Karpfen?" rufe ich. — „Ja," sagt er, „Spiegelkarpfen!" — „Na, ich nenne das Rothfedern und sehe die Kreaturen in stiller Wuth an. Erst das große Stück Geld dafür bezahlt und sich dann obenein noch vor einem königlich preußischen Feuerwerkslieutenant mit Rothfedern blamiren! Gleich läuffst Du der Dirne nach und läßt Dir das Geld wieder geben," sagte ich, „und dann sag dem Lieutenant, er solle nur wo anders essen, mit den Karpfen wäre es Essig, es wären Rothfedern geworden." — Na, das wollte er nun nicht, und ich sah auch ein, das sey zu viel verlangt und ich überlegte es mir wieder und sagte endlich: „Was gemacht werden kann, wird gemacht und wenn die Rothfeder gut gekocht wird, dann ist die Rothfeder auch ein Fisch. „Franzose," sagte ich, „mein lieber Franzose, nun merk Dir recht genau, was ich Dir sagen werde. Nun schneide zuerst die rothen Flossen und den Schwanz ab, denn die verrathen uns gleich, und dann reiß' die Fische auf und das Eingeweide legst Du mir hier auf diesen Teller, aber bei Leibe nimm Dich mit der Galle in Acht und schneide sie in ganz kleine Stücke, damit es aussieht, als wäre es ein kostbares Gericht, von dem nicht viel auf einmal gegeben werden könne. Ich will noch schnell hinlaufen und allerlei Gewürz einkaufen, wir wollen dem Lieutenant schönen blauen Dunst vor die Augen machen." Ich laufe, aber als ich auf der Treppe bin, kriege ich es wieder mit der Angst und komme zurück und sage: „Franzose, nimm Dich auch ja mit der Galle in Acht!" Na, er verspricht das auch und ich laufe zum Kaufmann und kaufe ein. „Eine Flasche Bier." — „Aechtes Bayerisches?" fragt er. — „Nein," sage ich, „süß Bier." — „Süßes, gut, ich habe auch ganz prächtig bayerisches," sagt er. Dazu war nun heute eine Gelegenheit und ich sage also: „Dann geben Sie mir auch gleich drei Flaschen Bayerisches und noch für einen halben Silbergroschen Nägelchen und für einen halben Silbergroschen englisches Gewürz, für einen halben Silbergroschen braunen Honigkuchen und ein paar Lorbeerblätter zu." Na, ich kriege das auch Alles; die vier Bierflaschen läßt er mir von seinem Jungen tragen und ich gehe mit einer ganzen Schüssel von Lorbeerblättern hintenher. Eben gehen meine

Freunde spazieren und der Erzbischof kommt daher und als der von Karpfen hört und die Lorbeerblätter sieht, sagt er, das sähe er, ich verstände die Sache, Lorbeerblätter gehörten dazu und dann sieht er uns Alle eindringlich an und sagt: „Und das merkt Euch, Lorbeerblätter und Zwiebeln verderben kein Gericht." Blos was Backwerk wäre, wie Topfkuchen und Puddings, sagt er, dabei müsse man mit diesen Sachen sparsam umgehen. Wie ich weggehe, freue ich mich sehr, daß ich mit den Ansichten des Erzbischofs so übereinstimmte, denn er verstand viel vom Oekonomischen und als ich oben heraufkam, war der Franzose mit seinen Geschäften schon fertig und hatte nach meiner Ansicht Alles sehr schön gemacht. Ich ziehe also den Rock aus, binde mir meine bunte Schürze vor und trete an den Feuerherd, denn dies Gericht war ein Obergericht, mit dem es im Ofen absolut nicht ging. Ich streifte mir die Aermel auf und nun konnte es meinetwegen losgehen.

Unten hin legte ich den Rogen, weil der sonst nicht gar wurde, dann eine Schichte Salz und Zwiebeln und nun immer Rothfedern, Salz und Zwiebeln und Salz und Rothfedern und Zwiebeln, bis Alles im Topfe war. Als meine Fische über halb gar waren, rief ich den Franzosen und sagte: „Nun stellst Du Dich zu mir her und thust mir Handreichung, denn für Einen allein ist die Sache nicht angethan." Und damit gieße ich das Fischwasser ab und er muß mir eine Schüssel dazu holen. Und als ich damit fertig bin, sage ich: „So, nun hole das Bier!" Das thut er denn auch und ich gieße das Bier über die Zwiebeln und den Fisch und ich lasse das aufkochen und werfe nach einem kleinen Bedenken das Gewürz und den Honigkuchen herein und stehe nun blos noch mit einer Schüssel voll Lorbeerblätter da. Viele waren es, aber der Erzbischof hatte gesagt: „Zwiebeln und Lorbeerblätter verderben kein Gericht;" ich hatte viele Zwiebeln hineingeworfen, also gehörten auch viele Lorbeerblätter dazu und so streue ich denn meine Schüssel voll hinein. „So," sage ich, „Franzose, nun die Butter." — „Von der frischen," fragte er, „oder von der alten?" — „Meinst Du," sage ich, „daß für die alten Rothfedern unsere alte schöne Butter nicht gut genug ist?" Na, er bringt sie und die Butter war sehr schön, denn ich hatte sie von Haus geschickt gekriegt und sie war in meinem väterlichen Hause selbst gemacht worden, aber vor einem halben Jahre. Um meine Sachen gut zu machen, steche ich denn auch einen unverantwortlichen Stich davon in den Topf, denn einen Kessel hatten wir nicht, und stehe nun da und warte meine Sache ruhig ab, denn meine Schuldigkeit hatte ich gethan und was dazu gehörte, war richtig hereingekommen. „So," sage ich, „Franzose, was wir an dem Fisch nicht haben, werden wir an der Brühe haben."

Und nun stehen wir da und ich freue mich über den schönen Geruch, der aus meinem Topf steigt und er sagt: „Nun sind sie gut." — „Nein," sage ich, „noch sind sie nicht gut, Rothfedern müssen lange kochen." Und diese Vorsicht hat mir möglicher Weise das Leben gerettet, denn gerade nun kam der Lieutenant an und weil er zuerst durch unsere Küche mußte, nohmen wir ihn dort in Empfang und der Franzose machte die Honneurs und ich wollte doch auch das Meinige thun, und machte an meinem Feuerherd meinen Diener und bei der Gelegenheit komme ich mit meiner sakerment'schen Schürze von Oellinnen ins Feuer und stehe auch in einem Augenblicke in hellen Flammen. Wie der Lieutenant das sieht, erkannte er die Gefahr — denn er war Feuerwerkslieutenant und mußte das wissen — zieht den Degen blank und fährt mir mit dem spitzen Ding zu Leibe und der Franzose kriegt die Schüssel mit dem heißen Fischwasser zu fassen und gießt mir die „schwapps" über den Kopf. Gottes Donner, wie war mir zu Muth. Aber der Lieutenant hatte mit dem stumpfen Degen den Bindfaden richtig durchgesiedelt und meine Küchenschürze fiel mit meinen Anfangsgründen in der Oelmalerei vor mir nieder und ich sprang darauf herum und griff mit den Händen bald unten bald oben, und hätte ich nicht vorher mit den Lorbeerblättern gewartet, und wären die Rothfedern nicht ein so zäher Fisch zum Kochen, dann wäre das Fischwasser noch kochend gewesen und der Franzose hätte mich wie einen Kapaun abgebrüht.

Darum sage ich, Bedenken ist bei jeder Sache gut, und wäre es auch blos eine Rothfeder. Ich kam dieses Mal ziemlich gut davon, nämlich mit ein paar Blasen auf dem Knie, mit einer verbrannten alten Hose, mit einem halbabgesengten Bart und mit niederträchtigen Kopfschmerzen von wegen des heißen Fischwassers.

Ueber dem Brandschaden waren nun aber meine Fische vergessen und kochten immer still vor sich hin, und als nun der Franzose den Lieutenant herein genöthigt hatte, sagte ich zu mir: Na, wenn sie nun nicht mürbe sind, dann werden sie es auch nicht. Ich nehme also den Topf vom Feuer, fische die Stücke heraus und kriege zuerst einen Kopf — schön mürbe, wahrhaftig schön mürbe. Ich will doch auch einmal probiren, wie die Sache ausgefallen ist und schneide mir ein Stückchen vom Kopfe

ab — schön mürbe, aber gallenbitter. „Nein," sage ich, „auf den Menschen, den Franzosen, ist doch gar kein Verlaß, nun hat er mir die beiden schönen Köpfe vergällt. Na warte, dafür sollst Du sie beide allein aufessen." Ich fische nun mit meinem Löffel wieder im Topfe — lauter Krümmel. Die ganze Geschichte war zu Grütze gekocht. Ja, das kommt von daher, dachte ich; ich sage ihm, er solle sie klein schneiden und er schneidet sie in lauter kleine Finsel. Endlich und endlich fische ich noch ein paar Schwänze heraus, die waren noch ganz, weil unser Herrgott die Rothfedern im Schwanz mit sehr festen Gräten erschaffen hat. „Die sollen für den Lieutenant," sagte ich, „da kann die Galle nicht dran gekommen seyn."

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Die „Wiener Presse" enthält folgenden, auch für andere maßgebenden Brief: „Herr Redakteur! Eine neue Kalamität sucht die Wiener seit Kurzem heim. Zu den hohen Häusern, zu den hohen Miethen, zu dem hohen Agio, zu dem hohen Zinsfuß sind nun noch die hohen — „Frauenhüte" gekommen! Haben Sie diese Ungeheuer, diese Ungethüme, diese Riesenfregatten mit Mastbäumen, mit gespannten Segeln und Fahnen, mit Spitzen, Blumen und Bändern schon gesehen, schon bewundert? Wenn Sie diesen erhebenden Anblick vollauf würdigen und genießen wollen, so müssen Sie dies vom Parterre eines unserer Theater thun. Es ist nicht übertrieben, wenn ich Ihnen sage, daß, wenn zwei Damen mit diesen Chimborassos von Kopfbedeckung vor Ihnen sitzen, Sie vom ganzen Theater und Publikum nichts sehen, als eben die zwei — Hüte! Zum warnenden Beispiel will ich Ihnen nun berichten, wie ich gestern im Kaitheater placirt war. Zu meiner Rechten saß eine „Dame" mit einer Krinoline, die wenigstens halb so umfangreich war, wie der neue Stadtpark; dazu hatte sie sicherlich noch kleine Krinolinen in den kurzen „Aermeln", die, mit steifen Spitzen besetzt, mir fortwährend um die Nase und Augen herumkrabbelten. Zu meiner Linken wieder saß eine Frau, sicherlich die Gattin eines Eisenbahnbeamten, denn die Reife ihrer Krinoline streiften meine Füße so wuchtig und so scharf, wie — Eisenbahnschienen. Der höchste Genuß war mir aber von vorne durch zwei schauderhafte Exemplare obbenannter Ungeheuer von Hüten vorbehalten. Ich bückte mich, und richtete mich auf, rutschte hin und her, machte mit meinem Kopfe die bedenklichsten Klisching-Manöver, ich sah rechts, links, seitwärts, aufwärts und sah nichts, als die zwei unverschämten Hüte! Nun frage ich Sie, Herr Redakteur, wenn ein solider Mensch ins Theater geht, ehrlich seinen Sitz bezahlt, die Ansprüche dafür hat, „zehn uniformirte Mädchen" von vorne zu sehen und dann nichts sieht, als zwei schändliche Uniformen von Hüten von hinten, ob er dann nicht gegründete Rechte hat zu einem hochtragischen, theatralischen Schmerzensschrei?! Ich stimme also für ein Gesetz, daß Frauen dergleichen gefährliche, gemeinschädliche und närrische Hüte auch „an der Leine" ins Theater führen müssen."

Ein Pariser Brief erzählt folgende Anekdote: In Biarritz stieß der Kaiser beim Spazierengehen auf einen kleinen Knaben, der witzig aussah und freundlich grüßte. „Bist du ein Engländer," fragte der Kaiser. — „Nein, ich bin ein Amerikaner." — „Nun mit wem hältst du, mit dem Norden oder dem Süden?" — „Mein Vater hält es mit dem Norden; ich aber entschieden mit dem Süden. Und Sie, mein Herr?" — Der Kaiser stutzte, drehte den Bart und sagte lachend: „Ich halte es mit dem Einen und dem Andern." — „Wie? Mit Beiden? Das ist nicht leicht und wird Niemand gefallen." Seine Majestät ließ die Unterredung fallen und ging ihres Weges.

Zu den vielen wunderbaren Dingen, die man von der Londoner Ausstellung berichtet, gehört auch ein Wecker, welcher die Lösung seiner Aufgabe mit gelinden Mitteln beginnt, zu stärkeren allmälig fortschreitet und im Nothfalle unwiderstehlich wird. Ein elegantes Ruhebett ladet zum Schlafe ein. Den Schläfer weckt, wenn die Stunde gekommen ist, ein Wecker; zugleich wird ihm ein Licht angezündet und eine Tasse angenehmen Kaffee's bereitet. Folgt der Schläfer der freundlichen Einladung nicht, so zieht die Maschine ihm die Nachtmütze vom Haupte. Will er noch immer nicht, so läutet es Sturm. Bleibt endlich auch dies wirkungslos, so wird der Unverbesserliche förmlich aus dem Bette hinausgeworfen.

Auflösung des Logogryphs in № 140:
Reime, Eimer.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 142. Freitag, 28. November 1862.

Glasbrenner bringt in seiner „Montagszeitung“ folgende Satyre auf die preußische Adressen-Agitation:

Die Adresse.

(Eine Idylle.)

Morgen war es, da rief der Gutsherr Alles zusammen,
Knecht und Magd, was ihm auf dem Gut von Sterblichen diente,
Weithin schallte sein Ruf; da kam's in wimmelnden Schaaren:
Bienen gleich, die in summendem Schwarm ausfliegen zum Tagewerk,
Also strömte die Menge hervor aus Ställen und Scheunen.
Allen voran kam Jörg, der Pfleger des borstenumstarrten,
Langgerüsselten Schweins, gleich hinter ihm schlorrte die Kuhmagd;
Rieke des Friedens, das einzige Kind des herrlichen Schnorke;
Peter auch stellte sich ein, der Hirt schwer wandelnden Rindviehs,
Jette sodann, der Küche Beherrscherin, hinter ihr rannten
Hochgeschürzt neun Mägde daher, der Küche Dragoner,
Hanne und Tinne und Annemarie, und Kathi und Lina,
Jule, die fette, und Mine dazu, und Doris und Phylis.
Weiter dann kamen vom Felde herein starkknochige Mägde,
Unbestrumpfte, und Knechte dazu, die Schwinger des Flegels.
Siehe, da kam auch Hans, der kundige Lenker der Rosse,
Mit ihm viele der Knechte, der pferdeverständigen Männer;
Aber zuletzt von Allen kam langsam dröhnenden Schrittes
Labrecht Kniller, der Wächter der Nacht, der liebliche Sänger.
Als sie nun Alle versammelt den Herrn umstanden voll Ehrfurcht,
Also begann er zu ihnen und sprach die geflügelten Worte:
„Hört mich, Männer und Frauen, und Ihr unschuldigen Kindlein!
Nicht zum Scherze rief ich Euch her, nein! wichtige Dinge
Warten auf Euch, denn ernst ist die Zeit und es naht das Verderben,
Grimmige Feinde verwüsten das Land, Fortschrittler geheißen,
Nehmen sie den Kühen die Milch durch Zauber, auch die Kartoffeln
Machen sie krank und schaden dem Korn durch Würmer und Mehlthau.
Geht es noch lange so fort, dann nagen wir bald an des Hungers
Gräßlichem Tuch, und es theilen das Land die tückischen Juden,
Denen wir dienen alsdann, wie einst sie selbst in Aegypten
Dienten, bevor sie dem Herrn, dem Pharao, listig entwischten. —
Dieses bedacht' ich vergangene Nacht, in Sorgen mich wälzend,
Wie in dem Tiegel die Wurst, die ein Mann sich bratet zum Frühstück.
Siehe! da kam mir, von Oben gesandt, ein guter Gedanke.
Heut' noch zur Hauptstadt reise ich hin mit Eurem Auftrag,
Daß ich den Regierenden kund thue das nahende Unheil
Und mich bespreche mit ihnen, wiefern die Rettung noch möglich.
Hier dies Schriftstück hab' ich verfaßt, wo Alles darin steht,

Was wir wünschen und was des Landes wirkliche Meinung.
Tretet nun vor und jeder von Euch mit bescheidenem Anstand
Schreibe den Namen darunter, mit dem die Menschen ihn nennen.
Jedem stell' ich es frei; er thu' es, oder er lass' es,
Läßt er es aber, dann scheer' er sich fort noch heutigen Tages,
Daß ich nicht etwa vom Hofe hinweg mit Hunden ihn hetze.
Wer nun des Schreibens von Euch nicht kundig, brav doch von Herzen,
Macht drei Kreuze, das gilt soviel als Namen und Siegel,
Und so ein Weib hier ist, das Kind trägt unter dem Herzen,
Zeichnet der Kreuze sechs, für sich drei, drei für das Kindlein,
Welches ja doch dereinst, ob Knab' es sey oder Mägdlein,
In der Gesinnung erwächst der konservativen Erzeuger.
Kurz, was gemacht kann werden, wohlan! wir werden es machen.« –
Also sprach er, da drängte sich gleich die Menge zum Schreiben
Und die Adresse bedeckte sich schnell mit Namen und Kreuzen.
Gerne sah es der Herr des Guts; als Alles vorüber,
Rief er mit fröhlicher Stimme die Schaffnerin, also gebietend:
»Heda! Schaffnerin, Du rotharmige Schlüsselumklirrte!
Hol' aus dem Keller heraus ein Fäßlein lieblichen Trankes
(Nektar nennen die Göttlichen ihn, die Olymposbewohner,
Aber die Sterblichen heißen ihn Schnaps, den Löser der Sorgen),
Schnell dann hole vom Boden herab die längste der Würste
Und mit dem schneidenden Erz zertheile sie; jeder erhalte,
Wie sich's gebührt, ein Stücklein davon und ein Gläschen des Trankes.«
Also sprach er, und jene sogleich erfüllte den Auftrag,
Theilte die Wurst und schenkte den Trank in funkelnde Becher.
Festtags war's auf dem Gute und Freude belebte die Herzen,
Jubel herrschte bis spät in die Nacht, des gelungenen Werkes
Freuten sich Alle bei Speise und Trank und lobten den Gutsherrn. –

Als die Adresse des folgenden Tages gelangte zur Hauptstadt,
Fröhlich sprachen zu sich die Schriftgelehrten des Kreuzes:
Siehe! ein Vögelein wieder da fliegt, ein lieblich gebratnes
Uns in das Maul – das preußische Volk wird immer vertretener!
Ja, wir treten es schön – risum teneatis amici!

Pflicht und Liebe.

(Fortsetzung.)

Am folgenden Morgen saß Gräfin Lenore schon früh in ihrem Empfangzimmer. Sie war an ihrem Schreibtische beschäftigt und in ihren Zügen drückte sich, obgleich sie bleicher als gewöhnlich erschien, eine Entschlossenheit aus, die nur verschönend auf ihr Antlitz wirkte. Ein rother Langshawl hing nachlässig um ihre weißen Schultern und hob noch den Glanz ihrer wundervollen Haare, die sie in einfacher doch kleidsamer Weise zu ordnen pflegte. Es stand ihr Alles wohl an, was sie that; sah man sie an ihrem Stickrahmen, so wünschte man sie immer bei dieser Beschäftigung zu sehen. Saß sie an ihrem Instrumente, so hätte man das schöne Bild festhalten mögen, abgesehen davon, daß ihr Gesang ergreifend zu Herzen sprach. Sitzend, gehend, tanzend, immer war sie schön, und man vermochte nichts Störendes in ihrem Wesen aufzufinden. Und jetzt an ihrem Schreibtische! Wen würde es nicht gerührt haben, wer ihren Kampf von verflossener Nacht gekannt und sie nun gesehen hätte, wie sie bleich, edel in ihrem Entschlusse dasaß, in ihrem Entschlusse, der Liebe zu entsagen, die kaum zum ersten Male die Zauberschwingen in ihrer jungen Seele regte. Sie griff nach einem Papierbogen und begann einen Brief an Stauden aufzusetzen. Sie wollte ihm schreiben, Alles, wie sie's empfunden hatte in der heutigen Mitternachtsstunde. Noch war es ihr, als umgebe ein Säuseln ihr Ohr, wie in tiefer, stiller Waldeinsamkeit, wenn ferne durch den Dom der Bäume die Glocken tönen. In dieser gehobenen Stimmung glaubte sie gewiß den Ton zu treffen, der ein edles Männerherz zu Sympathie für ihre reinen Entschlüsse, worin sie sich so fest glaubte, hinreißen müsse.

Sie hatte den Brief noch nicht ganz vollendet, als plötzlich ein leichter Tritt im Vorsaal und die Frage nach ihr, mit jener Stimme gesprochen, gegen deren Zauber sie noch nicht anzukämpfen gelernt

hatte, ihre Pulse heftiger schlagen ließen. Gleich darauf erschien das Kammermädchen und meldete den Herrn von Stauden an. — Er trat ein, grüßte mit dem ihm eigenthümlichen Anstande und sagte, als sein Auge auf den offenen Schreibtisch fiel: „Ich störe, gnädige Frau?"

Sie war verwirrt, stotterte: „Nein! nein!" fügte aber, sogleich sich fassend, mit Würde hinzu: „Doch ja, Sie stören mich im Schreiben, aber ich glaube, daß dieses Blatt genug enthält, daß, wenn Sie es zu lesen würdigen, Sie mich gewiß verstehen."

Stauden verbeugte sich schweigend, aber während er das Blatt ergriff, das sie ihm darreichte, sah sie, wie seine Hand zitterte. Er wandte sich ab und las, während sie nach Kälte rang; — ach! Das Zittern dieser Hand, in deren Bewegung sich die ganze feine Grazie und Liebenswürdigkeit des Besitzers ausdrückte, dieses Zittern hätte sie nicht beachten sollen! Aber wie oft wird ein so geringfügiger Umstand bedeutend in seinen Folgen!

Als Stauden gegen das Ende der noch unvollendeten Zeilen kam, sprach er die letzten Worte laut, wie in Selbstvergessenheit vor sich hin: „O, benutzen Sie den Einfluß, den Sie so wunderbar schnell auf mich erlangten, in einer dem angeborenen Seelenadel jedes Menschen würdigen Weise. Lassen Sie mich hoffen, Sie als Freund —"

„Ha, Freund!" rief der Baron, das Blatt auf den Tisch werfend und die Hand an die Stirne pressend. „Das Wort zieht krampfhaft meine Brust zusammen!" Dann ließ er die Arme sinken, streckte sie nach der Gräfin aus und sagte mit flehendem Ausdruck: „Du liebst mich, Lenore! Und nun willst Du mich verbannen? O, ich wußt' es ja, ich sah es kommen! Gib mir die Hand! Nur einen Kuß auf diese schöne Hand!"

„Nein! nein!" rief die Gräfin ängstlich. „Ich bitte ruhig, lassen Sie mich! O hören Sie mich an!"

„Verbannen willst Du mich?" fuhr Stauden immer aufgeregter fort. „O, so wisse erst, daß ich Dich liebe, leidenschaftlich liebe! Sieh mich zu Deinen Füßen! Kein Weib sah mich jemals knieen!"

„Steh' auf," rief die Gräfin, ihn empor ziehend und fast erliegend unter dem Sturm ihrer Empfindungen, von welchen sie früher nie eine Ahnung gehabt hatte. Sie war es jetzt, die vor ihm nieder sank und ihre Augen flehend zu ihm erhob. Sie faltete die Hände, neigte das Haupt ein wenig und sagte mit herzzerreißender Stimme: „Bewahren Sie die Ruhe um meiner Ruhe willen! O höre," fuhr sie mit gesteigertem Ausdruck fort, als seine Blicke sie verzehren zu wollen schienen, „höre und sieh', wie ich Dich liebe, aber fliehe mich von diesem Augenblicke an, wenn Du nicht willst, daß ich für immer elend werde. Ach!" rief sie, als sich Stauden von ihr entfernte und sein Baret ergriff. „Ich will Sie ja nicht verstoßen, nicht von mir verbannen, nur sollen Sie mich fliehen, bis wir beide ruhig geworden sind!"

„Gut," sagte er mit eigenthümlicher Kürze des Tones. „Doch nicht für immer!" fuhr er mit einnehmendem Lächeln fort, indem er sich wieder näherte. „Wann, wann darf ich Sie wiedersehen?"

„Nicht früher denn, als in acht Tagen," sagte die Gräfin erleichtert. „Bis dahin werden wir ruhig seyn und können als Freunde uns fest die Hand reichen."

„Adieu!" sagte Stauden rasch und schritt nach der Thüre. Dann blickte er noch einmal zurück, schüttelte den Kopf und rief: „Ich kann mich nicht ändern! Nimm mir Alles, mein theueres Weib, nur lasse mich Dich immer lieben!"

Mit diesen Worten verließ er das Zimmer und Lenore sank todtenbleich in einen Sessel. Sein Ton kam ihr leichtfertig vor, eine unbekannte tobende Angst bemächtigte sich ihres Herzens. „O Gott!" rief sie aus, „kann er ein würdiger Gegenstand seyn, er, der so spielend diese furchtbar ernste Sache behandelt!? Aber es ist zu spät — — er hat mein Geständniß, — — zitterte — vielleicht, vielleicht," schloß sie, freier aufathmend, „kann ich ihn von seinem Leichtsinn erretten."

In den folgenden Tagen vermied die Gräfin jeden Ausgang. Sie gab keine Gesellschaft und besuchte keine, um ihr Gemüth zu sammeln und ihre Entschlüsse zu befestigen. Aber ihre Kämpfe waren härter und anhaltender, als sie anfangs geglaubt hatte. Der Schlummer floh ihr Lager und ihre Liebe und Sehnsucht nahmen zu, je länger sie dagegen anstrebte. Was sie momentan gegen den Baron erkältet hatte, die Ahnung seines Unwerthes, verschwand in der längeren Trennung ihrem Gedächtnisse, oder vielmehr die Fantasie malte nur ihr mit den glühendsten Farben seine Liebenswürdigkeit. Dazu kam, daß ihr eigener Gemahl mehrmals in ihrer Gegenwart sein Lob redete, daß er seinen Muth und seine männliche Haltung rühmte und besonders den feinen Takt und die Eleganz seines Benehmens hervorhob. Das Urtheil des Grafen war für Lenore stets maßgebend gewesen, und als er ihr gar eines Tages erzählte, der Baron habe mit eigener Lebensgefahr ein Kind dem Wassertode entrissen, und verschiedenen nothleidenden Fa=

milien vom Elende geholfen mit einer Freigebigkeit, die seine Mittel überstieg, — da vermochte sie nicht mehr ihre Gefühle zu bewältigen — sie weinte eine Nacht durch und suchte am nächsten Morgen in freier Luft Zerstreuung und Beruhigung ihrer aufgeregten Nerven. Sie wählte einen stillen, wenig besuchten Weg, der zwischen Gärten hinführte. Die heitere Ruhe des Morgens that ihrem Gemüth wohl; sie lehnte sich an ein Geländer, von wo aus sie einen freien Blick nach den fernen Bergen ihrer früheren Heimath hatte. Sie dachte mit Wehmuth an vergangene Tage und doch erschienen sie ihr so leer, so unbefriedigend und sie begriff nicht, daß sie sich jemals glücklich gefühlt haben konnte. Ja, sie empfand tief, daß die Liebe ihr gefehlt und es schien ihr, daß sie künftig leichter den Schmerz der entsagenden Liebe tragen könne, als die „friedliche Lage" ihrer vergangenen Tage. Jetzt erst ging ihrem Geiste ein Licht auf über die unermeßliche Wichtigkeit des Schrittes, der die Jugend zur Grenze des ernsteren Lebens führt, der die Selbstständigkeit der Jungfrau aufhebt und sie zum Eigenthume des Mannes macht, dem sie am Altare ihre Hand reicht. Es wurde heiß in ihrem Kopfe. Sie klagte die Einsamkeit ihrer Jugend an, die ihr keine Wahl des Umgangs geboten, und die fast kindliche Verehrung und Bewunderung, welche sie für ihren Gemahl empfand, ihr als Liebe hatte erscheinen lassen. Ihr Herz erhob sogar seine klagende Stimme gegen die Eltern, die jetzt den ewigen Schlaf schliefen und vielleicht nicht genügend die wichtige Frage des Ehebündnisses ihrer jungen Tochter von allen Seiten beleuchtet hatten. Zum ersten Male in ihrem Leben mischte sich eine Art Bitterkeit in die schmerzlichen Gefühle, die solche Betrachtungen in ihrer Seele erweckten. Sie wischte die immer häufiger kommenden Thränen aus den Augen, als sie den Hufschlag eines Pferdes in der Nähe hörte. Sie sah nicht auf und drückte sich noch fester an das Geländer an; aber das Pferd stand neben ihr stille und der Reiter bot ihr den Morgengruß. Sie stieß einen leichten Schrei aus, erhob ihre Augen, aus denen die leuchtende Freude der Ueberraschung durch Thränen blickte, und im Glanze der Morgensonne erkannte sie die blinkende Uniform des Mannes, um den sie noch eben so schmerzlich geseufzt.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Gastronomische Studie! Wir übersetzen nachstehend wörtlich eine gastronomische Studie, die wir in dem sehr gravitätischen Blatte des Herrn Vicomte Laguerronnière finden. „Man kennt in Frankreich zu wenig die Meisterwerke der deutschen Gastronomie und insbesondere die Prinzipien der Anfertigung der „saucissenkartoffelbreisauer Krautkranzwurst". Es wäre schwer, die gastronomische Idee wiederzugeben, die bei Erfindung dieses formidablen Ausbaus des deutschen Kochkunsttempels vorherrschte. Dieses Gericht wird von einem Kranze von Blut- und Leberwürsten überragt. Ein Gesims von mit eingesalzenen Runkelrüben umschlungenem Sauerkraut bildet einen Ring, der wiederum auf einem schneckenförmigen Aufsatz von gebratnen und geräucherten Würsten ruht. Verzierungen in schwerfälliger Nachahmung der Goldschmiedekunst umgeben diesen Aufsatz und bestehen aus sieben Arten von Blutwürsten, für deren Namen wir auf das berühmte „Kochbuch", das Werk eines Heidelberger Professors der Chemie, verweisen. Ein mit Kartoffelklößen eingefaßter Erbsenbrei dehnt sich am Fuße dieses Gerichtes aus, das sich majestätisch auf einer Pastetenkruste erhebt. Es wird von oben bis unten mit Kartoffelbranntwein begossen und mit einer dicken Lage von Johannisbeerensyrup überzogen. Hierauf steckt man es an und trägt es flammend auf den Tisch."

Ein Buch für Alle. Der im Volke so allgemein und mit Recht beliebte Steffens'sche Volkskalender für 1863 ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig. Zahlreiche deutsche Schriftsteller, Maler und Kupferstecher haben Beiträge dazu geliefert und dem nützlichen Kalender einen Werth verliehen, der nur dazu beitragen kann, ihn in der Gunst des Publikums zu erhalten. Ohne die einzelnen Beiträge herzuzählen, welche in bunter Mannigfaltigkeit vorhanden sind, wollen wir nur erwähnen, daß außer zahlreichen sauberen Holzschnittbildern zum Text auch 8 Stahlstiche mit poetischen Erläuterungen von Hermann Marggraff beigegeben sind, die durch ihre meisterhafte Ausführung allgemeine Anerkennung finden werden. Sechs vortreffliche Erzählungen bieten reichen Unterhaltungsstoff dar. Ein vollständiges Kalendarium, ein Verzeichniß sämmtlicher Messen und Jahrmärkte, eine genaue Genealogie, natur- und kulturhistorische Skizzen und Rezepte für die Hauswirthschaft zeichnen diesen Kalender vor seinen Kollegen vortheilhaft aus.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter für Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 143. Sonntag, 30. November 1862.

Pflicht und Liebe.

(Fortsetzung.)

Mit Entzücken ruhten seine Augen auf der schönen, zitternden Gestalt, deren blühende Farbe, durch die Bewegung im Freien noch gehoben, als rührender Kontrast gegen die Thränen erschien, von denen noch Spuren auf der zarten Wange und in den langen Augenwimpern sichtbar waren. „Wie unglücklich war ich seither," begann Stauden nach einem langen Blick in das Auge der Gräfin, „wie unglücklich, daß ich Sie sogar nicht sehen durfte. O, Sie wissen nicht, was dem Tage fehlt, an dem ich nicht Erquickung aus dieser Augen Tiefe trinke!"

„Um Gotteswillen," sagte die Gräfin, weiter gehend, „begleiten Sie mich nicht länger. Sie kommen morgen wie verabredet. Sehen Sie diese Leute —"

„Pah!" versetzte der Baron, nach einem Blick auf vorübergehende Taglöhner, „pah! Bauern!"

„Nun," sagte die Gräfin naiv, „diese Leute haben auch reden gelernt und ich möchte das Gerede der Stadt vermeiden."

„Da haben Sie Recht," sprach Stauden rasch, „die Menschen drängen sich gerne zwischen Liebende, wir müssen vorsichtig seyn. O, laß uns diese Liebe heilig halten! Die Welt kann uns ja nicht verstehen, sie würde uns nur verkennen. Schreibe mir bis morgen; auch ich bringe Dir Briefe mit. O, streue immer die Blüthen Deiner so reinen Liebe über mein krankes Herz, damit es nie vergesse, welch einen Engel ich in Dir gefunden!"

„O Gott!" sagte die Gräfin, ihr Antlitz senkend, „ist es dahin gekommen, daß wir nun so frei von Liebe reden!"

Der Weg bog hier nach der Stadt ein; von Stauden warf sein Pferd herum, grüßte militärisch und sprengte in kurzem Galopp denselben Weg zurück, den er soeben gekommen war.

Die nun folgende Stimmung der Gräfin, die gerade durch jene schönsten und heiligsten Gefühle, welche von der Natur zur Veredlung des Herzens geschaffen sind, nur irre geleitet wurde und bereits anfing, das Erwachen ihres Herzens für ein berechtigtes zu halten, diese nun folgende Stimmung drückt sich vielleicht am beredtesten in den kleinen Gedichten aus, die sie für ihren Geliebten niederschrieb.

Liebe.

So bist du endlich
Mir leuchtend aufgegangen!
Färbst mir noch einmal höher
Die schon gebleichten Wangen.

Wirst du wie Frühlingsodem
Mein Herz zur Freude heben,
Um dann wie Frühlingsodem
Mir wieder zu entschweben?

Sommernacht.

Wie mich dein Flügelschlag
So weich umweht!
Als hauche die Natur
Ein Schlafgebet.

O! hauch' und wehe ihm
Nur Schlummer zu!
Es fliehe mich allein
Die süße Ruh!

Begegnung.

Wie war mir? Warum drohk' ich hinzusinken,
Als er mit flücht'gem Gruße mir genaht?
Ersehnt ich doch seit manchem langen Tage,
Daß er begegnen möchte meinem Pfad.

Nun hab' ich nichts, als heiße, heft'ge Thränen,
Um auszutoben meine Qual und Lust —
O niemals ahnt' ich, daß mit solchen Stürmen
Die Liebe je erfüllte meine Brust!

Ein Bild.

Leise dringen Sonnenstrahlen
In mein Kämmerlein,
Malen wunderbarer Weise
Mir ein Bild herein.

Und ich schau' sein lichtes Antlitz
Mit dem Siegeraug',
Seh' der Stirne Trotz gemildert
Von der Liebe Hauch.

Seh' ihn lächelnd vor mir knieen,
Ihn, den stolzen Mann!
Ob ich dieses Bild im Leben
Je vergessen kann? —

Für Dich.

Du sahst mein stilles Weinen,
Sahst meiner Seele Schmerz.
Ich konnt' dir's nicht verbergen,
Was mir bewegt das Herz.

Was mir erfüllt die Seele,
Das weint sich aus so stumm —
Bewahre es im Herzen
Als stilles Heiligthum.

Ein Brief des Barons, den er am nächsten Morgen der Gräfin selbst überbrachte, rief noch klarer jenen irrthümlichen Gedanken in ihrer Seele hervor, sie könne mit ihrer reinen Liebe veredelnd auf Stauden einwirken. Sie beschönigte damit ihr eignes Unrecht und lullte ihr Gewissen auf einige Zeit in Schlaf, indem sie sich vorsagte, die selbstlose Liebe müsse das eigene Seelenheil dem des Geliebten unterordnen. Ach, sie bedachte nicht, daß sie gerade damit auch seine Schuld vergrößerte, indem sie seiner sündlichen Leidenschaft Nahrung gab, bedachte nicht, wie sie ihren eigenen verehrten Gatten herabsetzte und um sein Glück betrog. Sie entfremdete sich dem letzteren in kurzer Zeit so, daß sie kaum mehr eine Berührung seiner Hand duldete — doch das müssen wir zur Ehre ihrer ursprünglichen Wahrhaftigkeit und Sittlichkeit gelten lassen, daß sie gerade im Bewußtseyn einer andern Neigung sich von der seinigen abschloß.

Zum Glück oder vielleicht auch zum Unglück war der Graf in dieser Zeit zu sehr durch seine neue Stellung bei Hofe und vielfache Zerstreuungen in Anspruch genommen, als daß er über das veränderte Wesen seiner Gattin lange nachgegrübelt oder es sich klar zu machen gesucht hätte. Doch wir kommen auf den Brief des Barons zurück, den wir theilweise anführen.

„Wie soll ich beginnen? wo soll ich anfangen, um die Wonne zu schildern, die mich bei dem Gedanken erfüllt: Du bist geliebt! geliebt von ihr, die meines Lebens ganzes Glück umschließt! Ja, ich las es in Deinen Augen, daß Du mich liebst und Du fühlest es in meiner Nähe, wie theuer Du mir bist: und doch, Lenore! sprichst Du von Trennung! O, dann liebst Du mich nicht, wenn Du glaubst, daß ich Dich lassen könnte! — Soll ich Dir aus meiner Vergangenheit erzählen? Soll ich Dir meine unbändigen Verirrungen bekennen, soll Dir bekennen, daß ich mich in das Treiben der Welt mit all' ihren Fehlern und Lastern hineingestürzt habe, — Dir aber dabei sagen, wie unbefriedigt mein Herz war? Sehnsüchtig blickte ich besseren, schöneren Tagen entgegen. „O gebt mir nur Ein Bild," bat ich oft, „das meine Seele gänzlich erfüllt, das mir den dämmerigen Tag des Lebens mit neuem Glanz erfüllt!" — Da sah ich Dich! Nun hab' ich gefunden, was ich so sehnlich gewünscht — das Weib, dem ich vertrauensvoll mich nahen kann, ich, der im Leben so oft und so bitter getäuschte Mann! Ja, Du bist das Weib, in dessen reichem Besitze ich Alles gefunden, was ich vermißte, das so groß in seiner Liebe und so edel in seinem Verzeihen ist, — das Weib, dessen Nähe mich erhebt, veredelt und an allen Klippen ruhig vorüber ziehen lässet. — O, entziehe mir Deine Liebe nicht, stoße mich nicht wieder hinaus in die öde Wildniß des Lebens, wo ich wieder verarmen, vereinsamen würde! — Warum muß ich die Augenblicke erbetteln, um in Deiner Nähe seyn zu dürfen? Siehe, ich will Dir die Thränen vom Auge küssen, die Du um mich geweint, will Dich halten mit meinem starken Arm, Dich an mein Herz drücken und in den süßesten Küssen Dir mein glühend heißes Leben einhauchen. Ist es nicht ein großer Gedanke, daß wir unser Verhältniß so außer dem Bereiche kleinlicher, beengender Menschengesetze aufbauen können, daß wir es abgrenzen gegen den Schmutz der Alltäglichkeit und Nichts uns eine Nothwendigkeit wird, die nur die Schwingen unserer Phantasie lähmen würde? — O gebiete über mich! Wenn ich Dir zum Glücke helfen kann, ich bin dann selber glücklich, denn es ist nicht zu viel gesagt, daß jedes noch so kleine Leid sich von Dir abwenden möge, um auf mich überzugehen. Sage mir, daß Du nicht mehr traurig bist, daß auch Dir unsere Liebe Dein Trost, Deine Sehnsucht,

Deine Wonne ist — und ich will Dich lieben, wie noch kein Weib auf Erden! — Ich fühle, es sind dies Zeilen ohne Zusammenhang, aber Dein Bild steht vor mir — und ich kann Sinn und Blick nicht von ihm abwenden!"

(Fortsetzung folgt.)

Wenn Männer kochen.

(Schluß.)

Als das Gericht auf dem Tische stand, roch es recht appetitlich und sah auch so aus. Dabei kamen die vielen Lorbeerblätter sehr zu statten, denn die lagen oben auf, so daß die Grütze nicht zu sehen war. Damit er nun nicht hinter mein Geheimniß kommen sollte, legte ich selbst vor, und that so, als wenn ich recht besorgt wäre, daß er auch das richtige Stück bekomme. „An einem fetten Karpfen," sagte ich, „ist der Schwanz das beste Stück und den sollen Sie haben," sagte ich und legte ihm richtig die beiden Schwänze auf. Er sah mich an, als wenn ihm das ganz was Neues wäre, und mir selbst war es ganz etwas Neues. Der Franzose kriegte zur Strafe den Kopf.

Ehe ich nun selbst anfing zu essen, schielte ich auf die beiden, wie sie sich wohl hatten. Der Franzose aß auf seinen Kopf los, aber der Lieutenant schnitt schmurrige Gesichter und hob die Zähne verteufelt hoch. Ja, dachte ich, kaue du nur, das sind die Gräten und für die kann ich nicht, ich habe die Rothfedern nicht gemacht. Nun fange ich denn auch an zu essen. Gottes Donner, gallenbitter, Brühe wie Fische. Still, nur nichts sagen. Ich esse also dreist darauf los, und um mich nicht zu verrathen, fange ich an zu nöthigen: „Herr Lieutenant, vielleicht ein paar Zwiebeln oder ein paar Lorbeerblätter?" und legte ihm denn auch einen Haufen Zwiebeln auf den Teller und so viele Lorbeerblätter, daß er seinen ganzen Kriegsruhm damit bekränzen konnte. „Ich danke, ich danke," stammelte er, „ich bin gar kein Freund von Lorbeerblättern, sie schmecken gar zu bitter — pikant, wollte ich sagen." Nun schoß mir das Blut, nun ging mir ein Licht auf; von den sakermentschen Lorbeerblättern kam die ganze Strengigkeit im Geschmack und daran war weiter keiner Schuld, als der dämliche Erzbischof mit seinem dämlichen Rath und die Gutmüthigkeit von dem Kaufmann, der mir so viele Lorbeerblätter zugegeben hatte. Ich war daran nicht schuld und der Franzose auch nicht. Ich hatte ihm mit der Galle unrecht gethan und füllte ihm also noch ein paar Löffel von meiner Grütze auf und sagte: „Franzose, nachher muß ich Dir Abbitte thun." Er aß auch immer tapfer darauf los, aber die Hauptperson, der Lieutenant, fischte mit Fingern und Zunge und Zähnen im Munde nach Gräten herum, so daß ich dachte, er wäre beim Nachharken gut zu brauchen.

Mit einem Male kam mir Rath: der Teufel muß mit dem Teufel vertrieben werden. Wenn du nun so mit deinem bayerischen Bitterbier vorrückest, möglich, daß dann im Vergleiche mit dem Bitterbier dein Fisch süß wie ein Nußkern schmeckte. „Na," sagte ich, „nun wollen wir doch zu unsern Karpfen ein schönes Glas Bayerisches trinken," und gehe hin und schenke jedem ein. „Merkwürdig," sagt der Lieutenant, „mein Bier sieht viel heller aus, als das Ihrige." — „Ja," sagte ich, „wahrhaftig. Das ist doch merkwürdig, es ist Alles von einem Kaufmann." Der Lieutenant setzt sein Seidel an, setzt es aber gleich wieder nieder. „Da ist auch der Hopfen daran gespart," sagte er. Soll denn heute Alles verkehrt gehen? denke ich. Dein Bier schmeckt doch höllisch bitter, und ich nehme dem Lieutenant sein Glas. „Erlauben Sie einmal!" Lieber Gott, es war Süßbier. Das war ja das Fischbier und der Franzose hatte eine Flasche bayerisches Bier an die Fische gegossen. Nun war ja Alles klar! Die Rothfedern, die Zwiebeln, die Lorbeerblätter, nichts war daran schuld, blos der Franzose und das bayerische Bier. Der Franzose hatte zum Glück aus seinem Glase noch nicht getrunken, das schob ich dem Lieutenant hin und setzte dem Franzosen das Süßbier vor. Da trink du nun. Ich nöthigte noch immer zu meinem Fisch, aber Keiner wollte und als endlich zu meiner Freude die Kasematte aufgeschlossen wurde, ging der Lieutenant und bedankte sich höflich für das schöne Mittagessen.

Nun war ich mit dem Franzosen allein und ging stumm in meiner Blamage herum. „Na," sagte er endlich und trinkt sein Glas mit Süßbier aus, „schönes Zeug von Bier hast Du uns aber gekauft." — „Für Dich gut genug!" sagte ich. — „Was meintest Du heute Mittag damit, daß Du mir Abbitte thun wolltest?" — „Dir Abbitte? Auch das noch?" sagte ich. „Erst kaufst Du mir Rothfedern statt Karpfen auf den Hals? Nachher schneidest Du sie mir in lauter kleine Flinsel? Und zuletzt gießest Du mir bayerisch Bier an's Gericht? Du kannst Dich als Koch abmalen lassen." „Das könnte ich thun," sagte er, „denn ich übernähme immer Sachen, denen ich nicht gewachsen wäre." Und so kam zu der Bitterkeit von den Lorbeerblättern und von dem bayerischen Bier noch ein

bitterer Streit und als es gegen Abend kam, wurde er unbescheiden und verlangte Abendbrod. „Ich dächte," sagte ich, „Du hättest heute Mittag gut genug gegessen und könntest heute Abend wohl einmal überschlagen, und ich hätte mich heute genug am Feuerherde geplagt und Du könntest mir die Ruhe nun wohl gönnen." Aber nein! Da lagen noch drei Eier hier im Schrank und es stand da auch noch ein Teller mit Weizenmehl, und er verlangte, ich solle ihm einen Eierkuchen backen. Ich hätte keine Pfanne, sagte ich. Das ginge auch in der Beefsteakmaschine, sagte er. Es wäre kein Spiritus da, sagte ich. Das ginge auch mit Kohlen, sagte er. Wir hätten keine Milch, sagte ich. Das ginge auch ohne Milch, sagte er. „Dann back' Dir selbst welche," sagte ich, „wenn Du Alles so schön weißt." Und er that es und rührte sich die Eier und das Mehl zusammen, legte Kohlen unter die theure neue Maschine und rührte nun immer darin herum, damit ihm sein Kuchen nicht anbrenne, und ich ging dabei vorbei und sagte nichts, sah aber, daß es lauter kleine Krümel wurden und war noch so niederträchtig und freute mich darüber, daß er mit seiner ganzen Kochkunst in den Nesseln lag.

Nun waren seine alten braunen Krümel nach seiner Meinung gut und er kratzte sie sich zusammen und drückte mit dem Löffel ein bischen fest auf den Boden. Klack! sagte der Boden und die ganze theure Maschine lag in den Kohlen. „Ei, sieh doch!" sagte ich. — „Ja," sagte er. — „Das kommt davon her!" sagte ich. — „Ja," sagte er und sieht bald die auseinandergeschmolzene Maschine und bald seine Krümel an. „Mit der Sache sind wir nun fertig," sagte ich, „denn so kann es nicht länger bleiben," und damit gehe ich hin und hole unsere drei ganzen Töpfe zusammen und stelle die halbe Beefsteakmaschine daneben und sage: „So, nun sieh Dir einmal unsere Bescheerung an. Als wir uns vor zwei Monaten in die Kocherei begaben, konnten wir Jedermann mit sieben neuen Töpfen, das Stück zu einem guten Groschen, unter die Augen treten. Wie viel stehen nun da? drei! Die andern hast Du alle geliefert und nun auch die Beefsteakmaschine und vorher meine Kaffeemaschine und drei Stück Teller fehlen, so daß ich heute Mittag meinen Fisch aus einem tiefen Teller essen mußte." — Grütze, sagte er höhnisch, müßte auch von einem tiefen Teller gegessen werden, und was vom Kücheninventar im Dienste zu Grund ginge, müßten wir Beide tragen. „So willst Du?" sagte ich, „na, denn nur zu!" und gehe hin und hole meine Hose, die ich mir heute Mittag verbrannt hatte, und lege sie neben die Beefsteakmaschine hin. „Dann geht die auch aus der allgemeinen Kasse," sagte ich. Eine Hose, sagte er, gehöre nicht zum Kücheninventar, und damit fing er an, seine Krümel zu kauen. Die Art und Weise konnte mir denn doch nicht gefallen. „Hier," sagte ich, „ist unsere Kasse, hier ist meine tägliche Berechnung, und nun komm mit. Hier liegt ein Scheffel Kartoffeln, den können wir theilen und das Suppenkraut auch; um die drei Töpfe und Beefsteakmaschine können wir loosen, von dem halben Kalbe, das ich gestern gekauft habe, will ich Dir Deinen Part baar herausbezahlen und die Teller theilen wir uns auch. Ich denke, nun sind wir auseinander." Da kriegt er meine unschuldige Hose zu fassen und hebt sie in die Höhe und fragt: „Soll um die auch geloost werden? Du hast sie ja ausdrücklich zum Kücheninventar gerechnet."

Das waren nun Spitzen, über die ich mich wohl ärgerte, die mich aber in meinem Entschlusse fest machten, mich nie wieder auf so unvortheilhafte gemeinschaftliche Wirthschaft einzulassen. Von jetzt an kochte ich für mich allein, denn ich hatte die drei Töpfe gewonnen, und er ließ sich für theures Geld aus der Lieutenantsküche speisen. Aber es war auch darnach; gegen mich kam er nicht an, denn ich kochte ihm zum Aerger von nun an die schönsten und leckersten Gerichte und wenn er hinter seinem Teller mit den alten großen grauen Erbsen in saurer polnischer Brühe saß, dann hatte ich ein schönes Kalbfleisch-Fricassee, oder ich hatte mir auch ein Stück Hammelfleisch mit Kümmel geschmort, und wenn er mit seinen Flintenkugeln im Leibe in der Kasematte herumlief, dann saß ich in aller Behaglichkeit da und freute mich, daß mir keine Flintenkugeln im Leibe klapperten.

Zweisylbige Charade.

Mein erstes Sylbenpaar,
Besiegelt am Altar,
An Sorge, Noth und Kindern reich,
Bleibt vor- und rückwärts stets sich gleich.
Vor Tag sank auf die Bahr
Mein zweites Sylbenpaar.
Gemessen streng war seine Lebenszeit;
Gestorben lebt's in der Vergangenheit.
Mein Ganzes schwand auf gleicher Bahn,
Unwiederkömmlich ging's voran. —

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 144. Dienstag, 2. Dezember 1862.

Pflicht und Liebe.

(Fortsetzung.)

Das Verhältniß der Liebenden dauerte eine Zeitlang in derselben Weise fort. Sie tauschten häufige Briefe und Poesieen gegeneinander aus, sahen sich auf Spaziergängen und in Gesellschaften, wo der Baron für Niemanden da zu seyn schien, als für die Gräfin. Den Salon der Steinerz besuchte er fast nicht mehr. Er war nicht der Mann, welcher es duldete, daß man ihm Zwang auferlegte. Diese Gräfin aber, der er früher seine Huldigungen dargebracht, maßte sich ihm wie Jedem gegenüber, dem sie näher zu stehen glaubte, ein Einmischen in sein Thun und seine Neigungen an, das ihm lästig war und seinen Stolz empörte. Dazu trieb sie die Eifersucht so weit, daß sie den guten Ruf der Gräfin Rothenheim zu untergraben suchte, indem sie Thatsachen vergrößerte und entstellt verbreitete und es sogar wagte, in Stauden's Gegenwart verächtlich von ihr zu reden. Es war nicht zu leugnen, daß er Lenore wirklich innig liebte, wie es seiner leichtsinnigen und früh erschöpften Natur möglich war. Es war vielleicht die einzige reine Verbindung, in der er bis jetzt gestanden, und der geistige Verkehr mit dieser liebenswürdigen, durch und durch ästhetisch gebildeten Frau gab seinem Geist und Herzen auf einige Zeit die Frische wieder, die ihm bei so vielen unwürdigen Liebeshändeln verloren gegangen war. Indessen litt die Gesundheit Lenorens unter dem Druck der Verhältnisse und ihr Nervensystem wurde erschüttert.

Eines Morgens saß sie in ihrem Zimmer am Stickrahmen und die Kinder waren um sie her mit Spielen beschäftigt. Mit zerstreuten Blicken sah sie dem Treiben der Kleinen zu, und versuchte dann wieder einige Stiche mit der Nadel. Endlich stand sie ungeduldig auf, seufzte tief und sprach fast laut vor sich hin: „O Gott! wo sind meine früheren Freuden? Was soll ich nun anfangen? Die Arbeit behagt mir nicht, denn sie ist ja nicht für ihn! Da liegen Bücher — ich kann nicht mehr lesen, seit ich so unglücklich liebe; — dort steht das Piano — o süße Musik, der bin ich doch noch treu geblieben, denn durch die Liebe erst erkenne ich deine Tiefe ganz."

Sie öffnete das Instrument, sie griff einen Akkord und sogleich strömten ihre Thränen. Lange präludirte sie, doch endlich sang sie mit leiser Stimme ein kleines Lied:

„Wenn zu herb die Schmerzen sind,
Lindern Töne, leis und lind,
Was nicht mehr zu tragen;
Thränen rinnen unbewußt,
Und in der zerriss'nen Brust
Fängt es an zu tagen — "

Das älteste Mädchen kam an's Klavier und fragte: „Mama, kommt heute der hübsche Soldat wieder? Wie heißt er doch?"

„Gelt Mama," sagte die Kleinere, ebenfalls herbeispringend, „den Namen dürfen wir nicht nennen?"

„Bei mir ja, doch nie in Gegenwart von Anderen," versetzte die Gräfin kurz und unzufrieden über die Störung.

„Warum nicht?" fragte die Aelteste.

„Das ewige Warum!" rief die Gräfin. „Geht fort, Ihr seyd mir unerträglich!"

Die Kleine fragte noch einmal naseweis: „Dürfen wir auch bei Papa nicht von Herrn v. Stauden sprechen?"

„Bei Niemand! Still jetzt! Fort in Euere Stube!" rief Lenore und die Kinder sprangen in ungetrübter Heiterkeit der Thüre zu.

„O Gott!" sagte die Gräfin zu sich selbst, als sie allein war, „wie lästig, lästig wird mir jetzt Alles! Die armen Kinder selbst! Ich kenne mich nicht mehr!"

Das Kammermädchen erschien jetzt und fragte in demüthigem Tone: „Gnädige Frau, die Köchin läßt fragen, was Sie zu Nacht befehlen?“

„Nichts!“ sagte die Gräfin. „Mir einerlei! Nur fort und störe mich nicht mehr!“

Doch das Mädchen ließ sich so kurz nicht abfertigen. „Soll der Thee im Saal servirt werden, oder bei Ihnen, gnädige Frau?“

„Nun meinetwegen,“ versetzte die Gräfin, „im Saal — bei mir — doch frage den Herrn Grafen!“

Die Jungfer erwiederte hierauf mit einem schlauen Lächeln: „Der gnädige Herr sprach davon, daß er den Herrn Baron von Standen zu Nacht mitbringen werde.“

„So?“ rief die Gräfin verklärt. „Sagte es mein Gemahl? Nun warte, Therese! Wenn denn ein Gast kommt, wollen wir überlegen. Wie lang' ist's noch bis Abend? Meine Uhr steht stille. So oft vergesse ich sie nun aufzuzieh'n, sorge Du doch künftig dafür. Doch schnell vorerst besorge meinen Anzug: Weiß mit Himmelblau! — Es sind ja seine Lieblingsfarben,“ fügte sie für sich hinzu.

„Es sind gerade,“ sagte die Zofe im Abgehen, „noch zehn Minuten bis sieben, gnädige Frau!“

Die Gräfin rief ihre kleinen Töchter aus dem Kinderzimmer zurück. „Kommt! nun spiele ich eine halbe Stunde mit Euch!“ sagte sie liebkosend, indem ihr vorheriges ungeduldiges Verfahren ihr einige Thränen über ihre Wangen führte. Sie erschien jetzt als die liebenswürdigste Mutter, zärtlich und kindlich heiter. Und wer sie in diesem Augenblicke gesehen und doch gewußt hätte, welcher Wurm im Geheimen diese Blüthe zernagte, der würde sich des bedauerlichen Ausrufs nicht habe erwehren können: „Wie schade um sie!“

Als Lenore ihren Anzug gewechselt hatte und mit strahlenden Augen und gerötheten Wangen in den Salon trat, wurde sie durch die unerwartete Ankunft ihres einzigen Bruders Otto überrascht. Er kam ihr etwas ernst entgegen und als sie ihre Arme um seinen Hals schlang, fühlte sie, daß er nicht mit der gewohnten Wärme ihren Kuß erwiederte. Aber ihre Blicke begegneten in diesem Augenblicke denen des Barons, und die stille Sehnsucht, welche in seinem sprechenden Auge lag, verwirrte sie plötzlich und ließ sie die Frage vergessen, die sie schon an ihren Bruder richten wollte. Letzterer hatte den Blick geseh'n und wurde noch ernster als vorher. Er blieb den größten Theil des Abends ziemlich schweigsam und betrachtete unablässig seine Schwester, welche, heiterer und liebenswürdiger als je, die übrige kleine Gesellschaft belebte. Standen fühlte sich unbehaglich in der Nähe des Bruders seiner Geliebten, aber er war ein zu vollendeter Weltmann, als daß sich dieses Mißbehagen in seinem Aeußern verrathen hätte. Otto mochte vielleicht eben so verschieden von dem Baron seyn, wie es der Graf war. Er hatte, obgleich nicht viel älter als Ersterer, ein ziemlich ernstes und gesetztes Aeußere, lebte nach strengen, moralischen Grundsätzen und besaß weit weniger die leichte, gesellige Art im Umgange, die Jenen in so hohem Grade auszeichnete. Es war nicht allein der liebenswürdige Fluß seiner Rede, nicht allein, daß er der Eitelkeit eines Jeden dadurch schmeichelte, daß er sie nie verletzte und gegen fremde Meinungen, so verschieden sie auch von den seinigen erscheinen mochten, Toleranz und Interesse zeigte, — es war auch ein unsäglich gutmüthiger Zug seines Wesens, wodurch er die verschiedenartigsten Menschen zu fesseln verstand und der unverkennbar hervortrat, trotz seines Leichtsinnes und der Gewissenlosigkeit, mit der er solche Frauen behandelte, die sich unbedächtig seiner Liebe überließen. Auch Graf Rothenheim gehörte zu den Männern, die seinen Vorzügen vielleicht mehr Gerechtigkeit widerfahren ließen, als er um seiner Mängel willen verdiente. Ersterer unterhielt sich an dem heutigen Tage besonders viel mit ihm, da das finstere Wesen Otto's ihm unhöflich gegen seinen Gast erschien. Zuletzt zog sich Otto in sein Zimmer zurück und suchte erst am folgenden Tage in später Morgenstunde seine Schwester in ihrem Zimmer auf. Sie hatte gestern eine bange Ahnung von dem Grunde seiner Verstimmung gehabt und kam ihm jetzt mit erzwungener Heiterkeit bei seinem Eintritt entgegen.

„Wollen wir Eins singen, lieber Bruder?“ fragte sie, indem sie ihn freundlich mit ihren schönen Armen umschlang. Otto aber drückte sie sanft von sich und sagte mit kummervollem Tone: „Ach jetzt nicht singen — ein ander Mal!“

„Was hast Du denn nur?“ fragte Lenore, obgleich ihr vor der Antwort bangte. „Du schienst schon gestern so verstimmt, was ich bei unserem ersten Wiedersehen nach längerer Trennung nicht von Dir erwartet hätte.“

„Ach, Schwester!“ sagte Otto, indem er sich in einen Sessel warf und die Augen mit dem Taschentuch verhüllte. Lenore trat bestürzt hinzu und beschwor ihn, sich zu beruhigen und ihr zu sagen, was ihm fehle.

„Liebe, theuere Schwester!“ sprach Otto wieder, indem er die Arme sinken ließ und die erblaßte Frau anblickte. „Mußte ich so, ach so verändert Dich wieder finden? Ich hörte es schon vor meiner Ankunft, daß Du ihn liebst, diesen Leichtfertigen!

Die Nachricht kam mir von unbekannter Hand zu und traf mich wie ein Donnerschlag. Und doch konnte ich nicht daran glauben, bis ich Dich gestern mit ihm zusammen sah. Ach! daß Du — Du" — er hielt ein und fuhr dann mühsam fort: „Ja Du, die mir sonst als Muster aller Tugenden erschien, Du, mit diesem hochgestimmten Geist — einst so stolz und rein — Nein! nein!" rief er, heftig aufspringend, „es ist nicht, es kann nicht seyn! Noch bist Du rein, ich sah's an Deiner stolzen Stirne, die Du mir so nicht bieten würdest — noch ist es nicht zu spät, noch lebt Dein treuer Bruder, der keine Schmach zuläßt."

Lenore hatte sich mit der ganzen weiblichen Würde, die ihr so sehr zu Gebote stand, aufgerichtet und, ohne die Lippen zu bewegen, ihrem Bruder die Antwort ertheilt, die er so verzweifelt in ihren Mienen suchte. Er drückte ihr jetzt krampfhaft die Hand und nahm wieder das Wort: „Ich kann ruhig mit Dir weiter reden, ich bin jetzt wirklich zum Theil beruhigt. Vergib mir meinen augenblicklichen Zweifel. Ich wußte, daß Du liebst, ich sah es; auch wußte ich, daß Du nicht anders als edel denken könntest: doch ach! wie oft lehrt die Erfahrung, daß je edler eines Weibes Liebe ist, sie desto mehr zum Opfer bringt. Jener Leichtfertige will nur genießen, um dann erbarmungslos diejenige zu verachten, die sich ihm ganz zum Opfer hingegeben hat. Nach Gründen fragt er dann nicht! Der Edelsten wie der Niedrigsten mißt er stets mit gleichem Maße. Und gerade der am leichtesten mit der Tugend spielt, wird die strengste von dem Weibe fordern. Lenore, noch ist's Zeit — noch bist Du zu retten."

„Ich bitte, lass' das ruhen," sagte die Gräfin, die unterdessen Zeit gewonnen hatte, sich wieder zu sammeln. „Du siehst Alles in viel zu grellem Lichte und —"

„O still, Lenore!" rief Otto. „Suche den nicht zu täuschen, der besser Dich kennt, als Du selbst."

„Nein," sagte die Gräfin, „Du verkennst mich."

„Dann lasse den Umgang mit diesem Schurken!" rief Otto heftig.

„Ein Schurke, — er?" versetzte Lenore stolz. „Nein, das ist mir zu stark; Du mußt Dich mäßigen, Bruder!"

„Mäßigen?" entgegnete Otto. „O, wenn Du in mein Inneres schautest und sähest das Weh, das mir die Brust will sprengen und sähest meine Wuth, daß dieser Offizier Dich Deinem edlen Manne entfremdet, Dich entfremdet den theuersten Banden, Du würdest staunen, daß ich nur so gemäßigt zu Dir noch rede!"

„Du irrst Dich ganz und gar!" versetzte die Gräfin ruhig. „Er ist ein genialer Mann, ein trefflich Herz!"

„Ja, trefflich treffend!" rief Otto. „Wahrlich, ein famoser Schütze! Er traf so das Herz meiner Schwester, daß sie, nun der Welt entrückt, keine klare Einsicht mehr in die Dinge hat, die sie umgeben."

„Wenn Du ihn kenntest!" sprach Lenore sanft.

„O ich kenne ihn!" versetzte Otto. „Ich kenne die Helden der Neuzeit alle. Frauenjäger sind sie, gewissenlos, ohne allen Grundsatz. Ich will nicht, armes Kind, Dein Ohr vergiften mit näherer Schilderung von der Verderbniß, die unserem Zeitalter eigen ist. Auf eines nur will ich Dich hinweisen: was hat der Umgang, den Du mir so rühmst, Dir Erfreuliches und Gutes gebracht? Macht er Dich besser?"

„O!" rief die Gräfin, ins Wort fallend, „bessern soll die Liebe mich und ihn!"

„Ihn bessern?" sprach Otto. „Lachen könnte ich, wenn mir nicht das Weinen so nahe wäre. Zu allen Zeiten gab's doch Frauen von so überspanntem Glauben, sie könnten Männer, die in früh gewohntem Leichtsinn aufgewachsen sind, zu sich heran ziehen, könnten Tugendhelden aus solchem flüchtigen Stoff bilden — nicht wahr, Dein Held hat Dir auch bereits ein Märchen von Besserung ins Ohr geplaudert? Ein prächtiges Manöver, ganz geeignet, leichtgläubige Frauen recht gründlich zu bethören. Aber gib Acht, wie die Zukunft Dich Anderes lehren wird!"

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen an Ludwig Uhland.

Handschriftliche Mittheilungen von einem Tübinger.

Es war im Jahr 1837, als eine ganze Schaar junger enthusiastischer Verehrer des großen Volksdichters die Universität Tübingen bezog. Ihm vor Allem galt ihrer Herzen begeisterter Schlag, und Schwaben sowohl wie Norddeutsche suchten ihn auf und schätzten sich glücklich, den großen Uhland, das Ideal ihrer Jugend, persönlich kennen zu lernen. Einer aus Bremen war der schwärmerischste unter den jugendlichen Schwärmern, und so oft sie Abends oder vielmehr Nachts aus der „Kneipe" kamen, stiftete er die Commilitonen an, daß sie mit ihm vor Uhland's Haus zogen und dort noch einen Gesang anstimmten. Meist wählten sie dazu das herrliche Lied: „Wenn heut' ein Geist hernieder-

stiege," und sangen dann gewissenhaft alle sieben achtzeiligen Strophen. So ging es längere Zeit fast jede Nacht fort und keiner der jungen begeisterten Verehrer des greisen Dichters dachte daran, daß sie den Gefeierten durch ihren schallenden Gesang in seinem ersten Schlafe störten.

Da erhielten sie eines Tages sämmtlich eine Einladung zu einem frugalen Abendbrod ins Haus des Dichters. Glühend folgte jeder dieser seltenen Auszeichnung und stellte sich rechtzeitig in Gala ein. Uhland bewirthete sie auf's Liebenswürdigste und das „frugale Abendbrod" ließ Nichts zu wünschen übrig. Auf das Essen folgte eine förmliche Weinschlacht und im Enthusiasmus sangen die Studenten ein Lied nach dem andern. Endlich stimmte der Schwärmer aus Bremen das Lied vom Geiste an, der jetzt in der That zu ihm herniedergestiegen war. Uhland hörte still vor sich hinlächelnd den Gesang bis zu Ende an; aber wie staunten seine jugendlichen Verehrer, als er hierauf ganz ernsthaft versicherte, dieses Lied gefalle ihm jetzt gar nicht mehr, es sey um viele Strophen zu lang; wenn er es noch einmal zu dichten hätte, würde er es viel kürzer machen. Dieser Ausspruch des Meisters, der fast einem Verdammungsurtheil seines herrlichsten Gedichtes gleichkam, wurde zuerst mit stummem, starrem Erstaunen angehört, und dann folgten die lebhaftesten Widersprüche von allen Seiten. Uhland ließ ruhig den Sturm an sich vorübergehen und sagte zuletzt: „Aber, meine Herren, dieses Lied kostet mich jede Nacht meinen besten Vormitternachtsschlaf; wär' es kürzer, könnt' ich b ä l d e r wieder einschlafen." Damit lenkte er freundlich die Unterhaltung auf ein anderes Thema und — durfte von nun an ungestört schlafen. Nur der Schwärmer aus Bremen soll es noch zuweilen ganz leise beim Nachhausegehen vor sich hingesummt haben.

Noch eine andere Anekdote, die am Tage vor des Dichters Begräbniß in Tübingen unter manchen andern erzählt wurde, ist so charakteristisch, daß sie wohl verdient, auch in weiteren Kreisen bekannt zu werden. Eines Tages erhielt Uhland durch die Post einen Brief, den ihm ein junges Frauenzimmer aus Norddeutschland schrieb, voll Enthusiasmus über den herrlichen schwäbischen Dichter, welchem sie ihre kindliche Verehrung zu bezeigen nicht umhin könne. Es war die Sprache eines ebenso geist- als gemüthvollen Wesens, und Uhland — der wohl gewiß viele solcher schwärmerischen Briefe in seinem Leben erhalten hat, las doch diesen mit einer ganz besonderen Theilnahme. Wie aber erstaunte er erst, beim Umwenden eines Blattes einen Zehnthalerschein zu finden, den ihm seine kindliche Verehrerin mit dem Bemerken übersandte, sie wisse, daß deutsche Dichter gewöhnlich arm seyen und die besten am ärmsten; daher wage sie's, ihn zu bitten, sich für dieses Geld einige Flaschen guten Wein zu kaufen und sich diesen so wohl schmecken zu lassen, als es ihm seine junge Freundin wünsche. Noch größer als seine Ueberraschung war Uhland's Freude über das so anmuthig gebotene Geschenk. Der sehr wohlhabende Dichter, in dessen Keller wohl manches stattliche Faß edlen Rebensaftes ruhte, meinte, als seine Umgebung rieth, das Geld den Armen zu schenken: „Nein, dieses Geld wird nach dem Sinne seiner liebenswürdigen Geberin verwendet." Und in der That kaufte sich der Dichter für die zehn Thaler einige Flaschen Rheinwein und trank sie nach und nach auf das Wohl des norddeutschen Kindes. Den Armen aber schenkte er die gleiche Summe aus seiner Kasse.

M a n n i g f a l t i g e s.

Bei der kürzlich vollendeten Hauptziehung der Frankfurter Stadtlotterie fiel das große Loos von 100,000 fl. zu einem Viertel einem braven Landmann in Sporkenheim (bei Niederingelheim) zu. Mitten in der Nacht wurde der glückliche Mann, der sich ein solches Glück gewiß nicht träumte, durch lautes Klopfen und die Beglückwünschungen zweier herbeigeeilten Kollekteure aus seinem Schlafe aufgeweckt, ohne Zögern, gleich als könnte der Glücksstern wieder verschwinden, in derselben Nacht nach Mainz, sodann nach vielem Geschmuße und Regaliren nach Frankfurt in einen großen Saal gebracht, wo man so gränzenlos nobel gewesen seyn soll, unsern Glücksvogel unter allen möglichen Beglückwünschungen, Verheißungen, ja sogar Einschüchterungen mit 16,000 fl. abspeisen oder übertölpeln zu wollen. Doch allen Respekt vor unserem Manne! Er hielt sich wacker. Während mancher Andere sich durch den Schein des ausgebreiteten Geldes hätte blenden und täuschen lassen, brachte er nach Abzug der gesetzlichen 12 Prozent, und nachdem er sich um weitere 1000 fl. mit den Unterkollekteurs abgefunden hatte, seine 21,000 fl. glücklich nach Hause.

Auflösung der zweisylbigen Charade in № 143:

E h e g e s t e r n.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 145. Freitag, 5. Dezember 1862.

Pflicht und Liebe.

(Fortsetzung.)

Nun ging Otto in einen milderen Ton über, und indem er Lenorens Hand ergriff, sagte er herzlich: „Liebe Schwester, erwache doch! Lass' diese unglückselige Täuschung, die am Ende Dich und uns Alle zu Grunde richtet. Komm', sey die Alte, sey nicht so fremd dem Bruder, der Dir mehr seyn muß, als dies Trugbild verrauschenden Gefühls. O denke an unsere Kindheit, an jene Bande, die uns von frühe verknüpften. Nie, nie vergißt der Mensch die erste Heimath, und die Erinnerung an das treue Walten der Mutterliebe, an die ernste Sorge des Vaters, an harmlos frohe Spiele mit Geschwistern muß uns durch jeden Kampf des Lebens begleiten. Lass' jetzt diese heilige Erinnerung uns nahen, lass' die Geister unserer Eltern uns umschweben und aus meinen Worten Dir zu Herzen reden. Hast Du vergessen, wie des Vaters Lehre uns so kräftig geleitet? Hast Du vergessen, wie unserer Mutter herrliches Beispiel von strenger Selbstvergessenheit und Tugend uns zu dem reinsten Streben angefeuert? Ach, Schwester, sprich!"

„Nein! nein!" rief Lenore, in Thränen ausbrechend. „Ach, nichts hab' ich vergessen, doch Vater, Mutter, Bruder, ja Kinder, Gatten, — euch Alle kann ich missen, nur ihn nicht!"

„O Betrogene!" sprach Otto bekümmert. „Und was soll endlich daraus werden? So fortgehen kann es doch nicht?"

„Das weiß ich," sagte die Gräfin, „und das ist es, was mein Leben zehnfach vergiftet. Nirgends, nirgends seh' ich einen Ausweg zum Entflieh'n!"

„Ergreife meine Hand," sprach Otto, „ich will Dich führen aus der Verwirrung Deiner selbst. Höre mich an!"

„Ja Alles, Alles!" sagte Lenore noch immer weinend. „O sage Alles, aber nichts gegen ihn, nichts gegen meine Liebe!"

„Du mußt die Wahrheit hören," versetzte Otto. „Sie allein vermag Dich zu heilen, wenn sie auch erst verwundet. Du sagtest ja selbst, so bleiben kann es nicht."

„Aber ich kann ihn nicht lassen!" rief Lenore. „Niemals, niemals! Zum Wahnsinn treibt mich die blose Vorstellung!"

„Kannst Du zwei Herren dienen?" sprach Otto mit Nachdruck.

„Gewiß nicht!" versetzte Lenore stolz. „Dem Grafen stehe ich ferne, seitdem ich ihn liebe."

„Die Kinder! die armen Kinder!" sprach Otto, verzweiflungsvoll auf- und abgehend. „Und ihn kannst Du ja doch nie besitzen. Künftig wird er sich eine Andere wählen und dann bist Du verlassen und hast Dir die Liebe Deines edlen Gatten verscherzt, — weiß er um Dein Geheimniß?"

„Noch nicht! Ich dachte oft daran, es ihm zu sagen, da der Betrug mir verhaßt ist, — und doch möcht' ich so gerne den Schmerz ihm ersparen!"

„Ach! erspare ihn, wirf über Bord die Liebe! Sey wieder ganz Du selbst!"

„Ich fühle erst mich selbst durch seine Liebe!"

Otto stampfte mit dem Fuße und rief, wieder heftiger werdend: „Bist Du denn ganz bethört? Macht nichts auf Dich mehr Eindruck, was Dich sonst gefesselt? O Gott, o Gott, und das ist meine Schwester! Die Tochter jenes edlen Paares, dem Ehre Alles war! — Ist auch Dein Ruf Dir nichts?"

„Dem Liebsten könnte ich Alles opfern!" sagte Lenore. „Und was ist denn ein sogenannter guter Ruf? Die Welt urtheilt nur nach äußerem Schein, sie kann die Liebe in höherem Sinne nicht begreifen. Die ganze Welt mag mich verlassen, wenn er nur mein bleibt."

„Und das wäre Deine Philosophie? Einst war doch der Graf das Endziel Deines Strebens!"

„Einst!" sagte die Gräfin. „Aber nein, ihn hab' ich ja nie geliebt, nur hoch verehrt, wie ich ihn noch jetzt ehre."

„Aber Du hast Deine Treue ihm angelobt," versetzte Otto. „Und glaube mir, ruhig wird jede Liebe mit der Zeit. Auch Deine wird endlich abkühlen und dann bleibt Dir nicht einmal Verehrung."

„Ich will darüber nicht streiten," sprach Lenore. „Doch nur in ächter Liebe ist Treue enthalten. Sonst mag man Schranken ziehen mit Gesetz, mit Priesterhand und strenger Sitte, — es kommt die Stunde, wo die Natur sich rächt und das erwachende Herz seinen Widerspruch erhebt! O! warum drängten mich einst unsere Eltern zu dieser Verbindung, da ich noch nicht gewußt, was Liebe ist!"

„Unterdrücke diesen Vorwurf," sprach Otto, „und danke es vielmehr der Einsicht unserer Eltern, daß ihre Wahl für Dich auf einen edlen Mann fiel: denn wie sehr Dein eigenes Herz in seiner Wahl irrt, wirst Du bald genug erkennen lernen."

„Ach, nicht so finster, Bruder!" sprach Lenore bittend. „Was kann nun meine Treue dem Grafen nützen, da die Liebe fehlt?"

„O falsche, falsche Philosophie!" rief Otto. „So weit hat er Dich schon gebracht? Ich kann vor Staunen kaum noch Worte finden! Ist Dir das Christenthum denn nichts? Wie sollt' es werden, wenn nun Jeder gleich Dir dächte? Dann folgten wir ganz ungeregelt dem wilden Triebe; alle heiligen Bande, Familienglück, Einheit zwischen Eltern und Kindern und Geschwistern fiel auseinander! Glaube mir doch, daß der Rausch der Liebe nicht bestehet. So könnte Jeder, wenn sich der Leidenschaft Gewalt erschöpft hat, zu neuen Blumen flattern, gleich der Biene süßen Honig einsaugen, dann entfliehen und nicht länger die einsam Welkende beachten. Sieh um Dich her: erblickst Du nicht Verwirrung, Verdrehung der Dinge, wo ein Mensch sich nicht den Geboten der Sittlichkeit fügt? Sie ist sowohl auf äußere Erfahrung gestützt, als auch auf tiefen inneren Werth. Nimm nur das Eine, wie wird des Mannes Leben, den Du verehrst, durch Dich nun vergiftet, wie werden sich die Folgen auf die schuldlosen Kinder wälzen, die euch gleich nahe stehen, wie wirst auch Du, im Zwiespalt mit Dir selber, immer mehr der Ruhe entbehren, die doch so unentbehrlich zu dem wahren Glücke ist!"

„Ach!" rief die Gräfin in untröstlichem Kummer, „ich will unsere Ehe trennen lassen, Bruder, — dann gleicht sich Alles aus."

„Bethörtes Kind," versetzte Otto. „Glaubst Du denn, dieser Stauden nähme Dich zum Weibe, wenn Du erst geschieden wärst? So gewissenlos, wie er an Dir gehandelt, hat er an Vielen schon, und ach, wie viele nach Dir wird er betrügen, er, der keine Treue kennt! Sage einmal aufrichtig, weißt Du etwas Näheres über die Vergangenheit des Barons?"

„Nein," versetzte die Gräfin. „Obgleich er nicht verhehlte, daß er eine leichtsinnige Jugend durchlebt, so verbreitete er sich doch nie über Einzelheiten derselben. Ich finde darin einen Beweis seiner Diskretion, da er das Vertrauen derer, die ihn vielleicht geliebt, heilig hält."

Otto warf einen Blick des Bedauerns auf seine Schwester, deren reine Auffassung jeder Handlungsweise des geliebten Mannes die edelsten Beweggründe unterlegte. „Ich will Dir," sprach er hierauf, „eine Begebenheit erzählen, obgleich ich anfangs vorhatte, sie bis zu dem Zeitpunkt aufzusparen, wo ich noch nähere Erkundigungen darüber eingezogen haben würde. Bei meiner Herreise stieg ich in dem Badeorte L. aus, um der jungen Fürstin, die dort die Kur trinkt, meine Aufwartung zu machen. Sie empfing mich so gnädig, wie sie sich von jeher gegen unsere Familie gezeigt hat, und lud mich zum Frühstück auf eine Rasenbank in der Nähe der Brunnen ein. Ihre Unterredung zog mich nicht besonders an. Sie fragte so vielerlei und erkundigte sich lebhaft nach dem Baron von Stauden und der Stimmung, welche seine rasche Beförderung auf den älteren Adel hervorgebracht haben möchte. Ich konnte ihr wenig darüber sagen, denn da ich vermuthe, daß sie ihre Hand bei diesem unverdienten Avancement mit im Spiel hatte, würde die Wahrheit sie nur empfindlich berührt haben. Sie fragte dann nach der Gräfin Steinerz und ob der Baron noch seine Verbindung mit ihr unterhalte; doch wurden wir in diesem Augenblick unterbrochen durch ein Mädchen, das ich schon längere Zeit in einiger Entfernung von uns gewahrt hatte und dessen seltsame, unstete Geberden mir die einer Irren zu seyn schienen. Sie trug ein kleines Kind auf den Armen und kam jetzt dicht zu uns heran, blieb vor der Fürstin stehen und fragte sie leise, indem sie mich von der Seite mit scheuen Blicken maß: Bist du auch eine arme Verführte? Wo hast du das Kind? O! o! sagte sie lauter, indem sie den Kopf schüttelte und schmerzlich lächelte, ich sah', wie sie ein Kind aus den Wellen fischten, vor langer, langer Zeit — — und da dachte ich: ach! nein, nein! lieber selbst in das schaurige Wasser, als mein armes Kind! — Aber ich kann seinen Vater nicht finden. Er ist verloren, verloren, verloren!

— — — die Unglückliche brach in lautes Schluchzen aus. — Die Fürstin rief erzürnt: Es ist eine Schmach, daß man solche Dirnen frei umherziehen läßt, aber ich will der Sache ein Ende machen. Sie stand auf, empfahl sich kurz, wie es immer ihre Art ist, wenn sie von irgend etwas unangenehm berührt wird und ging rasch ihrem Hotel zu. — Mich jammerte die Unglückliche, auf deren Arm das Kind zu schreien anfing, als es seine Mutter weinen sah. Ich suchte eine vernünftige Antwort aus ihr herauszubringen und es gelang mir, nachdem sich der Sturm ihrer Thränen gelegt hatte. Sie erzählte, obgleich in sehr abgebrochener Weise, daß sie als Badegast hier wohne, daß sie viel Geld geschenkt bekommen habe, aber lieber hungere, als es anrühre, weil sie es dem Kinde aufsparen müßte. Von ihren Eltern sey sie verstoßen, aber von einer Schwester seither unterstützt worden. Doch! rief sie mit plötzlich erwachtem Mißtrauen. — Sie sollen mir mein Geheimniß nicht ablauschen! Ich verrathe ihn nicht, wenn er mich auch zehnmal verrathen hat. Ach! könnte ich ihn nur finden! jammerte sie wieder. Sie drohten schon, mich einzusperren, und dann werden sie mir das Kind nehmen und mich noch wahnsinniger machen. Lieber Herr, fuhr sie mit rührendem Ausdrucke fort, indem sie sich zutraulich näherte. Ich bin noch nicht wahnsinnig, ich kann noch zuweilen klar denken; aber ich fühle, daß ich es gewiß werde, wenn sie mich einsperren. Ich habe eine Sehnsucht, eine ungeheure Sehnsucht nach jener Gegend, wo er wohnen mag. Aber ich kann sie nicht finden! — Ich möchte dem Westwinde nachziehen und mit den Wolken fliegen, bis ich die Schwelle fände, auf der sein Fuß aus- und eingeht! Dann wollte ich wie sein treuer Hund auf dieser Schwelle ruhen und alles von ihm abhalten, was ihn betrüben könnte!"

„Hör' auf!" rief die Gräfin, ihren Bruder unterbrechend, „ich kann diese Schilderungen nicht mehr anhören, da sie den Zustand meines eigenen wahnsinnigen Herzens malen. Wie oft, o wie oft habe auch ich nur gewünscht, auf seiner Schwelle zu wohnen, um nur immer die Luft zu athmen, die ihn umweht!"

„Theuerste Schwester," sprach Otto, selbst auf's Tiefste erschüttert, „wenn ich Dir das Unglück jener armen Verführten so genau in ihren eigenen Worten schilderte, so geschah es in der besten brüderlichsten Absicht. Du solltest einen Wink darin für Dich erblicken, noch zeitig umzukehren aus der schwärmerischen Verwirrung und Verirrung Deiner Gefühle, die schon andere in das tiefste Verderben geführt hat. Aber ich bin sogleich zu Ende und da Du wieder ruhig bist, fahre ich fort. Die Zeit war um, die ich zu meinem Aufenthalte in der Station festgesetzt hatte. Ich wollte der Unglücklichen einiges Geld aufnöthigen, aber sie wies es stolz zurück. Wie? rief sie in einem Anfalle von Wuth. Die Geliebte des stolzen Barons sollte von Bettelpfennigen leben! Dann fragte sie plötzlich mit hellem Blick: Reisen Sie nach der Residenz? Und als ich bejahte, fügte sie rasch hinzu: O bitte, lassen Sie mich unter Ihrem Schutze mitreisen. Sie würden sich den Himmel an diesem kleinen Kinde verdienen. Ich hatte keine Zeit zu langem Besinnen. Ich kann Ihnen nicht verwehren, zu reisen, wohin Sie wollen, sagte ich kurz und eilte dem Bahnhofe zu. Bitte, besorgen Sie mir das Billet, rief sie mir nach, ich gehe nur noch, das Nöthigste zu besorgen! Ich löste instinktmäßig zwei Fahrkarten und stieg ein, ohne mich weiter umzusehen. Doch plötzlich saß das Mädchen mit dem Kinde mir gegenüber, hatte aber einen weiten Mantel um sich geworfen, der sie fast gänzlich verhüllte. — Mein Billet, bat sie und schob mir dafür das Geld in die Hand.

„Mich rührte das Zutrauen und die Uneigennützigkeit der Unglücklichen; doch gewahrte ich später, daß sie mich überlistet hatte. Ein Kondukteur, der sie erkannte, sagte mir, daß sie schon früher mehrmals zurückgewiesen worden wäre, als sie Billets nach der Residenz verlangt hätte, weil man die Verfügung ihrer Eltern über ihre Person täglich erwartete. Uebrigens betrug sie sich während der ganzen Fahrt äußerst anständig und vernünftig und verrieth nur zuweilen eine heftige Ungeduld, wenn der Zug an einer Station anhielt. Bei unserer Ankunft stieg sie rasch aus, verbeugte sich mit einem graziös ausgedrückten Danke vor mir und warf noch einen Blick auf mich zurück, in welchem eine wilde Freude in unheimlichem Feuer brannte. Ich folgte ihr aus der Entfernung durch einige Straßen und sah, wie sie von einer Schildwache, bei der sie anhielt, nach der Wohnung des — Barons von Standen gewiesen wurde."

Die Gräfin stieß einen schwachen Schrei aus und ihr Bruder fügte nach einer Pause hinzu: „Ich habe genug gesagt, denn Du hast mich verstanden. Ich lasse Dich jetzt allein, damit Du Dich sammeln und Alles wohl erwägen mögest!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Die merkwürdigste aller Beileidsadressen, welche der Königin Victoria nach dem Tode ihres Gemahls übermittelt worden sind, ist unstreitig die erst vor Kurzem eingetroffene der Maoris aus Neuseeland. Sie ist von zwanzig Stammeshäuptlingen unterzeichnet und lautet folgendermaßen: „O Victoria, unsere Mutter! Wir grüßen Dich! Du, die allein uns noch als Erinnerung lebt an Albert, den Prinz-Gemahl, den die Augen des Volkes nicht wieder schauen werden. Wir, Deine Maorikinder, trauern jetzt mit Dir in Schmerz, ja mit einem Schmerze, der dem Deinigen gleichkommt. Alles, was wir jetzt zu thun vermögen, ist, mit Dir zu weinen. O unsere gute Mutter, die Du uns genährt hast, uns unwissende Kinder dieser Insel, bis auf den heutigen Tag! Wir haben eben von dem schmetternden Sturze des breitkronigen Waldbaumes vernommen, der frühzeitig gefallen ist, bevor er das volle Wachsthum seiner Größe erreicht hatte. O, liebe Frau, schau mit Huld auf unsere Liebe. Mögen wir auch schlimme Kinder gewesen seyn, haben wir Dich doch jederzeit geliebt. Dies ist unsere Trauerklage (die sie gleichsam der Königin, als erster Leidtragenden, in den Mund legen): „Groß ist der Schmerz, der um den Verlust meines Geliebten mich drückt. Ach! jetzt liegst Du begraben unter den anderen verblichenen Königen! Sie lassen Dich mit den anderen entseelten Helden des Landes. Mit den Todten der Stämme der Masse von Ti-Mani. So betrete denn furchtlos, o Pangs, mein Geliebter, den Todespfad; denn keine böse Nachrede kann Dir folgen. O, mein theures Herz! Du hast mich geschützt gegen die Leiden und Schmerzen des Lebens. O, mein Lieblingsvogel, dessen süße Stimme meinen frohen Gästen den Willkomm bot! Du, mein erster Lieblingsvogel, gefangen in den Wäldern von Rapaura! So decket denn den Leib meines Geliebten mit königlichen Purpurkleidern! Der große Rewa, mein Geliebter, soll sie Dir selber umlegen. Und mein Ohrring aus kostbarem Jaspis soll in Dein Ohr gehängt werden. Denn Du selbst, mein allerköstlichstes Juwel, bist mir verloren. Ja, Du, die stützende Säule meines Palastes, bist zum Himmel emporgetragen worden. O, mein Geliebter, Du pflegtest am Schnabel der Kriegskanone zu stehen und alle Anderen zu tapferen Thaten aufzumuntern. Ja, wahrlich, Du warst groß in Deinem Leben. Und jetzt bist Du hingegangen, wohin zuletzt alle Mächtigen wandern müssen. Wo, Ihr Aerzte, war die Macht Eurer Arzeneien? Was, Ihr Priester, nützten Eure Gebete? Denn meinen Geliebten habe ich verloren, und nie wieder kann er nach dieser Welt zurückkehren." — (Folgen die zwanzig Unterschriften.)

Mit dem afrikanischen Postdampfer „Armenian" ist ein **lebendiger Gorilla** nach Liverpool gebracht worden, das erste Exemplar, das je nach England kam. Er ist sehr zahm, und seine größte Freude besteht bisher in mannigfachen Versuchen, einzelne Stücke Flanell zusammenzunähen. Dabei ist er gefräßig, ist wählerisch in der Kost und liebt außer guten Früchten nichts so sehr, als ein saftiges Beefsteak. Seine Haut ist olivenfarbig und zeigt noch wenig Haare, doch mißt das junge Thier schon 4½ Fuß in der Höhe, besitzt eine sehr entwickelte breite Brust und in den Extremitäten eine ganz erstaunliche Kraft. Die untere Kinnbacke ist sehr breit, doch soll das Thier im Ganzen eben nicht zu den häßlichsten Affengattungen gehören.

In einer Abhandlung über **Ludwig Uhland** in der „Kölnischen Zeitung" begegnen wir folgender scherzhaften Mittheilung: Eines Tages traf Berthold Auerbach den nun verstorbenen Dichter mit anderen Fremden versammelt, während Gustav Schwab eben den Pilgrim von St. Just vorlas. Diese schöne Platen'sche Romanze fand vielen Beifall; doch bemerkte Uhland kopfschüttelnd: „Bediademt!"

> Das Haupt, das jetzt der Scheere sich bequemt,
> Mit mancher Krone war's bediademt!

„Weischt, lieber Schwab, das g'fallt mir net. „Bediademt" ischt a wüschtes Wort." — Das Wort „Bediademt" fand indeß lebhafte Vertheidiger, und Uhland versank wieder in sein geliebtes Schweigen, aber unbekehrt, wie sich bald zeigte. Denn als er mit Auerbach heimging, ging vor ihnen ein Bäuerlein, das zu schwer geladen hatte und von der einen Seite des Weges zur anderen torkelte. „Sieh' mal, Auerbach," sagte Uhland, auf das Bäuerlein zeigend, „der da ist bediadufelt!"

Nur wenigen der liebenswürdigen Damen, welche ohne ein niedliches Bologneser Hündchen oder Möpschen nicht leben können und es manchmal bis in den Eisenbahnwagen mitschleppen, dürfte bekannt seyn, daß das Tragen eines Hundes im Mittelalter als die entehrendste Strafe galt.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 146. Sonntag, 7. Dezember 1862.

Pflicht und Liebe.

(Fortsetzung.)

Gräfin Rothenheim an ihre Freundin S.

„Ich danke Dir für Deinen klaren, strengen und doch so liebevollen Brief! Er kam zur rechten Zeit in meine Hände, gerade nachdem mich eine ernste Unterredung mit meinem Bruder schon zu dem Entschlusse vorbereitet hatte, der nun durch Deine Ermahnungen zu voller Reife gediehen ist. Welche Umwandlung doch eine einzige Stunde ernsten Nachdenkens in uns hervorrufen kann! Ich bin mir meines Irrthums, meines Verbrechens vollkommen klar bewußt geworden, und all meine früheren besseren Beschlüsse haben sich mit Festigkeit in mir aufgerichtet. Ich habe den ganzen bodenlosen Abgrund erkannt, dessen Rande ich mich genähert hatte, und werde umkehren, wenn auch mit Aufopferung alles dessen, was zu missen mir seither unmöglich schien. Ich will mich dem Grafen entdecken, will seinem Edelmuthe mein Schicksal und das des geliebten Mannes anheim geben. Verzeih' mir diesen Ausdruck, denn lieben muß ich ihn noch immer, trotz der erschütternden Blicke in seine Vergangenheit, die Du und mein Bruder mir wieder auf's Neue vor Augen geführt. Aber ich werde ihn fortan lieben, wie ich darf, ohne Betrug, ohne Unwahrheit gegen Andere. Schon seh' ich im Geiste die trostlose Verdrehung meiner Verhältnisse gelöst durch den Dreibund einer höheren Art Freundschaft, die ich zwischen dem Grafen, dem Baron und mir selbst auferbauen will. Eine Beruhigung wie von den jenseitigen Ufern der Seligkeit dringt an mein Herz, wenn ich denke, daß ich wieder der Wahrheit zurückgegeben bin. O, wenn Du wüßtest, wie mich allnächtlich die Fieberträume gerüttelt haben, wie mich die Schuld verfolgte gleich einem Riesenschatten, mich dicht und dichter in ein Dunkel hüllend bis zum Ersticken — — — wie mich dann ein heißes Ringen überfiel nach Luft, nach Licht und Wahrheit — — still! o stille!

„Die Tugend ist das Einzige, was dem Herzen Frieden gibt, und ich bewege mich wieder im Glauben an ein Gesetz heiliger Pflichten auf einem festen Grunde. Ja, es ist nun einmal so — und das zeugt für unsere Abhängigkeit von einem höheren Willen, daß auch dem Genusse des süßesten unredlichen Gutes der Stachel der Unzufriedenheit und namenlosen Pein folgt. Wie richtig sagst Du — und wie gerne stimme ich Dir nun bei: „Will der Kranke gesund werden, so muß er sich gewissen Regeln unterziehen. Wie aber dem Körper Gesetze vorgeschrieben werden, so sind auch dem Geiste solche gegeben, die heilig gehalten seyn wollen." Und ich erkenne es klar: unsere geistigen Diätfehler sind die Ursachen unserer Schwäche und verzweiflungsvollen Augenblicke. Es ist unmöglich, daß man sich von dieser allgemeinen Weltordnung losreiße, unmöglich, wahrhaft glücklich zu werden, ohne dem Gesetze der Wahrhaftigkeit und Moralität Genüge zu leisten. Rühren und erheben mich die Erscheinungen reiner Tugendbilder in Werken der Schriftsteller und im Leben so sehr — — warum wollte ich mich mit andern Stäben messen und ein speziell nachsichtiges Urtheil verlangen? —

„Du sprichst nicht von Dir, meine theuerste Freundin, nicht von dem Schmerze, den auch Du um den Gegenstand meiner verbotenen Neigung durchkämpfen mußtest, als er Dich einst als Braut Deinen Pflichten entreißen wollte. Aber gerade dieses selbstlose Uebergehen Deiner eignen Kämpfe und Siege, diese gänzliche Hingebung und Theilnahme für meine unglückliche Sache hat mich auf's Tiefste von Dir ergriffen. Du hast mir Dein Beispiel nicht vorgeführt, weil Deine Bescheidenheit und die Liebe zu Deiner unwürdigen Freundin es nicht zuließ, der letzteren den demüthigen Vergleich vorzuführen, wie viel geringer die Pflichtverletzung

von Deiner Seite als treulose Braut gewesen seyn würde, als die einer treulosen Gattin und Mutter! Aber Dein strenges, tugendhaftes Beispiel steht mir darum nicht weniger groß vor Augen und ich schäme mich doppelt meiner seitherigen Schwäche. — Auf die Kinder weisest Du mich hin mit so rührendem Ausdruck. O, wie hast Du auch hier wieder Recht! Im Auge der Unschuld lesen wir so Vieles! Darin liegt der Himmel unserer süßen Kindheit, über den sich mit geheimnißvollem Glanze die Ahnung als weithin reichender Komet ausdehnt. Dorin liegt auch so manche trostreiche Hoffnung, auf die Zukunft gebaut, die immer wie ein bevorstehender Christabend Beweise der väterlichen Liebe unter dem goldenen Tannenbaume verborgen hält, — bis endlich das Glöckchen läutet und die Segenspforte sich öffnet. Und wär's auch droben das Festgeläute erst, das mit entzückendem Schauer durch die harrende Seele bebt: wir hoffen doch und hören nicht auf zu hoffen und diese Hoffnung ist jeder Entsagung des Irdischen werth."

Zu einer späteren Stunde dieses Tags finden wir den jungen Baron von Stauden in seinem Zimmer auf und ab gehend, ganz den düsteren Betrachtungen hingegeben, die seine Seele so häufig heimsuchten, wenn er sich allein sah. Die Bande der Liebe, an welche sein Leichtsinn ihn nach vielen Seiten hin kettete, drückten ihn dann, und selbst seine reinere Zuneigung zu Gräfin Lenore, die er wie ein Heiligenbild verehrte, das er um seiner selbst willen nicht zertrümmern mochte, gewährte ihm keinen Trost.

„Ich kann sie ja doch nicht glücklich machen," sagte er zu sich selbst, „und mein Verhängniß, das Alle ergreift, die sich mir nahen, hat sich auch hier wieder erfüllt. Unglücklich ist sie durch meine Liebe geworden, ist verfolgt von Reue und Gewissensqual. Was wird aus alledem nur noch werden? Ich Thor, ich blinder Thor! Als ich vorgab, mich durch sie zu bessern, habe ich den Leichtsinn nur gekrönt, habe von Neuem eine friedliche Häuslichkeit zerstört und meinem Engel Ruhe und Frieden geraubt. O fort, fort aus diesen unerträglichen Verwicklungen! Fort! auf dem Felde des Ehrgeizes — nur im Kriege kann ich Lebensmuth und Frische wieder finden!"

Er wurde durch ein Pochen an seiner Thüre aufgeschreckt. Der Bediente der Gräfin Rothenheim brachte einen kleinen Brief. Kaum hatte er sich wieder entfernt, so erbrach Stauden hastig das Billet. Er las es erbleichend, warf sich dann verzweiflungsvoll auf das Sopha und bedeckte mit beiden Händen sein Angesicht.

Die Gräfin hatte ihn mit wenigen, von ihren Thränen halb verwischten Zeilen benachrichtigt, daß sie heute ihrem Gemahle ihr Verhältniß mitgetheilt habe und daß er von dem Augenblicke an verschwunden sey. Ihr Bruder habe soeben das Haus verlassen, um den Grafen aufzusuchen. Noch eine andere wichtige Mittheilung wolle sie ihm machen und ihn deßhalb nachher erwarten. Stauden überlief noch einmal die wenigen Zeilen, sprang dann auf, kleidete sich rasch an und eilte nach der Wohnung der Gräfin. Unterwegs hörte er von Vorübergehenden, daß man vorhin ein wahnsinniges Mädchen todt in dem See gefunden habe. Doch beachtete er diese Neuigkeit nicht, weil er zu sehr mit sich selbst und seinen quälenden Gedanken beschäftigt war.

Stauden näherte sich athemlos dem Zimmer der Gräfin; er lauschte einen Augenblick an der Thüre und trat dann rasch ein. Welch ein Anblick überraschte ihn hier! Auf einem Polster des Divans ruhte ein kleines Kind, das Kind jener Verführten, das er auf den ersten Blick als das seinige erkannte. Die Kinder der Gräfin waren beschäftigt, es mit allerlei Spielzeug zu belustigen, und die Kleine lachte gerade laut auf, als der Baron eintrat. Einen traurigen Kontrast zu dieser munteren Gruppe bildete das bleiche, entstellte Antlitz der Gräfin, die händeringend auf und ab ging und in Thränen ausbrach, als sie den eintretenden Baron erblickte. Nur mit Mühe fand sie so viel Fassung, ihm das Nothwendigste zu erzählen. Als sie in ihren Entschlüssen fest gestanden und im Begriffe gewesen war, ihren Gemahl aufzusuchen, kam die Köchin athemlos die Treppe herauf, gefolgt von einer wahnsinnigen Mutter, die ihr schreiendes Kind zu beschwichtigen suchte, während sie dazwischen ihre Faust gegen die Köchin ballte und Drohungen ausstieß. Der Gräfin wurde es bald klar, daß es dieselbe Wahnsinnige sey, von der ihr Bruder gesprochen hatte. „Die Leute haben mich von seiner Schwelle vertrieben!" rief sie. „Nun wollen sie mich noch einsperren! Was willst Du mich vom Hofe jagen, da ich doch nur mein armes Kind verstecken wollte?" Sie drang bis zur Küchenthüre auf die Köchin ein, die jedoch rasch vor ihr zuschloß und dann von innen eine Entschuldigung gegen die Gräfin stammelte. Diese öffnete ihr eigenes Zimmer, winkte der Wahnsinnigen, ihr zu folgen, und suchte sie mit sanften Worten des Trostes zu beruhigen. „Bist Du auch eine arme Verführte?" fragte das unglückliche Mädchen, indem es sich scheuvertraulich der Gräfin näherte. „Hast Du Mitleid mit meinem Kinde,

so verstecke es vor seinen Verfolgern!" — In diesem Augenblicke erschien der Graf und gebot den Polizeidienern, die ihn begleiteten, vor der Thüre zu warten. „Dieses wahnsinnige Weib," sprach er zur Gräfin, „wurde schon den ganzen Morgen gesucht. Sie wollte gestern Abend in die Wohnung unseres Freundes, des Barons von Stauden, eindringen, wurde aber von dessen Diener, der allein zu Hause war, weggejagt. Nun trieb sie sich die Nacht durch in den Straßen umher und versteckte sich am Morgen auf unserem Hof. Die Köchin fand sie, wie sie ihrem armen Kinde ein Lied sang und verrieth sie an die Polizei, die nun gekommen ist, sie abzuholen. Von der Station L. wurde bereits telegraphirt, daß die Unglückliche, die sich heimlich von dort entfernt habe, zurückgebracht werden und der Verfügung ihrer gestern dort eingetroffenen Eltern übergeben werden solle." — Die Wahnsinnige hörte mit irrem Blicke diese Botschaft an, schien jedoch etwas davon begriffen zu haben; denn sie erfaßte, wie Schutz suchend, das Gewand der Gräfin, in deren mitleidigen, thränenvollen Blicken sie vielleicht die tiefe Theilnahme las und ihren Beistand erhoffte. — „Sie wollen mich einsperren!" rief sie verzweiflungsvoll. „Geben Sie es nicht zu, schöne Frau! Ach! was soll aus meinem Kinde werden?" — „O Gott!" sagte die Gräfin, „könnte man die Unglückliche nicht auf anderem Wege als dem der Gewalt den Ihrigen zurückgeben?" — „Wer kennt die Art ihres Wahnsinns?" versetzte der Graf. „Wage Dich ihr nicht zu nahen — solchen Irren ist nie zu trauen."

Die Wahnsinnige schien plötzlich von einem neuen Gedanken belebt. Ein listiger Ausdruck malte sich in ihren Zügen und aus den Augen leuchtete eine wilde Freude. Sie nahm das Kind aus dem Mantel, küßte es heftig und setzte es sanft auf den weichen Teppich des Zimmers. Dann sah sie die Gräfin mit einem so beredten und flehenden Blicke an, daß diese ihre Gefühle nicht mehr zu bewältigen vermochte. Sie hob das Kind in ihre Arme, preßte es an ihr Herz und ließ ihre Thränen stromweis über das Kleine hinfließen. O! es war nicht allein das Kind einer Unglücklichen, das dadurch einen doppelten Anspruch an das Mitleid und die Theilnahme edler Menschen hatte; — es war auch das Ebenbild desjenigen, dessen bezaubernde Züge sie in den Zügen der Unschuld noch verschönert wieder erblickte. Die wahnsinnige Mutter jubelte bei diesem Anblick laut auf und sprang dann mit kaum geahnter Schnelligkeit nach der Thüre, riß sie auf und flog gleich einem Pfeile an den überraschten Polizeidienern vorüber und die Treppe hinunter. Die Wache eilte ihr nach, aber die ungewöhnliche Flinkigkeit des Mädchens gewann ihr einen großen Vorsprung ab. Sie war den Männern aus den Augen entschwunden und diese fanden nach einer Viertelstunde nur ihre Leiche in einem See, den die Unglückliche selbst zum Grab erwählt hatte, um den Fesseln zu entgehen, die sie so sehr gefürchtet und nachdem sie ihr Kind in liebevollen Händen wußte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Ein Vogelball. Einem Schreiben aus Imst in Tyrol entnehmen wir die Mittheilung über eine originelle, kürzlich daselbst stattgefundene Lustbarkeit, die sich alljährlich wiederholt und zu welcher jedesmal von Nah und Fern zahlreiche Gäste erscheinen. In dem Brauhause zum „grauen Bären" in Imst findet nämlich in jedem Herbste zu Ehren der Singvögel, vorzüglich der besonders beliebten Krummschnäbel, ein Festball mit sonstigen Feierlichkeiten statt. An der Spitze der Singvögel-Freunde steht ein eigener Zunftmeister, der von den eingeschriebenen Mitgliedern jährlich ein Auflagegeld von zehn Neukreuzern erhebt und als Oberhaupt verpflichtet ist, das ganze Jahr hindurch mindestens zwölf Stück Krummschnäbel zu erhalten, wobei es ihm unbenommen bleibt, sich auch noch mit anderen befiederten Sängern zu umgeben. Die Feierlichkeit begann heuer, sowie alljährlich, um 7 Uhr Morgens mit dem Anhören einer heiligen Messe in der St. Johanneskirche zu Imst, wo überhaupt für die verstorbenen Zunftmitglieder von den Auflagegeldern Messen gezahlt werden. Um 12 Uhr Mittags fand eine große Tafel statt, welcher 63 Mitglieder beiwohnten. Die während der Tafel geführten Gespräche waren lediglich den Singvögeln gewidmet, von denen viele im Festlokale zur Erhöhung des Vergnügens durch ihren Gesang mitwirkten. Den ersten Preis unter den Sängern erhielt ein im Zunftslokale schon durch mehrere Jahre aufbewahrter Locker, der sich unter dem Namen der „Zunftvogel Tschipperl" einer großen Popularität erfreut. Sein blankgeputzter Käfig war mit einem Blumenkranze eingerahmt, aus welchem er recht gravitätisch und voll Selbstgefühl auf die versammelte Gesellschaft heruntergucke und so munter sang, als sey er sich seiner großen Rolle vollkommen bewußt. Nach der Tafel fand der Festball statt, der bis an den Morgen dauerte. In früheren Jahren waren solche Vogelbälle in Tyrol sehr verbreitet und es wurde derjenige Vogelliebhaber als Ballkönig

erklärt, der den bestsingenden Krummschnabel mit sich gebracht hatte. Derlei Vögeln pflegte man hiebei auch Brod in Wein getaucht zu geben, was ihre Sangeslust so steigerte, daß sie fort und fort mit Anderen um die Wette sangen, bis sie endlich berauscht das Gleichgewicht verloren und sich nicht mehr auf den Sprossen im Vogelhäuschen zu halten vermochten.

London. Nach einem parlamentarischen Ausweis ist Hr. Edwin Chadwick von der Unterrichtsuntersuchungskommission zu dem Schlusse gelangt: daß die jetzt üblichen vielen Schulstunden die Jugend entnerven und sie außerdem zum Träumen und Trödeln verleiten. Nach der Aussage guter Schullehrer seyen drei Stunden täglich gerade die Zeit, daß auf eine freiwillige scharfe Aufmerksamkeit von Seiten der Kinder gerechnet werden kann; was sie in dieser Frist gelehrt werden können, sey gerade so viel, als der Geist eines Kindes in sich aufnehmen kann; jeder Augenblick mehr sey reine Verschwendung. Er dringt darauf, den Rest der Schulzeit auf gymnastische Uebungen zu verwenden und in allen Schulen das militärische Exerzitium einzuführen.

Man hat bei dem immer wiederkehrenden Verbrennungstode durch Krinolinen neuerdings als Durchschnittszahl sechs solcher Fälle monatlich angenommen und zwar allein in London. Da nun seit fünf bis sechs Jahren Krinolinen Manie und Mode wurden, kann man getrost ein halbes Tausend Engländerinnen annehmen, die sich als Opfer der Krinolinen verbrannten. Sie tragen auf Bällen und in Gesellschaften, auch zu Hause, wenn sie Besuch erwarten, sehr leichte Ueberzüge der Stahlreifen, so daß sie leicht an den offenen Kaminfeuern in Flammen gerathen und dann gewöhnlich an ihren Brandwunden elendiglich sterben.

Bei dem merikanischen Unabhängigkeitsfeste am 16. September lautete ein Artikel des Festprogramms: „Alle Besitzer von Pianos in den Straßen, durch welche sich der Festzug bewegt, sind aufgefordert, während dessen Vorübergehen auf ihren Instrumenten zur Bedeutung des Tages passende Stücke zu spielen.“

Dreisylbige Charade.

Erste und dritte Sylbe.

Ein wicht'ges Wort! Ein Jeder hat's im Auge;
Auch der, der's nicht von sich glaubt, unbewußt
Trägt er die Sorge dafür in der Brust.
Man prüft bald dies, bald das, ob's dazu tauge.
Und g'rade der, der es nicht scheinen will,
Der es mit fremdem Flitter überdeckt,
Ist meist der Aergste. Ob er's auch verschweige,
Das Wörtchen „ich“ in der Empfehlung streiche,
(Das Liebste wird ja stets zuerst versteckt):
Die beiden Sylben nennen doch sein Ziel,
Sein letztes Ziel; denn unter viel Gestalten
Tritt es einher, und während man es pflegt,
Wird es für eine Tugend oft gehalten,
Für die, der's pflegt, just keinen Finger regt.
Was soll das seyn? Das Wort erräthst du leicht,
(Wird auch das, was es nennt, oft schwer erreicht):
Schau' aus, wofür man draußen lebt und webt
Und selbst zum Meineid gar die Hand erhebt —
Du nennst's mit diesem Wort.

Zweite Sylbe.

Nach Morgen
Und weit zurück in die Vergangenheit
Schau hin! die Seinen besser zu versorgen,
Vielleicht auch nur, dem Triebe zu gehorchen,
Der westwärts zieht den Menschen jederzeit —
Naht sich von dort mit Frau und Kind ein Mann,
Gen Abend ziehend. Ob der Greis gewann,
Ob reich're Nahrung fand die große Heerde, —
Vielleicht! Er starb und ruht in fremder Erde:
Ist schwer das kleine Wort? dann, lieber Rather —
Sag' an: Wie nennst du deines Vaters Vater? —
Das merke! Und des Vaters-Vaters Vater?
Von diesem Namen nimm den Vaters-Vater,
So wie bei'm Subtrahiren just, davon
Und sieh, was übrig bleibt; dann hast du's schon!

Das Ganze.

Ein zähes Ding. Zum Guten, wie zum Schlimmen
Bestrebet es, und schwer ist's, zu bestimmen,
Woher es kommt. Es ist ein Felsenriff,
An dem gescheitert manches Lebensschiff.
Doch, wo es günstig war, hat's bald im Schlafen
Den Freund befördert in den sichern Hafen.
Du hast's im Bösen gegen deinen Feind,
Besiege es, es macht die Sache schlimmer.
Du hast's im Guten gegen deinen Freund,
Behalte es; Zergliedern frommt nicht immer.
Hast's gegen die Charade vor dem Lesen,
Dann lösest du in Ewigkeit sie nicht,
Doch, tritt's so hintennach dir vor's Gesicht,
Ist Druck und Dichtung nicht umsonst gewesen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 147. Dienstag, 9. Dezember 1862.

Pflicht und Liebe.

(Fortsetzung.)

Die Gräfin hatte ihrem Gemahl unterdessen ihre Liebe zu dem Baron gestanden und sein Verzeihen erfleht. Wir gehen über diese erschütternde Scene hinweg und berichten nur so viel davon, daß nach etwa einer Stunde der Graf in scheinbarer Ruhe seine Gattin verließ, nachdem er das Versprechen gegeben hatte, an dem Baron keine Rache zu üben. Man hatte ihn nach dem Walde gehen sehen und sein langes Ausbleiben beunruhigte die Gräfin dergestalt, daß ihr Bruder beschloß, ihn aufzusuchen. Kaum hatte sich letzterer entfernt, so erschien der Baron und fand die Gräfin in der trostlosen Verfassung, die wir bereits angedeutet haben. Er blieb wie festgewurzelt in der Nähe der Thüre stehen und blickte starr bald auf sein Kind, bald in das weinende Antlitz Lenorens. Endlich rang sich mühsam die Frage aus seiner Brust: „Was ist geschehen? Die Unglückliche, die man in dem See auffand, — war sie die Mutter dieses Kindes?" Die Gräfin bejahte, indem ihre Thränen noch heftiger strömten und erfaßte den Arm des Barons, der todtenbleich gegen die Wand taumelte.

„Fassen Sie sich! Beruhigen Sie sich!" rief sie, ihres eigenen Jammers gänzlich vergessend. „Ich werde Ihr Kind nicht von mir lassen! Ich betrachte es fortan als mein eigenes!"

„Aber die Mutter! die Mutter!" stammelte der Baron, indem er seine eiskalte Hand wider die Stirne drückte. „Ich — — ihr Mörder!"

„Um Gotteswillen! Geben Sie diesem Gedanken nicht Raum!" sagte die Gräfin entsetzt. „Der Unglücklichen ist wohl — Sie wissen nicht, daß sie wahnsinnig war?"

„Als ich sie das Letztemal sah, war sie es nicht!" sprach Stauden mit tonloser Stimme. „Aber ich habe sie wahnsinnig gemacht, — ich — ihr Mörder! O fort, fort! Lassen Sie mich fort! Ich muß hinaus, ich muß austoben! Lassen Sie meine Hand frei! — O, weine nicht, süßes Weib!" sagte er plötzlich, indem er wieder eine Wärme in sein Herz strömen fühlte. „Ich liebe Dich mehr als je, aber Du weißt nicht, wer derjenige ist, den Du geliebt hast!"

Er umschloß die Weinende mit seinen Armen und drückte den ersten langen, weichen Kuß auf ihre Lippen, indem sich seine Thränen mit den ihrigen mischten. Dann legte er seine Hand wie segnend auf das Haupt des Kindes, küßte es auf die Stirne und verließ ohne ein weiteres Wort das Zimmer. Er drückte das Baret tief in's Gesicht, eilte an jedem Begegnenden vorüber, ohne aufzublicken und erreichte den Wald, dessen ungebahnteste, verwachsenste Wege er eine Zeitlang sinnelos verfolgte. Endlich fand er sich auf einer Anhöhe und stutzte beim Anblick eines Mannes, der mit verschränkten Armen wider einer Eiche lehnte und in die Gegend hinaus starrte. Großer Gott! das war der Graf, dessen verstörte Mienen ihn fast unkenntlich machten.

Als dieser den Baron gewahrte, trat er mit stierem Blick vor ihn hin, preßte seine Hand so kalt wie Stahl ihm vor die Stirne und sprach mit halblauter, unheimlich hohler Stimme in sein Ohr: „Verräther!" Dann lehnte er sich zurück, ihn von sich pressend, hob die Hand so hoch er konnte empor und rief mit Donnerstimme: „Still, Verräther! Kein Wort als Gegenrede will ich hören. Ich habe verziehen um jenes Weibes willen, die ich geliebt und die ich ehren werde, so lang ich bin. Gehen Sie, bevor mein Zorn sich wieder neu entflammt! Fort! fort! — Doch hier meine Hand! Ich reiche sie zuvor zum Pfande, daß ich nicht geheime Rache sinne. Ich kenne Sie als Mann, als Kavalier, der mir ebenbürtig ist an Muth und im Gefecht. Stünden Sie als Mann so ehrenvoll den Frauen

gegenüber, — wie gerne wollte ich Sie dann Freund nennen!"

Der Baron verhüllte stumm seine Augen, bis ein Thränenstrom seine Brust erleichterte und er verzweiflungsvoll ausrief: „Mein Leben werfen Sie mir als Gnadengabe vor meine Füße? O, Sie wissen nicht, wie sehr ich dieses jammervolle, gequälte Daseyn verachte. Die Natur gab mir den Sinn für Tugend, aber die Kraft, sie auszuüben, hat sie mir versagt. So ist das Leben mir nur eine Last, und ich würde Ihnen danken und noch sterbend Ihr stolzes Wort verzeihen, wenn Sie den Gnadenstoß mir nicht verweigern wollten, — — sonst, ich schwöre es! mit eigner Hand mach' ich ein Ende."

Der Graf versetzte hierauf finster: „Nicht so! Ich will davon nichts hören! Nie ist es zu spät, seine Pflicht zu thun; dies überlasse ich Ihnen. O handeln Sie redlich an jener Frau, die morgen einsam stehen wird, denn noch heute verlasse ich die Residenz."

Er ließ dem Baron keine Zeit zu weiterer Antwort und schritt mit seinem stolzen Gange dahin, indem er mit der Hand abwehrte, daß er ihm folge. Wie vernichtet blieb Standen zurück, verharrte einige Zeit in schweigendem Seelenschmerze und die ganze Wucht seiner Vergangenheit und der bodenlose Jammer der Gegenwart schienen ihn mit vereinter Gewalt erdrücken zu wollen. Er wußte nicht, ob er der Gräfin zürnen sollte. „Sie hat mich verrathen," sagte er zu sich selbst, „aber es blieb ihr keine Wahl. Niemals wird sich die Tugend dem Laster so vermählen, daß sie nicht zu der alten Pflicht umkehrt, wenn ihr das Gewissen mahnend ruft. Ich ahne es schon, daß noch eine Zeit kommt, in der sie mich hassen wird, die mich jetzt liebt. Ich selbst, voll Unbestand, habe auch an Frauen die Treue fast nie erfahren. Und Lenore — wie wird erst die Reue ihre Brust zernagen, wenn der Graf nun verschwunden ist und im Kriege — wie ich fest glaube — sein Leben beschließen will! Mir hat er sie an's Herz gelegt, mir! Doch niemals, niemals könnt' ich sie beglücken! Verhaßtes Leben, ich ertrage Dich nicht länger, die Marter will ich enden . . .!"

Er raffte sich auf und zog seinen Degen. Vielleicht würde er wirklich in diesem Augenblicke, wo die Folgen seines Leichtsinnes ihm unerträglich erschienen, als Selbstmörder geendet haben, wenn nicht das Geräusch nahenden Hufschlags sein Beginnen aufgehalten hätte. Er lauschte nach dem breiten Wege hin, der sich rechts von der Anhöhe hinunter schlängelte und erkannte seine hohe Gönnerin, jene junge Fürstin, welche munter daher ritt. Sie war unerwartet aus dem Bade zurückgekehrt, hatte sogleich nach dem Baron geschickt und erfahren, daß man ihn nach dem Walde habe gehen sehen. Ungeduldig hatte sie ihr Pferd bestiegen und in Begleitung eines einzigen Dieners auf's Gerathewohl ihren Weg nach der Höhe genommen.

„A c'est charmant!" rief sie beim ersten Anblick des jungen Abenteurers aus und winkte ihrem Diener zurück zu bleiben. Dann sagte sie hastig, indem sie näher ritt und ihr Pferd dicht an der Seite des Kavaliers anhielt: „Lassen Sie sich in einer Stunde bei mir anmelden, ich habe Ihnen wichtige Eröffnungen zu machen. Für jetzt nur das Eine: Ihrer Verbindung mit meiner Nichte steht nichts mehr im Wege; ich habe Mittel gefunden, alle Hindernisse zu beseitigen. Morgen reisen Sie in meine Heimath, und in wenigen Tagen folge ich nach. Also muthig voran! Der Ehrgeiz winkt — und", fuhr sie leiser fort, „die Liebe einer Fürstin weiß ihren Liebling, der ihr das Opfer einer Konvenienzheirath bringt, zu belohnen!"

Sie warf ihr Pferd herum, neigte mit huldvollem Lächeln ihr Haupt und galoppirte zurück, an ihrem Diener vorüber, der in respektvoller Entfernung folgte.

(Schluß folgt.)

Londoner Bierbrauereien.

Die großen Bierbrauereien, welche in den letzten Jahrzehnten in ganz Deutschland entstanden sind, haben zum Theil eine so überraschende Ausdehnung sowohl in der Zahl und Dimension der zugehörigen Gebäude wie der benutzten Braupfannen, Kühlschiffe, Gährbottische, daß man kaum glauben mag, anderwärts noch kolossalere Fabriken dieses beliebten Getränkes zu finden. Wer aber in London die größten Brauereien besucht, der wird sehen, daß Alles, was wir der Art in Deutschland besitzen, eben doch noch sehr klein ist.

Nach den Steuerausweisen haben

	Preuß. Scheffel
Truman, Hanbury und Comp. .	742,470
Barclay, Perkins und Comp. .	685,720
Meux und Comp.	352,490
Reid und Comp.	336,280
Elliot, Watney und Comp. . .	207,390
Mann, Crosmann und Comp. .	184,060
Taylor, Walker und Comp. . .	117,180
Goding und Comp.	92,825
Courage und Comp.	87,345

	Preuß. Scheffel
Wood und Comp.	66,160
Tubbs, Wilks und Cowell . .	50,955

Malz in den letzten Jahren versteuert.

Truman, Hanbury und Comp. haben schon in einem Jahre über 12½ Millionen (12,697,600) preußische Quart Porter und Ale gebraut.

Die Ausgaben desselben Hauses sollen bis zu 400,000 Pfund Sterling für Malz und 140,000 Pfd. St. für Hopfen in einem Jahre sich schon belaufen haben.

Einer Mittheilung der „Quaterly-Review" zufolge schenkten die Wirthe bis zum Jahre 1730 nur Ale, Bier und **two penny**. Der letztere Name bezeichnet eine Sorte Bier, von dem das Glas voll mit zwei Penny bezahlt wurde. Die Biertrinker jener Zeit liebten es, sich die drei Sorten Bier unter der Bezeichnung **half and half** gemischt reichen zu lassen. Auch führte das Gemisch der drei Biere den Namen dreidrähtiger Zwirn.

Im Jahre 1730 begann Horwood ein Bier zu brauen, welches das Gemisch, den Dreidraht, ersetzen sollte und nannte es **entire** (ganz). Dies Gebräu fand vielen Beifall, es war besonders bei den Lastträgern beliebt und erhielt nach ihnen den Namen „Porter".

Wir wollen nun noch einige Angaben über die Größe der bei Truman, Hanbury und Comp. vorhandenen Apparate hinzufügen.

Jeder der beiden Maischbottische faßt über 20,000 preußische Quart. Es wird darin das Malz mit heißem Wasser behandelt und große Dampfmaschinen bewegen die kolossalen Rührapparate, welche die Mischung besorgen.

In den großen kupfernen Pfannen, deren fünf in der Brauerei vorhanden sind, von welchen jede 10- bis 12,000 preußische Quart faßt, wird die Würze mit dem Hopfen gekocht. Es werden oft 40 Zentner Hopfen an einem Tage verbraucht.

Die Kühlschiffe, auf welche das Bier aus den Pfannen gelassen wird, haben eine Ausdehnung von über 30,000 Quadratfuß. Von hier gelangt es in die Gährbottische, welche eine Größe haben, daß unser berühmtes Heidelberger Faß als winzig erscheint. Ein einziger Gährbottisch faßt ungefähr 20,000 preußische Quart. Es sind vier solcher Gefäße vorhanden.

Nachdem die erste starke Gährung auf diesen Bottichen stattgefunden hat, wird das Bier daraus abgelassen in Gefäße, welche an ihrem Rande mit Ablaufrinnen versehen sind. Die ausgestoßene Hefe schwimmt in diesen weg und das Bier gelangt nun in große Fässer, auf denen es in langsamer Gährung alle Hefe absondert. Diese Fässer haben zusammen einen Inhalt von fast 15 Millionen preuß. Quart.

Die Brauerei besitzt circa 80,000 kleine Fässer zum Bierversandt. Der Werth derselben, obwohl sie alle in den Werkstätten der Fabrik selbst hergestellt werden, beträgt 84,000 Pfd. St.

Es sind ferner 130 Pferde vorhanden, welche das Bier verführen. Dieselben kosten durchschnittlich 70 Pfd. St. im Ankauf und bleiben durchschnittlich 7 Jahre dienstfähig. 80 Fuhrleute, 21 Stallknechte und Schmiede sind damit beschäftigt.

Da die Dampfkraft in diesem Etablissement Alles besorgen muß, was man ihr zumuthen kann, so ist die Zahl der Arbeiter verhälnißmäßig gering. Es sind aber doch 35 Brauknechte und Heizer, 46 Arbeiter auf den Speichern, 66 Böttcher, 17 Aicher und Mechaniker, 32 Zimmerleute, 4 Stellmacher, 18 Maler, 40 Maurer, zusammen 350 Leute angestellt. Außer diesen sind neben den 8 Associes noch 40 Commis und höhere Beamte in dem Geschäft in Thätigkeit.

Die Arbeiter haben eine eigene Sparkasse und ihre Einlagen sollen bereits die Summe von 12,000 Pfd. erreichen. Auch ist für dieselben eine Bibliothek vorhanden, aus welcher sie Bücher mit nach Hause nehmen können.

Auch eine Schule haben die Besitzer der Fabrik gegründet, jedoch nicht nur für die Kinder ihrer Fabrik. Es soll dieselbe von 1000 Kindern besucht werden, und neuerdings beabsichtigen Hanbury und Comp. eine Spezialschule für die erwachsenen Söhne ihrer Arbeiter zu gründen.

Seltsame Gewohnheiten verschiedener Komponisten.

Gluck pflegte sich, um seine Phantasie zu erregen, mitten in eine schöne Landschaft zu setzen. So situirt, sein Piano vor sich und seine Flasche Champagner daneben, hat er seine beiden „Iphigenien," den „Orpheus" und so viele andere bewundernswerthe Werke geschaffen.

Sarti liebte im Gegentheil eine leere Stube, welche er durch eine von der Decke herabhängende Lampe nur schwach erhellen ließ. Nur während der geräuschlosen Stunden der Nacht, wenn die tiefste Ruhe um ihn war, vermochte er seine musikalischen Gedanken zu sammeln.

Mozart komponirte mit dem größten Erfolge, wenn es ihm so zu sagen auf den Nägeln brannte,

wenn die herannahende Stunde der angesetzten Aufführung einen Aufschub unmöglich machte. Die Nothwendigkeit war für ihn der mächtigste Sporn.

Cimarosa liebte das Geräusch, ja den Lärm, und bat immer seine Freunde zu sich, wenn er die Absicht hatte, zu arbeiten. Oft fielen ihm an einem einzigen Abende die Motive von 8 oder 10 allerliebsten Arien ein, welche er sofort in Gegenwart seiner Gäste zu Papier brachte.

Gretry fühlte sich am mächtigsten begeistert, wenn fröhliche Gesellschaft ihn umgab, oder wenn er sich an der bezaubernden Aussicht auf eine schöne Landschaft erquicken konnte.

Sacchini konnte keine Note schreiben, wenn seine Frau nicht neben ihm saß und seine Lieblingskatze nicht um ihn herumschwänzelte.

Paesiello komponirte nur im Bette. Seine leichten anmuthvollen Meisterwerke hat er auf der Bettdecke geschrieben.

Zingarelli diktirte seine Musik und pflegte vorher ein paar Seiten in irgend einem alten Kirchenvater oder aus einem lateinischen Klassiker zu lesen.

Haydn, einsiedlerisch und ernsthaft wie Newton, erklärte, daß seine Phantasie nicht anders erwache, als wenn er den Ring, welchen ihm Friedrich der Große geschenkt hatte, an seinem Finger wisse. Dann setzte er sich an das Klavier und nach wenigen Minuten trugen ihn seine Gedanken in die himmlischen Chöre. Während seines Aufenthaltes in Eisenstadt als Gast des Fürsten Esterhazy, wo er die vollkommenste Freiheit genoß und alle Sorgen der Welt hinter ihm lagen, äußerte er wiederholt, daß komponiren für ihn der Zustand der höchsten Seligkeit sey.

Mannigfaltiges.

In Konstantinopel bei Ak-Seraï ist ein auf Kosten der Sultanin Valide errichteter Brunnen in diesen Tagen für den allgemeinen Gebrauch damit inaugurirt worden, daß am Eröffnungstage aus den sechzehn Ausläufen nur Zuckerwasser floß. Einer angestellten Berechnung zufolge sind nicht weniger als 24,000 Okas der süßen Flüssigkeit von der sich drängenden Menge konsumirt worden.

Landwirthschaftliches.

Der Chlorkalk als Mittel gegen Ungezieser. In dem Chlorkalk besitzen wir ein ausgezeichnetes Mittel, den Viehseuchen, namentlich der Klauenseuche, vorzubeugen oder sie unschädlicher zu machen. Minder bekannt ist es, daß derselbe wegen seines Geruchs von vielen Thieren gehaßt wird. Alle Arten Fliegen, namentlich aber Stechfliegen in Ställen, werden in einer Nacht total vertrieben, wenn man Chlorkalk auf einem Brette in einem Stalle erhöht aufhängt und ein Fenster etwas offen läßt. Der Geruch treibt alle Fliegen zum Fenster hinaus, das in der Frühe zu schließen ist. — Der Chlorkalk ist dem Vieh durchaus nicht schädlich, im Gegentheil eher nützlich, weil er gegen jede schädliche Luft wirkt. Es versteht sich von selbst, daß dieses Mittel oft, wenigstens wöchentlich ein Mal, angewendet werden muß, was leicht geschehen kann, da es keine Auslagen und Vorrichtungen erfordert. Ein Zimmer, oder ein anderer Hausraum, wo Chlorkalk sich befindet, wird von Ratten und Mäusen nicht besucht, und überall weichen diese Thiere, wo der Geruch desselben auftritt. In einem Gasthause zu Nürnberg wurde dieses Mittel versuchsweise angewendet und das Resultat war ein überraschendes: die Ratten im Winkel und Hof und alle Mäuse des Haupt- und Nebengebäudes waren plötzlich verschwunden. An Pflanzen zur Abhaltung des Ungeziefers ist die Wirkung des Chlorkalkes eine bedeutende. Kohlfelder blieben vom Erdfloh, von Schmetterlingen und Raupen überhaupt befreit, wenn sie mit Chlorkalkwasser besprengt worden waren. Man löst den Chlorkalk in Wasser auf und bespritzt mit einem Staubbesen oder Mauerpinsel die Pflanzen, womöglich am Abend oder in der Frühe. Ein so behandeltes Grundstück mit Weißkraut blieb von allen Kohlweißlingen verschont, während alle in derselben Gemarkung liegenden Kohlpflanzen von den Raupen ganz aufgezehrt wurden. Zur Abhaltung oder Vertreibung der Raupen von Obstbäumen gibt es kein besseres Mittel, als den Chlorkalk. Man nimmt davon 1 Pfund und mischt 1/2 Pfund Schweinefett darunter, das man dann zu einem Teige formt und, mit Werg umwickelt, um den Baumstamm bindet. Die Raupen von allen Aesten fallen herunter und kriechen am Stamm auch nicht mehr hinauf; die Schmetterlinge selbst meiden jeden Baum, dessen Blätter mit Chlorkalkwasser bespritzt worden.

Auflösung der dreisylbigen Charade in № 146:
Vortheil — Ur — Vorurtheil.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 148. Freitag, 12. Dezember 1862.

Pflicht und Liebe.

(Schluß.)

Gräfin Rothenheim an ihre Freundin S.

„Beinahe zwei Jahre sind hingegangen seit jener furchtbaren Katastrophe meines Lebens, die ich ohne Deine tröstende Nähe und aufopfernde Liebe wohl nicht hätte überleben können. Dürfte ich den ganzen Zeitraum von zwei Jahren ausstreichen aus dem Buche meines Lebens! — Und doch nein! Ich will keinen Wunsch gegen mein Schicksal hegen. Was ich erlebt, was ich gelitten, — es hat so kommen müssen und ich will es als gut betrachten. Meine irdische Glückseligkeit ist zerstört und ich kann Niemanden darum anklagen, als mich selbst. Aber ich darf Dir's gestehen, ich bin durch meine Erlebnisse erfahrener, selbständiger geworden und habe durch die Täuschung in der Liebe ein freieres Herz mit mehr Selbstkenntniß und Willenskraft errungen. Seit die Binde von meinen Augen gefallen ist und der Kampf zwischen Herzensneigung und Pflicht in mir ausgetobt hat, ist es mir oft, als ob ich der Natur, der Freiheit und dem Weltgeiste wieder näher gekommen wäre. Nur wenn ich mich unter Menschen sehe, die ich früher gekannt und mit welchen ich einst glückliche Stunden unbefangenen Frohsinns verlebt habe, da erkenne ich, daß ich alt geworden bin vor der Zeit und keinen Sinn mehr habe für die Tändeleien dieser Erde. Meine Freuden sind ernster und höherer Art geworden und in der Einsamkeit der Natur ist mir am wohlsten. Zu ihr trage ich oft meine stille Klage, die ohne Worte ist, aber tief an meinem innersten Leben zehrt. Es ist weniger die Klage um einen einzelnen Verlust, als um alle Verluste, welche der Mensch erdulden muß und die oft unmerklich die schönsten Blüthen der Seele abstreifen. Was bleibt uns denn, wenn jene himmlischen Eindrücke vorüber sind, die wie Frühlingszauber unsere Begeisterung weckten und die wir göttlich, unsterblich gewähnt? Waren sie uns gegeben, um uns eine befriedigte Minute in unserem kurzen, schweren Erdentraum zu bereiten, oder hatten sie nur den Zweck, unseren Sinn für die höchste Wahrheit und Tugend zu wecken und auszubilden?

„Wenn ich nur eine Gewißheit erlangen könnte, o! nur die eine: ob er lebt, mein verehrungswürdiger Gatte, und ob der hohe Ruhm, welchen er in jener heißen Schlacht erntete, ihn einigermaßen mit seinem Schicksale ausgesöhnt hat. Mit seinem Schicksale! Und wer bereitete ihm dieses Schicksal? O meine Freundin, dieser Wurm an meinem Herzen wird nie sterben! Alle Wunden, welche das Leben schlägt, können vernarben, aber der Selbstvorwurf eines Schuldbelasteten ist wie die tausendköpfige Hydra! — Sage mir nicht mehr, daß mein Unrecht an jenem Manne, dessen Vertrauen ich eine Zeit lang zu täuschen im Stande war, durch mein freiwillig-offenes Geständniß gesühnt worden sey. Der Kummer, den ich ihm bereitete, kann durch die Thränen meiner Reue doch nicht abgewaschen werden, und selbst wenn er Alles vergessen könnte, wenn er wieder glücklich wie ehemals in meinem Besitz lebte, würde nach Jahren treuer und strengster Pflichterfüllung von Neuem immer noch der bange Vorwurf meine Ruhe schrecken: es gab eine Zeit, wo Du dieses treue Herz leichtsinnig von Dir stießest, wo Du ihn in die Welt hinaus triebst, den edelsten der Männer, der Dir einst Alles opferte und nur weil er Dein Glück im Auge hatte, aus dem Schooße der Heimath und Liebe flüchtete! Wie gern möchte ich ihm schreiben, ihm nur einmal, einmal wieder mein Inneres zeigen, dessen zerstörte Gefilde sich nach der ordnenden Hand ihres Gärtners sehnen!"

An einem Nachmittag im Spätherbst — es waren nun mehr als zwei Jahre seit den erzählten Begebenheiten verstrichen — hielt ein Reisewagen im

Parke der Besitzung Rothenheim. Die Dienerschaft des jungen Edelmannes, der seither das Gut verwaltete und den wir unter dem Namen Otto kennen gelernt haben, war beschäftigt, verschiedenes Gepäck aus dem Wagen in's Schloß zu tragen. Auf der andern Seite des Schlosses schritt die Gräfin Lenore in ihrer dunkeln Reisekleidung nach demselben Platze hin, auf welchem wir sie einst im Glanze ihrer Schönheit und ihres Glückes fanden. Wieder neigte sich der Tag wie damals seinem Ende zu, und wieder brach die Verklärung des Sonnenuntergangs durch die hohen Zweige der Bäume. Aber erstorben war der Frühlingsgesang der Vögel und das entfärbte Laub bedeckte reichlich den Boden. Wohl tanzten die beiden Kinder fröhlich zwischen den verödeten Gartenbeeten hin wie damals; aber der Blüthenzauber auf den Wangen ihrer jungen Mutter war erstorben und ihr Auge so trüb wie ihre Seele. Sie setzte sich schweigend auf jenen Stuhl, der noch wie früher neben den andern Stühlen stand; aber der Platz des von ihr verehrten Mannes blieb leer und nur die schwermüthige Erinnerung umspielte ihn mit der reinen Herbstluft.

Lang saß Lenore in schmerzliches Sinnen verloren und die Vergangenheit zog klar an ihrer Seele vorüber. Sie zeigte ihr wie in einem Spiegel die reinen Tage ihrer Jugend, das stille, wenn gleich leidenschaftslose Glück an der Seite ihres Gatten; dann das Erwachen ihres Herzens zu der unberechtigten Leidenschaft für einen Mann, der sie irre leitete, der sie in ihren hohen, begeisterten Erwartungen von seinem Edelmuth und seiner reinen Zuneigung betrogen hatte und sie ihrer trostlos-verlassenen Lage überließ, um seine ehrgeizigen Pläne zu verfolgen; dann ihre tobende Verzweiflung über die plötzliche Abreise ihres Gatten, eine Verzweiflung, die sie auf's Krankenbett geworfen und ihr beinahe das Leben gekostet hatte. Auch das Bild des schuldlosen Kindes jener Unglücklichen, dem sie eine Zeitlang ihren Schutz gewährte, tauchte in ihrer Erinnerung auf und mit Wehmuth gedachte sie des Tages, an welchem es zum letzten Male auf ihrem Schooße lächelte, dann plötzlich sein Köpfchen neigte und aufhörte zu athmen.

Und so sah sie sich nun in der alten Heimath verlassen und einsam, in der Brust die ungeheure Oede, die nach jeder bitteren Täuschung entsteht, verbunden mit einer reuevollen Sehnsucht nach dem verlorenen Paradiese. Welten hätte sie darum gegeben, in dem leeren Sessel ihr gegenüber wieder die edle Gestalt ihres Gatten zu erblicken, aus seinem Auge Frieden und Versöhnung, aus seinem Munde die Verheißung eines neuen Lebens voll pflichtgetreuer Liebe und Tugend zu schöpfen!

Schon längere Zeit wurde sie aus einiger Entfernung von einem Manne beobachtet, in dessen Zügen sich tiefes Mitgefühl ausdrückte. Er näherte sich jetzt langsam ihrem Sitze und sie stand lebhaft auf, als sie ihren geliebten Bruder erkannte.

„So bist Du schon von Deiner Reise zurückgekehrt und vor mir hier angekommen?" sagte sie, ihm die Hand reichend. „O sprich, welche Kunde bringst Du von ihm, für dessen Zufriedenheit ich so gerne den Rest meines Lebens hingeben möchte?"

„Er lebt!" versetzte Otto. „Er hat wieder in dem letzten Treffen heldenmüthig gekämpft und seinen Ruhm vergrößert. Aber was könnte ihm und Dir seine Rückkehr frommen, da Du ihn nie geliebt hast?"

„Bruder! Bruder!" sprach die Gräfin in kummervollem Tone, indem ein schwaches Roth ihre bleichen Wangen färbte. „Häufe nicht noch diesen Vorwurf zu meinem Elend! Du weißt es wohl, ich habe die waltenden Mächte des Schicksals verehren gelernt und die Leidenschaften meines Herzens sind niedergebannt. Aus der heiligenden Flamme des Schmerzes sind alle reinen Gefühle, die mich früher beseelten, siegreich hervorgegangen, und ich würde den Augenblick segnen, der mir des theuren Mannes Gestalt wieder vorführte."

Als sie so sprach und ihr Blick sich belebte, rauschte es in dem nahen Gebüsch. Der Graf trat hervor und die überraschte Frau sank lautlos an seine Brust.

„Wir sind uns wieder gegeben," flüsterte er ihr zu. „Nun lass' uns der schrecklichen Vergangenheit vergessen und ein neues Leben beginnen."

Jetzt erst gewahrte die Gräfin, daß ihr Gemahl den rechten Arm in einer Binde trug.

„Es thut nichts," sagte er lächelnd. „Der Arm wird steif bleiben, aber Du willst ja fortan mein rechter Arm seyn, nicht wahr?"

„Mit ganzer voller Seele!" entgegnete die Gräfin. Und als sie den thränenvollen Blick empor richtete, erschien ihr der abendliche Glanz um sie her wie die Morgenröthe eines neuen, besseren Daseyns.

Das Inkognito zu Oggersheim.

Ein Gedenkblatt von H. von B.

„Drei Loth Kaffee von der bewußten Sorte!" erscholl eine helle Mädchenstimme.

„Zwei Pfund Chocolade, ich warte schon eine Viertelstunde!" kreischte eine scharfe Weiberstimme nach.

Dort hinten im Winkel des kleinen Spezereiladens tauchte jetzt das runde geröthete Gesicht eines kleinen dicken Männleins auf. — „Daß man doch nicht einen Augenblick ungestört —" murmelte es von seinen Lippen. „Also drei Loth Kaffee?" wiederholte er, an den Ladentisch tretend, „für Madame?" — „Für Madame Grundmann." — „Für Madame Grundmann? aha, nun freilich, dann ist es dringend, dann gibt's natürlich wieder einen Kaffee?" — „So ist's," entgegnete spitzig das Dienstmädchen. — „Einen Kaffee, wo wieder so mancher Nachbarin die Ehre abgeschnitten wird." — „Herr Derain, wollen Sie mir den Kaffee geben oder nicht?" sagte mit sehr entschiedenem Tone und mit blitzenden Augen die gekränkte Zofe. „Hier, hier, mein holdes Täubchen," erwiederte grinsend der Kaufmann und reichte ihr das Erbelene hin. — „Und Sie," wandte er sich wieder mit scharfem Tone zu der andern Frauensperson, einem alten Weibe in ländlicher Tracht. „Ich hab's schon drei Mal gesagt, daß ich zwei Pfund Chocolade haben will, aber der Herr hört nicht," brummte sie. — „O, bitte tausendmal um Vergebung, meine verehrte Dame vom Dorfe," sagte er mit spöttischem Lächeln; „also Chocolade? Trinkt man jetzt bei Euch auf dem Lande schon Chocolade?" — „Was geht das den Herrn an," keifte die Alte, „mein ältester Junge macht Hochzeit." — „Aha, Hochzeit, freilich, freilich, das ist etwas Anderes, wiewohl zur Zeit, wo ich jung war, die Bauernhochzeiten auch ohne Dies abgingen, aber jetzt muß Alles groß hinaus, muß Alles den Städtern nachgemacht werden." — „Was plauscht denn der Herr so viel, geb' Er mir doch das Zeug und damit holla!" — „Hier, hier, mein zahnloser Engel!" kicherte der Handelsherr und schob ihr die Chocolade auf den Tisch hin. „Unselige Plackerei mit diesem Kleinhandel; man kann nicht einmal ein Paar Seiten ruhig für sich lesen," sprach er, indem er sich wieder in den Hintergrund zurückzog.

„Wo war ich denn stehen geblieben?"

Freundlos war der große Weltenmeister,
Fühlte Mangel, darum schuf er Geister,
Sel'ge Spiegel seiner Seligkeit,
Fand das höchste Wesen schon kein gleiches,
Aus dem Kelch des ganzen Seelenreiches
Schäumt ihm die Unendlichkeit.

„Wie markig, wie schwungvoll! Von wem ist denn dies Gedicht? Von Y. Wer muß dieser Y. seyn, dem man so häufig begegnet? Nun, ein gewöhnlicher Kopf ist er wenigstens nicht." Seine Betrachtung unterbrach da plötzlich der schrille Ton der Ladenklingel. Wiederum öffnete sich die Thüre und herein guckte das freundliche Gesicht einer Matrone. „Ah, Madame Wenzel, was bringen Sie Neues?" sprach jetzt viel freundlicher der Kaufherr. — „Ist es erlaubt, näher zu treten, stört man den Herrn nicht?" entgegnete diese. — „Sie wissen, daß Sie mir stets angenehm sind, Frau Nachbarin, auch bin ich hier mit meiner Lektüre gerade fertig. Dergleichen Nahrung muß man hübsch mäßig und in Pausen zu sich nehmen, sonst wird einem der Kopf wirr und wüst." — „Was haben Sie denn da vor, wenn man fragen darf?" meinte die Frau, indem sie neugierig nach dem Buche schielte. — „Es ist die neue Anthologie auf das Jahr 1782, gedruckt in der Buchdruckerei zu Tobolsko, die ich mir aus Mannheim mitgebracht, Nichts für Sie, Frau Wenzel, soviel ich Ihren Geschmack kenne, lauter Gedichte." — „Brr!" sagte die Frau, sich schüttelnd, „haben Sie sonst Nichts?" — „O ja," entgegnete er blinzelnd, „es ist mir endlich gelungen, den „Ugolino" von Gerstenberg aufzutreiben, der fast ganz vergriffen ist." — Die Miene der Alten strahlte von Entzücken. „Wirklich?" rief sie, „o, das ist schön, das soll ein grausiges Stück seyn." — „Hier, liebe Frau Nachbarin," sagte Derain, indem er das Buch in ihre zitternden Hände legte, „aber nun sagen Sie mir, was gibt's Neues?" — „Eigentlich nicht viel," erwiederte sie, „als daß wir nach langer Zeit wieder einmal Einquartierung bekommen haben." — „So und wen denn?" — „Zwei recht schmucke Herren, der Eine nennt sich **Dr.** Schmidt, der Andere **Dr.** Wolf." — „Woher?" — „Ich weiß nicht, es sind recht stille, solide Menschen, aber Geld scheinen sie nicht im Ueberfluß zu besitzen, denn sie lassen Alles ankreiden, es ist schon ein recht erkleckliches Sümmchen angewachsen und mein Mann — Sie kennen ja seine Art — fängt schon an, ein verdammt saures Gesicht zu ziehen." — „Und was treiben sie denn bei Ihnen?" — „Der Eine klimpert viel auf dem Klavier, das sie mitgebracht, der Andere schreibt fast den ganzen Tag, er muß wohl so ein Stück Gelehrter seyn. Das sieht jetzt unordentlich in der obern Stube aus, wo ich sie untergebracht, überall liegen die Papierschnitzel herum, da habe ich hier ein Paar solcher heruntergefallener Blätter, die ich aufgelesen und mitgebracht, es scheint mir lauter konfuses Zeug, ich werde nicht gescheidt daraus — da lesen Sie doch einmal, Herr Derain."

Aber es sollte heute einmal ein Tag der Störung seyn, denn im Rücken der Sprechenden knarrte jetzt schon wieder eine Thüre. „Väterchen, wir bekommen Besuch," rief eine wohlklingende Stimme und herein hüpfte ein liebliches, blondgelocktes Mäd-

chen. „Soeben bog ein Wagen um die Ringecke, aus dem ich Malchens Kopf ganz deutlich herausgucken sah." — „Stein's, ist es möglich?" fragte freudig erregt der Vater und eilte an die Thüre, die nach der Straße führte. In der That war eine schwerfällige Kutsche mit zwei stattlichen Braunen bespannt vorgefahren, aus deren Fond sich jetzt ein hochgewachsener Mann von mittleren Jahren und eine schlanke jugendliche Mädchengestalt entwickelte. Ein herzliches Willkommen empfing sie. Derain übertrug die Aufsicht im Laden der tauben Ursula und geleitete seine Gäste nach oben in das schmucke Galazimmer.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Handwerkswahl. „Mein Sohn sollte durchaus ein Handwerk lernen und man schlug mir deßhalb mehrere Arten derselben vor. Ich konnte mich aber lange nicht entschließen, denn überall fand ich Etwas, was mir mißfiel. Der Hutmacher hat mit Filzen zu thun; der Hafner mit Hefen. Der Brauer kommt oft an Dinge in der Welt, wo Hopfen und Malz verloren ist. Der Müller muß gar pfiffig seyn, um überall schnell zu erfahren, was das Korn gilt. Dem Glaser kann jeder Narr die Arbeit durchsehen. Der Seiler ist freilich edelmüthig, indem er Anderen emporhilft; bei den schlechten Zeiten aber lassen viele Leute den Kopf ohne Strick hängen, besonders wenn sie sehen, daß alle Stricke reißen. Dem Schuhmacher wirft Jeder vor, daß ihn der Schuh drücke, und die Korbflechter haben einen schwierigen Stand, denn die Damen und Mädchen machen jetzt immer weniger Gebrauch von Körben. Der Friseur muß alle Stadtneuigkeiten auf ein Haar zu erzählen wissen, und die Schneider können oft gut aufschneiden und schlecht zuschneiden. Der Leimsieder muß zu Grunde gehen, denn die Menschen wollen nun einmal nicht recht mehr zusammenhalten, und der Binder kann unmöglich alles Ungebundene zusammenbringen. Endlich entschloß ich mich für den Maurer, denn erstens kann er ein großes Haus machen; zweitens, da es ihm ein Leichtes ist, eine Wand aufzuführen, so kann er auch leicht den Aufwand in seinem Hause bestreiten und für seine Mängel und Fehler findet er ohne Schwierigkeit einen Vorwand. Es ist auch sonst der wesentliche Unterschied zwischen dem Maurer und anderen Gewerbsleuten, daß jener ein Werk aufführen kann, das ihm hinterdrein erst einfällt."

Wie das „Athenäum" aus Neapel vom 18. Oktober meldet, sind bei den Nachgrabungen in Pompeji in einem Hause von ärmlichem Aussehen die Skelette von fünf Personen — vier Frauen und einem Kinde — in einem Winkel zusammengekauert gefunden worden, ein Fund, der zu den Seltenheiten gehört, da bekanntlich der größte Theil der Bevölkerung sich vor der Verschüttung der Stadt durch die Flucht zu retten vermochte. Die Stellungen der Skelette ließen voraussetzen, daß ein sehr langer und schwerer Todeskampf stattgefunden haben mochte. Armbänder aus Bronce und die Reste einer Börse mit zwanzig Silber- und zwei Kupfermünzen fanden sich neben den Skeletten. Der Stoff der Börse war bereits so dünn wie Zunder, von dem Stoffe der Kleidungsstücke fanden sich ähnliche zunderartige Ueberbleibsel vor.

Rache. In Gothenburg ist in diesen Tagen ein Gewürzkrämer, Namens Anderson, vor das Gericht gestellt worden, weil er, um sich für verschmähte Liebe zu rächen, dem Gegenstande seiner Inklination, einer hübschen, etwas kurzsichtigen Dame, ein Packet geschickt hatte, in welchem sich eine Mischung von Knallquecksilber und gestoßenem Glase befand. Als die Dame dies Packet mit einem Messer eröffnete, erfolgte eine starke Explosion, durch welche sie nicht unerheblich im Gesicht verletzt wurde, aber doch nicht, wie bezweckt zu seyn schien, den Gebrauch ihrer Augen verlor.

In Frankfurt wurde neulich ein höchst probates Mittel gegen verzweiflungsvolle Liebe von einem Apotheker entdeckt. Ein junges Liebespaar kam zu einem Pharmaceuten und erbat sich eine gute Dosis Rattengift. Der Apotheker gab ihnen statt des Arseniks ein starkes Purgirmittel. Die Liebenden, welche, wie der Apotheker richtig gemuthmaßt, das Gift für sich verlangt hatten, nahmen die Laranz im guten Glauben ein und fühlten sich anfangs schmerzlich, dann aber so wohlthätig erleichtert, daß Verzweiflung und Liebe allmälig mehr und mehr verschwanden. — Hieraus ergibt sich, daß die Liebe ihren Sitz im vollen Magen hat und bei leerem Magen verschwindet. (Eine Beobachtung, welche die Erfahrung längst schon bestätigt hat.)

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 149. Sonntag, 14. Dezember 1862.

Der einzige Sohn.

Aus dem Englischen frei übertragen von *.**

Cyril Danvers war im Begriff, die Dorfkanzel zu besteigen, um seine erste Predigt zu halten. Das war ein großes Ereigniß für den noch so jungen, kaum sechsundzwanzig Jahre alten und überaus schüchternen Pfarrer. Nachdenklich saß er in der kleinen Sakristei und ließ sich von dem alten Manne, der gleicherweise die weltlichen und geistlichen Verrichtungen eines Gärtners und Küsters an der Rektorei zu versehen hatte, seine Kleidung zurecht ziehen, was dieser mit feierlicher Sorgfalt that. Der kleine gesprungene Spiegel über dem Kamin warf die Züge des jungen Geistlichen zurück — es war ein hübsches, angenehmes, offenes Gesicht, das abwechselnd erröthete und wieder erbleichte, wie das eines schüchternen Mädchens. Eben ertönte der letzte Vers der einfachen aber rührenden und feierlichen Hymne von Innen und ermahnte den Geistlichen, seinen ganzen Muth zusammen zu nehmen. Der ehrerbietige Wunsch des alten Mannes: „Gott sey mit Ihnen, lieber Herr!“ lenkte seine Gedanken von seiner eigenen natürlichen Schüchternheit ab auf die hohe, heilige Pflicht, die er zu erfüllen hatte. Und so schritt der junge Pfarrer von der Sakristei zur Kanzel, zwar mit bleichem Gesichte und klopfendem Herzen, aber in der ruhigen Stimmung, die Zeit und Ort erforderten.

Cyril Danvers begann mit zitternder Stimme, denn er dachte daran, wie viel von dieser ersten Predigt abhing; auf seine Talente und Erfolge stützten sich die Hoffnungen einer verwittweten Mutter und zweier jungen Schwestern, für deren Unterhalt die Sorge auf ihm ruhte; aber je weiter er kam, desto mehr verdrängte die Heiligkeit seiner Aufgabe alle weltlichen Gedanken und er sprach mit ernstem, feurigem Enthusiasmus, der das Innerste seiner andächtigen Zuhörer bewegte. Vielleicht war es für Cyril eine Erleichterung, daß dieselben den niederen Klassen angehörten und daß sein eigener guter, jedoch kalter und strenger Vorgesetzter nicht in seinem Kirchenstuhl saß, in welchem diesmal seine einzige Tochter, Lucy, allein Platz genommen hatte. Wir stellen uns gewöhnlich alle Lucy's als hübsch, lieb und gut vor; und Lucy Morton machte ihrem Namen keine Unehre, so daß der junge Pfarrer eine strenge Kritik von ihr nicht zu fürchten brauchte. Er war noch zu kurz in dem Orte, um sie nur dem Ansehen nach zu kennen, aber ein flüchtiger Blick in des Rektors Kirchenstuhl zeigte ihm ein sanftes Gesicht, welches mit so frommer, ernster Aufmerksamkeit emporgerichtet war, daß es ihm neuen Muth einflößte und er endlich seine erste Predigt mit dem Gefühl beendigte, daß die schwerste Aufgabe seines Lebens vorüber und wohl vollbracht sey.

Als er durch die grünenden Wiesen, die in sabbathlicher Ruhe in den sanften Strahlen der warmen Junisonne dalagen, zu seiner einsamen Wohnung zurückkehrte, war sein Herz von einer ruhigen, dankbaren Freudigkeit erfüllt und der Gedanke an sein zukünftiges Leben erschien ihm weniger düster und hoffnungslos, als damals, wo er als junger Schüler nach Hause gerufen ward an das Sterbelager seines Vaters, der seiner Sorge die drei hilflosen Frauen anvertraute, deren alleinige Stütze und letzte Zuflucht in dieser Welt der einzige Sohn und Bruder nun war.

Welcher Reiz liegt nicht oft in den Worten „einziger Sohn“! Die Phantasie ruft dabei die frohen Tage einer sonnigen Kinderzeit zurück, wo ungetheilte Liebe ihren vollen Reichthum auf den einzigen Liebling häufen konnte. Allein auf unseren Cyril war das traurige Loos der Schattenseite dieses Worts gefallen. Die schweren Familiensorgen, die der reife Mann nur mit Mühe trägt, mußten fast den Jüngling überwältigen. Auf ihn allein stützte sich die Familie, von ihm allein verlangte sie Rath und

Hilfe und nur ein reiches Maß von Liebe konnte die schwere Bürde ihm erleichtern.

Indessen hatte unser junger Pfarrer schon manche schwere Sorgen getragen und darüber gesiegt, und als er endlich einige Wochen nach dem Sonntag, mit dem unsere Geschichte beginnt, seine Mutter und Schwestern in die kleine aber nette und freundliche Wohnung, die nur wenige Schritte von seiner Pfarrei entfernt war, einführte, fühlte er die süße Befriedigung eines Mannes, der bisher seine Pflicht erfüllt hat und mit stiller Zufriedenheit weiter schauen kann auf eine ruhige und geebnete Lebensbahn. Wie glücklich fühlte er sich, daß er seiner bejahrten Mutter und den beiden lieblichen Geschöpfen, die ihn Bruder nannten, eine Heimath gesichert hatte, während sie ohne ihn in völliger Hilflosigkeit in die weite Welt hinausgestoßen wären. Denn vor fünfzig Jahren — dem Zeitpunkt unserer Erzählung — waren die Frauen noch weniger sorgfältig erzogen und behaupteten noch nicht den Platz in der Gesellschaft, den sie darin jetzt einnehmen; es war damals für ein junges Weib, die vom Ueberfluß in Armuth gesunken war, beinahe unmöglich, sich ihren Lebensunterhalt auf einem der mannigfaltigen Wege zu erwerben, mittelst welcher in unseren Tagen so viele unverheirathete und schutzlose Frauen ehrbar und erfolgreich gegen ihr hartes Geschick ankämpfen. Und so murrte der hochherzige und liebende Bruder auch nicht einen Augenblick über seine Last, sondern dankte Gott, daß sein eigener sauer erworbener Gehalt und der armselige Ueberrest von der Mitgift seiner Mutter ausreichten, um von Franziska und Jessie die bitteren Leiden des Mangels und der Armuth fernzuhalten.

Der Sommer verging leicht und fröhlich für des Pfarrers kleine Familie. Die Zeit hatte nach und nach den Schatten entfernt, der sie überwältigt hatte, als ihnen der Vater geraubt ward. Die Geschwister waren noch so jung und in der Jugend herrscht ja die Fröhlichkeit vor; sogar die Lücke, die der Tod zurückläßt, dauert nicht ewig; und das einzige Andenken an den, der vorangegangen, bestand in der Trauerkleidung der verwittweten Mutter, die sie nie mehr ablegen wollte, bis sie auch ihr einst das Sterbekleid anzögen, um sie zur ewigen Ruhe zu bringen. Die lustige Jessie sang wieder so munter wie ein Vogel und hüpfte den ganzen Tag vor Vergnügen, daß sie auf dem Lande leben dürfe; sie entführte Cyril seinen Büchern und Franziska ihren Werken der Barmherzigkeit. Denn die letztere und die Tochter des Rektors waren im Dorfe die hilfreichen Engel der Armen und Nothleidenden geworden. Beide hatten sich bei der ersten Begegnung gefallen und verstanden, und bald verband sie eine innige Freundschaft, trotz der großen Verschiedenheit ihrer Charaktere. Lucy hatte einen frohen und munteren Sinn, sie glich einem hellen sonnigen Sommertag, während Franziska ruhig und heiter aber sonnenlos war, wie ein schöner Herbsttag. Sie hatte ein Temperament, an welchem die Sorge nie spurlos vorübergeht und dabei schon früh eine bittere Erfahrung gemacht, die ihrer Schwester und ihrem Bruder erspart geblieben war: Franziska war geliebt worden und hatte geliebt, tief und wahr, wie nur die lieben, denen die schwere Prüfung des Entsagens auferlegt ward. Sie brach nicht zusammen unter dem Verlust, aber ihr Lächeln wurde seltener und viele ihrer Gefährtinnen erzählten, daß Franziska Danvers mit vierundzwanzig Jahren schon aussehe, wie eine, die die Höhe vom Berge des Lebens überschritten habe.

Trotzdem war Miß Danvers von Allen geliebt, namentlich aber von den springenden und hüpfenden Kindern des Dorfes. Zum Erstaunen und Aerger des ländlichen Orpheus, eines Hufschmieds, der gewohnt war, die Kirchenmusik zu leiten und seine sechs Fuß hohe, breite Gestalt von der Vorderseite der Gallerie aus zu produziren, hatte sie den Gesangunterricht der Kleinen in die Hand genommen. Auch der ernste und sonst so unzugängliche Rektor schien stets erfreut zu seyn, die freundliche, wohlerzogene Franziska als die Gefährtin seiner Tochter begrüßen zu können. Und beide Mädchen waren so eifrig bemüht, helfend und tröstend zu erscheinen, wo sie nur wußten, daß Hilfe und Trost vonnöthen sey. Fast täglich besuchten sie die Armen und Kranken des Dorfes. Gar oft begegneten sie dann dem jungen Pfarrer, der in gleicher Weise seine geistliche Pflicht der Gemeinde in schöner, segenspendender Weise erfüllte und dessen freundliche Manieren und ernster, nie ermüdender Eifer ihn bei den einfachen Leuten, unter die sein Schicksal ihn geworfen hatte, täglich mehr und mehr beliebter machten. In dem Dorfe gab es wenige Andere, denn einfache Pachtersleute, so daß des Rektors Tochter, obgleich zu gut, um ihre weniger gebildeten Nachbarn zu verachten, sich doch sehr glücklich schätzte, Gefährtinnen von ihrem eigenen Alter gefunden zu haben, die ihr an Rang, Erziehung und Streben gleichstanden.

(Fortsetzung folgt.)

Das Inkognito zu Oggersheim.

(Fortsetzung.)

Die Angekommenen waren der Kaufmann Stein aus Mannheim, ein naher Verwandter Derain's, und seine Tochter Amalie; die Jungfrau war eine überaus anziehende Erscheinung, ein paar Augen von ungewöhnlichem Glanze belebten das blühende ovale Gesicht, Geist und Gemüth leuchteten aus ihren klassisch geformten Zügen, thronten auf ihrer weißen Stirn. Der erste Austausch der Gedanken und Gefühle nach längerer Trennung war vorüber. „Ich habe hier hinter Oggersheim ein Geschäft auf dem Lande abzumachen," sagte Stein, „und werde deßhalb bis nach meiner Rückkehr Amalien bei Dir lassen." — „Vater weiß, wie gern ich bei Ihnen und in dem stillen Oggersheim bin," sagte diese mit herzlichem Ausdruck. — „Du kleine Schmeichlerin," meinte Derain lächelnd, „kommst aus der prächtigen Residenz hier in das armselige Nest." — — „Eben deßhalb vielleicht, lieber Onkel, nach dem wüsten Lärm der großen Stadt feiert man hier eine süße Villegiatur." — „Schöne Villegiatur auf sandiger baumloser Ebene." — „Aber was halten Sie denn da so sorgfältig in der Hand, lieber Onkel?" fuhr das Mädchen fort, indem ihre Blicke auf den von Madame Wenzel übergebenen Papierstreifen ruhten. — „Ach, es ist Nichts weiter," sagte Derain, „der Wirth im Viehhof hat Fremde im Quartier, Frau Wenzel hat da etwas von ihren Schreibereien aufgeklaubt." — „Neugierde, rasende Neugierde ist einmal unseres Geschlechtes Hauptfehler," sprach Amalie mit bezaubernder Schalkhaftigkeit, „darf man nicht einen Blick hineinwerfen?" — „In Gottes Namen!" lachte Derain. Die glänzenden Augen der Jungfrau ruhten auf den unscheinbar zerrissenen Blättern. „Sieh da, das klingt ja eigenthümlich!" sagte sie nach längerer Pause. „Hört nur: „„Ein Diadem erkämpfen, ist groß; es wegwerfen, ist göttlich. Geh unter, Tyrann, sey frei, Genua, und ich Dein glücklichster Bürger."" — „Und hier: „„Es ist schimpflich, eine volle Börse zu leeren, es ist frech, eine Million zu veruntreuen, aber es ist namenlos groß, eine Krone zu stehlen. Die Schande nimmt ab mit der wachsenden Sünde. Gehorchen — Herrschen! Seyn und Nichtseyn!"" (Hier fehlt ein Stück!) „„Nicht der Tummelplatz des Lebens, sein Gehalt bestimmt den Werth."" Welche Sprache! Wer ist der Schreiber, mein Onkel?" — „Wie Madame Wenzel sagt, ein Dr. Schmidt oder Wolf." — „Schmidt — Wolf, unbekannte Klänge, während diese Sylben da mich wie alte Bekannte anschauen. Ist mir's doch, als hätte die Wucht solcher Worte schon einmal an mein Ohr geschlagen. Sonderbar!" — „Wenn man vom Wolfe spricht, so ist er nicht weit," sprach Madame Wenzel, auf einen jungen hagern Mann deutend, der eben die Thür öffnete. „Verzeihen Sie," begann Dieser, „daß ich so unangemeldet hereintrete. Ich hörte eben von einem Kutscher, der im Viehhof eingekehrt ist, daß Herr Stein hier einpassirt wäre." — „Sehe ich recht," erscholl es von Stein's Lippen, „Andreas, Du hier? Was in aller Welt hat Dich denn in diesen Winkel der Erde getrieben?" — „Davon vielleicht ein ander Mal," entgegnete mit ernster Miene der Angeredete, „ich freue mich herzlich, Sie wiederzusehen, Herr Stein." — „Kann ich mir recht denken, diese große Freude," fuhr Stein fort, „seit Du das letzte Mal in Mannheim bei uns warest, sind wohl ziemlich drei Monate verflossen. Ist das eine Sehnsucht nach alten Freunden?" — „Die Umstände gestatten es nicht anders," sprach der junge Mann, während seine Blicke mißtrauisch die Wirthin streiften. Diese empfahl sich denn auch bald mit einem piquirten: „Ich will nicht länger inkommodiren." — „Aber nun sage mir, was in aller Welt soll denn das Inkognito bedeuten, wie kommst Du zu dem Wolfspelze, Andreas?" — „Auch hierauf erlassen Sie mir jetzt die Aufklärung, wenn ich bitten darf." — „Schnackische Geschichten, da hast Du wohl auch gar diese Blätter bekritzelt?" Der junge Mann schrack leicht zusammen, als er die Papiere erblickte, dann sagte er mit festem Tone: „Nicht ich, Herr Stein, sondern mein Reisegefährte Dr. Schmidt." — „Dr. Schmidt," murmelte Stein, „das ist wohl auch ein Dr. Schmidt, der eigentlich Hinz oder Kunz heißt, nicht wahr?" Eine jähe Röthe flammte auf den Wangen des jungen Mannes auf, die den scharfen Blicken Amaliens nicht entging. „Bestürmen Sie den Armen doch nicht so heftig," flehte sie mit weichen Tönen. — „Na! freilich kann es uns am Ende gleichgiltig seyn," fiel Stein wieder gutmüthig ein, „sey uns also So oder So herzlich willkommen. Lieber Derain, ein uns dringend aus Stuttgart empfohlener junger Mann: Herr Andreas St— oder Andreas Wolf wollt' ich sagen. Hol' der Kuckuck diese Maskeraden. Aber nun, Derain, zu Geschäftssachen!" fuhr er fort, „lassen wir das junge Volk da sich die Zeit vertreiben."

Die jungen Leute zogen sich plaudernd in eine Fensternische zurück. „Haben Sie Grund, auch mir den wahren Namen Ihres Freundes zu verschweigen?" flüsterte Amalie. Fragend sah sie der junge Mann eine Weile an. „Und weßhalb zweifeln

auch Sie?" sagte er endlich. — „Weil ein Inkognito auf das andere schließen läßt," entgegnete sie lächelnd. „Aber es ist noch etwas Anderes. Ein Dr. Schmidt hat diese Zeilen geschrieben?" Ihr leuchtender Blick traf wie ein scharfer Pfeil sein erregtes Herz, als sie Dies sagte. — „Warum nicht?" zitterte es von seinen Lippen. — „Weil ein Mann, der solche Worte mit flüchtiger Hand hinwirft, keinen obskuren Namen führen kann," fuhr sie mit bestimmtem Ausdruck fort. „Andreas," — hier wurde Ihr Ton weicher und seelenvoller — „die Musik, die holde Schwester der Poesie, hat einst unsere Seelen näher geführt; hätte ich mir in den Stunden, wo wir gemeinsam im Genuß der Himmelsgaben der Kunst schwelgten, nicht das Anrecht auf Ihr Vertrauen erworben?" — „Amalie, Sie foltern mich; gebieten Sie in allen andern Stücken über mich, Sie sollen einen treuen, aufopfernden Freund finden, hier aber kann ich bei Gott nicht. Weßhalb bestehen Sie denn auch so hartnäckig darauf?" setzte er zaghafter hinzu. — „Das ist mein Geheimniß!" entgegnete sie. „Nun wohl, so schweigen Sie, wenn nicht Ihr verrätherisches Mienenspiel den Schleier schon halb gelüftet hätte. Dies ganz zu thun, sey meine Aufgabe. Ich selbst werde Ihren Freund um seinen Namen fragen." — „Sie, Amalie, wo denken Sie hin?" — „Ich werde den Onkel bitten, seine Bekanntschaft zu suchen und mich ihm vorzustellen." — „Unmöglich!" — „Wir werden sehen, es kommt ja nur auf die Probe an. Eins freilich müssen Sie mir heilig versprechen, nämlich, Ihrerseits dieser Begegnung kein Hinderniß in den Weg zu legen. Geloben Sie Dies?" — „Ich weiß nicht, ob ich Unrecht thue," entgegnete mit hohem Ernst der junge Mann, indem er ihr die Hand reichte, „aber ich kann Ihnen Das nicht versagen." — „Nun zu etwas Anderem!" rief das Mädchen mit tönender Stimme aus, während ihre Mienen von Entzücken strahlten; „was gibt's Neues im Gebiete der Tonkunst, mein Herr Dr. Wolf? Hat Zumsteeg wieder Etwas komponirt?"

(Fortsetzung folgt.)

Charade.

Mein Erst- und Zweites liebt und scheut
Der Knabe sehr.
Mein Drittes kostet und erfreut
Erwachs'ne mehr.
Mein Ganzes, lieb für Jung und Alt,
Bleibt eins in vielerlei Gestalt.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 150. Dienstag, 16. Dezember 1862.

Der einzige Sohn.

(Fortsetzung.)

Die offene und unverdorbene Lucy verhehlte weder ihre Liebe zu Franziska, noch das aufrichtige Vergnügen, das sie in Cyril's Gesellschaft empfand. Ihr Lachen war stets am fröhlichsten, ihr Gesicht am strahlendsten, wenn er zugegen war; und auch der Gelehrte hörte nach und nach auf, sich bei seinen Büchern einzuschließen und sein Gesicht spiegelte bald zur innigen Freude seiner Mutter den Ausdruck eines ruhigen Glücks wieder. Den ganzen Winter kamen die vier jungen Leute fast täglich zusammen und erst als der Frühling der Rektorei einen Besuch zuführte, der ihnen Lucy's Gesellschaft häufig entzog, fühlten der Pfarrer und seine Schwester, wie düster ihr kleines Wohnzimmer war, wenn Lucy's munteres Lachen und ihre fröhliche Stimme darin fehlten.

Miß Esther Dimsdale, Lucy's Gast, war ein einfaches, aber anziehendes Mädchen, bei welcher feines Gefühl, Gutmüthigkeit und Verstand den Mangel an Schönheit ersetzten. Sie war sehr lebhaft und offenherzig, das letztere vielleicht zu sehr, denn sie hatte eine Art, die Wahrheit herauszustoßen und scharfe Bemerkungen zu machen, was sie „ihre Meinung sagen“ nannte, die aber oft nichts weniger als angenehm und rücksichtsvoll für die Gefühle Anderer war. Ihre durchdringenden Beobachtungen hatten bald den Stand der Dinge zwischen ihrer Freundin Lucy und der Familie Danvers entdeckt und einige bedeutsame Worte und Bemerkungen rissen plötzlich den Schleier von Cyril's Augen: er erblickte sein eigenes Herz und zitterte, als er es erblickte.

„Warum bist Du so nachdenklich, Cyril?“ fragte eines Abends Franziska, nachdem sie ihren Bruder einige Minuten beobachtet hatte, der mit einem Buch auf den Knieen dasaß, in dem er jedoch augenscheinlich nicht las. Jessie sprang auf und sah ihm über die Schulter. „Richtig, da sitzt er jetzt schon eine Stunde und hat noch nicht einmal die zweite Seite herumgedreht! Mein gescheidter Bruder wird wirklich ein großer Gelehrter werden!“ sagte das lachende Mädchen und schüttelte ihm dabei ihre vollen Locken in das Gesicht.

Cyril sah verlegen aus. „Ich fürchte, ich werde wirklich faul, Jessie,“ aber ich habe an so Vieles zu denken und doch noch viel mehr zu thun!“

„Und das ist wohl der Grund, weßhalb Du in der letzten Zeit immer so ernst gewesen bist? Ja, Cyril, ich habe kaum ein Lächeln auf Deinem Gesichte gesehen, seit — ja, seitdem Esther Dimsdale hier ist.“

„Also das rechnest Du als den bedeutsamen Zeitpunkt?“ sagte ihr Bruder, das so lang verschwundene Lächeln erzwingend.

Jessie gab sich ein sehr kluges Aussehen. „Aha, ich sehe, wie es ist!“ antwortete sie mit gedämpftem Geflüster. „Ich weiß, was den ernsten Cyril Danvers erfaßt hat — er ist verliebt!“

„Ja, in meine Mutter und in Dich, kleiner Quälgeist!“ unterbrach sie der junge Mann schnell und beugte sich über seine knieende Schwester, um ihre Wange zu küssen, so daß sie sein Gesicht nicht sehen konnte. „Was! und in Franziska nicht auch?“ erwiederte muthwillig die lustige Jessie.

Cyril wandte sich gegen die ältere Schwester mit einem Blick, der keiner Worte bedurfte, der aber deutlich genug zeigte, daß er sie selbst noch mehr liebte, als die fröhliche, achtzehnjährige Jessie, die stets der Liebling der ganzen Familie gewesen war. Dann ergriff er sein Buch und ging still auf sein Arbeitszimmer. Das muthwillige Mädchen hatte eine Saite in ihres Bruders Herzen berührt, die schmerzvoll nachzitterte. Cyril liebte, er liebte leidenschaftlich und doch wußte er, daß Alles vergeblich sey, denn wie konnte er daran denken zu heirathen?

Sogar wenn Lucy ihn geliebt hätte — er dachte nie daran, daß sie lieben könnte; aber wenn dem auch so gewesen wäre, wie konnte er von seinem Herzen und seiner Heimath jene theuren Bande losreißen und ohne diese grausame Trennung durfte er nicht hoffen, eine Frau nehmen zu können. Der Kampf in seinem Busen war sehr bitter und schwer. Er hatte mit Mutter und Geschwister so glücklich gelebt und jetzt schien es, daß sie zwischen ihm und dem Mädchen standen, das er liebte, so daß er, ohne jene zu opfern, nie die Aussicht hatte, diese zu gewinnen. Manchmal dankte er Gott, daß Lucy ihn nicht zu lieben schien, denn dann würde der Kampf noch härter gewesen seyn. Aber doch sah sie ihn oft so freundlich an, — o, er hätte wohl bald ihre Liebe gewonnen, wenn er dies nur gewagt hätte. Auch ihr Vater war ein guter, wohlwollender Mann, der sich dem Glücke seines Kindes nicht widersetzen würde. Aber dann fiel der arme Cyril plötzlich aus seinem Traum: er sah seine verlassenen Schwestern allein und nicht mehr beschützt durch die Liebe eines Bruders. Wußte er doch, daß dann ein Anderer das Recht auf sein Einkommen und seine Heimath hatte und seine Schwestern verlassen waren. Er durfte nicht die Veranlassung dazu seyn — nein, auch nicht, wenn er Lucy dadurch gewönne.

Es war nicht zu verwundern, daß dieser quälende Streit in seinem Herzen auch seinen Zügen einen traurigen Ausdruck gab, obgleich er sich bemühte, seine Gefühle vor jedem Auge zu verbergen. Es war ihm fürchterlich, wenn er manchmal mit den bitteren Gedanken zu kämpfen hatte, die sich gegen die unschuldigen Wesen erhoben, welche nicht ahnten, wie viel er um ihretwillen opferte; und dann wieder in ihrer Nähe, die diese leidenschaftliche, unglückliche Liebe geweckt hatte, den harten Kampf des Entsagens täglich und stündlich zu kämpfen. Das war oft fast mehr, als der junge Mann ertragen konnte, und er würde unter dem Widerstreit seiner Gefühle erlegen seyn, wenn es lange so fort gedauert hätte.

Eines Tages kam Esther Dimsdale, um ihre plötzliche Abreise anzuzeigen: Lucy sollte mit ihr gehen, um einen zwölfmonatlichen Aufenthalt in London zu nehmen. Bald darauf kamen auch die beiden Mädchen, um einen kurzen Abschied in der bescheidenen Pfarrerswohnung zu nehmen. Es that Franziska beinahe weh, daß ihre liebe Freundin so wenig ungern wegging. Sie hätte wohl etwas trauriger seyn können, aber sie war noch so jung und fröhlich, und ging so vielen bevorstehenden Vergnügen entgegen! Als Lucy Miß Danvers küßte und mit Thränen Abschied nahm, vergab ihr Franziska sogleich, daß sie so glücklich aussah. Cyril sah nichts, fühlte nichts, als daß Lucy ihn verließ, daß sein Herz von verzweifelter Liebe zerrissen ward und daß er es dennoch verbergen müsse.

Franziska und ihr Bruder begleiteten sie nach Hause. Im Zwielicht gingen sie durch die stillen Wiesen. Es war Cyril, als ob er träume. Er wußte nur, daß Lucy's Hand auf seinem Arme zitterte und daß ihr niedergebeugtes Antlitz traurig aussah, als sie von ihrer Abreise sprach.

„Thut es Ihnen leid, uns zu verlassen?“ fragte Cyril in ernstem Tone, der dem Versuch, seine Gefühle zu unterdrücken, spottete.

Lucy antwortete nicht, aber eine große Thräne fiel auf den duftenden Strauß frischer Blumen, die Mrs. Danvers zum letzten Male für ihren Liebling gepflückt hatte.

Noch einen Augenblick und Cyril würde alle seine Entschlüsse vergessen und seine schrankenlose Liebe ihr offenbart haben, da drehte sich Franziska zufällig um. Er sah ihr bleiches, leidendes Gesicht und seine Schwäche war vorüber. Der Sohn und Bruder wollte seine Pflicht nicht verlassen.

Als nach einem kurzen Schweigen Lucy's Stimme wieder so munter wie immer neben ihm ertönte, dachte Cyril, daß seine Liebe unerwiedert sey und bald hatte er seine Fassung wiedererlangt. Als sie schieden, ließ er einen langen Blick auf ihrem Antlitz ruhen, erhob ihre Hand halb zu seinen Lippen, ließ sie aber sogleich wieder los, ohne einen Kuß darauf zu drücken, zog dann seiner Schwester Arm durch den seinen und wandte sich heimwärts.

(Fortsetzung folgt.)

Das Inkognito zu Oggersheim.

(Fortsetzung.)

Der Viehhof zu Oggersheim war, wenigstens zu der Zeit, wo unsere Geschichte spielt, keineswegs ein stattliches Hotel. Unsere anspruchsvolle Zeit würde in diesem schlichten Gebäude mit seinem Schindeldache, seinen kleinen unregelmäßigen Fenstern, seiner niedrigen Thür, über welcher freilich ein riesiger Ochse in gelber Malerei prangte, kaum einen Gasthof, sondern nur eine Ausspannung, eine Fuhrmannsherberge vermuthet haben.

In einer der kleinen Gaststuben des Oberstockes mit niedriger Balkendecke saß am Fenster die hohe Gestalt eines jungen Mannes. Der Abend war schon früh hereingebrochen, denn es war im November. Der Wind, der draußen durch die stillen Gassen

fegte, rüttelte heftig an den lose in ihren Rahmen hängenden Scheiben und ließ nur von Zeit zu Zeit die Mondessichel aus den rasch dahineilenden Wolkenschichten hervorblicken. Dann, wenn ihr heller Schein in's Zimmer drang, beleuchtete sie ein geisterhaft bleiches Antlitz, das sinnenlos nach dem sternenlosen Himmel starrte. „Wo nur Andreas bleibt?" flüsterte er kaum hörbar, „er wollte bald wiederkommen. Diese Einsamkeit, sonst so oft meine treueste Genossin, hat heute etwas Unheimliches, Gespenstiges für mich." — Er riß das Fenster auf, ein schneidender Luftzug traf seine halbentblößte Brust. „Welch' ein Aufruhr in der Natur!" sprach er weiter; „wild, gleich schnaubenden Streitrossen jagen die Wolkenmassen dahin und verscheuchen mir den bleichen Freund, der allein noch theilnehmend auf meinen Kummer herniedersieht. Nacht und grause Finsterniß überall, draußen wie drinnen." Eine grelle polternde Stimme schlug plötzlich von unten an sein Ohr. Er schloß das Fenster. „Zu dieses höllische Concert auch noch diese Dissonanz!" murmelte er. „Das ist wieder mein liebenswürdiger Wirth, der da flucht und tobt. Und doch möchte man zuletzt diese bestialischen Naturen noch beneiden, ihr Groll wettert sich bei diesem Toben aus und frißt sich nicht wie bei Geschöpfen unserer Art in's tiefste Herz hinein."

Rasch wendete er den Kopf, denn die Thüre knarrte und ein einfach, aber sauber gekleidetes Kind, des Wirths Töchterlein, trat mit einem Licht herein. „Es wäre Dies noch nicht nöthig gewesen," sprach freundlich der junge Mann zu ihr, „ich liebe die Dämmerungsstunden. Was gibt's denn wieder unten, Margareth?" — „Ach, Vater ist wieder so böse," meinte das junge Mädchen niedergeschlagen. — „Und weßhalb?" — „Er traf die Mutter in einem Buche lesend." — „Deßhalb, mein Kind?" — „Ja, er kann Das gar nicht leiden, es gibt dann jedesmal fürchterlichen Streit." — „Und Deine Mutter liest gern?" — „Ausnehmend." — „Was las sie wohl heute, weißt Du es?" — „O ja, ich sah hinein, als Papa den Rücken kehrte, es stand da vorn der Name: Ugolino von — — —" „Von Gerstenberg," fiel der Fremde ein. — „Ganz recht, so war's." — „Ugolino von Gerstenberg," wiederholte mechanisch der junge Mann, während es wie Wetterleuchten über sein bleiches Antlitz zuckte — „sonderbar — wer hätte Das hier unter diesem Dache vermuthet, ist es doch, als wandelte es mich plötzlich heimisch unter diesen Mauern an."

Da stürmte es plötzlich die Treppe herauf, die Thüre flog auf und Andreas trat herein, während die Kleine das Zimmer verließ. — „Verzeihung, Bruder," sagte er, „aber ich habe alte Bekannte getroffen, die mich durchaus nicht fortließen." — „Du hast doch nicht geplaudert, Andreas?" fragte der Andere, ihn scharf fixirend. — „Wo denkst Du hin?" entgegnete er, „Du bist in ihren Augen nur der **Dr. Schmidt**." — „Gut, es ist mir indeß lieb, daß Du wieder da bist, Andreas. Ich weiß nicht, es liegt heute zentnerschwer auf meiner Seele. Ein tristes Bild nach dem andern steigt vor meinem umnachteten Geiste auf." — „Das macht das lange Alleinseyn," meinte der Andere. — „O, das ist es nicht," erwiederte er, „Du weißt, meine Phantasie ist dann erst recht schöpferisch und weiß mir die leeren Räume zu bevölkern. Aber die Zukunft erschien noch nie in dieser drohenden Gestalt vor meinem inneren Blicke. Und wahrlich, Andreas, wie jener mächtige Himmel dort, an dem Du kein Sternlein flimmern siehst, so schwarz umflort ist auch mein Lebenshorizont. Fern von der Heimath, meinen theueren Eltern, lieben Genossen, geächtet, verfolgt von seinen Häschern gleich einem Verbrecher, ein obdachloser Flüchtling, ohne Mittel, ohne Aussichten, dem sichern Mangel preisgegeben und das Alles darum, weil mein stolzer Geist sich unwillig gegen die Sklavenketten sträubte, die man ihm anschmieden wollte. O, Andreas, die Wucht solchen Schicksals droht meine Kraft zu brechen und die Schwingen meines Genius zu lähmen. Weißt Du, welchen Tag wir heute schreiben?" fuhr er dumpf nach einer Pause fort. — „Den zehnten — —" erwiederte Andreas, plötzlich stockend. — „Vollende nur, den zehnten November," fiel der Andere ein, „o, über dies wechselvolle Spiel des Lebens mit seinen schneidenden Kontrasten. Was war uns noch vor einem Jahre dieser Tag, die Brust von kühnen Hoffnungen geschwellt, umgeben von trautem Chor jubelnder Freunde — und heute!?" — Ein feuchter Schimmer hatte sich über sein strahlendes Auge gelegt, als er so gesprochen und sein Haupt hatte sich tief auf die Schulter des Freundes gesenkt. — „Armer Friedrich!" lispelte Dieser, dann wand er sich sanft von ihm los und trat an's offene Klavier. Bald ertönten unter seinen kunstgeübten Händen süße schmeichlerische Klänge durch das stille Gemach, die allmälig zu rauschenden Akkorden anschwollen und sich in einen majestätischen Choral auflösten. „Recht so, mein Orpheus!" sprach der Andere. „Deine Weisen haben schon so oft die wilden Stürme meines Busens eingelullt und sanftere Stimmungen wach gerufen."

Es war jetzt eine heilige Stille eingetreten; stumm lehnte der Hörer über dem Stuhle des Freundes, dessen Finger nur leise flüsternde Töne den zitternden

Saiten entlockten. Da rauschte es draußen vor der Thüre. „Darf ich stören?“ sprach die eintretende Wirthin. — „Was gibt's?“ frug Andreas. — „Herr Kaufmann Derain läßt fragen, ob ihm gestattet wäre, mit seiner Mamsell Nichte — —“ — „Was bedeutet Das?“ rief der Andere auffahrend. „Ich will nicht hoffen, Andreas; das sieht wie ein abgekarteter Ueberfall aus.“ — „Nichts weniger als Dies. Es steht indeß ja bei Dir, ob Du sie vorlassen willst. Das aber versichere ich Dir bei Allem, was mir heilig ist, daß Dir von dieser Seite kein Verrath droht. Für diese Seelen bürge ich.“

„Wer ist dieser Derain?“ fragte der Andere, hastig das Zimmer durchmessend. — „Ein Biedermann; dazu ein Freund der Poesie.“ — „Und diese Mamsell Nichte?“ — „Amalie Stein, ein Engel von Verstand und Herzensgüte.“ — Die Augen Friedrich's ruhten einen Moment fest auf dem begeisterten Sprecher, dann rief er entschlossen aus: „Wohlan, auf diese Bürgschaft wage ich es mit ihnen. Sie sollen mir willkommen seyn!“

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Ueber die Stärke der Erdkruste hat Professor W. Thomson in den „**Proceedings of the Royal Society etc.**“ eine Abhandlung veröffentlicht, in welcher er die Irrigkeit der von vielen Geologen ausgesprochenen Hypothese, daß die Erde nur eine feste Kruste von 30 bis 100 englischen Meilen Stärke besitze, im Innern aber aus einer geschmolzenen Masse bestehe, nachweist und dagegen behauptet, daß das Erdinnere fester als Stahl seyn müsse. Er weist dies dadurch nach, daß ein flüssiges Erdinnere unter der Attraktion des Mondes und der Sonne einen so starken Einfluß auf die Erscheinung der Ebbe und Fluth, sowie der Präzision und Nutation ausüben müsse, daß dieselben ganz anders verlaufen würden, als sie jetzt zu beobachten sind. Da die Erdkruste so fest wie Glas, das Erdganze aber noch viel fester sey, so müsse das Erdinnere noch eine größere Festigkeit besitzen, als die Rinde, auch sey nach den heutigen Tags zu beobachtenden Erscheinungen bei Ebbe und Fluth 2c. eine geringere Stärke der festen Erdkruste als von 2000 bis 2500 englische Meilen nicht denklich.

Nachruf
an einen geschiedenen Jüngling.

Das Kreuz voran getragen bei dumpfem Glockenklang,
Zieht stille, ernst die Menge des Dorfes Weg entlang.

Auf schwarzer Bahre ruhend, in seinem letzten Haus,
Trägt man den Abgeschied'nen zur ew'gen Ruh' hinaus.

In wehmuthsvollen Klängen ertönt das Trauerlied:
„O Herr, so sey ihm gnädig, dem, der so früh verblüht!“

So geht's in langem Zuge hinaus auf stille Höh',
Es folgen Eltern, G'schwister dem Sarg in tiefem Weh!

Am grünen Raine draußen, ganz neu erst angelegt,
Ein Garten sich befindet, gar wohl und gut gehegt:

Es ist dies Gottes Garten, so schlicht und doch so reich,
Wo keimt der Samen alle, gesät für's Himmelreich.

Und die vor wenig Tagen so rüstig griffen zu,
Zu bauen diesen Garten, begleiten nun zur Ruh',

Ihn, der vor allen Andern sich eifrig that herfür,
Zu zieren diese Stätte mit hohem Kreuzpanier!

Drum trau'rt nicht, ihr Lieben, die er zurücke ließ,
Da ihm der Herr des Gartens solch' Lieb' und Gnad' erwies.

Ja weinet nicht, ihr Eltern, und achtet's nicht gering,
Daß er, der Treu'sten einer, zuerst den Lohn empfing;

Daß ihn der große Gärtner als Lieblingsblum' gelegt
Zuerst in seinen Garten, von Engeln nun gepflegt!

Du aber, Himmelssamen in deiner stillen Gruft,
Vermod're nun und keime, bis daß der Engel ruft;

Entfalte dann die Blüthen voll Pracht und Herrlichkeit,
Die nimmer werden welken in alle Ewigkeit.

Ihr aber, liebe Eltern, verbannt des Kummers Nacht,
Und betet still und denket: „Gott hat es wohl gemacht!“

Erfwlr., im Dezember 1862. *Fr. Lxbgr.*

Auflösung der Charade in **No. 149**:
Steckenpferd.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 151. Freitag, 19. Dezember 1862.

Der einzige Sohn.

(Fortsetzung.)

Noch manche Woche nach Lucy's Abreise sah das Dorf wirklich einsamer aus, wie sonst. So dachten und sagten wenigstens des Pfarrers Schwestern; und Franziska beobachtete mit dem scharfsinnigen Blicke, der durch ihre eigene, frühere Liebe gegeben war, jede Bewegung ihres Bruders. Doch dieser schien ruhiger denn je, er sprach von Lucy in seiner gewohnten Weise, las ihre häufigen Briefe und sandte ihr sogar einige Male freundliche Grüße und Botschaften als Antwort auf die ihrigen. Die besorgte Schwester war getäuscht. Verstellung war ihrer eigenen Natur unmöglich; sie war zufrieden, daß sie sich geirrt hätte, denn daß Cyril auf diese Weise seine Gefühle verbergen könnte, ahnte sie nicht. Ach, sie wußte nicht, wie weit die Macht der Liebe reicht, die auch den schwersten Vorsätzen Kraft zur Ausführung verleiht.

Auch ereignete es sich bald darauf, daß die Gedanken der zärtlichen Schwester durch einen andern Gegenstand fast ganz in Anspruch genommen wurden. Die muntere und schöne Jessie hatte einen Liebhaber gewonnen; er hatte sie in der Dorfkirche gesehen, um sie gefreit und sie errungen. Es war ein vermögender, hübscher junger Mann und sie vertrauten ihm mit Freuden den jüngsten Liebling der Familie an, dessen er würdig zu seyn schien.

Bei der ersten Hochzeit in einer Familie herrscht fast immer eine unbestimmte Traurigkeit. Es löst sich das erste Band ab, — der erste Vogel verläßt das Nest, um seine halb flüggen Schwingen in einer noch ungekannten Welt zu versuchen. Mrs. Danvers weinte beinahe so heftig bei der Hochzeit ihrer Tochter, als bei dem Tode ihres Gatten. Auch Franziska war traurig; es rief ihr Alles ihren eigenen Kummer wieder wach — tief in ihrem Herzen verborgen, aber noch immer ungeheilt. Nur Cyril sah vergnügt aus; es that ihm zwar leid, sich von seiner Schwester, seinem liebsten Spielzeug von seiner Knabenzeit an, zu trennen. Aber Jessie war so glücklich, sie liebte und war so sehr geliebt. Und durfte sich der Bruder, ohne den Gedanken als einen sündigen zu betrachten, doch auch eingestehen, daß jetzt wenigstens eine Schranke zwischen ihm und Lucy Morton gefallen war. Cyril wußte, daß sie noch frei war, denn sie schrieb ohne Rückhalt ausführlich an Franziska; und der süße Traum kam oft und öfter zu seinem Herzen, daß die liebliche Lucy doch noch einstmals sein Weib werden könne. Der junge Geistliche hatte immer eine schwächliche Gesundheit gehabt, aber die neu erweckte Hoffnung verlieh seinen Wangen wieder eine frischere Farbe und seinem Gang mehr Kraft, so daß, als Franziska das Dorf nach einiger Zeit verließ, um die junge Frau zu besuchen, sie nur eine glückliche Heimath mit der andern vertauschte. Als die liebreiche Schwester in Jessie's strahlendes Gesicht sah und an Cyril's fröhlichen Abschied dachte, fühlte sie mit inniger Freude, daß doch noch Glück in dieser Welt wohne; aber in ihrer eigenen bittern Einsamkeit gedachte sie wieder der Vergangenheit und weinte.

Die Zeit von Franziska's Abwesenheit verging rasch für Cyril und seine Mutter, obgleich sich ihr Besuch von Woche zu Woche ausdehnte. Ihre Briefe waren in einem frohen, hoffnungsvollen Ton geschrieben, der sie beide stets erheiterte; und Cyril, der nicht wußte, wie tief diese traurige erste Liebe mit jeder Fiber im Herzen seiner Schwester verwachsen war, gedachte mit freudiger Hoffnung, die gewiß nicht unlauter genannt werden konnte, wenn sich auch ein kleiner, selbstsüchtiger Gedanke damit verband — daß eine Zeit kommen könne, wo auch Franziska eine glückliche Frau, und wo er dann endlich den Lohn für sein schweres Opfer in Lucy Morton's Liebe finden würde. So träumte Cyril

oft, wenn er die langen Winterabende an seinem Kamin saß; dann malte er sich aus, wie das Plätzchen wohl aussehen würde, und dachte sich in dem einen Lehnstuhl seine Mutter und in dem andern ein junges Weib, das das liebliche Gesicht Lucy Morton's hatte, bis Mrs. Danvers ihren Sohn aus seinen Träumereien weckte, um ihn zu fragen, welch angenehmen Gedanken er nachhinge, daß er so glücklich und vergnügt aussehe.

Als endlich der Frühling mit seinem wärmenden Schein den Winter verdrängte, kehrte Franziska unerwartet zurück. Mutter und Bruder waren überrascht durch ihre Ankunft und betrachteten ihr strahlendes Gesicht mit verwunderter Freude. Sie war noch immer bleich, aber ein sanftes Feuer strahlte aus ihren blauen Augen und ein liebliches Lächeln, das irgend ein glückliches Geheimniß verrieth, spielte um ihren Mund.

Nach einiger Zeit hub Franziska mit einem tiefen Erröthen, das ihre durchsichtige Wange erglühen machte, daß die sonst so ruhige Franziska fast so schön aussah, wie Jessie, an: „Liebe Mama! würdest Du Dich freuen, einen alten Freund wiederzusehen? Charles — ich wollte sagen Mr. Wilmington — sagte, er würde morgen durch Elmdale kommen; und — und —" Franziska konnte nicht mehr herausbringen, sie schlang ihre Arme um ihrer Mutter Hals und das Erröthen und Lächeln endete in einem Thränenstrom. Das Geheimniß war heraus. Die beiden Liebenden, die so lange durch Verhältnisse und Kindespflichten getrennt gewesen waren, hatten sich wieder getroffen — diesmal frei. Nichts konnte sie jetzt mehr scheiden. So war es der sanften Franziska doch auch nicht bestimmt, eine alte Jungfer, sondern ein glückliches Weib und das in ganz kurzer Zeit zu werden.

„Warum hast Du uns aber gar nichts davon geschrieben, meine höchst geheimnißvolle Schwester?" fragte Cyril, nachdem er ihr seine warmen brüderlichen Glückwünsche dargebracht hatte.

„Weil — weil ich dachte, ich wollte es Euch lieber selbst mittheilen; und Du weißt ja, gut Ding will Weile haben," antwortete Franziska lachend und erröthend.

„Dann müßte ich mit meiner Neuigkeit eigentlich auch noch zurückhalten. Doch nein, ich muß es Dir sagen: der alte Mr. Calwert ist den vorigen Monat gestorben und ich bin diesen Morgen zum Rektor von Charlewood ernannt worden."

„Was! das freundliche Dorf, hier ganz in der Nähe? Wie freut mich das! O mein lieber, lieber Cyril, wie glücklich wirst Du seyn!" rief Franziska freudestrahlend aus.

„Ja, ich bin glücklich!" antwortete ihr Bruder; und Niemand, der in sein strahlendes Auge blickte, konnte daran zweifeln.

Die beiden Geschwister machten zusammen ihren alten Spaziergang im Zwielicht durch die grünenden Wiesen den Weg entlang, der nach Elmdale führt. Sie waren zu glücklich, um viel zu sprechen; aber sie athmeten die sanfte Abendluft, blickten zu den rothgesäumten Wolken auf und dachten — wie es hundert junge Herzen gethan haben, noch thun und immer thun werden — wie schön der einziehende Frühling und wie süß es ist zu lieben!

Plötzlich ertönte von dem alten Kirchthurme von Elmdale der fröhliche Klang der Hochzeitsglocken; Cyril und seine Schwester sahen sich an, mit jenem halb strahlenden, halb wissentlichen Lächeln, dem Erkennungszeichen der Liebe.

„Für wen werden diese Glocken geläutet?" fragte Cyril den alten Küster, der eilig durch die Felder schritt.

„Wissen Sie das nicht, mein Herr? Aber es ist ja wahr, der Herr ging weg, ohne Jemand etwas davon zu sagen, glaube ich. Es ist für Miß Lucy: sie verheirathete sich gestern Morgen mit einem vornehmen Herrn aus London."

„Dann ist das auch der Grund, weßhalb sie mir so lange nicht geschrieben hat," sagte Franziska, während der alte Mann eilig davon schritt. „Aber „Cyril — o Cyril!" schrie die Schwester auf, als sie sich umwandte und ihres Bruders Gesicht sah. In einem Augenblicke las dort Franziska die ganze Geschichte seiner heimlichen selbstverleugnenden und hoffnungslosen Liebe. Ohne ein Wort zu sagen, führte sie ihn zu einer Bank; denn er konnte nicht stehen und dort, die Hand der Schwester in der seinen haltend, ließ er der ganzen Leidenschaft seiner Liebe, seiner ganzen unaussprechlichen Verzweiflung freien Lauf. Fröhlich und feierlich klangen dazu die Hochzeitsglocken durch die Abendstille herüber, aber dem Geschwisterpaar, das nun durch die dunkelnde Nacht nach Hause kehrte, tönte es wie Todtenglocken. Die Finsterniß um sie her war nichts gegen die Nacht in den Herzen der Beiden. Wie hatte sich doch Alles verändert in einer kurzen Stunde.

Charles Wilmington kam an, doch seine verlobte Braut empfing ihn mit einem Willkommsgruß, in dem mehr Traurigkeit als Freude lag. Franziska wünschte ihre Hochzeit hinauszuschieben, allein Cyril gab es nicht zu. Er gab seine Schwester ihrem so lang getreuen Geliebten hin und versuchte es, sie fröhlich zu beglückwünschen und freundlich zu lächeln, aber es war doch eine traurige Hochzeit. Franziska fühlte, daß ihre Gegenwart ihm neue Leiden ver-

ursachte, ihre eigene, glückliche Liebe war ein zu greller Kontrast gegen seinen trostlosen Kummer. Die Schwester sah ein, daß es das Beste sey, wenn sie gehe. Aber als der Wagen sie hinwegführte, stieg immer von Neuem wieder jenes bleiche, verzweiflungsvolle Gesicht zwischen ihr und ihrem so innig geliebten Gatten auf und mitten in ihrem bräutlichen Glück trauerte Franziska für ihren unglücklichen Bruder.

(Schluß folgt.)

Das Inkognito zu Oggersheim.

(Schluß.)

Noch war der Sturm in der Brust des jungen Mannes nicht ganz beschwichtigt, als die Fremden in das Zimmer traten, denn er schritt noch eine Weile unruhig auf und ab, bis er jetzt inne hielt und sein großes Auge über die Züge der Besucher gleiten ließ. Streicher's Beobachtung entging es nicht, daß Amaliens Gestalt bei dieser Musterung leicht zusammenzuckte und ihre Blicke starr auf der Erscheinung seines Freundes wurzeln blieben. „Habe ich es nicht geahnt, Andreas?" stammelte es endlich von ihren Lippen. — „Was gibt's, Amalie?" fielen fast gleichzeitig Derain und Streicher ein. — „Irrt ein Blendwerk meine Sinne oder ist es Wahrheit?" fuhr sie fort, „diesem Manne da glaube ich schon einmal im Leben begegnet zu seyn. Lassen Sie mir Zeit, mein lieber Onkel, mich zu sammeln. Halt, da steigt es klar vor meinem Geiste auf. So hört denn! Es war im Anfange dieses Jahres, als eine fieberhafte Unruhe ganz Mannheim durchzuckte, denn es sollte auf der Bühne das Erstlingswerk eines Dichters zur Aufführung kommen, über dessen Person die wunderbarsten Gerüchte durch das Land liefen. Was nur irgend Anspruch auf Intelligenz machte, war an diesem Abende im Tempel der Kunst versammelt. Man spähte neugierig nach dem unbekannten Dichter, den man anwesend hoffte. Murmelnd wies man auf eine Gestalt, die sich in den Schatten einer Loge zurückgezogen hatte und das Haupt auf die Brust gesenkt, die Augen halb geschlossen, gleich einem zitternden Opfer dasaß. Die Tragödie begann, ein fürchterlich erhabenes Bild nach dem andern rollte sich vor den in athemloser Spannung harrenden Zuschauern ab — meine Blicke suchten wiederum den Bildner, dessen Meißel diese großartige Schöpfung entsprungen, starr und unbeweglich wie früher waren seine Züge. Da erreichte das Drama seine markerschütternde Katastrophe. Iffland's Meisterspiel machte das Blut in den Adern der schaudernden Hörer erstarren. Todtenstille herrschte in den dichtgedrängten Räumen, dann brach es plötzlich los, von allen Seiten, aus allen Winkeln brauste es einher, eines Meeres ferne Brandung anfangs, bis des Beifalls Donner endlich dröhnend das weite Haus erfüllte. Die Gestalt im Schatten der Loge droben war verschwunden, statt ihrer sah man in ihrer Brüstung einen Mann in stolzer Haltung, das Haupt siegreich erhoben, die Augen flammend von Begeisterung, und dieser Mann, dem ganz Mannheim als dem Messias der dramatischen Kunst zujauchzte, war Friedrich Schiller, der Dichter der „Räuber"!" Die Wangen der Jungfrau glühten, als sie so gesprochen, und ihre einfache Erscheinung hatte sich in imposanter Hoheit vor ihm aufgerichtet.

Ein sanftes Lächeln spielte um Schiller's Lippen. „Vor Ihren klaren Augen, mein Fräulein," hob er an, „falle die Maske. Ihre Ahnung hat Sie nicht betrogen, der Dichter der Räuber steht vor Ihnen, aber ein Anderer als der von jenem unvergeßlichen Abend, damals voll kühner himmelanstrebender Hoffnungen, die Brust schwellend von stolzer Siegesgewißheit, jetzt ein armseliger Flüchtling, an seiner heiligen Mission verzweifelnd." — „Das wolle Gott nicht," entgegnete die Jungfrau rasch. „Dies Verbrechen lade Der nicht auf seine Seele, auf den ein ganzes Volk die sichere Hoffnung baute. Auch können Sie das nicht wollen. Nein, schon sehe ich neue herrliche Blüthen Ihrem reichen Geiste entsprießen, denn hier in meinen Händen ruhen die Beweise." — Schiller's Blicke hafteten auf den losen Blättern, die sie hielt. „Was sehe ich?" rief er aus, „wie kommen die Papiere in Ihre Hände?" — „Gleichgiltiges Spiel des Zufalles", erwiederte sie, „das mir gleichwohl sichere Bürgschaft gibt, daß Sie uns nicht verloren sind." — „Ja, Du hast recht, holde Prophetin" rief da Streicher bewegt aus, „wie dort eben der Mond siegreich das Sturmgewölk bewältigt, so wird sein Geist als Ueberwinder aus den Stürmen des Lebens hervorgehen und nicht rasten, uns stets neue herrliche Früchte zu spenden. O, glaube ihr, mein Friedrich, schau' wieder vertrauend zu den Sternen auf, denn Seherworte hat ihr Mund gesprochen." — In Verklärung strahlten Schiller's Züge: „Ich will ihr glauben", rief er aus, „und an Euerm festen Vertrauen soll sich meine wankende Seele wieder emporrichten. „Fiesco" heiße wieder die Losung der nächsten Tage. In längstens vierzehn Tagen liege er in Dalberg's Händen!" — „Und dieser Tag, so düster im Aufgehen, an dem Du zwei neue

Freunde Dir für's Leben gewonnen, ist ein echter Festtag geworden und muß als solcher begangen werden. Auf, Musik, Lichter!" rief er mit ausgelassener Fröhlichkeit; „sagt nicht so Dein Fiesco? Und vor Allemeine riesige Punsch-Bowle!" — „Eine Punsch-Bowle?" wiederholte die eben eingetretene Wirthin mit langgezogenem Tone, „wo denken Sie hin, Herr Wolf, Sie wissen doch —" — „Ja freilich, eine Bowle, eine Bowle für mich," fiel da plötzlich Derain mit lauter Stimme ein. „Ah, das ist etwas Anderes," schmunzelte die Alte, „gleich soll Alles besorgt seyn; aber da hätte ich bald vergessen, hier dies Schreiben an Herrn **Dr. Schmidt** abzugeben." Schiller's zitternde Hand griff nach dem dargereichten Briefe. Flüchtig glitt sein Blick über die Zeilen, dann richtete er ihn inbrünstig nach oben: „Ist denn dieser Abend unerschöpflich in seinen Freudengaben?" rief er mit tiefer Rührung aus. „Da lies, mein Streicher! Die Wolzogen hat geantwortet. Der obdachlose Flüchtling hat ein Asyl gefunden. In Bauerbach, so lautet ihr edler Wille, soll, unbeirrt vom Treiben der Welt, mein Geist die Sammlung wieder finden für seinen heiligen Beruf, dort soll ihn nichts in seinen Träumen stören, und geborgen vor dem rauhen Luftzug des Lebens soll dort die zarte Knospe der Poesie sich entfalten!"

„Amen!" erscholl es leise von allen Lippen. — Wiederum war Streicher an das Klavier getreten, aber eine Jubelhymne war es, die jetzt durch das stille Zimmer rauschte.

Mannigfaltiges.

Der „Publizist" schreibt aus Berlin: Ein Berliner Literat, welcher durch seinen Apollokopf und seine Liebenswürdigkeit alle Herzen gewinnt, hat auf eine seit etlichen Wochen hier weilende schöne und reiche Tochter Albions, welche sich fast täglich im Carré'schen Cirkus als Zuschauerin befindet, nicht verfehlt, einen tiefen Eindruck zu machen. Die Engländerin ist eine leidenschaftliche Verehrerin der hohen Reitkunst, und nachdem sie einmal sich vorgesetzt hat, keinem Manne die Hand zu reichen, welcher nicht mit anderen Vorzügen auch die Krone des Hippodroms vereine, hält sie diese Idee mit der den Kindern des Insellandes eigenthümlichen unerschütterlichen Konsequenz fest. Die Dame ist entzückt von den äußeren und inneren Vorzügen unsers Landsmannes, verliest sich träumerisch in sein klares deutsches Auge, lauscht entzückt seinen Reden und seinen musikalischen Vorträgen, — allein die Seinige wird sie nimmer, bevor sie ihn, die schlanken Glieder in Trikot gehüllt, unter dem unausbleiblichen Beifallrufe seiner zahlreichen Freunde den Cirkus hat durchjagen sehen. — Unser Freund aber begnügt sich nicht damit, Abends während der Vorstellung sehnsuchtsvolle Blicke mit der Geliebten zu tauschen. Entschlossen und thatkräftig will er die Bedingung seines Glückes erfüllen, täglich tummelt er das Roß in der stillen, nur durch den belehrenden Ruf des Meisters belebten Arena, und hoffentlich werden wir ihn bald sein Glück erjagen sehen.

(Die Medizin als Finanzquelle.) Eine Hamburger Dame, welche dem Drange ihrer Wünsche nicht immer ökonomischen Einhalt zu thun vermochte, hatte seit einiger Zeit ein Andringen ihrer Gläubiger zu erdulden, und alterirte sich darob dermaßen, daß sie bettlägerig wurde und einen Arzt gebrauchen mußte. Aeskulap aber vermochte nicht zu helfen, so daß der besorgte Ehemann endlich den Arzt auf's Gewissen fragte, wie es mit seiner Frau stehe und was ihr fehle. — Die Fragen sind leicht zu beantworten, versetzte dieser. — **Ad I.** steht es schlecht, denn **ad II.** fehlen Ihrer Frau 2000 **M.**, um ihre Schulden zu bezahlen. — So! — — und ein möglichst langes Gesicht dazu. — Rücken Sie heraus, lieber Herr, dann wird Madame besser! rief der Doktor. — Seufzend ging der Ehemann an seinen Geldschrank, seufzend zahlte er, und seufzend sprach er: Wer bürgt mir dafür, daß die Patientin nicht rezitiv wird?! — —

„Hans Jörgel" schreibt: In eines der fünfstöckigen Zinshäuser an der Ringstraße in Wien kommt ein Herr und will eine Wohnung anschauen; der Hausmeister begleitet ihn von Stockwerk zu Stockwerk, endlich kommen sie auch in den fünften Stock der Tuberkelburg, und nachdem sie sich beide ausgeschnauft und ausgekeucht haben, schauen sie eine Wohnung an, im Hof, bestehend aus zwei Zimmern und einem Kabinet. „Was kostet die Wohnung?" fragte der Herr. „1500 Gulden," sagt der Hausmeister mit der klassischen Ruhe eines Ringstraßen-Hausbesorgers. „Schön," erwiedert der Miether ebenso ruhig, „wo ist denn der Stall?" „Der Stall?" fragte der Hausmeister ganz verdutzt, „zu was thät man denn im fünften Stock einen Stall brauchen?" „Daß man den Esel hineinstellen kann, der für das Quartier 1500 Gulden zahlt", versetzt der Herr, „b'hüt Ihnen Gott!"

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 152. Sonntag, 21. Dezember 1862.

Der einzige Sohn.

(Schluß.)

Cyril und seine Mutter waren nun allein. Er hatte von Franziska das Versprechen, daß weder seine theuere Mutter, noch Jessie je durch die Mittheilung seines unglücklichen Geheimnisses betrübt werden sollten, und so zog Mrs. Danvers in die Rektorei nach Charlewood über mit dem ungetrübten Gefühl der Freude und Hoffnung. Sie dachte wohl manchmal, daß ihr Sohn trauriger und bleicher aussehe, als vor einigen Monaten, aber Cyril war ja immer ernst und nie sehr stark gewesen. Auch nahmen ihn seine neuen Pflichten sehr in Anspruch, denn er war ein getreuer Hirte, der sein Amt mit Eifer und Gewissenhaftigkeit versah, und mochte er auch noch so ermüdet nach Hause zurückkehren, so hatte er doch immer ein Lächeln und ein fröhliches Wort für seine Mutter. Er war ein zu zärtlicher guter Sohn, um sie unter dem nagenden Gram, der an seinem Leben nistete, leiden zu lassen: es war ja weder ihr, noch seiner umschuldigen Schwestern Schuld, daß er seine süße Lucy verloren hatte.

Dieser so theuere Name wurde jetzt nicht mehr genannt, außer von ihm selbst, in seinen einsamen Leidensstunden, von denen Niemand wußte. Sie war nicht mehr nach Elmdale zurückgekehrt, sondern mit ihrem Gatten weitergereist. Der Wechsel der neuen Umgebung rief Cyril glücklicherweise die traurigen Erinnerungen seiner verlorenen Liebe nicht so oft zurück und Niemand Anderes konnte etwas davon ahnen. Nach Verlauf einiger Jahre verwunderten sich viele, daß der junge Rektor von Charlewood sich nicht verheirathete; aber sie sahen, wie sorgsam er für seine alte Mutter war und so lag der Grund wohl nahe, daß in seinem Herzen kein Raum für eine andere Liebe sich befand. Jessie's munterer Kindertrupp spielte um ihren stillen, bleichen Onkel herum; und auch Mrs. Wilmington kam mit ihrem kleinen Cyril — der ganz das Abbild seines gleichnamigen Onkels schon als kleines Kind war. Franziska sah ihren Bruder ruhig und zufrieden, ganz erfüllt von seinem hohen und heiligen Beruf. Er erwähnte Lucy's nie und die Schwester kehrte in ihre fröhliche Heimath mit dem befriedigten Gefühl zurück, daß Cyril, wenn auch nicht glücklich, doch Frieden gefunden habe.

Und sie hatte sich nicht getäuscht. Auch die schwerste Sorge, wenn sie keine Selbstvorwürfe mit sich bringt, kann der Mensch mit Geduld ertragen. Cyril hatte nach und nach gelernt, das Leben mit weniger Bitterkeit zu betrachten; er hatte nicht mehr unter der unwiderstehlichen Qual zu leiden, die ihn im Anfang fast zu Boden gedrückt hatte, wenn er auch seine alte Munterkeit nicht wieder erlangte. Es ist schon oft gesagt worden, daß Männer nie so innig lieben könnten, wie Frauen — daß sie sich bald wieder von einem Verlust, wie Cyril einer betroffen hatte, erholen; aber das ist nicht die Wahrheit. Selten liebt ein Mann mit seiner ganzen Seele wie das Weib, aber wenn er es thut, dann dauert seine Leidenschaft für Lebenszeit, mit einer Tiefe und Innigkeit, die den meisten Frauen fremd ist.

Jedes Jahr, das über Cyril's Haupt dahin schwand, wurde seine Gestalt gebeugter und sein Gesicht farbloser und hagerer. Mit etwas über vierzig Jahren sah er aus wie ein Mann, dessen Lebensblüthe dahin ist. Jeder Winter brachte ihm Leiden und seine Gesundheit wurde zusehends schwächer, so daß er genöthigt war, viele seiner Amtsgeschäfte seinem Vikar zu überlassen. Monate lang kam er nicht weiter, als von der Rektorei zur Kirche, wo er seine Stimme immer noch hören ließ, aber jeden Sonntag schwächer und überirdischer. Elmdale besuchte er nur noch selten, denn Mr. Morton war kurz nach Lucy's Hochzeit gestorben.

Eines Sonntags jedoch bat der dortige Vikar Mr. Danvers, statt seiner in der Kirche zu Elmdale zu predigen und Cyril willigte ein. Vielleicht hatte er eine unbestimmte Ahnung, daß er zum letzten Male seine Stimme an dem von manchen alten Erinnerungen geheiligten Ort erheben würde. Als er in der Sakristei stand, sah Alles noch gerade so aus, wie vor zehn Jahren, als er im Begriffe stand, die Kanzel zum ersten Male zu besteigen. Es war auch gerade um dieselbe Jahreszeit, und die Junisonne beschien heute ebenso freundlich die alten Mauern, wie damals. Als Cyril die Stufen emporstieg, erwartete er beinahe sicher, Lucy Morton in dem Rektoreistuhl wieder zu erblicken. Diesmal saß an diesem Platz, der sonst gewöhnlich leer stand, eine Dame mit zwei blühenden Kindern. Als das Gebet vorüber war, erhob dieselbe ihren gesenkten Kopf und Cyril erblickte seine erste, einzige und verlorene Liebe. Da saß Lucy in matronenhafter Haltung, mit ihren Kindern an ihrer Seite und Glück und Friede strahlte aus jedem Zug ihres noch immer reizenden Gesichts.

Ein trauriger Schatten überflog ihr Gesicht, als sie auf ihn blickte, von dessen Liebe sie nie gewußt. Welcher Unterschied war jetzt zwischen den Beiden?

Cyril predigte mit einer Stimme, die kaum unsicherer war, als gewöhnlich. Er verbannte alle irdische Liebe aus seinen Augen und seinem Herzen, doch als er die Kanzel verließ, war sein Gesicht bleich und farblos und seine Lippen aschgrau. Die zurückkehrende Versammlung hörte mit Mitleid und Bedauern, daß ihn eine Ohnmacht befallen hätte, als er die Sakristei erreichte. Der alte Küster — der noch am Leben war — behauptete, daß der weite Weg zu viel für den armen Mr. Danvers gewesen sey, und die Pächtersfrauen schüttelten die Köpfe und sagten, er sey immer zu gut für diese Welt gewesen. Unterdessen kehrte Cyril nach Hause zurück. Er sollte zum letzten Male seine Schwelle überschritten haben.

Nach einigen Tagen legte er sich nieder, um sich nicht wieder zu erholen. Doch dauerte es noch einige Wochen, bis der furchtbare Todesschatten seine stillen Arme nach seinem Opfer ausbreitete. Franziska kam zu ihrem Bruder, und Cyril sprach zu ihr von der Vergangenheit mit jener Ruhe und jenem Frieden, den die Nähe des Todes oft verleiht. Seine Seele war gefaßt und freudig. Er sprach viel von Lucy und mit dem feinen Gehör eines Kranken erkannte er sogleich ihre Stimme und ihren Schritt in dem unteren Zimmer, wohin sie beinahe jeden Tag kam, um sich nach ihm zu erkundigen und ihre alte Freundin zu besuchen. Anfangs konnte Franziska es kaum ertragen, sie zu sehen; aber bald sah sie ein, wie unrecht solche Gefühle seyen und sie hörte Lucy aufmerksam zu, wenn sie von ihrem geliebten und guten Gatten und ihren reizenden Kindern erzählte, obgleich es ihr manchen Schmerz verursachte, wenn sie dabei an ihn denken mußte, der täglich mehr dem Grabe zuwelkte.

Eines Morgens war Lucy früher als gewöhnlich gekommen; sie saß lange allein, bis sie endlich Franziska's Fußtritte langsam und schwer die Treppe herunterkommen hörte und dieselbe in das Zimmer trat.

Lucy's Augen sprachen die Frage aus, die ihre Zunge nicht herausbringen konnte. „Es ist jetzt Alles zum Besten für ihn," sagte Franziska. „Mein Bruder hat jetzt Ruhe!"

Cyril war am Morgen gestorben.

Einige Tage später saßen Lucy und Franziska zusammen in dem Trauerhaus. Es war in der Nacht, ehe die irdischen Reste des armen Cyril der Erde übergeben wurden. Sie konnten jetzt ohne Thränen von ihm sprechen und sie unterhielten sich von alten Zeiten und alten Vergnügungen, die sie mit ihm getheilt hatten, der jetzt nicht mehr war. Franziska nahm die Hand ihrer Gespielin in die Ihre. „Es ist jetzt Alles anders zwischen uns, Lucy, wir sind nicht mehr jung und unsere Gefühle sind nicht mehr dieselben, wie ehemals. Es kann jetzt kein Unrecht mehr seyn, weder gegen die Lebenden noch gegen den Todten, wenn ich Dir jetzt, da Du ein geliebtes, hingebendes Weib bist, sage, daß der Dahingeschiedene Dich leidenschaftlich liebte und daß seine Liebe erst mit seinem Leben endete!"

Lucy's Gesicht wurde bleich und bleicher, und endlich brach sie in Thränen aus. „Warum — o, warum habe ich dies nie erfahren?"

„Weil er nicht hoffen durfte, sich verheirathen zu können; und weil er zu ehrenhaft war, seine Schwestern aus seinem Hause zu vertreiben, oder das Mädchen, das er liebte, durch ein unsicheres Versprechen zu binden. Er sah auch, daß Du ihn nicht liebtest!"

„O, er sprach nie ein Wort von Liebe zu mir. Ich würde bald gelernt haben, ihn zu lieben. Dann wäre er nicht gestorben!" antwortete Lucy unter Thränen.

„Still, Lucy! Es ist jetzt Alles gut. Du bist glücklich — Du liebst Deinen Gatten!"

„Ja, ich liebe ihn; und er verdient es, geliebt zu werden," antwortete ernst die junge Frau. „Aber armer, armer Cyril!" und sie brach von Neuem in Thränen aus.

„Traure nicht um ihn," sagte Franziska; „er würde doch kein langes Leben gehabt haben. Und

wer kann ihm das süße, befriedigende Gefühl absprechen, welches ihm die treue Erfüllung seiner Pflichten und die Ueberzeugung, daß seine Selbstaufopferung nicht umsonst gewesen war, verleihen mußten? Lucy, ich, Cyrils Schwester, liebe Dich trotz all meines Kummers noch immer und fühle, daß Du keine Schuld daran hast. Aber doch ist es hart, sehr hart! — O, hätte ich doch für Dich sterben können, mein Bruder — mein einziger, geliebter Bruder!"

Der unbekannte Engel.

Eine Erzählung von B.

„Sie war nicht in dem Thal geboren,
Man wußte nicht, woher sie kam!"
Schiller.

In den Schluchten des Wasgau zwischen der Queich und der Lauter, dort gegen das Elsaß hin, liegen viele kleine ärmliche Dörflein und ein solches auch in einem tiefen Felsenkessel, aus welchem nur ein einziger Ausweg führt, der sich nach Südosten öffnet. In diesem kleinen Dörflein steht noch aus den Zeiten vor der großen französischen Revolution ein kleines Schlößchen, in welchem ehemals ein Beamter wohnte, und in diesem Schlößchen, das lange Zeit leer stand, wohnte vor etwa noch fünfzehn Jahren ein Frauenzimmer, das einst hierher gekommen war, kein Mensch wußte woher und wer sie war. Eine junge Wittwe, aus dem Dörfchen gebürtig, hauste in dem unteren Zimmer des Schlößchens und sorgte gegen guten Lohn für die Bedürfnisse des unbekannten Frauenzimmers, war auch so ziemlich die Einzige, welche mit ihr einigen Umgang hatte. Aber auch ihr blieb sowohl der Stand und die Herkunft, als die Ursache des Einsiedlerlebens der jungen Dame ein Geheimniß, und diese konnte ihr Inkognito auch vollkommen bewahren, ohne von zudringlicher Neugier oder unziemlicher Nachrede belästigt zu werden. Denn von den Klatschereien und Fraubasereien, welche ein solcher Fall, wie der einer unbekannten Dame, Prinzessin, oder Gott weiß was, in einer Stadt, einem Städtchen oder auch nur einem Flecken erregt haben würde; wußten die einfachen, armen Gebirgsleute nichts; sie begnügten sich mit der Thatsache, daß in dem seither leeren Schlößchen eine junge Unbekannte wohne, die, wenn sie einmal einen kleinen Spaziergang über die Wiesen oder das Dorf machte, zwar recht bleich und kummervoll, aber doch wie ein wahrer Engel aussah und auf freundlichen Gruß freundlich dankte, besonders mit den Kindern freundlich war, sonst aber ganz still und ohne Jemanden anzureden dahinging.

Die junge im Hause wohnende Wittwe sprach stets nur mit einer Ehrfurcht von der Unbekannten, die an Verehrung grenzte und ließ hie und da etwas von der Beschäftigung derselben fallen. Sie lese und schreibe viel, aber nähe und stricke noch mehr und hie und da setze sie sich an das Klavier, das sie sich hatte bringen lassen und spiele so schöne Melodieen, daß Jedermann, der es höre, vor Rührung weinen müsse. Das konnten denn auch die Dorfbewohner bestätigen, denn gar oft hörten sie bei ihrer Arbeit im Thale oder beim Holzmachen im Walde solche Melodieen vom Schlößchen herüberklingen.

Seit dem Einzug der Fremden war ein halbes Jahr vergangen, der Herbst kam und dieselbe ging immer noch in den bunten Wald spazieren, — aber als es zu schneien begann, sah man sie nicht mehr. Da war es aber auch überhaupt so still und öde in dem abgelegenen Thalkessel dorten, — da hörte man nichts von den Schlittenfahrten und dem winterlichen Leben der Städter und Flecken draußen in der Welt; nicht einmal von den Kunkelstuben, welche draußen in der Pfalz die langen Winterabende durch Gesang und Scherz beleben, wußte man in dem armen Dörflein etwas. Jedermann saß still zu Hause in der eingeschneiten Hütte, die Mutter etwa am Spinnrocken, wenn Hanf im Hause war, der Vater an einem Korbe, an Besen, oder sonstigen Dingen, welche zu verfertigen ihm der lange Winter Muße genug gab und wobei er vielleicht, wenn's ihm wohl zu Muthe war, mit seinen Kindern ein uraltes Weihnachtslied sang, das er von seinem Großvater gelernt haben mochte.

Aber was that denn jetzt die junge Dame im Schlosse? höre ich manchen meiner Leser ungeduldig fragen und ich will auch nicht lange zögern, ihm das zu sagen und überhaupt ihn näher bekannt mit derselben werden zu lassen. Dort sitzt sie auf dem strohgeflochtenen Stuhle hinter den weißen Fenstervorhängen und näht — Hemden wie es scheint, für Kinder von verschiedener Größe. Im Zimmer ist es so recht heimlich, einfach, sauber und entsprechend sind alle Möbeln. — Da ein Klavier aus der guten alten Zeit, kein donnernder salonfähiger Flügel, dort ein altfränkischer Schrank, welcher sich im Schlößchen beim Einzuge noch vorfand — ein Büchergestell, aus welchem uns die Titel einiger bekannten Familienwerke entgegenlachen, nämlich eine kleine Handbibel, ein Gesangbuch mit religiösen

Liedern und daneben noch die Schriften von Pestalozzi, einige deutsche Klassiker, die Romane von Walter Scott und schöne Ausgaben der Lieder von Paul Gerhardt, Johannes Falk und Schmidt von Lübeck.

Die junge Dame selbst war noch nicht oder doch kaum fünfundzwanzig Jahre alt. Sie war auch schön — zwar etwas bleich und aus ihren Zügen ließ sich deutlich ein rechtes Herzeleid herauslesen, — aber ihr Antlitz möchte noch mehr durch den wahrhaft himmlisch-milden Ernst angesprochen haben, als durch die Regelmäßigkeit der Züge. Dort saß sie nun auf ihrem Stuhle und nähte fleißig zu, — hie und da blickte sie zum Fenster hinaus auf die überschneiten Hütten im Thale oder in das Schneegestöber, das der Wind wider die Scheiben trieb, — öfters aber nach einer schwarz eingerahmten Lithographie, das Brustbild eines ehrwürdig aussehenden, ältlichen Mannes. Verglich man die Züge der jungen Dame mit denen des Porträts, so konnte man einige Verwandtschaft herausfinden, — und dem war auch so: es war das Bildniß ihres todten Vaters. Dem gegenüber hing noch ein anderes Bild, ungefähr in der nämlichen Größe — aber es war mit einem schwarzen Flor, einem Schleier, der bis beinahe auf den Zimmerboden reichte, verhangen. Die Bewohnerin des Zimmers selbst saß in einem schwarzen Merinokleide dorten, — sie trug Trauer, das sah man. Wessen Bild mag der schwarze Schleier verdecken?

Die junge Dame nähte ruhig fort, — man hätte meinen können, sie denke an gar nichts, als an ihre Arbeit. Aber sie dachte wohl noch an manches andere, gewiß auch an vergangene schöne Zeiten. In ihren Augen mochten schon viele Thränen gestanden seyn, drum konnte sie sich um jene, die eben wieder hervorquoll, nicht viel kümmern, so daß sie nicht der Mühe werth fand, sie zu trocknen. Nach und nach aber kamen mehr, und sie langte schon zum Tuche und preßte es wider die Augen.

Da pochte es draußen an der Thüre leise an. Sie erkannte an der Art des Klopfens ihre Hausgenossin, die junge Wittwe.

„Herein!“ rief sie schnell, ihr Antlitz so viel als möglich von den Spuren der Thränen reinigend.

Die Frau trat ein und sagte, es wäre ein armer Mann, der Holzhauer Friederle aus dem Dorfe da, der einen Christbaum aus dem Walde mitgenommen hätte, um ihn hier anzubieten.

„Er möge selbst hereinkommen!“ sagte unsere junge Unbekannte nach einigem Besinnen und bald darauf trat der alte Friederle ein, in selbstgeschnitzten Holzschuhen, mit der alten fuchspelzigen Mütze in der einen Hand, in der andern den schönen Tannengipfel tragend. Der alte Bauer war in großer Verlegenheit, das sah man ihm an, als er sich in dem reinlichen, ihm gar prächtig dünkenden Zimmer sah. Kaum vermochte er seinen „guten Tag“ hervorzustammeln.

„Guten Tag, lieber Mann!“ antwortete das Frauenzimmer gar freundlich. „Ihr wollt mir einen Christbaum bringen? das freut mich aber recht!“

„Ja,“ fand sich der alte Mann jetzt ermuthigt zu sagen, „es ist ein so schöner Tannengipfel und — und wie ich noch aus meinen jungen Tagen weiß, wo hier im Schlößchen Herrenleute wohnten, haben sie sich damals einen „Boßbaum“ *) aus dem Walde bringen lassen, um ihn in der heiligen Nacht herauszuputzen und allerhand schöne Sachen daran zu hängen! Da hab' ich halt gedacht, Ihr werdet Euch an einem Boßbaume erfreuen wollen und so bracht' ich Euch diesen da!“

„Dafür bin ich Euch recht von Herzen dankbar, daß Ihr an mich gedacht habt. Aber sagt einmal, Großvater, Ihr habt doch auch auf Weihnachten ein Christbäumchen zu Hause?“

„O nein!“ sagte der Alte, den Kopf schüttelnd.

„Ihr habt wohl keine kleinen Kinder mehr?“

„Meine eigenen Kinder sind Gottlob alle groß und haben selbst schon wieder Kinder!“

„Dann habt Ihr doch ein Christbäumchen für Euere Enkel.“

„O, was sollte das bei so armen Leuten wie wir in unserem Dorfe!“

„Wie? so kennt man den schönsten aller Gebräuche hier nicht?“

„Nein! Was wär's auch, wenn wir so einen Tannengipfel in unsere Stube brächten, da wir keine Lichtlein, keine Nüsse und vergoldete Aepfel haben, und von all dem schönen Zeug nichts, was man draußen in der Pfalz daranhängt. Das Alles kostet Geld, viel Geld, — und das haben wir hier nicht und sind froh, wenn wir nicht verhungern den Winter über!“

---

*) Boßbaum heißt noch jetzt in manchen Gegenden der Christbaum.

(Fortsetzung folgt.)

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 153. Dienstag, 23. Dezember 1862.

Der unbekannte Engel.

(Fortsetzung.)

Die junge Dame stand überrascht da, denn sie mochte nicht gewußt haben, daß wirklich solche Armuth sey.

„Also kommt am Ende das Christkindlein mit seinen Bescheerungen in dieses Thal nicht?“ fragte sie in recht bedauerndem, mitleidigem Tone.

„Wahrlich nicht! das kommt nur zu den reichen Leuten in der Pfalz!“ antwortete der alte Friederle. „Wir sind von ihm ganz vergessen und als ich voriges Jahr auf dem Land draußen war, sagten die armen Leute dorten, daß es auch nicht zu ihnen komme, sondern nur zu den reichen. Und doch sagt der Herr Pfarrer von Schwanheim, daß das Christkindlein selber ganz arm auf die Welt gekommen sey und wieder eben für die Armen! Man lernt's auch so in der Schule und früher war's einmal so! Das ist aber schon lange anders geworden!“

„Also war das Christkindlein doch einmal in diesem Thale?“ fragte die junge Dame, mitleidig nach dem alten Manne blickend.

„Ja, ja! Ganz alte Leute sagen und die Kinder erzählen ihnen nach, daß vor Alters immer in der Adventzeit sich ein unbekannter Engel, den die Leute nur den Weihnachtsengel nannten, habe sehen lassen. Der brachte den Kindern allerhand schöne Sachen, den bösen aber eine Ruthe, — sah nach, ob die Weiber und Mädlein fleißig spännen und die Haushaltung in Ordnung hielten, aber auch ob sie die heiligen zwölf Nächte beobachteten, da in derselben weder gesponnen noch gespult werden dürfe, wenn das Garn gut bleiben sollte.“

„Und seit wann hat das wohl aufgehört?“ fragte die Dame, welche Interesse an dem Gespräch gefunden zu haben schien. — Der Alte kratzte sich hinter den Ohren, als besänne er sich — dann meinte er:

„Die alte Marbärbel, die vor zehn Jahren starb, sagte öfters aus, der Engel sey nicht mehr gekommen, seit dem Jahre, wo die französischen Dragoner mit ihren Säbeln hinter uns standen und die Weinfässer vor uns, die wir für unsern Uebertritt austrinken durften. Seht, das mögen ungefähr so hundertfünfzig Jahre her seyn.“

„Das wäre seit den Reunionskriegen Ludwig's XIV.!“ sagte die Bewohnerin des Zimmers für sich und fragte dann den Alten weiter: „und warum kam wohl der gute Engel nicht mehr?“

„Das weiß der liebe Gott! Er war einmal von uns gewichen, und kam nicht mehr. Was sollte er bei den armen Westricher Bauern, — denn seitdem verarmten die kleinen Dörfer im Gebirge schnell und immer mehr. In unserm Dörflein ist es Gottlob seit einigen Jahren wieder besser geworden, — den Leuten macht das Arbeiten wieder Freude — und da denke ich, kommt auch der gute Engel wieder einmal!“

„Verharret in dieser Hoffnung, guter Mann, und Gott möge sie erfüllen!“ sagte die junge Dame, indem sie dem Alten zu gleicher Zeit ein Silberstück in die Hand drückte, das dieser nach einiger Weigerung in dankbarer Freude annahm, um dann zu gehen. —

Sie war wieder in dem kleinen Zimmer und blieb in tiefen Gedanken vor dem grünen Tannengipfel stehen. Sie dachte an die Armuth der Thalbewohner und an den unbekannten Engel, von welchem nur noch eine halbverschollene Sage redete, — sie dachte auch an die Hoffnung des greisen Holzhauers, daß der gute Weihnachtsengel wieder kommen würde und sie nickte mehrmals, wie bejahend, das Haupt. Leise, mit gefalteten Händen fragte sie sich selbst:

„Hat es Gott so gewollt um dieser armen Leute willen?“

Sie schaute den grünen Tannenzweig an, sie

schaute ihn lange an, auch dann noch, als sie wieder auf den Stuhl zurückgesunken war. Ihr bleiches Haupt stützte sich auf die Hand und so saß und träumte sie; draußen stob der Schnee in lichten Flocken wirr und wild vor dem Fenster herum und deckte das winzige Dörflein immer tiefer in das weiße Leichentuch; nur Rauch stieg aus den überschneiten Dächern der Hütten und wirbelte an den grauen Felsen empor, nur ein schwarzer Rabe flog mit seinem krächzenden Rufe quer über das kleine, abgelegene Thal, — sonst war Alles weiß und bleich, öde und unbeweglich in der Natur. Desto lebendiger, grüner und abwechselnder waren die Bilder und Erinnerungen, welche dorten vor den Augen der bleichen Unbekannten das stille Zimmer durchzogen und es zu einer wunderbar schönen Frühlingswelt voll Lieb' und Sonnenschein machten.

Der grüne Tannengipfel war zum schönen, großen, mächtig rauschenden Wald geworden, hinter welchem im goldenen Sonnenschein, wie die glückliche Jugendzeit hinter den Erfahrungen des Lebens, eine weite lachende Aue lag. Aus den wogenden Kornfeldern, blühenden Weinbergen und hohen Obstwäldern schauten zwei Kirchthürme eines jener großen, reichen, stadtähnlichen Dörfer, wie sie in der Vorderpfalz so häufig sind. Dort neben dem einen jener Kirchthürme stand ein freundliches Haus zwischen prangenden Gärten und ein ehrwürdiger Mann, der Pfarrer des Orts, schaute durch die Fenster in den Garten, wo zwei Kinder in fröhlichem, heiterem Spiele sich belustigten. Er lächelte mild und in ernster Heiterkeit vor sich hin, als ob er von einer seligen Zukunft der beiden Kinder träume, — denn das lebhafte Mädchen mit den losen, blonden Locken war sein einziges Kind und der kecke frische Junge mit dem Krauskopfe war der hinterlassene Sohn eines todten Freundes, der im Pfarrhause ein zweites Vaterhaus gefunden hatte. Wie waren die Kinder so glücklich in der Einfalt und Unschuld ihrer gegenseitigen Zuneigung! Kein Wölkchen trübte den ewig blauen Himmel der Kindheit, als hie und da die Erinnerung an die todten Eltern des verwaisten Wilhelm und an die ebenfalls verstorbene Mutter der kleinen Bertha, wenn sie etwa an einem schönen Sommerabende mit dem Vater nach dem Kirchhofe wandelten und ihrer Eltern Grab begossen, damit die Blumen darauf nicht verdorrten. Aber es kam eine andere Zeit, wo die zur Jungfrau herangewachsene Bertha allein dort unter den Bäumen des Pfarrgartens wandelte und an den geschiedenen Wilhelm dachte, der nun als Student in der fernen Stadt weilte und nur hie und da ein Brieflein schickte nach dem trauten Pfarrhause in der Heimath. Wie freute sie sich da auf die Ferien, und wenn er kam, wie war sie schüchtern geworden in seiner Gegenwart! Wie war er selbst befangen, wenn sie nun wieder im Garten wandelten, von den freudig strahlenden Augen des Pfarrers verfolgt! Und dann, dorten in der grünen Laube, wo er sie zum ersten Male wieder an der Hand nahm, „meine liebe Bertha" nannte und ihr fast mit Thränen in die Augen blickte! O da schneiten alle Wonnen und Seligkeiten junger Liebe in das Herz des Mädchens, da schüttelten all' die blühenden Bäume des Lenzes ihre Wipfel, daß tausend Blüthenflocken herniederfielen in das selige Bewußtseyn ihres Glückes. —

Horch! der Wind rüttelte am Fenster, die junge Dame in dem stillen Zimmer des Schlößchens hinten im tiefen Gebirg schreckte auf, draußen fielen noch immer weiße Blüthenflocken herab, als schüttelten sich die Bäume im Maien. Aber es waren nur die Schneeblüthen des Winters, die kalten eisigen Flocken, die das armselige Dörflein bedeckten. Alles, Sommerluft und Liebeswonne war dahingeschwunden und nur das Zimmerlein geblieben mit dem Porträt des todten Vaters und dem andern schwarzumflorten Bilde, das gegenüber hing; — von der ganzen, schönen, grünen Welt war nichts mehr übrig, als der grüne Tannengipfel, den der greise Friederle gebracht hatte. In dem Auge, das soeben noch erinnerungsselig gelacht hatte, waren Thränen aufgetaucht; wieder stützte das bleiche Antlitz müde auf der weißen Hand und wieder schaute es lange und wehmüthig nach dem grünen Tannengipfel in der Stube, durch welche neue Erinnerungen schwebten.

Die Flocken fielen wie heute wieder. — Bertha stand mit ihrem Vater in der Stube des Pfarrhauses, unbekümmert um Schnee und Wind draußen oder doch nur insofern, als sie öfters gegeneinander äußerten: „Wilhelm hat schlechtes Wetter zum Reisen, machen wir, daß der Christbaum fertig ist, ehe er kommt." Mit freudestrahlendem Gesicht und hochklopfendem Herzen stand und flog die Tochter des Hauses herum, hier noch etwas recht Schönes anzubinden, dorten noch etwas herbeizuholen, das an den Baum sollte. Der Christbaum wurde für Wilhelm ganz allein geschmückt. Sie hatte nicht einmal mehr Zeit, an die Freuden früherer Weihnachtsabende zu denken, so sehr war ihr Herz ganz allein von dem Gedanken an die Freuden des Kommenden erfüllt. Sie meinte, so sehr hätte sie die Wonne der Weihnachtszeit nie empfunden, wie heute. Und doch war das Weihnachtsfest jedesmal im höchsten Jubel dorten im Pfarrhause gefeiert worden. Denn nicht allein der Christbaum wurde alljährlich in dem schönsten Glanze hergerichtet, sondern Christkindel

und Pelzenickel, welche dereinst Bertha und Wilhelm in ihrer frühesten Kindheit so erschreckten, wurden oft selbst von diesen gespielt, wobei sie den kleinen Nachbarskindern viele schöne Sachen bescheerten, so daß in den Nächten vor den Weihnachtsfeiertagen jedesmal lauter Jubel in der Kinderwelt der armen Familien herrschte, welche um das Pfarrhaus herum wohnten. Dieses altherkömmliche Weihnachtsspiel wurde im Pfarrhause noch fortgesetzt, als Wilhelm bereits von der Universität kommen mußte, um als Pelzenickel sein liebes Christkindel in der Heimath durch die Winternacht hin in die Nachbarshäuser zu geleiten. Auch für dieses Jahr hofften sowohl die Nachbarskinder als Bertha selbst, das Christkindel und der Pelzenickel werden wieder umgehen, aber sie hofften bis heute vergebens, da Wilhelm, der in einer fernern Stadt als Pfarrvikar lebte, erst am heiligen Weihnachtsabende selbst im Pfarrhause anlangen wollte. — Jetzt war der Weihnachtsbaum fertig, Alles was man daran haben wollte war angebunden und noch immer fuhr kein Wagen vor, der Wilhelm brachte. Bertha stand ungeduldig am Fenster und sah in die Nacht hinaus; der Sturm brauste, aber kein Rollen eines Wagens ließ sich vernehmen. Wenn in der Ferne ein sich bewegendes Licht sich zeigte, so griff das Mädchen jedesmal nach der Kerze, um schnell die Lichtlein des Bäumchens anzuzünden, damit es in voller Pracht in leuchtendem Glanze dastände, denn sie meinte, nun komme die Chaise angefahren; aber eben so oft, als sie nach der Kerze griff, eben so oft stellte sie wieder dieselbe auf den Tisch, traurig und mit pochendem Herzen nochmals zum Fenster tretend. Denn das Kutschenlicht, das sie in der Ferne zu sehen glaubte, war entweder die Laterne eines von der Stadt heimkehrenden Bauers oder ein schweifendes Irrlicht, das ihr liebendes Herz täuschte. Sie ging einigemal hinunter bis an's Hofthor, weil sie ein Klopfen zu hören gemeint hatte, — Wilhelm konnte ja auch zu Fuß kommen, — aber sie kehrte auch jedesmal getäuscht zurück. So war es schon spät geworden und der Vater sagte: „Wilhelm kommt wohl heute nicht mehr. Das Wetter mag ihm zu schlecht seyn!" — „O gewiß kommt er noch, mein lieber Vater," fiel Bertha lebhaft ein, „er hat es mir ja im letzten Briefe versprochen, wieder den Pelzenickel zu machen und für einen Abend den Ernst seines Berufes mit den Possen und Freuden früherer Zeit zu vertauschen. Ja, er schrieb, er werde mir ein Christgeschenk mitbringen, das ich dann gleich benützen könnte!" — „Und was wäre denn das?" fragte der Vater. — „So wie er schrieb, etwas, nach dem ich mich schon lange gesehnt, — ein langer feiner weißer Schleier, wie man ihn im Mittelalter trug und der mir vortrefflich stehen wird, wenn ich das Christkindlein spielen werde!" — „Sey nicht eitel, liebe Bertha!" sagte der Vater, der in dieser Hinsicht sehr strenge war. — „O, lieber Vater," bat die Tochter verschüchtert und in diesem Augenblick pochte es am Hofthor unten so deutlich, daß man sich nicht täuschen konnte. Bertha flog, fast vor Freude aufschreiend, die Stiege hinunter; — aber nicht Wilhelm war es, der kam, sondern der Ankömmling war der Bote, der ein Packet mit einem Briefe brachte. Beides war von Wilhelm, — er kam also nicht. Bertha hätte weinen mögen wie ein Kind; der Brief war diesmal an den Vater gerichtet, der ihn aufbrach und schnell durchlas. Dann sagte er zu seiner Tochter: „Wie ich gesagt hatte, das Wetter war ihm zu schlecht für die Reise! Zudem ist er bei dem Konsistorialrathe für den Weihnachtsabend geladen, wo er sich gut zu unterhalten gedenkt, da es eine sehr liebenswürdige Familie sey. Dir läßt er glückliche Weihnachten wünschen, mein Kind, und übersendet Dir in dem Packete die versprochene Bescheerung, den Schleier, den Du zum Christkindel brauchen kannst; da Du jedenfalls wieder nach der ländlichen Dorfsitte als solches in die Nachbarshäuser gehen werdest, wie er meint." Dies hatte der Vater alles in trockenem Tone gesagt. Bertha ließ sich den Brief geben und las ihn dreimal, sie konnte den eiligen, etwas gar zu gleichgiltigen Ton nicht begreifen, in welchem er gehalten war. Endlich gab sie ihn schweigend zurück. — Der Vater selbst schien zu erwarten, daß sie durch Thränen sich äußere, aber sie weinte nicht, ob auch ihre Brust sich krampfhaft hob. — „Sieh doch nach," sagte der Vater, „was das Packet eigentlich noch enthält, — vielleicht einen Brief an Dich, liebe Bertha, der Dir besser behagt als dieser da!" — da öffnete sie das Packet, aber es enthielt nichts als einige Geschenke, wie man sie gewöhnlich um Weihnachten gibt und noch ein kleineres Packet. Sie öffnete auch dieses, und darinnen lag der Schleier. Sie legte ihn auf den Tisch, und jetzt, als sie ihn erst ansah, stieß sie einen lauten Schreckensschrei aus, — der Schleier war schwarz, tief schwarz, — ein Trauerschleier, wie ihn die Nonnen des Mittelalters trugen.

Am nämlichen Abend brannten überall im Dorfe die Lichtlein des Christbaums, nur im Pfarrhause nicht, und die armen Kinder der Nachbarshäuser warteten lange vergebens auf die Erscheinung des Christkindleins, das sonst alle Jahre kam — und als es doch noch selbige Nacht spät Abends erschien,

wunderten sich sowohl die Kinder, als noch mehr die Eltern, daß das Christkindel, das stets nur in weißem Kleid und weißem Schleier erschien, heute einen langen schwarzen Schleier übergeworfen hatte. Desto reichlicher waren seine Gaben, — denn die arme Bertha hatte sich's nicht nehmen lassen, auch heute Nacht als Christkindlein gehen zu dürfen und hatte zu den gewöhnlichen Bescheerungen der Kinder noch allen Schmuck des Christbaums beigefügt, welcher dem Ueberschicker des schwarzen Schleiers bestimmt war. Sie hatte absichtlich den schwarzen Schleier dabei benutzt, — ach sie war so ruhig, so still, so schweigsam geworden von diesem Augenblicke an, wo sie mit dem feinen Gefühle einer liebenden Seele aus dem Brief auch Dinge las, die nicht darinnen standen und doch hätten darin stehen müssen, wenn Wilhelm aufrichtig gewesen wäre. — Das waren gar traurige Weihnachtsfeiertage für die arme Bertha! — Ihr Vater hatte einige Tage nachher an Wilhelm geschrieben und die Uebersendung des schwarzen Schleiers erklärte sich aus seiner Antwort dahin, daß er, aus Ueberdrang der Geschäfte seiner Haushälterin den Auftrag des Ankaufs der Weihnachtsgaben und der Beförderung derselben durch die Post gegeben habe, so daß ein Mißverständniß die Verwechslung herbeigeführt haben mochte. Der Brief war wieder in sehr befangenem und wo möglich noch kälterem Tone gehalten und wenige Wochen darauf erhielt man im Dorfe die Nachricht, daß der frühere Pflegling des Pfarrers eine Tochter des Konsistorialrathes heirathen werde und die Verlobung bereits gefeiert worden sey. Die arme Bertha weinte keine Thräne, sie sprach mit keinem Worte mehr von Wilhelm; — so sehr ihr erschütterter Vater, dessen schönste, liebste Hoffnungen zertrümmert waren, auch für sich weinen mochte, er sprach auch nicht eine Sylbe mehr von dem Treulosen in Gegenwart seines Kindes. Aber der Schmerz, das Leid um sein armes, verlassenes Kind und um den einstigen Liebling und Schützling seines Hauses, zerstörte seine ohnedies schwache Gesundheit und bald stand Bertha in jenem großen Schleier am Grabe ihres Vaters. Wenige Wochen darauf aber verfügte sie als einzige volljährige Erbin über das Vermögen ihres Vaters, meist zu Gunsten armer Kinder, machte alles Andere zu Geld und zwei Tage vor dem Einzuge des neuen Pfarrers, des jüngsten Schwiegersohnes des mächtigen Konsistorialrathes, in das nämliche Pfarrhaus, wo er seine Kindheit verlebte, schied Bertha aus dem großen reichen Dorfe in der Vorderpfalz, um zu einer weit entfernten Verwandten zu ziehen, wie sie aussagte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Die Amerikaner, die es uns in so manchen Dingen zuvorthun, übertreffen uns ganz gewiß in der Kunst der Photographie und Geisterbeschwörung, zumal in Boston, wo jetzt nicht nur abgeschiedene Geister vermittelst eines entsprechenden Mediums zitirt, sondern auch photographirt werden. Der Entdecker dieser merkwürdigen Kunst ist ein Herr William H. Mumler aus Boston. Als er vor Kurzem — so erzählt er selbst — in seinem Laboratorium einen neuen photographischen Apparat versuchte und sein eigenes Porträt aufnahm, fühlte er plötzlich eine eigenthümliche Empfindung in seinem rechten Arm und eine Mattigkeit am ganzen Körper. Doch wer beschreibt sein Erstaunen, als er sein eben angefertigtes Konterfei betrachtet! Ihm zur Rechten befand sich nämlich das Bildniß einer zweiten Person, die keine andere als seine verstorbene Kousine war. Die Porträtähnlichkeit läßt nach der Aussage Aller, welche die Dame kannten, nichts zu wünschen übrig. Und was ist die Folge? Daß Herr Mumler seitdem nicht nur spiritualistische Audienzen ertheilt, sondern seinen Kunden auch Photographien der auf ihren Wunsch zitirten Verstorbenen verkauft. Sie sind gewöhnlich etwas matt gehalten und verschwommen, so daß die Züge schwer zu erkennen sind. Doch das hindert die gebildeten Bostoner nicht, sie als ächt anzunehmen. Wer wollte es auch mit einem Porträt von Gespenstern so genau nehmen? Wer ein Irrlicht photographirt, muß sich auf etwas Flickern und Flackern gefaßt machen.

Logogryph.

1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, — hat jeder Körper.
1, 2, 3, 5, 5, 6, 7, — gebrauchen nicht allein die Parzen.
4, 5, 1, 7, 6, — nennt dir einen deutschen Fluß.
5, 3, 6, 7, — bezeichnet eine persönliche Würde.
1, 5, 3, 6, — ist ein Umstandswort des Grades.
4, 5, 6, — mit mir fragt man nach Personen.
7, 3, 5, — durch mich werden zwei verbunden.
7, 6, — ich bin Stellvertreter eines Dritten.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 154. Freitag, 26. Dezember 1862.

Der unbekannte Engel.

(Fortsetzung.)

Dort hinten aber, tief in den beschneiten Bergen, in dem stillen Zimmer des Dorfschlößchens sitzt die unbekannte Fremde, die junge Dame noch immer, das bleiche Haupt auf die weiße Hand gestützt und gegen den grünen Tannengipfel gewendet, den der alte Friederle gebracht hatte. Die Erinnerungen ziehen in lebendigen Bildern durch ihre leidvolle Seele, — — all' der Schmerz, all' das Leid ihres Lebens preßt ihr jetzt einen Augenblick lang krampfhaft die Brust, daß sie meint, das Herz müsse zum hundertsten Male brechen und sterben, daß sie ihr Auge mit dem Ausdrucke unsäglicher Gefühle hinüber zu dem schwarz umhüllten Bilde erhebt. Aber dann sucht ihr Blick das liebe Vaterantlitz, ihm gegenüber; Trost lächelt ihr zu aus den ehrwürdigen Zügen; sie faltet die Hände und ein leises Gebet flüstert gleich einer Engelsstimme durch die engen Räume jenes Zimmers, des stillen Asyls einer reinen, um das Erdenglück betrogenen Mädchenseele. —

Wie ein wunderbarer, glücklicher, beseligender Traum war der heilige Weihnachtsabend auf die schlummernde Erde herabgesunken, und die Herzen der Kinder und Eltern draußen in der Pfalz taumelten vor Freude und Erwartung der Ankunft des heiligen Christkindleins. In dem armseligen Gebirgsdörflein dort hinten im Westrich war die Freude viel stiller. Die Leute saßen dort um den Lehmofen herum, im Lichte des Kienspanes, und wer schon einmal um diese Zeit draußen in der Pfalz war, erzählte von den Wundern dieser Nacht, von den glänzenden Christbäumchen und reichen Bescheerungen, von den Christmetten um Mitternacht in den Kirchen, wo die ganze Kirche aufleuchtet in der Pracht des Herrn, der da in dieser Nacht zur Welt kam, und von all' den andern am Weihnachtsabend haftenden Sagen und Märchen. Dann wurde mit schwerem Seufzer der Zeit gedacht, wo auch in diesem armen Thale der gute unbekannte Weihnachtsengel umherging und in jede Hütte Glück und Segen, Freude und Hoffnung brachte. Aber das ist schon lange her, — die Leute trösten sich mit der Vergänglichkeit alles Irdischen, — es war einmal und ist nicht mehr! — der Weihnachtsabend brachte in die armen Hütten keine freudigere Aufregung, die Feiertage selbst keinen besseren Tisch. Dumpf brüteten die Leute am Ofen für sich hin und dachten an die sonstigen Freuden dieser Zeit wie an ein verlorenes Paradies; denn die heitere Seite des Advents war verschwunden und nur noch die Furcht vor den Gefahren dieser Geisternächte geblieben, wo die Wehrwölf und die höllischen Mächte, die Teufelsbrüder mit des Teufels Großmutter selbst los sind und das elende verlassene Dörflein umlagern mögen, aus welchem der gute Weihnachtsengel seit Langem gewichen ist. Oft glaubten sie auch den heulenden Wehrwolf hinter'm beschneiten Zaun zu hören; aber es war doch nur wohl ein kläffender, hungriger Fuchs, welcher vergeblich einen Raub hoffend die Hütte umschleicht. Oft tönen wunderliche Stimmen durch die Luft über dem Hüttendach oder von dem Felsen herüber, der den Namen Teufelsfels führt; — aber es ist doch wohl nur der nächtliche Wintersturm, der um das Geklüfte heult und über das Thal hinbraust, daß man meint, der wilde Jäger selbst mit dem ganzen wüthenden Heere ziehe an der Seite seiner Großmutter über das Dorf hin. Die Leute flüstern ein leises Gottseybeiuns, bekreuzen sich und rufen Maria und Joseph an, wenn sie einen so unheimlichen Laut draußen vernehmen. Wenn das Fenster nicht ganz verschneit ist, werfen sie vielleicht auch einen Blick nach dem Jägerschlößchen drüben; dort ist noch Licht, ja die Fenster sind noch heller beleuchtet als sonst. Was macht in dieser Nacht wohl die junge Unbekannte?

So fragten sie sich auch in dem Hause des alten Friederle. Es war das einzige im Thale, wo eine gewisse freudige Erregtheit herrschte, — denn der alte Friederle wollte einmal wieder den Weihnachtsabend recht lustig feiern und das Geldstück, das ihm die junge Unbekannte im Schlößchen drüben gegeben, auf die beste Art anwenden. Er hatte einige Nachbarsleute eingeladen, mit ihren Kindern, so daß die Stube gestopft voll war, da er selbst viele Enkel hatte.

„Hört," sagte der alte Geselle, „wollen wir heut' Nacht, wo der Heiland geboren ist, recht fröhlich seyn auf unsere Art — da darf man sich auch etwas kosten lassen, besonders, wenn es nur das Geld kostet, das einem so nur in die Hand fliegt. Gott segne die gute Mamsell im Schlößchen drüben! — Seht, gestern war ich draußen in der Stadt — die Wittfrau, die das Mamsellchen bedient, war auch draußen, — da kaufte ich für 3 Kreuzer Tabak (er zeigte eine drei Ellen lange Rolle schwarzen Höllenknasters, wie ihn die Gebirgsleute rauchen und die Schäfer für räudige Schafe brauchen) — für einen Dreibätzner Kartoffel-Schnaps (und eben so triumphirend hob er die vier steinernen Krüge in die Höhe —) und einen Laib Bäckerbrod! Heisa, jetzt kocht meine Alte noch Grundbeeren dazu, dann leben wir da im Westrich, wie die Herrenleute draußen und vielleicht noch lustiger!"

(Fortsetzung folgt.)

Tanne und Pappel.

Ein Wintermärchen.

Die Tanne und die Pappel standen beisammen am Bache, als nächste Nachbarinnen. Wenn nun Alles ringsum still war im Felde und nur der Abendwind die Blätter und Halme rührte, da flüsterten die beiden Nachbarinnen ganz vertraulich mit einander und vertrauten sich gegenseitig ihre innersten Geheimnisse an. Nur wußte die Pappel gewöhnlich zu vielerlei, sprach geringschätzend von Andern und nur von sich immer das Beste und hörte manchmal den ganzen Tag nicht auf, der gutmüthigen Nachbarin Tanne vorzupappeln; denn die Pappel war etwas eitel und eingebildet, hörte sich überaus gerne reden und that dabei so herablassend gegen die Tanne, als ob sich's die zur größten Ehre schätzen müßte, mit ihr sich unterhalten zu dürfen. Sie dünkte sich eben viel erhabener, als die Nachbarin.

So sagte sie einmal, indem sie etwas verächtlich die Tanne ansah:

„Hört, Nachbarin Tanne! Ihr seyd doch recht bemitleidenswerth! Jetzt in der schönen Sommerszeit, wo Alles in grüner Blättertracht im Sonnenschein steht, habt Ihr noch immer Euer rauhes, dunkles Winterkleid an, wie freundlich lachend, leicht und schön ich gekleidet bin. Ich darf mich sehen lassen. Habe aber auch eine schöne stattliche Figur." —

„Ja, ja, Ihr seyd sehr lange, Frau Base!" sagte die Tanne dazwischen und machte eine höfliche Verbeugung, da gerade der Wind ihren Wipfel bewegte.

Obgleich nun die Pappel das sehr gnädig aufnahm, sagte sie doch:

„Ich bitt' Euch, neigt Euch nicht zu sehr zu mir herüber. Ihr könntet mir leicht mit Eurem rauhen Kleid mein schönes Sommergewand verletzen, wenn Ihr nicht in gehöriger Entfernung bleibt." —

Da zog sich die gute Tanne wieder zurück und stand da wie gewöhnlich, wenn auch etwas gekränkt durch die eitle Nachbarin. Die merkte es gar nicht, was die Tanne leise vor sich hinseufzte und sprach lustig weiter:

„Ich bin eine feine Dame, meiner Abstammung nach eine Ausländerin und von edlem Anstande, — ich kann mich in Eure deutsche Art nicht recht finden. Wie meint Ihr, Tanne, wir passen doch eigentlich nicht für einander!"

„Ja, manchmal kommt mir's auch so vor," sagte die Tanne bescheiden zurückweichend, denn der Wind wehte von der Pappelseite her.

Die Pappel aber fuhr fort:

„Sieh', Du bist von recht gemeinem Stamme und scheinst auch nur auf der Welt zu seyn, um zu dulden und zu ertragen. Was steht Dir noch für ein Loos bevor? Wenn der Winter kommt, hacken sie Dich vielleicht um, damit Du ihre Zimmer erwärmest. Oder sie machen Dich gar zum Maste eines schmutzigen Kauffahrteischiffes, oder vielleicht macht man aus Dir eine Wiege, einen Sarg und wirft Dich in die Grube. Arme, arme Tanne! Ich dagegen bleibe stehen und prange!"

So pappelte die Pappel. Und die Tanne dachte einen Augenblick lang: „Ja, Pappelbase, — Du bleibst stehen und prangest, weil Du zu nichts Besserem zu gebrauchen bist!" Aber ihr bescheidener Sinn ertrug nicht lange diesen Gedanken und sie seufzte recht sehr, denn sie fing nach und nach an, selbst an ihr Elend zu glauben. Als das die Pappel merkte, rückte sie der armen Nachbarin noch andere Uebel für deren Zukunft vor und pappelte immer schadenfroher, je mehr der Wind durch ihre Blätter strich und plauderte viel eitles Wesen in

ihrem Hochmuthe. Da dachte denn doch die Tanne:

„Pappel nur zu, Pappelbase, da das Pappeln einmal in Deiner Natur liegt. Ich will des Weiteren harren. —"

Und von nun an ertrug sie von der stolzen Nachbarin alles Plaudern geduldig.

Siehe da, der Herbst kam mit der Zeit und der Wind strich kühler über die Haferstoppeln. Das machte der Tanne in ihrem rauhen Kleide nichts, denn sie war das schon so gewöhnt. Aber die Pappel! O weh! Die hätt' jetzt gern mit den Kindern, die unten saßen, gesungen:

„Wind, Wind, weit hinweg, — Sonn', Sonn', daher!"

Aber wenn's Abend ward und die grauen Nebel kamen, da ging es ihr noch übler. Die eitle, zimperliche Pappel fühlte sich bald unwohl in ihrem leichten Sommerkleide. Und als der Herbstwind immer kecker daher blies, da ward sie gar ärgerlich und krittlich und schien zuletzt noch die Gelbsucht bekommen zu haben. Ihr hübsches Aeußere war dahin und sie sah nach und nach aus wie geschminkt, denn das Laub färbte sich roth und bleich und fiel schon allmälig ab. Wäre die Nachbarin Tanne nicht gewesen, so würde es noch schneller mit ihrer Schönheit vorbei gewesen seyn, doch jene gedachte der alten Freundschaft und hielt so viel wie möglich den rauhen Wind von der zarten Nachbarin ab. Aber sie konnte sie doch nicht völlig schützen. Die Zierde, der Schmuck der Pappel, die zarten, grünen Blätter waren welk geworden und fielen nach und nach völlig ab, und eines Tages stand die vorher so stolze Pappel traurig und verlassen da, all ihrer Schönheit beraubt, neben ihrer früher so verachteten Freundin.

Jetzt hat doch die Pappel ihr Unrecht eingesehen, meinst Du?

O nein!

Verdrießlich, neidisch, wie es nur eine Pappelbase von ihrer Sorte seyn kann, sah sie jetzt auf die Tanne hin, die unangefochten von dem Wetter in ihrem grünen Gewande da stand und recht gut ausschaute. Selbst die Winterstürme thaten ihr nichts, die die Pappel wohl ganz zu Boden gerissen hätten, wenn die gute Nachbarin nicht gewesen wäre. Bald schneite es und wurde empfindlich kalt. Das brachte der stolzen Pappel viel Leid, während die Tanne es dagegen leicht ertrug. Ja, der Winter verlieh ihr erst neue Reize, indem der Winterreif ihre Nadeln überhauchte, als wären sie überzuckert oder als sey die ganze Tanne ein blühender Apfelbaum im Maien. Und die Sonne und der Mond schauten herunter und gossen ihr Licht über die Tanne, daß es blitzte wie von Millionen Diamanten.

Und die Leute, die vorübergingen, sagten:

„Ei, welch' schöner Baum! Wie sieht doch die Tanne prächtig aus!"

Da verging die Pappel fast vor Neid und Aerger, denn die Tanne stand gar schön und herrlich da, ohne daß diese selbst es nur wußte. Und sie war so gut und bescheiden wie früher und bemitleidete die herabgekommene Pappel, ja sie hätte ihr gerne die Hälfte ihres Schmuckes gegeben, wenn es nur angegangen wäre.

So war es bis tief in den Advent hinein. Da kam eines Tages ein Mann daher mit der Art in der Hand. Der blieb vor den beiden Bäumen stehen — und schaute sie an.

„Die Pappel da taugt zu nichts, — aber die Tanne — welch' schöne Zweige sie hat!"

Und damit hieb er zum Schrecken der Tanne ihr einen Ast ab, den er sofort heimtrug in sein Häuslein, das im Felde stand. Da war die Tanne ganz außer sich vor Trauer bei all' ihrem Winterschmuck, wie eine Mutter, welcher durch den Tod ihr Kind entrissen wurde. Der Schmerz durchschauerte sie und die Reifperlen rollten über die Nadeln zu Boden, gleich gefrorenen Thränen.

„Jetzt hat sie doch auch ihr Leid! Hm! Hm!" sagte die Pappel innerlich befriedigt, da sie die Tanne so traurig sah. „Jetzt trag' ich das meinige noch einmal so leicht, da diese Tanne nun auch traurig seyn muß."

Es hatte die Pappel bereits schon alle Freundschaftsdienste der Nachbarin vergessen und diese stand recht betrübt, und wenn der Wind durch ihre Aeste wehte, da hörte man sie seufzen und klagen.

So seufzte und klagte sie bis in die Nacht hinein und schwankte mit ihrem Haupte bald nach dieser Seite, bald nach jener und der Schmerz beugte sie fast zu Boden, da der Wintersturm wehte. Sie sah über das öde Schneefeld hin, das die Sterne beleuchteten. Es war aber am heiligen Abend und ein helles Glöcklein tönte mit einem Mal durch die stille Nacht und wenn man dahin sah, woher es erscholl, da schaute man durch ein hellerleuchtetes Fenster in die Stube des Häuschens im Felde. Und darinnen sah man viele Lichtlein blitzen und schimmern und in ihrem Glanze einen Tannenast zum schönsten Christbaum herausgeputzt, prangend in traulicher Schönheit und Zierde. Denn aus seinen grünen Nadeln winkten goldne Nüsse und rothe Aepfel und kleine Engelsfiguren von Flittergold

saßen auf den Zweigen. Aber die Kinder des Hauses standen da, heiligen Schauers und unsäglicher Freude voll und schauten auf den Christbaum und es däuchte ihnen, sie sähen in den Himmel selbst hinein. Drauf hüpften sie lachend umher und sangen fromme Weihnachtsweisen und es klang wunderbar hell durch's Fenster auf das stille Feld in die Nacht hinaus, bis dahin, wo die Tanne mit der neidischen Nachbarin stand.

Und war die Tanne noch so betrübt?

O nein!

Die schüttelte es jetzt vor lauter Seligkeit und Freude und sie konnte sich gar nicht satt sehen an der Herrlichkeit und Pracht, in welcher der kleine Tannenzweig stand. Wenn eine Mutter im Traume ihr verstorbenes Kind als Engel im Himmel sieht mit allem Schmucke des Herrn angethan, da weint sie nicht mehr, sondern kann wohl fröhlichen Herzens werden. Gerade so war es der Tanne, da sie das Christbäumchen sah und sie konnte wohl getröstet seyn. Die Pappel aber wollte vor Aerger vergehen und schwieg ganz still und ich weiß nicht, ob sie je wieder ein Wörtlein mit der Tanne gesprochen hat.

Mannigfaltiges.

Niepce's Photographieen in natürlichen Farben auf der Londoner Industrieausstellung. Die Preisrichter in der vierzehnten Klasse der internationalen Ausstellung hatten eine dem Publikum nicht gebotene Gelegenheit, eine Anzahl Photographieen in natürlichen Farben zu besichtigen, in denen jede Farbe des Originals durch die Photographie wiedergegeben war. Sie waren von Hrn. Niepce aus Saint-Victor nach seiner, der Akademie der Wissenschaften vorgelegten Methode erzeugt. Zwölf solche Bilder wurden wohl versiegelt und vor Licht geschützt den Preisrichtern übersandt und von ihnen besichtigt. Sie bestanden aus Kopien nach Stichen, in denen die Figuren und Draperieen mit verschiedenen Farben bemalt waren. Die photographischen Farben waren sehr klar, aber ohne Abstufung, verschiedene Tinten von Roth, Blau und Gelb; Grün, Purpur und Orange waren alle vollkommen rein und lebhaft. Einige der Farben verschwanden fast gleich, als sie an das Licht kamen, während andere einige Stunden blieben; keine aber war dauerhaft. Die Bilder waren werthvolle und interessante Beispiele dafür, daß es möglich ist, eine natürliche Farbe zu reproduziren und ihnen eine kurze Dauer zu geben. Aber das Problem der Photographie in natürlichen Farben bleibt für praktische Zwecke noch ungelöst.

Das „Geldern'sche Wochenblatt“ vom 26. Nov. bringt folgende Anekdote: Als der bekannte Professor Bischoff noch Direktor am Gymnasium in Wesel war, trat er eines Tages als Lehrer der Prima in die Klasse und sah zu seinem Staunen und Entsetzen auf der Wandtafel geschrieben: „Der Bischoff ist ein Esel!“ Unser Professor erholte sich alsbald, und da er bei dem ihm inwohnenden Taktgefühl sofort erkannt, daß eine Untersuchung den Attentäter nicht an's Licht bringen oder die Klasse einen Verräther nicht in sich bergen werde, so beschloß er, sich wirksamer zu rächen und seine Primaner mit nachdrücklicher moralischer Strafe zu züchtigen. „Was treiben wir heute?“ so hob der Professor im ernsten Tone an. „Wir haben die alten Klassiker,“ gab einer der Schüler zur Antwort. „Ja, freilich, wir waren zuletzt beim Plutarch, und das ging nicht nach Wunsch, wir werden daher heute repetiren!“ Und nun stellte der Herr Professor seine Fragen so schwierig, daß auch kein einziger Schüler nur eine richtig zu beantworten im Stande war. Hierauf ging Bischoff ruhig zur Tafel und schrieb hinter: „Der Bischoff ist ein Esel!“ das Wort: „Treiber,“ und rief: „Schämt Euch, Ihr habt schlecht studirt, scheert Euch nach Hause und sorgt dafür, daß Euer Lehrer bald einen anderen Titel erlange.“ Und tief beschämt zog die Klasse ab.

(Der merkwürdige Tag.) Die Frau eines berühmten Schriftstellers, welcher aber zu dem Geschlechte der Amphibien gehörte, indem er ganze Tage und Nächte ebensowohl in der nassen Weinstube als im trockenen Bett zubringen konnte, pflegte alle häuslichen Begebenheiten, besonders welche auf ihren Gemahl Bezug hatten, genau einzutragen. Es fand sich darin auch folgende Bemerkung aufgezeichnet: „Den 8. September ist mein Mann den 9. Morgens halb 5 Uhr nach Haus gekommen.“

Auflösung des Logogryphs in № 153:

Schwere, Scheere, Weser, Ehre, sehr, wer, Ehe, er.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 155. Sonntag, 28. Dezember 1862.

Der unbekannte Engel.

(Fortsetzung.)

Der Alte schnalzte mit der Zunge und den Fingern, und die andern machten's ihm nach; denn das Herz ging ihnen auf beim Anblick all' der herrlichen Reichthümer. Nur hie und da sagte ein bedächtiger Nachbar:

„Aber Friederle, Du hast Dir zu viel Kosten gemacht, es ist nicht Recht von uns, daß wir es annehmen!"

„Ei was! Trinkt, eßt, Herz was begehrst!" fiel der Alte ein. „Man muß auf Weihnachten auch etwas Rechtes genießen zur Feier von Christi Geburt. Gott hätt' seinen Sohn wohl nicht auf die Welt geschickt auf diesen Tag, wenn er nicht haben wollt', daß man heute lustig und in allen Freuden leben solle, wenn's nun auch Geld kostet! 's ist nicht alle Tage Weihnachtsabend!"

Der Alte reichte das Brod herum, — jeder schnitt sich ein Stück mit seinem Taschenmesser herunter und auch die Kinder kriegten ihren Theil. Dann kam der Krug an den Mund, denn ein Glas war nicht da; — hui, wie schmeckte das herrliche Fusel und wie schmatzten die Lippen!

„Potz Krenk und Wetter! Das ist einmal gelebt! Gib einmal Deinen Tabak her, Friederle!" sagte ein Nachbar, schnitt sich ein ordentliches Stück von der Rolle und kaute dann mit einem Behagen und einem vergnügten Lächeln, das auch die beste Habana nicht bei einem Residenzbewohner zu erwecken vermöchte. Wer im Besitze eines jener kleinen abgebrochenen irdenen Pfeifleins war, welches man „Nasenwärmerle" heißt, und die jetzt mit einmal wieder von Frankreich her in die Mode kommen, der zog es in unbeschreiblichem Vergnügen hervor, stopfte, zündete an und dampfte, daß bald die ganze Stube nur eine Rauchwolke war.

„Wir leben kreuzfidel!" sagte hie und da einer und das war auch in der That so, — sie lebten kreuzfidel dorten in der dampfigen, finstern Stube des alten Friederle und sie kümmerten sich blitzwenig um den Wintersturm draußen. Nur selten kam die Sprache auf die alten Zeiten, wo noch der Weihnachtsengel durch das Thal ging; nur wenige Male durchschütterte auch die Leute beim Friederle der unheimliche Adventschauer, welcher die anderen Hüttenbewohner aus ihrem dumpfen Hinbrüten schreckte, wenn die Sprache auf die Schreckgestalten der Gespenster der Christnacht kam; man ließ Wehrwolf Wehrwolf und den Teufel Höllenfürst seyn und kam immer wieder schnell auf das fröhliche Geplauder über Branntwein und Kartoffeln zurück.

„Schweigt von den Gruselgeschichten. Ich kriege Gänshaut und es läuft mir eiskalt den Buckel hinab, — reicht den Krug her, daß ich mich stärke!" hieß es, wenn einer wieder auf die unheimlichen Sagen kam, wozu ihm ein unerklärlicher Laut und das Heulen des Sturmes Veranlassung geboten haben mochte, das man durch die dünnen Lehmwände der Hütte hörte. Die Kinder duckten sich dann immer tiefer in die Ecken, — wurde aber von dem Weihnachtsengel gesprochen, so kamen sie wieder hervor und horchten und sagten: „O daß der gute Engel nicht mehr kommt. Käme er doch einmal wieder!"

Da pochte es draußen an der Thüre und sie knarrte in ihren hölzernen Angeln und Hebeln.

„Horch! 's ist Jemand draußen!" sagte eine der Weiber und der Bauer, der eben den Krug am Munde hatte, ließ ihn erschreckt sinken und bekam starkes Husten, da ihm der Schnaps in die Nasenröhre gestiegen war.

„Macht auf, die Ihr vorne an der Thüre sitzt!" sagte der alte Friederle. „'S wird ein Nachbar seyn, der auch zu uns will."

„Ich habe nicht's Herz! 's könnte auch was Anderes seyn!" war die Antwort.

„Nun, Krutze putze sakredie, was soll's denn seyn!" polterte der Alte. „Macht auf und laßt die Leute nicht in dem schrecklichen Wetter lange draußen stehen!"

Einer der jungen Burschen schaute jetzt durch die Thürritze, um den nächtlichen Besucher zu erkennen, denn es war keine sehr finstere Nacht.

„Was siehst Du?"

„Eine weiße Gestalt — Jesus Maria und Joseph!"

„Es wird der Schnee seyn, oder 's kommt Jemand weit her und ist stark beschneit!" meinte der alte Friederle. „Weg Ihr zitterfüßigen Kerle, ich will schon aufmachen."

Der Alte machte auf und unter der Thüre stand — eine hohe weiße Gestalt, mit einem dichten schwarzen Schleier über dem Kopfe. Der Kienspan warf sein rothes Licht auf dieselbe und im heftigsten Schrecken schrie Alles in der Stube auf und es floh hinter den Tisch, wer da konnte, so daß dieser bald umschnappte und die Schnapskrüge auf den Boden kugelten. Der alte Friederle selbst war zurückgefahren und starrte mit schlotternden Knieen die geisterhafte Erscheinung an, die von dem jetzt hinausdringenden Rauche umwallt und trüb vom Kienspan beleuchtet, wie es schien, selbst zögerte einzutreten. Dann trat sie jedoch über die Schwelle in das düstere schlechte Gemach und sagte mit weicher freundlicher Stimme:

„Fürchtet Euch nicht vor dem Weihnachtsengel!"

„Der Weihnachtsengel! der Weihnachtsengel! der gute Engel!" ging es jetzt durch die Stube und die Erschreckten hoben die Köpfe, die Kinder sahen schüchtern unter dem Tische hervor und nach und nach richtete sich Jedermann vertrauensvoll aus seinem Schrecken auf, da der gute Engel wieder erschienen war, den man so schmerzlich vermißt hatte und von welchem schon so viel erzählt worden war. Die Angst und Furcht machte jetzt einer heiligen Scheu Platz, die Männer thaten nach und nach die Mützen ab und hörten auf zu rauchen und zu schmauchen. Die Frauen falteten die Hände in verzücktem Anstarren der Erscheinung und die Kinder kamen zutraulich näher und näher, wenn sie sich auch noch immer an den Röcken der Mutter hielten. Jetzt aber sagte der Weihnachtsengel:

„Der heilige Christ beschert Euch, liebe Kinder, damit Ihr brav werdet, Euren Eltern folget und fleißig lernt, dieses da."

Und hiemit langte der Engel in einen mitgebrachten Korb und theilte unter die Kinder Nüsse, Aepfel, Trauben, zuckerne Mandeln und Bretzeln aus, daß die Kleinen sprachlos vor Freude über so viele niegehabte und auch nie gesehene schöne Sachen staunten. Die Eltern selbst sahen nur so in Verzückung drein und wußten selbst nicht, was sie sagen sollten, — die Kleinen aber schauten in heiliger Scheue zu dem guten Weihnachtsengel auf. Der hatte noch mehr und schönere Gaben, — denn jetzt legte er Kinderstrümpfe, Hemdlein, Häubchen und Käppchen auf den Tisch, alle schön warm, von guter Leinwand oder Wolle — die gab er auch den Kindern nebst kleinen Büchlein mit Bildern und Buchstaben. Dann fragte der Engel eines der Kinder:

„Du hast doch wohl lesen gelernt? Dann verstehst Du auch, was die Bildlein bedeuten?"

„O nein, ich kann noch nicht lesen!" sagte der kleine Knabe und das Weinen stand ihm bei dem Geständniß nahe.

„Wir haben keine Schule hier und zur nächsten ist es für unsere Kinder zu weit!" wagte jetzt einer der Bauern zu sagen. „Die Wege sind im Winter verschneit — und — —"

„Sey nur still, der Engel weiß das so gut als Du und besser!" flüsterte ihm ein anderer zu, indem er ihn anstieß. Der Engel aber sagte:

„So schickt Eure Kinder hinüber nach dem Schlößchen, dort wohnt Jemand, eine Frau, die gerne die Kinder lesen und schreiben, stricken und nähen lernen wird!"

Der alte Friederle, der seither still gestanden war, nickte jetzt geheimnißvoll lächelnd mit dem Kopfe. „Hört Ihr, zu der guten Mamsell in's Schlößchen sollt Ihr die Kinder schicken!" sagte er und die Andern nickten auch. Dann gab der Weihnachtsengel jedem der größeren Anwesenden einen Gulden, ganz neu und blank, dafür sollten sie sich etwas Nöthiges anschaffen, lud die Kinder nochmals auf Morgen ein, in das Schlößchen zur Mamsell zu kommen und nahm dann kurzen Abschied.

„Gute Nacht!" sagten die guten, dankbaren Leute. „Gut' Nacht, Herr Engel und den besten Dank für die Bescheerung."

„Laß Er sich 's nächste Jahr wieder sehen, wenn Ihm unser Dorf nicht zu gering ist!" glaubte gutmüthig einer der alten Gebirgsbauern noch nachrufen zu müssen, als der Weihnachtsengel schon wieder die Thüre hinaus war.

Der Engel war verschwunden, die Eltern und Kinder saßen da, hielten die Gaben in den Händen und wußten immer noch nicht, was sie denken und sagen sollten, bis endlich das Siegel von Mund und Herzen schmolz. Jeder zeigte das Seinige und die Kinder jubelten und jauchzten nach und nach in heller Lust. Der alte Friederle aber sagte:

„So wäre denn der unbekannte Engel wieder im Thal! Mag er nun aus dem Himmel oder

von der Erde seyn, jedenfalls ist der Weihnachtsengel, den wir gesehen haben, ein guter Engel, ein rechter Engel Gottes."

Der Kartoffel-Schnaps wollte jetzt nicht mehr recht schmecken, man unterhielt sich nur noch mit heiligem Schauer von der Erscheinung, die natürlich den Meisten ein Wunder däuchte, obgleich einige die natürliche Erklärung gefunden zu haben glaubten. In jener Christnacht aber herrschte nicht blos Freude in dem Hause des alten Friederle über die Erscheinung des Weihnachtsengels und seine Bescheerungen, sondern auch in den wenigen übrigen Hütten des Dörfleins, denn dorthin kam die Wittwe, die im Schlößchen wohnte, noch in der Nacht und sagte, daß sie vom Weihnachtsengel den Auftrag hätte, die Christbescheerungen zu bringen, — man möchte nur fromm und brav bleiben. Da lebten in dem armen Gebirgsthal wieder zum erstenmal seit langer, langer Zeit die Christnachtsfreuden auf, — in jeder Hütte herrschte Freude über die Gaben: dort aber im obern Stock des Schlößchen prangte das Christbäumchen in voller Pracht und bis um Mitternacht saß die unbekannte „Mamsell" in weißem Kleide davor. Der schwarze Schleier hing wieder über dem einen Bilde an der Wand, die ehrwürdigen Züge ihres Vaters schauten wieder lächelnd aus dem Rahmen des andern, sie selbst aber wärmte sich am Ofen die Füße, denn sie war eben erst aus dem kalten Schneewetter heimgekehrt, um sich wieder einsam in ihrer Kammer ihren Erinnerungen und Träumereien zu überlassen. Sie fühlte sich heute nicht so unglücklich, denn ihr Antlitz belebte doch nach und nach ein mildes Lächeln und als sie wieder aufschaute, da sprach sie für sich leise hin:

„Wie sich die armen Kinder freuten! Wie die Väter und Mütter mich anstarrten! Ja, ich will der gute, unbekannte Engel für dieses Thal seyn, ich will ihm, so viel mir Gott Kraft verleiht, die Freuden dieser heiligen Zeit und vielleicht ein neues besseres Leben überhaupt zurückbringen. Gott hat es wohl so gewollt, — ich füge mich seiner Fügung und seinem Willen!"

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Ueber Glanz und Pracht der Damentoiletten an dem kaiserlichen Hoflager zu Compiegne enthüllen Wiener Blätter folgende Mittheilung eines Augenzeugen: Das Leben am Hofe ist allerdings sehr unterhaltend, sehr glänzend, aber auch schmählich kostspielig, namentlich für die Damen. Am Morgen trägt man zwar einfache Kleider, aber in den späteren Tagesstunden sieht man wirklich prachtvolle Toiletten. Als ich in Compiegne war und die glänzende Schaar der Damen und Kavaliere zur Jagd hinausziehen sah, bemerkte ich Kostüme, die viele Tausende werth waren. Die Gräfin L. trug z. B. ein Jagdkleid von schwerstem, schwarzen Sammt, aufgeschlagen über einen Rock von weißem Satin, und ein prachtvolles Hütchen, welches mit Brillanten förmlich besät war und im Morgensonnenschein wie eine Krone von Thautropfen schimmerte. Die Frisuren erinnern an die Moden Ludwig's XVI. und seltsam stechen davon die jambières à la Zouave ab, welche eine Erfindung unserer Tage sind. Sehr ungern wird es gesehen, wenn die Damen dieselben Roben zweimal tragen, und deßhalb muß jede der Eingeladenen ein förmliches Modemagazin mit nach Compiegne nehmen, wie denn z. B. eine mir bekannte Dame — sie gehörte zur dritten Serie der diesmal Geladenen — nicht weniger als einige fünfzig Kleider für die Dauer von etwa zehn Tagen mit nach dem Feenschloß genommen hat.

Ein jugendliches, weibliches Zwillingspaar, den höheren Ständen angehörig, hat in Paris das seltsame Phänomen erneuert, das man bei den Pathinnen des großen Rubens erwähnt findet. Am selben Tage und zur selben Zeit geboren, was bei Zwillingsgeburten nicht immer eintrifft, hatten sie während ihrer zartesten Jugend dieselben Empfindungen getheilt. Wenn sie das Fieber hatten, so genügte es, den Puls des einen Mädchens zu befragen, um die Zahl der Pulsirungen dieser beiden Herzen zu konstatiren, die im Einklange schlugen; diese Pulsirungen erfolgten stets mit mathematischer Genauigkeit. Als die beiden Kinder zu Mädchen herangewachsen, bekundeten sie dieselben Geschmacksrichtungen und, was am seltsamsten, dieselben Empfindungen. Beide verliebten sich gleichzeitig in einen jungen Mann, der eines Tages in die Familie eingeführt worden war. Man hätte annehmen können, daß die gegenseitige Neigung zwischen beiden Schwestern ein Gefühl der Eifersucht hervorrufen mußte. Allein die Gleichförmigkeit ihrer Natur und ihres Geschickes machte sie gleich mittheilend und sie gestanden einander an einem Tage das unheilvolle Geheimniß, das zum ersten Mal sie entzweien sollte. Bei dieser Nachricht empfand eine jede derselben denselben Entschluß, dieselben Eindrücke, sie faßten ein und dasselbe Vorhaben und traten beide in das Kloster, wo sie hoffen, die Heilung von der selt-

samen moralischen Krankheit zu finden, die man blos im physischen Zustande bei den siamesischen Brüdern angetroffen hat.

Tanzrobot. Koloman Simoussy, der im verflossenen Sommer eine Reise durch Siebenbürgen unternahm, um Original-Melodieen von Volksliedern zu sammeln, beschreibt diese Reise im Feuilleton des „Orszag" und erzählt unter anderm, daß er eines Tages eine große Menge Feldarbeiter auf einem adeligen Gute arbeiten gesehen habe, denen eine musizirende Zigeunerbande auf jedem Schritt folgte. Auf Befragen erhielt er die Aufklärung, daß dies eine sogenannte „Kalaka" sey, mit welcher es folgende Bewandtniß habe: Die Zigeuner musiziren den Bauern eines Dorfes an zehn bestimmten Feiertagen von Mittags bis Abends unentgeltlich, dafür arbeiten dann die Bauern den Zigeunern einen Tag lang und da die Zigeuner keine eigenen Felder besitzen, so verkaufen sie diese Arbeitsverpflichtung der Bauern an irgend einen Gutsbesitzer für baares Geld, und während der Arbeit selbst musiziren sie auch noch, damit den Leuten das Ding besser von der Hand gehe.

Als Napoleon nach Aegypten gehen wollte, war Langlès, der Konservateur des Manuskripts auf der Bibliothek, einer der gelehrtesten Männer Frankreichs, unter den Literaten, die er aufforderte, ihn zu begleiten. Aber Langlès glaubte mehr politische als wissenschaftliche Absichten in dieser Expedition wahrzunehmen und weigerte sich also, als aufrichtiger Republikaner, der Aufforderung des Generals zu folgen. „Nun, so befehle ich es Ihnen," sagte Bonaparte. — „Wie, befehlen?" antwortete der sonst so ruhige Langlès mit allem Stolze seiner Gelehrsamkeit. „Befehle nehme ich nur von der Regierung an. Und überhaupt, General, was wollen Sie eigentlich in Aegypten machen? Sie wollen Ihren Ruhm vermehren, aber ich habe bereits einen europäischen Ruhm und bin damit zufrieden." Jetzt drang Bonaparte zwar nicht weiter in ihn, aber er grollte mit ihm noch lange Zeit, wenn er ihn auch öffentlich seinen Unmuth nicht empfinden ließ.

Durch die Zeitungen läuft folgende heitere Anekdote, deren Schauplatz Baden-Baden in dem letzten Sommer gewesen seyn soll. In der Nähe des grünen Tisches saßen ein reicher Franzose und seine Gemahlin als aufmerksame Zuschauer. „Wie wär's," sagte endlich die Dame laut scherzend zu ihrem Gemahl, „wenn ich einmal auf mein Alter spielte?" — „Ja," antwortete der Franzose, „das ist ausgemacht, eine Frau, die zum ersten Male ihre Alterszahl besetzt, gewinnt immer." Alles schaut auf, um zu sehen, welche Nummer die Dame besetzen werde. Sie zieht aus einer Börse zwei Louisd'ors und setzt dieselben auf Dreißig. „Sechsunddreißig!" lautet nach einer erwartungsvollen Pause der Ruf des Croupiers. „Siehst Du?" sagte der Herr, sich an seine Frau wendend, „wärst Du aufrichtig gewesen, so hättest Du zweiundsiebenzig Louisd'ors gewonnen."

Am 2. Dezember wurde im Walde von Hennencourt bei Amiens eine graue Nebelkrähe geschossen, welche an einem um den Hals geschlungenen Kupferkettchen ein Riechbüchschen von vergoldetem Silber trug. In dem Büchschen, welches die Form eines Buches hat, fand man einen ganz kleinen braunen ölgetränkten Zettel, auf welchem man folgende Inschrift liest: „Wagram ist mein Name, denn ich bin am 6. Juni 1809 geboren, 3 Jahre hat man mich im Käfig gehalten, dann ward mir die Freiheit geschenkt. Dounai 1812."

An den ersten kalten Wintertagen konnte man in Paris eine Anzahl Damen mit Muffs von Fuchspelz sehen, welche oben mit dem Kopfe dieser pfiffigen Bestie geziert waren. Es wird gar nicht lange dauern, so werden die Damen auch die Köpfe von Bären, Wölfen, Schakals und Hyänen mit sich herumtragen, und somit wird auf den Boulevards eine wandelnde Menagerie zu sehen seyn.

Zweisylbige Charade.

Der Muselmann darf nicht
Die Erste zu sich nehmen,
Der Christ wär' wohl ein Wicht,
Wenn er sich ihr wollt' schämen.

Die Zweite hat der Mann
Zur Stütze wie zur Zier.
Wer das nicht rathen kann,
Verdient es gleich von mir.

Das Ganze ist beliebt
Und gut gepflegt an Pfählen,
Weil es 'nen Stoff uns gibt,
Der Niemand sollte fehlen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 156. Dienstag, 30. Dezember 1862.

Der unbekannte Engel.

(Schluß.)

Vor einigen Jahren gingen um Pfingsten zwei Herren den Waldpfad entlang, der auf einem langen Felsenrücken der Wasgauberge sich hinzieht. Sie hatten Tornister und Botanisirbüchse um, und der eine der Herren schien sich fleißig um die Gebirgsblumen und die verschiedenen Steinsorten zu kümmern, welche da im Ueberfluß angetroffen werden. Der andere in schwarzem Rock und Hut schien sich weniger darum zu kümmern und ging mehr schweigend dahin, als ob in tiefem Sinnen. Man sah von dem Wege aus jetzt ein tiefes, fast ganz umschlossenes Thalbecken, aus dessen engem Grunde einige weiß angestrichene Häuser durch die untersten Baumgipfel heraufblickten. Rings um das kleine Dörflein — an den Abhängen der Berge hingen Gärten und Aecker mit Korn und anderem Getreide und der blaue Mittagsrauch stieg über den Häusern langsam herauf. Es war ein idyllisches friedliches Bild, und des schwarzgekleideten Herrn Blick wendete sich auch immer wieder hinab in die Thalschlucht, ohne daß er mehr auf die reiche Fernsicht nach anderen Seiten hin achten wollte. Der Botaniker hatte sich jetzt müde gesucht und schlug vor, auf dem schönen freien Platze unter der einzelnen Eiche Mittagsrast zu halten, und dem Schwarzgekleideten war es Recht.

„Was schaust Du denn immer wieder in das armselige Thal hinab, mein Bester!" sagte der Botaniker. „Dir gefällt die Ruhe da unten und Du möchtest am Ende da noch Pfarrer oder gar vollständiger Einsiedler werden?"

„Es wäre vielleicht so übel nicht!" meinte der Angeredete. „Wer weiß, ob ich nicht glücklicher da unten in meinem Berufe wäre, als in meiner reichen Pfarrei draußen in der Pfalz. Zudem erweckt das kleine Thal Erinnerungen aus meiner Jugendzeit. — Da ging ich auch einmal um diese Zeit als kleiner Knabe mit meinem längst verstorbenen Pflegevater und dessen Töchterlein hier oben bei einer Parthie ins Gebirg, wie wir sie öfters unternahmen. Wir freuten uns auch der Stille und Ruhe dieses abgeschlossenen Thales und der Vater meinte: Hier ließe sich ausruhen in stiller Zurückgezogenheit von den Leiden und Mühen des Lebens! Und wir sprachen noch oft nach langen Jahren von dem friedlichen Thale im Gebirge."

„Aha, das gehört zu der romantischen Geschichte, an die Du stets in rührender Sentimentalität zurückdenkst. Wo ist eigentlich jene blondlockige Pfarrerstochter hingekommen, für die Du auf der Universität schwärmtest?"

„Gott weiß es, — aber ich bitte Dich, sey still davon und mache keine Scherze darüber, — ich könnte sie nicht ertragen!" entgegnete der Pfarrer, indem er eine Zeit lang vor sich hinstarrte. Dann hub er wieder an, aber in einem Tone, der seinen Freund gar nicht zur Fortsetzung des Gesprächs ermunterte: „Die arme Bertha ist verschollen, — vielleicht auch nach Amerika, wohin so viele wandern, — vielleicht schon todt."

In diesem Augenblick trat ein rüstiger junger Bauer aus dem Walde, mit der Axt unterm Arm. Als er die beiden Herren sah, blieb er bescheiden grüßend stehen.

„He, guter Freund, komm Er einmal her!" rief ihm der Botaniker zu. „Zeig Er uns einmal die verschiedenen Dörfer, Schlösser und Berge, die man von hier aus sieht!"

„Recht gern, seht, dort über die vordern Berge hinaus liegt die Pfalz bis an den Rhein, den man glitzern sieht — und dort über das Münsterer und Eschbacher Schloß hinüber sieht man die Landauer Wälle und weiterhin den Speyerer Dom. Da, an der Queich drüben, die drei Schlösser auf den tiefgrünen Bergen, das ist der Trifels, — weiter

gegen Sonnenuntergang die Falkenburg, vor uns zwischen dem Lindelboln und den hohen Felsenthürmen das Gossersweiler Thal mit seinen Dörfern; dort tief im Gebirg das Dahner Thal und die Schlösser von Schönau, über die hinaus das Gebirg weit ins Elsaß hinzieht. Ueber jenen grünen Bergrücken schaut das Schloß Guttenberg hervor und drüber hinaus kann man das Münster von Straßburg sehen, wenn man gute Augen hat."

„Gut!" sagte der Pfarrer. „Und wie heißt das Dörflein da unten in dem tiefen Thalgrund?"

Der Gebirgsbauer sagte dessen Namen und setzte hinzu, daß es sein Heimathsort sey.

„Ihr lebt doch wohl recht glücklich in Eurer Abgeschiedenheit von der Welt?" fragte der Pfarrer weiter.

„O ja, seit der unbekannte Engel ins Thal gekommen ist, lebt sich's recht gut da und wir Gebirgsleute sind wieder besser dran!" war die Antwort. „Denn wenn wir ihn auch vor vier Jahren begruben, so lebt das, was er für uns gethan hat, noch fort, — wir fühlen jetzt, was Freude heißt am Leben und wie man glücklich bei Fleiß und Zufriedenheit auch in unserem Thal seyn kann."

„Der unbekannte Engel, sagt Ihr? Wer war das? Ihr könnt uns wohl eine Sage, eine alte Geschichte erzählen?"

„O, die Geschichte ist noch nicht so alt!" versicherte der Bauer. „Seht, diese Dörfer waren einmal auch alle wohlhabend, bis vor mehr als hundertfünfzig Jahren die Franzosen kamen. Da ging alles zurück im Gebirge, ich weiß nicht warum, aber es ging ein Gerede darüber: der gute Engel sey aus dem Thal gewichen. Nämlich seitdem kam der weiße Weihnachtsengel nicht mehr ins Dorf, denkt Euch, seit mehr als hundert Jahren. Unser Dörflein war recht elend daran und man hatte eigentlich am Arbeiten gar keine Freude mehr. Aber eines Abends — es war der Weihnachtsabend — da saßen wir junge Burschen mit den alten Leuten bei dem seligen Holzhauer Friederle und da erschien der Weihnachtsengel zum ersten Mal wieder!"

Die beiden Herren, aber besonders der Pfarrer, hörten aufmerksam zu und letzterer fragte, nicht ohne innere Bewegung, da er sich früherer Zeiten erinnern mochte:

„Der Weihnachtsengel ist wohl, was man draußen in der Pfalz das Christkindlein nennt, — ein weißgekleidetes Mädchen mit weißverhülltem Kopfe?"

„Nein, unser Weihnachtsengel trug einen langen schwarzen Schleier, erschien auch jedes Jahr in der nämlichen Gestalt und brachte die Christbescheerungen. Thät auch sonst viel Gutes, so daß Alt und Jung weinte, da wir sie zu Grabe trugen; denn Ihr müßt nur wissen, lieber Herr, daß der Weihnachtsengel Niemand anders war, als die junge, unbekannte Mamsell, die im Schlößchen wohnte, die die Kinder schreiben, rechnen, lesen und die Mädchen obendrein noch stricken, nähen und spinnen lehrte. Sie selbst arbeitete auch nur noch für die Leute im Dorfe, half und rieth wo man es bedurfte und war mit einem Worte der gute Engel für's ganze Jahr in unserem Thal. Denn durch ihren Einfluß hörte nach und nach das Branntweintrinken, soweit es zum Ueberfluß geschah, ganz auf, — die Leute im Dorfe wurden alle ordentlich und Glück und Gottes Segen schwebte sichtlich über dem Thale, weil Alles gedieh. So war es zehn Jahre lang; die bleiche unbekannte Mamsell, die in der letzten Zeit viel fröhlicher war, als da sie kam, fing an zu kränkeln und je näher es ihrem Todestag entgegenging, desto heiterern Gemüthes und Sinnes wurde sie. Es war aber ein guter Engel des Herrn, der sich freute, wieder zu Gott zurückzukehren, von welchem er eben nur zu uns geschickt war, um uns zu besseren, glücklicheren Menschen zu machen. Als dieser Beruf erfüllt war, ging der gute Engel in seine Heimath zurück, nach der er sich seit Jahren bleich und krank gesehnt hatte!"

Der Pfarrer stand da, seltsam bewegt und erregt bei des Holzhauers Erzählung.

„Und wer war denn eigentlich die Mamsell im Schlößchen oder der gute Engel, wie Ihr sie nennt? Führte sie keinen andern Namen?" fragte er dann.

„Nein," antwortete der einfache Mann, „kein Mensch wußte, so lange sie lebte, wer sie eigentlich war und woher sie gekommen. Aber nach ihrem Tode hörte man etwas darüber von dem Geistlichen, welchen wir aus der nächsten protestantischen Gemeinde holen mußten, da sie zu sterben gedachte. Auch stand ihr Name auf verschiedenen Büchern und da erfuhr man denn, daß sie eine Pfarrerstochter aus der reformirten Pfalz sey."

Der Pfarrer war ganz bleich geworden. Der Athem stockte ihm und besorgt frug sein Freund:

„Um Gotteswillen, was ist Dir?"

„Nichts! — Und Ihr, guter Mann, erzählt weiter!" bat mit bebender Stimme der Pfarrer.

„Ich hab' wenig mehr zu sagen. Ihr hinterlassenes Vermögen hat sie dem Dörflein geschenkt, damit wir uns nach und nach einen eigenen Schulmeister halten können. Auch wünschte sie, daß am Weihnachtsabend jedesmal im Dorfe die Christbäumchen aufgestellt werden sollen und daß der Gebrauch des umgehenden Weihnachtsengels beibehalten werde. Das geschieht denn auch; jedoch sehen die Kinder nie mehr, gleich ihren Eltern, so

ehrfurchtsvoll und verehrend zu ihm empor, als sie es bei dem guten, unbekannten Engel thaten. Unter diesem Namen wird, so lange nur das Dörflein steht, die Selige fortleben bis zu unsern Kindern und Kindeskindern, — und unter diesem Namen, mit welchem sie auch sterben wollte, wird man sie noch nach langen, langen Jahren segnen, denn sie hat unser Dörflein aus dem Elend erhoben, in welchem es steckte. O, Ihr hättet sie nur sehen sollen, wie sie im Sarge lag im weißen Kleide und dem halben schwarzen Schleier, — ganz als schöner, freundlicher Weihnachtsengel. Seht, darum werden bei uns die Weihnachtsengel jedesmal auch schwarze Schleier tragen und das ist der Unterschied zwischen ihm und dem Christkindel draußen in der Pfalz."

„Ist gar nichts mehr übrig von ihr?" fragte jetzt der Pfarrer wieder, dessen Brust sich krampfhaft hob.

„Ja, die Kammer im Schlößchen, wo sie wohnte, ist fast noch in demselben Zustande, als da sie noch lebte, das Klavier, die Bücher und das Porträt ihres Vaters, wie man sagt, ist Alles noch da. Und auch noch ein zweites Bild hängt an der Wand, — das ist mit der Hälfte des schwarzen Schleiers verhüllt, dessen andere Hälfte sie mit ins Grab nahm!"

„O Gott, führt mich hinunter in das Schlößchen!" rief jetzt der Pfarrer. Sein Freund ermahnte ihn vergebens, sich zu fassen und begleitete ihn nebst dem Holzhauer. Sie fanden in dem Schlößchen nichts weiter als ein etwas besser gebautes Haus, dessen Bewohnerin, jene gute Wittwe, sie mit Schluchzen und Weinen in die Kammer führte. Auf den ersten Blick erkannte der Pfarrer das Porträt seines Pflegevaters, — dann hob er den Schleier von dem zweiten, — er stürzte in die Kniee, — es war sein eigenes Bildniß, das Bild des einst so glücklichen Wilhelm. — — —

So hätte ich Dich, mein geneigter Leser, zum Schlusse der Geschichte geführt und bitte Dich, das Verschweigen von Namen zu entschuldigen, denn noch leben betheiligte Personen. Drum möge auch Dir die einsiedlerische Pfarrerstochter nur als der unbekannte Engel bekannt seyn. Nur noch das wisse, daß ein gewisser Pfarrer in einem gewissen vorderpfälzischen Dorfe noch jetzt alljährlich eine mehrwöchentliche Parthie ins Gebirge macht, ganz allein und gibt auch nie Rechenschaft darüber, wo er gewesen, am wenigsten seiner Frau. — Aber die Leute in dem kleinen Dörflein des Wasgau kennen ihn gar wohl, denn er wohnt dann in dem Schlößchen in der Kammer, wo der unbekannte Engel gelebt hatte. Und sie müssen ihm stets wieder von demselben erzählen. Da horcht er denn eifrig zu und besucht alle Tage die Stellen im Thal, wo seine Bertha geweilt hatte, als könnte er sie finden. Aber er sucht vergebens nach dem guten Engel. — Einen bösen Engel hat er schon lange gefunden.

Mannigfaltiges.

Im Jahre 1793 irrte ein junger Mann von dreißig Jahren in der Nähe von Bordeaux, verkleidet, verlassen, mit der Deportation bedroht, umher. Die Zeit vertrieb ihm seine Wissenschaft, die er leidenschaftlich liebte — diese Wissenschaft war die Insektenkunde. Er sammelte und beobachtete unterwegs und verscheuchte durch den Genuß, den ihm dieses Studium bot, die trüben Gedanken. Vor den Thoren fiel er einer Schaar zerlumpter, fanatischer Weiber in die Hände, die ihn festnahmen und in das Gefängniß brachten. Nach sechs Stunden war sein Prozeß entschieden, denn er hatte offen gestanden, wer er sey und den nächsten Tag sollte das Todesurtheil an ihm vollzogen werden. Während er seine Mahlzeit hielt, erzählte ihm der Kerkermeister von nichts, als von Verbrechen und Hinrichtungen, schilderte endlich auch den Präsidenten des Gerichts und führte an, daß derselbe sich keine andere Erholung von seinem blutigen Amte gönne, als im Freien herumzustreifen und — Schmetterlinge, Käfer &c. zu suchen. Dadurch wurde natürlich die Aufmerksamkeit des Gefangenen erregt, der, schnell gefaßt, einen seltenen Käfer aus seiner kleinen Sammlung nahm und denselben, während der Kerkermeister erzählte, geheimnißvoll unten an den Pfropf seiner Flasche mit einer Nadel befestigte. Der Kerkermeister hatte dies wohl bemerkt, erblickte darin wahrscheinlich etwas sehr Gefährliches, sagte zwar nichts, ging aber mit der Flasche und dem Käfer an dem Pfropfe sogleich zu dem Präsidenten, um Anzeige zu machen. Es dauerte nicht lange, so erschien der Präsident selbst und die beiden Insektenliebhaber saßen lange, Alles um sich her vergessend, als Freunde, nicht als Richter und Verurtheilter, beisammen. Der Käfer hatte den Letzteren, wie er richtig berechnet, gerettet. Er erhielt von dem Präsidenten Geld, Empfehlungsschreiben und die besten Zeugnisse seiner guten republikanischen Gesinnungen. Der Gerettete war der große Naturforscher Latreille.

(Mittel gegen die Langeweile auf dem Lande.) In Londoner Blättern steht folgende Ankündigung: „Herr Joseph Jeckill, der oft die traurige Erfahrung gemacht hat, wie sehr die Herren, welche im Winter auf dem Lande wohnen, von der Langeweile geplagt werden, hat in Spring-Garden ein Bureau eröffnet, welches es sich zur Aufgabe macht, jenen Herrschaften, welche auf dem Lande wohnen, zu sehr billigen Preisen angenehme und gute Gesellschaften zuzuschicken. Für ein Abonnement von dreißig Guineen jährlich erhalten die Subscribenten alle Woche vier Gäste, je nachdem sie dieselben wünschen. Für fünfzehn Guineen erhält man wöchentlich zwei Gäste, die alle vierzehn Tage gewechselt werden können. Aus dem Verzeichniß des Hrn. J. J. kann man sich überzeugen, daß er eine Auswahl und ein Sortiment von sechshundert Gesellschaftern hat, die alle Augenblick bereit sind, wohin man es wünscht, abzureisen. Der Subscribent ist schuldig, seinen Gästen täglich vier Mahlzeiten und Claret zu geben. Wenn ein Gast dem Subscribenten nicht gefällt, so kann er ihn gegen einen andern austauschen.

An der brasilianischen Küste ist ein Exemplar der „Seeschlange" todt an den Strand geworfen und von den Einwohnern der Stadt Silianes (unweit Para) zerstückelt worden. Das Ungethüm ist circa 35 Meter oder 110 Fuß lang gewesen, wovon circa 14 Fuß auf den Kopf und 50 allein auf den Schwanz kamen. Am Vorderleib haben sich zwei schaufelartige Flossen befunden, und der untere Theil des Leibes und Schwanzes ist mit schuppigen Querstreifen versehen gewesen. Der Kopf hat die Gestalt eines Kaimankopfes gehabt, ist aber nicht so spitz gewesen. Aus den Rückenwirbeln haben sich die Leute Salinas-Stühle gemacht. So hat ein Lootse darüber in Para berichtet und als Probe eine der kleinsten Rippen vorgewiesen, die ein französisches Schiff jetzt mit nach Nantes gebracht hat. Dieselbe hat eine Länge von 3 Meter 65 Centimeter oder circa 11 Fuß. Die größten Rippen sollen doppelt so lang seyn. Sehr wahrscheinlich ist diese „Seeschlange" ein Reptil-Amphibium, das vom Para oder vom Amazonenstrom aus den Sümpfen in den Ozean herausgeschwemmt ward und dabei um's Leben kam.

Fortschritte in der Diebs-Industrie. Mannheim scheint sich bald zur Großstadt qualifiziren zu wollen, wenigstens steht es hinsichtlich der in letzter Zeit ausgeführten „feinen" Betrügereien keiner nach. Ein Mädchen kommt zu einem bekannten Parapluiemacher, verlangt für die Frau Wirthin N. N. zum Aussuchen sechs Regenschirme, die sie auch erhält, nicht aber, ohne daß der Verkäufer so vorsichtig war, sein Dienstmädchen nachzuschicken, die mit dem zufriedenstellenden Bescheid zurückkam: „S'ist ganz in Ordnung, ich hab' durch's Fenster geguckt und gesehen, wie die Madam g'rad einen aufgemacht und betracht' hat." Als aber andern Tages die Madame zu unserm Fabrikanten kommt, wirklich einen Schirm zu kaufen und gefragt wurde: „hat Ihnen denn unter den sechs keiner gefallen?", da klärte es sich auf, daß solche Waisenkinder geworden, d. h. von fremden unberechtigten Leuten „aufgezogen" würden. Das Mädchen war als Hausirerin zur Wirthin gekommen und hatte die Schirme zum Verkauf angeboten, man war aber nicht Handeleins geworden. — Bei einem Silberarbeiter kaufte ein Fremder ein Dutzend Kaffeelöffel, das Geld reicht ihm aber nicht, weßhalb der Käufer die eingewickelte Waare auf den Tisch legte und wiederkommen will; da dieses zu lange dauert, muß der Verkäufer jene wieder in ihren Platz einreihen, zieht aber verblüfft statt der silbernen Löffel solche aus Komposition hervor und wurde gewahr, daß ihm für theueres Honorar ein artiges Taschenspielerstückchen produzirt worden war.

Neue Zähne im 96. Lebensjahre. Aus Leitomischl wird geschrieben, daß kürzlich die Schwiegermutter des dortigen Bürgers und Fleischhauers S., welche sich im 96. Lebensjahre befindet und bereits alle Zähne verloren hatte, wieder wie ein Kind auf's Neue zu zahnen anfing, in Folge dessen bei ihr auch wirklich viele neue Zähne und namentlich Spitzzähne hervorgetreten sind, ein Fall, der zu den seltensten gehören dürfte. Wenn ein Rückschluß auf die Oekonomie der Natur erlaubt ist und diese Frau ihre neuen Zähne zu dem Zweck erhalten hat, sie hienieden noch aufzubrauchen, so hat sie die beste Anwartschaft auf ein Methusalem-Alter.

Die k. k. Akademie der Wissenschaften in Wien hat alle unnöthigen Titulaturen, als: Wohlgeboren, Hochwohlgeboren u. s. w. abgeschafft. (Dasselbe ist in Baden für den Behörden-Verkehr schon vor längerer Zeit geschehen.)

Auflösung der zweisilbigen Charade in № 154:

Weinstock.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.